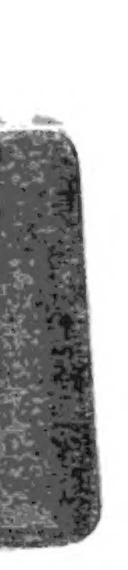
Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag

Digitized by Google



Digitized by Google

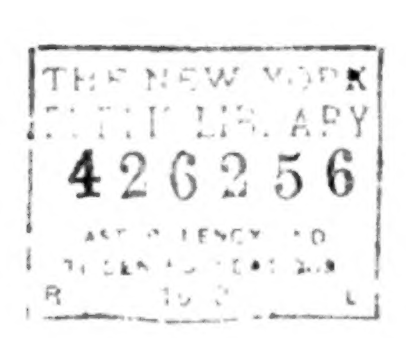
*DF
Westermann's

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Einundvierzigster Band.

Der dritten Folge neunter Band.

October 1876 — März 1877.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1877.

Digitized by Google

6033.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
426256
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1910 L

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

einundvierzigsten (der dritten Folge neunten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Bodenstedt, Fr. von, in Hannover, 85, 191, 307, 531. — Bölte, Amely, in Stuttgart, 315. — Braun, Karl, in Berlin, 205. — Dilthey, Wilhelm, in Breslau, 482, 586. — Elkan, Karl, in Berlin, 255, 650. — Eye, A. von, in Dresden, 317. — Frenzel, Karl, in Berlin, 449, 561. — Gesky, Theodor, in Merseburg, 657. — Glaser, Adolf, in Berlin, 524. — Hänselmann, Ludwig, in Braunschweig, 393. — Haushofer, Max, in München, 261. — Heigel, Karl, in Venedig, 79, 178, 288, 410. — Helbig, Fr., in Arnstadt, 637. — Heyse, P., in München, 337, 429. — Lewald, Fanny, in Berlin, 1, 113, 225. — Lichterfeld, Friedr., in Berlin, 405. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 630. — Polakowsky, H., in Berlin, 509, 603. — Ruith, M., in Ingolstadt, 170, 279. — Schleiden, M. J., in Wiesbaden, 52, 156. — Schmidt, Julian, in Berlin, 137. — Stahr, A., † 42, 246. — Storm, Th., in Husum, 384. — Valentiner, W., in Mannheim, 269. — Vogel, A., in München, 628. — Waldmüller, R., in Dresden, 32. — Weber, M. M. von, in Wien, 60. — Woltmann, Alfred, in Prag, 90.

Inhalt

des einundvierzigsten (der dritten Folge neunten) Bandes.

Martina. Von Fanny Lewald, 1, 113, 225.
Zwei Dresdener Künstler. Von R. Waldmüller, 32.
Schiller's Frauengestalten. Von Ad. Stahr, 42, 246.
Die Bedeutung der Juden für Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter. Von M. J. Schleiden, 52, 156.
Der Ahne der Locomotiverfindung. Von M. M. von Weber, 60.
Blicke auf Indo-China. Von H. Beta, 69.
Der Bodensee, 74.
Jeremias. Eine Erzählung von Karl Heigel, 79, 178, 288, 410.
Eine Königsreise. Erinnerungsblätter von Friedrich Bodenstedt, 85, 191, 307, 531.
Das Dombild von Mabuse und das Rosenkranzbild von Dürer in Prag. Von A. Woltmann, 90.
Literaturbriefe. IX bis XIV, 103, 214, 329, 438, 546, 665.
Ludwig Feuerbach. Von Julian Schmidt, 137.
Pyrenäenfahrten. Von M. Ruith. I. Pau. II. Aus der Wunderwelt von Gavarnie, 170, 279.
Postalische Zustände in der Türkei. Von Karl Braun, 205.
Ein kunsthistorisches Räthsel. Von A. Gärtner, 211.
John Stuart Mill. Von Karl Elfan, 255.
Der Spielraum des Zufalls. Von Max Haushofer, 261.
Ueber Doppelsterne. Von W. Valentiner, 269.
Zur Erinnerung an Thackeray. Von A. Völte, 315.
Hans Holbein des Aelteren Silberstift-Zeichnungen im königlichen Museum zu Berlin. Von A. von Eye, 317.
Zwei ungedruckte Briefe von J. H. Merck an J. W. L. Gleim, 323.
Neuigkeiten des Kunsthandels, 326.
Zwei Gefangene. Novelle von Paul Heyse, 337.
Meine Erinnerungen an Eduard Mörike. Von Theodor Storm, 384.
Die vergrabenen und eingemauerten Thongeschirre des Mittelalters. Von L. Hänselmann, 393.
Der erste lebende Gorilla in Europa. Von Fr. Lichterfeld, 405.
Der Cicisbeo. Von Paul Heyse, 429.
Kunst und Künstler des Mittelalters, 434.
Die Mutter. Novelle von K. Frenzel, 449, 561.
Charles Dickens und das Genie des erzählenden Dichters. Von W. Dilthey, 482, 586.
Das Kalendersystem der civilisirten Nationen von Mexico. Von Hubert H. Bancroft, 500.
Die Republik Costa-Rica in Central-Amerika. Von H. Polakowsky, 509, 603.
Adolf Stahr. Von Adolf Glaser, 524.
Abul Hassan Judah Halevi. Von Julius Landsberger, 542.
Ein ungedruckter Brief Schiller's. Mitgetheilt von Paul Lang, 545.
Zur Kenntniß des Blattgrüns. Von A. Vogel, 628.
Der Serpentin. Von Jakob Nöggerath, 630.
Die Don-Juan-Sage, ihre Entstehung und Fortentwicklung. Von Fr. Helbig, 637.
George Grote. Von Karl Elfan, 650.
Die Motive zu Goethe's Roman „Werther's Leiden". Ein literaturgeschichtlicher Rückblick von Theodor Gesky, 657.

Literarisches: Sprachschatz der deutschen Literatur. Von O. Lange, 51.
Geschichte der Stadt Metz. Von Westphal. — Goethe's westöstlicher Divan. Von K. Simrock. — Unter dem Halbmonde. Von Schweiger-Lerchenfeld, 78.
Der Ursprung des Rechts. Von Dr. A. Post. — Erinnerungen und Rathschläge (1813 bis 1873). Von Graf John Russell, 110.
Albrecht Dürer. Von M. Thausing, 111.
Römische Geschichte in kürzerer Fassung. Von K. Peter. — Philosophie des Unbewußten. Von E. von Hartmann. — Historische Frauen. Von W. Müller, 112.
Die Grundsätze der reinen Erkenntnißtheorie in der Kant'schen Philosophie. Von Stadler, 155.
Reisehandbuch für Norwegen. Von Yngvar Nielsen, 177.
Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters. Von Dr. Fr. Bock, 222.
Dichtkunst des Aristoteles. Von Dr. A. Silberstein. — Schweizerkunde. Von H. A. Berlepsch. — Freisinnige Ansichten der Volkswirthschaft und des Staates. Von G. Hirth. — Die Ethik Spinoza's und die Philosophie Descarte's. Von Dr. F. G. Hann, 224.
Kant und Darwin. Von F. Schultze. — Grundriß der Geschichte der Medicin und des heilenden Standes. Von Dr. med. H. Baas. — Das Geistesleben der Taubstummen. Von Dr. K. Singer. — Das Geistesleben der Blinden. Von Dr. K. Singer, 260.
Die Bäder, Quellen und Curorte Europa's. Von Dr. J. Hirschfeld und Dr. W. Pichler. — Geologische Bilder. Von B. von Cotta. — Aus dem Reichslande. Von F. v. Etzel. — Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. XVI. Band. Darwinismus und Thierproduction. Von A. R. Hartmann, 287.
Neue musikalische Charakterbilder. Von O. Gumprecht, 335.
Ueber die humoristische Prosa des 19. Jahrhunderts. Von A. Schönbach. — Deutsche Jugend. Von J. Lohmeyer. — Unser höheres Schulwesen gegenüber dem nationalen Interesse. Von J. Ostendorf. — Die Reception des römischen Rechts. Von Dr. W. Modderman, 336.
Karl XII. als König, Krieger und Mensch. Von Oskar II. — Ausgewählte Werke Friedrich's des Großen. Deutsch von H. Merkens, 392.

Anthropologie als Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen. Von M. Perty, 409.
Zwei Briefe über Verursachung und Freiheit im Wollen, gerichtet an John Stuart Mill. Von Rowland G. Hazard, 447.
Allein und Frei. Von Th. Hermann. — Bozena. Von M. von Ebner-Eschenbach. — „Zoolyrische Ergüsse“ von Schmidt-Cabanis. — Knackmandeln und harte Nüsse. Von Dr. R. Löwicke, 448.
Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingold“ von Richard Wagner. Von E v. Hagen. — Die religiöse Zukunft der civilisirten Völker. Von E. von Laveleye. — Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker. Von E. v. Laveleye. — Erzählende Dichtungen. Von R. Gottschall, 499.
Das Meer. Von Dr. J. M. Schleiden, 522.
Mittel- und Norddeutschland. Von K. Baedeker. — London, England, Schottland und Irland. Von E. G. Ravenstein. — Die deutsche Expedition an die Loangoküste. Von A. Bastian. — Geologische Bilder. Von B. v. Cotta, 523.
Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Von J. G. Droysen, 559.
Robert Ashton. Von R. Lindau. — Xenophon's Griechische Geschichte. Von E. Kurz, 560.
Wanderstudien aus der Schweiz. Von E. Osenbrüggen. — Die Amalungen. Von F. Dahn, 602.
Eine türkische Reise. Von K. Braun, 635.
Das Buch der Katzen. Von G. Michel, 636.
Studien zu Schiller's Dramen. Von W. Fielitz. — Das häusliche Leben in Frankreich. Von Scheube, 669.
Uarda. Von G. Ebers, 670.
Sturmfluth. Von Fr. Spielhagen. — Die chinesische Auswanderung. Von Dr. F. Ratzel, 671.
Kritische Kunststudien. Von H. Mosler, 672.

Namen- und Sachregister

zum einundvierzigsten (der dritten Folge neunten) Bande.

Ahne, Der, der Locomotiverfindung. Von M. M. von Weber, 60.

Blattgrüns, Zur Kenntniß des. Von A. Vogel, 628.
Bodensee, Der, 74.

Cicisbeo, Der. Von Paul Heyse, 429.
Costa-Rica. Von H. Polakowsky, 509, 603.

Dickens, Charles. Von W. Dilthey, 482, 586.
Dombild, Das, von Mabuse und das Rosenkranzbild von Dürer. Von A. Woltmann, 90.
Don-Juan-Sage, Die. Von Fr. Helbig, 637.
Doppelsterne, Ueber. Von W. Valentiner, 269.

Feuerbach, Ludwig. Von Julian Schmidt, 137.

Gorilla, Der erste lebende, in Europa. Von Fr. Lichterfeld, 405.
Grote, Georg. Von K. Elkan, 650.

Halevi, Abul Hassan Judah. Von Julius Landsberger, 542.
Holbein, Hans, des Aelteren Silberstift-Zeichnungen. Von A. von Eye, 317.

Jeremias. Erzählung von Karl Heigel, 79, 178, 288, 410.
Indo-China, Blicke auf. Von H. Beta, 69.
Juden, Die Bedeutung der, im Mittelalter. Von M. J. Schleiden, 52, 156.

Kalendersystem, Das, der civilisirten Nationen von Mexico. Von Hubert H. Bancroft, 500.
Königsreise, Eine. Von F. Bodenstedt, 85, 191, 307, 531.
Kunst und Künstler des Mittelalters, 434.
Kunsthistorisches Räthsel, Ein. Von A. Gärtner, 211.
Künstler, Zwei Dresdener. Von R. Waldmüller, 32.
Kunstnovitäten: Braun, H.: Heine'sche Lieder im Bilde, 328.
Doré, G.: Münchhausen's Abenteuer, 328.
Haeckel, E.: Arabische Korallen, 329.
Kreling, A. v.: Goethe's Faust, 326.
Krell, R. F.: Die Classiker der Malerei, 326.
Mannfeld, B.: Durchs deutsche Land, 327.

Literaturbriefe, 103, 214, 329, 438, 546, 665.

Literarisches: Assing-Grimelli, L.: Aus dem Nachlaß des Fürsten v. Pückler-Muskau, 553.
Baas, H.: Grundriß der Geschichte der Medicin, 260.
Bachmann: Ernst Wilhelm Hengstenberg, 332.
Baedeker, K.: Mittel- und Norddeutschland, 523.
Bartsch, K.: Dante Allighieri's göttliche Komödie, 547.
Bastian, A.: Die deutsche Expedition an die Loangoküst., 523.
Berlepsch: Schweizerkunde, 224.
Blümner, H.: Lessing's Laokoon, 550.
Bobertag, F.: Geschichte des Romans, 442.
Bock, F.: Rheinlands Baudenkmale, 222.
Bonitz, H.: Platonische Studien, 106.
Bouvier, M. P. L.: Handbuch der Oelmalerei, 334.
Boxberger, R.: Lessing's dramatische Entwürfe, 108.
Brackerhoff, F.: Jean Jacques Rousseau, 330.
Braun, K.: Eine türkische Reise, 635.
Bussolt, G.: Der zweite athenische Bund, 106.
Charpentier, J. P.: Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts, 553.
Classen, J.: B. G. Niebuhr, 444.
Cotta, B. v.: Geologische Bilder, 287, 523.
Curtius, E.: Alterthum und Gegenwart, 667.
Dahn, F.: Die Amalungen, 602.
Deutsche Lehr- und Wanderjahre, 549.
Döhler, E.: Die Antonine, 439.
Droysen, J. G.: Geschichte der preußischen Politik, 219.
Droysen, J. G.: Graf York von Wartenburg, 559.
Droysen, J. G.: Abhandlungen, 667.
Dummler, E.: Otto der Große, 666.
Dumont, L.: Vergnügen und Schmerz, 215.
Ebers, G.: Uarda, 670.
Ebner-Eschenbach: Bozena, 448.
Elze, K.: Jahrbuch der Shakespeare-Gesellschaft, 441.
Elze, K.: William Shakespeare, 547.
Engel, E.: Lord Byron, 552.
Eyel, F. v.: Aus dem Reichslande, 287.
Fielitz, W.: Studien zu Schiller's Dramen, 669.
Förster, E.: Geschichte der italienischen Kunst, 440.
Frantz, C.: Literarisch-politische Aufsätze, 667.
Freytag, G.: Die Technik des Dramas, 335.
Fröbel, J.: Die Wirthschaft des Menschengeschlechts, 217.
Galitzin, Fürstin: Briefwechsel und Tagebücher, 444.
Gerhardt, C. J.: Leibnitz' philosophische Schriften, 108.
Giesebrecht, W. v.: Geschichte der deutschen Kaiserzeit, 219.
Gizycki, G.: Die Philosophie Shaftesbury's, 552.
Glogau, G.: Steinthal's psychologische Formeln, 215.

Gottschall, R.: Erzählende Dichtungen, 499.
Gregorovius, F.: Lucrezia Borgia, 108.
Griesinger, W.: Die Pathologie und Therapie, 215.
Gumprecht, O.: Neue musikalische Charakterbilder, 335.
Hagen: Norica, 332.
Hagen, E. v.: Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingold" von Richard Wagner, 499.
Hann, G.: Die Ethik Spinoza's 224.
Hartmann, E. v.: Philosophie des Unbewußten, 112.
Hartmann, M.: Die Thiere in der indogermanischen Mythologie, 103.
Hartmann, A. R.: Darwinismus und Thierproduction, 287.
Hasenclever, S.: Gedichte Michel Angelo's, 107.
Hazard, R. G.: Zwei Briefe an J. St. Mill, 447.
Hermann, Th.: Allein und Frei, 448.
Hermann, K.: Die Aesthetik in ihrer Geschichte, 216.
Herrig, L.: Sammlung englischer Schriftsteller, 551.
Hertzberg, F.: Geschichte Griechenlands, 438.
Heuglin, M. Th.: Reise in Nordostafrika, 665.
Hillebrand, K.: Aus und über England, 331.
Hiller, F.: Briefe von Hauptmann an Spohr, 335.
Hiller, F.: Musikalisches und Persönliches, 335.
Hilty, K.: Politik der Eidgenossenschaft, 218.
Hirschfeld und Pichler: Die Bäder, 287.
Hirth, G.: Freisinnige Ansichten der Volkswirthschaft, 224.
Holst, H. v.: Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten, 218.
Hugo, V.: Thaten und Werke, 331.
Jäger, E.: Geschichte der socialen Bewegung in Frankreich, 446.
Kapp, F.: Aus und über Amerika, 217.
Knies, K.: Geld und Credit, 217.
Krause, A.: Die Gesetze des menschlichen Herzens, 215.
Kurz, E.: Xenophon's Griechische Geschichte, 560.
Kutschera, G.: Johann Anton Leisewitz, 550.
Laas, E.: Kant's Analogien der Erfahrung, 551.
Lange, L.: Römische Alterthümer, 219.
Lange, O.: Sprachschatz der deutschen Literatur, 51.
Lange, F. A.: Geschichte des Materialismus, 548.
Laun, A.: Oliver Goldsmith, 551.
Laveleye, E. v.: Die religiöse Zukunft der civilisirten Völker, 499.
Laveleye, E. v.: Protestantismus und Katholicismus, 499.
Lehrs, K.: Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, 104.
Lewes, G. H.: Geschichte der neueren Philosophie, 548.
Lichterfeld, F.: Illustrirte Thierbilder, 666.
Lindau, R.: Robert Ashton, 560.
Lohmeyer, J.: Deutsche Jugend, 336.
Lorenz, O.: Drei Bücher Geschichte, 667.
Lorinser, F.: Calderon's größte Dramen, 106.
Löwicke, R.: Knackmandeln und harte Nüsse, 448.
Ludwig, A.: Der Rigveda, 546.
Maltzan, W. v.: Deutscher Bücherschatz, 443.
Memoiren einer Idealistin, 331.
Merckens, H.: Ausgewählte Werke Friedrich's des Großen, 392.
Michel, G.: Das Buch der Katzen, 636.
Modderman, W.: Die Reception des römischen Rechts, 336.
Mosler, H.: Kritische Kunststudien, 672.
Müller, W.: Historische Frauen, 112.
Müller, K. O.: Geschichte der griechischen Literatur, 105, 546.
Nathusius, M.: Lebensbild, 445.
Nielsen, Y.: Reisehandbuch für Norwegen, 177.
Oncken, W.: Die Staatslehre des Aristoteles, 218.
Oncken, W.: Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege, 445.
Osenbrüggen, E.: Wanderstudien, 602.
Oskar II.: Karl XII., 392.
Ostendorf, J.: Unser höheres Schulwesen, 336.
Perty, M.: Anthropologie, 409.
Peter, K.: Römische Geschichte, 112.
Poel, G.: Johann Georg Hamann, 549.
Post, A. H.: Der Ursprung des Rechts, 110.
Preller, L.: Griechische Mythologie, 104.
Pröhle, H.: Lessing, Wieland, Heinse, 550.
Ratzel, F.: Die chinesische Auswanderung, 671.
Rau: Lehrbuch der politischen Oekonomie, 217.
Ravenstein, E. G.: London, England, Schottland und Irland, 523.
Richter, K.: Pädagogische Bibliothek, 109.
Rochholz, E. L.: Tell und Geßler, 666.
Roßbach, J.: Geschichte der Gesellschaft, 216.
Rümelin, G.: Reden und Aufsätze, 216.
Rüttimann: Das Bundesstaatsrecht Nordamerika's und der Schweiz, 218.
Ruge, A.: Aus früherer Zeit, 556.
Russel, Graf J.: Erinnerungen und Rathschläge, 110.
Scheube: Das häusliche Leben in Frankreich, 669.
Schleiden, J. M.: Das Meer, 522.
Schmidt, A.: Pariser Zustände, 219.
Schmidt-Cabanis: Zoolyrische Ergüsse, 448.
Schön, Th. v.: Aus den Papieren des Ministers, 445.
Schönbach, A.: Die humoristische Prosa, 336.
Schultze, F.: Herbert Spencer's Erziehungslehre, 216.
Schultze, F.: Kant und Darwin, 260, 551.
Schweiger-Lerchenfeld: Unter dem Halbmonde, 78.
Silberstein, A.: Dichtkunst des Aristoteles, 224.
Simrock, K.: Goethe's westöstlicher Divan, 78.
Singer, K.: Das Geistesleben der Taubstummen und Blinden, 260.
Smiles, S.: Der Charakter, 216.
Smiles, S.: Die Sparsamkeit, 216.
Spielhagen, F.: Sturmfluth, 671.
Stadler, G.: Grundsätze der Erkenntnißtheorie, 155, 551.
Stein, H.: Die Geschichten des Herodot, 106.
Thausing, M.: Albrecht Dürer, 111, 332.
Trevelyan, G. O.: Leben und Briefe Lord Macaulay's, 552.
Weber, A.: Indische Literaturgeschichte, 329.
Westphal: Geschichte der Stadt Metz, 78.
Witte, K.: Dante Allighieri, 439.
Woltmann, A.: Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß, 333.
Wundt: Grundzüge der physiologischen Psychologie, 214.
Zeller, E.: Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß, 558.

Martina. Von Fanny Lewald, 1, 113, 225.
Mill, John Stuart. Von Karl Elkan, 255.
Mörike, Eduard. Erinnerungen von Th. Storm, 384.
Mutter, Die. Novelle von K. Frenzel, 449, 561.

Postalische Zustände in der Türkei. Von Karl Braun, 205.
Pyrenäenfahrten. Von M. Ruith, 170, 279.

Richter, Ludwig. Von R. Waldmüller, 32.
Rietschel, Ernst. Von R. Waldmüller, 32.
Rosenkranzbild, Das, von Dürer. Von A. Woltmann, 90.

Schiller's Frauengestalten. Von A. Stahr, 42, 246.
Serpentin, Der. Von Jakob Nöggerath, 630.
Spielraum, Der, des Zufalls. Von Max Haushofer, 261.
Stahr, Adolf. Von A. Glaser, 524.

Thackeray, Zur Erinnerung an. Von A. Bölte, 315.
Thongeschirre des Mittelalters. Von L. Hänselmann, 393.

Ungedruckte Briefe von Merck an Gleim, 323.
Ungedruckter Brief, Ein, Schiller's. Mitgetheilt von Paul Lang, 545.

Werther's Leiden, Die Motive zu Goethe's Roman. Von Th. Gesky, 657.

Zwei Gefangene. Von Paul Heyse, 337.

Nro. 49 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 241.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

October 1876.

Martina.

Von

Fanny Lewald.

Alle Autorrechte vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Bundesgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

An Dr. Hermann Althof in New-York.

Bad Liebenstein in Thüringen im Sommer 18—.

Ich saß heute früh in der gleichmüthigsten Stimmung von der Welt an meinem Schreibtisch, um dir, mein theurer Freund, die ersten Nachrichten von unserem wiederholten Aufenthalt in Thüringen aus dem uns schon im verwichenen Jahre lieb gewordenen Gasthof zu geben, als ein Zufall mich aus dieser Gemüthsruhe aufstörte und mich in eine Fluth von Erinnerungen versenkte, die mich in lange vergangene Zeiten zurückgetragen hat.

Fragst du mich, was mir denn geschehen sei? so antworte ich: wir haben ein Sophakissen gefordert, und man hat uns ein solches in das Zimmer gebracht.

Es ist ein mäßig großes Kissen, mit einer gewöhnlichen Wollenstickerei bezogen. Auf dunkelblauem Grunde ziehen sich rothe und weiße Arabesken in allerlei Verschlingungen wechselnd hin, und ich achtete nicht sonderlich darauf, bis mir es auffiel, daß das Muster an der einen Seite nicht bis zum Rande des Kissens reichte, daß ein zwei Finger breiter Streifen an jener Stelle mit der Grundfarbe in petit point glatt ausgefüllt war und eine rothgestickte Inschrift sich auf diesem glatten Grunde kennzeichnete. Ich nahm das

Kissen in die Hand, um es genauer zu betrachten. Die gestickten Worte lauteten: Madame Martine W. à monsieur Stephan R. Rome 1846 — und mit einem Male standen sie Beide vor mir, die schöne Gräfin Martina und der glänzende Fürst Stephan R., die ich Beide gekannt habe, deren Lebensweg sich mit dem meinen wieder und wieder gekreuzt hat, bis sie mir lieb und werth geworden waren, und die jetzt Beide nicht mehr sind.

Ich fragte die Wirthe, woher sie dieses Kissen hätten? Sie sagten, es sei von durchreisenden Fremden vor mehreren Jahren hier vergessen worden. Sie hätten durch Schuld der Zimmermädchen erst einige Tage später Kunde davon erhalten. Das Zimmer sei währenddessen mehrfach besetzt worden, aber es habe sich unter den Reisenden, die es innegehabt, Niemand befunden, der einen der beiden Namen getragen hätte, und es sei also um so weniger möglich gewesen, das Kissen abzuliefern, als man nicht einmal gewußt habe, wohin die vorübergegangenen Gäste sich gewendet. Eine Nachfrage danach sei niemals gemacht worden, und so liege es nun schon fünf, sechs Jahre in dem Zimmer Nummer sechzehn.

Ich aber sitze und sehe mir das Kissen an; und wieder einmal macht mich der Gedanke traurig, ja ich möchte sagen zornig, daß die werthlosesten Gegenstände den Menschen so lange überdauern, daß sie Jahre und Jahre fast unverändert vorhalten, wenn die Hand, die sie erschuf, längst in Staub zerfallen ist.

Wer mag es gewesen sein, der dies Kissen dereinst an sich genommen, nachdem des Fürsten Stephan Augen sich geschlossen hatten? Und wie konnte derjenige, der es fraglos als ein Angedenken mit sich führte, es hier vergessen haben, ohne es zurückzufordern?

Das Kissen nimmt meine ganze Phantasie in Anspruch; und da ich dir von unserem hiesigen Leben doch vorläufig nicht viel mehr zu sagen habe, als daß es uns abermals behagt, will ich dir lieber von den Hingegangenen sprechen und erzählen, an deren Schicksale ich heute auf so seltsame Weise plötzlich wieder erinnert worden bin.

Erstes Capitel.

Im Beginn des Frühlings von 1831 saßen wir in meinem Vaterhause Alle zusammen bei dem Frühstück, als man meinem Vater meldete, daß ein Lohndiener aus dem ersten Gasthofe der Stadt ihm einen Brief zu übergeben und die Antwort auf denselben zu erwarten habe.

Die polnische Revolution war damals im vollen Gange. Die Schlacht von Ostrolenka war geschlagen, ein Theil der polnischen Armee hatte sich unter den Generalen Dembinski und Gielgud nach Litthauen geworfen, der Grenzverkehr war dadurch frei geworden, und es waren schon seit Wochen einzelne schwer verwundete Officiere von ihren Müttern oder sonstigen Angehörigen über die Grenze gebracht, die Frauen verschiedener Familien nach Preußen geflüchtet worden.

Bei uns in Königsberg herrschte viel Sympathie für die polnische Sache. In meinem Vaterhause waren wir außerdem, wie ich das in meiner Lebensgeschichte erzählt habe, an den Verkehr mit Polen sehr gewöhnt und hatten durch die Handelsgeschäfte meines Vaters Freunde unter ihnen, da viele von den reichen polnischen Grundbesitzern selbst nach Königsberg zu kommen pflegten, wenn sie ihre großen Ernten an Getreide, Flachs, Hanf u. s. w. auf ihren floßartigen Schiffen bis in den Pregel gesendet hatten, wo sie zum Verkaufe kamen, um zum großen Theil dann seewärts weiter verhandelt und verschickt zu werden.

Zu jenen Edelleuten, welche ihre Geschäfte selber zu überwachen pflegten, ge-

hörte auch der polnische Adelsmarschall Graf Jerome ***, der im Laufe der Jahre zu verschiedenen Malen in Königsberg und dann immer mehrfach unser Gast gewesen war. Seine schöne würdevolle Erscheinung, seine feine Bildung und die bequeme Leichtigkeit seines Behabens hatten Alt und Jung im Hause für ihn eingenommen. Wir hatten seiner und seines Schicksals seit dem Ausbruche der Revolution oftmals gedacht, ohne das Geringste von ihm erfahren zu haben, und es erregte deshalb unsere lebhafte Theilnahme, als der Vater, den Brief eröffnend, die Handschrift des Grafen erkannte.

Der Brief war in unverkennbarer Eile geschrieben. Er meldete, daß der Graf, der seiner Zeit die französischen Kriege gegen Rußland unter den Fahnen Napoleon's mitgemacht hatte, ein höheres Commando in der Revolutionsarmee führte, daß sein ältester Sohn bei der Erstürmung des Belvedere, die den Anfang der Revolution gemacht hatte, den Tod gefunden, daß sein zweiter und letzter Sohn bei Ostrolenka gefährlich verwundet worden sei und daß der Graf den gegenwärtigen freien Grenzverkehr benutze, die Frau mit der Tochter und dem verwundeten Sohne nach Königsberg zu schicken, um wo möglich unter der Pflege unserer Aerzte Rettung für denselben und daneben Sicherheit für die beiden Frauen zu erlangen, da die Güter des Grafen im Bereich der von den Russen bereits wieder besetzten Provinzen gelegen und von Kriegsnoth und Seuchen furchtbar mitgenommen wären. Er empfahl die Seinen mit dringender Bitte der Vorsorge meines Vaters, theilte ihm mit, daß er das Vermögen seiner Frau seit Jahren außer Landes angelegt habe, ersuchte ihn, auch die Geldangelegenheiten der Gräfin in seine Hand zu nehmen und für die flüchtende Familie alles dasjenige zu thun und zu leisten, was er in dem gleichen Falle, vor welchem das Schicksal ihn bewahren möge, den verlassenen Seinigen geleistet zu wissen wünschen würde.

Man hörte jedem Worte des Briefes die Sorge wie den Schmerz des Schreibers an, und es hätte keiner so dringenden Anmahnung bedurft, unseren Vater zu jedem möglichen Beistande bereitwillig zu machen. Er folgte dem Boten, dem er seine Antwort an die Gräfin mitgegeben hatte, auf dem Fuße und kam dann ein paar Stunden später zu uns zurück, von der Begegnung mit der Gräfin sehr ergriffen.

Er hatte ihr sofort die bewährteste ärztliche Hülfe herbeigeholt, hatte die nöthigen Schritte gethan, eine eigene Wohnung für sie zu ermitteln, und als sie dann einige Tage später in einer solchen nach ihren Wünschen eingerichtet war, lernten auch wir die Gräfin und ihre beiden Kinder kennen.

Sie war eben erst in die vierziger Jahre eingetreten und sehr wohl erhalten, obschon Gram und Sorgen ihre Wangen rasch wie ihr Haar gebleicht und ihrem Antlitz tiefe Spuren eingegraben hatten. Daß für den jungen Grafen keine Heilung zu hoffen sei, hatten die Aerzte ihr nicht verhehlen können, er selber gab sich darüber auch keiner Täuschung hin. Die ernste Ergebung, mit welcher der Jüngling seinem Erlöschen entgegensah, war erhaben und rührend, ebenso war es die angstvolle Liebe, mit der die Mutter und die Schwester noch jeden Augenblick seines kurzen Daseins mit ihm zu theilen und ihm denselben zu verschönen und zu erheitern suchten, während sie doch Alle gemeinsam um den im Felde stehenden Vater in schwerer Sorge lebten und der immer näher heranrückende Untergang der Hoffnungen, die von den polnischen Patrioten auf das Gelingen der Erhebung gebaut worden waren,

ihre Seelen mit bitterem Schmerz erfüllte.

Die Gräfin bewohnte in einem der oberen Stadttheile ein kleines Haus mitten in einem gegen die Straße durch ein eisernes Gitter abgetrennten Garten, dessen Umkreis sie nur überschritt, wenn sie mit ihrer Tochter in die nahegelegene katholische Kirche ging, um dort, noch ehe der Sohn erwacht war, die Messe zu hören und ihre Andacht zu verrichten. Aber zwei so ausgezeichnete Frauengestalten, die sich obenein durch die Besonderheit ihrer vaterländischen Trauerkleidung, durch die schwarzen weißgesäumten Gewänder kennzeichneten, konnten nicht wohl unbeachtet bleiben; und ganz abgesehen davon, daß das Schicksal der gräflichen Familie Theilnahme erregte, machte die eigenthümliche Schönheit der Tochter von sich sprechen, nachdem man ihrer bei den gelegentlichen Besuchen, die sie uns gemacht, und in den Magazinen, in denen sie hier und da, von dem alten Diener begleitet, Einkäufe besorgt hatte, einmal ansichtig geworden war.

Martina war damals wenig über siebzehn Jahre alt, groß wie ihre Mutter und schlank und biegsam wie eine Weidengerte. Ihr aschblondes Haar erschien dunkel neben ihren hellen Farben, und die feingezeichneten schwarzen Brauen, die langen schwarzen Wimpern, welche ihre blauen Augen beschatteten, bildeten einen seltsamen Gegensatz dazu. Die Form des Kopfes, die zarte Rundung der Wangen, die geradlinige Nase und der liebliche Mund, der die perlengleichen Zähne sehen ließ, waren von großer Schönheit, und zierlichere Hände und Füße mochte man selbst unter Martina's in dieser Hinsicht so berühmten Landsmänninnen schwerlich finden.

Man konnte die junge Gräfin nicht sehen, ohne für sie eingenommen zu werden, nicht mit ihr verkehren, ohne sie lieb zu gewinnen. Ihr holdes, von Trauer und Sorge überschattetes Antlitz, dem doch das Lächeln so wohl anstand, hatte etwas höchst Anziehendes, und die Begeisterung für ihr unterliegendes Vaterland, das Verständniß, mit dem sie den wechselnden Ereignissen in dem Kampfe desselben folgte, machten, daß man bisweilen vergessen konnte, wie sehr jung sie noch war.

Freilich war ihre Erziehung eine ernste gewesen. Um nicht dem russischen Großfürsten, der als Statthalter des Kaisers in Warschau Hof gehalten, seine Huldigungen darbringen und mit den russischen Beamten verkehren zu müssen, hatte der Graf beständig in möglichster Zurückgezogenheit auf seinen Gütern gelebt, und dies um so mehr, da er, als einer der eifrigsten polnischen Patrioten und erklärter Feind der Russen, sich in jedem Sinne von der Regierung überwacht und seine Handlungen wie seinen Verkehr beobachtet gewußt hatte. Französische Hofmeister und eine deutsche Erzieherin hatten den Unterricht und die Bildung der beiden Söhne und der Tochter im Vaterhause unter den Augen und der Mitwirkung der Eltern sorgfältig geleitet; und als man die Söhne endlich zur Vollendung ihrer Studien und zum Beginn ihrer Laufbahn nach Warschau senden mußte, hatte man sich nicht entschließen mögen, sich nach so langen Jahren von dem Hofmeister zu trennen, der Allen ein Freund und dem Grafen bei seinem ausgebreiteten Briefwechsel und seinen mannigfachen Geschäften ein unentbehrlicher Gehülfe geworden war. Indeß vor allen Dingen war er doch Lehrer und Erzieher geblieben; und da Jeder dasjenige, was er mit Meisterschaft beherrscht, auch auszuüben liebt, hatte er Martina zu seiner Schülerin gemacht, die bei ihrer schnellen Auffassungsgabe, in dem ruhigen Leben, das man führte, reichen Vortheil davon gezogen hatte.

Die Revolution und der ihr folgende Krieg hatten all diese friedlichen Verhältnisse mit jähem Schlag zerstört. Im Auftrage des Grafen war der französische Erzieher nach Paris entsendet, und die deutsche Gouvernante war von ihren Angehörigen zurückgerufen worden. Mitten aus dem fürstlichen Haushalt eines polnischen Magnaten, waren die Gräfin und ihre Tochter nun plötzlich in eine ungewohnte enge Lebenslage hineinversetzt, und hatten es zu zeigen, was sie zu leisten im Stande wären, welche Frucht die Bildung, deren sie sich rühmen durften, für sie selber zu tragen vermöge. Und sie bewährten sich vortrefflich.

Die Aufopferung der Mutter für den hinschwindenden Sohn, die nicht zu ermüdende Liebe Martina's für den um einige Jahre älteren Bruder, fanden nur in der Kraft der beiden Frauen ihre Grenze. Viele Stunden lang sah man Martina an jedem Tage neben dem Rollstuhl ihres Bruders, dem diese Art der Bewegung in freier Luft das Athmen leichter machte, durch die Gänge des Gartens gehen; bis spät in die Nacht hörte man sie bisweilen dem Schlaflosen die Melodien der heimischen Volksweisen singen oder spielen, wie er es verlangte. Niemand aber hatte mehr Gelegenheit, die selbstlose Dienstfertigkeit Martina's zu beobachten, Niemand war eingenommener für die beiden gräflichen Frauen als die alte Baronin von Wellenhorst, auf deren Grund und Boden, in deren Gartenhaus die Fremden wohnten; und die Baronin war sonst keine Frau, die sich leicht bestimmen, leicht zum Verkehr mit Fremden überreden, oder gar zur Anerkennung und zum Lobe ihrer Mitmenschen bestimmen ließ.

Zweites Capitel.

Das Wellenhorst'sche Grundstück war ein alter adliger Familiensitz. Die Baronin, die hoch in Jahren stand, besaß es nach dem Willen ihres Mannes bis zu ihrem Lebensende, nach welchem es an ihre einzige Tochter fiel, und sie hatte seit dem Tode desselben, in einer völligen Abgeschiedenheit in dem großen Hause gelebt. In der Stadt galt sie für ein Original, weil sie mit Beharrlichkeit an der Tracht und Kleidung festhielt, die in ihren jungen Jahren von älteren Frauen getragen worden waren, und weil sie ihren Verkehr mit Menschen auf das Unerläßlichste beschränkte. Man sagte ihr daneben nach, daß sie hartherzig, daß sie mißgünstig sei, weil sie Niemandem erlaubte, ihre schönen großen Treibhäuser zu besehen, aus denen es dem Gärtner verboten war, irgend eine Blume oder Frucht zu verkaufen, obschon sie selber sich nicht eben darum kümmerte; aber man erfuhr es doch gelegentlich, wie sie armen Kranken freigebig von ihren kostbaren Obstarten Erfrischungen gesendet, wie sie armen Familien mit kluger Umsicht aufgeholfen hatte. Man traf ihre alte Carosse, in der sie täglich um die gleiche Stunde in das Freie fuhr, mitunter in den entlegensten Stadttheilen vor irgend einem verfallenen und elenden Hause, man dachte und sprach von ihr deshalb nicht besser. Sie hatte einmal, als man sich bei einem allgemeinen Nothstand an sie gewendet, die Aeußerung gethan, sie sei keine Menschenfeindin, aber die jetzigen Menschen gefielen ihr nicht, und sie wolle mit ihnen nicht mehr zu theilen haben als sie eben müsse. Jeder sei sich selber jetzt genug, Jeder komme sich am klügsten vor, so möge denn auch Jeder für sich selber sorgen und Alle zusammen sehen, wie sie mit sich fertig würden. Sie gehe diese Welt nichts weiter an!

Das hatte man ihr nicht vergessen, und noch weniger vergab man's ihr, daß sie sich von ihrer Tochter mit großer Härte losgesagt, als diese aus Liebe zu ihrem

Manne, dem Fürsten Ferdinand R., mehrere Jahre nach ihrer Verheirathung in die katholische Kirche übergetreten war. Man fand es unverantwortlich, daß die Baronin alle Versuche der Fürstin, sich ihr wieder zu nähern, unerbittlich abgelehnt, ja sie selbst abgewiesen hatte, als sie aus dem fernen Westfalen eigens nach Preußen gekommen war, der Mutter ihre ältesten Söhne und ihre Tochter vorzustellen.

Freilich war das lange her, aber die Zuneigung wie die Abneigung der großen Masse haben ein gutes Gedächtniß, und die Erinnerung an jenen häßlichen Zug im Charakter der alten Baronin war unter den Leuten etwa ein halbes Jahr vor dem Beginn der hier berichteten Ereignisse wieder lebhaft aufgefrischt worden, als der jüngste Sohn der Fürstin in das ostpreußische Kürassierregiment versetzt ward, das in Königsberg seinen Stand besaß.

Fürst Stephan war mit seinen einundzwanzig Jahren das Musterbild eines schönen jungen Menschen: groß, schlank, breitbrüstig für seine Jahre. Die Lebenslust lachte ihm aus den dunklen Augen und der fröhliche Uebermuth der Jugend von der offenen schwarzumlockten Stirn. Im Regimente nannte man ihn einen vortrefflichen Kameraden, in der Gesellschaft, der er angehörte, freute man sich an seiner Bildung wie an seinem ritterlichen Wesen; und in denjenigen Kreisen, mit denen er nichts zu theilen hatte, beschäftigte man sich doch mit ihm, weil seine Mutter sehr beliebt gewesen, und weil man neugierig darauf war, wie er sich gegen die Großmutter, gegen die alte Baronin, verhalten, und ob diese ihn sehen werde oder nicht. Vor Allem jedoch hatte man ein Vergnügen daran, ihm zu begegnen, weil es wirklich eine solche Lust war, den schönen Menschen anzusehen, daß man sich endlich überzeugt hielt, diesem Enkelsohne könne die Baronin unmöglich widerstehen, wenn es ihm nur gelänge, von ihr empfangen zu werden.

Der Meinung mußte aber der junge fürstliche Lieutenant ebenfalls gewesen sein, denn ohne sich durch die Dienerschaft, die ihm den Eintritt hatte wehren wollen, abschrecken zu lassen, war er eines Tages geraden Weges und unangemeldet vor die Großmutter hingetreten, und wenn man auch nicht erfahren hatte, was zwischen den Beiden sich zugetragen, so hatte man in der Nachbarschaft am selbigen Tage doch gleich wahrgenommen, daß drüben im Wellenhorst'schen Hause etwas Besonderes vorgegangen sein müsse.

Die Fensterladen nach der Straßenseite, die seit langen Jahren verschlossen gewesen waren, wurden mit einem Mal zurückgeschlagen, die Fenster standen vom frühen Morgen bis zum späten Abend offen, man konnte sehen, daß die Dienerschaft in den Zimmern geschäftig arbeitend umherging. Man wollte sogar die alte Baronin mit ihrer großen aufgeputzten Spitzendormeuse in Person zwischen den offenen Thüren und Fenstern beobachtet haben, während in das Hofthor ein Fouragewagen eingefahren war, den ein Kürassier begleitet hatte; und als sollte es der Wunder gar kein Ende nehmen, so hatte man am zweiten Tage danach in der frisch hergerichteten Wohnung früh Morgens den Fürsten Stephan gemächlich im Fenster liegen und mit seinen klaren Augen die Nachbarschaft und das Straßenleben mustern sehen.

Damit war der Bann gebrochen worden, der so lange über dem Hause geschwebt hatte, und die alte Baronin war für ihre neugierigen Nachbarinnen neben dem jungen Fürsten plötzlich nur zu einer Nebenperson geworden. Das Portal des Hauses war nicht mehr verriegelt, man konnte, wie bei anderen Leuten, Einlaß erhalten, die Kameraden des Fürsten kamen und gingen ungehindert aus und ein. Die

Dienerschaft sagte, der junge Herr gebiete nicht nur im Hause, sondern über die alte Gnädige zumeist, sie sei förmlich wie von ihm bezaubert, könne ihm gar nicht widerstehen, wolle ihn immer um sich haben, und der alte Diener zweifelte gar nicht mehr daran, daß die Frau Fürstin und die ganze Familie jetzt wieder bald einmal nach Preußen kommen würden. Daß die Gnädige der polnischen Gräfin in ihrem Gartenhause ein Unterkommen gewährt, und überhaupt irgend Etwas, das ihr gehörte, an Fremde zur Miethe überlassen habe, das sei auch ganz ausschließlich des Fürsten Werk, der die beiden polnischen Damen den Tag nach ihrer Ankunft in der katholischen Kirche gesehen und Mitleiden mit ihnen und ihrem Loos empfunden hatte.

In wie weit das Alles zutraf, konnten freilich die Außenstehenden nicht wissen. Das jedoch war richtig, daß mit der fast achtzigjährigen Baronin eine ganz unwahrscheinliche Wandlung vorgegangen war, daß sie große Aufmerksamkeit für die Gräfin hatte, und daß der junge lebenslustige Fürst es fast keinen Tag versäumte, die polnische Familie aufzusuchen, dem kranken jungen Grafen Gesellschaft zu leisten, so fern er sie begehrte, und den Frauen dienstlich zu sein, wo er es immer konnte. Er war dabei so einfach in seinem Behaben, bot seine Gefälligkeiten so natürlich an, daß man sie freudig dankbar hinnahm wie den Sonnenschein; und hätte es noch einer Verstärkung des Zutrauens bedurft, welches der gute Wille des Fürsten der Gräfin und ihren Kindern einflößte, so würde schon die kirchliche Gemeinschaft dieses Bedingungsmittel dargeboten haben.

An und für sich war Stephan nicht eben religiöser oder kirchlicher als junge Männer seines Standes und seines Alters es zu sein pflegen. Er war jedoch unter den Augen seiner Eltern von dem würdigen und verständigen Hauscaplan sorgfältig unterrichtet worden, bis man ihn einer öffentlichen Anstalt hatte übergeben müssen; und eifrig in ihren Religionsübungen wie alle Neubekehrten hatte die Fürstin auch ihre Kinder zur Beobachtung der kirchlichen Gebräuche angehalten, so daß sie aus Liebe und Achtung für die Mutter thaten und übten, was sie ohne diese Rücksicht vielleicht verabsäumt haben würden. Für Stephan jedoch kam in diesem Augenblicke noch ein anderer Beweggrund hinzu, ihn gewissenhaft in dem Besuch der Kirche und der Befolgung ihrer Vorschriften zu machen. Er hatte damit gegenüber der Großmutter die Handlungsweise seiner Mutter wie die eigene Selbständigkeit zu behaupten, und es in seinem Umgangskreise wie vor seinen Kameraden, die sammt und sonders mehr oder weniger von dem lange obwaltenden Familienzerwürfniß unterrichtet gewesen waren, darzuthun, daß die Aussöhnung mit der Baronin sich nicht auf Kosten der religiösen Ueberzeugungen der fürstlichen Familie vollzogen hätte.

Er machte sich also eine Pflicht daraus, an jedem Sonntage die Messe zu besuchen, er verkehrte geflissentlich mit dem Geistlichen, dessen der junge Graf sich auf seinem Schmerzenslager als Seelsorger bediente, und wie verdrießlich und widerwärtig es der greisen Baronin auch sein mochte, den katholischen Priester in ihrem Garten mit den Polinnen und mit ihrem Enkelsohne umherwandern und die Schwelle ihres Hauses überschreiten zu sehen, so verlor sie doch kein Wort darüber, denn sie war ein- für allemal gewohnt, nichts halb zu thun, und auch jetzt blieb sie sich darin treu.

Drittes Capitel.

Darüber gingen die heißen Monate des Jahres hin. In dem Garten hatte

man das Frühobst abgenommen, die Pflaumen fingen sich mit blauem Duft zu färben an, die Astern und Georginen strahlten in glänzender Pracht, die Levkojen und Nelken spendeten noch reichen Wohlgeruch, aber die Zeit der Rosen war ganz und gar vorbei, und wenn die Luft einmal schärfer von Osten kam, fiel hier und dort bereits ein gelbes oder ein verdorrtes Blatt von den alten Linden und Kastanien auf den Rasen nieder. Das war freilich noch kein Zeichen des Herbstes, sondern nur Folge der langen starken Hitze, aber die Abende wurden doch schon frischer und die sinkenden Kräfte des jungen Verwundeten machten die Mutter und die Schwester vor dem Herbste bangen.

Auch aus der Heimath der Geflüchteten wurden die Nachrichten immer düsterer. In der Hauptstadt hatten Emeuten gegen die selbstgewählte Regierung stattgefunden. Gegen einzelne Mitglieder derselben waren von den aufgeregten Massen empörende Grausamkeiten verübt worden. In der Regierung wie im Heere hatten die Befehlshaber rasch gewechselt, und vor der russischen wohlgeführten Uebermacht mußte der Widerstand des sehr zusammengeschmolzenen polnischen Heeres allmälig erlahmen, das sich mehr und mehr in den Umkreis der noch von ihm besetzten Festungen und gegen die preußische Grenze hingedrängt sah. Von dem Grafen entbehrte die Familie jeder Nachricht.

Wer nicht ein Herz von Stein in der Brust hatte, mußte Mitleid fühlen mit der Gräfin und mit ihren Kindern, die ihr schweres Schicksal ohne Klagen trugen und immer noch Einer für den Anderen ein freundliches Lächeln, ein ermuthigendes Trosteswort zu finden wußten. Es kam ihnen auch Theilnahme genug entgegen von den Wenigen, mit welchen sie in Berührung getreten waren, und die alte Baronin that, was sie nur immer konnte, dem armen Ladislaus eine Erleichterung oder eine Freude zu bereiten. Und sie mochte doch sonst mit Kranken und mit Sterbenden, seit sie alt geworden war, nicht gern zu thun haben, weil sie es nicht liebte, an die Endlichkeit des Menschen unnöthig gemahnt zu werden, und sich die ohnehin farblosen Tage und schlaflosen Nächte des Alters mit traurigen Eindrücken zu erfüllen.

Sie lobte es, wenn Stephan zu den Polen hinüberging, eine Stunde mit Martina Musik zu machen oder mit ihrem Bruder eine Partie Schach zu spielen, und wenn er dafür sorgte, daß der Gärtner es der jungen Gräfin an einem frischen Strauß nicht fehlen ließ. Aber Martina hatte jetzt nicht mehr das fröhliche Lächeln auf den Lippen, wenn sie dem Fürsten für seine Blumenspende dankte, sie machte auch selten einmal noch Musik, weil es die Mutter zu sehr rührte und den Bruder angriff, und Schach zu spielen hatte dieser nicht mehr Lust und Kraft. Stephan mußte auf etwas Anderes sinnen, um Martina hier und da ein Wenig zu erheitern, denn es that ihm leid und wehe, wenn er sie so traurig sah.

Einmal in den letzten Tagen des August kam er spät an einem Nachmittage von einer Jagdpartie nach Hause. Er hatte in erwünschtester Gesellschaft einen frohen Tag verlebt, sich als Schütze abermals bewährt. Die Bewegung, das heitere Mittagsmahl, die frohe Heimfahrt hatten ihm das bewußte Gefühl seines glücklichen Daseins gesteigert, und wie er nun in seiner hellen Lebenslust oben in seinem Zimmer an das Fenster trat, sah er Martina einsam unter der großen Linde sitzen.

Das Buch, in welchem sie gelesen hatte, lag neben ihr auf der Bank. Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und sah ernsthaft den beiden Gärtnerburschen zu, welche die großen gelben Butterbirnen von dem Baume nahmen. Als sie Stephan kommen hörte, schreckte sie aus ihren Gedanken auf,

und sich rasch zu ihm wendend, fragte sie, ob seine Jagd glücklich gewesen sei.

„Sehr glücklich,“ entgegnete er. Er zählte ihr danach auf, was man geschossen, wie viel er selbst geschossen, und setzte dann hinzu, er habe eben ein paar Hühner für ihren Bruder hinübergeschickt. „Aber das Beste an der Partie,“ sagte er, „war doch die fröhliche Gesellschaft und der Tag im Freien. Wer auf dem Lande aufgewachsen ist, kommt in den Städten eigentlich nie zu seinem vollen Recht. Es giebt auch kein Fest und kein Vergnügen, das ich nicht hingebe für einen tüchtigen Ritt durch Wald und Feld, für das stille Herumstreichen durch Busch und Moor mit der Büchse im Arm, oder für ein Jagen wie wir's heute hatten. Und Sie?“ fragte er, sich plötzlich unterbrechend, „Sie waren gar nicht aus?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Die Mutter hatte viel zu schreiben,“ sagte sie, „der Bruder war allein, und die Obsternte machte ihn so traurig.“

Stephan sah sie an, er verstand nicht was sie meinte. „Meine Eltern,“ sagte sie, „wußten uns das Leben so angenehm zu machen. Alles wurde zum Feste für uns. Zur Obsternte wie zur Getreide-Ernte hatten wir das Haus immer voll von Gästen. Vor dem Jahre um diese Zeit da waren wir noch glücklich, Alle noch beisammen. Die Brüder waren mit Urlaub für ein paar Wochen bei uns. Nun ist Joseph todt und Ladislaus“ — sie vollendete den Satz nicht und setzte, von ihren Erinnerungen fortgerissen, lebhaft hinzu: „Ach! Sie hätten ihn kennen müssen, wie er damals war: der Rüstigste und Fröhlichste von Allen! Er ließ sich's niemals nehmen, die Früchte von den höchsten Zweigen selbst herabzuholen; und bei jedem schönen Apfel, bei jeder großen Birne, die er herunterwarf, hatte er ein Scherzwort, einen drolligen Einfall! — Und nun erst, wenn es an das Schütteln des geringen Obstes ging! — Ich wollte, Sie wären bei uns gewesen dazumal!“

„Ich wollte das auch!“ sagte er, und schaute ihr offen und treuherzig in die großen Augen, die sich aufgehellt hatten bei der Erinnerung an glücklichere Zeiten; sie aber wendete sich in einer Verwirrung, die sie erröthen machte, von ihm ab, und wie zu sich selber sprechend, seufzte sie: „Dolbietza ist gar zu schön! und wie glücklich waren wir!“

„Eben darum hätte ich dort sein mögen!“ fiel ihr Stephan ein. „Ich kann es gar nicht ansehen, daß Sie so traurig sind.“

Sie antwortete ihm darauf nicht, er aber stand plötzlich auf und sagte: „Kommen Sie! hier ist auch Obstlese, dort liegt am Baum die Leiter. Wir schicken die Gärtnerburschen fort, wir spielen Dolbietza, und das Beste, was wir finden, bringen wir dem Bruder.“

Sein guter Wille war so ehrlich, sein Ton so herzlich, daß Martina die Hand ergriff, die er ihr darbot. Mit wenig Schritten waren sie unter dem großen Birnbaume. In raschem Steigen sprang Stephan die Leiter hinan bis in des Baumes Gipfel, und aus den dichten, starken Aesten niederschauend zu dem schönen Mädchen, das unten stehend die Taffetschürze aufhielt, warf er ihr unter fröhlichem Geplauder Frucht um Frucht hinunter, nur die schönsten und reifsten Birnen wählend.

„Meine Schürze ist voll!“ rief Martina ihm nach einer Weile zu.

„So legen Sie die Früchte auf den Boden, ich pflücke mehr,“ entgegnete er ihr.

„Wir haben aber schon genug!“ meinte sie.

„Früchte vielleicht, aber nicht genug der Lust! Halten Sie die Hand auf, ich treffe sicher!“

„Ja! an den Kopf!“ lachte sie, da der Wurf mißglückte.

„Dafür werfe ich mich Ihnen zu Füßen, wenn ich erst wieder unten bin!“ versicherte er, während Martina davonlief, ein paar Birnen aufzulesen, die vorbei geflogen waren.

„Sie laufen so reizend, daß ich einmal sehen werde, wie weit ich von hier oben werfen kann.“

„Und wenn ich sage, ich bin müde und gehe weiter keinen Schritt?“

„So werde ich Ihnen das Erstere nicht glauben, sondern denken, daß Sie mir kein Vergnügen gönnen!“ scherzte Stephan.

„Ich dächte, Sie hätten Ihr Theil Vergnügen heute schon gehabt!“

„Gewiß! aber Vergnügen hat man ja niemals genug! Nun fort! rasch fort! nun schüttele ich!“ — und während er das sagte, flogen die Früchte in solcher Fülle von dem Baume nieder, daß Martina sich im raschen Sprunge davor retten mußte und laut lachend ein Ende weit davonlief.

Im nächsten Augenblicke stand er an ihrer Seite. Sie waren Beide von der Bewegung und der Luft lebhaft erregt, Beide harmlos wie die Kinder. Er, erfreut, weil er sie heiter sah, sie ihm dankbar und ihm zugeneigt, weil er das Spiel ersonnen.

„Morgen,“ sagte er, „spielen wir wieder Dolbietza, und alle Tage wieder! Denn die Bäume kommen nun einer nach dem anderen an die Reihe, und die Bewegung oder die Erinnerung hat Ihnen sehr wohl gethan. Sie sehen jetzt ganz anders aus als vorhin, da ich kam.“

Sie reichte ihm zum Dank die Hand, er schüttelte sie ihr herzlich; dann aber bat sie ihn, zu Ladislaus zu gehen, der allein sei, während sie noch grüne Blätter und ein paar Blumen holen wolle, ihm die Früchte in einem Körbchen zierlich aufzuputzen.

Stephan gab ihr willig nach. Als er bei dem Kranken eintrat, fand er diesen an dem geöffneten Fenster in seinem Lehnstuhl sitzend, das Haupt müde in die Kissen zurückgelehnt, das Auge träumerisch zum Horizont erhoben, an welchem die weißen vorüberziehenden Wolken sich in dem ausstrahlenden Lichte des Sonnenunterganges zu färben begannen.

„Ich habe Ihnen zugesehen bei Ihrer fröhlichen Arbeit, Ihnen und der Schwester,“ sagte er, sich gegen Stephan wendend, „und mich an Martina's Lust gefreut; aber, obschon ich mir's zum Vorwurf machte, habe ich Sie Beide doch beneidet. Das Leben ist so schön — und das Sterben ist doch schwer. Es wird mir schwerer als ich dachte, da es mir noch ferner war.“

Stephan versuchte ihm gegen sein besseres Wissen, Hoffnung zu erwecken; der Jüngling schüttelte schwermüthig das Haupt. „Sie glauben nicht, daß ich zu retten bin,“ sagte er, „und ich kann es nicht glauben, da ich es fühle, daß mein Leben nach Tagen, vielleicht nach Stunden zählt. Ich wußte es seit dem Augenblicke, in welchem ich niedersank, daß ich verloren war, und damals erschreckte es mich nicht.“ Er hielt inne, weil das Sprechen ihm Beschwerde machte, und sagte dann, nachdem er wieder zu Athem gekommen war: „Halten Sie mich deshalb nicht für feige. Es stirbt sich leicht auf dem Schlachtfeld, in der Leidenschaft des Kampfes, in dem Gedanken an das Vaterland; ich habe das empfunden. Nur das langsame Sterben ist so schwer! und ich habe gesehen, wie meines Bruders Tod der Mutter Herz zerriß, obschon sie in der Heimath war, obschon sie damals noch an die Befreiung unseres Vaterlandes glaubte und mein Vater ihr zur Seite stand. Jetzt ist sie mit der Schwester einsam in der Fremde, unsere heilige Sache ist im Unterliegen, und ich fürchte, meinem Vater ist ein Unglück zugestoßen.“

Und wieder unterbrach er sich, während

er um sich blickte, ob ihn außer Stephan Niemand höre. Dann neigte er sich zu ihm und sagte fest und leise: „Es ist mir sehr viel werth, mein Prinz! daß ich Sie einmal und gerade heute ohne Zeugen spreche, denn ich fühle mich übler und schwächer als je zuvor, und ich habe an Sie eine Bitte auf dem Herzen, obschon ich kein Anrecht an Sie habe, als eben mein Vertrauen zu Ihnen."

„Sprechen Sie, sprechen Sie! was wünschen Sie? was soll ich thun?" fragte Stephan dringlich.

„Sie sind Soldat, sind Edelmann und Katholik wie ich!" sagte der Kranke, „und haben wie ich eine Mutter, eine Schwester, die Sie lieben. Wir haben keine Blutsverwandten, keine Angehörigen hier um uns, keiner meiner Freunde ist in meiner Nähe. Geleiten Sie mich zu Grabe in der fremden Erde, stehen Sie meiner Mutter und meiner Schwester bei." — —

„Mein Wort darauf! Aber es bedurfte dieser Mahnung nicht," fiel ihm Setphan sehr ergriffen ein, als eben Martina mit ihrem Korb voll von Blumen und Früchten raschen Schrittes und heiter in das Zimmer trat, während die beiden jungen Männer sich fest die Hände reichten.

Sie blieb betroffen mitten in dem Zimmer stehen, sah den Fürsten, sah den Bruder an und sagte:

„Du bist sehr bleich, mein Bruder, und Fürst Stephan ist so ernsthaft. Hast du Schmerzen? Ist Etwas geschehen?"

„Nicht doch! nicht doch!" entgegnete er ihr, „denke nicht an mein Befinden, ich werde ohnehin daran genug erinnert. Zeige mir lieber diesen schönen Korb! Aber setze ihn hier vor mir hin, daß ich ihn recht betrachten kann!"

Stephan rückte einen kleinen Tisch heran, die Schwester stellte den Korb darauf und kniete an des Bruders Seite nieder. Er ließ sein Auge freundlich auf dem Korbe ruhen. „Nicht wahr," sagte er, „Martina macht das sehr geschickt? Der Kranz von weißen Astern über dem rothen Gerank des wilden Weines, und die goldigen Früchte zwischen den großen grünen Blättern, das sieht so schön aus, daß kein Maler es besser verlangen könnte. Unser Vater hatte in Dolbietza immer eine wahre Künstlerfreude an den Blumen- und Fruchtkörben, welche die Mutter und Martina stets eigenhändig für den Tisch bereiteten; und sollte es ihm recht gefallen, so mußte Martina selber frische Blumen in dem Haare tragen. Komm! setze dir den Kranz auf!"

Er hatte mit den Worten den Kranz von weißen Astern von dem Korbe abgenommen, mit welchem Martina ihn umgeben, und drückte ihr denselben spielend auf das Haupt. In dem Augenblicke aber, da sie, gewohnt ihm den Willen zu thun, sich ein wenig zurückbog, den Kranz in ihrem Haare zu befestigen, fuhr der Bruder, wie von jähem Schmerz erfaßt, plötzlich in die Höhe, griff mit der Rechten, unsicher, als sähe er nicht genau, nach der Schwester Hand, und seufzte kaum hörbar: „Die Mutter! die Mutter — rufe unsere Mutter — es ist vorbei!"

Der Kopf sank ihm auf die Brust, Martina umschlang ihn fest mit beiden Armen, und versuchte mit ihrer Schulter seinen Kopf zu unterstützen. Der Fürst eilte in das Nebenzimmer, die Gräfin herbeizuholen, aber die Unglückliche kam doch zu spät.

Ladislaus hatte sich nicht getäuscht, es war vorbei. Eine innere Verblutung hatte ihn schnell getödtet; und schön und bleich wie der Todesengel mit dem weißen Sternenkranz in dem leuchtenden Gelock, preßte Martina den entseelten Bruder an ihre Brust, bis sie neben der Mutter, aufgelöst in Thränen, vor ihm niedersank!

Viertes Capitel.

Der Fürst hatte das Wort, welches er dem sterbenden Grafen gegeben, im vollsten und weitesten Sinne gehalten. Kein Sohn, kein Bruder konnte den beiden Frauen treuer zur Seite stehen als er. Es war denn auch in der Gräfin Angelegenheiten, daß er gelegentlich in unser Haus zu meinem Vater kam, der, obschon er karg im Loben war, die Verständigkeit und die Herzensgüte des jungen Fürsten lebhaft anerkannte.

Die Kameraden desselben, denen er bis dahin ein so fröhlicher Genosse gewesen war, hatten aber zu bemerken, daß in seinem Wesen wie in seinem Verkehr mit ihnen eine Wandlung eingetreten war. Allerdings lebte er seinem Dienste nach wie vor mit der gewohnten Pünktlichkeit, er erschien in der Gesellschaft, wo und wie es schicklich war, er fehlte auch in dem Kreise seiner Kameraden keineswegs; er brachte nur zu dem Allen nicht die frühere Lust und gute Laune mit, sondern behandelte das Vergnügen, als ob es eine Pflichterfüllung gälte, der er sich entzog, sobald es zulässig erschien. Seine nächsten Bekannten fanden ihn sehr ernsthaft geworden, und nachdem Einer und der Andere ihn deshalb freundschaftlich zur Rede gestellt hatte, ohne eine genügende Erklärung von ihm zu erhalten, ließ man ihn seines Weges gehen. Man nahm es als ausgemacht an, daß er seine Zeit nicht etwa bei seiner Großmutter, sondern in der Gesellschaft der schönen Polin zubringe, daß er in sie verliebt sei, und daß man binnen Kurzem seine Verlobung mit derselben zu erfahren bekommen werde. Das Erstere war richtig, in der übrigen Voraussetzung aber ging man irre.

Stephan hatte allerdings, auf das Vertrauen gestützt, welches der Sterbende ihm bewiesen, sein Anrecht geltend gemacht, den Trauernden nahe bleiben und ihnen dienen zu dürfen, als ob er ihnen angehöre. Er ging wie ein Sohn des Hauses bei der Gräfin ein und aus, er brachte, da die Abende länger zu werden begannen, manche Stunde bei ihr und ihrer Tochter zu, bemüht, sie erheiternd zu beschäftigen; jedoch die beiden Frauen waren so völlig von dem Schmerz um den Geschiedenen und von der angstvollen Sorge um den Gatten und Vater hingenommen, daß Nichts ihren Antheil zu erregen vermochte, was nicht in genauester Verbindung damit stand.

Sie sahen Stephan gern kommen, seine Nähe war ihnen lieb und tröstlich, aber ihr Unglück hatte sie derart überwältigt, daß ihnen das Danken für seine Hingebung kaum einfiel. Mit dem Naturtriebe der Hülfsbedürftigkeit begehrten sie, was er ihnen zu leisten im Stande sein konnte; und er erwartete und verlangte es nicht anders. Er hatte neben den ihm werthen Frauen sein dem Todten gegebenes Versprechen zu erfüllen, und wie es ihn in seinen eigenen Augen hob, daß er sich zum ersten Male in seinem Leben stützend, berathend, tröstend, hülfreich zu erweisen vermochte, so that es ihm wohl, daß man ihn genugsam kannte, an seinen guten Willen, an seine freudige Dienstleistung zu glauben. Er leistete für die Mutter wie für die Tochter, was in seinen Kräften stand, ihnen den Sohn, den Bruder zu ersetzen, und er war zufrieden, wenn sie ihn gewähren ließen, als wäre er ihr Sohn und Bruder.

Bei dem gänzlich zerstörten Postverkehr jenseits der preußischen Grenze hatte man gar keine Sicherheit darüber, ob dem Grafen die Nachricht von dem Tode seines Sohnes zugekommen sei. Die Gräfin hatte ihrem Manne die Trauerkunde in doppelten Briefen gemeldet. Den Einen hatte sie nach Dolbietza, den anderen an das Corps gerichtet, in welchem der Graf commandirte. Aber Dolbietza war in Feindes Hand, man

durfte also sicher annehmen, daß kein dort hinkommender Brief in das polnische Lager befördert werden würde, und über den gegenwärtigen Stand des betreffenden Corps, das, von den siegreichen Russen verfolgt, immer weiter gen Nordwesten getrieben wurde, fehlte jegliche Gewißheit.

Handelsleute, von der Gewinnsucht verwegen gemacht, waren freilich unablässig zwischen den beiden Grenzen auf dem Wege und thätig. Jeder Tag brachte neue Nachrichten durch sie. Diese Nachrichten waren jedoch unter einander sehr widersprechend und nur darin einig, daß die Sache der Polen verloren, daß die Zahl der Verwundeten und Kranken übermäßig groß, das Elend im Lande furchtbar, und die Härte der Sieger unerbittlich sei.

Die Hauptstadt befand sich schon seit Wochen in der Gewalt der Russen, der polnische Reichstag und der Rest des Heeres hatte sich in und um die letzte noch standhaltende Festung zurückgezogen. Man versuchte nur noch einen verzweifelten Widerstand, man wollte nur Schritt vor Schritt und kämpfend weichen, um wenigstens doch mit Ehren zu unterliegen, nachdem Erfolg und Sieg schon lange zu einer Unmöglichkeit geworden waren.

Nach dem heißen Sommer hatte der Herbst sich zeitig eingestellt, ein nasser kalter Herbst. Die ersten völlig winterlichen Octobertage hüllten das Land in ihr nebelgraues Schneegewölk, als die Zeitungen verkündeten, daß die letzten polnischen Regimenter, oder vielmehr die Ueberlebenden aus denselben, flüchtend die preußische Grenze überschritten hätten, und von den betreffenden preußischen Behörden in bestimmte Districte und Ortschaften gewiesen worden wären, in welchen sie bis auf Weiteres zu verbleiben genöthigt wurden. Einige Tage später hieß es, daß man für eine Anzahl der Flüchtlinge in Königsberg selbst und in der Umgegend der Stadt Quartiere vorbereite. Einzelnen Officieren, die im Stande waren, für sich selbst zu sorgen, sollte auf ihr Ansuchen bereits der Aufenthalt in der Stadt bewilligt worden sein; und in der That sah man allmälig fremde Physiognomien in bürgerlicher Tracht, und hie und da auch eine fremde Uniform in den Straßen auftauchen, während man polnische oder französische Worte an seinem Ohr vorüberstreifen hörte.

Die Aufregung in der Stadt war eine allgemeine, nirgend jedoch war sie angstvoller und berechtigter als in den Herzen der beiden Frauen. So oft man einen Schritt auf der Schwelle des kleinen Hauses erklingen hörte, flogen die Mutter und die Tochter an das Fenster. Konnte es doch der Ersehnte, konnte es doch ein Kamerad desselben oder auch nur der Postbote sein, der eine Kunde von ihm brächte! Aber die Hoffnung wollte sich nicht erfüllen, die in Seelenpein durchlebten Stunden reihten sich zu Tagen an einander, der durchwachten Nächte wurden mehr und mehr, und die marternde Ungewißheit fand ihr Ende nicht.

Vergebens hatte Stephan auf den Wunsch der Gräfin die bei der Behörde eingegangene Liste der geflüchteten polnischen Officiere eingesehen, des Grafen Namen befand sich nicht darin. Vergebens war die Gräfin, die ihr Haus nicht leicht verließ, an jedem Tage zu verschiedenen Malen ausgegangen, auf den Zufall hoffend, daß sie irgend einem ihrer Bekannten, oder auch nur einem Officier des Corps begegnen werde, zu welchem der Graf gehört hatte; aber immer kehrte sie ohne jeglichen Erfolg zurück, und ihre Rathlosigkeit brachte sie der Verzweiflung nahe. Nach Polen zurückzukehren, ohne daß sie dazu die Weisung von dem Grafen erhalten hatte, durfte sie nicht wagen, da in jeder Stunde sein Erscheinen möglich war; und doch litt es sie nicht in dem wohlgeschützten Hause, während sie sich sagen mußte, daß vielleicht ihr Gatte, von

den Spähern des siegreichen Feindes verfolgt, obdachlos, durch die weiten tiefen Wälder seines Heimathlandes irre.

Kein Tag verging, ohne daß der junge Fürst die Gräfin und Martina sah, aber jedes Beisammensein brachte immer wieder nur die eine Unterhaltung, und nach jedem schied man mit dem immer muthloser werdenden Wünschen und Hoffen, daß der nächste Morgen endlich Kunde und, wie Stephan tröstend sagte, gute Kunde bringen müsse. Er hatte endlich selber nicht Ruh noch Rast, die Angst des Unglücks wirkte ansteckend auch auf ihn, und es kam ihm hart an, als ein Wachtdienst ihn eines Tages hinderte, die Frauen, wie sie und er es gewohnt worden waren, in den Morgenstunden schon zu sehen.

Als er von der Wacht in seine Wohnung heimkehrte, fiel es ihm gleich bei dem Eintritt in den Garten auf, daß alle Zimmer in dem Hause der Gräfin erleuchtet waren, doch die ersten Worte, mit welchen die Großmutter ihn empfing, erklärten ihm, was drüben vorging. Am frühen Morgen, sagte die alte Baronin, sei ein Officier gekommen, der unter dem Grafen gedient habe. Was er gemeldet, wisse sie nicht genau; aber die Gräfin und Martina seien den ganzen Tag außer dem Hause gewesen, sich die Pässe nach Rußland zu verschaffen und die übrigen Vorkehrungen für die Abreise zu treffen. Man packe drüben Alles für den Aufbruch, und wenn sie die Pässe erhalte, wolle die Gräfin in der Morgenfrühe fort.

Wenige Minuten später war Stephan in dem Hause seiner Freunde. Die Stille, die Ruhe, welche sonst in demselben geherrscht, hatten einer hastigen Bewegung Platz gemacht. Die Thüren der Zimmer standen offen, Pelze und Fußsäcke, die man in der Eile angeschafft, hingen und lagen in der Hausflur umher. Mit Beistand fremder Leute schleppte der alte Diener die Koffer und Taschen die Treppen hinunter, die Kammerjungfer räumte die Schränke aus, die Gräfin saß an ihrem Schreibtisch, Papiere ordnend, Notizen machend, Briefschaften in Päcke bindend. Martina wickelte die Ordenszeichen ein, welche ihre verstorbenen Brüder sich auf dem Schlachtfelde errungen hatten; und, Stephan gewahrend, rief sie, ohne seine Anrede abzuwarten, mit vor Aufregung bebender Stimme: „Mein Vater ist verwundet in der Gewalt der Russen, auf dem Wege nach Sibirien! Wir reisen morgen früh!"

„Ich weiß es! Aber wohin wollen Sie? Wohin?" fragte Stephan.

„Können Sie das fragen!" entgegnete die Gräfin. „Nach Petersburg natürlich! Nicht um eine Gnade zu erflehen!" setzte sie rasch und bitter hinzu, „die man uns nicht gewähren wird. Die Erlaubniß will ich fordern, meinem unglücklichen Gatten folgen zu dürfen in die Bergwerke."

„Und Ihre Tochter?" fiel der Fürst ihr ein, den ein Schauder faßte bei der Vorstellung des Looses, welchem die Unglücklichen entgegengingen.

„Ich zähle die Stunden, bis wir bei meinem Vater sein werden!" sagte Martina mit leuchtenden Augen.

Stephan verstummte vor den Worten; doch nahm er sich zusammen und erkundigte sich, in welcher Weise der Gräfin die Unglückskunde zugekommen sei, wie nach den näheren Umständen derselben. Mit so viel Fassung, als sie sich abgewinnen konnte, gab sie ihm die Auskunft, aber die Frauen waren Beide wie im Fieber. Von dem Nothwendigen, das ihnen in dieser Stunde oblag, richteten ihre Gedanken sich in dem einen Augenblick auf die eben erst in diesen engen Räumen durchlebte Leidenszeit zurück, um in dem nächsten sich in eine weite fürchterliche Ferne zu verlieren und vorahnend neues schweres Unheil zu erwarten. Den

ganzen Tag hatten sie den Fürsten sehnsüchtig erwartet. Mit Niemandem konnten sie so frei von ihrem Schmerz und ihren Sorgen sprechen als mit ihm, sie hatten ihm so viel zu sagen, waren seiner Dienste so benöthigt. In dieser Stunde fühlten sie es mehr als je zuvor, was er ihnen war und wie theuer er ihnen geworden.

Die Gräfin händigte ihm die Summe aus, mit welcher eine dauernde Seelenmesse für Ladislaus gestiftet werden sollte. Man übergab seiner treuen Freundeshand die Ehrenzeichen der beiden jungen Grafen, die Briefschaften und Angedenken aller Art, die man bei der Abreise aus der Heimath mit sich genommen hatte, und die über die Grenze zurückzubringen man nicht wagen durfte, jetzt, da sie auf das Neue von den Russen besetzt, gesperrt und auf das Strengste überwacht war.

Der Fürst hörte mit gewissenhafter Achtsamkeit auf die Wünsche und Anweisungen der Gräfin, nahm die Gegenstände in Empfang, die er bewahren sollte, überlegte mit ihr ernsthaft, was der Berathung noch bedurfte, aber in dem Grunde seiner Seele tönten fort und fort Martina's Worte: wir reisen morgen früh!

Er sah sie kommen und gehen, sah, wie sie bei dem leisesten von außen vernehmbaren Geräusch zum Fenster eilte, um sich zu überzeugen, ob der Bote des russischen Consulats, dem man für möglichste Beschleunigung des Geschäftes eine reiche Belohnung zugesagt hatte, vielleicht trotz der späten Stunde doch noch die Pässe bringe, so daß man die Postpferde für die Abreise noch bestellen könne. Aber eine Stunde verging um die andere, ohne daß der Erwartete erschien. Es war elf Uhr geworden, man mußte sich trennen. Die Frauen sollten zu schlafen versuchen, denn morgen, so früh als immer möglich, wollten sie ja reisen!

Als der Fürst das Haus verließ, hörte er, wie man die Thüren schloß. Morgen wird man sie für immer schließen, dachte er, und ging noch einmal hinunter zu dem Gartenarbeiter, der als Pförtner nahe an dem Straßenthor des Gartens schlief, ihm für den Fall, daß noch Jemand Einlaß fordern sollte, den nöthigen Befehl zu geben. Dann kehrte er in seine Wohnung zurück, aber obschon er die vorige Nacht unruhig in der Wache zugebracht, litt es ihn auf seinem Lager nicht. Das Schicksal der beiden Frauen ließ ihm keine Ruhe.

Ladislaus hatte sie ihm anvertraut, er hatte demselben das Wort gegeben, nach bestem Gewissen für sie zu sorgen, ihnen beizustehen mit Rath und That: war es denn richtig, daß sie reisen wollten, ohne irgend eine Anweisung des Grafen abzuwarten?

Der Hauptmann, welcher die Nachricht überbracht, war bei dem Ausfall aus der Festung, selber am Knie verwundet, nur von der Verwundung und Gefangennehmung des Grafen Zeuge gewesen. Daß er mit den übrigen gefangenen Officieren kriegsrechtlich verhört und lebenslänglich zu den Bergwerken verurtheilt worden sei, hatte der Hauptmann durch Dritte erfahren, die die Zeitung mit der Liste der Transportirten bei sich geführt. Trotzdem war ein Irrthum möglich. Möglich war es auch, daß der Graf ungeachtet der strengen Ueberwachung Mittel und Wege fand, seiner Familie seinen Willen kund zu geben. Daß diese ihm zu folgen, daß sie zu seinem Beistand zu eilen wünschte, war nur zu begreiflich; ob sie die Erlaubniß dazu erlangen würde, war bei des Czaren Härte mehr als zweifelhaft, und daß der Graf es wünschen konnte, seine Tochter, sein letztes Kind, mit hinabzuziehen in das Elend, dem er selbst verfallen war, das konnte der Fürst nicht glauben.

Er hatte die Gräfin vergebens beschworen, ihre Reise für das Erste aufzuschie-

ben, sich schriftlich erst Gewißheit aus Petersburg zu verschaffen, sich aus dem sicheren Hafen zunächst mit einem Bittgesuche an den Kaiser zu wenden und inzwischen abzuwarten, ob nicht von dem Grafen selber Nachricht käme. Er fragte sich, ob Ladislaus es gut geheißen haben würde, daß seine Mutter und Schwester sich in solcher Weise der russischen Regierung in die Hände lieferten — und wenn er das Alles und Alles erwogen, sagte er sich dennoch selber: die Liebe einer Gattin, einer Tochter muß so handeln, kann nicht anders handeln, wo sie zu trösten und zu helfen hofft; und er hörte sie wieder, Martina's rasche, fürchterliche Worte: wir reisen morgen früh!

Die Nacht war finster und stürmisch. Am Tage hatte es geregnet, nun, da Stephan in dem Erker stand und hinüberblickte nach dem Hause, in dem die Frauen heute noch weilten, sah er, daß die Scheiben seines Fensters Eis bedeckte. Das Licht von drüben, das man brennend erhalten, um dem immer noch erhofften Boten den Weg zu weisen, schimmerte matt und gelblich durch das tiefe Dunkel. Es währte ihm lange, ehe der Morgen trübe dämmerte.

Als es Tag geworden war, rollte man den Reisewagen der Gräfin vor das Haus und begann die Koffer aufzupacken. Der Fürst verwandte kein Auge davon. Alles, was da draußen vorging, sah er deutlich, was er dachte, hätte er nicht sagen können; ein dumpfer Druck lag ihm auf Herz und Sinn. Um neun Uhr ging ein Beamter des Consulats durch den Garten in das Haus. Der Fürst folgte ihm auf dem Fuße.

Es war Alles in Ordnung, man konnte fort! — Der alte Diener der Gräfin wurde abgeschickt, die Pferde zu bestellen; des Fürsten Leute übernahmen es, den Wagen bis zur Ankunft derselben in Bereitschaft zu setzen. Die Frauen gingen hinüber, sich bei der alten Baronin zu verabschieden, Stephan begleitete sie nicht. Er schritt langsam durch die stillen Räume. Ihm waren sie belebt, zu ihm sprachen sie von Lust und Leid, von einem Leben, wie er es bis dahin nie gekannt, von Tagen, die nicht wiederkehren konnten.

Als die Frauen zurückkamen, blieb er, da die Gräfin noch einige Anordnungen treffen mußte, in dem Zimmer, in welchem der junge Graf gestorben war, allein mit ihrer Tochter. Sie standen und sahen zum Fenster hinaus. Der November begann mit bösem Wetter. Der Schnee fiel in großen, schweren Flocken wirbelnd nieder und der scharfe Wind schüttelte die Aeste der Bäume, daß sie knirrten. Einer der Leute, die beim Packen beschäftigt waren, fiel mit dem Koffer nieder. Es hatte Eis geregnet bei Tagesanbruch.

„Die Wege werden grundlos sein!“ sagte der Fürst.

„Besonders jenseits der Grenze!“ meinte Martina, und sie schwiegen Beide.

„Der Uebergang über die Flüsse wird sehr schwierig werden!“ hub er nach einer Weile wieder an.

Martina mußte es überhört haben, denn sie gab ihm keine Antwort. Er aber konnte die Stille nicht ertragen, und als wolle und müsse er sprechen, gleichviel was, sagte er:

„Es sah hier anders aus, als wir die Birnen pflückten!“

Sie hob die Augen wehmüthig zu ihm empor.

„Daran dachte ich eben! Dolbiezza spielen wir nicht wieder!“

„Mein Gott!“ stieß er hervor, „wie wird's denn sein, wenn ich Sie nicht mehr sehe?“

Sie hüllte ihr Gesicht in ihre Hände und wollte von ihm gehen.

„Nein!“ rief er, „nein! die Minuten eilen! Die ganze Zeit her habe ich es gefühlt, und die Nacht hat es mir nicht

Ruhe gelassen. Ich kann nicht leben ohne Sie, Martina! Mein ganzes Herz gehört Ihnen! Sagen Sie mir, daß Sie dies freut —"

Sie schüttelte schweigend das Haupt, während ihr die Thränen in die Augen traten.

„Ein Wort nur, Martina! nur das eine Wort, daß Sie mich wiedersehen, daß Sie die Meine werden wollen, und ich folge Ihnen —"

„Weiß ich, wohin ich gehe? gehöre ich mir selbst?" klagte sie.

„Und wenn Sie frei wären?" fragte er mit dringender Bitte, „wenn — ach!" unterbrach er sich selber, „was soll das Alles! Nur das eine Wort: liebst du mich, Martina?"

Sie reichte ihm die Hand hin, wie heller Sonnenschein flog die Freude über sein und ihr Gesicht. Da klang das Posthorn durch die Luft, der schwere Hufschlag der Pferde schmetterte auf dem Pflaster des breiten Weges, die Gräfin trat ins Zimmer. Sie sah die Tochter an des Fürsten Hand, sie las in ihren und in seinen Mienen, was er ihr zu sagen hatte, indeß sie wehrte es ihm.

„Nicht jetzt, mein Freund! jetzt nicht!" sagte sie gebietend. „Es liegt ein furchtbares Geschick auf uns. Der Augenblick ist nicht gemacht für Liebesglück. Lassen Sie die Tage walten. Sie wissen, daß ich Sie werth halte, daß Sie mir theuer sind wie die Söhne, die mir Gott genommen —"

Der Schmerz erstickte ihre Stimme. Man meldete, daß Alles für den Aufbruch fertig sei.

Stephan half wortlos der Geliebten, sich für die Reise einzuhüllen. Ihre Augen waren trocken und hingen wie gebannt an ihm. Die Gräfin umarmte ihn und sah es, daß er auch Martina in die Arme schloß und küßte.

„Bleibe mein!" sagte er, da er sie in den Wagen hob; und an die Devise seines Familienwappens denkend, setzte er hinzu: „Ich wanke nicht!"

Sie konnte nicht sprechen, der Schmerz preßte ihre Lippen fest zusammen, aber er bedurfte auch ihres Wortes nicht. Ihr Blick, ihr Händedruck gelobten ihm, was er von ihr begehrte.

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte rasch davon, das Gartenthor schloß sich klirrend hinter ihm. Der Postillon blies das alte Lied vom Scheiden und vom Meiden.

Stephan trat in das Haus zurück. Er stand noch einmal in dem Zimmer auf derselben Stelle, auf welcher die Geliebte neben ihm gestanden hatte, nun war sie nicht mehr da! — Und hinausschauend in das wilde Schneegetreibe, das durch den Garten fegte, wiederholte er seufzend ihre Worte:

„Dolbietza spielen wir nicht wieder!"

Fünftes Capitel.

Eine lange, lange Zeit, ein halbes Menschenleben, war vergangen seit den Tagen der polnischen Revolution, als ich in Rom, wo ich eben damals lebte, unerwartet an einem schönen Septembertage bei einem Spaziergange dem Fürsten Stephan gegenüberstand, mit dem ich während meines Reiselebens verschiedene Male in flüchtigen Begegnungen zusammengetroffen war. Wir hatten uns bei denselben der ersten oberflächlichen Bekanntschaft immer gern erinnert und waren einander allmälig näher getreten, ohne deshalb in einem dauernden Zusammenhange zu bleiben. Es war uns aber Beiden eine angenehme Ueberraschung, als wir in der Villa uns plötzlich wiederfanden und die Aussicht auf einen gleichzeitigen und dauernden Winteraufenthalt in der Stadt der Städte sich für uns eröffnete.

Aus dem schönen jungen Officier war

ein vollendet schöner Mann geworden, dessen Ruf als der eines glänzenden Lebemannes in der großen Welt feststehend war. Er hatte den Militärdienst frühzeitig verlassen, war ein paar Jahre lang einer Gesandtschaft beigegeben worden und hatte dann später auch dieser Laufbahn entsagt, da ihm durch das Testament eines Vetters ein Besitz zugefallen war, der ihm in jedem Sinne Unabhängigkeit ermöglichte. Seitdem hatte er als Privatmann ohne eine feste Beschäftigung sich selbst und seinen Neigungen gelebt.

Als ich ihn in Rom antraf, stand er an dem Ende der Dreißiger, aber obschon seine Abenteuer mit Frauen viel von sich hatten reden machen und sein Glück bei ihnen sprüchwörtlich geworden, war er unverheirathet geblieben.

Eines Tages, als sich einmal zwischen uns ein Gespräch über Freundschaft, über Liebe und Ehe entwickelt hatte, fragte ich ihn, woher es gekommen, daß er noch ehelos sei?

Er lächelte.

„Sie sind nicht die Einzige,“ sagte er, „der dies auffällt, und ich gestehe Ihnen, daß ich in den Stunden grübelnden Nachdenkens, deren ich mehr habe, als sie mir zutrauen mögen, mich bisweilen selber darüber wundere, denn der Umgang mit Frauen ist mir ein Bedürfniß. Leider aber haben die Frauen selber mich enttäuscht.“

Ich wollte wissen, was er damit meine.

„Wenn es Ihnen mit dieser Frage Ernst ist,“ entgegnete er mir, „und Sie die Sache an sich, nicht nur um meinetwillen der Beachtung werth halten, will ich es Ihnen sagen, obschon ein Mann in meinen Jahren und von meinen Erfahrungen Ihnen komisch erscheinen mag, wenn er sich in die Gebiete der romantischen Liebe verliert und es merken läßt, daß er die Welt, wie sie ist, nicht für die beste hält und nicht verstanden hat, sich mit ihr so gut wie Andere in das Gleiche zu setzen. Ein Weltmann mit einer romantischen Ader ist im Grunde eine sonderbare Erscheinung. Er hat also kaum eine andere Wahl, als sich anzuklagen oder sich über Andere zu beschweren, und zwischen diese beiden Nothwendigkeiten gestellt, entschließt sich die natürliche Selbstsucht zu dem Letzteren. Um es Ihnen also einzugestehen, ich habe an den Frauen im Allgemeinen die Eigenschaften, die sie sich als ihre schöne Besonderheit, als ihres Geschlechtes Vorzüge zuzuerkennen lieben, nicht in höherem Grade als bei den Männern vorherrschend gefunden. Ich habe lebhafte Leidenschaften für sehr verschieden geartete Mädchen und Frauen gefühlt, bin ihnen auch nicht immer gleichgültig geblieben und habe Zeiten gekannt, in welchen ich mir durch getheilte und erwiederte Liebe und Leidenschaft hoch beglückt erschienen bin. Indeß mitten in dem Zauber, der mich umfing, habe ich selten das Gefühl verloren, daß zumeist meine Phantasie, meine Sinne ihm unterlagen, und daß auch die Frauen in der Regel weniger Herz einsetzten und in das Spiel brachten, als sie mich glauben machen wollten, als es zu glauben herkömmlich und unserer männlichen Eitelkeit entsprechend ist. Sie haben in der großen Masse nicht mehr Herz, haben eben so viel Sinnlichkeit als wir, sind nicht beständiger in ihren Verbindungen und schließlich in ihrer Hingebung weit berechnender als der Mann, was ja in der Naturbedingniß seine Berechtigung hat. Sie bleiben aber ein- für allemal länger und mehr Herr über sich als wir, werden es dadurch über uns vollständig, und ich wiederhole Ihnen deshalb: obschon ich die Frauen liebe, haben sie mich doch enttäuscht.“

„Wer hieß Sie auch, dieser Erkenntniß so blindlings und so eifrig nachzujagen?“ wendete ich ihm ein, solcher Behauptungen von Männern sehr gewohnt.

„Sehen Sie," entgegnete er mir, „daß Sie die Sache nicht an sich, sondern in Bezug auf mich und als Frau persönlich nehmen! Sie finden mein Urtheil hart und ungerecht."

„Nicht so sehr, als Sie es vielleicht glauben, sofern Sie mir zugeben, daß es große und schöne Ausnahmen von der Regel giebt. Die Frauen sind dasjenige geworden, wozu man sie gemacht hat. Man hat sie wie Kinder und Sklaven gehalten, sie haben also auch alle die Eigenschaften und Fehler von Kindern und Sklaven, und da man sie noch heute in dem Dogma erzieht, daß sie an sich nichts sind, haltlos sind und nur durch den Mann zu etwas werden können, so suchen sie natürlich einen Mann und suchen sich an ihm um jeden Preis den Halt zu schaffen, durch den sie zu etwas werden sollen, gleichviel wozu. Zu dieser höchst unzweckmäßigen Behandlung in der Wirklichkeit kommt die Verklärung hinzu, mit welcher man in der Dichtkunst das Weib umgiebt, und die schmeichelnde Begehrlichkeit des werbenden Mannes. Ist es da ein Wunder, wenn die Frauen in der Masse wenig werth sind und lauter verwirrte Vorstellungen von sich selber haben? Aber ich müßte anklagend in die landläufigsten Behauptungen über die allerdings bedingte Gleichberechtigung der Geschlechter verfallen, müßte fragen: wer trägt die Schuld davon? wenn es nicht bei Weitem kürzer wäre, Ihnen zu sagen: Sie suchen ein Ideal der Liebe und —"

„Und würden am wenigsten befähigt sein," ergänzte er, „einer idealen Liebe zu entsprechen! War es das nicht, was Sie mir vorzuhalten dachten?"

„Da Sie es selber sagten, widerrede ich Ihnen nicht!"

Der Fürst ließ eine kleine Pause eintreten, danach sagte er:

„Sie haben mich in meiner Jugend nicht näher gekannt, sonst würden Sie wissen, wie sehr ich romantisch war; und es ist immer schön, sich an solche Zustände erinnern zu können. Es ist aber mit diesen Erinnerungen wie mit den im Meer versunkenen Städten. Man findet mit seinem Erschauten, mit seinem einsamen Wissen von ihnen keinen Glauben unter den Menschen. In langen Zwischenräumen tauchen jene vergangenen Herrlichkeiten, tauchen unsere lieblichen Erinnerungen plötzlich aus der Fluth der Vergangenheit in aller ihrer Schönheit vor uns auf. Zauberisch wie von Heimathsglocken dringen lange vergessene Klänge uns in das Herz. Wir fühlen uns der Gegenwart entrückt, in einer Welt, welche nicht mehr ist und der wir dennoch angehören, wir leben ein Leben, das uns eigen und doch fremd geworden. Und — ein Augenblick! und Alles ist vorbei! Alles ist wieder versunken, uns entschwunden für lange, lange Zeit! — Durch viele Jahre habe ich meiner Jugendzeit nicht so oft gedacht als hier in Rom, nicht nur weil Ihr Erscheinen mich an dieselbe mahnte, sondern weil von Rom das Wort Platen's:

„Wo ich mich sammle, wenn ich mich zerstreue"

mehr als von irgend einem anderen Orte Geltung hat. Während es uns überwältigt, weist es uns in uns selbst zurück; während wir seine Geschichte im Zusammenhange zu durchdenken uns veranlaßt fühlen, werden wir fast, ohne es zu gewahren, darauf gebracht, auch unser enges kleines Dasein, uns selber in unserem Gewordensein historisch zu betrachten; und darauf beruht wahrscheinlich das Gefühl der Erhebung und der gleichzeitigen Bescheidung, von denen sich hier jeder denkende Mensch, freilich nach dem Maßstabe seiner besonderen Entwicklung, mehr oder weniger ergriffen findet."

Ich stimmte seiner Bemerkung bei.

„Als ich noch jünger war, konnte ich den Ausspruch des greisen Goethe, daß

‚er sich selber mythisch erscheine‘, nicht verstehen,“ sagte ich. „Hier in Rom habe ich ihn begreifen lernen.“

„Gewiß!“ meinte der Fürst. „Wir bedenken nur nicht genugsam, wie unsere Erinnerungen, während wir sie historisch zu bewältigen glauben, Herr werden können über uns, sobald wir sie festzuhalten trachten. Sie stellen sich uns dann geradezu gebieterisch gegenüber und halten uns Spiegel vor, deren Bilder beunruhigend werden. Wir sehen uns in Gestalten, die wie unsere Doppelgänger wir sind und nicht mehr wir; und es ist mir gelegentlich begegnet, daß ein solches geistiges Erinnerungsbild aus lange vergangenen Tagen mich gerührt und auf mich für eine Reihe von Tagen bestimmend einzuwirken vermocht hat. — Ihnen wird es nach der Meinung, die Sie sich von mir gebildet haben, unwahrscheinlich dünken, daß ich mich für romantisch halte; aber obschon ich mich genau genug kenne, glaube ich zuverlässig, daß ich unter den richtigen Verhältnissen einer sehr tiefen Liebe, einer ausdauernden Treue fähig gewesen wäre. Denn man kann dasjenige unmöglich fort und fort ersehnen, wonach das zwingende, Befriedigung fordernde Bedürfniß nicht in unserer Natur liegt. Geben Sie mir die warmherzige, selbstbewußte, charakterstarke Frau, die einer großen Liebe werth ist, und ich bin sicher, nicht von ihr zu lassen, wenn sie ihre Neigung auf mich richtet. Ich habe sie auch einmal empfunden, eine sehr ideale Liebe, habe große Treue geübt — freilich selber jung und einem Kinde gegenüber — aber einem Kinde, das mir noch heute in der Erinnerung als der Inbegriff aller Reinheit, aller Holdseligkeit erscheint. Sie haben es auch gekannt —“

„Martina?“ fragte ich.

„Eben sie!“ entgegnete der Fürst, „und sonderbar genug habe ich im späteren Leben nie ein Weib gefunden, das mich im Entferntesten an Martina's Eigenart erinnert hätte. So oft ich aber in der Dresdener Galerie vor der Sixtinischen Madonna gestanden und in die Augen des Christuskindes geblickt habe, ist Martina's Bild vor mir emporgestiegen. Sie und sie allein hatte den tiefsinnigen, unglückahnenden und doch dabei so unschuldsvollen Blick des Christuskindes, von dem man sich gebannt und beherrscht fühlt, und der uns unvergeßlich in der Seele fortlebt.“

Wir blieben danach noch eine Weile mit der Erinnerung an die Jugendzeit beschäftigt, und an dem Abende erfuhr ich von dem Fürsten auch die Geschichte seiner ersten Liebe, soweit ich sie erzählte.

Als er sie beendet hatte, fragte ich, ob er von Martina's späterem Leben etwas wisse.

„Nicht eben viel!“ entgegnete er. „Sie ist verheirathet an einen Grafen Waragatin, einen Günstling und Adjutanten des Kaisers Nikolaus.“

„Und glücklich verheirathet?“

„Darüber weiß ich nichts Genaues. Der Graf ist sehr beträchtlich älter als die Frau und soll durchaus ein Cavalier sein, ein Mann, der in der Jugend nach dem Beispiel seines Herrn viel von sich reden machte und noch in reifen Jahren von den Frauen wohl gelitten war.“

„Und wiedergesehen haben Sie Martina also nicht?“

„Nein! niemals!“ gab er mir zur Antwort. „Ich habe es sogar geflissentlich vermieden, als ich mich vor Jahren einmal in den Taunusbädern ganz in ihrer Nähe aufhielt. Jugenderinnerungen muß man unangetastet lassen, will man sich dieselben rein und schön erhalten. Was gewinnt man auch, wenn man erkennen lernt, daß man einer Täuschung unterlegen, als man sich einst glücklich glaubte? Dazu spielt man neben einer ehemaligen unschuldsvollen Flamme eine um so ab-

geschmacktere Rolle, je würdiger die Frau geworden ist, die sie einmal uns eingeflößt hat; und der Ruf der Gräfin ist ein makelloser. Sie war damals in der Gesellschaft ihrer beiden Eltern. Die Mutter ist bald nachher gestorben. Im Uebrigen muß die Gräfin in das Ausland nicht oft gekommen sein, denn sonst hätte ich vermuthlich mehr von ihr gehört."

Es war darauf weiter nicht von ihr die Rede, und auch im Laufe der folgenden Tage kamen wir nicht wieder auf jene alte Zeit zurück.

Wir sahen einander überhaupt nicht regelmäßig, waren von der sich mehr und mehr in uns steigernden Erkenntniß dessen, was Rom bedeutet und was es demjenigen zu bieten hat, der auch nur einigermaßen es zu fassen fähig ist, so sehr beschäftigt, daß man in dem Zusammentreffen sich nur von den Erwerbnissen des Tages Kunde gab. Und was konnte in der raschbewegten glänzenden Gesellschaft, in deren Mitte wir lebten, uns die Vergangenheit auch viel bedeuten?

Da standen wir an einem der ersten Septembertage gegen den Abend hin, als die Sonne schon tief im Sinken war, auf dem Vorsprung der obersten Terrasse des Monte Pincio innerhalb des Halbrunds. Ich lehnte an der Ballustrade, der Fürst saß auf derselben, und wir ließen unsere Blicke in immer neuem, bewunderndem Entzücken hingleiten über die in der Glorie des Sonnenunterganges sich majestätisch vor unserem Blick ausbreitende Stadt und über sie hinweg in die funkelnden Gefilde der Campagna, bis goldene Ringe und Sterne uns phantastisch vor den Augen zu flimmern und sich gaukelnd in einander zu verschlingen begannen, so daß wir die Augen schließen und uns abwenden mußten, ihnen Ruhe zu gewähren.

In dem Moment hielt ein offener Wagen dicht vor uns still. Die Frau in Trauerkleidern, welche in demselben saß, schlug den Schleier auf, warf mit leichter Handbewegung die langen aschblonden Locken zurück, die sich zu beiden Seiten ihrer Wangen aus dem kleinen Hute hervordrängten, und überschaute, wie wir es ebenfalls gethan, nachdenklich das unvergleichliche Bild, das sich vor dieser schönsten aller Promenaden dem Betrachter darbietet.

Wir blickten sie an und sahen einander an.

„Wenn mein Auge mich nicht täuscht," sagte ich, „so ist das die Gräfin —"

„Martina!" ergänzte der Fürst rasch und leise, indem er seine Hand auf meinen Arm legte, mich an einem möglichen Vorwärtsgehen zu verhindern.

„Und Sie wollen sie nicht begrüßen?" fragte ich.

„Nein! nicht jetzt, nicht hier! Kommen Sie! Lassen Sie uns gehen!"

Ein anderer Wagen, der gerade vorfuhr, nöthigte uns, noch einige Secunden in der Gräfin Nähe zu verweilen. Wir sahen, daß sie nach Jemand ausspähte, und daß der am Wagen stehende Diener das Gleiche that, bis ein schöner etwa vierzehnjähriger Knabe, blond wie seine Mutter, an den Schlag herantrat. Er war von einem nicht mehr jungen Manne begleitet.

Die Gräfin empfing die Beiden freundlich, sie nahmen ihr gegenüber in dem Wagen Platz und fuhren an uns vorüber, ohne daß Martina uns gewahrte.

„Wie schön sie ist!" rief ich bewundernd aus. Der Fürst beachtete es nicht.

„Sonderbar!" sagte er, „als wir neulich Martina's so lange und lebhaft dachten, hatte ich eine Art von Vorgefühl, daß ich sie wiedersehen, ihr hier begegnen würde. Ich glaube, wir haben sie heraufbeschworen."

„Mir scheint, als ob Sie deß sich nicht erfreuten?"

„Nein, meine Freundin! und damit Sie

dies natürlich finden, müssen Sie wissen, auf welche Weise meine jugendliche Liebesgeschichte ihren Abschluß fand. Ich blieb Ihnen denselben neulich schuldig."

Sechstes Capitel.

„Noch an demselben Tage, an welchem ich den beiden Frauen mein Lebewohl gesagt," hub der Fürst darauf im Heimgehen zu erzählen an, „schrieb ich an Martina, an die Gräfin und an meine Eltern, voll der Liebe und des Glaubens, die ich in mir trug, und erhielt von diesen Letzteren wie von der Gräfin die Antwort, die ein Jeder, nur nicht ein junger Liebender hätte voraussehen müssen, der für seine ganze Zukunft nichts Größeres zu ersehnen wußte als das stille Liebesglück, dessen er in dem Gartenhause genossen hatte."

Ich konnte mich des Lächelns bei diesen Worten nicht erwehren.

„Sie thun mir wieder einmal Unrecht mit Ihrem Lachen," sagte der Fürst, „wie in gewissem Sinne auch mein Vater mir mit der Behauptung Unrecht that, daß für ein in sich befriedetes Liebes- und Eheglück Niemand weniger gemacht sei als ich mit der raschen Beweglichkeit meines Temperaments. In der Zeit der ersten Liebe trägt Jeder von uns die Keime zu einem guten Ehemann in sich, nur," meinte Stephan jetzt selber lächelnd, „müßten wir dann auch zur rechten Zeit die richtige Frau bekommen, die sie zu pflegen und zu entwickeln verstände. Mein Vater sagte mir einfach, daß ich ein Thor sei, und daß er noch thörichter handeln würde, wenn er eine solche Gemüthsaufwallung einer ernsthaften Beachtung unterzöge. Ich sei der jüngste Sohn, habe beschränkte Vermögensumstände zu erwarten und an eine Heirath mit der Tochter eines nach Sibirien verbannten Revolutionärs sei für mich weder als sein Sohn noch als preußischer Officier zu denken. — Dies Urtheil, dessen Richtigkeit anzuerkennen ich weit entfernt war, enthielt für mich zunächst nichts weiter als die Lehre, den Dienst so bald als möglich aufzugeben, um wenigstens von dieser Seite mich meiner Willensfreiheit zu versichern.

„Die Gräfin, welche mein Brief in Petersburg unter der Adresse erreichte, die sie mir gegeben hatte, noch ehe von meiner Liebe für Martina die Rede gewesen war, schrieb auch nichts weniger als ermuthigend. Sie hielt mir vor, daß es nicht ihr, sondern ihrem Gatten zustehe, über die Hand der Tochter zu verfügen, wenn ich sie mit Zustimmung meiner Eltern von ihm fordere. Noch habe sie keine Aussicht, den Grafen wiederzusehen; auch über ihre und ihrer Tochter Zukunft könne sie mir nichts Sicheres sagen. Sie müsse mich deshalb bitten, auf jeden Zusammenhang mit Martina zu verzichten, bis das Loos ihrer Familie auf irgend eine Art entschieden sein würde.

„Martina aber hatte Mittel und Wege gefunden, mir zwei Zeilen zukommen zu lassen. Sie enthielten freilich nichts als die Wiederholung meiner Worte: ‚Ich wanke nicht! Ich liebe dich und bleibe dein, wohin das Schicksal mich auch führt!' Aber ich war jung, ich liebte, glaubte, hoffte — Wochen lang, Monate hindurch in unbeirrter Treue.

„Endlich, als der Februar herangekommen war, erhielt ich durch die Vermittelung Ihres Herrn Vaters von Martina einen Brief, der mir ihre und ihrer Mutter Erlebnisse bis zu dem Tage schilderte, an dem sie schrieb. Sie erzählte in demselben, mit welchen Schwierigkeiten die Gräfin in der Czarenstadt zu kämpfen gehabt hatte. Die Anverwandten und Freunde, die sie dort besaß und auf deren Beistand sie sich vertröstet, hatten sie, die

Einen kalt, die Anderen ängstlich von sich abgewiesen. Die Männer standen in Amt und Würden, waren sammt und sonders abhängig von der Regierung und von des Kaisers Gnade. Der Zorn desselben gegen die polnischen Insurgenten war noch immer leidenschaftlich rege. Niemand mochte sich dem Verdachte aussetzen, mit ihnen in Verbindung oder gar ihnen und ihren Angelegenheiten förderlich zu sein, und selbst die Freundin der Gräfin, deren Adresse ich mich bedient hatte, verbat sich eine solche Benutzung ihres Namens für die Zukunft ein- für allemal. Es hatte für die Gräfin der größten Vorsicht und Zurückhaltung bedurft, sich vor einer Ausweisung zu bewahren, die allen ihren Bekannten bequem gewesen wäre und ihr die letzte Möglichkeit benommen haben würde, an das Ziel zu kommen, das zu erreichen sie noch sehnlicher verlangte, seit ihr über ihres Gatten Schicksal die volle Kunde zu Theil geworden war.

Er hatte nach einer langen schweren Reise endlich seinen Bestimmungsort im östlichen Sibirien erreicht, aber die Vernachlässigung seiner Wunde hatte ihm den rechten Arm gekostet. Seine Güter waren confiscirt, die Aufsicht, in welcher die polnischen Insurgenten in Sibirien gehalten wurden, war äußerst streng, Nachricht über sie zu empfangen oder solche zu ihnen dringen zu lassen, nur durch die Behörden möglich.

„Vergebens hatte die Gräfin danach getrachtet, eine Audienz bei dem betreffenden Minister zu erlangen. Ihren Eingaben und Bittschriften war kein Bescheid gefolgt. Vergebens hatte sie zu verschiedenen Malen es versucht, wie das niedere Volk es that, mit ihrem Gnadengesuch sich in des Kaisers Weg zu stellen. Die Achtsamkeit der Polizei hatte es verhindert. Endlich war es ihr eines Tages gelungen, sich dem Kaiser, als er von einer Parade heimkehrte, auf offener Straße mit ihrer Tochter zu Füßen zu werfen und ihm ihre Bittschrift entgegenzureichen.

„Er hatte sein Pferd angehalten, dem einen seiner Adjutanten das Zeichen gegeben, der knienden Frau das Schreiben abzunehmen, und Martina rühmte in ihrem Briefe die Freundlichkeit, mit welcher derselbe sich dieses Auftrages entledigt hatte.

„Mehrere Tage der Ungewißheit waren diesem Vorgange gefolgt; dann hatte man eines Morgens der Gräfin den Obristen Waragatin gemeldet. Es war derselbe Adjutant des Kaisers, dem sie die Bittschrift eingehändigt. Er hatte es sich, wie er sagte, als eine Gunst erbeten, der Gräfin persönlich den gnädigen Bescheid des Kaisers übermitteln zu dürfen, nach welchem es ihr gestattet ward, sich nach zwei Tagen auf einer ihr vorgeschriebenen Straße zu ihrem Gatten zu verfügen und seine Gefangenschaft und Verbannung fortan mit ihm zu theilen. Die Tochter war von der Erlaubniß ausgeschlossen. Sie hatte in Petersburg zu verbleiben, um bis auf weiteren Befehl des Kaisers ihre Bildung in einer der großen Kronanstalten zu vollenden, der sie übergeben und in welcher Sorge für sie getragen werden sollte. — Der Graf sprach daneben den Antheil aus, den er an der Gräfin Schicksal nähme, erbot sich zu dem allerdings beschränkten Beistand, den er unter den schwebenden Verhältnissen gewähren könne, und obschon die Trennung, die man ihnen auferlegte, der Gräfin wie ihrer Tochter eben so schwer fiel, als die Aussicht auf das russische Erziehungsinstitut ihnen hart ankam, hatte man, wie die Sachen lagen, diesen Entscheid des Kaisers immerhin als einen gnädigen zu erkennen, wenngleich Martina des Erziehungsinstituts thatsächlich nicht mehr bedurfte. Aber der Kaiser hatte alle höheren Unterrichtsanstalten in Polen aufgelöst, die Schüler und Schülerinnen derselben waren zur Erlernung

der russischen Sprache und Einfügung in das russische System in russische Anstalten übersiedelt worden, und es war dankbar anzuerkennen, daß man die Tochter des Grafen Hieronymus nicht wie manches andere der Edelfräulein in irgend eine der weit entlegenen Gouvernementsstädte schickte, sondern ihr einen Platz in der ersten Erziehungsanstalt des Reiches zuerkannte, die sich des persönlichen Schutzes der Kaiserin zu rühmen hatte.

„Nichtsdestoweniger war Martina wie vernichtet. Sie klagte in bitterem Schmerz über die Trennung von den Eltern, über das Schicksal derselben, über ihr eigenes Loos und so auch über meines. Sie theilte mir mit, daß die Pensionäre der Kronanstalten keine Briefe schreiben oder empfangen dürften als durch die Hand der Vorsteherin; daß sie von jedem freien Verkehr mit der Außenwelt, selbst mit ihren nächsten Angehörigen, abgeschnitten wären; und ohne berechnen oder voraussehen zu können, wie und wann sie einmal Herrin werden würde über sich, um ihr Geschick selbständig zu bestimmen, wiederholte sie mir ihre Schwüre und nannte das Vertrauen in meine Liebe ihren einzigen Trost, ihre einzige Hoffnung in der langen Vereinsamung, der sie gezwungen jetzt entgegengehe. Der Brief schloß wieder mit den Worten unserer Devise: ‚Ich wanke nicht!‘

„Und auch ich, ich wankte nicht. Ich hielt ihr Wort und Treue mit einer Festigkeit, die ich noch heute sehr an mir bewundere. Ich machte verschiedene Versuche, einen Brief an ihren Vater gelangen zu lassen, ich schrieb ihr selber und bat einen meiner Vettern, der Gesandtschaftssecretär in Petersburg war, ihr denselben zu übermitteln. Er konnte in beiden Fällen nichts Anderes thun, als die Schreiben an die zuständigen Vorgesetzten zu übergeben. Ich habe nie eine Antwort darauf erhalten, ja nicht einmal erfahren, ob sie dem Grafen, ob sie Martina zu Händen gekommen sind. Fast zwei Jahre gingen darüber hin, und zwei Jahre sind eine lange Zeit für ungestilltes Sehnen, eine sehr lange Zeit für die Jugend und ihr heißes Blut.

„Am Ende dieser Zeit erreichte mich zu meinem höchsten Erstaunen ein aus Frankreich datirter Brief der Gräfin. Sie kündete mir an, daß ihr Gatte seine Freiheit mit der Bedingung wiedererhalten habe, Rußland für immer zu verlassen, und daß sie diese Gnade der Fürsprache des Grafen Waragatin verdankten, welcher seiner Zeit auch die Aufnahme ihrer Tochter in die Kronanstalt veranlaßt und derselben damit die Schrecken der Deportation zu ersparen gewußt habe. Sie sprach von der unvergeßlichen Erinnerung, welche meine Freundschaft für sie und die Ihrigen in ihrem Herzen zurückgelassen habe, bat mich, die Gegenstände, welche sie mir bei ihrer Abreise aus Königsberg überantwortet, nach Frankreich an die Adresse zu senden, die sie mir angab, und schilderte ihres Mannes Zustand als sehr leidend, den ihren als völlig hoffnungslos. Meine Augen flogen mit ängstlicher Hast von einer Zeile zu der anderen, sie suchten vergebens, was ich zu finden hoffte. Endlich erblickte ich den Namen der Geliebten auf des Briefes letzter Seite.

„Was mich bei dem Gedanken an mein sicherlich nicht fernes Lebensende allein beruhigt,“ hieß es in dem Schreiben, „das ist die Ueberzeugung, daß ich Martina's Zukunft sicheren Händen anvertraut weiß. Noch ehe wir Rußlands Grenze überschritten hatten, ist sie die Gattin des Grafen Waragatin geworden, den sie in diesen Jahren vielfach zu sehen und kennen zu lernen die Gelegenheit gehabt, und der sich ihr und uns als ein treuer Freund bewährt hat. Obschon beträchtlich jünger als der Graf, haben ihre und unsere Erlebnisse sie genug gereift, um sie die vor-

züglichen Eigenschaften desselben mit richtigem Sinne und warmem Herzen würdigen zu machen; und ich glaube Sie richtig zu beurtheilen, mein Prinz! wenn ich mich überzeugt halte, daß es Sie beruhigen werde, die Zukunft unserer Tochter in so zufriedenstellender Weise gesichert zu wissen. — Vielleicht bin ich Ihnen hart erschienen, als ich Sie und meine Tochter einst daran hinderte, auf die Erregung einer Abschiedsstunde ein zu großes Gewicht, und Ihrer beiderseitigen künftigen Entschließung zu frühzeitig Fesseln anzulegen, die für den einen oder den anderen von Ihnen zu schwerem Hindernisse werden konnte, und dies um so mehr, als beide Theile nicht von sich selber abhingen. Nun haben die Ereignisse mir Recht gegeben, vielleicht thun Sie das bereits ebenso oder werden es dereinst thun. Jedenfalls hoffe ich — und so weiter und so weiter!"

Der Fürst brach plötzlich ab. — „Da haben Sie," sagte er, „den Schluß des Abenteuers. Kein Wort von meiner Schönen selber, keine jener landläufigen Freundschaftsversicherungen, welche die treulose Liebe dem Verlassenen als Almosen doch zuzuwerfen pflegte. Ich hatte meinen Abschied schwarz auf weiß. Ich war vergessen und konnte gehen! — Das Blatt war nicht zu mißverstehen und doch hatte ich seinen Inhalt noch keineswegs begriffen, als ich es zähneknirschend in das Feuer warf, um dies im nächsten Augenblicke bitter zu bereuen.

„Ich hätte den Brief lesen mögen, noch einmal und immer wieder, denn ich meinte, es müsse ein Ausdruck darin zu finden sein, der Balsam in die Wunde gösse, der mir den grausamen Trost gewährte, daß man Martina zu dieser Heirath überredet, daß sie unglücklich sei, so wie ich selbst. Indeß, wie ich es auch überdachte, es blieb für diese Hoffnung mir kein Raum; und als solle mir die Möglichkeit jedes täuschenden Selbstbetruges genommen werden, erwähnte mein Vetter, als er bald danach mir einmal schrieb, daß die schöne Polin, an der ich ein so lebhaftes Interesse genommen habe, eben eine schöne Polin sei und leicht beweglichen Sinnes, wie so viele ihrer Landsmänninnen. Sie habe sich verheirathet, sei eben bei Hofe aufgetreten und zähle als Gräfin Waragatina zu den ersten Sternen der Gesellschaft. Der Kaiser habe Waragatin die polnischen Güter des exilirten Grafen zum Hochzeitsgeschenk gemacht und das Ehepaar habe sich während seiner Flitterwochen auf denselben aufgehalten.

„Sie hatte also mit ihrem Ehemann die Obsternte in ihrem Schlosse wieder einmal mitgemacht — sie brauchte jetzt nicht mehr Dolbietza mit einem zärtlichen Thoren zu spielen, welchem bei der Erinnerung noch das Blut zum Herzen strömte."

Der Fürst hielt abermals inne, denn er hatte mit großer Lebendigkeit gesprochen. „Was darauf folgte," hub er danach wieder an, „das können Sie sich denken. Zunächst jene Reihe von leidenschaftlichen Tollheiten, welche ein junger, heißblütiger Mann zu begehen nicht ermangelt, wenn er, unter dem Antrieb eines heftigen Schmerzes, seines Leidens gewaltsam ledig werden will. Ich verachtete Martina, ich lachte über die polnische Patriotin, die es so eilig hatte, sich mit einem Adjutanten des Czaren zu verbinden, um in der Gesellschaft zu glänzen; und statt mich der Treue vor mir selbst zu freuen, die ich ihr und mir bewiesen, nannte ich mich verächtlich einen neuen Don Quixote.

„Nach einer ersten peinlichen Erfahrung glaubte ich mit meinem Herzen ein- für allemal fertig zu sein, die Frauen zu kennen, sie geringschätzen zu dürfen. Ich wollte mir es wegleugnen, wie tief die Liebe gewesen war, die ich für

Martina empfunden hatte. Ich sang das alte Lied auf meine Weise, und," setzte er, sich selbst belächelnd, mit leichtem Spott hinzu, „ich habe mir Gelegenheit gegeben, es aus verschiedenen Tonarten gelegentlich zu wiederholen. Aber Sie werden jetzt begreifen, daß ich kein besonderes Verlangen danach trage, die Gräfin wieder zu sehen. Was soll es ihr? was mir? — Indeß darin haben Sie Recht! die Gräfin ist wirklich überraschend schön, schöner noch als sie erwarten ließ. Sie muß eben erst nach Rom gekommen sein, denn ich habe ihrer noch in der Gesellschaft nicht erwähnen hören, und unbeachtet konnte die Gräfin Waragatina, und eine Frau wie sie, nicht bleiben."

Es traten darauf dritte Personen an uns heran, die uns eine Strecke Weges begleiteten, der Fürst stand ihnen Rede mit gewohnter Leichtigkeit. Als sie uns aber verließen und wir uns allein befanden, war er ungewöhnlich ernsthaft und still in sich gekehrt. Mit einem Male sagte er, zu sich selber sprechend, als gäbe er dem Schlusse einer langen Gedankenreihe Worte: „Die alten wunderbaren Augen! der unglückahnende, geheimnißvolle Blick!"

Ich störte ihn in seinem Denken nicht und wir trennten uns bald danach.

Siebentes Capitel.

Ausflüge in die Umgegend und große Jagden, zu denen die vornehmen Fremden von den römischen grundbesitzenden Edelleuten geladen worden waren, hatten den Fürsten fast vierzehn Tage von Rom entfernt gehalten; und, an den erquickenden Genuß der frischen Luft gewöhnt, hatte er sich am Morgen nach seiner Heimkehr aus dem Sabinergebirge bei guter Zeit erhoben, um sich durch einen frühen Spaziergang eine Entschädigung für die starke Bewegung zu machen, die er die letzten Wochen hindurch genossen und wohlthuend für sich gefunden hatte.

Aus der Porta del Popolo hinaus war er vorwärts gegangen bis zum Tiber, war dann, zur Linken abbiegend, nach längerem Wege bei Porta Angelica wieder in die Stadt eingetreten und endlich auf dem weiten Sanct-Petersplatze an sei Ziel gekommen.

Eine Weile stand er an dem Obelisken still, und sah hinauf zu dem Sanct Peter und zu seiner Kuppel, um sich wieder einmal das Schauspiel zu geben, wie der Riesenbau derselben unter dem Blick des Betrachters gleichsam zu wachsen und immer höher über der Säulenhalle des Portals emporzusteigen scheint, wenn man das Auge lange darauf gerichtet hält, so daß es allmälig fähig wird, die mit dem ersten Blicke nicht zu fassende Gewaltigkeit der Verhältnisse vergleichend zu ermessen. Dann verließ er den Obelisken und schritt langsam nach der Kirche hin, sich erfreuend an dem hellen Schein der höher und höher heraufsteigenden Sonne, die den Platz mit ihrer Wärme und mit ihrem Lichte übergoß, und ihm selber das Herz erquickte.

Noch fuhren die Wagen der Fremden nicht über die großartige Weitung. Der Fürst hatte alle die Herrlichkeit für sich allein, wie es seinem wählerischen und ausschließlichen Sinne am meisten behagte. Als hätte er sie nicht in früheren Jahren und auch jetzt schon oft genug durchwandert, so mächtig wirkte, als er in die Kirche eintrat, die Großheit des Gotteshauses auf ihn ein, dessen himmelanstrebende Säulen die Seele mit sich emporheben, daß sie sich verliert in sehnsuchtsvollem Ahnen, bis die wundervolle, dem Auge seine Schranke setzende Wölbung, die den Bau begrenzt und krönt, auch den Geist des Menschen in seinem Fluge aufhält und ihn zur Einkehr nöthigt in sich selbst.

Die weiche, unbewegte Luft, das milde

Licht, das gegen den Glanz des Tages doppelt besänftigend wirkte, umfingen ihn mit ihrem Zauber. Bläulich schimmernde Weihrauchwölkchen erfüllten die Riesenhallen mit ihrem feinen Duft, und aus der großen Capelle, in welcher die Cardinäle ihre Morgenandacht hielten, tönten wie aus weiter Ferne die vereinzelten Klänge der Responsorien an sein Ohr, während er sich langsam dem Tabernakel näherte. In Betrachtung versenkt, ging er bald nach dieser, bald nach jener Seite, wie die Erinnerung an das Schöne, das er hier oder dort mit Genuß betrachtet hatte, es ihm eingab, bis er in das südliche Querschiff gelangte, in welchem die Beichtstühle für die verschiedenen Sprachen der verschiedenen Nationen sich an einander reihen.

Vor dem spanischen Beichtstuhl kniete ein Geistlicher, ein Mann auf der Höhe des Lebens, stark und von mächtigem Knochenbau; vor dem polnischen Beichtstuhl empfing eine schlanke Frau in Trauerkleidern die Absolution. Stephan sah, wie die segnende Hand des Priesters sich auf das Haupt der Knienden senkte, das der schwarze Schleier ganz verhüllte, sah, wie sie in schweigendem Gebete vor dem Beichtstuhl liegen blieb, nachdem er sich geschlossen hatte. Er wollte ihre Andacht nicht stören, eben den Bereich der Beichtstühle verlassen, als die Fremde das Zeichen des Kreuzes über sich machte, und sich erhebend, ihm gerade und nahe gegenüberstand.

Ihre erste Bewegung hatte sie ihm verrathen, auch sie erkannte ihn, so wie sie ihn erblickte; aber sie traute ihren Augen nicht, und die Linke auf ihre Brust legend, als wolle sie einer lebhaften Ueberraschung Meister werden, sprach sie zögernd seinen Namen aus.

Der Klang ihrer Stimme, das Aufleuchten der Freude, mit welcher sie zu ihm emporsah, ergriffen ihn, mehr als er es für möglich gehalten hatte; und weil er sich nicht eingestehen wollte, was er sich als eine Schwäche vorwarf, sagte er, was ihm selber, da er's ausgesprochen hatte, als das Ungeschickteste erschien:

„So erinnern Sie sich meiner doch?“

Sie zog vor diesen Worten die Hand zurück, die sie ihm entgegenreichen wollte, und leise das Haupt schüttelnd, sprach sie:

„Die Freude, mit der ich Sie begrüßte, hätte mir diese Frage von Ihnen wohl ersparen sollen!“

Diese schöne Einfachheit gab ihn sich selber wieder. „Verzeihen Sie mir, Gräfin,“ sagte er, „daß ich auf Ihr freundlich Wort eine so ungeeignete Antwort gab, und viel willkommen in der ewigen Stadt! Seit wann sind Sie in Rom? Ich sah Sie schon vor etwa vierzehn Tagen einmal an mir vorüberfahren —“

„Sie wußten mich hier und kamen nicht zu mir?“ fiel sie ihm ein.

„Ich hatte kein Recht, vorauszusetzen, daß Sie mir's gestatten würden!“ entgegnete er ihr, und sie blieb ihm die Antwort darauf schuldig.

Ihre freie Unbefangenheit hatte sie verlassen. Die lange Reihe der Jahre, die seit ihrem einstigen Scheiden bis zu dieser Stunde verflossen waren, legte sich zwischen sie. Die beiden welterfahrenen, weltgewandten Menschen konnten das Wort nicht finden, sich über das Unbehagen fortzuhelfen, das sich ihrer zu bemeistern angefangen hatte, und Keiner von Beiden mochte sich trotzdem entschließen, den Anderen zu verlassen. So schritten sie schweigend den großen Mittelgang entlang, dem Ausgang zu; Beide verstimmt, Beide in sich verschlossen, und von wechselnden Gedanken hingenommen, bis der Fürst die Frage that, wem die Trauer gelte, welche die Gräfin trage.

Sie sagte, der Bruder ihres Mannes sei neuerdings verstorben.

„Und Graf Waragatin? Ist er auch in Rom?“ erkundigte sich der Fürst, um das Gespräch nicht wieder in das Stocken kommen zu lassen.

„Der Graf befindet sich in dem Gefolge des Kaisers auf einer Reise durch das Reich. Ich bin mit meinem Sohne hier, ihn meinem kranken Vater vorzustellen, der seit Jahren in Italien lebt, und diesen Winter Rom zu seinem Aufenthalte gewählt hat!“ gab sie ihm zur Antwort; aber sie setzte weiter nichts hinzu, und als sie an dem letzten Pfeiler ihren Diener sie erwartend fand, sagte sie dem Fürsten ihr Lebewohl.

Das konnte er nicht ertragen, so wollte er nicht von ihr scheiden. Er folgte ihr zum Weihwasser, wo er sich gleich ihr die Stirn netzte, und sich bittend zu ihr wendend, fragte er:

„Darf ich Sie wiedersehen, gnädigste Gräfin?“

Sie schüttelte verneinend das Haupt. „Sie haben bemerken müssen,“ entgegnete sie ihm, „wie freudig es mich überraschte, als ich Sie so unerwartet vor mir sah. Ich bereue es auch nicht, Ihnen dies gezeigt zu haben; aber ich glaube, wir lassen uns daran genügen! Noch einmal also, leben Sie wohl!“

Damit verneigte sie sich gegen ihn und ging, von dem Diener begleitet, zu ihrem Wagen, der, rasch davonfahrend, sie des Fürsten Blick entzog.

Er stand und sah ihr nach — wie er einst dagestanden vor dem Gartenhause seiner Großmutter in der Stunde, als Martina von ihm hatte scheiden müssen: sie Beide jung, sie Beide das Herz voll junger Liebe; voll gleicher Lust, voll gleichem Leid! Und heute?

Unmuthiger, unzufriedener mit sich selbst, war Stephan lange nicht gewesen, gekränkter hatte er sich kaum einmal gefühlt als in diesem Augenblicke, und er war so freien Sinnes in den Dom getreten; sie hatte so ruhig ausgesehen, als sie sich vom Gebet erhoben!

Er grollte sich und grollte ihr. Wie hatte er sie so unnöthig verletzen, sie ihn so fest abweisen können? Freilich hatte er's nicht sonderlich zu bedauern, daß dies zufällige Begegnen jetzt ohne weitere Folge bleiben mußte, denn er hatte ja ursprünglich die Absicht nicht gehegt, Martina aufzusuchen; aber ihr einen unangenehmen Eindruck gemacht zu haben, den sie durch ihr gegenwärtiges Verhalten keineswegs verschuldet, das war ihm empfindlich, das hätte er ungeschehen machen oder doch verbessern mögen.

Stephan hatte den Heimweg angetreten, den langen Borgo nuovo durchwandert und war vor die Engelsburg gekommen, ohne es zu gewahren. Er konnte den Gedanken an Martina nicht verscheuchen, es wollte ihm auch nicht gelingen, die Begegnung leichthin wie jede andere zu nehmen. Der Liebesverhältnisse hatte er genug erlebt und gelöst, hatte die Gegenstände seiner Neigung, nachdem dieselbe erloschen war, wieder gesehen, mit ihnen verkehrt, ohne besonders ergriffen davon zu werden. Man hatte einander gewährt und von einander empfangen, was man erstrebt hatte, war mit einander fertig geworden, hatte einander in der Regel begründete Vorwürfe zu machen gehabt und sich schließlich mit der Lehre von der Vergänglichkeit alles Irdischen beruhigt, bis die Erinnerung an befriedigte oder gekränkte Eigenliebe dann das Uebrige gethan bei Mann und Weib.

Mit Martina war es anders. Er sah sie vor sich, wie sie sich von dem Gebet erhob. Er selber hatte das Beten lange verlernt, aber der Glaube der Anderen konnte ihn ergreifen, und Martina war überraschend schön gewesen in ihrer stillen Andacht, schöner selbst als in der Frische ihrer ersten Jugend. Sie war noch gewachsen. Die einst so

schlanke und biegsame Gestalt hatte an Fülle gewonnen, die stolze Haltung, der ernste durchgeistete Ausdruck des edeln Angesichtes hatte etwas Gebietendes. Wo man diese Frau auch angetroffen hätte, man würde es sofort empfunden haben, wie in ihr der Adel der menschlichen Natur sich offenbare.

Er schämte sich vor sich selber, als er, um seine Mißempfindung zu verscheuchen, es sich mit weltmännischem Leichtsinn tröstend vorhielt, wie der Gräfin erstes freudiges Entgegenkommen noch lange nicht so schmeichelhaft für ihn gewesen sei, als ihre spätere feste Weigerung, ihn zu empfangen. Ein Geck, ein Mann, der Abenteuer liebte, hätte darauf seine Pläne und Hoffnungen gebaut, und zuversichtlich bauen dürfen. Er aber war das Eine so wenig als das Andere; er hätte nur wissen mögen, wie Martina sich entwickelt, wissen mögen, ob sie an der Seite ihres Gatten glücklich geworden sei. Und selbst diese Fragen nannte er im nächsten Augenblicke müßig. Wie eine Glückliche sah sie nicht aus, und was aus ihr geworden, gab ihre Erscheinung unwiderleglich kund. Er wußte, was er irgend zu erfahren wünschen konnte. Er hatte mit der Gräfin nichts gemein als die Erinnerung an lange entschwundene Tage. Aber während er sich so mit ihr beschäftigte, stiegen heller und heller die goldenen Träume der Jugendzeit und Jugendliebe in ihm empor, und erschlossen und bewegten ihm das Herz, wie das leuchtende Sternbild, das über dem früh verlassenen Vaterhaus gestanden, den Schiffer rührt, wenn es auf fernen Meeren am Horizonte aus der Tiefe vor ihm auftaucht.

Ohne daß er sich es eingestand, kam der Gedanke an Martina nicht mehr aus seinem Sinn. Wohin er immer kam: in der Gesellschaft und auf der Promenade, in den Kirchen und in den Galerien, in den Villen und bei den Fahrten durch die Straßen, spähte sein erster Blick nach ihr. Ob sie etwa hier ist? fragte er sich unwillkürlich, und empfand es als eine getäuschte Erwartung, wenn er wieder vergebens nach ihr ausgeschaut hatte, während der grillenhafte Zufall ihn gleichgültige Leute, denen er gern ausgewichen wäre, fort und fort begegnen machte.

Auch die russischen Familien, mit denen er im Laufe seines römischen Aufenthaltes bekannt geworden war, und die er aus innerer Ungeduld endlich um die Gräfin zu befragen sich entschloß, wußten über ihre gegenwärtigen Zustände wenig mehr zu melden, als er selbst von ihr erfahren hatte. Sie waren jedoch sammt und sonders ihres Lobes voll. Man erwähnte der Gunst, deren sie sich von den kaiserlichen Herrschaften zu erfreuen habe, die Frauen rühmten ihre Eigenschaften so lebhaft als die Männer; kein Aber, kein „Man sagt“ hefteten sich an dieses Anerkenntniß, und das war viel in einer Gesellschaft, die des Anlasses zu übler Nachrede selten einmal ermangelt, und nicht gewohnt ist, vorsichtig in derselben zu sein, wenn schon die Meisten der Nachsicht oft genug bedürfen. Stephan machte sich daraus den Schluß, daß Martina keiner weiblichen Gefallsucht und keinem ehrgeizigen Streben im Wege stehen müsse, daß sie nicht eitel, daß sie so rein und edel sei, wie er sie einst gekannt hatte, wie sie ihm jetzt erschienen war.

Nur einer der Männer nannte sie eine kalte Schönheit, durch ihren Charakter wie durch ihr Temperament für einen älteren Mann geschaffen. Der Graf, meinte er, habe sehr wohl gewußt, was er gethan, als er das um mehr als zwanzig Jahre jüngere Mädchen zu seiner Frau genommen. Die Ehe sei geradezu ein Muster, denn die Gräfin schätze ihren Mann wie er's verdiene, und erinnere sich zu gut, was sie und ihre Familie ihrem Gatten zu verdanken hätten, um es ihm nicht gelassen

nachzusehen, wenn er gelegentlich neben gefälligeren Frauen jene heitere Zerstreuung suche, die er bei ihr nicht finde und der ein Mann unter der schweren Bürde und ruhelosen Hast eines Amtes wie das seine, immerhin benöthigt sei.

„Was wollen Sie?“ sagte er, „ein geplagter müder Mann kann sich nicht immer auf der Höhe halten, auf welcher ihre Seraphsflügel solche Frauen tragen. Man will ruhen, ungenirt genießen, man will seines Lebens froh werden, ein Mann, ein Mensch sein. Solche schönen Seelen aber fordern so lange einen Götterjüngling, einen Mahadoe, bis sie, zuletzt entsagend, einem Pfaffen in die Hände, und oft auch in die Arme fallen.“

Man nahm die Satire wohlgefällig auf; die Frauen, zum großen Theile abergläubische Freigeister, wie die Mehrzahl der vornehmen Russinnen, belachten ihn von Herzen, denn Schwärmerei und Ueberspannung waren unter ihnen außer Mode, und sie wußten auch ohne einen Götterjüngling mit Sterblichen sich wohl zu unterhalten; indeß den Fürsten überlief es heiß. Was hatte jener Spötter sagen wollen mit dem Götterjüngling? was mit der Anspielung auf den Pfaffen? War es ein bloßer leichtfertiger Scherz gewesen? oder hatte er absichtlich auf die Erlebnisse der Gräfin hingedeutet?

Danach zu fragen, hatte Stephan nicht vermocht, es wäre auch unmöglich gewesen, ohne Martina zu nahe zu treten; aber er hätte ihr schreiben, zu ihr gehen, sie selber fragen, er hätte ihr selber den Glauben verdanken mögen, daß sie so keusch und rein sei, wie er sie einst geliebt hatte, und stand doch an, den Schritt zu thun; denn sein berechtigtes Selbstgefühl lehnte sich dagegen auf. Er mochte ihr nicht verrathen, wie sehr sie ihn beschäftigte, er wollte ihr nicht den Triumph gönnen, ihn etwa noch zum zweiten Male abzuweisen. Aber sie hatte es ihm wieder angethan, wie in der frühen Jugend, und obgleich seine Vernunft sich dagegen auflehnte, ließ der Eigensinn seines Herzens sich nicht beschwichtigen, und seine verdrießliche mit jedem Tage wachsende Ungeduld ärgerte ihn mit jedem Tage mehr.

Um sich von dieser lästigen Aufregung zu befreien, stürzte er sich mit einer ihm selber komischen Hast in die Gesellschaft, die ihn gar nicht anzog. Er hätte sich womöglich in der Eile auf gut Glück verlieben mögen, indeß weiblicher Liebreiz hatte niemals weniger Verlockung auf ihn geübt und ihn so kalt gelassen als in diesem Augenblick, wo er so bereit war, sich von demselben fesseln zu lassen und an ihn hinzugeben.

Die Gräfin ihrerseits lebte währenddessen in gewohnter Weise ruhig fort; denn die Frauen, welche es meist frühzeitig erlernen müssen, sich zu bescheiden, sind fast immer darauf angewiesen, es geduldig abzuwarten, wie das Entschließen und Handeln anderer Personen ihr Schicksal gestalten werden. Sie finden sich deshalb auch leichter und verständiger zurecht, wenn sie sich in außergewöhnlichen, sie aufregenden Zuständen zu bewegen haben; während die Männer, gewohnt nach freiem Ermessen und Bedürfen sich selbst genug zu thun, rasch die Geduld verlieren, sobald sie einmal aus irgend einem sie zurückhaltenden Grunde es für nöthig erachten, die Zeit und den Zufall walten zu lassen, und von der Gunst der Gelegenheit zu erwarten, was eigenmächtig herbeizuführen, sie sich scheuen.

Viel hundert mal hatte Martina im Laufe der Jahre den Geliebten ihrer Jugend im Traum vor sich gesehen, war ihm dann klopfenden Herzens froh entgegengeeilt, und fast immer hatte sich dann zwischen ihnen zugetragen, was sie am wenigsten erwartet und für möglich gehalten, bis sie erwachend sich gesagt: es war ein Traum!

Es war ein Traum! Das sagte sie

also auch zu sich selbst, als sie, am Morgen aus der Kirche kommend, allein in ihrem Wagen ihrer Wohnung zufuhr. Ein flücht'ger Traum, und weiter Nichts! — Sie war erregt, gerührt. Sie hatte, wenn sie bisweilen daran gedacht, den Fürsten wiederzusehen, sich dies Begegnen anders, ergreifender und freundlicher vermuthet, aber sie zürnte Stephan deshalb nicht. — Es war so lange, so lange her, daß sie einst mit ihm in den Alleen des stillen Gartens harmlos umhergewandert, so lange her, daß er ihr die frohen Tage ihrer Kindheit spielend zu erneuen gestrebt, daß sie mit ihm an ihres Bruders Grab gebetet hatte, und an dem trüben Wintermorgen in leidensvollem Glück von ihm geschieden war. „Dolbiczа spielen wir nicht wieder!" seufzte sie mit trübem Lächeln, während sich ihr Auge feuchtete.

Sie drückte die Thräne rasch zurück. Nur der entschwundenen Jugend, nicht dem Fürsten hatte sie gegolten. Der Mann, welcher es nicht der Mühe werth gehalten hatte, sie aufzusuchen, nachdem er sie gesehen und erkannt, das konnte nicht mehr der Stephan sein, welcher sie einst geliebt hatte, welcher ihr so theuer gewesen war. Es war der schöne sieggewisse Günstling der großen Welt, und sie? — Was hatte sie ihm auch zu bieten? was von ihm zu fordern? Sie, die Gattin eines Anderen, die Frau von vierunddreißig Jahren, die die Weltlust kaum gekannt und sich gänzlich von ihr abgewandt hatte, um sich ausschließlich ihrem einzigen Kinde hinzugeben?

Ihre Tage waren, wenn es irgend ermöglichen konnte, der Zeiteintheilung ihres Sohnes angepaßt, und so auch hier in Rom. Die Morgenstunden, welche Alexander unter der Leitung seines deutschen Lehrers seinen Studien widmete, brachte sie bei ihrem Vater in dessen Wohnung zu. Der hohe Mittag gehörte den Besuchen der Galerien und Museen, denen weite Spaziergänge und Ausflüge in die Campagna folgten, und wenn der Abend sie nicht in Begleitung ihres Sohnes noch einmal zu ihrem Vater führte, der seine Zimmer während des Winters nicht verließ, war sie gewohnt, die späteren Stunden in der Gesellschaft des Erziehers und des Sohnes in gemeinsamer Beschäftigung zuzubringen.

Sie hatte sich seit ihrer frühsten Jugend nicht so heiter und so zufrieden gefühlt als eben jetzt in Rom. Niemand, weder ihr Gatte noch eine Gesellschaft, gegen welche sie um seinetwillen Pflichten hatte, erhoben hier Ansprüche an sie, denen zu genügen sie gezwungen war. Zum ersten Male in ihrem Leben war sie völlig frei sich selber überlassen, wie sie es lang ersehnt. Sie hatte ihren Vater und ihren Sohn mit sich, sie lebte mit dem Greise in der Vergangenheit, in welcher auch ihre geliebtesten Erinnerungen wurzelten, sie erging sich mit dem heranwachsenden Jüngling in den Plänen und Aussichten für dessen Zukunft, auf die alle ihre Hoffnungen gerichtet waren, und so in einem steten Gleichgewicht erhalten, von freudiger Pflichterfüllung gänzlich hingenommen, genoß sie eines Friedens, der ihr wie ein großes Heil erschien, und den sie sich zu bewahren wünschte, wenn ihm auch die belebende Freude des wahren Glückes fehlte.

So hatte denn auch das unerwartete Zusammentreffen mit dem Fürsten sie lange nicht in dem Grade beschäftigt als diesen selbst, denn sie hatte sich gewöhnt, sowohl ihre Phantasie als ihre Gefühle, ihre Wünsche wie ihr persönliches Hoffen mit strenger Selbstbeherrschung in engen Schranken zu halten: sie war fertig mit sich geworden. Die Jahre des Leidens hatten sie bang vor neuem Schmerz gemacht, und nachdem sie die Mißempfindung in sich überwunden, welche die Begegnung in der Peterskirche ihr veranlaßt hatte, war sie bemüht gewesen, des Fürsten nicht mehr zu gedenken.

Ihr Auge suchte den Prinzen nicht, wie er nach ihr gesucht. Sie hielt es für möglich, für sehr wahrscheinlich ihm wieder zu begegnen. Tausend Zufälle konnten sie mit ihm zusammenführen, wie mit jedem anderen Bekannten, aber sie wünschte dieses nicht, sie scheute es vielmehr. Stephan's Verhalten hatte ihr weh und grade dadurch gut gethan, wie sie sich sagte. Sie war gewiß, daß sie ihn ohne jegliches Bedenken und ohne Gemüthsbewegung wiedersehen könne. Sie kannte sich selbst genau, sie glaubte den Fürsten jetzt eben so gut zu kennen; und wenn sie sich im Grunde ihres Herzens prüfte, war es ihr lieb, daß er ein Anderer geworden, und daß damit in ihrer Seele nun auch der liebliche Schimmer jenes frühen Jugendtraumes erloschen war.

(Schluß folgt.)

Zwei Dresdener Künstler.

Von

Robert Waldmüller.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Während ich diese Zeilen schreibe, rüstet sich die Dresdener Künstlerschaft, einen Mann zu feiern, dessen Name für jeden Deutschen einen besonders traulich anheimelnden Klang hat — Ludwig Richter.

Und indem dies fröhliche Fest heranzieht — es gilt, dem soeben von seiner akademischen Lehrthätigkeit Zurücktretenden im bunten Wechsel eines Mummenschanzes seine eigenen Figuren vorzuführen — ruft eine andere Pflicht dankbarer Pietät — die Anwesenheit bei der Enthüllung eines Denkmals — uns mit Lebhaftigkeit die Verdienste eines Mannes ins Gedächtniß, dessen Wiege ebenfalls im Lande Sachsen stand, und der lange Jahre an der Seite Richter's lehrend wirkte — Ernst Rietschel.

Da es der Zufall fügte, daß Beide solcher Art gleichzeitig dem Frühling dieses Jahres eine besondere künstlerische Beziehung gaben, so seien sie auch in dieser kleinen Skizze nicht getrennt. Ihrer großen Verdienste darf man sich ja weit und breit freuen, ohne abwägen zu müssen, wem wir die größere Dankesschuld abzutragen haben. Ihren Altersjahren nach standen sie sich aber ganz nahe, nur daß der um ein Jahr früher Geborene noch rüstig unter uns weilt, während der Andere schon vor anderthalb Jahrzehnten von seiner Arbeit abgerufen wurde. Rüstig freilich ist auch Ludwig Richter leider nur mehr im allgemeinsten Sinne, insofern er nämlich noch allsommerlich ohne sondere Beschwer in seinem lieben Loschwitz und zwar in einem der höchst gelegenen Häuschen des malerischen Hügeldorfes sein Quartier aufschlägt und von dort aus auch nach wie vor manchen Ausflug unternimmt, zumeist in die böhmische Schweiz, soweit ihm der Arzt nicht den Besuch eines Curortes zur Pflicht macht; dagegen hat sich ein hartnäckiges Augenübel bei ihm eingenistet — wohl die Folge des vielen Arbeitens mit der Loupe — das ihn vor der Zeit in seiner künstlerischen Thätigkeit behindert, zumal dadurch, daß er die Gegenstände nicht etwa blos undeutlich, sondern geradezu anders sieht, als sie sind — einen Kreis beispielsweise wie ein Oval — und für jetzt scheint wenig Aussicht auf eine Besserung vorhanden.

Da es ihm aber doch vergönnt ist, im Uebrigen, von Kindern und Kindeskindern umgeben, Zeuge der herzlichen Empfindungen zu sein, welche allerorten sein Jubelfest begleiten, so mag der früher aus dem Leben abgerufene Jüngere auf diesem kleinen Gedenkblatt den Vortritt haben, zunächst in der hier abgedruckten Zeichnung seines Denkmals, dann durch einen kurzen Hinweis auf seine Erlebnisse.

Das Denkmal Rietschel's besteht aus einer kolossalen Büste, die auf einer starken, durch drei Reliefs (Geschichte, Poesie und Religion) geschmückten Säule ruht. Drei sitzende Schülergestalten haben um die Säule herum ihren Platz, zwei nach der Frontseite des Monuments, eine nach der Rückseite, die eine an der Rauch-Büste meißelnd, die andere die Statuette Lessing's in Thon modellirend, die dritte die Zeichenkohle spitzend. Diese letztere Figur trägt die Gesichtszüge eines früh verstorbenen be-

gabten Rietschel'schen Schülers, Weiske mit Namen, der solcherart zu der gewiß seltenen, aber wohlverdienten Ehre gelangt ist, als Schüler von Meisterhand monumental Jahreszeiten mit reichem künstlerischen Schmuck versehene Brühl'sche Terrasse hat solcherart eine ungemein werthvolle Zierde mehr erhalten. Denn selbst, wenn man

Denkmal Ernst Rietschel's.

verewigt zu werden. Denn, wie bekannt, war keinem Geringeren als Professor Schilling der Auftrag geworden, das Rietschel-Denkmal zu entwerfen und auszuführen, und die schon durch seine vier der Ansicht zuneigt, daß größere Dimensionen dem glücklichen Gedanken des Entwurfes erst zu einer vollständigen Wirkung verholfen haben würden, bleibt immer noch genug übrig, um an dem

Digitized by Google

Werke, wie es dasteht, seine Freude zu haben. Für diejenigen, welche Rietschel noch zu jener Zeit kannten, als er mit einem Atelier von mäßiger Größe ausreichte, hat die Freude an dem Denkmal eine traulich in vergangene Tage zurückgreifende Beimischung in der Erinnerung, daß auf dieser nämlichen Stelle einst seine Werkstatt stand.

Rietschel entstammte ganz dürftigen Verhältnissen. Am 15. Dec. 1804 als der Sohn eines Beutlermeisters zu Pulsnitz geboren, fällt seine Jugend in die Kriegszeit, und er hat empfindlich von den Rückwirkungen dieser Periode zu leiden gehabt. Denn sein Vater gerieth durch den Rückgang seines Geschäfts in Schuld und Ungeduld, das armselige Häuschen des braven Mannes war unablässig von der Gefahr eines gerichtlichen Zwangsverkaufes bedroht, und da der Erwerb stockte, die drei Kinder des Ehepaares — der kleine Ernst hatte zwei ältere Schwestern — aber von Jahr zu Jahr den Bedarf des kleinen Hauswesens mehr und mehr steigerten, so konnte nur die allergrößte Entbehrungsfähigkeit vor einem völligen Ruin retten. Diese wichtige Fähigkeit hat Ernst Rietschel aus dem Fundament in sich zu entwickeln Gelegenheit gehabt, und benutzt hat er die Gelegenheit wie nur je Einer, angeleitet dazu durch das Beispiel der Seinigen und auf diese Uebung zurückgeführt auch in späterer besserer Zeit durch die Erinnerung an seine Eltern, die er liebte und verehrte. Daß er barfuß ging, daß höchstens an Sonntagen Fleisch auf den Tisch kam — $1\frac{1}{2}$ Pfund für fünf Köpfe — daß auch seit seinem achten Jahre der Weihnachtsmann die verarmte Familie nicht mehr besuchte, daß der Knabe bis zu seiner Confirmation nie ein neues Kleidungsstück auf dem Leibe trug, daß ihm auch hin und wieder eine Gläubigerin seines Vaters den Denkzettel auf den Weg gab: „Du, sag' deinem Vater, er möge endlich bezahlen, sonst gehe ich aufs Gericht!“ — das Alles vermochte den kerngesunden Sinn des fröhlichen Knaben glücklicherweise nicht zu verdüstern, aber die ganze Anspruchslosigkeit einer aus Kargheit und Mangel allmälig zu erfreulicheren Lebensverhältnissen durchgedrungenen Natur gehörte dazu, um solche Jugendjahre mit einem so freundlichen Schimmer auszustatten, wie Rietschel es gethan hat. In seinen Jugenderinnerungen sagt er:

„Ich beklage kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachsen ist; freilich nur nicht so, daß unter dem Drucke der Noth oder der Härte oder mitleidiger Herablassung der Menschen der Keim zu besseren Empfindungen zerdrückt und ein Gefühl eigener Geringschätzung erzeugt wird. Ich war sehr arm, und was Kinder wohlhabender Eltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht, doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Stellung, wo dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme, unbequeme Mahnung wird und im Wege steht, war es nie gekommen. Meine Eltern standen immerhin ihren Mitbürgern und Nachbarn, möchten diese es auch besser haben, nicht nach, ja sie sahen sich oft vorgezogen und geschätzt, und ich selbst erfuhr überall freundliches Begegnen, war es vielleicht auch oft nur um meiner zu leistenden Dienste willen.“

So weit Rietschel selbst.

Man wird dies freilich noch besser verstehen, wenn man erfährt, daß der Vater als Knabe großen Hang zum Studiren gehabt hatte, daß er dann, trotzdem er Handwerker werden mußte, ein fleißiger Leser aller ihm irgend erreichbaren Bücher war — er kaufte sich in seiner guten Zeit einst sogar eine ganze kleine Leihbibliothek — und daß ihm solcherart zwar wirkliches Wissen fehlte, keineswegs aber eine Kenntniß von Diesem und Dem, so daß seine Nachbarn zu seiner Gelehrsamkeit wohl manchmal staunend aufgeblickt haben mögen. Diese Sonderstellung, unterstützt von einem tadellosen Lebenswandel und dem redenden Zeugniß dreier gut gerathener Kinder, nicht zu vergessen einer arbeitsamen, stillen, wenn auch schwerlebigen Hausfrau, ließ den Vater Rietschel's wie Wenige geeignet erscheinen, zu dem Kirchendienst in ein näheres Verhältniß zu treten, und im Laufe der Zeit ist er denn auch wirklich in die Küsterwürde eingerückt, wodurch ihm eine Jahreseinnahme von 150 Thlr. zufiel, die er durch das Halten einer Winkelschule noch um etwa 25 Thlr. jährlich vermehrte.

Inzwischen hatte der kleine Ernst aber einen Beruf ergreifen sollen. Zeichnen war früh seine besondere Freude gewesen,

und er hatte auch schon als Barfüßler hin und wieder den Zeichenlehrer gespielt, was ihm einen Groschen die Stunde, zuweilen auch mehr eintrug. Gefördert worden war diese Neigung durch seinen Vater.

„Ich habe es nicht vergessen," sagt Rietschel selbst, „wie er ein altes Weihnachtsverzeichniß von Büchern hervorsuchte, das er wohl drei Jahre hinter einander jede Weihnachten durchlas, mich immer dazu rief und, wenn der Titel ‚mit sauber illuminirten Kupfern' angekündigt war, sagte: ‚Sieh', Ernst, wenn wir das kaufen könnten!' und nun mit mir besprach, wie Dies und Jenes schön sein möchte. Daß es dem Vater nicht einfallen konnte, einen solchen Wunsch ausführen zu wollen, wußte ich wie er, denn nach dem Durchlesen wurde das Verzeichniß wieder hingelegt — aber es war eine glückliche halbe Stunde für Beide gewesen, daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können."

Als sich nun freilich nicht entfernt die Möglichkeit denken ließ, daß der Knabe je die Mittel finde, um ein Maler zu werden, mußte etwas Anderes versucht werden. Gegen das Handwerk hatte er eine tiefwurzelnde Aversion. Er kam also zu einem Kaufmann. Die Anlage für den kaufmännischen Beruf fehlte ihm jedoch durchaus, denn Rechnen war für ihn schon in der Schule eine Pönitenz gewesen. Nach acht Wochen kam er denn auch schon wieder ins Elternhaus zurück. Er hatte sich erkältet, und da ihn sein Principal überdies für einen „Strohkopf" erklärte, „aus dem nie etwas Gescheidtes werden könne", so schickten ihn die Eltern nach Ueberwindung seiner Erkältung auch nicht wieder in das Haus des unliebsamen Mannes.

Jetzt meldete er sich an mehreren Stellen als Schreiber, ohne glücklicherweise angenommen zu werden; dann erklärte er sich bereit, nöthigenfalls Tischler oder Drechsler zu werden. Hierin erkannte der Vater richtig einen bloßen Entschluß der Verzweiflung und kam auf das schon oft von ihm ins Auge gefaßte, aber immer in berechtigtem Kleinmuth wieder aufgegebene Project zurück, eine Freistelle bei der Dresdener Akademie zu erbitten.

Diesmal fand er Personen, welche ihn berathend dabei förderten, und im Spätherbst 1820 konnte der Knabe Ernst — 16 Jahre alt — wirklich gen Dresden wandern.

Hier hat er fast von der Luft gelebt.

„Meine Existenz," schreibt er, „war billig — Wohnung und Kaffee des Morgens kostete 1 Thlr. 10 Sgr. monatlich. Butter, Brot, vielleicht einige trockene Gemüse, Kartoffeln schickten mir die Eltern."

Wie knapp es mit diesen Sendungen bestellt sein mochte, geht aus einer anderen Stelle hervor. Da heißt es:

„Freilich konnte ‚mich erhalten' nur so viel heißen: mich mit einigen kleinen Zuschüssen meinem guten Glücke überlassen, denn bei 120 bis 150 Thaler jährlicher Einnahme meiner Eltern, wovon noch Zinsabzahlungen und alte Schulden ihr Theil in Anspruch nahmen, konnte auf Geldzuschüsse nicht viel gerechnet werden."

Mehr als 4 bis 8 Groschen, höchstens 1 Gulden, haben die armen Eltern auf seine Bitten um einiges Geld denn auch nie für ihn auf die Post geben können, und einmal ermahnte ihn sein selbst in Entbehrungen grau gewordener Vater sogar, er möge nicht vergessen, daß man Brot auch recht füglich ohne Obst essen könne, sechs Pfennige seien in Obst gar leicht verthan, und das mache im Jahr schon nahezu acht Thaler.

Dergleichen kleine Züge charakterisiren die Verhältnisse des Vaters wie des Sohnes wohl deutlich genug. Wie der Sohn sie selbst erzählt, damit seine Kinder erkennen mögen, was er durchmachte und was auch ihnen unter gleichen Verhältnissen den Muth nicht sinken lassen dürfe, so führe ich sie hier an, damit an diesem Beispiel unter vielen, aber nicht bekannt werdenden von Neuem anschaulich werde, welche moralische Kraft für die ganze Lebensweise der Rückblick auf eine entbehrungsreiche und dennoch unentmuthigte Jugendzeit gewährt.

In Dresden arbeitete Rietschel als Zeichner drei Jahre auf der Akademie, kam dann auf Veranlassung Graf Einsiedel's, der aus ihm einen Modelleur für

sein Gußwerk Lauchhammer machen wollte, in die Lehre zu dem Hofbildhauer Prof. Pettrich, von dem der sonst so milde Rietschel in seinen Jugenderinnerungen sagt:

„Er nannte mich einen bloßen Thonblantscher. Mit Mißmuth und Verdruß nahm ich diesen Vorwurf still auf. Niederschlagen konnte mich derselbe nicht, denn ich fühlte wohl, so wenig ich mit mir zufrieden war, daß er eben so wenig ein Lehrer und Führer sein konnte, daß er der Kunst fern stand und nur ein Handwerker war."

Rietschel kam nun unter die Leitung des Malers Professor Hartmann, dessen Kenntnisse auf dem Gebiete der Skulptur begreiflicherweise sehr ungenügend waren, und erst nachdem der Jüngling solcherart im Ganzen weitere drei Jahre ohne richtige Anleitung verloren hatte, wendete sich sein Schicksal zum Besseren, indem er Aufnahme in Berlin in Rauch's Atelier fand. Dieser bedeutende Meister brauchte nicht lange Zeit, um die große Begabung des durch lange Mißerfolge allmälig stark verschüchterten jungen Mannes zu durchschauen. Er nahm sich nach und nach seiner immer nachdrücklicher an, empfahl ihn zum Anfertigen der jetzt im Zwinger zu Dresden stehenden Friedrich-August-Statue und vermittelte auch die Zuerkennung eines italienischen Stipendiums seitens der sächsischen Regierung.

Die weiteren Lebensjahre Rietschel's können hier nicht im Einzelnen verfolgt werden. Es genüge, einige seiner Hauptwerke mit der Jahresziffer ihrer Entstehung zu versehen. Der Ueberblick wird sich dadurch von selbst ergeben.

1831: Luther's Kolossalbüste für die Walhalla; 1831 bis 1835: Friedrich-August-Denkmal; 1834: Portal des Leipziger Augusteums; 1835: Zwölf Reliefs für das Augusteum; 1837: Nymphe für Herrn v. Quandt; 1839 bis 1840: Giebelfeld des Dresdener Hoftheaters; 1841: Goethe und Schiller für Jena; 1844 bis 1845: Giebelfeld des Berliner Opernhauses; 1849: Lessing für Braunschweig; 1850: Amor auf dem Panther (Relief); 1851 bis 1854: Arbeiten fürs Dresdener Museum; 1851: Christengel; 1854: Gruppe der Pietà in Marmor; 1856: Goethe und Schiller für Weimar; 1858: Weber, Braunschweiger Quadriga; 1859: Entwurf zum Luther-Denkmal, Büste Rauch's in Marmor; 1860: Statue Wiclef's, Statue Luther's.

Im Ganzen wird man nicht irren, wenn man den Weg, den die deutsche Bildhauerkunst um die Mitte dieses Jahrhunderts zu ihrem Glück genommen hat, im Wesentlichen auf die Wechselwirkung Rauch's und Rietschel's zurückführt. Obschon fast drei Jahrzehnte im Alter verschieden, haben sie sich doch durch und an einander entwickelt, denn durch Rauch's längeres Leben — er erreichte das achtzigste Jahr und arbeitete bis an sein Lebensende — glich sich nahezu aus, was den sonstigen Abstand zwischen Meister und Schüler zu bezeichnen pflegt. Sie waren die innigsten Freunde geworden und hatten das gegenseitige Bedürfniß steten und mittheilungsreichsten Zusammenhanges. Dabei ging Jeder seinen eigenen Weg, wie denn ja auch das Dioskuren-Standbild in Weimar Zeugniß dafür ablegt, wie weit sich Beider Kunstanschauungen zu Zeiten trennten; hatte doch Rauch sich nicht dazu entschließen können, dem Verlangen König Ludwig's gemäß die beiden Dichter im Costüm ihrer Zeit hinzustellen, während Rietschel dieses Costüm „von vornherein als nothwendig ansah und ansehen mußte", wie er nach Uebernahme des ungern von Rauch abgelehnten Auftrages an diesen schrieb. Daß Rietschel's Werk dann die allseitigste Bewunderung erregte, dieser Triumph des Jüngeren, der einer Niederlage des Aelteren so ähnlich sah, trübte das schöne Verhältniß Beider in keiner Weise, war Rauch selbst doch früher aus einem ähnlichen Wettkampf mit einem Aelteren als Sieger hervorgegangen — bei dem Denkmal Friedrich's des Großen, für welches Schinkel nicht weniger als sieben Entwürfe in idealer Costümirung gearbeitet hatte — und stand ihm doch die Kunst zu hoch, als daß er die Erweiterung ihrer Mittel nicht freudig hätte begrüßen sollen, wenn er selbst auch zuvor in Zweifel gewesen war, ob eine solche Erweiterung zulässig sein konnte.

Besonders glücklich dürfen wir Rietschel aber preisen, daß seine Anhänglichkeit an die Heimath und das Pflichtgefühl für die Erfüllung der ihm dort zugefallenen kunstverjüngenden Aufgaben ihn be-

hütet haben, sich in die Münchener Kunstsphäre hinüberziehen zu lassen. Denn dort beherrschte damals das Fa-presto-Commando König Ludwig's auch diejenige Kunst, welche sich von allen Künsten am wenigsten in den Geschwindschritt hineinzwängen läßt. Wo der geniale, aber für die sorgfältige Durchbildung seiner Werke selbst viel zu ungeduldige Schwanthaler in Uebereinstimmung mit dem gekrönten Kunstenthusiasten das Tempo anzugeben pflegte, da wäre Rietschel mit seinem künstlerischen Gewissen in den größten Widerstreit hineingerathen. Zwar auch Rietschel war kein langsamer Arbeiter; im Gegentheil, es jagten sich in ihm die künstlerischen Ideen, und zuweilen war er nur, indem er zum Zeichnen sich zurückflüchtete, im Stande, sich ihrer quälenden Uebermacht zu erwehren. Compositionen der bewundernswürdigsten Art aus solchen Perioden liegen noch heute unberührt da und harren ihrer Auferstehung, wenigstens durch die photographische Vervielfältigung. Er selbst klagt, als er von seinem Arzte im Jahre 1851 nach Palermo geschickt wurde, über die seiner Natur so ganz widerstrebende Nöthigung zum Ausruhen:

„Schonen und Schonen, Ruhe, Sonne, das ist allein die Losung! Es will viel Geduld, und ich erkenne wohl in dieser Prüfung eine höhere Hand, die meinem unruhigen Wesen Ruhe zu gewinnen lehren will."

Aber alle mit einer gewissen Oberflächlichkeit behaftete Kunstthätigkeit war ihm ein Gräuel, und je unruhiger sein Blut kreiste, desto mißtrauischer war er gegen seine eigene Anlage zum raschen Fertigwerden.

Rietschel war in der Zeit, als ich nach Dresden kam, bereits hoffnungslos kränklich. Seine hohe Gestalt hatte viel von ihrer einstigen Stattlichkeit verloren. Die Wangen waren eingefallen. Die Stimme entbehrte des gesunden Klanges. Dennoch hätte man wohl hoffen dürfen, ihn noch einige Jahrzehnte der Kunst erhalten zu sehen, denn er hatte eine zähe Natur, und seine durch frühes, entbehrungsreiches Ueberanstrengen wohl allerdings angegriffene Gesundheit war unter die Hut einer sehr geregelten Lebensweise gestellt. Dazu hatte er, wie eine Spinne ihr mühsames Webewerk, wenn es zu Schaden kam, immer von Neuem wieder aufnimmt, nach dreimaliger Wittwertrauer auch noch zum vierten Male den Muth gehabt, sich wieder zu verheirathen, und während er so seinen Kindern eine liebevolle Pflegemutter gegeben hatte und nochmals heiter ins Leben blickte, gestaltete sich seine schöpferische Thätigkeit in immer zweifelloser gelingender Weise. Aber die Erholungszeit in Palermo hatte ihn doch nicht in solchem Grade gekräftigt, daß er gegen Rückfälle völlig gesichert gewesen wäre, und als Rauch über Dresden nach Teplitz reiste (Spätherbst 1857), um wegen seines Steinleidens einen Arzt zu consultiren, und Rietschel sich's nicht versagen mochte, ihn zu begleiten, da kam er von Neuem ins Kränkeln, und wenige Jahre darauf — am 21. Februar 1861 — erlag er seinem Brustübel.

II.

„Als die Römer ihre Nationalität gering zu achten anfingen, die Götter einer halben Welt in ihren Mauern aufnahmen, da zersplitterte ihre Römerweisheit und Römertugend."

So etwa warnte C. T. Welcker in einem der patriotischen Aufsätze seiner Kieler Blätter.

Damals galt es, den Begriff des Deutschthums auf allen Gassen zu predigen, den Dänen, den Franzosen, den Britten zum Trotz. Heute blicken wir auf jene Zeit wie auf einen bösen Traum zurück und fühlen die frische Luft des neuen Tages mit so kräftigen Athemzügen, daß es uns fast Mühe kostet, jene Zeit der nationalen Haltlosigkeit uns zu vergegenwärtigen.

Und doch — hat es denn gelingen wollen, sie wirklich völlig zu überwinden? in unserer Abhängigkeit vom fremden Geschmack, von den fremden Moden, zum Theil selbst in unseren Kunstgenüssen?

In der Malerei haben wir seit längerer Zeit unsere Selbständigkeit zurückerobert, nachdem wir eine gute Weile uns draußen umzusehen für nöthig erkannt hatten. Minder ist dies in der Illustration der Fall. Und in der That sind uns zumal die Franzosen auf mehren Gebieten der Illustration immer so sehr weit vor-

auf geblieben, daß ihr Vorsprung ein dauernder bleiben zu wollen scheint. Zu beklagen ist dies freilich nicht. Die zwei Richtungen, worin sie eine uns — so scheint es — unerreichbare Virtuosität ausgebildet haben: die politische Carricatur und das Feld der erotischen Zügellosigkeit, lassen sich — die letztere gewiß und die erstere auch wenigstens zum Theil — recht füglich entbehren. Durch Clichés sind einige Wiener Witzblätter seit Längerem zu Ablagerungsstätten jener bacchantischen Art von Productionen geworden und auch einige dortige Zeichner haben sich mit dem Genre hinreichend befreundet, um demselben ihre Kunstfertigkeit widmen, ohne freilich die durchaus fremdländische Abstammung ihrer Productionen verleugnen zu können. Was die politische Carricatur betrifft, so braucht hier nur an Daumier erinnert zu werden, um darzuthun, wie Großes die Franzosen auf diesem Gebiet im Gefolge der Engländer leisteten. So weit sind wir noch nicht.

Wo sie uns aber entschieden den Vortritt zugestehen, das ist in der wichtigen Domaine der Darstellung unseres häuslichen Thun und Treibens, unseres Stilllebens in Feld und Garten, unserer Familienfreuden und Leiden. Sie haben zwar ihren genialen und drolligen Cham, sie hatten ihren gedankenreichen und schwermüthigen Gavarni und unzählige Andere, die in Scherz und Ernst die Grenzen der bildlichen Wiedergabe des menschlichen Gebahrens erweitert haben, Doré nicht zu vergessen, dem der deutsche Kunsthandel ja fast eine gewisse Volksthümlichkeit in Deutschland erobert hat, zum großen Schaden beispielsweise der illustrirten Bibel von Julius Schnorr; sie haben auch sogar les petites misères de la vie humaine zum Gegenstande sehr ergötzlicher Bilder gemacht, ehe wir dergleichen noch so im Zusammenhange zu behandeln pflegten; aber einen tiefen gemüthlichen Zug den kleinen lächerlichen Verdrießlichkeiten beizumischen, ist ihnen nicht in den Sinn gekommen. — Nun ist es gewiß verdienstlich, auch den ärgerlichen Seiten des Lebens eine lustige Seite abzugewinnen und die Stunden mit fröhlichem Lachen zu beflügeln; aber dies Lachen so zu zügeln, daß wir mit dem irdischen Loos, sei es gut oder bös, in ein freundliches Verhältniß treten und daß wir den Sonnenblick des Glücks bewußter auf uns wirken lassen und den frostigen Wolkenschatten geduldiger ertragen — das ist ohne Frage ein größeres Verdienst.

Ich habe schon in der Skizze, welche ich von Ernst Rietschel entwarf, auf seinen akademischen Berufsgenossen Ludwig Richter hingewiesen. Daß ihm jenes eben hervorgehobene Verdienst gebührt und daß ihm unsere Nation dafür zu warmem Dank verpflichtet ist, dies uns deutlich zum Bewußtsein zu bringen, ist wohl kein Zeitpunkt besser geeignet als der gegenwärtige, wo er nach vierzigjähriger akademischer Lehrthätigkeit seinen Abschied von der Akademie genommen hat.

Hier Einiges über Ludwig (eigentlich Adrian Ludwig) Richter's Leben. Er ist geborener Dresdener und zwar erblickte er in dieser Stadt das Licht der Welt am 28. September 1803, zwei Jahre nach dem Tode desjenigen, dessen Werke auf den Jüngling von dem größten Einfluß werden sollten — Chodowiecky's, geboren in Danzig 1726, gestorben in Berlin 1801. Gleich diesem hatte Richter das Glück, schon von dem Vater in der Kunst unterwiesen zu werden. Karl August Richter, der Vater, war ein tüchtig begabter Künstler aus Zingg's Schule, ein Kupferstecher, dessen Anlagen freilich nicht eigentlich in dem von ihm betriebenen Kunstfache ihren Schwerpunkt fanden, vielmehr wäre er, wenn damals die Landschaftsmalerei schon ihren Mann ernährt hätte, berufen gewesen, auf diesem Felde Verdienstliches zu leisten.

Aber die Zeiten waren schlecht, die kriegerischen Wechselfälle begannen Dresden in fast ebenso grausamer Weise heimzusuchen, als in den Tagen des siebenjährigen Krieges, wo Chodowiecky's berühmter Stich, „Die russischen Gefangenen“ entstanden war, und schon als dreizehnjähriger Knabe finden wir den kleinen Adrian Ludwig in dem Atelier seines Vaters gleich diesem über die Kupferplatte gebeugt und mit der Radirnadel arbeitend, um „siebzig Ansichten von Dresden und der sächsischen Schweiz“ zu Stande zu bringen. Der Name Adrian wird bereits auf irgend eine holländische Pathenschaft haben schließen lassen. In der That fließen einige Tropfen holländischen Bluts in unseres

Altmeisters Adern. Seine Großmutter von mütterlicher Seite war eine dicke phlegmatische Tochter Amsterdams und hieß von der Bergh. Cholerisch und polternd scheint dagegen ihr sächsischer Gemahl gewesen zu sein, ein kleiner Vorstadtkrämer, dessen weiße Zipfelmütze ohne Zweifel das erste Modell zu den vielen Zipfelmützen abgegeben hat, mit denen sein Enkel seitdem das bäurische Element diesseits der Vogesen auszustatten Gelegenheit fand. Väterlicherseits gab es ein großelterliches Paar von nicht minder großer Verschiedenheit, der Mann ein spintisirender Grübler und Alchymist, seines Zeichens Kupferdrucker, später Uhrenverfertiger, zusammenhockend mit allerlei kabbalisirenden Juden und sonstigen Käuzen, die dem Stein der Weisen und der Goldmachertinctur nachstellten; die Frau, seit zwanzig Jahren blind, aber heiter und guter Dinge und dadurch anziehend für Freunde und Bekannte aller Art, die gern ein Schwätzchen mit ihr hielten und sich dabei gleichzeitig als barmherzige Samariter empfinden mochten.

Aus diesen Jugendeindrücken, die der Kriegslärm und die ihn begleitenden Ernährungsnöthe von Zeit zu Zeit um manche ihrer humoristischen Seiten brachten, hat sich für Ludwig Richter das zusammengesetzt, was, wie bei der Pflanze Wind und Wetter, so bei der keimenden Entwicklung eines künstlerischen Talents Umgebung, Beispiel und tägliches Drum und Dran des Daseins zu leisten berufen sind.

Die Kunst war damals in Dresden aller Pflege bar. „Wenn Sie Baumschlag machen wollen," in dieser Weise berichtet Ludwig Richter selbst die Unterweisung eines seiner Lehrer, „so nehmen Sie einen Streifen Papier, brechen ihn zusammen, biegen die Spitzen herum und setzen die Formen mit drei, vier, fünf und sechs Spitzen in Gruppen neben einander: das giebt Baumschlag; dito macht man auch Gras." Der verstorbene Götzlaff in Neapel, ein Dresdener Akademieschüler aus der nämlichen Periode, pflegte ähnliche Kunstrecepte zum Besten zu geben, wenn er seinen Freunden von vergangenen Lehrgrößen jener Tage erzählte. Ich erinnere mich aus seinen dahin zielenden Erzählungen des Ausdrucks „Baumschlag wie Fliegen", wobei nämlich an Fliegen gedacht wurde, die sein Professor an die Wand des Lehrsaals zu klatschen pflegte und an denen sich dann die Lehre vom Baumschlag demonstriren ließ. Also die reine Verzweiflung an der menschlichen Befähigung für die Darstellung der Natur, wie sie sich dem Auge darbietet. Daß bei solchen Anleitungen das Nachzeichnen niederländischer und Chodowiecky'scher Radirungen den Schüler in Widersprüche verwickeln mußte mit dem begrenzten Horizont seiner Lehrer, liegt auf der Hand. Mit Ungeduld sehnte Richter sich hinaus, und wenn das Mignon'sche Sehnsuchtslied damals die ganze Jugend mit Heimweh nach dem Süden erfüllte, so war es wohl vor Allem einem angehenden Landschafter aus der Seele geschrieben, und Tag und Nacht lebte der junge Adrian Ludwig in ruhelosem Verlangen nach dem schönen Süden.

Ein russischer Oberkammerherr, Fürst Narischkin, war vom Schicksal ausersehen, den jungen Deutschen aus der Enge seiner väterlichen Werkstatt und der noch größeren Anschauungsenge seiner Lehrer zu retten. Der Fürst brauchte einen Zeichner für sein Reisealbum. Kein Tauglicherer konnte dafür aufgetrieben werden, als der längst schon im raschen Skizziren geübte junge Kupferstecher, und so begleitete der Siebzehnjährige den Fürsten denn nach Nizza und später nach Paris, fleißig zeichnend und malend und ein gut Stück Welt unter verhältnißmäßig bequemen und sorgenfreien Umständen in seine junge Seele aufnehmend.

Im Sommer 1821 traf Adrian Ludwig wieder in Dresden ein, begreiflicherweise nicht mit beruhigtem Herzen, denn er hatte ja nur einen Augenblick in das Paradies seiner Wünsche hineingeblickt, und seine Sehnsucht nach Italien verzehrte ihn nun erst recht.

Da — zwei lange Jahre hatte er wieder in der Heimath verseufzt — erbarmte sich ein wohlhabender und mehr noch wohldenkender Mann der Noth des jungen Künstlers. Es war der Dresdener Buchhändler Christian Arnold. Er erbot sich, ihn zu seiner Ausbildung auf mehrere Jahre nach Rom zu schicken, und ungleich jener engherzigen Behörde, welche drei Jahrzehnte früher den genialen As-

mus Carstens die Verleihung des italienischen Stipendiums so theuer entgelten ließ, knüpfte Arnold an sein hochherziges Erbieten nicht die mindeste den Empfänger bindende Bedingung.

In Rom wurde Richter's eigenthümliche Fähigkeit für die Darstellung des Menschen in der Natur rasch erkannt; ein fördernder Kreis von jüngeren und älteren deutschen Künstlern öffnete sich ihm, unter ihnen Neher, Wagner, Fries, Oehme, Koch, Olivier, Julius Schnorr, und besonders der Letztere begann bald auf ihn einen nachhaltigen Einfluß zu üben.

Im Jahre 1826 kehrte Richter nach Dresden zurück, wo der Kunstbeschützer v. Quandt damals freundlichen Antheil an dem Entwicklungsgange jedes aufstrebenden Talents nahm und auch dem ihm gut empfohlenen Richter sein herzliches Wohlwollen zuwandte. Im Jahre 1828 nahm Richter die Stelle eines Zeichenlehrers an der Porzellanfabrik zu Meißen an, ein Amt, das er bis zum Jahre 1836 bekleidete, wo er nach Dresden an die dortige Akademie übersiedelte; und im Jahre 1841 wurde er zum Professor ernannt.

Wenn die schönen Studienjahre in Italien den jungen Meißener Zeichenlehrer oft noch mit Heimweh erfüllt haben mochten, obschon er in Meißen seinen eigenen Herd gegründet und einen Herzensbund geschlossen hatte, der ihm während eines Viertel Säculums Glück und Behagen in Fülle bereiten sollte, so boten ihm das künstlerische Treiben in der schönen Elbresidenz und sein eigenes wachsendes Ansehen nach und nach freundlichen Ersatz für das ihm an südlichen Kunstgenüssen und südlichen Anregungen Versagte, und sein stark entwickelter Schönheitssinn bewältigte je länger je besser auch die in der Heimath sich seinem künstlerischen Auge darbietenden Motive in solcher Weise, daß er, ohne mit dem Lande der Schönheit, mit Italien, von Neuem Fühlung zu suchen, froh werden konnte seiner eigenen Leistungen. Von Meißen aus hatte er nicht gar lange nach seiner Verheirathung noch einen Römerzug geplant, und der Reisepfennig war in haushälterischer Weise dafür glücklich zusammengebracht worden. Aber kaum spürte der dem Lehrzwang Entronnene wieder das erste Wehen der südlichen Lüfte, da rief ihn die Erkrankung seiner Frau schleunig in die alte Bischofsstadt zurück, und mit diesem mißlungenen Versuche, noch einmal aus der Fontana di Trevi zu trinken und unter dem südlichen Himmel die Stimme der Muse voll und ganz sich ins Ohr klingen zu lassen, war der Zug und die Sehnsucht in die Ferne abgeschlossen. Von da ab begann, vor Allem auf Fußwanderungen in die romantischen Partien des böhmischen Elbthals, sich dem Auge Richter's mehr und mehr der landschaftliche Reiz der Heimath und ihrer Nachbargebiete zu erschließen, und auch das Volk, wie sich's in Haus und Hof, in Wald und Feld, in Werkstatt und Wirthshaus bewegte und behabte, gab seinem fleißigen Bleistift reichen Stoff zu künstlerischen Studien. Die einigen Meistern im Fach des Genrebildlichen angeborene Sicherheit und Leichtigkeit im Verkehr mit den zweibeinigen Originalen, auf deren Geduld zum Stillhalten der skizzirende Tourist es abgesehen hat, kam freilich Richter nicht dabei zu Statten. Sowohl Knaus wie Vautier habe ich auf unseren gemeinsamen Streifzügen im Schwarzwald und in der Schweiz auf diesem Felde der künstlerischen Mühseligkeiten oft zu bewundern Gelegenheit gehabt. Eine gewisse unüberwindliche Scheu vor dem Achtgeben und Aufmerksamwerden der Leute hat Richter von jeher solche Arbeiten erschwert. Um so besser ist sein Auge auf die Kunst des Detailwahrnehmens geübt worden, und daß sein Gedächtniß ihm dabei unvergleichliche Dienste leistete, beweist ein jedes Blatt, das sein Griffel berührte; denn wie dem Redner das Wort, so steht dem Meister Ludwig für Alles, was er darstellen will, nicht etwa der conventionelle, nein, der eigens seiner Beobachtung angehörende Ausdruck zur Verfügung. Wie viel das sagen will, entzieht sich zumeist der Würdigung. Warum? Weil wir die nämlichen Dinge, wenn auch nur ungefähr so, schon von Anderen dargestellt gesehen haben. Bei diesem Richter'schen Viehstück denken wir vielleicht an Potter, bei jenem Reiter an Wouvermann, bei diesem Baum an Ruisdal, wiederum bei jener Wirthshausscene an Ostade, und ebenso bei den mehr vom Schönheitszauber überhauchten Compositionen und Gestalten steigen die großen

italienischen Meister vor uns auf, wohlverstanden, nicht um Richter zu einem Eklektirer zu stempeln — nichts ist er weniger — sondern nur um unserem Genuß die Betrachtung anzuhängen: Alles schon dagewesen! Aber dabei vergessen wir ganz, daß, was drüben sich in Vielen aus einander fächert, sich hier in Einem auf solche Theile der Schöpfung einengen. Aber man sehe sich nur unter den von Richter illustrirten Werken um und frage sich, für welche menschliche, thierische oder örtliche Erscheinung ihm der darstellende Ausdruck fehlt. Im Allgemeinen hat er sich in unserer Auffassung so sehr als der Illustrator des deutschen Heimwesens mit

Ludwig Richter.

concentrirt. Freilich nicht in solchem Sinne, daß Richter jedes dieser Specialgebiete so vollständig wie der Specialist selbst zu beherrschen gemeint sein kann. Wer wollte das Recht und den Werth der Arbeitstheilung so sehr in Frage stellen? Um wie Verboekhoven das Vließ eines Schafes oder wie Rosa Bonheur das Auge eines Zugstieres in Farben wiederzugeben, dazu muß man die Aufgabe seines Lebens starkem Betonen des humoristisch spießbürgerlichen Elements festgesetzt, daß wir kaum noch seiner unübertrefflichen Darstellungen aus Italien gedenken, und daß wir, wenn uns von seiner Illustrirung des Robinson und einer ganzen Menge fremdländischer Stoffe etwas unter die Augen kommt, uns überrascht fragen, wie konnten wir nur vergessen, daß wir alle diese längst liebgewonnenen Bilder der

nämlichen Hand verdanken, die so geschäftig war, uns das trauliche Wesen der Heimath zu klarem Bewußtsein zu führen?

Auf jener Mannigfaltigkeit würde immer nur erst die Bewunderung für die Vielseitigkeit Richter's beruhen können; das gemüthliche Band, das uns mit seinen Schöpfungen verknüpft, ist aus den feinen Fäden gewoben, welche ein poetisch geartetes Herz ausstrahlt, und dies gemüthliche Band, zum großen Theil mit jenem schmückenden Veranschaulichen unserer deutschen Heimath zusammenhängend, sichert seinem künstlerischen Schaffen eben wegen der ihm innewohnenden Poesie unvergängliche Bedeutung.

Schiller's Frauengestalten.

Von

Adolf Stahr.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Erste Abtheilung.

Schiller und die Frauen.

I.

Um die Frauengestalten in Schiller's Dichtungen richtig würdigen zu können, ist es nothwendig, auf des Dichters Leben zurückzugehen und sein eigenes Verhältniß zu den Frauen, mit welchen ihn dasselbe in nähere Berührung brachte, in seiner Eigenartigkeit zu betrachten.

Nicht als ob die Frauen der Wirklichkeit irgend einen wesentlichen Einfluß auf die Gestalten seiner Dichtungen ausgeübt, ihm gleichsam die Vorbilder für dieselben geliefert hätten. Ein solches Verhältniß zwischen Realität und Dichtung wird sich nur etwa in wenigen Einzelzügen nachweisen lassen. — Wohl aber wird uns aus jener vergleichenden Betrachtung des Dichters eigenstes Wesen in der Naturbestimmtheit seines ganzen Verhaltens gegen die Außenwelt, sein unabweislicher Zug zum Allgemeinen und Idealen klar entgegentreten, und die auffallende Verschiedenheit erklärlich machen, welche wir bei einer Vergleichung der Schiller'schen Frauengestalten mit denen Goethe's wahrzunehmen nicht umhin können.

Besäßen wir eine Selbstbiographie von Schiller über die ersten drittehalb Decennien seines Lebens, wie wir eine solche von Goethe in Dichtung und Wahrheit besitzen, so würde unsere Aufgabe wesentlich erleichtert sein. Denn der wahrheitsliebendste aller Menschen, dessen rücksichtslose Strenge gegen sich selbst und die Irrthümer und Fehler seiner Jugend in den uns erhaltenen gelegentlichen Aeußerungen so klar vorliegen, würde nicht angestanden haben, uns über den hier in Frage kommenden Gegenstand ausreichende Aufschlüsse zu geben, soweit dies ohne directe Verletzung Anderer geschehen konnte. In der That trug sich Schiller, während seines Aufenthaltes in Jena, mit dem Plane einer solchen Schilderung seiner Jugendzeit. Allein derselbe kam nicht zur Ausführung; und so sehen wir uns für die Darstellung des Einflusses, welchen die Frauen auf die Entwicklung des Dichters ausübten, auf die Zusammenstellung einzelner spärlichen Nachrichten und auf die Berücksichtigung der ganz eigenthümlichen Verhältnisse angewiesen, unter denen sich die Erziehung des Knaben und Jünglings vollzog.

Diese Verhältnisse aber waren ungewöhnlich genug. Sie waren derart, daß sie seine ganze Jugendzeit, vom dreizehnten bis zum vollendeten einundzwanzigsten Jahre, von jeder Berührung und jedem Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht in einer Weise abgesperrt hielten, wie dies bei der Jugendentwicklung keines anderen deutschen Dichters wieder vorkommt. Bis zu seinem dreizehnten Jahre erscheinen seine Mutter und seine zwei Jahre ältere Schwester Christophine als die einzigen weiblichen Wesen, mit denen er in herzlicher Gemeinschaft sein Knabenleben gelebt hatte. Beide Frauen waren derart, daß sie seinem jungen Gemüthe früh die reinsten und edelsten Seiten des weiblichen Geschlechts nahe brachten und sein Herz gegen Beide mit einem Gefühle dankbarster Zärtlichkeit und Verehrung erfüllten, das er ihnen bis an das Ende seines Lebens bewahrte, und das auf seine begeisterte Hochschätzung der Frauen von größtem Einflusse gewesen ist.

Aber diese seine Gemeinschaft wohlthätigen Zusammenhangs mit den weiblichen Mitgliedern der eigenen Familie

war leider nur von kurzer Dauer. Sie hörte fast völlig auf, als der Eigenwille des Herzogs Karl von Würtemberg den dreizehnjährigen Knaben in die von dem Fürsten gegründete militärische Dressuranstalt versetzte. In dieser war es nämlich Grundsatz: die Zöglinge von allem weiblichen Umgange strengstens abgeschieden zu halten. Mit Ausnahme der Favoritin des Herzogs, der Gräfin Franziska von Hohenheim, durfte kein fremdes Frauenzimmer die Räume der Anstalt betreten. Nur den Müttern und erwachsenen Schwestern war es gestattet, an bestimmten Tagen und Stunden ihre Söhne und Brüder zu besuchen. Dahingegen waren Besuche der Zöglinge im Elternhause nicht erlaubt.

Diese vollständige Abtrennung von dem Leben und der Welt, in welcher Schiller bis zu seinem vollendeten einundzwanzigsten Jahre in der militärischen Klosterhaft der Karlsschule fast acht Jahre lang gehalten wurde, ist bisher noch nicht gehörig zur Erklärung seines späteren Verhältnisses zum weiblichen Geschlecht und zur Beurtheilung der frühesten in seinen Dichtungen vorkommenden Frauengestalten in Betracht gezogen worden. Sie wirkte nachtheilig auf den Menschen wie auf den Dichter. Denn sie raubte ihm diejenige Lebenszeit, in welcher die Jugendliebe sproßt und blüht. Sie entzog ihm die Möglichkeit, sein Herz gegenüber weiblichen Wesen der Wirklichkeit sich erschließen zu lassen, sein Inneres in dem Glück und Leid wechselnder Jugendliebe sich entfalten zu sehen in jenen Tagen, von denen Goethe singt:

„Ach! wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach! wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!"

Fast unwillkürlich drängt sich uns hier die Parallele von Schiller's und Goethe's erster Jugend auf. Während Goethe in seinem einundzwanzigsten Jahre bereits zahlreiche Herzenserfahrungen durchlebt, in Frankfurt, in Leipzig und in Straßburg sich in vielfachen leidenschaftlichen Liebesverhältnissen bewegt, die verschiedensten weiblichen Individualitäten und Charaktere kennen zu lernen und zu studiren Gelegenheit gehabt und viele seiner schönsten Liebeslieder gedichtet hatte: sehen wir Schiller in gleichem Alter den Frauen und der Liebe gegenüber als einen vollständigen Neuling aus seinem Kloster in die Welt treten, in die er von beiden, von den Frauen wie von der Welt, eigentlich nichts mitbrachte als allgemeine Begriffe, Erzeugnisse der abstracten Reflexion und einer leidenschaftlich aufgeregten abstracten Phantasie. Von gleicher Art war denn auch seine erste Liebe, von der wir Kunde haben, sowie die wunderliche Art der Liebeslyrik, zu der ihn dieselbe veranlaßte.

Als Gegenstand dieser ersten Liebe wird bekanntlich eine nicht mehr ganz junge Hauptmannswittwe, die einunddreißigjährige Hauswirthin des einundzwanzigjährigen Regimentsmedicus Schiller genannt, der in Gemeinschaft mit einem in etwas wüstem Rufe stehenden ehemaligen Akademiekameraden, einem Lieutenant Kapf, ein Zimmer in ihrer Wohnung in der heutigen Eberhardsstraße bezogen hatte. Frau Louise Dorothea Vischer — „die Vischerin" heißt sie auf gut Schwäbisch in dem Briefwechsel Schiller's mit seiner Schwester — wird geschildert als eine magere Blondine, ohne irgend welche besondere Ansprüche auf körperliche Schönheit, mit blaßblauen etwas schmachtenden Augen, und mit viel Neigung zu schwärmerischem Behaben. Sie war übrigens von freundlich gutherzigem Wesen, hatte Sinn für Poesie, war musikalisch in dem bescheidenen Maße jener Zeit und ihrer beschränkten Verhältnisse, und nebenbei Mutter von zwei Kindern. Aber sie war das erste weibliche Wesen, mit dem Schiller außer seiner Mutter und Schwester in nähere Berührung trat, und die Eigenschaften, die sie besaß, waren eben hinreichend, um sie ihm als geeigneten sichtbaren Gegenstand seiner lyrischen Ueberschwänglichkeitsphantasien, wie wir denselben in den Lauragedichten dieser Periode begegnen, erscheinen zu lassen. Denn, um es mit einem Worte zu sagen: zu einer wirklichen Liebe oder gar Liebesleidenschaft Schiller's für sie kam es nicht, und eben so wenig zu einem sinnlichen Verhältnisse, das ihrem und seinem Rufe nachtheilig gewesen wäre.

Frau Louise Vischer genoß noch mehrere Jahre, nachdem Schiller Stuttgart verlassen hatte, eines unangetasteten Ru-

ses, und blieb im Hause von Schiller's Eltern eine geschätzte und gern gesehene Freundin. Schiller beauftragte in dem Briefe, den er im November 1782 aus Oggersheim vor seiner Fluchtreise nach Bauerbach an seine Schwester Christophine schrieb, diese mit seinen Grüßen an „die Vischerin".* Doch trat das Gedenken an diese seine Dulcinea in Stuttgart, wie er sie in einem Briefe an Reinwald nennt,** bald so völlig in den Hintergrund, daß seine Schwester Christophine sich veranlaßt fühlte, ihm darüber brieflich Vorwürfe zu machen. „Es ist nicht recht," schrieb sie dem Bruder (9. September 1783) nach Bauerbach, „daß du so ganz mit ihr abbrichst. Sie ist noch immer so freundschaftlich mit uns wie ehemals, und fragt allemal mit soviel Theilnahme nach dir. Es ist doch ein gutes Weib; mag sie auch sonst Fehler haben, so hat sie dir doch viele Freundschaft bewiesen." Schiller sandte auf diese Mahnung der Freundin seine Silhouette zum Geschenk. Zu weiterem Zusammenhange aber kam es nicht mehr, und als sich zwei Jahre später (1785) die gute Freundin von einem jungen Edelmanne entführen ließ, hörten natürlich alle ihre früheren Beziehungen nicht nur zu Schiller, sondern auch zu dessen Familie auf der Solitüde vollständig auf.

Diese Frau nun hat man zur Heldin der Schiller'schen Lauragedichte machen wollen, und eben deshalb ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zwischen Beiden voraussetzen zu müssen geglaubt. Beides mit vollständigstem Unrecht. Was das Verhältniß an sich betrifft, so war es, wie schon aus den zuvor mitgetheilten Umständen hervorgeht, ein durchaus platonisches freundschaftlicher Theilnahme, wenn auch mit einiger sentimentalen Färbung von beiden Seiten. Die Lauragedichte aber, wie alle Schiller'schen Liebesgedichte dieser ersten Stuttgarter Periode, sind durchaus vorwiegend Producte der Phantasie und an Phantasiegestalten gerichtet. Schon Schiller's Jugendfreund Conz, der damals viel mit Schiller verkehrte, hat es auf das Bestimmteste ausgesprochen, daß an den Lauragedichten die Phantasie bei Weitem mehr Antheil habe als die Empfindung; und Caroline von Wolzogen, Schiller's Schwägerin, die genauer als irgend ein Anderer über Schiller's Jugendempfindungen und seine Verhältnisse zu Frauen unterrichtet war, sagt gleichfalls von diesen Lauragedichten, „daß sie mehr das Erzeugniß eines dem Dichter bis jetzt unbekannten exaltirten Gefühles, als wahrer Leidenschaft für einen bestimmten Gegenstand entsprungen seien." — Diese Gedichte, wie überhaupt die ganze Schiller'sche Lyrik dieser Periode, haben eigentlich nur ein psychologisches Interesse, als Zeugnisse von dem jugendlichen Ueberschwunge und von der Herzens- und Gefühls-, wie von der Geschmacksunreife des jungen Dichters. Zumal, wenn man sie in ihrer ursprünglichen Form und Gestalt liest; denn bekanntlich unterzog der Dichter in späteren Jahren diese seine lyrischen Jugendgedichte, d. h. die geringe Zahl derselben, welche er in seine Werke aufnahm, einer mühsamen abändernden, feilenden und kürzenden Revision, während er die große Mehrzahl völlig ausließ. Aber selbst in dieser späteren Gestalt sind und bleiben die Lauraoden und die ihnen verwandten lyrischen Jugendgedichte eine unerquickliche Erscheinung. Es ist die Lyrik eines heißen Kopfes und eines kalten Herzens; einer erhitzten und sich immer mehr in dieser Erhitzung steigernden Phantasie und eines gänzlichen Mangels an wahrer Empfindung aus eigener Herzenserfahrung. Diese frühesten Liebesgedichte sind in der That, wie sich ein Biograph Schiller's ausdrückt, „trotz ihres starken Aufwandes von sinnlichen Bildern, ohne alle sinnliche Begreiflichkeit, Producte nicht der Erfahrung, sondern vielmehr der Erwartung, der Erwartung eines Jünglings, dessen glühende Einbildungskraft die „unbekannte Geliebte" nicht nur vor Augen, sondern sich selber schon in ihren Armen sieht, trunken von Wonne, stammelnd vor Entzücken," ohne von solchen Empfindungen irgend etwas in einem realen Verhältnisse erlebt zu haben.

II.

Außer der zuvor erwähnten Hauptmannswittwe war die einzige Frau, wel-

* S. Schiller's Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine &c. S. 8.

** Ebendaselbst, S. 46.

cher Schiller in dieser Periode seines Stuttgarter Lebens näher trat, die Frau Henriette von Wolzogen, eine adelige Wittwe aus dem Thüringischen, welche ihres ältesten Sohnes wegen, der sich seit 1775 auf der Stuttgarter Militärakademie befand, zeitweilig mit ihrer Tochter Charlotte in Stuttgart lebte. Schiller war durch den jungen Wolzogen an sie empfohlen worden. Freundlich von ihr aufgenommen, machte er sie seinerseits mit seinem elterlichen Hause bekannt, in welchem sie auch Schiller's Freundin Louise Vischer kennen lernte. Beide Frauen begleiteten den Dichter auf seiner heimlichen Reise nach Mannheim zur zweiten Aufführung der Räuber, die für ihn so verhängnißvoll werden sollte.

Frau von Wolzogen war die erste Frau aus den gebildeten höheren Ständen, welche Schiller kennen lernte. Aus dieser Bekanntschaft erwuchs für ihn in mehr als einer Beziehung ein großer Gewinn, wie er denn derselben auch ein Jahr später seinen Zufluchtsort in Bauerbach, ihrem bei Meiningen belegenen Gute, dieser Freundin verdanken sollte. Henriette von Wolzogen, früh in ihrem 29. Jahre Wittwe geworden, und Mutter von fünf Kindern, stand damals, als Schiller sie (1781) kennen lernte, im 36. Lebensjahre. Sie verband mit einer für jene Zeiten seltenen Bildung und reger Theilnahme an geistigen Interessen eine Liebenswürdigkeit und Güte des Charakters, welche, vereint mit feinen geselligen Umgangsformen, nicht umhin konnte, eine große Anziehungskraft auf den jugendlichen Dichter auszuüben, der ähnliche Eigenschaften bis dahin nur in ehrerbietiger Ferne, an der Gräfin Franziska von Hohenheim, der Geliebten des Herzogs Karl, bewundert und gelegentlich in schwungvollen officiellen Festreden gefeiert hatte.* Die liebevolle Gesinnung, welche Frau von Wolzogen dem idealen Charakter Schiller's, und die freudige Bewunderung, welche sie seinem Dichtertalente entgegenbrachte, erfüllten sein Herz mit den Gefühlen zärtlicher Dankbarkeit und einer an Schwärmerei grenzenden Verehrung. Diese Gefühle wurden noch gesteigert durch den Eindruck, welchen die liebliche Tochter der Freundin, die in Begleitung der Mutter nach Stuttgart gekommen war, auf sein für Jugend und Schönheit nur allzu empfängliches Herz gleich bei der ersten Begegnung gemacht hatte.

Charlotte von Wolzogen war 15 bis 16 Jahre alt, als Schiller sie zuerst (1781) in Stuttgart sah und für die anmuthige Blondine eine lebhafte Neigung faßte, die, gesteigert durch späteres wiederholtes Beisammenleben mit Mutter und Tochter, während seines Bauerbacher Aufenthalts bald zur Leidenschaft heranwuchs. Diese Liebe zu Charlotte von Wolzogen ist als Schiller's erste eigentliche Jugendliebe zu betrachten. Sie beschäftigte sein Herz, wenn auch, wie wir bald sehen werden, nicht ausschließlich, mehrere Jahre lang. Aus einem Briefe, den er am 7. Juli 1784 an Charlottens Mutter schrieb, erfahren wir, daß er sich während seines letzten Aufenthaltes in Mannheim sogar zu dem Wagniß verstieg, indirect bei der Mutter um die Hand der Tochter anzuhalten.

„Die stillen Freuden des häuslichen Lebens," also schrieb er an seine geliebte mütterliche Freundin, „würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer genug wäre, oder könnte ich Ihr Sohn werden! Reich würde freilich Ihre Lotte nie, aber gewiß glücklich." Um aber dieser Erklärung im Falle ungünstiger Aufnahme derselben die Spitze abzubrechen, fügte er dem Briefe unter der Form, daß sich die Absendung desselben verzögert habe, die Nachschrift hinzu: „Ich erschrecke über meine thörichte Hoffnung, — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen." Es war jedoch dem Dichter in Wahrheit mit der letzteren Erklärung weit minder ernst als mit der ihr vorangehenden. Er hatte sich um dieselbe Zeit von dem in Darmstadt zum Besuche anwesenden Herzoge Karl August von Weimar, dem er bei Hofe seinen Don Carlos vorgelesen und um die Erlaubniß gebeten hatte, ihm denselben widmen zu dürfen, den Titel als herzoglicher Rath zu ver-

* Palleske, Schiller I, 138—139. vgl. S. 53 und 74.

schaffen gewußt, wobei er dem Fürsten nicht verhehlt hatte, daß ein Zeichen solcher Protection ihm zur Begründung eines ersehnten häuslichen Glücks verhelfen könne. Es scheint ausgemacht zu sein, daß er dabei an Lottchen von Wolzogen dachte. Denn die Kunde von seiner Bewerbung um dieselbe war sogar zu seinen Eltern gedrungen, und hatte von Seiten seines Vaters eine entschiedene Mißbilligung einer solchen „Partie“ zur Folge gehabt. Wie dem aber auch sei, gewiß ist, daß seine Bewerbung erfolglos blieb. Das junge Mädchen, das eine andere Leidenschaft im Herzen trug, erwiederte seine Liebe nicht. Sie starb früh, nur 26 Jahre alt, als Gattin eines Hildburghausenschen Regierungsrathes von Lilienstern; — die erste von den drei Lotten, welchen wir in der Geschichte der Herzensverhältnisse Schiller's in den sieben Jahren seiner Odyssee nach der Flucht aus der Heimath begegnen.

Das Wichtigste jedoch, was uns in diesem frühesten Liebesverhältnisse Schiller's entgegentritt, ist die Eigenthümlichkeit seiner Natur, welche uns zugleich das wesentlich Typische der von ihm geschaffenen Frauengestalten erklären hilft.

Es ist nämlich eine wichtige Bemerkung seines neuesten Biographen, daß Schiller's Liebesneigungen wesentlich immer so idealer Natur erscheinen, daß sie keine Ausschließlichkeit zuließen. So sehen wir denn auch in dieser Zeit seine Liebesbegeisterung für die Tochter fast in gleichem Grade die Mutter derselben umfassen. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich später in seinem Verhältnisse zu den beiden Schwestern von Lengefeld, von denen die jüngere seine Gattin wurde. Er hielt es für möglich, die Liebe zu beiden, ohne Beeinträchtigung der einen wie der anderen, in sich vereinigen und im Leben durchführen zu können. Den Schlüssel zu dieser Eigenthümlichkeit seines Wesens giebt uns eine Aeußerung seiner Gattin, welche wir in einem Briefe derselben an ihre Freundin, die Prinzessin Caroline von Weimar, ausgesprochen finden. Es heißt dort* mit Bezug auf Goethe's zehnjährige ausschließliche Liebesleidenschaft für Frau von Stein: eine solche große zwingende Naturgewalt, wie sie bei Goethe in diesem Verhältnisse hervortrete, sei Schiller überhaupt fremd gewesen. „Eigentlich bloß aus Leidenschaft konnte er nicht lieben.“ — Sie hat ganz Recht, wenn sie hierin den wesentlichen Unterschied zwischen Schiller und Goethe findet, bei welchem letzteren die Liebe immer als Leidenschaft, also als ausschließlich auftritt, und dessen dichterische Frauengestalten eben daher auch mit den Schiller'schen verglichen überwiegend jenen individuellen Charakter tragen, der sie von den mehr typischen Gestalten Schiller's so vollständig unterscheidet.

In der That hat Schiller die Liebe in ihrer Eigenschaft der leidenschaftlichen Ausschließlichkeit niemals gefühlt, selbst damals nicht, als er mit dreißig Jahren die Reihe seiner zahlreichen Neigungsverhältnisse zu Mädchen und Frauen der verschiedensten Bildungsstufen und Lebenskreise durch seine Ehe mit Charlotte von Lengefeld abschloß. Wenn ihm durch diese Eigenthümlichkeit seines Wesens die Leiden und Qualen der eigentlichen Leidenschaft erspart blieben, so entbehrte er dagegen auch das himmelhoch jauchzende, in Schmerzen selige Glück derselben, das Goethe in so reichem Maße genossen und in so vielen seiner Dichtungen mit unerreichbarer Gewalt und Meisterschaft geschildert hat. Und ebenso ist Schiller niemals in die Tiefen des weiblichen Wesens eingedrungen, deren Erkenntniß durch lebendigste Erfahrung allein im Stande ist, dem Dichter die poetische Erschaffung wirklicher individuell ausgestatteter weiblicher Charaktere zu ermöglichen.

III.

In der Einsamkeit seines Bauerbacher Exils (vom December 1782 bis Juli 1783) hatte die zuvor geschilderte lebhafte Neigung zu Charlotte von Wolzogen das Herz des Dichters eingenommen. Allein dieses Vorwalten hörte auf, als er nach Mannheim zurückkehrte. Nicht als ob Charlotte alsbald völlig aus seinem Interessenkreise getreten wäre, — wir haben gesehen, daß er noch ein volles Jahr später eine Bewerbung um die Hand der Tochter bei der Mutter unternahm. Aber sie war bald nicht mehr die einzige „Göttin“, der

* Charlotte von Schiller und ihre Freunde I, S. 630—631.

wir ihn seine Herzenshuldigungen darbringen sehen.

In der kurzen Zeit dieses seines zweiten und letzten Mannheimer Aufenthaltes finden wir ihn nämlich — und zwar, was nicht zu übersehen ist, nicht nach-, sondern nebeneinander — in nicht weniger als vier verschiedene Neigungsverhältnisse verflochten, und er scheint bei zweien derselben seinerseits sogar ernstliche Heirathsabsichten gehegt zu haben. Von den beiden anderen war das eine, vielleicht das leidenschaftlichste von allen, eine Theaterliebschaft, wie sie zwischen dem Dichter der Räuber und der Darstellerin seiner „Amalia“ sehr erklärlich, jedenfalls aber für seine Entwicklung weit weniger gefährlich war, als das gleichzeitig angesponnene Verhältniß mit einer jungen, eben erst verheiratheten sächsischen Edeldame, der Frau Charlotte von Kalb, das wir weiterhin ausführlich zu schildern haben werden.

Im Ganzen kann man sagen, daß bei Schiller's sämmtlichen, seiner späteren Ehe vorhergehenden Liebesverhältnissen ein günstiger Stern waltete, der ihn vor der letzten Consequenz dieser unreifen Jugendliebschaften durch die Ehe bewahrte. — Es gilt dies zunächst von der lebhaftesten derselben, von der Leidenschaft für eine schöne Mannheimer Schauspielerin Katharina Baumann, die Darstellerin der Amalia in den Räubern, die er deshalb auch mit diesem Namen zu nennen liebte. Von diesem Verhältnisse schrieb er fünf Jahre später (1789) an die Schwestern von Lengefeld: daß er „nicht ohne Beschämung der Zeit gedenke, in welcher er als ein armer Thor mit einer miserablen Leidenschaft im Busen“ damals in Mannheim, „dem Schauplatze seiner Thorheiten“ herumgewandelt sei;* und auf eben dasselbe bezieht sich auch jenes Geständniß, das er Goethe gegenüber (1794) that: „daß er von der Treue des Gemäldes einer theatralischen Wirthschaft und Liebschaft in Goethe's Wilhelm Meister mit vieler Competenz urtheilen könne, da er mit beiden besser bekannt sei als er zu wünschen Ursache habe.“ Ueber seine gleichzeitigen Bewerbungen um die Hand der Tochter seines Mannheimer Verlegers, des Hofbuchhändlers Schwan, die sich bis in das erste Jahr seines Leipziger Aufenthaltes (1783) fortsetzten und über den endlichen Ausgang derselben hat Palleske in seiner Biographie Schiller's so ausführlich sich verbreitet, daß ich mich begnügen kann, die Leser auf die betreffenden Stellen zu verweisen.* Auch hier sehen wir ihn der Gefahr einer Verbindung entgehen, die höchst wahrscheinlich zu seinem Unheile ausgeschlagen sein würde. Ueber seine in dieselbe Mannheimer Periode fallende ernstliche Annäherung an die Tochter eines Professors Lamey fehlen nähere Nachrichten. Ausführlicher unterrichtet sind wir dagegen über seine während seines Leipziger Aufenthaltes entstandene heftige Leidenschaft für das schöne Fräulein Henriette von Arnim, von deren Ausgange alsbald die Rede sein wird.

Alle diese Verhältnisse fallen in die Zeit zwischen dem dreiundzwanzigsten und sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters. Ihre rasche Aufeinanderfolge, ja ihr theilweises Nebeneinander, bestätigt das Selbstgeständniß, welches Schiller ein Jahr später an seinen Freund Körner (S. Briefwechsel I. S. 137. Ausg. v. 1874) über einen Widerspruch in seiner Natur mit den Worten ablegte: „Es ist sonderbar, ich liebe, ich verehre die herzliche empfindende Natur, und eine Cokette — jede Cokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht über mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug.“ In demselben Briefe spricht er es zugleich aus, daß „bei einer von ihm einzugehenden ewigen Verbindung Leidenschaft nicht sein dürfe.“

Dieses Selbstgeständniß giebt den Schlüssel zu den zahlreichen Liebschaftsverhältnissen des jungen Dichters, sowie zum Theil auch die Erklärung dafür, daß es mit keinem derselben zu einem ernsten Abschlusse kam. Nicht außer Acht zu lassen ist jedoch bei den letzteren auch der Umstand, daß Schiller's damalige Lage, seine Armuth, sein Mangel an einer festen bürgerlichen Stellung, seine Aussichtslosigkeit, zu einer solchen zu gelangen, und daneben auch sein nicht gerade anziehendes

* S. Schiller und Lotte S. 473.

* Palleske: Schiller's Leben und Werke I, S. 402. 491. 504. 524 und 538. II, S. 11. 45 (5. Ausg. 1872)

Aeußere und die Unordnung seiner Lebensgewohnheiten den heimathlosen, jungen Dichter der Räuber und des Fiesko nicht gerade als eine begehrenswerthe Partie erscheinen ließen, wenn auch seine Eigenschaft als Dichter ihn zum Gegenstande des Interesses für schwärmerisch begeisterte Frauen, wie Frau von Kalb oder für Sophie Albrecht und Caroline Beck — beides ausgezeichnete dramatische Künstlerinnen,* erheben konnte. Von den jungen Mädchen dagegen, welche sein leicht entzündliches Herz in Flammen setzten, finden wir keine, die seine Liebe erwiederte. Von der noch nach hundert Jahren nicht verstummten gegen Goethe erhobenen Anklage, junge Herzen durch Wankelmuth verwundet zu haben, ist Schiller daher vollkommen frei zu sprechen. Vielmehr erscheint er überall in dieser Beziehung als der leidende Theil, und das einzig Tröstliche dabei ist, daß er sich dies sein Verschmähtwerden nicht eben wesentlich zu Herzen nahm. Als er im Frühlinge 1785, nach fast zweijährigem Aufenthalte in Mannheim diese Stadt verließ, um der Einladung Körner's nach Leipzig und Dresden zu folgen, ließ er, nach seinem eigenen Geständnisse, dort keinerlei Erinnerung an Glück der Liebe zurück. Noch dritthalb Jahre später schrieb er seinem Freunde Körner aus Weimar (1. Januar 1788): „Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Alle Wesen, an die ich mich fesselte" — (wie bezeichnend ist dieser Ausdruck?) — „haben etwas gehabt, was ihnen theurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen."**

IV.

Henriette von Arnim.

Schiller war kaum ein halbes Jahr in seinem neuen Aufenthaltsorte, als wir ihn in einem neuen Liebesverhältnisse verstrickt finden, welches diesmal, wenigstens von seiner Seite, als das leidenschaftlichste von allen bisherigen erscheint.

Er hatte in dem Hause seiner Frankfurter Freundin Sophie Albrecht, die er als gefeierte Künstlerin des in Dresden und Leipzig spielenden Theaters dort wiederfand, eine junge Schöne, ein Fräulein von Arnim kennen gelernt, deren Mutter, eine unbemittelte sächsische Officierswittwe, eine untergeordnete kleine Hofstellung als Gouvernante der Dresdener Hoffräulein bekleidete.* Die wunderbare Schönheit des damals etwa im zwanzigsten Jahre stehenden jungen Mädchens machte gleich bei der ersten Begegnung auf Schiller einen tiefen Eindruck. Er hat später das Hinreißende ihrer äußeren Erscheinung in der Griechin seines Romans „der Geisterseher" geschildert, wobei er selbst die Fülle und Schönheit ihres blonden Haares nicht vergessen hat. Henriette Elisabeth von Arnim war in ihrer Jugend im Kloster zu Erfurt erzogen worden, in welchem sich, als Schiller sie kennen lernte, auch eine jüngere Schwester von ihr befand. Sie war von ihrer Mutter, die, in beschränkten Verhältnissen lebend, auf reiche Partien für ihre Töchter ausging, und dabei in den Mitteln und Wegen nicht sehr wählerisch war,** in allem Aeußerlichen sorgfältig erzogen und ausgebildet. Auch die nöthige geistige Toilette war bei ihrer Erziehung keineswegs versäumt worden. Sie war darum im Stande, durch Theilnahme an den Interessen der Poesie und der Kunst den Zauber zu verstärken, den ihre von allen Zeitgenossen bewunderte Schönheit auf Schiller ausübte, der gleich nach der ersten Begegnung mit ihr, wie seine spätere Frau sich ausdrückt, „in ihre Zauberfesseln geschmiedet ward." Sophie Albrecht, die Freundin beider, war die Vertraute bei diesem Liebeshandel. Sie war es, die des Dichters erste Annäherung an die Schöne bei Gelegenheit eines Maskenballes im Winter von 1786 bis 1787 veranlaßte und Schiller's Einführung in die Arnim'sche Familie vermittelte. Auf jenes Maskenballbegegnen bezieht sich ein Gedicht Schiller's, das einzige, welches von vielen anderen erhalten geblieben ist. Er schrieb dasselbe einige Monate später (2. Mai 1787) der Geliebten ins Stammbuch. Die Anfangs- und Endstrophen lauten:

---

* Ueber Sophie Albrecht siehe Charl. v. Sch. I. S. 102 und siehe Palleske I, S. 452, 455, 491. II, S. 10. Ueber Caroline Beck I, 476.

** Schiller's Briefwechsel mit Körner I, S. 153 (Ausg. v. K. Goedeke 1874).

* Charlotte von Schiller und ihre Freunde II, S. 165 bis 166.

** Charl. v. Sch. I, S. 102 bis 103.

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.
Ein Blick war uns genug,
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug.
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur — Schein,
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein!
— — — — — — — — — — — —

Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast du gesucht — hast du gefunden:
Die Freundin eines Freunds zu sein.
Auch mir bewahre diesen stolzen Namen,
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein!
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen will ich streben, —
Dein Herz bleibt mir, — wenn du das meine kennst.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Zuversicht auf Gegenliebe, die sich in den letzten — nebenbei fürchterlich schwäbisch gereimten — Zeilen ausspricht, nicht ganz ohne eine gewisse Begründung war. Allein wenn auch ein, von frischem Ruhm umstrahlter Dichter als ein Anbeter, der freilich „nichts als seine treue Liebe und sein Herz" zu geben hatte, trotz seiner unvortheilhaften äußeren Erscheinung der schönen Tochter vielleicht in manchen Augenblicken genügen mochte, so war dies doch keineswegs der Fall mit der Mutter der Schönen, die ganz andere Rücksichten und Interessen zu nehmen und zu vertreten hatte. Ueber diese Mutter und ihr Verhalten in der Liebesaffaire Schiller's mit ihrer Tochter hat der zeitgenössische, böswillige Dresdner Klatsch, der selbst die um ihre Schönheit beneidete Tochter nicht verschonte, allerlei Schlimmes in Umlauf zu setzen nicht verfehlt.* Eine genauere Prüfung lehrt indessen, daß die, allerdings in Dresden nicht im besten Rufe stehende Mutter der schönen Henriette eben nur so handelte wie die große Mehrzahl von Müttern schöner vermögenloser Töchter, wenn sie dieselben auf den Ehestandsmarkt bringen, zu verfahren pflegen. Sie ließ die lebhafte, ja leidenschaftliche Annäherung des armen Dichters gewähren, und benutzte dieselbe, um die Eroberungsfähigkeit ihrer Tochter ins Licht zu setzen. Der Triumph derselben über den berühmten Dichter sollte dazu dienen, deren Begehrungswürdigkeit in den Augen verschiedener reicher und vornehmer Courmacher zu steigern. Das ist nun gerade keine besonders edle Handlungsweise; aber auf der anderen Seite: war es der Mutter zu verdenken, wenn sie, die unbemittelte und vermögenlose Wittwe, nicht im Ernste die Bewerbung eines armen Poeten bei ihrer Tochter begünstigte, der in der That damals theilweise von der Unterstützung eines Freundes lebte, und auch noch mehrere Jahre später nur mit Mühe im Stande war, sich selbst finanziell nothdürftig durchzubringen?

Freilich, Schiller — noch immer „der arme Thor", der er in Mannheim gewesen war — dachte anders. Er nahm die Freundlichkeiten der Mutter ebenso für baare Münze, wie die Coketterien der Tochter, die denn doch schließlich gar bald von der Mutter überzeugt worden war — wenn es dessen überall bedurft hatte — daß der flüchtige heimathslose Literat, trotz seines weimarischen Rathstitels, keine Partie für sie sein könne. Er war völlig überwältigt von seiner Leidenschaft, die doch auch bei ihm, wie die Folge bewies, eigentlich nur ein Flackerfeuer war. Taub gegen alle Warnungen seines Körner und anderer Freunde und Freundinnen, fuhr er fort, „Zeit, Geld und Herzensruhe" in diesem Verhältnisse zu versplittern. Das währte so ziemlich ein halbes Jahr, während dessen alle seine Entwürfe zu schriftstellerischen Productionen liegen blieben. Er hatte im eigentlichen Sinne nie und nirgends Ruhe oder Rast während dieser Zeit, und war immer darauf aus, „den Spuren der Geliebten zu folgen". Für den Briefwechsel, den er mit ihr fast täglich führte, mußten Körner und die Seinen die Vermittler machen. Er selbst nannte zwei Jahr später diese Correspondenz, die sich noch nach und von Weimar fortsetzte, in einem Briefe an Körner den sündlichsten Zeitaufwand, den er sich je gestattet habe; ja er deutet an jener Stelle (I, S. 172) an, daß er sich dessen schon während dieser Correspondenz selbst bewußt war.

Endlich gelang es den Freunden, den gänzlich Verblendeten wenigstens soweit wieder einigermaßen sehend zu machen, daß er sich über das Spiel, welches die

* S. Charl. v. Sch I, 102. II, 165 bis 166.

Mutter seiner Angebeteten mit ihm trieb und an dem sie ihre Tochter Theil zu nehmen nöthigte, gar nicht mehr täuschen konnte. Unter Anderem hatte, so wird erzählt, Henriette mit ihm verabredet, daß er sie, wenn er in einem gewissen Zimmer ihrer Wohnung Licht sähe, nicht besuchen solle, weil sie dann in Familiengesellschaft sei. Seine Freunde dagegen behaupteten, und scheinen dafür den Beweis geführt zu haben, daß zu solchen Stunden bei Arnims andere, von der Mutter bevorzugte Bewerber empfangen würden. Das ernüchterte endlich den „armen Thoren“ ein wenig. Er selbst begann allmälig einzusehen, daß eine ernstliche Bewerbung um die Hand des viel umworbenen schönen Mädchens von seiner Seite doch eigentlich aussichtslos sein müsse; und er tröstete sich damit, daß ihm sein angebetetes „Jettchen“ (wie er sie später in einem Briefe aus Weimar an Huber nennt) trotz alledem im Herzen gewogen sei und bleiben werde. Dieser Trost war ein Wundpflaster, welches ihm die Geliebte selbst auf die seiner „Eitelkeit“ geschlagene Wunde legen mochte. Dadurch ward es bewirkt, daß sein Verhältniß zu der Arnim'schen Familie sich ohne irgend welches Aufsehen löste, als er im Sommer 1787 Dresden verließ, um nach Weimar zu gehen. Er schied als Freund des Hauses; man gab ihm Briefe und Aufträge für die nahe bei Weimar im Kloster zu Erfurt weilende jüngere Tochter des Hauses mit, die er persönlich zu besorgen versprochen hatte, und bald nach seiner Ankunft in Weimar auch besorgte.

Henriette trennte sich von ihm nicht ohne Thränen. Er hatte ihr sein Porträt zurückgelassen und nahm dafür das ihrige mit nach Weimar. Der Briefwechsel dauerte noch einige Zeit fort, von Seiten Schiller's, wie vorher bemerkt, lebhaft betrieben. In einem Briefe an Huber, den Verlobten der Schwester von Körner's Gattin, schrieb er (8. Aug. 1787) vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Weimar: Im Arnim'schen Hause empfiehl mich. Sage Jettchen recht viel Schönes von mir. Ich muß gestehen, daß ich fast zu oft an sie denke. Treibe sie an, mir recht bald zu schreiben; meinen Brief wird sie doch haben?“

Damit enden dann aber auch alle weiteren Spuren seines Zusammenhangs mit der schönen Henriette. Wie es scheint, erreichte die letztere bald nach der Trennung von Schiller das ihr von ihrer Mutter gesteckte Ziel einer reichlichen Versorgung durch eine glänzende Heirath mit einem Grafen von Kunheim, nach dessen Tode sie sich mit dem Onkel desselben, der in Ostpreußen als Gutsbesitzer angesessen war, vermählte. Es wird berichtet, daß sie Schiller's Andenken in Ehren hielt und daß sein Bildniß bis an ihren Tod ihr Schlafzimmer schmückte. Sie überlebte ihren berühmten Jugendgeliebten um mehr als vierzig Jahre, denn sie starb erst neunzigjährig im Jahre 1847 in beschränkten Verhältnissen in Dresden.* Leider ist uns Schiller's Correspondenz mit ihr und damit auch der Einblick in das wahre Verhältniß Beider verloren gegangen, wie denn überhaupt von Schiller's zahlreichen Liebesbriefen an die verschiedenen Geliebten aus dieser Periode seines Lebens von 1783 bis zu der Zeit, wo er seine spätere Gattin Charlotte v. Lengefeld kennen lernte, **kein einziger erhalten geblieben ist.** Auch Henriettens Bildniß ist uns nicht erhalten, und die Schilderung ihrer äußeren Erscheinung, die man in der Zeichnung der Griechin in Schiller's Geisterseher zu finden geglaubt hat, ist doch zu allgemein, um eine genügende Vorstellung von ihrer Schönheit zu geben, die selbst einer Nebenbuhlerin, wie Charlotte von Kalb, Bewunderung abnöthigte. Daß Schiller vorgehabt habe, in jener Griechin, die er als „eine abgefeimte Betrügerin“ darzustellen beabsichtigte, auch geistig den Charakter der Geliebten wiederzuspiegeln, ist eine müßige Erfindung, die mit Schiller's Wesen ebenso wie mit der Thatsächlichkeit seines Verhältnisses zu Henriette von Arnim in Widerspruch steht, ganz abgesehen davon, daß die Schilderung der Griechin bekanntlich unausgeführt geblieben ist.

Was wir bei diesem zuletzt geschilderten Herzensverhältnisse Schiller's aufs Neue zu gewahren haben, das ist die außerordentliche Elasticität seiner Natur, die es ihm möglich machte, sich über die Vereit-

---

* **Palleske** II, S. 58 bis 59. **Scherr:** Schiller, S. 265 bis 270. **G. Kühne:** Europa 1853, wieder abgedruckt bei **Wurzbach:** Schillerbuch Nr. 2326, S. 214.

lung seiner Hoffnungen leichten Fluges hinwegzuschwingen. Schon ehe er Dresden verließ, war er im Stande, der Störung seiner Herzensruhe durch Henriette von Arnim in verschiedenen Briefen an Bekannte in einem Tone zu gedenken, der fast an Selbstironie streifte. Von einem nachhaltig tiefen Eindrucke, von dem nachwirkenden Schmerze eines leidenschaftlich Liebenden, der von dem Gegenstande seiner heißen Liebe sich zu trennen genöthigt worden war, ist in sämmtlichen Briefen, die er nach dem 20. Juli 1787 an Körner schrieb, keine Spur zu finden. Er behielt ihr Bild noch kurze Zeit im Gedächtniß, ohne daß es ihn beunruhigte oder gar Herzweh verursachte. Es ist nicht anders: die eigentliche Leidenschaft der Liebe zu empfinden, war ihm versagt; und so sehen wir auch hier den Paroxysmus, zu dem seine Empfindung für ein weibliches Wesen sich rasch zu steigern pflegte, ebenso rasch verfliegen, wie er entstanden war, sobald Leben und Verhältnisse ihn nöthigten, von dem scheinbar leidenschaftlich ergriffenen Gegenstande abzustehen. Der „unglückliche Hang zum übertreibenden Vergrößern", den er sich selbst in einem seiner ersten Briefe an Körner vorwirft, ist bei der Beurtheilung seines Verhaltens in seinen verschiedenen Liebesverhältnissen nicht zu übersehen. Denn je größer die gewaltsame Uebertreibung der Wärme seines Gefühls gewesen war, desto jäher war bei ihm der Umschlag, desto rascher das Herabsinken der übermäßig gesteigerten Empfindung. Die „Ewigkeit", welche er seiner Liebe zu Henriette und dem Bündnisse mit ihr in dem oben angeführten Gedichte so kühn verhieß, hatte schon vor dem Ablauf von einem Jahre ihr Ende erreicht.

Beschleunigt wurde allerdings dies Ende in Folge eines anderen Liebeshandels, in welchen er sich unmittelbar nach seiner Ankunft in Weimar durch die Wiederanknüpfung seines bereits in Mannheim begonnenen Verhältnisses zu einer der glänzendsten geistigen Hetären jener Zeit, der Frau Charlotte von Kalb, verstrickt fand. Dies Verhältniß war von allen, die er bisher durchgemacht hatte, das bei Weitem gefährlichste, da es ihn mit Schädigung seines innersten Wesens bedrohte und in quälende Verwicklungen brachte, denen er sich nur mit dem Aufgebote aller seiner sittlichen Kraft zu entziehen vermochte. (Forts. folgt.)

Literarisches.

Sprachschatz der deutschen Literatur. Für Schule und Haus bearbeitet von Otto Lange. 2. Auflage. Berlin, Rudolf Gärtner.

Für die Zwecke der Schule und einer elementaren Selbstbildung sind Sammlungen der vorliegenden Art ohne Frage weit nützlicher als Literaturgeschichten. Nur zu viel Kritik und Urtheil, zu viel Raisonnement ist von dem großen Publicum den Literarhistorikern nachgeredet worden. Wo man sehen kann, braucht es keiner Referate Dritter. Und es ist der unschätzbare Vorzug der Entwicklung der Literatur, daß man hier mit eigenen Augen sehen kann.

Freilich ist die Frage nicht leicht zu beantworten, nach welcher Methode Auszüge aus Werken zum Studium vorzulegen sind. Liegt doch die bildende Macht großer Schöpfungen in erster Linie in ihrem Zusammenhange, in dem Ganzen, das jede von ihnen bildet. Auszüge, Excerpte gaben schon die Florilegien der alexandrinischen Schriftsteller. Das Beste ist sicher, einzelne Abschnitte wörtlich zu geben, dieselben aber durch kurzes Referat des Ganzen zu ergänzen. Die vorliegende Sammlung verfolgt diesen richtigen Weg in guter Ordnung; doch bemerken wir für eine folgende Auflage zweierlei. Die Inhaltsangaben sind viel zu kurz für den Zweck einer wirklichen Orientirung. Es sind viel zu viel der mitgetheilten einzelnen Bruchstücke, so daß keins zusammen mit der Inhaltsangabe ein genügendes Bild giebt.

In Bezug auf die Auswahl fällt Manches auf. Während im Gebiete neuester Poesie Personen wie Michael Beer und Oskar von Redwitz in die Blüthenlese aufgenommen sind, fehlt ein wahrhaft echter und in der Form gänzlich vollendeter Dichter: Gottfried Keller, Er, dessen Prosa für erzählende Dichtung heute die am meisten vollendete, ja allein classische ist. Und während man unter den Prosaikern der Historie David Strauß, einen geradezu classischen Prosaschriftsteller, vermißt, bemerkt man einen anderen Strauß in der Sammlung, den Herrn — Victor von Strauß, dessen armselige Verse das Papier nicht werth sind, auf dem sie gedruckt. Ist vielleicht David Strauß' Name dem Fortkommen des Buches in Schulen gefährlich?

Die Bedeutung der Juden

für

Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter.

Von

M. J. Schleiden.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Meine Arbeiten über Geschichte der Botanik führten mich nothwendig zu den Werken Albrecht's des Großen. Sein Verhältniß zum Thomas von Aquino, seine Abhängigkeit vom Aristoteles und von arabischen Schriftstellern legten mir die Frage nach den Vermittlungen unter diesen Forschern und mit früheren Quellen nahe. Immer weiter führte mich die Untersuchung, und so eröffnete sich mir zuletzt ein Einblick in ein Verhältniß, das unsere größeren Geschichtswerke gänzlich mit Stillschweigen übergehen und das doch für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit von außerordentlicher Bedeutung ist. Eine kurze und übersichtliche Darstellung des von mir Gefundenen enthält der folgende Aufsatz.

Die Juden sind und bleiben das merkwürdigste Volk, und wenn man sich auf die Symbolik einer Vorsehung einlassen will, darf man sie wohl das „auserwählte Volk Gottes" nennen. Schon daß sie sich fast zweitausend Jahre lang trotz der schwersten und blutigsten Verfolgungen, die sie von Heiden, Persern, Muhamedanern und Christen zu erdulden hatten, als ein Volk und bis zum heutigen Tag ihrem ursprünglichen geistigen Charakter treu nicht nur erhalten haben, sondern sich auch fort und fort ausbreiten und in günstigerem Verhältniß als irgend ein anderes Volk vermehren und zwar unter jedem Klima,* läßt sie als eine der interessantesten Aufgaben für eine ernste und sinnige Betrachtung der Geschichte erscheinen. Sie sind das älteste Volk, das als Träger des reinen Monotheismus dasteht und eben wegen der Reinheit des Gottesglaubens das Sittengesetz und seine Bethätigung im Leben als eigentliche wahre Darlegung

* „Die Juden vermehren sich überall in größerem Maßstabe als die Völker, unter denen sie leben, was wesentlich auf der geringeren Sterblichkeit, besonders der Kinder, also auf sittlichen Gründen, nicht auf Ueberschuß der Geburten beruht. Im Mittel kommt auf 1 uneheliches Kind bei Protestanten die Zahl von 10, bei Juden von 47 ehelichen Kindern. Im Großherzogthum Baden kamen von 1836 bis 1845 bei Christen 132 Selbstmorde vor, bei den Juden keiner u. s. w." Boudin, Traité de Géograph. et de Statist. médicales, Tom II, pag. 137 ff. (Paris 1857); E. von Hecker in Augsb. Allg. Z. v. 12. April 1876, S. 1559.

des religiösen Glaubens hingestellt und festgehalten hat. Ganz Europa hat sein Mittelalter gehabt, eine Zeit der Rohheit, des geistigen und sittlichen Verfalls, wie er trauriger nicht gedacht werden kann, nur die Juden machen davon eine Ausnahme. Trotz Zerstreuung und Unterdrückung, die ihnen oft die einfachsten Menschenrechte, ja selbst die Berechtigung zum Leben raubte, haben sie sich bis zum Ende des Mittelalters ununterbrochen in ihrem geistigen Leben fortentwickelt und den übrigen Völkern die Grundlagen der Sittlichkeit und des geistigen Lebens bewahrt und überliefert. Wie geistig edel angelegte Naturen strauchelten sie wohl zuweilen, wenn glückliche Augenblicke ihnen das Leben zu leicht machten, aber jede Widerwärtigkeit, jedes Elend, das ihnen nur halbwegs menschliche Existenz ließ, hat nur den Erfolg gehabt, sie zu veredeln, sie zu höherer geistiger und sittlicher Anstrengung zu beleben.

Die Verwüstung der jüdischen Länder durch Assyrer und Babylonier brachte sie zunächst dahin, sich in ihrem eigenen geistigen Wesen zusammenzufassen und den ganzen Gewinn ihres vergangenen Geisteslebens in ein Ganzes zu vereinigen, was als Moses, Psalmen und Propheten ja noch heute so vieles, selbst für die Christen Erhebende und Heiligende enthält. Die Juden prägten das gewonnene Gut in ihrem Leben aus. Unerschütterliches Vertrauen auf Gott und sittliches Thun, soweit sich ihnen dasselbe schon als Pflicht erschlossen hatte, gab ihnen die Kraft des Enthusiasmus, mit dem diese kleine Nation fast ein Jahrhundert lang den Kampf gegen das römische Riesenreich führte, das größere Anstrengung gegen sie aufbieten mußte, als gegen irgend eine andere noch so große Nation. Der Heldenmuth der Juden unter den Makkabäern während des Kampfes, der mit der Zerstörung Jerusalems unter Titus endigte, ja selbst noch der zweijährige Verzweiflungskampf unter Bar Kochba,* so wie später ihre Vertheidigung Neapels gegen Belisar, der Pyrenäenpässe gegen die Franken,** stellen sie an die Seite der größten Helden, von denen die Geschichte weiß. Sie unterlagen der ungeheuren physischen Uebermacht; die Nation wurde als solche vernichtet, das Volk in alle Welt zerstreut von China und Indien durch Afrika und Europa bis zum äußersten Westen der damals bekannten Welt. Aber das Volk blieb ein Volk, unterhielt eine ununterbrochene Verbindung unter allen seinen Gliedern und erkannte immer in der Fortbildung des sittlichen und geistigen Lebens einen Mittelpunkt an, der sie alle unter einander verknüpfte. Wo der Jude hinkam, fand er Glaubens- und Gesinnungsgenossen vor, war freundlicher Aufnahme und thätiger Hülfe gewiß.

* S. Salvador, Histoire de la Domination Romaine en Judée et de la Ruine de Jérusalem, 2 Tom. Paris 1846.

** Concilium toletanum XVIII.

Drei Verhältnisse kommen hierbei in Betracht, welche bei den Juden die Ausbreitung geistiger Thätigkeit und ihrer Resultate unter dem ganzen Volke erleichterten.

Das erste war ihre Handelstüchtigkeit. Die Alten schreiben den ältesten Handel den Phönikern zu. Ich glaube, daß dieser Ausdruck durchaus kein scharf geographisch umgrenzter ist und je hat sein sollen; Phöniker und Syrer heißen nur die mehr an der Küste und mehr im Binnenlande von Syrien wohnenden Semiten. Bei Herodot scheint „Phöniker" bestimmt nur die im Mittelmeer handeltreibenden Syrer zu bezeichnen. Er bereiste etwa zur Zeit des Exils Syrien, kennt aber kein Israel, kein Judäa, sondern nur Syrer, seine palästinensischen Syrer sind die mehr südlich nach der Küste zu wohnenden, die Philister der Juden, die von ihm erwähnte Stadt „Cadytis" ist wohl nach der Reiseroute, die er beschreibt, Gaza. Die eine Zeit lang mit den Israeliten verbündeten Stämme: Dan und Asser, dienten bestimmt den Phönikern zur See.* Daß die Israeliten überhaupt von Natur kühne Seehändler waren, beweisen die Ophirfahrten unter Usia im 8. Jahrhundert, also zur Zeit der Odyssee,** sowie die Handelsthätigkeit der Juden im Mittelalter, wo vorzugsweise ihnen der überseeische Verkehr

* Herodot I, 1; II, 5; III, 5; Buch der Richter V. 7.

** Dr. K. E. von Baer, Reden und Aufsätze, Bd. 3, S. 112 ff., Petersburg 1873, und Bd. 2, S. XVIII ff., Petersburg 1876.

gehörte. Nehmen wir das zusammen, so dürfen wir wohl nicht daran zweifeln, daß sich unter den Seehandel treibenden Phönikern stets auch Israeliten befanden, (die ja ohnehin durch ihre frühere religiöse Ausbildung geistig mit jenen verwandt waren) und daß in den von den Phönikern angelegten Colonien, also an der nordafrikanischen Küste, an den italienischen Inseln, bei Marseille, in Spanien u. s. w., sogleich auch sich Israeliten ansammelten. Dadurch fanden sie denn auch leicht Anknüpfungspunkte, wenn sie bei den vielfachen Unterjochungen ihrer Heimath zur Auswanderung veranlaßt waren. So sind sicher schon vor Beginn unserer Zeitrechnung jüdische Gemeinden auch bis an dem äußersten Westen Europa's vorhanden, während wir ja ihre Ansiedlungen in Assyrien, Babylon, Aegypten und Rom um diese Zeit schon mit historischer Gewißheit kennen. Paulus betrat Rom nur auf seiner Reise nach Spanien,* und er konnte zu einer Reise nach Spanien nur veranlaßt sein, weil er auf freundliche Aufnahme bei seinen Landsleuten rechnen durfte. Auch hieß Taracona schon lange vor dem Eindringen der Sarracenen die „Judenstädt".** Noch mehr verbreiteten und vergrößerten sich diese jüdischen Colonien nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus und so wurde die ganze damals bekannte Welt von ihren Niederlassungen umsponnen, die durch die vielen reisenden Kaufleute in einer ununterbrochenen Verbindung blieben und auch alle Producte ihres Geisteslebens eben so schnell wie ihre Waaren unter sich verbreiteten, während die übrigen Völker nach und nach immer mehr sich isolirten und von den wenigen letzten ohnehin nur sehr dürftig fließenden Quellen geistigen Lebens abgeschlossen wurden. Die Romanen verkümmerten, die Germanen blieben noch lange im Zustande ihrer Wildheit und so entwickelte sich die finstere Zeit des Mittelalters, welche die Juden nie gekannt haben. Diese blieben vielmehr ununterbrochen mit den Mittelpunkten ihres geistigen Lebens, wo dieselben auch augenblicklich blühen mochten, in Verbindung und wendeten sich dahin um Rath und Aufklärung, wo sie selbst etwa augenblicklich nicht die richtige Entscheidung in einer wichtigen Angelegenheit finden konnten.*

Das zweite Moment, welches die geistige Entwicklung des Judenthumes förderte, waren eben jene Mittelpunkte, nämlich die Schulen, die lange vor Beginn unserer Zeitrechnung durch Simon ben Schatach unter Salome Alexandra (79—70) in allen größeren Städten den jungen Männern vom sechzehnten Jahre an für Schrift- und Rechtskunde (und zwar mit Schulzwang) eröffnet wurden. Schon damals bestanden in Jerusalem und anderen Städten Judäa's, sowie in Aegypten zu Alexandria Lehrhäuser einzelner berühmter Schriftkundiger. Wie hoch die Juden diese ihre Schulen schätzten, zeigt sich auch darin, daß sie die höchste von Allen als „Kallah", d. h. „die Braut" bezeichneten. Der beste Schüler Hillel's, Jochanan ben Sakkai, schlich sich in weiser Erkenntniß der Zukunft aus dem noch belagerten Jerusalem heraus zum Vespasian und erwarb von diesem die Erlaubniß zur Anlegung einer Schule in Jabneh (Jamnia). Dies war der Anfang einer langen Reihe von Anstalten, die sich zuletzt über alle Länder ausbreiteten, von denen viele wissenschaftlich berühmt und mehrere die Grundlagen christlicher Akademien wurden. In Jabneh wurde schon der Grund zur Ausarbeitung des Talmud (der Mischnah und Agada) gelegt. Es folgten Schulen zu Lydda, Bekiin, dann zu Nisibis und Nahardea; nach dem Bar-Kochba-Aufstande gründeten Akiba's Schüler die Lehranstalt zu Uscha und später entstand die Schule zu Sephhoris. Die Lehrer dieser Schulen hießen die „Tanaim". Durch die politischen Verhältnisse gedrängt, traten dann die Juden in Palästina von der Mitte des 3. Jahrhunderts an mehr zurück; an ihrer Stelle erhoben sich die freier lebenden Juden in Babylon. Die hier lebenden Gelehrten wurden als Erklärer der dunklen Mischnahsätze „Armoraim" genannt. Noch

* Römerbrief XV, 24, 28.

** Iter Benjaminum ed. Ascher. II. 2, Nos. 5.

* Z. Frankel, Entwurf einer Geschichte der Literatur der nachtalmudischen Responsen. S. 3—5. Breslau, 1865.

blühte um diese Zeit die Schule zu Tiberias, aber wichtiger wurden bald die Lehranstalten von Pumbadita, Machuza, Silhi, Schakan-Zib. Durch Rabbi Huna kam die Schule von Sura in die Höhe, die lange die bedeutendste Nebenbuhlerin von Pumbadita blieb, welche letztere unter Rabbah ben Nachmanni 1200 Schüler zählte. In Sura war es, wo Rabbana Aschi den ganzen Talmud vollständig ausarbeitete. Schriftlich bestanden indessen von demselben bis 550 doch immer nur einzelne Stücke, das Uebrige war nur dem durch beständige Uebung hochentwickelten Gedächtnisse anvertraut. Es waren die nunmehr „Saburäer“ genannten Lehrer, von denen R. Giza und R. Simuna endlich endgültig den ganzen Talmud niederschrieben.

Schon früh hatten sich Juden in Arabien angesiedelt und ihre Colonien vergrößerten sich besonders, als auch die persischen Herrscher zu Verfolgern der Juden verwilderten.* Ihr Mittelpunkt war Jathrib (das spätere Medina) und sie nahmen den Arabern gegenüber eine ehrenvolle, beinahe herrschende Stellung ein. Fast jeder Jude konnte schreiben, jeder die heiligen Schriften lesen; daher hießen sie bei den Arabern Ahl' ul kitab** („das Volk der Schrift“). Durch den Geist der Araber gewann aber auch die Sprache die wissenschaftliche und poetische Bildung der Juden. Ihr Lehrhaus in Jathrib stand in enger Verbindung mit dem zu Tiberias. Das Beste im Qorân stammt von den Juden. Unter der Herrschaft Omar's erhoben sich auch Sura und Pumbadita wieder zu neuem Glanz und die Vorsteher der Schule von Sura erhielten den Titel Gaon („Würdenträger“). Es folgte dann die Bekehrung der Chazaren zum Judenthum und die Errichtung neuer Lehrhäuser auch in diesem Reich.

Nun aber erhob sich das Judenthum im Abendlande. In allen größeren Orten von Spanien, Frankreich und Italien entstanden rasch hinter einander Schulen, Lehrhäuser und Akademien, von denen viele sich bald einen so großen Ruf erwarben, daß sie auch vielfach von Christen und selbst von Geistlichen, denen sonst fast ganz die Gelegenheit zu geistiger Ausbildung fehlte, besucht wurden. Gleichzeitig erhoben sich die jüdischen Schulen unter der Herrschaft der Araber in Bagdad, Kairuan (in Nordafrika) und Neru (in Chorassan). Schon im 5. Jahrhundert blühten die Schulen von Toledo, Granada, Cordova in Spanien, von Lunel, Beziérs, Beaucaire und Narbonne in Frankreich, von Modena, Mantua, Padua, Genua, Neapel, Amalfi, Benevent und Rom in Italien, sowie in unzähligen anderen Städten. Die Gründung der medicinischen Schule in Montpellier geschah durch die Juden und auch bei der Bildung der Salernitanischen Schule waren sie hauptsächlich thätig. Durch das Emporkommen der abendländischen Schulen, die bald den Gaonäischen ebenbürtig und endlich überlegen wurden, erlosch aber auch der letzte Rest einer äußeren Centralisation des Judenthums, das von nun an nur durch seinen reinen Monotheismus, seine heiligen Schriften und sittlichen Gebote zusammengehalten wurde. Der Unterschied zwischen Lehrer und Volk verwischte sich bei der hohen Bildungsstufe, die das letztere errang, fast vollständig; der Lehrer war hinfort nur Lehrer und nichts Anderes und daher bezeichnet man die Periode etwa von dem 10. Jahrhundert an einfach als das Rabbinische Zeitalter.

Ich habe hier nur einige Hauptpunkte hervorgehoben, in Wirklichkeit war die Zahl der Lehrhäuser unendlich groß, denn jede einigermaßen bedeutende Stadt hatte ein solches und oft mehrere. Die Zahl der Schüler stieg bei berühmten Lehrern oft auf 2000, die von weit her zusammenströmten. Dabei war es nicht Sitte, für den Unterricht ein Honorar zu geben, da die Lehrer von ihrem Vermögen oder sehr

* Merkwürdig ist, daß die Juden in allen Ländern nur unter moralisch verworfenen oder geistig verkommenen Fürsten verfolgt, von geistig oder sittlich ausgezeichneten Herrschern aber geschützt und gefördert wurden. Bei den Christen finden wir bis etwa 1200 gerade das Gegentheil.

** Man könnte sie noch jetzt so nennen. Die Statistik von Preußen giebt uns für 1875 folgende Zahlen an die Hand. Von je 100 Personen konnten weder lesen noch schreiben:

	Männliche.	Weibliche.
Juden	3,9	5,8
Protestanten	6,6	11,4
Katholiken	15,1	21,8

häufig von ihrem bürgerlichen Gewerbe lebten. Aeußerst selten kam es vor, daß ein ganz armer, aber bedeutender Lehrer sich von seinen Schülern bezahlen ließ, häufig dagegen war es, daß die Lehrer ihre Schüler noch obenein unterstützten oder gar ganz auf ihre Kosten unterhielten.

Das dritte Moment, wodurch den Juden ihre geistige Fortentwicklung erleichtert wurde, war ihre Sprachkenntniß, wozu sie, wie es scheint, eine natürliche Anlage hatten. Schon vor Beginn unserer Zeitrechnung gab es viele Juden, die Hebräisch und Griechisch sprachen, besonders in Alexandria, dazu trat noch zur Zeit der Römerherrschaft das Lateinische; später lernten sie Syrisch, dann Arabisch und endlich kam noch Spanisch, Französisch und Deutsch hinzu. Im ganzen Mittelalter gab es wohl nur wenige Juden, der niedersten Classe angehörig, die nicht wenigstens zwei Sprachen verstanden hätten, und es sind uns viele Namen von Männern aufbewahrt, die fünf bis sieben Sprachen vollkommen beherrschten.

Die Religion der Juden war einfach in dem Glauben an einen einzigen rein geistig gefaßten Gott beschlossen, und daran knüpfte sich die Verpflichtung zum sittlichen Leben als einziger wahrer Form des Gottesdienstes; so finden wir es schon bei den Propheten ausgesprochen. Keine Zänkereien um Dogmen konnten daher bei ihnen Eingang finden und sie von fruchtbarem Forschen abhalten, denn ihr reiner Monotheismus kommt mit keinem Product des vernünftigen Denkens in Widerspruch. Dagegen knüpfte ihre sehr entwickelte Sittenlehre, durch welche das Verhältniß der Menschen zu einander geordnet wurde, sowie ihre wesentlich historisch begründeten Volksfeste und deren Cyklus an alle die Eingänge in das ganze Gebiet der Wissenschaften an. Ihre Sittenlehre umschloß auch das Verhalten zu Leidenden und Kranken.* Die Gesetzeskunde in einer zum Theil veralteten, nur noch schwer verständlichen Sprache, dem alten Hebräischen, abgefaßt, führte sie zur Sprachkunde und Exegese, durch ihren Inhalt zur Rechtsphilosophie und Rechtswissenschaft, die Bestimmung der Festzeiten zur Astronomie und damit zur Mathematik. Jede neue Entwicklung des Menschenlebens, jedes neue Verhältniß, in welches sie durch ihre Zerstreuung versetzt wurden, forderte sie zur Erweiterung und Entwicklung auch der anfänglich nur für bestimmte und noch einfache Zustände gefundenen Vorschriften auf. Und so allseitig angeregt, kamen sie natürlich auch bald dazu, für das Alles eine gemeinsame Gedankenverbindung und allgemeine Principien zu suchen, und wurden auf die Philosophie als leuchtenden Mittelpunkt aller geistigen Arbeit geführt.* Dazu kam noch ein glückliches Verhältniß: da ihnen die Dogmatik fehlte, brauchten sie auch keine Priesterkaste. Zwar standen im Tempel von Jerusalem den Ceremonial- und Opfergebräuchen Priester vor, aber diese hatten keinen Einfluß auf den Glaubensinhalt. Auch hatten schon die Propheten den Werth des Opfercultus sehr herabgesetzt, und mit der Zerstörung des zweiten Tempels hörte derselbe von selbst auf. So waren die Juden also in ihrer geistigen Entwicklung, in ihrer Forschung vollkommen frei von allem geistlichen Einfluß. Die Reinheit des Glaubens wurde von den Lehrern geschützt, ja von dem ganzen Volke, das durch Aufgeben des einigen Gottes sich ja selbst aufgegeben hätte.

Es liegt sehr nahe, die ganze geistige Entwicklung des Judenthums seit Alexandria bis auf unsere Zeit hier in einem ausgeführten Bilde vorzuführen, und ist die Aufgabe um so verlockender, da unsere sämmtlichen Geschichtswerke die Juden von dem Augenblicke an, wo sie nicht mehr mit dem Schwerte dreinschlagen können, gänzlich ignoriren. Es würde das aber die Ausarbeitung eines umfangreichen Buches verlangen, und so begnüge ich mich damit, in einer kurzen Skizze das hervorzuheben, was hinreicht zu zei-

* Schon der Talmud enthält sehr werthvolle Bemerkungen zur Heilkunde (Ginsburger, Medicina ex talmudicis; Haller, Bibliotheca medico-practica lib. 2: „Im Talmud, in dem die Ueberlieferungen der Gelehrten des jüdischen Volkes erhalten sind, finden sich viele Ansichten, die ihre Erfahrung und ihren Scharfsinn beweisen.“)

* Man vergleiche hierzu im Ganzen, wie insbesondere zu der gegebenen Uebersicht die ausgezeichnete Arbeit von E. Deutsch: Der Talmud, nach der siebenten englischen Originalausgabe ins Deutsche übersetzt. Berlin, 1869; und speciell für den letzten Satz S. 1 bis 2 und 25 bis 27.

gen, daß das Geistesleben der Juden während des ganzen Mittelalters lebendig blieb, und daß bei der Wiederbelebung der Wissenschaften ihre Arbeit wesentlich zur Möglichkeit derselben beigetragen hat.*

Ehe ich aber weitergehe zu einer wenn auch nur kurzen Uebersicht des Einzelnen, muß ich noch des Talmud erwähnen, eines Werkes, von dem auch wohl die Gebildeten größtentheils nicht mehr wissen als den Namen und daß er dem Judenthum angehört. Er ist ein Seitenstück und gewissermaßen eine Fortsetzung des sogenannten alten Testaments und so wenig wie dieses ein einziges aus einem Geiste und aus einem Gusse geschriebenes Buch. Esra hatte nach der Rückkehr der Juden aus dem Exil, um Allen einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zu geben, die alten Ueberlieferungen verschiedener palästinensischer Stämme und die noch erhaltenen Reste ihrer Literatur gesammelt und wenn auch nicht immer mit großem Geschick von dem Gesichtspunkt einer theokratischen Volksgeschichte unter der Leitung des einigen Gottes aus verarbeitet. Gleich nachher begann der Talmud. Den neuen Verhältnissen und Beziehungen des wirklichen Lebens mußten die hergebrachten, zum Theil vergessenen, zum Theil mit assyrischen, babylonischen und persischen Anschauungen amalgamirten alten Satzungen angepaßt werden. Das geschah nach und nach durch die Arbeiten der „Schriftgelehrten" (Soferim), Lehrer in den Schulen. Alle diese neuen Forschungen wurden treuem Gedächtnisse überliefert, spät und anfänglich nur theilweise aufgezeichnet, 800 Jahre (bis zum 6. Jahrhundert) fortgeführt und dann endlich als ein Ganzes schriftlich niedergelegt. Dieses Sammelwerk nannte man einfach Talmud, „das Studium" von lamad, „lernen". Es sind darin alle geistigen Bestrebungen der Juden in den verschiedensten Richtungen und nach den verschiedensten Gegenständen enthalten, und man würde es am besten eine Culturchronik der genannten Zeit des Judenthums nennen. Erst die neuere Zeit fängt an, diesem Riesenwerke gerecht zu werden, und erst E. Deutsch hat eine klare Darstellung des Wesens und Inhaltes desselben, die auch dem Laien zugänglich ist, gegeben. An diese beiden allerdings das ganze Menschenleben in seinen höchsten wie niedrigsten Beziehungen und Aufgaben umfassenden Grundlagen, an Bibel und Talmud, knüpfte dann die fernere Entwicklung des Judenthums an, dem dann schon die Zeitverhältnisse gestatteten, die Werke der einzelnen Forscher, soweit dieselben einer solchen Erhaltung werth erschienen, gesondert für sich aufzubewahren.

Es braucht kaum noch ausdrücklich hervorgehoben zu werden, daß in dieser mehr als zweitausendjährigen Entwicklung des Judenthums sich auch alle die Abwege darboten und betreten wurden, die nun einmal bei dem Streben der Menschen unvermeidlich sind. „Forschen ist Pflicht, aber irren ist keine Sünde," sagte schon vor tausend Jahren der Karaite Benjamin ben Mose. Schon in den Schulen von Hillel und Schammai vor unserer Zeitrechnung traten sich Milde und Gesetzesstrenge gegenüber. Den Ausarbeitungen und Entwicklungen, die im Talmud niedergelegt waren, widersetzte sich im 8. Jahrhundert Anan ben David, indem er einseitig die Gültigkeit der alten heiligen Schriften, wie sie Esra zusammengestellt, als alleinige Quelle des Judenthums hervorhob und so die noch jetzt nicht ganz abgestorbene Secte der Karäer (die Beni Mikra, „Söhne der Schrift") gründete, denen die übrigen Forscher als Rabbaniten gegenübertra-

* Für das weitere Eindringen in diesen so interessanten Theil der Menschengeschichte muß ich auf die nachfolgend verzeichneten Werke verweisen, die auch mir überall da, wo ich nicht besondere Quellen angeführt habe, als Grundlagen und Belege für meine Darstellung dienten: Bartolocci, Bibliotheca rabbinica; Baisnage, Histoire de la religion des juifs depuis J. Chr. 5 Bände. Rotterdam, 1707; Bédarride, Les juifs en France, en Italie et en Espagne etc. 3. édit. Paris, 1867; Ath. Beugnot, Les juifs d'Occident, ou recherches sur l'état civil etc. pendant le moyen âge. Paris 1824; Dr. Jul. Fürst, Cultur- und Literaturgeschichte der Juden in Asien. 1. Theil. Leipzig, 1849; Dr. Abr. Geiger, Das Judenthum und seine Geschichte. 1. bis 3. Abth. Breslau, 1865 bis 1871; Dr. H. Grätz, Geschichte der Juden. Bd. 3 bis 6. Leipzig. 1861 bis 1863; Plantavitius, Florilegium rabbinicum; Rossi, Dizionario degli autori ebrei; Otto Stobbe, Die Juden in Deutschland während des Mittelalters. Braunschweig, 1866.

ten. Ein ähnlicher Kampf entspann sich später zwischen den beschränkten Köpfen, die Alles in den heiligen Schriften, selbst die vom Körper hergenommenen Symbole,* buchstäblich von Gott verstanden wissen wollten, und denen, die mit freierer Anschauung, was geistige Deutung zuließ, auch nur als bildlich gesagt betrachteten, welches Letztere denn natürlich schnell die Oberhand gewann. Dergleichen ließe sich noch Vieles aufführen, aber es ist nicht der Mühe werth, denn bei den Juden konnte sich niemals die physische Gewalt in den Streit mischen, es blieb der friedliche Kampf um die Wahrheit nur in den Schulen ausgefochten, und daher auch immer über kurz oder lang dem Richtigeren den Sieg verleihend, wobei denn auch das, was im Ganzen als Einseitigkeit unterlag, soweit es Körner der Wahrheit enthielt, sich geltend machen und befruchtend auf die weitere Fortbildung einwirken konnte.

Und noch eins! In denjenigen Stücken des Talmud, in welchen Einzelne die ernsteren Vorschriften und Betrachtungen durch philosophische Versuche, durch poetische Ausführungen in Sage und Dichtung zu erläutern suchten, und die man die Agada nannte, kommen auch unzweifelhaft, gewöhnlich von augenblicklichen feindseligen Aufregungen, zu denen nur zu oft genügender Grund gegeben war, veranlaßt, Auswüchse in schwärmerischer oder haßerfüllter Verzerrung vor. Aber auch diese Theile sind nur Nebendinge und weit entfernt, den Geist des Ganzen zu bezeichnen.

An die heiligen Bücher des alten Testamentes knüpfte natürlich nun zunächst die Geistesarbeit der jüdischen Forscher an. Dieselben vollständig kennen und gründlich begreifen zu lernen, war die erste Aufgabe. Die meisten Christen glauben wohl, die sogenannte Bibelkritik sei ihre Sache und ein Product der neueren Zeit; wenn sie fünfzehn Jahrhunderte in der Geschichte zurückgehen, so kommen sie der Wiege dieser Wissenschaft schon etwas näher. In der Mitte des 3. Jahrhunderts entschied Simon ben Lakisch: Hiob habe nie gelebt, sondern sei das Product einer sinnigen Dichtung, und die Engelnamen seien von den Juden im Exil einem fremden Volke entlehnt. Bedeutender war im 9. Jahrhundert der geniale Saadias. Er stellte die Vernunft ganz bestimmt über Bibel und Talmud, er erklärte die Wunder aus der Bibel weg, z. B. die sprechende Schlange im Paradiese, den Esel des Bileam &c. Saadias übersetzte auch das alte Testament ins Arabische, die damals am weitesten verbreitete Sprache. Sein Zeitgenosse Chiwi aus Balk war geradezu atheistisch-rationalistischer Bibelkritiker. Im Anfang des 11. Jahrhunderts erklärte Chofni die Erscheinungen der Hexe von Endor und das Reden von Bileam's Eselin für Traumerscheinungen. In gleicher Weise zeichnete sich Jona Marinus (auch Abutwelid genannt) aus. Er erhob die Bibelkritik zu einer selbständigen Wissenschaft. Fast um dieselbe Zeit lebte Ben Jasus (Jizchaki), der nachwies, daß das Stück von den idumäischen Königen (1. Mosis 36, 31 bis 39) nicht von Moses und überhaupt nicht aus seiner Zeit herrühren könne. Abraham Ibn Esra verfaßte gegen Anfang des 12. Jahrhunderts einen geistvollen Commentar zum Jesaias und deutete darin schon die jetzt allgemein anerkannte Unechtheit der letzten 23 Capitel an. Nicht minder bedeutend waren die Juden in der Exegese des alten Testamentes. Man kann schon die Uebersetzung des Saadias als echtes bedeutendes Werk hierher rechnen, da, wie Geiger* sehr richtig bemerkt, die Uebersetzung eines Werkes ohne Exegese eigentlich gar nicht möglich ist und immer den exegetischen Standpunkt des Uebertragenden wiedergiebt, wofür ja auch die Septuaginta und Vulgata die schlagendsten Beispiele darbieten. Aber schon vor ihm hatten die bibelgläubigen Karäer Bedeutendes in der Exegese geleistet. Rhabanus Maurus, der gelehrte Abt von Fulda im 8. Jahrhundert, gesteht in der Vorrede seines Commentars der heiligen Schrift willig ein, daß er in der Exegese Vieles von den Juden gelernt habe. R. Ahron ben Mose schrieb die heiligen Schriften ab, corrigirte sie nach masoretischen Regeln, und dies Exemplar liegt noch jetzt allen masoretischen Schriftrollen

* Sehen, Hören, Auge, Hand, Fuß &c.

* Geiger, Das Judenthum &c. 2, S. 76 f.

zu Grunde. Salomon Jizchaki (gewöhnlich Raschi genannt) schrieb einen ausgezeichneten Commentar zu Bibel und Talmud. Sein Commentar über die Bibel wurde vielfach übersetzt und von Christen benutzt.

Ungleich reicher noch ist die Literatur an Bearbeitern des Talmud, dem sich nach der Bibel die meisten Forscher zuwendeten. Die in kurzen Sätzen ausgesprochene Fortbildung des Gesetzes, die Halacha, hatte zuerst Rabbi Akiba im Anfang des 2. Jahrhunderts mit einer gewissen Vollständigkeit gesammelt, und diese Sammlung nannte man eben die Mischnah. In wie richtigem Geiste man das Gesetzesstudium auffaßte, zeigt ein Ausspruch des Rabbi Zadok noch vor Akiba: „Gebrauche die Lehre nicht als Krone, um damit zu glänzen, und nicht als Spaten, um damit zu graben.“

Der Talmud fand eine doppelte Bearbeitung. Zuerst in Jerusalem, wo R. Meïr und Juda Hanaß die Mischnah vorläufig abschlossen. Dazu kamen später noch Nachträge (die Boraita) durch Gamaliel III. hinzu. Diese beiden Theile sind hebräisch geschrieben. — Die Juden waren immer mit Babylon in Verbindung geblieben, nach der Zerstörung von Jerusalem flohen viele von ihnen dorthin. Hier wurde dann, nachdem R. Simlai schon die Agada mit philosophischem Geiste bearbeitet, durch R. Areka (165 bis 247) der ganze Talmud (Mischnah und Gemara oder Agada, letztere in chaldäischer Sprache) vollendet. Die große Ueberlegenheit, welche sich die babylonischen Schulen bald über die des schmählich unterdrückten Palästina erwarben, sicherte dem babylonischen Talmud, der endgültig von R. Aschi und besonders von R. Rabina und R. Joseph abgeschlossen wurde, für viele Jahrhunderte die Herrschaft unter den Juden; von Chasdai wurde er im Anfang des 10. Jahrhunderts nach Spanien verpflanzt. Erst im Beginn des 11. Jahrhunderts kam durch R. Chanalel und R. Nissim der jerusalemische Talmud über Kairuan nach Spanien. Anfängfänglich war der Talmud immer nur wörtlich auswendig gelernt und von Generation zu Generation übertragen. Nur wenige Stücke wurden aufgezeichnet, und erst 550 wurde das Ganze durch R. Giza und R. Simuna endgültig niedergeschrieben. Die meist spartanisch kurzen Halachas der Mischnah, die oft wildschwärmerischen Dichtungen oder tief versteckt philosophischen Anschauungen der Agada waren zum Theil schwer verständlich, und da fanden die Lehrer ihre Aufgabe in der Erklärung derselben. Den ersten großen Commentar zum Talmud schrieb R. Gerschom im 10. Jahrhundert in Mainz, während sein Bruder R. Machir ein Wörterbuch zu den schwierigen Stellen des Werkes unter dem Titel „Alpha-Beta“ bearbeitete. Um dieselbe Zeit ungefähr verfaßte der als Gelehrter und Dichter berühmte Halevi Ibn Negrela in Granada einen großen Commentar zum ganzen Talmud, dem bald darauf R. Salomon Jizchaki in Frankreich mit einer gleichen vorzüglichen Arbeit folgte. Den Beschluß dieser Talmudnotizen muß der Mann machen, der vor Allem die geistige Größe des Judenthums und ihre Ueberlegenheit über alle Zeitgenossen repräsentirt. Das erste größere Werk, womit Rabbi ben Maimun (Maimonides) auftrat, war ein äußerst klarer und lichtvoller Commentar zur Mischnah unter dem Titel Sirag, „die Beleuchtung“, den er 1168 in seinem 33. Jahre in arabischer Sprache veröffentlichte. Die Vorreden zu den sechs Abschnitten dieses Commentars wurden später zusammengestellt und unter dem Titel „Die Pforte Mosis“ besonders veröffentlicht und oft ins Lateinische übersetzt. Da aber dem Maimonides sein erstes Werk noch nicht genügte, so bearbeitete er ein späteres und bedeutenderes: Die Mischnah-Thora oder Jad-chasakah, „Die starke Hand“. Es ist ein Riesenwerk, eine vollständig geordnete und übersichtliche Darlegung des gesammten Gehalts des Talmud in vierzehn (Jad) Abschnitten. Es wurde mehrfach ganz ins Lateinische übertragen und ebenso die einzelnen Theile desselben. Das Werk machte großes Aufsehen, gewann sehr allgemeinen Einfluß und drohte fast Bibel und Talmud zu verdrängen, was schlimme Folgen für das Judenthum hätte haben können, da sich Maimonides hatte hinreißen lassen, dreizehn Glaubensregeln aufzustellen, die leicht zur dogmatischen Fessel hätten werden können. Das sind

einige der wichtigsten Arbeiten über den Talmud; die ganze Literatur darüber ist unermeßlich. Am Anfang des 16. Jahrhunderts (1520) erschien zuerst der ganze Talmud im Druck und später sehr häufig, obwohl meist sehr entstellt. An einer sorgfältig bearbeiteten kritischen Ausgabe fehlt es zur Zeit noch gänzlich, obwohl sie möglich wäre, denn Renan's Ausspruch: „On sait qu'il ne reste aucun manuscrit du Talmud pour contrôler les éditions imprimées“ ist ein schwerer Irrthum.*

(Schluß folgt.)

* Renan, Les Apôtres, p. 262; Deutsch, Der Talmud, S. 7.

Der Ahne der Locomotiverfindung.

Von

M. M. von Weber.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die großen Erfindungen sind Raceproducte. Starke Vorfahren haben, in längerer oder kürzerer Reihe, jeder aus seinem specifischen Wesen heraus, die Elemente zu ihrem Entstehen bereitet, sie sammelnd und stärkend von Erben zum Erben übertragen, damit sie endlich der glückliche Vater, fertig an Geist, Gliedern und Rüstung, aus seinem Haupte entspringen lassen kann.

Wenn daher unbestreitbar Georg Stephenson der Vater der Locomotive ist, so war gewiß Richard Trevethik ihr Ahne.

Was weiß jene „gebildete Welt“, die erröthet, wenn sie nicht jeden gehörten Vers, jede musikalische Phrase gleich in das betreffende Heine'sche Gedicht, die zugehörige Chopin'sche Sonate einzufügen versteht, von diesem großen phantastischen Genie, ohne welches die geflügelte Maschine vielleicht erst nach unserer Zeit gezeugt worden wäre?

Er theilt das Schicksal der Meisten von Jenen, durch deren Genius die Menschheit sich bewegt, ihr materielles und geistiges Product austauscht und, über Raum und Zeit hinweg, in sich verkehrt.

Es giebt noch keinen Ruhm für den Techniker!

Aber darum ist es unsere Pflicht, jener „gebildeten Welt“ oft von Denen zu erzählen, deren Segnungen ohne Dank und so selbstverständlich hingenommen werden wie die Triebkraft des Windes, die Tragkraft des Wassers.

Cornwall ist ein ernstes in den Ocean hinausragendes Land, von einer rauhen Gebirgskette durchsetzt, über deren kantige Gipfel und schroffe Thäler das Meer, von drei Himmelsgegenden her, unabläßig seine Winde und Regenwolken jagt, dessen Ebenen nur spärlich das Gold der Aehrenfelder und das Silber der Blüthenbäume zeigen.

Aber seit mehreren Jahrtausenden holt ein Geschlecht von keltischen Bewohnern, das seit den Tagen Cäsar's nur wenig seine Physiognomie geändert hat, aus diesem unwirthbaren Gebirge unermeßliche Schätze der nächst dem Eisen nützlichsten Metalle, Zinn und Kupfer, deren Fülle seiner Zeit hinreichte, Richard von Cornwall den römischen Kaisertitel zu erhandeln und der ganzen Inselgruppe Großbritanniens den Namen der Zinninseln gewann.

Der Kampf mit den Gewalten des Meeres an den langen, schroffen Ufern der Halbinsel, die schwere, gefahrvolle Arbeit in den Metallgruben, der Verkehr in rauhem Gebirg und Land ziehen in den Männern Cornwall's ein knorriges, festes Geschlecht von innerlicher, starker Arbeit, von unabläßigem, energischem Angriff wohlüberlegten Vorhabens, von eisernem Willen und kräftiger Faust.

Aber diesen realen, erzenen Naturen ist in sonderbarer Mischung ein phantastisches Element beigesellt.

Uralte druidische Traditionen, lebendig erhalten durch die wunderlich riesigen Steingebilde zahlreicher Stonehenges und Dolmen, verbunden mit der Einwirkung des gespenstischen Wirkens in der gestaltenreichen Welt der Seenebel und Sturmwolken, des Gnomenmärchengetriebes in der unheimlichen Tiefe der Erzgruben, gesellten der derben Natur des „Cornishman“ ein vages Wähnen und dunklen Impulsen Nachgeben, das sein ernstes und tüchtiges Wirken oft in folgeloser Weise von abenteuernden Ideen und Handlungen kreuzen ließ.

Inmitten der Gegend, welche die zahl-

reichsten Typen des echten „Cornishman“ mit dem kraftvollen Kopfe und dem phantastischen Herzen aufzuweisen hat, wurde Richard Trevethik am 13. April 1771, in einem Dorfe des Kirchspiels von Illogan, einige Meilen westwärts von Redruth, Angesichts des unendlichen Meeres, am Fuße einer der schroffsten Felshöhen des düsteren cornischen Erzgebirges geboren, die einst ein Hauptschauplatz druidischen Wirkens gewesen war.

Sein ganzes Leben reflectirte die Scenerie des Orts, wo es entstand. Denn der Knabe hatte Muße, sie auf sich wirken zu lassen.

Sein Vater war Zahlmeister bei den vereinigten Zinn- und Kupferminen zwischen Chaceworth und Camborne und, obwohl in auskömmlichen Verhältnissen, wenig geneigt, sich die kurzen Zeiten, die er daheim zubringen konnte, durch die Knabenerziehung unbehaglich zu machen.

Nun standen auf dem Hügel von Castle-Carn-Brea, an dessen Fuße Richard's Heimath lag, zwei riesige Dampfmaschinen, welche die hochberühmte Fabrik von Watt & Boulton dorthin geliefert hatte und die das Wasser aus tiefen Kupferminen pumpten; und dem Knaben gab es nichts Lieberes, als unter den mächtigen auf- und abschwingenden Balanciers derselben zu stehen, und durch die wirbelnden Schwungräder hindurch auf die blaue See hinaus zu sehen. Bald wurde seine Aufmerksamkeit für das Leben der gewaltigen Apparate rege und steigerte sich schnell im unwiderstehlichen Drange bis zur Leidenschaftlichkeit. Er verließ dieselben kaum mehr, lernte die leitenden Ideen ihrer Construction verstehen, beobachtete ihre Handhabung mit solcher Liebe und Hingebung, daß der alte Werkmeister der Watt'schen Fabrik, der die Maschine in der Gegend aufgestellt hatte, bald mit Verwunderung den Eifer und das Verständniß wahrnahm, mit dem der wohlhabende Bergwerkscassirers-Sohn bei der mühsamen Handhabung und wenig verlockenden Pflege der mächtigen Vorrichtungen dilettirte.

Er sagte daher nicht „nein“, als der Heranwachsende ihn bat, bei ihm in die Lehre treten zu dürfen — und Niemand war froher als Trevethik's Vater, seinen Sohn so mühelos nach Neigung in eine aussichtgewährende Laufbahn gebracht zu sehen.

Nun war aber der Werkmeister Murdock, der alte Gehilfe und Genosse James Watt's, ein verdrossener und strenger alter Mann, dabei aber ein Stück von einem mechanischen Genie, der, unter anderen guten Gedanken, auch den zu einem Dampfwagen gefaßt und ihn sogar in einem kleinen Modell verkörpert hatte, welches er zuweilen, wenn er guter Laune war, vor Freunden und seinem Zöglinge spielen ließ.

Bei diesem Modelle hatte Murdock weit höher gespannten Dampf in Anwendung gebracht, als nach des Großmeisters Watt Grundsätzen zulässig war, der bekanntlich den Dampf hauptsächlich, ja fast ausschließlich als Mittel verwendete, um luftverdünnten Raum zu erzeugen und durch die Differenz des Drucks in diesem und in dem Kessel seine bewunderungswürdigen Maschinen in Bewegung setzte.

Es fehlte also weiter nichts, als die Ausführung dieses Modells in wirkliche Arbeitsdimensionen, und Murdock hätte seinem Zöglinge eines der unverwelklichsten Blätter aus dessen später so schwer errungenen Kranze vorweg genommen. Richard Trevethik aber war ein mit Hand und Kopf eisern fleißiger Schüler, dem Wissen und Können des Fachs wie durch Divination beigingen, dessen Talent den Unterweisungen seines alten Meisters weit vorauseilte.

James Watt's großes Genie hatte die sinkende Prosperität von Cornwall gerettet. Ueberall schütteten die von Watt & Boulton errichteten Pumpmaschinen in Katarakten die Wässer, welche die tiefsten Gruben mit den reichsten Kupfer- und Zinnadern ersäuft hatten, in den Tamar, Fowey und Tal, überall schlugen auf den Höhen Watt's „Iron devils“ oder „Black angels“, wie der dankbare Witz der neubeschäftigten Grubenleute die Maschinen nannte, ihre Balancierflügel, und immer neue solcher „Eiserner Rettungsengel“ langten an.

Es begann an Aufstellern und Handhabern für die kostbaren Apparate zu mangeln. Da übertrug der alte Murdock dem einundzwanzigjährigen Trevethik die schwierige Montirung der bedeutsamsten Anlage. Die Eigenthümer murrten laut über den unreifen Ingenieur; Robert's eigener Vater drang in Murdock, die Be-

stallung reiflicher zu überlegen — umsonst — der Alte wußte immer, was er wollte — und wenige Monate darauf gehörten die von Robert aufgestellten Maschinen zu den best montirten und am ökonomischsten arbeitenden in Cornwall.

Daß Watt's Maschinen den Bergbau Cornwall's gerettet hätten, wurde, wie die meisten Dankesverpflichtungen, bald und gern von den übermüthig werdenden Grubenbesitzern vergessen — und nur die fortlaufende Zahlung der hohen Patentgebühr an die Firma „Watt & Boulton" blieb peinlich fühlbar. Des jungen Trevethik Talent trat leidenschaftlich in die Reaction gegen den Druck dieser Patentrechte ein, nicht ahnend, wie durch solches Beginnen dereinst seine eigenen Ernten geschmälert und vernichtet werden sollten; und bald hatte der junge Ingenieur mit zwei Berufsgenossen Hornblower und Ball im Verein gut wirkende Maschinen zu Stande gebracht, deren Construction die Benutzer von der Zahlung der Patentgebühr an des unsterblichen Watt's Erben zu befreien schien und von den Grubenbesitzern mit Freuden acceptirt wurde.

Aber man rechnete dabei ohne den Respect, den der englische Richter vor dem edlen Erwerb der geistigen Arbeit, vor dem Rechte an materiellen Lohn hegt, welches die gemeinnützige Idee und die That des Genies verleiht.

Sämmtliche Constructionen wurden, auf Klage jener Erben, als Raub an Watt's Patentrechten erklärt!

Erst nach dem Jahre 1800, wo diese erloschen, konnten sie weiter durchgebildet werden, und entwickelten sich zu jenen bewunderungswürdigen Apparaten, welche die Mechanik als „Cornwallmaschinen" kennt, und die mit riesigen Dimensionen die größte Subtilität der wirksamen Organe vereinen, so die höchste Leistung des Brennstoffes für die Wasserhebung erzielend, welche die Wissenschaft aufzuweisen hat, indem sie für die Leistung einer Pferdekraft während einer Stunde wenig mehr als ein Pfund Kohle beanspruchen.

Wir finden 1801 Trevethik als Compagnon seines Vetters Andrew Vivian wieder, der in Camborne, mitten im Grubendistrict von Cornwall, eine Maschinenfabrik besitzt, emsig mit Durchbildung der ersten jener Ideen beschäftigt, die ihn zum „Vorfahren der Locomotiverfindung" machten.

Weder Watt noch seine Nachfolger hatten, wie erwähnt, es gewagt, Dampf von einer, den Druck der Atmosphäre um das Mehrfache übersteigenden Spannung, sogenannten „Hochdruckdampf", in praktische Verwendung zu nehmen, obwohl bereits lange vorher Papin, Cugnot und Andere, theils theorethisch, theils durch entnommene Patente, theils endlich durch Modelle oder durch (mißrathene) Ausführungen auf die Vortheile derselben hingewiesen hatten.

Die Form der Kessel Watt's verbot in der That die Erzeugung hoch gespannter Dämpfe.

Trevethik gab daher seinen Kesseln die Form, welche die größte Widerstandsfähigkeit gegen inneren Druck gewährte, die cylindrische* und brachte das Feuer innerhalb des Kessels in einer weiten, denselben durchsetzenden Röhre an, so daß er wenig an Wärme verlor und den Druck des Dampfes ohne Gefahr auf die doppelten und dreifachen der Atmosphäre steigern durfte.

Diesen hochgespannten Dampf ließ er aus dem Kessel in die Cylinder seiner Maschine nur während eines verhältnißmäßig kleinen Theils des Kolbenlaufs eintreten und dann den weiteren Kolbenschub durch die Expansivkraft des im Cylinder abgeschlossenen Dampfes bewirken, dem er gestattete, sich bis auf den Druck der Atmosphäre auszudehnen.

Er führt so den *cylindrischen Kessel*, die *innere Feuerung*, den *Hochdruckdampf* und *dessen Expansion* zu weiterer Verbreitung in das praktische Leben ein; sämmtlich Lebens- und Existenzelemente der heutigen Locomotivconstruction.

Die Wirkung der neuen Constructionsprincipien auf die Oekonomie der Bergwerksmaschinen war so groß, daß deren Eigenthümer ihm zur Anerkennung seiner Verdienste freiwillig ein bedeutendes Ehrengeschenk in Geld überreichen ließen. Dies setzte ihn in Stand, die Ideen zur Ausführung zu bringen, welche seit dem Augenblicke, wo er Murdock's Locomotiv-

* Von Ewans in Amerika bereits zwei Jahre früher vorübergehend angewandt, ohne daß dies Trevethik bekannt geworden wäre. D. Verf.

modell hatte spielen sehen, unablässig von ihm, reifend, im Sinne getragen worden waren. Sein Dampfwagen, für die Fahrt auf gewöhnlicher Straße bestimmt, denn Eisenbahnen wurden damals für den öffentlichen Verkehr noch nicht in Rechnung gezogen, bestand aus einer sechs Personen fassenden Kutsche, unter welcher der runde Kessel mit innerer Feuerung und der Cilinder sich befanden. Der Cylinder griff auf die Kurbel einer losen Achse mit Schwungrad und die Dampfkraft wurde durch Zahngetriebe auf das Treibrad des Wagens übertragen. Es fehlte dem Apparate die Druckpumpe zum Speisen des Kessels und ein Wasser- und Brennstoffreservoire nicht, während zwei von der Maschine getriebene Blasebälge das Feuer anfachen sollten. Das bedeutendste Moment an dieser primitiven und doch so talentvoll construirten Maschine aber war, daß sie den Dampf, der in ihrem Cylinder gewirkt hatte, in den engen Schornstein ausblies.

Mit diesem Arrangement lieferte Richard Trevethik, allerdings unbewußterweise, denn er bezweckte damit nur, den Dampf und sein Geräusch aus dem Bereiche des Straßenverkehrs zu entfernen, seinen fünften Beitrag zur Vorerfindung der Locomotivmaschine.

Es ist bekannt, daß die für die Leistungsfähigkeit unserer heutigen Locomotive erforderliche enorme Lebhaftigkeit der Verbrennung des Heizmaterials auf ihrem Roste nur dadurch erzielt wird, daß der Dampf, der in den Cylindern seine Schuldigkeit gethan hat, sich mit außerordentlicher Geschwindigkeit aufwärts in den Schornstein entlädt und die in demselben befindliche Luft vor sich her und mit sich oben hinausschleudert. Diese Luft kann sich auf keinem anderen Wege als durch den Rost und das Brennmaterial, das auf ihm ruht, hindurch ersetzen, und so entsteht eine gewaltige Anfachung des Feuers, deren Energie fast genau mit der Leistung der Maschine selbst wächst.

Obgleich nun Trevethik offenbar auf diese Wirkung des ausblasenden Dampfes nicht gerechnet, sondern für das Anfachen des Feuers zwei Blasebälge an seinem Dampfwagen angebracht hatte, so wurde dieselbe doch schon bei den ersten Proben des Apparats sowohl von ihm als seinem Freunde David Gilbert (der darüber s. Z. an das Philosophical Journal berichtete) an dem bei jedem Dampfausstoß erfolgenden hellen Aufleuchten des Feuers bemerkt, ohne daß indeß von der Wahrnehmung praktischer Gebrauch gemacht worden wäre.

Trevethik's Maschine wurde in seiner Werkstatt zu Camborne vollendet und im Jahre 1803 durchfuhr er damit, sie selbst manipulirend, die Straßen des Orts, das staunende Publicum auffordend: „aufzuspringen", so daß der Wagen bald voll muthiger Fahrgäste hing.

Leider dauerte die originelle und „lustige" Fahrt nicht lange, denn die dampferzeugende Kraft des Kessels war für den Zweck weitaus zu gering, so daß der Wagen sich nur in Pausen, während deren wieder Dampfspannung gesammelt wurde, bewegen konnte.

Nichtsdestoweniger erschien das Experiment den Besitzern des Apparates, Trevethik und Vivian, nachdem noch einige Verbesserungen der Construction durchgeführt worden waren, gelungen genug, um dasselbe, behufs seines Bekanntwerdens und seiner Verwerthung, den Augen der Hauptstadt vorzuführen.

Unter dem stolzen Jubel der von allen Seiten zuströmenden „Cornwallmänner" und Frauen, die aus ihren ernsten Bergthälern ein Wunder in die Welt hinausgehen und ihren Landsmann schon mit Ruhm und Reichthümern beladen sahen, führte Trevethik seine Maschine selbst von Camborne nach Plymouth, volle neunzig englische Meilen weit. Eine anerkennenswerthe Leistung derselben, wenn man den damaligen Zustand der Straßen in Cornwall in Betracht zieht.

Von Plymouth aus wurde sie zur See nach London gebracht.

Hier verfehlte sie nicht, „als die größte Neuigkeit in der Dampfanwendung," schon nach den ersten auf dem Vorplatze des Bethlehem-Hospital und einem Cricket-Platze ausgeführten Fahrten, die sich auch durch Straßen, wie New-Road, Georgs Inn Lane 2c. bis Long Acre erstreckten, die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Lebhafteste, ja Sensation in der ganzen Stadt zu erregen. Männer von höchstem wissenschaftlichen Range, wie Humphry Davy, Joseph Banks 2c. besichtigten sie nicht

allein, sondern verschmähten es nicht, ihre Leitung eigenhändig zu versuchen und das Gelingen des Versuchs mit lautem Lobe der Erfindung zu lohnen.

Der Zudrang des Publicums wurde so groß, daß Trevethik es als eine rentable Speculation erkannte, eine weite Fläche mit einer Plankenwand zu umziehen, und seine Maschine dort für Geld zu zeigen. Es ist bemerkenswerth, daß er dieselbe hier nicht auf einer Straße, sondern auf einer in großer Ellipse gelegten Spurbahn damaliger Construction, die das Befahren mit Straßenfuhrwerk gestattete, circuliren ließ, und daß ein bedeutsamer Zufall es wollte, daß der Grund, auf der diese erste (1803) mit Dampf befahrene Spurbahn lag, derselbe ist, von dem jetzt die größte Eisenbahn der Welt ausgeht, nämlich die der Euston-Station der London- und North-Western-Bahn.

Der Zulauf war groß, das Geschäft gut, das Interesse an der Erfindung wuchs bei den Capitalisten, die Ausbeutung derselben stand in nächster Aussicht und Trevethik vielleicht im Begriffe, ein Vierteljahrhundert früher George Stephenson's Rolle in der Culturgeschichte zu spielen — als ihn plötzlich, nach einem unbedeutenden Verdrusse mit den Grundeigenthümern, eine der Unbegreiflichkeiten und Phantasmen des cornischen Charakters, an denen wie an tückischen Klippen jederzeit sein Leben mitten in seiner stolzesten Fahrt scheiterte, in das Genick schlug, er seine Plankenwand zusperrte, die Maschine an einen Messerschmied, die Kutsche an einen Wagenfabrikanten schnell verkaufte und ohne Abschied von London nach Camborne in seine Werkstatt zurückkehrte.

Aber die Locomotivmaschine war Trevethik's Alraunwurzel! Je öfter, je weiter er sie von sich schleuderte, um so sicherer fand er sie in seinem Geiste wieder.

Im Kohlen- und Eisendistricte von Süd-Wales befanden sich 1803 schon mehrere Schienenbahnen, unter denen die von den Eisenwerken Merthyr Tydvil nach dem großen Stapelplatze Cardiff an der Ostgrenze von Glamorgan herablaufende die längste und weitaus verkehrsreichste war. Trevethik kam nach einem der größten der an dieser Linie gelegenen Eisenwerke, Penydarran, um eine Betriebsdampfmaschine für deren Schmieden zu errichten. Nun war aber Samuel Homfray, der Besitzer derselben, ein gemüthlicher Herr, der es liebte, Abends bei der Bowle Toddy, Zeiten und Werke mit seinem geistvoll fabulirenden Ingenieur zu besprechen, so daß dieser einst, bei Homfray's Klage über einen theuren Pferdekauf, wetten konnte: er wolle mit Dampfkraft allein das Eisen des Werkes über die 9 Meilen Tramway bis nach Merthyr Tydvil schaffen.

Das Product dieser Wette war die erste Locomotivmaschine, die ausdrücklich zum Betrieb auf einem Tramway gebaut worden ist. Sie wurde in den Werkstätten von Penydarran ausgeführt und 1804 vollendet. Ihre Construction enthielt von Hauptelementen des jetzigen Locomotivsystemes, den **Hochdruckdampf**, den **runden Kessel**, die **innere Feuerung**, das **rückkehrende Feuerrohr zur weiteren Ausnutzung der Wärme** (das sich später in das Vielrohrsystem verwandelte), das **Ausblasen des Dampfes in den Schornstein** und, als bedeutsame Neuerung gegen die Straßenlocomotive von 1801, die **Kuppelung sämmtlicher vier Räder der Maschine** zu solidarischer, von der Maschine direct abhängiger Thätigkeit. Diese Kuppelung war hier durch Zahnräder bewirkt.

Die weitaus bemerkenswertheste Thatsache bei der Anordnung dieser Locomotive war, daß ihre Räder eine glatte Oberfläche zeigten, wie die der heutigen Locomotiven. Trevethik war daher offenbar der Ansicht, **daß die bloße Adhäsion glatter Räder auf glatter Bahn für die Ausnutzung der Locomotive als Zugmechanismus ausreiche.** Die darauf folgende Indienstnahme der Maschine wies die Richtigkeit dieser Anschauung nach, indem sie ihr vielfaches Eigengewicht an Eisenladung, Wagen, Brennstoff und Wasser bewegte, ohne daß die Räder geglitten wären.

Ein überaus sonderbarer psychologischer Proceß in der Entwicklung der Locomotivconstruction ließ die hier erkannte und praktisch nachgewiesene Thatsache des Genügens der Adhäsion zwischen glatten Rädern und Schienen für die meisten Zwecke der Eisenbahnlocomotive total in Vergessenheit kommen und die Con-

structeure ein halbes Menschenalter hindurch sich mit Bestrebungen abmühen, die auf Herstellung künstlicher Haftung der Treibräder an der Treibschiene abzielten, so Talente und Mittel in gänzlich unfruchtbarer Richtung vergeudend.

Trevethik's Locomotivmaschine von 1804 war an sich und als solche ein vollständiger Succeß, denn sie bewegte die genannte Last mit einer stetigen Geschwindigkeit von fünf englischen Meilen in der Stunde.

Aber die Bahn, auf der sie fuhr, zeigte sich ihrer Last von 5 Tons nicht gewachsen. Die Schienen derselben, für den Betrieb der Bahn mit Straßenwagen bestimmt, bestanden aus flachen Platten von rohestem Gußeisen mit einem Außenrande, (die Räder der Locomotive selber hatten keine Spurkränze), deren Tragkraft eine außerordentlich geringe war. Sie brachen in großer Zahl unter der Locomotive, und da die Bahneigenthümer die Vortheile des Locomotivbetriebes den ihnen hieraus erwachsenden Verlusten für nicht gleichwerthig hielten und die Bahn keineswegs um der zweifelhaften Dampflocomotive willen zu verstärken gedachten, wurde die Maschine außer Dienst gesetzt und zum Betrieb einer Werkstatt benutzt.

Trevethik aber, auf dessen überreich schaffendes, fast wucherndes Erfindertalent das Patentbureau zu London eine Anziehungskraft übte, wie der Magnetberg auf die Nadel, finden wir bald darauf mit den 1000 Guineen des Ertrages seiner gewonnenen Wette in der Tasche in London wieder, bei verschiedenen Unternehmungen betheiligt, jede derselben mit genialen Ideen beschenkend, bald zu deren Heil, bald zu ihrem Schaden.

Unter den von ihm bis zum Jahre 1807 entnommenen Patenten finden sich die Grundgedanken zu einer Reihe von Erscheinungen in der gesammten Technik, die seitdem epochemachend in deren verschiedensten Branchen geworden sind, ohne daß es dem phantastisch unruhigen Naturell Trevethik's gelungen wäre, einem derselben Leben und Körper zu verleihen.

Wir entdecken unter diesen zahlreichen Patenten solche auf Dampfkrähne zum Be- und Entladen der Schiffe, Schwimmdocks, Herstellung der Schiffskörper und des Mastwerkes aus Eisenblech, auf Schaufelräder zum Treiben der Schiffe, auf ein Dampfreactionsrad, eine Wassersäulenmaschine und endlich auch auf die Schiffsschraube, fast genau in derselben Form, in der sie später Ressel projectirte und in welcher sie jetzt immer ausschließlicher Triebapparat der Dampfschiffe wird.

Diese Ideen alle versanken damals in der Papierfluth des „Patent Office", als redende Beispiele dafür, daß ohne die zähe, ins Leben führende Kraft des Erfinders die Funken seines Genius fast immer, ohne geleuchtet und erwärmt zu haben, verlöschen.

Beide Eigenschaften, in einem Menschen vereint, sind selten, machen ihn aber dann zum Apostel und Propheten.

Der phantastische, mit gnomenhafter Vorliebe unterirdischem Wirken zugeneigte cornische Geist ließ Trevethik 1807 mit Enthusiasmus an die Spitze einer Unternehmung treten, dem weder seine technische Richtung congruent, noch überhaupt die Ingenieurkunst der Zeit gewachsen war.

Es war dies die Ausführung eines Themsetunnels, die erst fast ein Vierteljahrhundert später Isambart Brunel zu glorreichem Ende brachte.

Die mit dem Wachsen von London steigende Nothwendigkeit einer Verbindung der beiden Themse-Ufer im Bereiche der Seeschifffahrt, wo die Herstellung einer Brücke sich verbot, hatte schon 1798 Ralph Dodd veranlaßt, einen Tunnel unter der Themse zwischen Gravesend und Tilbury zu projectiren. Der Plan wurde 1802 von Vazin wieder aufgenommen, der die Trace des Tunnels zwischen Rotherhithe und Limehouse legte. Die Arbeiten einer zur Ausführung der Ideen gebildeten Gesellschaft wurden bis 1807 mit verschiedenen Unfällen und Unterbrechungen fortgesetzt, wo Trevethik die Leitung derselben übernahm, und die Methode der Ausführung wesentlich verbesserte. Nichtsdestoweniger brach das Wasser mehrfach in den Tunnel und zwar nach fünfmonatlicher Arbeit, als derselbe bereits 1000 Yard weit unter den Fluß reichte, mit solcher Gewalt und mit so vollständiger Zerstörung des bereits Ausgeführten, daß an Wiederaufnahme der Arbeit nicht gedacht werden konnte. Trevethik verlor so das ihm im Fall des Gelingens der Ausführung

in Aussicht gestellte Honorar von 1000 Pfd. Sterling und erhielt nur 100 Guineen als Vergütung für seine bis dahin aufgewendeten Mühen.

Nach Camborne zurückgekehrt, nahm die Einführung der schon um Mitte des vorigen Jahrhunderts in Sachsen und im Harz verwendeten Wassersäulenmaschine die Thätigkeit Trevethik's in Anspruch, ganz vornehmlich aber beschäftigte sich sein erfinderisches Genie damit, das Raum- und Gewichtserforderniß der Dampfmaschine auf ein Minimum zu reduciren, die Intensität ihrer Wirkung dabei aber auf das Aeußerste zu steigern.

Die Resultate dieser Bestrebungen waren zunächst die Combination der Verwendung des Hochdruckdampfes mit dessen bis aufs Maximum getriebener Expansion und schließlicher Condensation, durch welche er die ökonomischen Vortheile seiner bisherigen Hochdrucksconstructionen mit denen des Watt'schen Niederdrucksprincips vereinigte und zuerst die Anordnung der Dampfmaschine traf, die in ihrer Entwicklung zur „Cornwall-Maschine“ die Bewunderung der technischen Welt wurde — und zweitens die Verwendung des „vielröhrigen“ Kessels zur Steigerung der Verdampfungskraft bei Reduction des Raumes und Gewichtes des Dampfgenerators.

Letztere Erfindung, die in einer anderen als der Trevethik'schen Form* so bedeutungsvoll für die Entwicklung der Locomotivmaschine werden sollte, führte ihn zur Herstellung einiger im Verhältniß zu ihrer Leistungsfähigkeit ganz besonders leichter, compacter Maschinen — und dies zur verhängnißvollsten und dramatischsten Episode seines bewegten Lebens.

Die Silber- und Goldadern flossen im Jahre 1812 überreich in den Minen von Peru und hätten ihre Eigenthümer mit Schätzen überschüttet, wenn die Wasserzuflüsse zu den in den Anden gelegenen Gruben bei Zunahme der Tiefe derselben nicht für die Bewältigung durch die autochthonen Pumpmethoden weitaus zu stark geworden wären, so daß die Weiterausbeutung der besten Gruben entweder unrentabel wurde oder dieselben ganz ersoffen.

Die Aufstellung von Dampfmaschinen gewöhnlicher Construction an den Gruben verbot sich aber durch den Umstand, daß der Transport von Maschinentheilen, deren Gewicht die Tragfähigkeit von Lastthieren oder Trägern überstieg, in die unwegsamen Andengegenden, wo sich die Minen befanden, unmöglich war. Charles Urvillé, ein Schweizer, Hauptinteressent an den peruanischen Minen, war nach England gekommen, um dort in dieser Noth mechanische Hülfe zu suchen, stand aber eben im Begriff, unverrichteter Sache nach Lima zurückzukehren, als er im Ausstellungsfenster eines Maschinenhändlers auf Fitzroy Square in London ein kleine, compacte Trevethik'sche Hochdruckmaschine erblickte. Sofort fiel ihm die Zerlegbarkeit derselben in viele Theile von verhältnißmäßig geringem Gewichte auf. Er kaufte die Maschine und kehrte damit nach Peru zurück.

Transport und Aufstellung des Apparates gelangen über Erwarten, und die Leistungsfähigkeit desselben bewährte sich so gut, daß sie in wenig Wochen eine der schönsten und reichsten, aber total ersoffenen Gruben wieder abbaufähig machte.

Der exaltirte spanische Charakter umgab sofort den kleinen, schwarzen Apparat mit der Aureole eines Wunderwerkes und seinen Erfinder mit der eines landesrettenden Messias.

Leider wußte man von demselben weiter nichts als den Namen.

Urvillé wurde mit Bewilligung des Vicekönigs nach Europa gesandt, um den eminenten Mann auszuspüren und mehrere der segenbringenden Maschinen bei ihm zu bestellen.

Der Zufall, der in Trevethik's Leben immer eine so große Rolle gespielt hat, erleichterte dem Abgesandten seine Bestrebungen, indem er ihn auf dem Schiffe mit einem Verwandten des Gesuchten, Mr. Teague, zusammenführte, so daß der Bestellungsvertrag auf eine Anzahl Maschinen wenige Tage nach Ankunft des Schiffes in England bereits geschlossen werden konnte.

Neun von diesen Maschinen wurden am 1. September 1814 in Plymouth für

* Trevethik's Röhrenkessel enthielt das Wasser in den Röhren, während es dieselben in den heute gebräuchlichen Locomotivkesseln außen umgiebt.
D. Verf.

Lima verladen und von Urvillé und drei Cornwall-Ingenieuren dahin geleitet. Die Sehnsucht, mit der die hülfebringenden Vorrichtungen erwartet wurden, war so groß in Peru, daß der Gouverneur das Schiff, welches sie brachte, beim Einlaufen in den Hafen mit Kanonenschüssen von der Citadelle begrüßen ließ und der Tag dieses Vorganges zu einem Volksfeste wurde. Die Schwierigkeiten des Transports und die Aufstellung dieser größeren Maschinen zeigten sich indeß so bedeutend, daß erst 22 Monate später die erste derselben auf der der Krone gehörigen Mine „Santa Rosa" in der Provinz Yauricocha in Gang gesetzt werden konnte und die öffentliche Stimme laut nach Trevethik selbst rief, von dessen persönlicher Gegenwart und Hülfe man sich Mirakel versprach.

Der abenteuernde, edle Erfinder schiffte sich daher, unter Bedingungen nach Peru berufen, die ihm nach seinem eigenen Ausdrucke „unbegrenzte Reichthümer" versprachen, im October 1816 nach Lima ein, mehrere Dampfmaschinen und eine vollständige, von ihm construirte, mechanische Präge-Einrichtung für die Münze Peru's mit sich führend.

Nichts glich dem Jubel, mit dem er, im Februar 1817 dort anlangend, begrüßt wurde.

Mit königlichen Ehren wurde sein Schiff salutirt; der Vicekönig empfing ihn wie einen Fürsten, die Bevölkerung mit Blumen- und Flaggenschmuck, die Stadt wie einen Heil- und Segenbringer.

Die Grubeneigenthümer beschlossen, in spanischer Ueberschwänglichkeit, seine Statue von Silber zu errichten, und die ihm zugewiesenen Gewinnantheile schienen ihm ein Einkommen von 100 000 Pfd. Sterl. jährlich zu sichern. Trevethik stand, mit der Aussicht auf Reichthum und Ehren aller Art, auf dem Höhepunkt der Sonnenseite seines Lebens!

Aber im Augenblicke, wo Henry Boaze in der Geologischen Gesellschaft zu Plymouth den Bericht vom Glanze ihres Landsmanns vor den stolz aufhorchenden „Cornishmen" verlas, setzte sich das Geschick, welches Trevethik's ganze Herrlichkeit zerstören sollte, in der Gestalt des Lord Cochrane in Bewegung. Dieser Seeheld schiffte sich nach Südamerika ein, um das Commando der Flotte zu übernehmen, die Chili zur Vertreibung der Spanier aus Peru ausrüstete, hißte seine Flagge in den letzten Tagen des Jahres auf dem chilenischen Admiralschiff auf und griff die spanische Flotte im Hafen von Callao an.

Allgemeiner Aufruhr, allseitige Verwirrung war die Folge. Die sogenannte Patriotenpartei schlug sich zu den Chilenen unter Cochrane's Befehl, dem auch Trevethik landsmannschaftliche Sympathien entgegenbrachte und sogar eine Festungsgeschützlaffette für ihn construirte. Die Partei hielt auch Trevethik als eine Art Schutz gegen Extravaganzen der Cochrane'schen Macht fest, so daß die königlich spanischen Truppen, als sie für einige Zeit die Bergwerksdistricte besetzten, nicht allein in barbarischem Fanatismus seine Maschinen zerstörten, sondern auch auf ihn als einen Verräther an seinen Verpflichtungen gegen die spanische Herrschaft fahndeten.

Bei der Grausamkeit, mit der der Krieg geführt wurde, konnte Trevethik keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, welches entsetzliche Schicksal seiner harrte, wenn er den entmenschten spanischen Söldnerhorden in die Hände fiel, und zögerte in gewohnter Energie und Thatkraft nicht, den einzigen Weg zur Flucht einzuschlagen, der ihm nordostwärts über die Cordilleren nach dem Isthmus von Panama hin offen blieb. Er verkannte nicht, daß das Unternehmen einer Fußreise von mehr als hundert Meilen Länge durch das wildeste Gebirge und über reißende Flüsse hin ein desperates war, aber Alles, was ihn dabei betreffen konnte, schien ihm weniger abschreckend, als den Spaniern in die Hände zu fallen.

Nur von einer Bussole, dem Stande der Gestirne und der Richtung des Passatwindes geführt, begab er sich, in Begleitung eines einzigen treuen Cornishman, auf die Flucht, überstieg die Gebirge, schlief in Wald und Schnee und durchschwamm die Ströme, hundertmal zwischen Tod und Leben schwebend — die Kleider fielen den Freunden vom Leibe — aber die eiserne cornische Körper- und Seelennatur überdauerte Alles und, nach Ueberschreitung des Isthmus, erreichten sie den kleinen Hafen von Carthagena am

Golf von Darien; Trevethik mit einem Paar silberner Sporen in der Hand — dem Rest der „Silberfluthen“, die er erträumt hatte.

Als er eben mit dem Wirthe der einzigen kleinen Locanda des Orts darüber verhandelte, wie lange ihm dieser für diese Sporen Obdach und Nahrung geben wolle, trat ein kraftvoller, junger Mann herein, der Trevethik sofort als einen Engländer erkannte, so wie dieser nicht darüber im Zweifel war, in der, selbst in ihrer zerlumpten und gebeugten Herabgekommenheit noch imposanten Gestalt Trevethik's einen Landsmann vor sich zu haben.

Als sich die Beiden gewaltigen Männererscheinungen begrüßten und ihre Namen nannten, fand es sich — wunderbares Zusammentreffen! — daß sich Trevethik und Robert Stephenson, der Ahne und der Sohn der Locomotiverfindung, die Hände reichten!

Stephenson, der nach Ablauf seines Engagements bei den Bergwerksunternehmungen, die ihm, dem Kinde des Glückes von der Wiege bis zum Grabe, besser angeschlagen waren als dem armen Trevethik die seinen, und ungeduldig, heimzukehren, in Carthagena auf ein Schiff wartete, war hoch erstaunt, den berühmten Fachgenossen in jenem, damals so abgelegenen Erdenwinkel und in solchem Elend zu finden. Daß für Trevethik Mangel und Entbehrung sofort ein Ende hatten, versteht sich von selbst. Die Reise wurde nach Eintreffen eines Schiffes, zunächst nach New-York, gemeinschaftlich fortgesetzt. Aber auch jetzt verließ Trevethik das Mißgeschick noch nicht. Das Schiff, das die beiden großen Männer, Kindheit und Manneskraft des Eisenbahnwesens, trug, scheiterte an der Südspitze von Florida und Reisende und Bemannung retteten nur das nackte Leben. Oft äußerte später Trevethik wehmüthig, auf die Verschiedenheit der Gunst des Glückes hindeutend, über diesen Unfall: „Wäre ich nicht am Bord von Stephenson's Schiffe gewesen, wäre es nicht gescheitert, und wäre er nicht mit mir am Bord gewesen, wäre ich ertrunken!“

Im October 1827 landete Trevethik wieder auf heimischem Boden, in Falmouth, mit jenen Silbersporen als einzigen Besitz! Ohne Mittel des Erwerbs und selbstquälerisch durch die Schuld an seinen reichen Fachgenossen gedrückt, der seinen Lebensunterhalt seit ihrem Begegnen zu Carthagena bestritten hatte, verfaßte Trevethik, kurz nach seiner Rückkunft nach England, ein Memoire an die Regierung, das seine Verdienste um die Verbesserung der Dampfmaschine darlegte und um die Mittel bat, seine neueste auf der Reise gereifte Idee, die später so erfolgreich benutzte Verwendung von sogenanntem überhitzten Dampfe, in das Leben zu führen. Die Grubenbesitzer Cornwalls unterstützten durch eine Gesammtpetition das Gesuch, das — resultatlos blieb.

Durch die Unablässigkeit seiner Mißerfolge in seiner moralischen, durch die Nachwehen seiner wilden amerikanischen Fluchtreise in seiner körperlichen Energie gebrochen, fristete Trevethik sich ein kümmerliches Leben durch Ausführung einiger seiner Erfindungen in einer kleinen, John Hall gehörigen, zu Dartford in Kent gelegenen Werkstatt.

Diese an Geist und Leib gleich gewaltige, schöpferkräftig-phantastische, in ihrem Reichthum und ihrer Stärke zur Abenteuerlichkeit geneigte Natur, der die Keime zu fast allen Elementen entsproßten, deren Wachsthum dann, im kurzen Zeitraum eines Menschenalters, die Eisenbahn-Dampfmaschine zum mächtigsten Werkzeuge des Zeitgeistes machten, versiechte ungenährt vom belebenden Erfolg in Krankheit und Elend. — Am 22. April 1833 starb Trevethik, ohne daß selbst die Nachricht von den Mirakeln des Locomotiv-Wettkampfes zu Rainhill den ermatteten großen Geist zu neuer Spannkraft hätten anregen können, der so bedeutsamen Antheil an ihnen hatte. Trevethik starb in einem kleinen Gasthause „Zum Ochsen“ (Bull's Inn), mit Hinterlassung einer Schuld von 60 Pfd. Sterling an den Besitzer desselben, und hätte auf Gemeindekosten begraben werden müssen, wenn nicht der Erfolg eines Circulars, durch welches bei den Werkstattbesitzern und Arbeitern der Umgegend für das „Begräbniß des großen Erfinders“ (the burial of the great inventor) gesammelt wurde die Kosten einer anständigen Bestattung gedeckt hätte.

Blicke auf Indo-China.

Von

H. Beta.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die seit Jahrhunderten hartnäckig verschlossen gehaltenen Chinesen und Japanesen werden jetzt in aller Welt sichtbar und wirksam, namentlich erstere als musterhafte Arbeiter und Handelsleute, leider nicht zur Ehre der Menschlichkeit und Einsicht sogenannter gebildeter und christlicher Staaten und Völker, in welche sie, von ruchlosen Regierungen und noch ruchloseren Menschenhändlern mit List oder Gewalt als Kulis eingefangen, verschifft, verkauft und ärger wie Last- und Arbeitsthiere geschunden wurden und werden. Nur einzelne humane Gesellschaften und Menschen, unter welchen sich unser General-Consul Sturz durch jahrelang unermüdlichsten, aufopferndsten, edelsten Eifer die unsterblichsten Verdienste erwarb, kämpften und kämpfen noch mit allen Mitteln der Humanität und wirthschaftlicher Belehrung gegen diesen Sclaven- und Kulihandel als den wahren Schaden und die Schande unserer ganzen Weltcultur. Sie haben endlich Manches erreicht, aber noch immer fehlen die einmüthigen Gesetze und praktischen Maßregeln zur Unterdrückung dieser Schmach und für freie Einwanderung und Ansiedlung der Chinesen. Namentlich hat Sturz für letztere einzig richtige und praktische Lösung der Sclaven- und Kulifrage in allen Welttheilen und in allen möglichen Sprachen gewirkt und darf wohl endlich für seine beispiellose Aufopferung auf einigen Erfolg und etwas Anerkennung rechnen. Die Chinesen sind zunächst die zuverlässigsten, fleißigsten, geschicktesten und anspruchslosesten Arbeiter. Sie als Kulis gewaltsam zu verschleppen und schlecht zu behandeln, ist deshalb nicht nur brutal, unmenschlich, sondern auch eine beispiellose Dummheit und Verblendung gegen den eigensten Vortheil. Deshalb hat auch Sturz unendlich oft nachgewiesen und ganz bestimmt formulirt, daß es zunächst für die warmen und heißen Gegenden und Länder unserer Erde mit viel Bodenreichthum und Mangel an Arbeitern nichts Vortheilhafteres gäbe, als freie Einwanderung und Ansiedlung von Chinesen zu begünstigen und sie in ihrer Freiheit und Eigenthümlichkeit kraftvoll zu unterstützen. Sie arbeiten dann selbst aus eigener freier Kraft die größten Vortheile für sich und damit die größten Industrie- und Handelswerthe für alle Welt heraus.

Bis jetzt kennen wir dieses ganze Drittel der Menschheit, die Chinesen, fast noch gar nicht. Selbst Europäer, die Jahre lang in China lebten, lernten kein Wort von ihrer seltsamen Sprache, geschweige von ihren eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen, ihrer praktischen Zuverlässigkeit in Handel und Wandel. Deshalb sind Mittheilungen von einzelnen genauen Kennern des himmlischen Reiches immer wieder neu und überraschend. Hierher gehört das Buch von dem Engländer J. Thomson: „Die Malaccastraße, das indische und das eigentliche China oder zehnjährige Reisen, Abenteuer und Residenz im Auslande."*

Nichts nahm ihn mehr Wunder, als die höhere geschäftliche und gesellschaftliche Stellung, welche sich freie Chinesen im Auslande überall bald zu erwerben wissen.

„Freie Chinesen im Auslande," sagt er, „sind wie zu Hause ungemein geschäftstüchtig und beispiellos fleißig, aber in der Freiheit mit viel mehr Eifer und Erfolg als daheim, wo ihnen habgierige und unbeschränkte Regierungsbeamte das Leben schwer und den Geldbeutel leicht machen. In Singapore, Penang und in den größeren Städten Java's und sonstiger holländisch-indischer Inseln gehören fast alle Geschäftshauptläden, alle großen Fabriken und Handelsfirmen Chinesen, die denn zum Theil auch als Millionäre selbst den höchsten Regierungsbeamten Achtung einflößen und von den faulen Eingeborenen, die halbnackt in der Sonne braten, wie Halbgötter angestaunt werden, wenn sie vierspännig in Gold und Silber funkelnden Equipagen dahinfliegen.

Die Chinesen sind einzeln die tüchtigsten Geschäfts- und Kaufleute, aber noch mächtiger durch ihre geschäftlichen Vereine

* The Straits of Malacca, Indo-China and China &c. By J. Thomson. London: Sampson Low and Co. 1875.

oder vielmehr Gilden. Die Vorsteher jeder Gilde sind zugleich ein geheimes Tribunal, welches über alle Verletzungen ihrer Verbindung rechtskräftig aburtheilt. Durch diese Einheit vieler einzelnen Kräfte entsteht eine ungeheure Macht, die sie natürlich mit großem Scharfsinn für ihren eigenen Vortheil benutzen. Dieser Vortheil besteht aber für diese einsichtigen Mitgliedern nie an baarer und geschäftlicher Unterstützung, sobald sie deren bedürftig sind. Jeder kleine Handwerks- oder Handelsmann bekommt in Zeiten der Noth und Knappheit oder für Begründung eines Geschäfts stets ohne Schwierigkeit unter den vortheilhaftesten Bedingungen Geld, dazu guten Rath und oft noch bessere That. So sieht man nir-

Japanesin.

Geschäftsleute wesentlich in Erzeugung und Verwerthung guter Industrie- und Handelsartikel, also mittelbar in Förderung des Vortheiles aller Menschen. Manche Gesetze dieser Gilden sind wohl grausam, aber diese Gilden selbst eine wesentliche Wohlthat für sie wie mittelbar für Handel und Wandel der Welt. Jedes Mitglied einer Gilde steht unter dem Schutze und in werthvoller Gunst des ganzen Vereins. Es fehlt ärmeren gends, daß ein Chinese sinkt oder bankerott macht: sie alle kommen hoch und höher. Diese Gilden und wieder deren Verbindung unter einander thun wahre Wunder, wie sie in den gebildetsten Staaten und großartigsten Actienvereinen Europa's nicht nachgemacht werden können." So erzählt Thomson aus der Stadt Penang:

„Willst du dich dort niederlassen und anbauen, so wird man dir als das sicherste,

beste und wohlfeilste Mittel dazu rathen, dich bei einem chinesischen Generalunternehmer einzufinden, ihm deine Wünsche und Pläne genau mitzutheilen, und er wird mit der größten Höflichkeit und Bereitwilligkeit jeden ihn bindenden Contract unterzeichnen. Er baut dir nach jedem ihm vorgelegten Plane innerhalb so vieler Wochen und Tage für den ausgemachten Preis ein Haus und verpflichtet sich für jeden Tag, den er mehr dazu braucht, zur Zahlung einer schweren Strafe. Nur mußt du auch bis auf den letzten Nagel Alles pünktlich bezahlen; aber auch keinen Pfennig mehr. Er legt dir die genaueste Specification über die Menge, den Werth und die Eigenschaften jedes zum Bau gehörigen Gegenstandes vorher vor, und du findest am Ende Alles genau den Proben entsprechend, genau nach dem Kostenansatze, also wenn nicht billig, doch preiswürdig und genau so hoch, wie es dir gleich anfangs speciell vorgerechnet worden war. Dies macht ihm der beste Bauunternehmer in Europa nicht nach. Das Haus soll nun auch innerlich ausgebaut, geschmückt und ausmöblirt werden. Auch dafür ist schon gesorgt. Dein Bauunternehmer hat einen wirklichen oder Geschäftsbruder, der sich verpflichtet, jeden Gebrauchs- und Luxusartikel genau nach Originalen, nach Zeichnungen oder Modellen herzustellen und an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde für den contractlich festgesetzten Preis zu liefern. Er hat einen anderen Bruder, der unter denselben Bedingungen dir, deiner Frau und deinen Kindern jede beliebige Kleidung nach jeder beliebigen Mode anfertigt und dir pünktlich vorlegt; auch rühmt er sich eines Vetters, der dir aus seinem Geschäft dienstbare Geister jeder Art (und dort haben die reicheren Familien je zwanzig bis dreißig Dienstboten), dazu auf Bestellung jede Art von Delicatesse Europa's, Asiens und Afrika's liefert. Die Leute übertheuern dich nie, halten immer Wort und Contract und sind dabei ausgesucht höflich, aber Alles unter einer Bedingung, daß du eben so pünktlich und gewissenhaft wie sie deinen Verpflichtungen nachkommst und den ersten jedes Monats deine Rechnungen bezahlst, deine Terminalzahlungen leistest. Zeigst du dich als fauler Kunde, so hat er ebenfalls wieder einen Bruder oder wenigstens Vetter, der dich einige Wochen lang höflich bearbeitet, und wenn dies nichts hilft, vor das Gericht citiren läßt, um sich ein juristisches Papier zu verschaffen, welches unbarmherzig dich zu deinem Schaden und für das Guthaben deiner Lieferanten belehrt, daß es nicht gut sei, Schulden zu machen und sie nicht zu bezahlen."

Aus dem englischen und holländischen Indien begab sich Thomson nach dem hinterindischen Königreiche Siam, dessen König, ziemlich englisch erzogen, viel Sinn für europäische Sprachen überhaupt, so wie abendländischen Luxus bekundet. Damit hört's aber auch auf. Land und Leute sind im orientalischen Schmutze stecken geblieben, thun nichts und rauchen Opium dazu oder vertreiben sich die Zeit mit wahnsinnigem Hazardspiel. Ueberall Armuth, Verwahrlosung und unerträglicher Schmutz, aus welchem sich wie zum Hohn des Königs Sommerpalast, eine Nachahmung des englischen Schlosses Windsor erhebt. Auch besuchte er den Geburtsort der siamesischen Zwillinge, das Städtchen Ma Klong. Die Eingeborenen wußten jedoch nichts von diesem bei uns so lange angestaunten Naturwunder.

Dann ging's weiter landeinwärts in das Königreich Cambodia voller Ruinen einer ehemaligen blühenden Cultur. Die merkwürdigste davon ist Naklon Wat, die Stadt der Klöster, die ursprünglich nur ein Königspalast werden und sein sollte. Nach Ankunft des Patriarchen Buddhaghosa, dessen Nachfolger Buddhidharma die buddhistische Religion nach China und Japan verbreitete, wurde diese Klosterstadt in einen Tempel verwandelt, dessen Ruinen gut erhalten noch jetzt Bewunderung erregen. Er erhebt sich in drei viereckigen Thurmabtheilungen mit einem darüber noch hinwegragenden Centralthurme 180 Fuß hoch. Rings herum vier kleinere Thürme. Das Ganze stellt den Berg Meru oder den Mittelpunkt des buddhistischen Weltalls bildlich dar, wozu die Reliefs an den Wänden der Galerien, die den Tempel umgeben, beitragen. Man bewundert namentlich Schlachtenbilder aus den umfangreichen epischen Gedichten Ramayana und Mahabharata, von denen sich die Siegeskämpfe Rama's über den bösen Geist

Ravana und die Errettung seines Weibes Sita aus dessen Klauen durch Geist und dramatisches Leben auszeichnen soll. Dieses Wunderbauwerk, sowie andere Ruinen in den benachbarten Reichen Laos und Annam führen noch mit Lapidarschrift

Thor eines chinesischen Tempels.

den glänzenden Beweis von einer alten eigenthümlichen großartigen blühenden Cultur in diesen verfallenen hinterindischen Reichen, die neuerdings von französischen, englischen und amerikanischen Forschern und Speculanten durchsucht und in den Weltverkehr gelockt, sich nun wohl ziemlich rasch ebenfalls wie China und Japan der mit Dampf und Elektricität um die Erde herumpulsirenden Weltcultur werden erschließen müssen. Dann darf man auch hoffen, daß die in Müßiggang, Schmutz und Armuth versunkenen Bewohner sich wieder waschen und für materiellen und geistigen Austausch der Güter dieser Erde reinigen und rüsten werden. Ohne bessere Staatsregierung und Besteuerung wird's freilich nicht gehen. Die Leute verstecken sich jetzt hauptsächlich deshalb in Schmutz, Müßiggang und Armuth, weil die Regierungs- und Steuerbeamten Alles, was sie irgendwie an

Werth finden, ohne Umstände wegnehmen und zu Geld machen. Die Könige bekommen verhältnißmäßig wenig davon: das Meiste bleibt an den schmutzigen Händen der auch etagenartig immer höher steigenden Beamten oder Diener der Könige kleben. Der König von Cambodia hat sich eine ganz neue Residenz, eine ganz kleine Kriegsbootflotte mit dem fabelhaftesten Prachtboote für sich selbst bauen lassen, aber noch nichts davon gesehen, weil er sich nicht aus seinem doppelt und dreifach ummauerten und bewachten Schlosse herauswagt. Er fürchtet gar zu sehr, von der Liebe seiner Unterthanen ermordet zu werden.

Haus des Regenten von Madjalengka.

Um nun zuletzt von diesen fabelhaft ausgedehnten indo-chinesischen Ländereien und Völkern noch eine Anschauung durch Abbildungen zu geben, fügen wir einige derselben genau nach Originalphotographien von Ort und Stelle ein.

Die junge Dame, welche wir hier vorstellen, vertritt in ihrer Physiognomie und ihrer Kleidung ziemlich genau die echten Javanesinnen auf der holländischen Insel Java. Statt des Kleides trägt sie ihre einfache, bis zur Hüfte

Digitized by Google

reichende Umhüllung, den sogenannten Sarong mit einem waschecht aufgetragenen Farbenmuster, wie es bis jetzt kein europäischer Färber oder Künstler nachzumachen gelernt hat. Es wird beinahe in derselben Weise wie Figuren und Ausschmückungen vom Conditor auf die Sandtorte, d. h. durch eine mit dem flüssigen Farbstoff gefüllte und unten mit einer schmalen Oeffnung versehene Düte aufgetragen, wobei so viel malerisches Farben- und Formtalent entwickelt wird, daß mancher einzelne Sarong je nach Stoff und Zeichnung bis zu Tausenden von Gulden bezahlt wird. Das größte Geheimniß dabei ist die Erzielung zugleich lebhafter und harmonischer waschechter und zugleich gegen die Wirkung der Sonne aushaltender Farben. In Europa ist dieses Geheimniß vielfach geschätzt, aber durchaus noch unenträthselhaft, ebenso wie die Lackirungskunst der Japanesen. Uebrigens gehört diese junge echte Tochter Java's zu den Schönheiten seltener Art. Die meisten Töchter Eva's malayischer, javanischer und indo-chinesischer Abkunft halten sich zwar ebenfalls für schön, aber fragt mich nur nicht, wie wir die Augen dazu finden könnten. Die Gesichtsbildung ist meist grobknochig und ausdruckslos mit hervorgeschobenen affenartigen Unterpartien, die Hautfarbe kränklich schmutziggelb, Haltung und Benehmen lässig, liederlich und theilnahmlos. Sie arbeiten nicht, weder geistig noch körperlich, und so gewinnt der Körper nie ordentliche Frische und Kraft, und was man bei uns Geist nennt, Schulbildung oder wohl gar Weisheit höherer Töchterschulen, gehört dort zu den ganz unbekannten Größen.

Die beiden anderen Bilder zeigen die chinesische und javanische Bauart in einem Gebäude zu religiösen Zwecken und einem besonders charakteristischen Privatgebäude, der Residenz eines javanischen Fürsten.

Der Bodensee.

Wie wir unseren Lesern das prächtige Illustrationswerk „Italien“, welches im Verlage von J. Engelhorn in Stuttgart erschienen ist, durch Wort und Bild warm zu empfehlen bemüht waren, so möchten wir jetzt ein neueres Verlagswerk derselben Firma, welches den Titel „Das Schweizerland“ führt, gleichfalls in vollster Anerkennung erwähnen, und da uns gestattet wurde, einige Holzschnitte daraus diesen Zeilen beizufügen, so haben wir drei Ansichten aus der Umgebung des Bodensees ausgesucht, um etwas Zusammenhängendes geben zu können, weil gerade bei der Schweiz — wie in der Wirklichkeit, so auch in den bis jetzt erschienenen Lieferungen dieses Prachtwerkes — die Wahl in Bezug auf malerische und herzerquickende Landschaften im Ganzen schwer wird, namentlich wenn man es wie hier in der That mit künstlerisch vorzüglich ausgeführten, stimmungsvollen Bildern zu thun hat.

Das Werk, dessen voller Titel lautet: „Das Schweizerland, eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal, in Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von Bauernfeind, Braith, Calame, Dill, Disen u. s. w.“ hat ganz dieselbe Ausstattung wie das früher erschienene „Italien“; die Holzschnitte sind aus dem Atelier von A. Cloß in Stuttgart hervorgegangen und der Text hält sich in den Grenzen eines poetisch angehauchten, mit Citaten vermischten Vortrags über Stadt und und Land, Leute und Natureigenthümlichkeiten, ganz angemessen für die Zwecke des Salons, um Erinnerungen zu beleben, Gedanken anzuregen und Zweifel zu erörtern.

Eine reiche Fülle solcher Einzelheiten bietet schon die Schilderung des Bodensees. Wie weben Sage, Geschichte, Legende und Märchen ihr goldenes Netz um diese einzig schönen Ufer! Frömmigkeit, Tapferkeit, Treue und Liebe wurden hier zu allen Zeiten geübt und dann poetisch verklärt der Nachwelt überliefert. Diese Städte, Schlösser, Klöster, Dörfer und Abteien bieten reichen Stoff zu romanhaften Geschichten, und nur skizzenhaft konnte Einzelnes daraus gegeben werden. Heute sind die Ufer des Sees mit der inneren Schweiz durch die Eisenbahn verbunden, welche zuerst von Rorschach über Arbon und Romanshorn nach Constanz führt, während eine andere nach dem in-

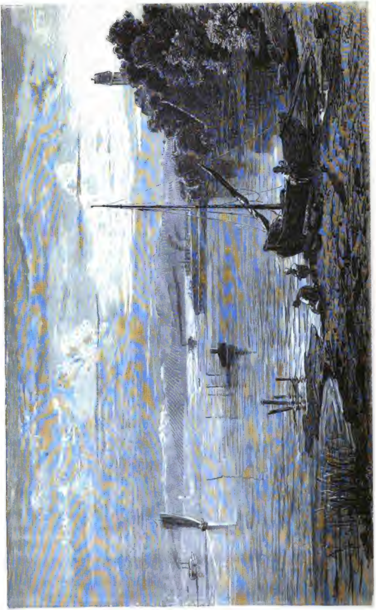
dustriellen St. Gallen, eine dritte in das Rheinthal hinein nach Chur abzweigt. Und täglich legen in Rorschach Schiffe an, die von hier aus nach Schaffhausen, von nach Romanshorn. Obstbaumwaldung reiht sich an Obstbaumwaldung, und die Hängen und Höhen dieses Striches sind reich an den Gaben Pomona's. Romans-

Kaufhaus zu Steckborn.

Constanz, Ueberlingen, Meersburg, Lindau, Friedrichshafen und Bregenz fahren, während von Friedrichshafen und Lindau wieder Eisenbahnen nach dem Inneren Deutschlands führen.

Eine gleichförmige Küste leitet von Ar-horn ist in jeder Beziehung ein zweites Rorschach, und wer kann wissen, ob die beiden aufblühenden Städte nicht eifersüchtig von ihren Molen nach einander hinschauen. Auch Romanshorn wächst unter dem treibenden Dampfe der Eisen-

Digitized by Google



Romanshorn.

Digitized by Google

Thurm zu Schaffhausen.

Digitized by Google

bahnen und Dampfschiffe, und zukunftsfrohe Zuversicht blickt aus seinen blitzenden Fenstern.

Constanz! Wie reich schlingen sich die historischen Erinnerungen um diesen Namen! Aus ältester Zeit erzählen die Reste der Pfahlbauten, die sich in der Nähe der Ufer im Bodensee finden; in das romantische Zeitalter der Hohenstaufen versetzt der Blick gegen Romanshorn und Arbon, wo einst Conradin einer glänzenden Zukunft entgegenträumte. Constanz selbst gemahnt an gewaltige Epochen der Kirchengeschichte, als auch die streitbaren Aebte von Steckborn mitthaten, deren fester Thurm jetzt zum friedlichen Kaufhaus geworden ist. Und ganz nahe dabei ruft Arenenberg die Erinnerung an die jüngsten historischen Ereignisse wach. Dort trauert und harrt die Wittwe des gefallenen Frankenkaisers mit ihrem Sohne, während die Insel Mainau zuweilen Glieder der preußischen Königsfamilie und selbst das deutsche Kaiserpaar beherbergt.

Wer aber den Bodensee besucht, wird auch den Rheinfall bei Schaffhausen und diese altehrwürdige Stadt selbst mit ihren festen Thürmen und malerischen Gebäuden nicht versäumen. Und ganz nahe hierbei gemahnt die Feste Hohentwiel an das Werk eines lebenden Dichters, J. V. Scheffel, dessen Ekkehard hier liebte und litt. Die ganze Poesie des Bodensees ist in hinreißender Weise in diesem Scheffel'schen Romane wiedergegeben.

Wir kommen gelegentlich auf das schöne und reich illustrirte Werk „Das Schweizerland" zurück und wollen es schon jetzt als Festgeschenk ganz besonders empfohlen haben.

Literarisches.

Geschichte der Stadt Metz. Von Westphal, Major von der Armee. Erster Theil bis zum Jahre 1552. Metz, Deutsche Buchhandlung von G. Lang.

Die vorliegende Arbeit erwuchs daraus, daß dem Verfasser der Auftrag geworden war, die Geschichte von Metz als Festung zu schreiben. Hierbei floß demselben ein reichhaltiger und interessanter Stoff für die allgemeine Geschichte der Stadt zu, welcher in dem vorliegenden Bande zu einer klaren und gründlichen Darstellung gelangt ist. Das Buch unterscheidet sich von den vorausgegangenen französischen Arbeiten über die Stadt durch das nüchterne Streben, Wahrheit und Dichtung aus einander zu halten und bei der Schilderung von uns so fern liegenden Zuständen keine Art von romanhafter Phantasie einzumischen. Der zweite Theil wird uns Gelegenheit geben, über die Ergebnisse des Ganzen uns ausführlicher auszusprechen.

Goethe's westöstlicher Divan. Mit den Auszügen aus dem Buch des Kabus. Von Karl Simrock. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger.

Das Büchlein verdankt einer Anregung Goethe's selber seinen Ursprung. Das Werk eines persischen Königs, Buch des Kabus, war von Heinrich Friedrich von Diez 1811 übersetzt worden, und Goethe in den Anmerkungen zu seinem westöstlichen Divan versuchte Auszüge aus demselben vor ein größeres Publicum zu bringen. Auf solche Anregung hin veröffentlichte Simrock in dem Journal „Der Gesellschafter" die Auszüge, welche hier nunmehr mit einem Abdruck des westöstlichen Divans verbunden sind. Die Verknüpfung ist sonderbar genug, und Simrock weiß zu ihrer Erklärung nur geltend zu machen, daß solchergestalt die Absicht Goethe's am sichersten erreicht und Auszüge, welche mit seinen unsterblichen Liedern zusammen gedruckt seien, auf lange hin Käufer und Leser finden würden. Und in der That ist die Ausgabe so zierlich, daß wir nicht zweifeln, der Zweck werde erreicht werden.

Unter dem Halbmonde. Ein Bild des ottomanischen Reiches und seiner Völker von Schweiger-Lerchenfeld. Jena, Hermann Costenoble.

Die vorliegenden Schilderungen erscheinen in einem für sie günstigen Momente. Im Januar dieses Jahres in Wien ausgegeben, finden sie heute die Augen aller gebildeten Völker auf die Krisis des türkischen Reiches gerichtet. Ihr Standpunkt ist ein sehr entschiedener; sie betrachten die Entfernung der Türken aus Europa als das nothwendige Ergebniß der völligen Auflösung ihres Staates. Im Dienste dieser Richtung sind die anschaulichen Bilder des Werkes entworfen.

Jeremias.

Eine Erzählung

von

Karl Heigel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Die Glücksstiefel des Herrn Goldheim.

Eins der stattlichsten Häuser im vornehmsten Viertel der Residenz gehörte dem Speculanten Eduard Jeremias Goldheim. Der zweite Stock war für eine hohe Summe an einen ausländischen Gesandten vermiethet, die erste Etage bewohnte der Hausherr mit seiner Familie selbst, das heißt, fünf, sechs Zimmer von den zwanzig, die übrigen waren wie die Schaugerichte eines mittelalterlichen Banketts zu eitlem Prunk da und wurden nur einmal wöchentlich, am Abende des jour fixe, beleuchtet und bevölkert. An einem solchen Abend, kurz vor Eröffnung der Salons saß Goldheim an seinem Lieblingsplatz vor dem Kaminofen, der oben Wärme ausstrahlte, während unten eine versteckte Gasflamme die höchst kunstvoll imitirten Kohlen aus Glasfluß glühen machte. Weniger wegen des Umstandes, daß das Kohlenfeuer eine kalte Lüge, als weil Goldheim eine eminent praktische Natur war, befand er sich durchaus nicht in jener träumerischen Stimmung, die den Helden einer Geschichte zu beschleichen pflegt, sobald er sich vor einem Kohlenfeuer niederläßt. Jeremias erinnerte auch durch sein Aeußeres nicht an Dichter und Propheten; er war klein, breitschultrig von Wuchs, ein wohlgenährter Fünfziger, sein kurzgeschorenes Haar war schwärzlich grau, der untere Theil des glattrasirten Gesichts hatte etwas Joviales, aber die listigen grauen Augen konnten einen Menschenkenner nicht täuschen.

Jetzt ruhten dieselben ohne den gewöhnlichen lauernden Ausdruck auf Gattin und Tochter, die bei der Lampe Platz genommen hatten. Erstere, sanft und nachgiebig aus Corpulenz, lehnte schläfrig im Sopha; Fräulein Adelheid aber, eine zwanzigjährige Schönheit von classischem Wuchs und Gesichtsschnitt, saß, die Arme über der Brust verschränkt, offenbar in verdrießlichen Gedanken.

„Adelheid," sagte ihr Vater, „vergiß nicht Toilette zu machen!"

Beim Klang seiner Stimme fuhr Frau Goldheim wie ein überrumpelter Wachtposten empor und sah erst auf den Gemahl, dann auf die Tochter, die keine Wimper zuckte. „Papa hat Recht, es ist die höchste Zeit, dich für unsere Gäste anzukleiden."

Adelheid verzog den Mund. „Für unsere Gäste," sagte sie wegwerfend.

„Wie meinst du das," nahm der Hausherr das Wort. „Allerdings sind keine Fürsten und Grafen darunter, aber Männer, die fein wie die Bank sind. Und habe ich dir zu Liebe nicht den Dingsda, der die Theaterstücke schreibt, und den Anderen, der in der Oper die erste Geige spielt, eingeladen? Willst du mehr Kunst und Literatur, sag's! mein Büffet ist gut."

Frau Sidonie begleitete jede Phrase ihres Mannes mit Kopfnicken. „Gut, sehr gut ist unser Büffet."

„Und habe doch Geduld! Mit der Zeit reift Alles. Vor dreißig Jahren schlief ich in einer Dachkammer und aß im Keller zu Mittag. Heute wird mir in meinem Palais auf Silber servirt. Nur eine einzige Null noch, und ich schaffe dir für jede Soiree ein Schock Cavaliere."

„Ich sehe dich noch als Gräfin, Adelheid! Wie werden Papa und ich und dein Onkel Heinrich auf unser Goldkind stolz sein!"

Den kerngesunden Herrn Jeremias durchzuckte es plötzlich wie die Gicht. „Kommt der Schwager zur Soiree?"

„Ich denke doch. Warum sollte er nicht?"

„Weil er uns Schande macht!"

„Männchen!"

„Er ist wie ein alter Flick auf einem neuen Kleid. Warum ißt er sich nicht dick? Warum trägt er keinen modischen Rock, warum wird er niemals und gegen Niemanden grob? Wenn's Einem gut geht, soll er nicht bescheiden sein."

„Mein Bruder fühlt eben den Abstand zwischen dir und sich. Und sieh, er ist dir so dankbar, er betet dich an."

„Aber warum giebt er nichts auf den Schein," fuhr der Geschmeichelte etwas sanfter fort. „‚Herr Goldheim,' sagte noch gestern Perlmann zu mir, ‚wenn ich Ihr Schwager wäre, säh ich um einen Kopf größer aus.'"

Jetzt schoß unter Adelheid's Wimpern ein Blitz hervor. „Gegen Herrn Perlmann ist Onkel Heinrich in Erscheinung und Manieren noch immer ein Herzog."

„Das verstehst du nicht. Jeder General hat einen Adjutanten. Perlmann ist mein Adjutant. Ich kann mitten in der Nacht zu ihm schicken; in zehn Minuten ist er da und fragt: Herr Goldheim, wohin soll's?"

„Ist er dir etwa um nichts so gefällig?"

„Um nichts ist nichts. Schaff dir Schmuck und Kleider an, soviel du willst, halte dir ein Dutzend Lehrer, aber mische dich nicht in meine Geschäfte!"

Das Gespräch wurde unterbrochen, denn ein Diener trat ein und meldete just Herrn Perlmann.

„Dann bin ich hier überflüssig," sagte Adelheid und rauschte mit der etwas trägen Majestät einer Sultanin aus dem Zimmer. Der „Adjutant", den der lange Schlingel von Diener unter seinem Arm zur entgegengesetzten Thür hereinschlüpfen ließ, war ein spindeldürres Figürchen mit einem bärtigen Mongolenkopf. Offenbar hatte er sich mit seiner Gesellschaftstoilette Mühe gegeben, er kam funkelnagelneu aus dem Schneiderladen, nur dem Friseur war das Kunststück, diese embarras de richesse zu bewältigen, nicht gelungen, der Kopf sah entschieden borstig aus.

„So früh, Perlmann?" fragte der Hausherr, ohne seine bequeme Stellung zu verändern und reichte dem Vertrauten, der

mit einer eigenthümlichen Schwenkung des Oberkörpers das Ehepaar begrüßte, zwei Finger hin.

„Ich komme auch nur auf ein paar Minuten.“

„Oho, Sie wollen mir doch nicht absagen?“

„Absagen? nein, mit göttlicher Hülfe komme ich um Neun noch einmal zu Ihnen, aber dann nicht allein — Herr Goldheim, was darf ich mir gutschreiben?“

Der Andere rückte unruhig auf dem Stuhle hin und her. „Keine Präambulanzen, Perlmann! Sie wissen, ich kann die Vorreden nicht leiden.“

„Also kurz, ich bringe Ihnen heute Abend die beiden Herren von Frosch mit!“

Jetzt sprang Goldheim vom Sessel auf. „Den Ritterguts-Besitzer?“

„Und seinen Sohn von der Garde.“

„Bei der Garde?!“ rief Frau Goldheim dazwischen; „dann lege ich alle meine Brillanten an.“

Ihr Gemahl ging wie ein hungriger Puma auf und nieder, statt des Schweises hing ihm hinten das buntseidene Schnupftuch aus der Rocktasche. Dann stellte er sich vor Perlmann.

„Und wann hab' ich das Rittergut Froschweiler?“

„Wenn Sie wollen, morgen, Herr Goldheim.“

„Und wann, wann ist meine Adelheid Frau von Frosch?“

„Mit göttlicher Hülfe, wenn sie dem Herrn Lieutenant gefällt.“

„Oho! sagen wir, wenn der Herr Lieutenant ihr gefällt! Sie hat stolzen Sinn.“

„Wenn er nur einen schöneren Namen hätte, der Herr Lieutenant,“ meinte die Mutter. „Frau von Frosch —“

„Wäre Frau Hirsch dir etwa lieber?“

„Ich meinte nur — weil wir heute schon von einer Gräfin gesprochen.“

„Sehen Sie, Perlmann, so sind die Frauen. Sie ziehen einem sicheren Geschäft ein Lotterieloos vor. Aber ich lasse mir meine Calculation nicht verwirren.“

„Wie verdiene ich diese Vorwürfe, Theuerster! Wer hat mich denn verwöhnt? wer das Unmögliche möglich gemacht? Ich sage Ihnen, Perlmann, mein Edu ist ein Zauberer. Er macht mich selbst noch zur Aristokratin.“

„Mit göttlicher Hülfe, Frau Goldheim. Per Casse ist heute Alles zu haben. Aber nun, au revoir, meine Herrschaften, um Neun auf Wiedersehen!“

„Adieu, Perlmann!“

Schon wollte sich der Adjutant aus der Thür winden, als der Bediente erschien und dem Hausherrn auf einer Silberplatte, auf der ein ausgewachsenes Ferkel Platz gehabt hätte, einen Brief nebst Papierscheere überreichte.

Ein Brief, ein Ereigniß, das im Leben eines Geschäftsmannes täglich hundertneunundneunzig Mal sich wiederholt! Dennoch hielt es Perlmann im Zimmer zurück. Neugierde gehörte ihm zum Geschäft. Er warf einen Luchsblick auf das Schriftstück und drückte unwillkürlich den Pince-nez aufs Nasenbein, als wenn er dasselbe zu lesen habe.

Goldheim öffnete den Brief, nachdem er ihn von allen Seiten betrachtet hatte, mit einer gewissen Feierlichkeit.

Das war ungewöhnliche Nachricht, denn während des Lesens schnaubte und schnaufte Goldheim, daß seine Ehefrau angst und bange wurde. Dann aber drückte er den Papierbogen wie eine Wärmflasche auf den Leib, und wirklich begann sein Gesicht zu glühen, und er grinste vor Behagen.

„Perlmann,“ rief er endlich, „lesen Sie!“

Dieser stürzte sich auf das Document, verschlang den Inhalt und sprach dann, mit hochgezogenen Brauen und aufgeriegelten Augen über das Schriftstück weg

auf seinen Gönner und von dem auf die Hausfrau blickend, gehobenen Tons: „Herr Commerzienrath, Frau Commerzienräthin, ich gratulire!“

* * *

War's nicht begreiflich, daß dem neuen Commerzienrath an jenem Abend der Busen schwoll, der Busen, dem nur noch ein Stern fehlte, um den Himmel in sich zu tragen. Er durchschritt mit patriarchalischer Würde und voll milder Nachsicht gegen die unbetitelte Creatur die dichtgefüllten Gesellschaftsräume. Seine Gäste schieden sich in zwei Gruppen, eine verschwindend kleine und eine große, Cultus und Finanzen. Die Financiers waren sich, Einer dem Anderen, an Physiognomie, Gang und Haltung, Sprache und Manieren erstaunlich ähnlich. Da selbst die Unterscheidungsmerkmale, z. B. Vor- und Zuname, Hemdknöpfe aus Brillanten oder Perlen u. dergl. immer Mehreren unter ihnen gemeinsam waren, wären Verwechselungen unvermeidlich gewesen, hätten sie sich Einer den Anderen nicht so genau gekannt. Die numerisch kleinere Gruppe zeigte mehr Typen. Da war der heirathslustige Assessor, der sich vom Gerichtssaal her im Frack mit Grazie bewegte, der Commis, der in seiner Eigenschaft als Reserve-Lieutenant in der Versammlung der Chefs geduldet wurde, der Virtuose, dem das Problem des menschlichen Daseins darin besteht, den vierten und fünften Finger der linken Hand ebenso tastenschlagfertig und gelenk wie die entsprechenden Finger der rechten zu bekommen, der Theaterdichter, der die Romane des Paul de Kock in höchst moralische, ururdeutsche, fünfactige „Original“-Lebensbilder auszumünzen versteht. Ein anwesender wirklicher Geheimrath kam dadurch nicht zur vollen Geltung, weil er ein einziges Ordensband im Knopfloch trug, während ein simpler Kanzleirath an goldenem Kettlein mindestens vier Kreuze und Medaillen baumeln hatte. — Die schönere Hälfte der Gesellschaft hielt sich gegen ihr Compliment (selbst gegen die Complimentarier) merkwürdig abgeschlossen. Indem sie sich in ein Zimmer zurückzogen, wurde dasselbe allerdings zu einer Art Grünem Gewölbe, da aber der gemeine Dieb im Salon nicht vorkommt, kann als Grund ihrer freiwilligen Clausur nur die Sorge um ihre Tugend angenommen werden, welche bekanntlich um so größer wird, je älter wir werden.

Adelheid bewegte sich auch in diesem Kreise als Sultanin, oder richtiger, sie bewegte sich nicht. Im Sessel sich zurücklehnend, fächelte sie sich mit müder Hand, ließ ohne Wunsch oder Absicht den Blick auf irgend einem kostbaren Halsband ruhen und betheiligte sich an der Unterhaltung mit so viel Wärme, als die kälteste Höflichkeit erforderte.

Um so lebhafter und redseliger war Frau Goldheim. Was ihr der Titel an Selbstbewußtsein zulegte, schien er ihr an Pfunden genommen zu haben. Selbst der Verdruß darüber, daß manche beste Freundin sie geflissentlich liebe Goldheim, statt liebe Commerzienräthin nannte, war nur eines schnellsegelnden Sommerwölkchens Schatten auf einem Blumenbeet.

Plötzlich verstummten Sopran- und Altstimmen, verstummte das Kichern und Zischeln, die Seidenkleider rauschten, die hastig niedergesetzten Theetassen klapperten, und über das Parquett klirrte ein Sporenpaar.

„Herr Lieutenant, gestatten Sie mir, Ihnen meine Frau, meine Tochter —“

„Gestatten mir die Damen, mich Ihnen vorzustellen, Lieutenant von Frosch.“

Adelheid schlug beim Klang der zweiten, fremden Stimme die Wimpern rascher als sonst und völlig auf. Vor ihr stand ein junger blonder Hüne, die Linke an der Helmspitze. Unbewußt vornehm, militärisch

stramm ohne Zwang, ein schöner Mann ohne die Selbstgefälligkeit und Pose schöngerühmter Histrionen, so stand er, bei aller Ritterlichkeit ein braver herzgewinnender Junge, ein pommerscher Sanct Georg, dem selbst ein Einfaltspinsel den Namen nicht nachzutragen wagte.

Adelheid sah in diese blauen Augen, die weder zudringlich noch blöde blickten, wie in eine fremde Welt. Mündlich nahm sie an der folgenden Unterhaltung fast gar nicht Theil.

Der Lieutenant entschuldigte das Nichtkommen seines Papas auch bei der Hausfrau. Derselbe sei kurz vor der festgesetzten Stunde so unwohl geworden —

Nach dem tiefen Erröthen des jungen Herrn hierbei, konnte das Unwohlsein des alten nur leicht sein.

„Ja, ja," fiel der Commerzienrath ein, „wer, wie Ihr Papa, die schöne Landluft gewohnt ist."

Seine Frau verdrehte die Augen. „Das Rittergut Froschweiler soll ein Paradies sein!"

„Fünfhundert Morgen, zweihundert hiervon schlagbarer Wald," bemerkte Herr Jeremias und verdrehte ebenfalls die Augen.

Nun wurde der Erbe von Froschweiler bis unter die Stirnhaare roth. Er sei seit einem Jahre nicht auf Papas Gut gewesen.

„Was Sie sagen! Freilich in Ihrem Alter hat die Residenz ihre besonderen Anziehungen — he?!"

„Bewegen sich der Herr Lieutenant viel in Gesellschaft?"

„Aber Frau, ein junger Militär wird etwa nicht —"

„Dann treffen Sie bei uns gewiß viele Bekannte."

„Das heißt, Mama, entweder n u r Bekannte oder k e i n e."

Der Hohn, mit dem Adelheid vor zwei Stunden von „Unseren Gästen" gesprochen, klang in diesem ihrem ersten Worte wieder.

„Meine Tochter ist ein Schalk," sagte Goldheim, lächelnd, aber mit gerunzelter Stirn.

„Sag' ein Genie, lieber Edu, und so musikalisch! Gott sei Dank, wir ließen unserem Kinde eine gute Erziehung angedeihen, obwohl wir's nicht mehr nöthig hatten. Sprich doch mal Französisch mit dem Herrn Lieutenant!"

„Aber, Mutter —"

„Wie wär's mit der Arie aus dem Troubadour?" schmeichelte der Vater und sang einige falsche Noten: „Lodernde Flammen —"

„Bitte, Papa, ich werde heute nicht singen."

„Warum nicht? Du sangst doch sonst jedes Mal! Unsere Gäste —"

„Unsere Gäste hören jedenfalls lieber einen Meister als eine Dilettantin. Herr Janda hat zu spielen versprochen."

„Was sagen Sie zu dem Trotzkopf!"

„Ich bin überzeugt, daß wir um einen großen Genuß kommen, doch wenn das gnädige Fräulein —"

„Lassen wir ihr heute Abend ihre Laune; hoffentlich beehren uns der Herr Lieutenant bald wieder, und wenn wir dann so recht unter uns sind, soll sie uns den ganzen Troubadour vorsingen. — Erlaube, liebe Sidonie, daß ich den Herrn Lieutenant jetzt auch mit den übrigen Damen bekannt mache."

Während Herr von Frosch sich vor den drei zunächst sitzenden Matronen verneigte, schielte er noch einmal nach dem schönen Mädchen. Sie stand aufrecht — die Augen von den Wimpern beschattet — man konnte nicht errathen, ob nachdenklich oder gedankenlos.

Nachdem die Vorstellung im Grünen Gewölbe beendigt war, wurde der junge Kriegsmann in die Departements des Cultus und der Finanzen eingeführt. Doch

wie viele Gestalten auch vor ihm auftauchten und wieder verschwanden, den Commerzienrath an seiner Seite verlor er nicht, und ereignete es sich, daß derselbe durch unumgängliche Pflichten des Wirthes abgerufen wurde, heftete sich jenem Perlmann an die Sohlen, um dem Reichthum und Finanzgenie des Hausherrn ein Loblied anzustimmen.

„So wahr ich Perlmann heiße," betheuerte er, „wenn mir heute der Commerzienrath sagt: Perlmann, Sie müssen sich meinethalben in den Vulcan stürzen, stürze ich mich hinein."

Die Probe war wegen der Entfernung des nächsten Vulcans — leider — schwer zu machen, der Lieutenant begnügte sich daher mit einem gleichgültigen: „Ja, wahrhaftig?" und blickte dabei zerstreut über den kleinen Mann hinweg.

„Wer ist der Herr am Kamin?" fragte er. Perlmann drehte sich um. Es war nur noch ein Dritter im Zimmer. Derselbe kauerte vor einem der gläsernen Kunstfeuerchen, die ihres — nebenbei wohlfeilen — Theatereffects halber in sämmtlichen Kaminen angebracht waren, kauerte auf einem niedrigen Sessel, die Arme um die hochgezogenen Kniee geschlungen, träumerisch in sich gekehrt.

„Ach, der! das ist Salburg, der Schwager; unter uns gesagt, kein Finanzgenie."

„Bitte, machen Sie mich mit ihm bekannt!"

„Hm, wenn Sie es für nöthig halten. — He, Herr Salburg!"

Der Angerufene sprang empor, blickte mit erschrockenen Augen auf die Störenfriede und machte dann ein linkisches Compliment. Er war trotz seiner unmilitärischen Haltung beinah so groß wie der Lieutenant. Das graue Haar umzüngelte wirr den Schädel, dessen Gesichtsschnitt den Officier an Adelheid erinnerte, soweit ein blasses, abgemagertes, tiefäugiges Greisenantlitz einem vollen frischen Mädchengesicht ähnlich sein kann. Auf sein Aeußeres schien der Schwager des reichen Mannes nicht viel zu halten; er war schlottrig gekleidet, die schwarze Cravatte hatte sich am Hemdkragen emporgeschoben, daß vom Weiß nichts mehr zu sehen, dagegen hing, gewiß wider seine Bestimmung, ein langes Bandende hinten am Frack nieder.

„Herr Salburg, Schwager der Firma E. J. Goldheim und Privatier — Herr Premierlieutenant Edgar von Frosch!"

Der Schwager der berühmten Firma gab sich in Blick, Rede und Geberden als harmlosen, schüchternen, durch das Bewußtsein seiner Talentlosigkeit im Finanzfach gedrückten Menschen zu erkennen. Nur Edgar's schmeichelhafte Aeußerung über seinen Verwandten wirkte elektrisch auf ihn. „Ja," sagte er mit leuchtendem Blick, „mein Schwager ist ein Genie! großartig! er ragt wie Leviathan über uns!"

„Was bedeutet das?" fragte Edgar plötzlich und trat näher an den Kamin. Auf dem Marmorsims stand anstatt einer Uhr unter riesiger Glasglocke ein Paar höchst fragwürdiger, geflickter, alter Stiefel.

„Das sind meines Schwagers Glücksstiefel," antwortete Salburg, indem er bedeutsam den rechten Zeigefinger erhob, und holte schon zur Erläuterung Athem, die sonst der Hausherr selbst mit Emphase zu geben liebte, daß dies nämlich die Stiefel seien, in denen er, Eduard Jeremias Goldheim, vor dreißig Jahren, mit einem Fünfthalerschein als Vermögen, nach der Residenz gekommen.

Da trat Goldheim unter sie. „Eine Familienreliquie," schnitt er Jenem die Rede ab, „die Erinnerung an einen Wohlthätigkeitsact — die Commerzienräthin hat dir etwas zu sagen, Heinrich! — ich erzähle Ihnen die Geschichte ein anderes Mal, Herr Lieutenant; ich werde Ihnen jetzt das Porträt meiner Tochter von Knaus zeigen."

* * *

Frau Goldheim schlief eine gute Stunde schon, seit der letzte Gast — natürlich Perlmann — das Haus verlassen hatte, da wurde sie von ihrem Eheherrn jählings wachgerufen.

„Du wünschest? — ist dir unwohl?“

Goldheim hob den Kopf ein Geringes über die Kissen empor.

„Erinnere mich morgen, Sidonie, daß die Stiefel aus dem blauen Salon genommen werden.“

„Die Stiefel?“ rief sie, beinahe bestürzt. „Sie waren ja dein Stolz bisher!“

„Ich denke heute anders. Was man war, geht die Leute nichts an, wenn man etwas geworden ist.“

Am anderen Tage wanderten die Stiefel, in denen Goldheim seinem Glücke entgegengegangen war, aus dem Salon in die Rumpelkammer. Schön waren sie schon vor dreißig Jahren nicht gewesen, und ihre Schuldigkeit hatten sie gethan. Das Glück blieb Goldheim auch in Lackstiefeln treu. (Forts. folgt.)

Eine Königsreise.

Erinnerungsblätter

von

Friedrich Bodenstedt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Zur Orientirung.

Wie oft ist mir, wenn ich im traulichen Kreise von vergangenen Tagen erzählte, der Ausdruck des Bedauerns oder gar des Vorwurfs ins Ohr geklungen, daß ich aus der Fülle meiner Erlebnisse so wenig durch das geschriebene Wort festgehalten habe. Ich bin dagegen immer der Meinung gewesen, daß man mit der Aufzeichnung — und gar Veröffentlichung — intimer Erlebnisse nicht vorsichtig genug sein könne, besonders wenn die Gunst des Zufalls, der wir sie verdanken, Verhältnissen entsprang, welche volles Vertrauen zur ehrenden Voraussetzung hatten.

Dazu kommt, daß mir die Fähigkeit versagt ist, mit meinem Urtheil über Menschen und Dinge schnell fertig zu werden. Doch bin ich zu dieser Selbsterkenntniß erst gelangt, nachdem mir bei gelegentlichen Rückblicken klar geworden, wie oft ich im Urtheil fehlgegriffen, so lange ich in meinen Aufzeichnungen, die mir in der Jugend leichter aus der Feder sprangen als in späteren Jahren, den ersten Eindrücken folgte.

Wem jeder Tag neue Aufgaben stellt, welche den Geist völlig in Anspruch nehmen — wie das bei mir immer der Fall gewesen — der findet selten Zeit und Stimmung, die Erinnerungsblätter vergangener Jahre wieder zu durchlesen. Mir ist die Muße dazu nur geworden in Tagen quälenden Unwohlseins, wenn andauerndes Kopfleiden mich unfähig zu geregelter Arbeit machte. Und selbst dann habe ich es nie über mich gewinnen können, eines der vielen Tagebücher, die ich in fremden Ländern und meist in fremden Sprachen geschrieben, ganz zu Ende zu lesen. Ich blätterte bald in diesem, bald in jenem, und fast aus jedem trat mir mein Bild mit so seltsam veränderten Zügen entgegen, daß ich mich kaum darin wiedererkannte. Selbst in der Handschrift der einzelnen Hefte zeigte sich eine auffallende Verschiedenheit als deutlicher Ausdruck der verschiedenartigen Einflüsse, die mich beherrschten, während ich meine Betrachtungen niederschrieb. Denn nur von diesen ist hier die Rede, nicht von den immer kurz und sachlich gehaltenen Reisenotizen, welche mir bei der Abfassung meiner Werke „Die Völker des Kaukasus“ und „Tausend und Ein Tag im Orient“ als Führer dienten.

Erst bei diesen Arbeiten, welche mich zwangen, immer bei der Sache zu bleiben, fand ich mich selbst wieder nach den seltsamen Verirrungen, welche die natürliche Folge jener Stilübungen in fremden Sprachen gewesen waren. Denn einen eigenen Stil kann man sich nur in seiner eigenen Sprache bilden; in jeder anderen wird man irgend einem Vorbilde folgen, welches dann durch seine Ausdrucksweise auch mehr oder minder vorbildlich für unsere Anschauungsweise wird.

Bei mir wenigstens ist das so gewesen, und ich muß heute noch lachen, wenn ich in einem auf der Reise von Moskau nach Tiflis geschriebenen Tagebuche blättere, welches ganz unter dem Einfluß Lamartine's geschrieben ist, dessen Voyage en Orient, souvenirs etc. mir kurz zuvor in die Hände gefallen war. Wie ganz anders, durch die Lamartine'sche Brille gesehen, erscheinen dort Menschen und Dinge, als sie sich meiner Erinnerung eingeprägt haben!

Eine Zeit lang stand ich unter dem viel mächtigeren Einflusse Byron's, der mich noch weniger zu mir selbst kommen ließ als Lamartine. Erst durch Morier's Schriften und besonders durch seinen „Hadschi-Baba" wurde ich auf die richtige Spur der Betrachtung morgenländischen Lebens und Webens geleitet. Er diente mir nicht zum Vorbilde in der Darstellung, sondern befreite mich vielmehr von allen Vorbildern, indem er mich lehrte, Menschen und Dinge im Kern zu erfassen, um sie, unbeirrt durch äußere Einflüsse, selbst darstellen zu können.

Erfahrungen sind Saatkörnern zu vergleichen, welche nur da Nutzen bringen, wo sie auf einen fruchtbaren und wohlbereiteten Boden fallen. Aber sie müssen auch hier erst keimen, wachsen und gedeihen, um Frucht zu tragen.

Nichts verleitet zu größeren Irrungen als die Gewohnheit, jedes Erlebniß für wichtig genug zu halten, um schriftliche Betrachtungen daran zu knüpfen und Schlüsse daraus zu ziehen. Denn wie selten kommt es vor, daß unser Gemüth so rein gestimmt ist, um die Dinge ohne entstellende Beimischung auf sich wirken zu lassen, und wie leicht vergrößern wir, bei einigermaßen lebhafter Einbildungskraft, in Momenten der Erregung ganz geringfügige Dinge ins Ungeheuerliche.

Ich habe das häufig genug an mir selbst erfahren, aber zum Glück meine Person nie für wichtig genug gehalten, um alle schriftlichen Denkmale solcher Verirrungen des Urtheils für die Nachwelt aufzubewahren, sondern das für mich werthlos Gewordene auch für Andere werthlos erachtet und vernichtet, wenn es mir später wieder unter die Augen kam.

Im Laufe der Jahre sind meine Aufzeichnungen immer seltener und knapper geworden und endlich zu bloßen Notizen zusammengeschrumpft, in einen kleinen Taschenkalender gekritzelt, wenn sich besondere Veranlassung dazu bot. Meinen inneren Erlebnissen gab ich nach Gunst der Stimmung poetischen Ausdruck und im Uebrigen brachte jeder Tag immer so viel Arbeit, daß ich selten Lust verspürte und noch seltener Zeit fand, Abends noch schriftliche Betrachtungen über mich und die Welt anzustellen.

Selbst während meines Aufenthalts in Italien, Frankreich und England habe ich nie regelrechte Tagebücher geführt, sondern nur das schriftlich festzustellen gesucht, was mir werth schien, dereinst in der Erinnerung aufgefrischt zu werden.

Ein Anderes ist es, ob man ein Land besucht blos zu eigener Belehrung, oder in der Absicht, sich öffentlich darüber vernehmen zu lassen. Dieses war bei mir in den Ländern des Westens nicht der Fall, und so ließ ich die wechselnden Eindrücke in voller Unbefangenheit auf mich wirken, unbesorgt darum, wie viel oder wie wenig ich Schwarz auf Weiß mit nach Hause nehmen werde.

Das wirklich Bedeutende und Charakteristische in unseren Beobachtungen und Erfahrungen schlägt von selbst tiefe Wurzeln in der Erinnerung, wächst fort und treibt Blüthen und Blätter seiner Natur gemäß wie ein aus seinem heimischen Grunde in fremden Boden verpflanzter Baum.

Es giebt Zeiten schwerer Prüfungen und Heimsuchungen, öde Winterzeiten des Lebens, wo der Garten der Erinnerung wie verschneit liegt und der Blick, noch immer wie nach außen gekehrt, nur in trostloses Dunkel sieht. Wenn auf solche Zeiten, wie ich sie öfter erlebt, dann wieder bessere Tage folgten, so gab es immer so viel Versäumtes nachzuholen, daß ich arbeiten mußte bis zur Uebermüdung, um nur das Dringendste zu bewältigen. Klopfte aber je zuweilen ein alter Freund oder Bekannter aus fernem Lande an meine Thür, so ließ ich doch gern die Arbeit ruhen, um mich auf ein Kurzes wieder in den sonnigen Osten zu versetzen, wo die Stunden sich träger dehnen und das Wort gilt: Wer hier zu viel thut, für den hat Gott zu wenig gethan. Das einst selbst Erlebte kam mir dann förmlich märchenhaft vor.

Fast eben so märchenhaft erscheint mir jetzt die Erinnerung an eine viel später unternommene Reise durch deutsche Gauen, welche in der eigenthümlichen Art ihrer Ausführung gleichsam zu einem Auferstehungsfeste aller früheren guten Erinnerungen werden sollte.

Von dieser Reise, welche mich während des Sommers 1858 im Gefolge Sr. Majestät des verewigten Königs von Baiern, Maximilian II., um die Ufer des Bodensees, durch den Bregenzer Wald und das ganze baierische Alpenland führte, will ich auf den folgenden Blättern erzählen, denen ich die obenstehenden Bemerkungen nur vorausgeschickt habe, um den Leser darüber aufzuklären, daß er hier keine Sammlung alter Tagebuchblätter, sondern eine aus lebendiger Erinnerung geschöpfte Schilderung denkwürdiger Erlebnisse zu erwarten hat, wobei mir die auf der Reise hingeworfenen Notizen nur als Wegweiser und Anhaltspunkte dienen.

Denn es handelte sich für mich nicht darum, neue Aufschlüsse über die baierischen Hochlande und ihre Bewohner zu geben, die längst unter ihren Stammesgenossen vortreffliche Darsteller, wie Steub, Noé Stieler u. A. gefunden haben! mein Zweck ist in erster Linie, den König Max unter den wechselvollen Eindrücken einer längeren Reise zu schildern, die er selbst später zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens rechnete, und ich glaube, daß Jeder, der so glücklich war, daran theilnehmen zu dürfen, von sich dasselbe aussagen wird.

Die Veranlassungen zu dieser Reise waren ebenso eigenthümlicher Natur wie die Reise selbst, welche, meines Wissens, in der ganzen deutschen Fürstengeschichte nicht ihresgleichen hat.

Bekanntlich war König Max einer der wissenschaftlich gebildetsten und aufgeklärtesten Fürsten seiner Zeit, von früh auf ehrlich und eifrig bestrebt, sich auf den hohen Beruf, der seiner harrte, würdig vorzubereiten. Die akademischen Vorlesungen, welche er während eines längeren Aufenthalts in Göttingen und später in Berlin gehört hatte, genügten ihm nicht zum Abschluß seiner Studien, wie das sonst bei den meisten Prinzen, welche Universitäten besuchen, der Fall zu sein pflegt, sondern dienten ihm nur als Sporn und Schlüssel zu tieferem Eindringen in die Schatzkammern des Wissens und lebendiger Erkenntniß. Er hatte einen philosophischen Zug in sich, der ihn nicht ruhen ließ, nach dem Wie und Warum der Dinge zu forschen. Mit den hervorragendsten seiner Lehrer blieb er in regem Verkehr, der sich in einzelnen Fällen, wie mit Ranke, Schelling u. A., im Laufe der Zeit zu wirklicher Freundschaft steigerte, während er anderseits auch wieder, mit einer Selbstbeherrschung, die ich oft bewundert habe, persönliche Antipathien zu überwinden wußte um den Preis, sein Wissen zu vertiefen und seinen Gesichtskreis zu erweitern.

Hierin wurde der König, wenn ich nicht sehr irre, wesentlich bestärkt durch einen Mann, der, ein Schüler Ranke's, mit einer gründlichen wissenschaftlichen, besonders historischen Bildung ein etwas stürmisches Temperament und einen energischen Charakter verband, der in der Verfolgung großer, als nothwendig erkannter Ziele keine Rücksichten gelten ließ und vor keinem Hinderniß zurückbebte.

Dieser Mann, um drei Jahre jünger als der König, hieß Wilhelm Dönniges und war zu der Zeit, als der König, damals noch Kronprinz Maximilian, ihn zuerst aus seinen Schriften und Vorlesungen kennen lernte, ein vielversprechender Docent und bald darauf (1841) Professor der Staatswissenschaften an der Universität zu Berlin. Er hatte damals schon für Ranke's „Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause" die „Jahrbücher Kaiser Otto's I." bearbeitet und während eines längeren Aufenthalts in Italien zu wissenschaftlichen Zwecken (1838 bis 1839) in Turin die kaiserlichen Rathsbücher Heinrich's VII. entdeckt, welche er unter dem Titel „Acta Henrici VII." veröffentlichte.

Dönniges war nichts weniger als ein glänzender Redner; alle rhetorischen Künste waren ihm fremd, oder er machte wenigstens keinen Gebrauch davon. Er nahm die Dinge zu ernst, um sie spielend behandeln zu können und war überhaupt mehr ein scharfer, kritischer als ein fruchtbarer Geist, von feinem Geschmack, klarem Blick und voll freudiger Empfänglichkeit für alles Schöne, aber unfähig es selbst her-

vorzubringen. Es standen ihm weder glänzende Einfälle und schlagende Gleichnisse noch zündende Worte und überraschende Wendungen zu Gebote; trotzdem verstand er es trefflich, wissenschaftliche Fragen aus dem Kern der Sache heraus zu erörtern und durch seine knappe, klare Ausdrucksweise so fesselnd wie anregend zu wirken.

Dem Kronprinzen gefiel der Vortrag des jungen Professors eben weil er völlig frei war von allem rednerischen Pomp und dem üblichen, so oft Hohlheit wiedertönenden akademischen Lehrton.

Der junge Professor wurde öfter zur Tafel des Kronprinzen gezogen, der ihn ganz in seiner Nähe zu haben wünschte, was ihm mit der Zeit auch gelang, obgleich es für Dönniges ein großes Opfer war, sich von seiner akademischen Lehrthätigkeit loszureißen, zu welcher er sich mit gutem Fug besonders berufen glaubte. So machte sich denn der Uebergang zu einem anderen Wirkungskreise nur allmälig. Ohne seine Stellung an der Universität gleich aufzugeben, begleitete Dönniges den Kronprinzen etwa drei Jahre hindurch (1842 bis 1845) als Lehrer des Staatsrechts, der Nationalökonomie und der Finanzwissenschaft.

Während dieser Zeit hatte Dönniges hinlänglich Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie ernst es der Kronprinz mit seinen Studien nahm, und dieser gewöhnte sich dermaßen an seinen jungen Lehrer, daß er ihn nicht mehr entbehren konnte, aber erst im Jahre 1847 gelang es ihm, Dönniges, der in den damals — nicht zu sonderlichem Segen des Landes — herrschenden Kreisen Baierns als Preuße und Protestant vielfach auf Mißgunst und gehässige Vorurtheile stieß, ganz für seinen Dienst zu gewinnen.

An der Neugestaltung der baierischen Staatsverhältnisse nahm Dönniges — nachdem der Kronprinz mitten in den Märzstürmen des Jahres 1848 als König Maximilian II. den Thron seiner Väter bestiegen hatte, wesentlichen Antheil, wenn es seine Stellung zum Könige auch mit sich brachte, daß er gleichsam hinter den Coulissen wirken mußte, und nur Eingeweihte wissen konnten, was von ihm ausging und was nicht. Er erhielt im Laufe der Jahre den Titel Geh. Legationsrath, wurde zu verschiedenen diplomatischen Sendungen benutzt und in den erblichen Adelsstand erhoben. Soviel über das Aeußerliche seiner Stellung. Ueber seine politische und staatsmännische Thätigkeit eingehend zu reden, ist nicht meine Aufgabe; vielleicht findet sich in den nachfolgenden Blättern Gelegenheit, ein Streiflicht darauf zu werfen: hier sollte nur sein Verhältniß zum Könige, der nach langjähriger Prüfung wohl wußte, was er an ihm hatte, in das rechte Licht gestellt werden, denn man kann von der segensreichen Regierung des Friedenskönigs Max nicht reden, ohne des fördernden Antheils zu gedenken, den Dönniges an Allem hatte, was der König zum Wohl seines Landes, und über sein Land hinaus für Kunst und Wissenschaft gethan.

Es waren merkwürdige Gegensätze, die sich dem unbefangenen Beobachter in der Erscheinung des Monarchen und seines Rathgebers offenbarten. Jener, schlank und zart gebaut, vereinte mit einer ungezwungen vornehmen Haltung die feinsten Umgangsformen und eine herzgewinnende Freundlichkeit, — dieser, von überaus kräftigem Gliederbau, hielt sich nicht so grade wie der König, sondern hatte, bei aller Sorgfalt in der Kleidung, etwas Burschikoses in seinem Auftreten, und der scharfe, oft stechende Ausdruck seines Auges erschien durch die goldene Brille noch verschärft, selbst wenn er lachte. Den auf mächtigem Nacken sitzenden Kopf trug er gern ein Bischen zur Seite gebogen, fast wie ein Schütz, wenn er anlegt, und er war ein guter Schütz, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn.

Der König war ebenfalls ein guter Schütz und hat, nach der zuverlässigen Angabe seines vieljährigen treuen poetischen Jagdgenossen Franz v. Kobell, allein im Jahre 1859 hundert und drei Gemsen erlegt, des anderen Wildes nicht zu gedenken, aber er war kein Jäger, wie es Dönniges war und Kobell noch ist, der tagelang einsam auf halsbrechenden Wegen, sein Ränzel auf dem Rücken, das Gebirge durchstreift, gleich Schiller's Tell: um ein armselig Grattthier zu erjagen.

Dem Könige war die Jagd mehr ein angenehmes Mittel zum Zweck, mit Menschen aus allen Schichten des Volks in nähere Berührung zu kommen, Land und

Leute genau kennen zu lernen, sich an den großartigen Naturschönheiten der Alpenwelt zu erfreuen und seine oft sehr angegriffenen Nerven durch Bewegung in der frischen Gebirgsluft zu stärken. Er hatte als Kronprinz im Jahre 1835 auf einer Reise in Ungarn eine schwere Krankheit durchzumachen gehabt, einen lebensgefährlichen Typhus, der eine nie ganz zu hebende Störung seines Nervensystems zurückließ, die Ursache häufiger, martervoller Kopfleiden, gegen welche die reine Alpenluft sich als treffliches Linderungsmittel bewährte.

Auf solchen Jagdzügen, welche oft wochenlang währten, hatte Se. Majestät gern so rüstige Begleiter wie Dönniges und Kobell, die durch keine Anstrengung zu ermüden waren und, immer frischen Geistes, dem König auch in seinen Erholungsstunden anregende Unterhaltung zu bieten wußten, während sie in seinen Arbeitsstunden, ohne welche ihm nie ein Tag verging, auf eigene Faust umherkletterten, um noch einen glücklichen Schuß anzubringen oder eine neue schöne Aussicht zu entdecken.

Ob der König auf Jagden, auf Reisen oder zu Hause war, seine Regierungsgeschäfte und Studien wurden dadurch nie ganz unterbrochen. Er wußte, da er wenig Schlaf brauchte und immer sehr früh aufstand, für Alles Zeit zu finden, legte sich selbst jeden Abend gewissenhaft Rechenschaft ab über die Anwendung des Tages, und ich glaube, er hätte nicht schlafen können ohne das Bewußtsein, im Laufe des Tages etwas Gutes oder Nützliches gethan zu haben.

Es war ihm schon früh Bedürfniß gewesen, sich mit hervorragenden, eigenartigen und anregenden Geistern zu umgeben. Als Kronprinz sah er manchen auserlesenen Gast auf seiner von ihm neuerbauten romantischen Burg Hohenschwangau; ich nenne hier nur Friedrich Rückert, sowie Friedrich Thiersch, den berühmten Philologen, und den zu jener Zeit nicht minder berühmten Historiker Jakob Fallmerayer, den Verfasser der „Fragmente aus dem Orient“.

Bald nach der Thronbesteigung des Königs begannen seine Berufungen von Gelehrten und Poeten aus verschiedenen Theilen Deutschlands, vornehmlich wohl um der Münchener Universität besonders durch hervorragende Naturforscher und Historiker neue Lehrkräfte zuzuführen, dann aber auch, um den kleinen Kreis einheimischer sympathischer Geister, mit welchen Se. Majestät vertrauteren Umgang pflog, nach Bedürfniß zu erweitern.

So bildete sich jene Tafelrunde, welche der König, so lange der Hof in München residirte, so oft um sich versammelte als irgend möglich war: in der Regel wöchentlich einmal, zuweilen auch zwei- und dreimal. Dem Könige waren und blieben diese Symposien in den Kaisersälen der Residenz, wo die Geister oft auf einander platzten, die liebste und vornehmste Unterhaltung. Was dabei verhandelt wurde, drang nicht in weitere Kreise, obwohl es das Licht nie zu scheuen brauchte; aber manches freie Wort hätte, aus dem Zusammenhange gerissen, von Uneingeweihten mißdeutet werden können, und der König, dem es nicht um den Schein, sondern um das Wesen zu thun war, wünschte seiner Tafelrunde den Charakter der Intimität zu bewahren. Es berührte ihn selbst unangenehm, daß Fürst Pückler-Muskau, dem bei seinem Besuch in München (1854) einmal die seltene Vergünstigung wurde, an einem Symposion theilnehmen zu dürfen, darüber einen ganz begeisterten Brief an die Augsburger Allgemeine Zeitung schrieb. Der einzige regierende Fürst, den ich je in den engeren Kreise gesehen habe, war der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin.

Aus dem oben Gesagten erhellt zur Genüge, warum zu Lebzeiten Sr. Majestät der Schleier von der halb wissenschaftlichen, halb poetischen Tafelrunde nur wenig gelüftet wurde; daß dies auch nach dem so frühen Tode des Königs nicht mehr geschehen, erklärt sich aus der großen politischen Umgestaltung, welche sich seitdem in Deutschland vollzogen und ganz andere Interessen in den Vordergrund gerückt hat.

Wohl aus demselben Grunde ist noch kein eingehender Bericht über die von mir mehrfach erwähnte denkwürdige Alpenreise des Königs erschienen. Aber jetzt, da der Schlachtendonner glücklich verhallt ist und kein vernünftiger Mensch in Deutschland sich nach neuem Kriege sehnt, mag die Stimme der Musen sich wieder in ande-

rer Weise vernehmen lassen als durch Kampflieder, und auch die Erinnerung an einen Fürsten, der ein begeisterter Freund der Musen war und für Kunst und Wissenschaft in Deutschland mehr gethan hat als irgend ein anderer Fürst seit Karl August von Weimar, den Lesern dieser Blätter willkommen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Dombild von Mabuse
und das
Rosenkranzbild von Dürer
in Prag.

Von

Alfred Woltmann.

Die alte Kunststadt Prag bewahrt zwei Meisterwerke der deutschen und der niederländischen Malerei aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, das sogenannte Dombild von Mabuse, welches jetzt in der Galerie der Patriotischen Kunstfreunde aufgestellt ist, und das Rosenkranzbild von Dürer, leider nur noch Ruine, in Kloster Strahow. Beide sind Ueberbleibsel der berühmten Kunstsammlung Kaiser Rudolf's II. Das Gemeinsame dieser zwei Werke ist, daß sie die Kunst der germanischen Welt in ihren zwei Hauptrichtungen an dem Punkte zeigen, an welchem ihre aus dem heimischen Geist hervorgegangene Entwickelung sich mit der Renaissance Italiens berührt.

In der großen Umwälzung des 15. und 16. Jahrhunderts, welche mit Gesinnung und Ueberlieferung des Mittelalters bricht, trat der germanische Norden eben so selbständig auf, wie Italien, auch auf dem Gebiete der Kunst, nur in anderer Weise. In der bildenden Kunst des Mittelalters waren die Natur und die Wirklichkeit gewissermaßen nur das unvermeidliche Mittel gewesen, um die Empfindungen der Seele auszusprechen. Um ihrer selbst willen hatten die Formen, hatte namentlich die Menschengestalt keine Berechtigung. Unverstanden, nur von ungefähr gekannt, verkörperte sie jene Empfindungen in einer Art Bilderschrift, die nur der geistigen Bedeutung wegen da war. Der moderne Mensch dagegen, bei welchem das Gefühl der Abhängigkeit von höherer Macht dem Bewußtsein der eigenen Kraft und des freien Willens Platz macht, tritt in ein anderes Verhältniß zur Natur. Wie er ihre Kräfte ergründet und nutzbar macht, so sieht er sie auch als das um seiner selbst willen würdige Object der künstlerischen Darstellung an. Seele und Körper sind ihm nicht mehr etwas Getrenntes, Feindliches; je klarer er die Natur und namentlich die körperliche Erscheinung des Menschen aufzufassen versteht, desto entschiedener fühlt er sich fähig, das auszudrücken, was ihn geistig erfüllt.

Zur selben Zeit, in welcher die große italienische Kunstbewegung auf dem Boden von Florenz beginnt, tritt eine eben so plötzliche und durchgreifende Wendung in der Kunst des germanischen Nordens ein, ja sie ist vielleicht noch weniger vorbereitet, noch entschiedener als jene. Ihren ersten Schauplatz bilden die flandrischen Städte, wo sich geordnete Staatsverhältnisse mit entwickeltem bürgerlichen Leben vereinigen, der glänzende Aufschwung von Handel und Gewerbe einen außerordentlichen Reichthum erzeugt, das Bedürfniß nach künstlerischer Veredlung des behaglichen und stattlichen Daseins allgemein ist. Die Brüder Hubert und Jan van Eyck führen auf einmal die Malerei in neue Bahnen. Der Gegenstand ihrer Bilder ist noch der kirchlich überlieferte, aber die Auffassung ist eine neue: Menschen, wie sie noch nie in der christlichen Kunst geschaffen waren, in den Zügen durchaus individuell, bis zu charakteristischer Schärfe, im Bau des Körpers wohl beobachtet, mit einer Gewandung, die nicht in conventionellem Wurf, sondern dem Wuchse und den Bewegungen wie dem Charakter des Stoffes entsprechend fällt. Hinter ihnen statt des raumlosen Goldgrundes

Digitized by Google

die wirkliche, heimathliche Umgebung, Landschaften mit weiter Fernsicht, Straßen der Städte, tiefe Kirchenhallen und trauliche Gemächer. Nicht nur die Menschen in voller Wirklichkeitstreue, sondern jede Falte der Haut, jede Runzel des Gesichts, jedes Härchen an der Wimper, nicht nur die Tracht, wie sie im Leben üblich war, sondern jede Zier am Besatz, jeder Edelstein des Geschmeides, nicht nur die Umgebung, sondern jedes Blümchen im Grase, jedes Geräth im Hause, bei liebevollem Eingehen auf das Kleinste und durch die satte, leuchtende Farbe von überzeugender Realität.

Durch mehrere Generationen blüht diese Schule weiter, allmälig allerdings mehr in Feinmalerei bei ganz kleinem Maßstabe aufgehend, im Ausdruck nicht so energisch wie ehedem, sondern vorwiegend weich und passiv. Erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erwacht ein Streben nach größeren Formen und lebhafterer Bewegung, der zufolge die alte Gleichwerthigkeit des Einzelnen eine gewisse Einschränkung erfährt. Der bestimmende Meister ist zunächst Quintin Metsijs, das Haupt der Schule von Antwerpen, der jetzt kräftiger aufblühenden Welthandelsstadt, welche das üppige erschlaffende Brügge überflügelt. Nächst ihm ist der etwas jüngere Jan Gossart genannt Mabuse, nach seinem Geburtsort Maubeuge im Hennegau, bedeutend.* Geboren um 1470 oder etwas später und hervorgegangen aus der Schule von Brügge, läßt er sich 1503 als selbständiger Meister in Antwerpen nieder. Anfangs wandelt er noch ganz in den Bahnen der alten Schule, aber steht an Wärme der Empfindung gegen die früheren Meister zurück. Dabei ist er eine kräftige Natur, ein tüchtiger Zeichner, ein Meister in Farbe und gediegener Durchbildung.

Bald aber lockt ihn der Anblick von Italien in ganz andere Bahnen. Diese Reise unternahm er offenbar im Gefolge eines natürlichen Sohnes von Philipp dem Guten, des Grafen Philipp von Burgund, der um 1508 als Gesandter des Kaisers Maximilian zu Papst Julius II. geschickt wurde. Nach der Rückkehr blieb Mabuse im Dienst dieses Fürsten, gemeinsam mit einem höchst merkwürdigen Maler, Jacopo de' Barbari aus Venedig, der meistens in den Niederlanden oder in Nürnberg lebte, dort als Jakob Walch („der Wälsche") bekannt war und als Vermittler italienischen und nordischen Geschmacks eine Rolle spielte. Gerardus Noviomagus, Philipp's Biograph, nennt ihn und Mabuse den Zeuxis und den Apelles dieser Zeit. Bis Philipp 1524 als Bischof von Utrecht starb, war Mabuse in seiner Umgebung und schmückte seine Schlösser mit Gemälden, dann finden wir ihn im Dienste anderer Fürsten und Herren; er starb 1532 zu Antwerpen.

Der Glanz des italienischen Kunstlebens lockte damals manchen Niederländer nach dem Süden, namentlich seit jetzt Rom unter Julius II. der Brennpunkt aller Bestrebungen geworden war und die besten Maler, Bildhauer und Baumeister von Italien hier mit einander wetteiferten, der ewigen Stadt neuen Glanz zu verleihen. Unter den eigenen Schülern Raphael's war ein Niederländer, Bernard van Orley aus Brüssel. Der Eindruck der italienischen Kunst auf diese Fremdlinge mußte ein gewaltiger sein: eine andere Stellung der Kunst im öffentlichen Leben, ein Ineinandergreifen aller Künste, ein freierer Stil auch in der Malerei. Die neue italienische Kunstentwickelung war ebenfalls vom Realismus ausgegangen, aber die Wirklichkeit selbst war in Italien freier und heiterer, der Künstler wußte ihr gegenüber einen Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus sein Auge weniger am Einzelnen haften blieb, vielmehr das Ganze einheitlich übersah. Die Meister seit Ende des 15. und seit Anfang des 16. Jahrhunderts gingen noch einen Schritt weiter, sie suchten die Schönheit im Wirklichen, sie läuterten die Form, bis sie fähig ward, dem Ausdruck idealer Empfindungen zu dienen. Theoretische Studien, Streben nach Linienschönheit und Proportionalität, Versenkung in die Vorbilder aus dem classischen Alterthum, wissenschaftliche Ergründung des Körperbaues sind ihre Mittel, um jene höheren Ziele, die sie sich stecken, zu erreichen.

* Für Mabuse ist zu verweisen auf Michiels, Histoire de la peinture Flamande, 2. Auflage, IV. V. Dieses sonst wissenschaftlich ungenügende Werk enthält doch einiges Neue über Gossart, dessen Biographie bisher gänzlich vernachlässigt worden ist.

Die niederländischen Maler in Italien werden nun gerade durch das am meisten gefesselt, was ihnen von Hause aus am fernsten lag, durch die Freiheit der Form, den Schwung und die Größe der Motive, die Kühnheit der Bewegungen, die Grazie der Linienführung. Sie suchen sich das anzueignen, aber es bleibt für sie etwas äußerlich Entlehntes. Diese Idealität, dieser Schwung in Form und Bewegung muß ohne solche theoretische Bildung zum Unverstandenen und Uebertriebenen führen. Schon diejenigen Niederländer, welche mit der gewählten Schönheit, dem freien Adel eines Leonardo, eines Raphael wetteifern wollen, werden leer, phrasenhaft und geziert; noch schlimmer steht es mit den Nachahmern Michelangelo's, deren Einer Mabuse wurde. Schon die italienischen Nachfolger des gewaltigen Meisters fallen der Entartung anheim, dem Genius, welchen der Flügel über Abgründe trägt, können sie nicht nachklettern, noch weniger aber die Niederländer, denen sein tiefstes Wesen noch unverständlicher sein mußte. Michelangelo's mächtige Formen verlangen seine unerreichte Kenntniß des Körpers, seine großartigen, geheimnißvollen Inspirationen. Mabuse dachte dessen Stil erfaßt zu haben und lieferte doch nur sein Zerrbild. Seine religiösen Gemälde werden aufgeblasen, kalt und prahlerisch, seine mythologischen und allegorischen Darstellungen, seine Bilder mit nackten Figuren schwülstig und widerwärtig. Ueber dem Fremden, das er nicht versteht, geht ihm das Eigene, die alte Innigkeit der Empfindung, die maßvolle Schlichtheit, die treuherzige individuelle Auffassung, die Wärme und zarte Harmonie des Colorits verloren. Nur auf bestimmten beschränkteren Gebieten bewahrt sich jetzt Mabuse noch seine alten Vorzüge, in Bildnissen, in genrehaften Halbfiguren und ausnahmsweise einmal in einem größeren Werke, wie das Prager Dombild.*

Es war von der St. Lucasbrüderschaft, der Malergenossenschaft, in Mecheln für ihren Altar in der dortigen Kathedrale gestiftet worden und stellt deren Patron, den heiligen Lucas, dar, welcher die Madonna malt. Mehrere Jahrzehnte später kamen zwei Flügelbilder, Johannes der Evangelist im siedenden Kessel und Johannes auf Pathmos hinzu, nach der Bezeichnung auf der Rückseite von „Michael van Mecheln", das heißt Michael Coxcie, einem Maler, bei welchem die Entartung durch unverstandenes Nachahmen der Italiener ihren Gipfel erreicht. Schon Karel van Mander erwähnt das Werk in seiner 1604 erschienenen Malerbiographie, aber unter dem falschen Namen Bernard van Orley, während er den Maler der Flügelbilder ganz richtig angiebt. So schnell verliert sich die Tradition. Den Bildersturm im Jahre 1580 hatte der Altar glücklich überstanden, seiner Schönheit wegen ward er verschont. Bald darauf aber wurde er „durch höhere Gewalt entführt" und kam nach Prag in die Sammlung Rudolf's II. Im Jahre 1614 richtete der Rath von Mecheln eine Eingabe an Kaiser Matthias, in welcher er um Rückgabe des Altares bat, aber vergebens. Ferdinand II. schenkte das Bild im Jahre 1619 dem Dome, in welchem es erst kürzlich einem modernen Altar Platz gemacht hat. In der Eingabe von 1614 wird der richtige Meistername angegeben (depictam a primario pictore quondam Johanne de Mabuse), dann aber vergaß man ihn gänzlich. Erst bei einer Herstellung im Jahre 1836 kam an dem Gürtel des heiligen Lucas die eigenhändige Bezeichnung des Malers GOSSART zum Vorschein.

Aus welcher Zeit stammt nun dieses Bild? Die Gestalten erinnern ganz an Gossart's früheren Stil, an die älteren flandrischen Typen. Und doch kann es nicht vor seiner italienischen Reise entstanden sein wegen der ganz entwickelten, an der Quelle studirten Renaissance in der Architektur und Decoration des Hintergrundes. Wir haben hier also ein künstliches sich Zurückversetzen des Meisters in den älteren Stil. Dies darf bei Mabuse nicht auffallen, sein Genosse Jacopo de' Barbari hatte es zur größten Virtuosität in der täuschenden Nachahmung älterer Meister gebracht. Mabuse selbst entwickelt ganz den nämlichen Stil wie im Dombilde, in den Miniaturen des berühmten Breviariums Grimani in der Bibliothek zu Venedig, das er wahrscheinlich mit

* Literatur: Mikowec, Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens, I, S. 189. — Ambros, kurzer Text zu der photographischen Publication. — Das Bild ist größtentheils wohl erhalten; stärkere Retouchen am Körper des Christuskindes.

Hülfe anderer Künstler für Philipp von Burgund ausmalte. Noch bei dessen Lebzeiten aber war es unter falschem Namen in den Handel und dann an den Cardinal Grimani gekommen, bis vor Kurzem glaubte man noch Memling und einige seiner Zeitgenossen für die Urheber der Bilder halten zu dürfen, aber auch hier ist nochmals die eigenhändige Beglaubigung GOSSART zu finden. In Figuren und Architektur ist, trotz der Unterschiede der Technik und des Maßstabes, die Uebereinstimmung dieser Miniaturen mit dem Prager Dombild vollkommen.*

Auf diesem sitzt Lucas, ganz roth gekleidet, auf einem steinernen Postamente links im Bilde** und zeichnet die Madonna. Diese, blau gekleidet, mit einer entblößten Brust, hat eben das Kind gestillt, jetzt aber bewegt sich dasselbe lebhaft auf ihrem Schooße und greift nach der Rose, die ihm die Mutter vorhält. Das sind noch ganz die alten Typen und Motive, Lucas bartlos, mit dem Ausdruck milder Frömmigkeit, Maria's sinnender Kopf mit niedergeschlagenen Augen, länglichem Oval, anmuthig herabfließendem Haar; in den Zügen wie in den Bewegungen schlichter Ernst und demüthige Zurückhaltung, nur in der Bewegung des Kindes kommt eher ein modernes Element zum Vorschein. Die vollendet feine Durchführung in jeglicher Einzelheit geht hier eben so weit wie in der älteren Schule. Man erkennt jeden Strich der Zeichnung, welche Lucas anfertigt, außerordentlich wahr sind der Pelzbesatz seines Kleides, die metallene Einfassung der Löcher in seinem Gürtel, der funkelnde Rubin in Maria's Stirnband. Neben Lucas liegt, mit derselben Präcision behandelt, ein Vogelflügel, der dem Zeichner als Wischer diente, vor ihm steht ein Holzschuh, wie man ihn auf der Gasse trug, den man aber vom Fuß herabgleiten ließ, wenn man eintrat und sich setzte. Wie diese Ausführung der Nebendinge an den älteren Stil erinnert, so auch die Behandlung der Gewänder. Mabuse hat das Stattliche, Massige der älteren Faltenwurfmotive festhalten wollen, aber hat das übertrieben; so ist der Sitz Maria's durch ihre Kleidung völlig verdeckt, beide Gestalten sind zu sehr verhüllt und belastet, die schwere Gewandung würde sie in jeder Bewegung hindern, wenn sie aufständen. In solchen Zügen nimmt man wahr, daß die künstliche Anbequemung an den älteren Stil doch auch ihr Mißliches hat. Das bestätigt auch der Ausdruck, dem die alte Klarheit, die wunderbare Gediegenheit, die tiefe Innigkeit und Wärme fehlen. Der Kopf des Lucas ist eher noch von innerem Leben erfüllt, aber der Ausdruck der Madonna geht in das Kalte, beinahe Gleichgültige.

Wenn nun Mabuse für seine Kunstgenossen dieses Kirchenbild in ehrwürdigem, traditionellem Stil ausführte, so entschädigte er sein modernes Kunstgefühl für dieses alterthümelnde Experiment durch die Behandlung der Umgebung und des Hintergrundes. Die Gestalten weilen in einer prächtigen Halle mit wirkungsvoller Perspective. Weiterhin steigt zur Rechten eine Treppe empor, in der Mitte eröffnet sich der Durchblick auf einen freien Platz mit einer reich verzierten Brunnen-Pyramide und einer Kathedrale, in deren Portal nochmals Lucas und die Madonna, die er malt, nur in anderer Stellung, zu sehen sind. Der Brunnen mit seinen Sculpturen und die Kirche sind gothisch, sonst aber waltet in den architektonischen Formen eine entwickelte Renaissance, die etwa dem zierlichen decorativen Stil Oberitaliens entspricht. Pfeiler und Säulen auf hohen Sockeln tragen das Gebälk, theils flache Decken, theils Tonnengewölbe mit Cassettirungen schließen den Raum. Weißer und farbiger Marmor, Porphyr, Vergoldungen, Bildwerke und Reliefs in Stein wie in Bronze verbinden sich zu prächtiger Wirkung. Die Hochreliefs von Propheten und Heiligen an den Postamenten mögen allenfalls noch an den mittelalterlichen Stil erinnern, aber in einigen freien Sculpturen, einem Knaben mit der

* Der Text des Gebetbuches rührt allerdings aus etwas früherer Zeit her; Sixtus IV. († 1484) wird mehrmals als der gegenwärtige Papst genannt; vielleicht war auch die Ausmalung schon etwas früher begonnen worden von anderer Hand. Die Namensbezeichnung des Mabuse erwähnt schon E. Förster, Denkmale deutscher Kunst, XI, wagt aber nicht, dies Ergebniß einfach anzunehmen, sondern sagt nur: „Und würde demnach Mabuse unter die Meister des Breviariums einzureihen sein; vorausgesetzt, daß seine Thätigkeit so weit zurückreicht, was noch nicht ermittelt ist.“ — Das Richtige wurde dann ausgeführt von Michiels a. a. O. und von M. Thausing, Dürer's Briefe u. s. w. S. 223.

** Rechts vom Beschauer.

Gans, einem Herkules aus Bronze, treten wirkliche Reminiscenzen an antike Bildwerke auf. Wir können die vollendete Beherrschung der architektonischen wie der plastischen Formen, die ungewöhnliche Kenntniß der Perspective nicht genug bewundern. Aber nicht bloß durch die Linienperspective wirkt der Meister, sondern ebenso durch die Luftperspective; wie die Gesetze der Zeichnung kennt er diejenigen der Farben- und Lichtwirkung. Durch Abtönung treten die ferneren Partien genügend zurück, die ganze Tiefe des Raumes kommt zur Geltung, höchst effectvoll ist der Durchblick durch die bedeckte Halle ins Freie. Die Scenerie als solche ist von einem eigenthümlichen Stimmungsleben erfüllt. Während uns also in den Hauptfiguren ein Nachklang des alten Stils berührt, erscheinen Umgebung und Hintergrund schon wie die Vorahnung einer neuen Richtung, jener poetischen Architektur- und Interieurmalerei, welche sich in der niederländischen Kunst des 17. Jahrhunderts, in den Werken eines Pieter de Hooch, Jan van der Heijden, Emanuel de Witte entwickelt.

Ziehen wir das Ergebniß, so finden wir bei Mabuse eine außerordentliche Herrschaft über die Mittel der künstlerischen Wirkung, eine malerische Meisterschaft ersten Ranges, eine höchst ausgebildete Technik, die auf wohlbegründeter Tradition beruht und zugleich fähig ist, sich neue Ziele zu stecken. Aber das Alte und das Neue treten unverbunden auf, das Alte ist nicht mehr echt, das Neue ist nur eine äußerliche Zuthat. Das Lucasbild von Mabuse ist eines der besten niederländischen Gemälde, die aus dieser Epoche auf uns gekommen sind, es ist die trefflichste Leistung, die von Mabuse selbst erhalten ist, sein Anblick rechtfertigt die Bewunderung, die es jederzeit gefunden. Aber es ist mehr eine Kunstleistung als ein Kunstwerk, es erweckt mehr Interesse und Staunen als die ruhige Befriedigung des wahrhaft ästhetischen Genusses.

Da steht dann freilich oder vielmehr da stand Dürer's Werk ganz anders da, das unter verwandten Umständen, unter den Eindrücken der italienischen Renaissance auf einen Künstler des germanischen Nordens, gemalt wurde. Die Entwicklung der deutschen Kunst ruhte damals auf denselben Grundlagen wie die der niederländischen, aber sie war viel langsamer vor sich gegangen. Die politische Zerfahrenheit, die Ordnungslosigkeit des Regiments, die Ungunst der wirthschaftlichen Verhältnisse trugen großentheils die Schuld. Als dann auch hier, zunächst unter niederländischem Einfluß, ein entschiedener Fortschritt begann, da war doch die Sache nicht so einfach wie in Flandern, weil man sich eben andere Ziele stellte, nicht auf ruhige, einfache Situationen, sondern auf bewegte Handlung und reichere Composition ausging, dabei mehr Erfindungskraft als Sinn für vollendete malerische Durchbildung besaß und oft durch eine überströmende Phantasie, die nicht völlig in den Formen aufging, fortgerissen wurde. Erst die großen Meister, welche zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts auftreten, vor allen Dürer und Holbein, dämmen diese Ausartungen ein. Sie begründen einen neuen Stil, sie offenbaren den ganzen Reichthum ihrer Einbildungskraft in Formen, die aus der Natur geschöpft, vom Geist beherrscht sind. Auf der einen Seite stehen sie als die wahren Fortsetzer der van Eyck da, auf der anderen Seite aber sind sie auch schon von der italienischen Renaissance berührt, doch mit dem Unterschiede, daß sie dieser nicht haltlos gegenüberstehen wie die meisten niederländischen Zeitgenossen.

Gerade an Albrecht Dürer, den echt deutschen Meister, waren italienische Anregungen schon früh herangetreten. Dürer's jüngster Biograph, Moritz Thausing, dessen unlängst erschienenes Buch eine der besten neueren Leistungen kunstgeschichtlicher Forschung ist, bringt sehr beachtenswerthe Gründe dafür bei, daß der Künstler schon am Schlusse seiner Wanderzeit, gegen 1494, als er ein Jüngling von dreiundzwanzig Jahren war, Venedig gesehen. Ein höchst bedeutungsvolles Mittel des internationalen Kunstverkehrs bildeten sodann die Erzeugnisse des Kupferstichs, und von den italienischen Malern, die ihre eigenen Erfindungen in die Kupferplatte gruben, war namentlich einer von ganz außerordentlichem Einfluß auf die deutschen Künstler, besonders auf Dürer: der große Meister von Padua und Mantua, Andrea Mantegna. Seine Blät-

ter, welche der rege Handelsverkehr der süddeutschen Reichsstädte mit Oberitalien, besonders mit Venedig, über die Alpen führte, machten Dürer mit einem Künstler bekannt, der ihm zunächst durch energisches Wirklichkeitsgefühl, Kraft des Ausdrucks, Schwung der Phantasie verwandt war, aber zugleich das, was ihm fehlte, besaß. Mantegna's Gestalten in ihrer ehernen Straffheit bekundeten jene gediegene theoretische Grundlage der Kunst, welche den deutschen Malern bei der rein empirischen Methode des heimischen Kunstunterrichts durchaus mangelte. Die Vortheile, welche die Kenntniß der antiken Vorbilder gewährte, die Nothwendigkeit, bei der Naturtreue doch nicht die Rücksicht auf angemessene Verhältnisse der Figuren und auf Rhythmus der Linien zu versäumen, lernte Dürer hier verstehen. Er war von Hause aus dem Andrea Mantegna nach bestimmten Seiten hin unbedingt überlegen durch größere Unbefangenheit der Natur gegenüber, durch echtes Lebensgefühl, durch den Sinn für wahrhaft malerische Composition, zu der Mantegna, nicht über den Reliefstil im Gemälde hinausgehend, kaum jemals gelangte. Trotzdem würdigte Dürer völlig selbstlos die Vorzüge des Italieners und suchte sich durch hingebendes Studium nach ihm zu bilden. Aber seine Zeichnungen eines Bachanals und eines Tritonenkampfes nach Mantegna's Stichen, von 1494, in der Albertina, verrathen trotz der getreuen Wiedergabe der Composition schon ein selbständiges Formgefühl, ein Streben nach feinerer Modellirung. Zeichnungen und Kupferstiche, in denen nackte Figuren auftreten, sind dann bei Dürer in den nächstfolgenden Jahren häufiger, oft werden antike Gegenstände gewählt; wer mit ihnen umzugehen wußte, gab sich damit gewissermaßen als einen Wissenden zu erkennen.

Auf das Beharren in dieser Richtung, auf die Wahl solcher Stoffe war dabei freilich auch sein enger Zusammenhang mit humanistisch gebildeten Zeitgenossen von Einfluß. Von der Knabenzeit her war er mit dem gelehrten Patricier Wilibald Pirckheymer durch eine Freundschaft verbunden, an welcher die Männer unverbrüchlich festhielten. Der Mann aus dem Volke kam auf diesem Wege dazu, Einblick in die höhere Geistesbildung der Forscher und Denker zu erhalten. Andere persönliche Beziehungen zu gelehrten Leuten knüpften sich an jene erste Verbindung. Tiefes geistiges Verständniß glich selbst die Lücken der Vorbildung aus; das classische Alterthum gewann wenigstens seine ganze Autorität für Dürer, er konnte zur Noth so viel Latein, um Einiges zu lesen, was er besonders brauchte; Anderes erschloß ihm Gespräch und geistiger Verkehr, die Welt der antiken Sage und Geschichte war ihm nichts Fremdes. Freilich fand der Einfluß der Gelehrten dadurch sehr entschieden seine Grenze, daß der deutsche Humanismus keine Spur von dem Kunstverständniß des italienischen besaß, sondern anschauungslos war, auf einseitig literarischer Bildung beruhte. Für Dürer war dies aber kaum ein Nachtheil; wurden ihm durch diese Kreise auch antike Stoffe näher gebracht, so war er doch hinsichtlich der Form mehr sich selbst überlassen. Sehr bedeutungsvoll wurde dann in dieser Zeit, gegen Ende des 15. und in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, für Dürer das Verhältniß zu einem venetianischen Künstler, der damals lange in Nürnberg lebte, zu demselben Jacopo de' Barbari, der uns durch sein späteres Zusammenwirken mit Mabuse bekannt wurde. Es ist eins der wichtigsten wissenschaftlichen Ergebnisse von Thausing's Dürer-Biographie, daß in ihr die Stellung des deutschen Meisters zu diesem weit älteren, in Deutschland hochangesehenen Künstler zum ersten Male scharf geprüft und in ihren Folgen erschöpfend nachgewiesen worden ist. Dürer verstand es, viel von ihm zu lernen, aber bald gelangte er dazu, mit ihm zu wetteifern. Von wirklicher Abhängigkeit ist dann kaum mehr die Rede, Dürer bildet vielmehr gerade im Gegensatz zu Jakob dem Wälschen seine volle Selbständigkeit heraus.

So vorbereitet, unternahm er im Jahre 1505 eine Reise nach Venedig, die, wie wir gesehen haben, wohl schon die zweite war, und blieb hier bis Ende 1506 oder 1507. Wir sind gerade über diese Zeit vortrefflich unterrichtet durch die Folge der köstlichen Briefe an Pirckheymer in ihrer mittheilsamen Behaglichkeit, ihrer unbefangenen Aufrichtigkeit, ihrer heiteren, oft übermüthigen Laune. Dazu kommen wichtige künstlerische Belege, in erster Li-

nie das Altarblatt, welches ihm dort von den deutschen Kaufherren für ihr Gotteshaus, die Bartholomäuskirche, bestellt worden war, das berühmte Rosenkranzbild.

Einst war es ein Hauptwerk unter Allem, was Dürer geschaffen. Es war auf dem Altar, für den es gemalt worden, geblieben, bis es Kaiser Rudolf II., der eifrige Dürersammler, an sich brachte. Nach Sandrart's Bericht wurde es damals wohlverpackt den ganzen Weg von Venedig bis in die kaiserliche Burg zu Prag getragen, damit jede Erschütterung, wie sie der Transport zu Wagen mit sich gebracht hätte, vermieden würde. Zu dieser Sorgfalt bildet die Art, in welcher das Gemälde später behandelt wurde, einen beklagenswerthen Gegensatz. Es kam nicht, wie so viele wichtige Kunstschätze der Sammlung Kaiser Rudolf's, in die Belvedere-Galerie in Wien, sondern blieb mit manchem Anderen unbeachtet in Prag zurück und wurde 1782 bei Gelegenheit einer Versteigerung von Bildern in der Burg vom Prämonstratenserstift Strahow erworben. Im Besitze desselben hatte es das traurigste Schicksal. Von einem vornehmen Herrn, angeblich einem Grafen Sternberg, wurde es entlehnt, um copirt zu werden; es blieb in seinem Schloß an einem feuchten Orte stehen, und zu spät merkte man, daß dadurch das Bild Schaden leide und die Farbe sich abzulösen beginne. Man gab es zur Herstellung in eine unfähige Hand, die es übermalte, und stellte es so dem Kloster zurück. Später bot es das Stift zum Verkauf aus, aber ohne Erfolg; Waagen, der im Jahre 1837 infolge eines Angebotes an das Berliner Museum im Auftrage der preußischen Regierung nach Prag gekommen war, fand den Zustand desselben so trostlos, daß er weder auf die hohe Forderung des Prälaten eingehen, noch auch den Ankauf um eine geringere Summe befürworten konnte. So blieb es in Strahow, aber nur um noch stärker mißhandelt zu werden; es erfuhr um 1840 eine zweite „Restauration“, die es gänzlich zu Grunde richtete.* In seinem jetzigen Zustande bietet das Gemälde eines der traurigsten Beispiele von Verwüstung, die je ein Werk des Genius durch Sorglosigkeit und Unfähigkeit erlitten hat. Ganz neu sind die Köpfe der Madonna und des Kindes, auch noch manche andere Stellen sind hineingeflickt, nachdem wohl die ursprüngliche Farbe ganz herabgeblättert war, die anderen Köpfe sind fast sämmtlich stark geputzt und retouchirt, an den meisten Stellen ist, offenbar durch ganz ungehöriges Tränken mit Oel, die Reinheit der Farbe beeinträchtigt, nur vereinzelte Züge, ein paar Engelköpfchen, einige Gewandpartien, einige Stellen im landschaftlichen Hinter- und Vordergrunde, verrathen jetzt noch Dürer's Hand. Das Kunstwerk ist unwiederbringlich verloren, der Beschauer erblickt Dürer's Composition, und wenn er im Stande ist, sich von dem Schrecken des ersten Eindrucks zu erholen, so kann er mit Mühe die paar Spuren von Dürer's Arbeit, die noch vorhanden sind, herausbuchstabiren.

Das Rosenkranzbild ist ein Madonnenbild in einer damals nicht ungewöhnlichen, namentlich in Holzschnitten oft wiederkehrenden Auffassung, die mit der Rosenkranzandacht zusammenhängt. Der Rosenkranz ist nichts Anderes als eine Zählmaschine für Gebete, in der Art der Rechenmaschine, wie sie im Mittelalter gebräuchlich war und beispielsweise im 12. Jahrhundert als Attribut der Arithmetik auf einer Abbildung im hortus deliciarum der Herrad von Landsperg erscheint, bestehend aus einer Schnur mit aufgereihten Kügelchen und Perlen, die man durch die Finger gleiten läßt. Zum religiösen Gebrauch wurde sie zuerst von den Muhamedanern verwandt, dann im späteren Mittelalter von den Dominicanern zu christlichen Andachtsübungen herangezogen.* Daß dieser Brauch vom heiligen Dominicus selbst eingesetzt worden, ist freilich nur eine Sage, erst im späteren Mittelalter tritt er auf. Im Jahre 1475 stiftete der Dominicaner Jakob Sprenger zu Köln die erste Rosenkranzbrüderschaft in Deutschland, und von dieser Zeit an traten ähnliche Vereine, deren Mitglieder sich verpflichteten, einmal oder

* Nachrichten über die Geschichte des Bildes gewährt der im Besitze des Verfassers befindliche Nachlaß von G. F. Waagen durch Correspondenz und zahlreiche Aufzeichnungen.

* Vgl. Herzog, Real-Encyklopädie der theologischen Wissenschaft, s. v. Rosenkranz.

mehrmals täglich den Rosenkranz zu beten, an den verschiedensten Orten zusammen. Noch ist nicht völlig aufgeklärt, woher der Name kommt. Das lateinische Wort Rosarium heißt eigentlich Rosengarten. Die Andacht selbst scheint man mit einem Garten verglichen zu haben, dessen Blumen die einzelnen Gebete sind. So wurde eine gewisse Gattung von Gebetbüchern im Mittelalter „hortulus animae", Garten der Seele, genannt. Die Madonna mit dem Kinde im Kreise von Engeln und Heiligen in einem Rosenhag, einem anmuthigen Gartengehege mit lieblichen Blumen, darzustellen, war in der deutschen Malerei seit Ende des 14. Jahrhunderts unter Einfluß der mystischen Empfindungsweise längst üblich gewesen. Da werden dem Christuskinde Blumen und Früchte als Blüthen der Andacht dargereicht, oder

Dürer's Rosenkranzbild in Prag.

Engel musiciren auf Saiteninstrumenten ihm zum Preise.

Diese Bildersprache ist in den Darstellungen, zu denen Dürer's Werk gehört, beibehalten. Auf seinem Gemälde thront in der Mitte die Madonna mit dem Kinde, zwei Engel halten schwebend eine Krone über ihrem Haupte, ein dritter Engel sitzt, die Laute spielend, ihr zu Füßen. Maria, das Christuskind, der heilige Dominicus, der zu ihrer Rechten steht, und mehrere Engelknaben vertheilen Kränze von weißen und rothen Rosen, Symbole der freudigen und der schmerzhaften Geheimnisse, deren bei der Andacht zu gedenken ist, an die Vertreter der gesammten Christenheit, welche hier gewissermaßen als eine einzige große Rosenkranzbrüderschaft erscheinen. Schon theilweise bekränzt knien sie in zwei Gruppen, rechts von der Madonna* die Vertreter des geistlichen, links diejenigen des weltlichen Standes; Papst und Kaiser an ihrer Spitze. Ersterer ist das Bildniß Julius' II., auf Grund der 1506 zur Grundsteinlegung der Peterskirche geprägten Medaille von Caradossa; das ausdrucksvolle Gesicht noch ohne Bart; den ließ sich Papst Julius erst ein paar Jahre später als Kriegsfürst im Felde wachsen. Der Kaiser zeigt die wohlbekannten, höchst edel aufgefaßten Züge Maximilian's. Hinter dem Papst Geistliche verschiedenen Ranges, hinter dem Kaiser der gepanzerte Ritter, der würdige Kaufherr, der ehrsame Bürger, Alt und Jung, Männer und Frauen. Ein Mann mit dem Winkelmaß ist offenbar das Bildniß von Meister Hieronymus dem Deutschen, der damals für die Genossenschaft der deutschen Kaufleute in Venedig den Neubau ihres Hauses (des Fondaco de' Tedeschi) ausführte.** Den Knienden reihen sich weiter im Mittelgrunde zwei stehende Männer an, die Bildnisse von Dürer selbst und seinem Freunde Pirckheymer, die hier gewissermaßen als Zeugen des heiligen Vorganges anwesend sind; Ersterer hält das Blatt mit der Inschrift, welche verkündigt, daß Albrecht Dürer der Deutsche — er nennt stolz sein Vaterland! — das Bild 1506 in fünf Monaten vollendet. Alle dargestellten Personen sind aus dem Leben geschöpft, meistens wohl Bildnisse, größtentheils echt vaterländisch und deutsch im Gepräge, energisch im Charakter. Holde Weiblichkeit erscheint neben tüchtiger Männlichkeit, aufrichtig giebt sich Jeder, wie er ist, zugleich mit einem Ausdrucke der Demuth, die in der Situation begründet ist. Die ernste Andacht, das Bewußtsein, zur Verehrung des Heiligsten verbunden zu sein, durchdringt Alle als gemeinsame Stimmung und hält geistig das Ganze zusammen.

Wie jede Gestalt bis in den feinsten Zug nach der Natur studirt und durchgearbeitet war, kann das entstellte Original nur noch theilweise zeigen, aber einige Studien von Dürer's Hand sind noch übrig, wie die beiden betenden Hände des Kaisers in der Albertina. Von der äußersten Vollendung, was jetzt eher noch kenntlich ist, sind alle Gräser, welche zwischen den Steinen im Vordergrunde aufsprießen, die Staude, welche vor dem Papst in die Höhe wächst, die weite Landschaft mit schlanken Bäumen, in denen nordische und südliche Vegetation sich mischt, der freien Fernsicht auf die schön geformten Bergpartien von italienischem Charakter, an deren Fuß traulich eine Stadt mit thurmreicher Burg, der Feste von Nürnberg nicht unähnlich, ruht. In dieser friedevollen Heiterkeit klingt die Stimmung des Gemäldes harmonisch aus. Bei Dürer ist die Umgebung keine äußere, prunkvolle Zuthat wie bei Mabuse, sondern sie ist ein wesentlicher Bestandtheil des Ganzen, sie ist in sein Empfindungsleben mit hineingezogen.

Daß auch in der Farbe dieses Bild auf Dürer's voller Höhe stand, wird uns durch sein eigenes Bekenntniß in zwei Briefen an den Freund bewiesen. Am 8. September schreibt er:

„Item wisset, daß meine Tafel sagt, sie wollte einen Ducaten darum geben, daß Ihr sehet, sie sei gut und schön von Farben. — — Ich habe auch die Maler alle still gemacht, die da sagten, im Stechen wäre ich gut, aber im Malen wüßte ich nicht mit Farben umzugehen. Jetzt spricht Jedermann, sie haben schönere Farbe nie gesehen."

Und am 23. September meldet er an Pirckheymer, der ihm unterdessen von seinen diplomatischen Erfolgen, seiner An-

* Also links vom Beschauer.

** Nachweis von Thausing.

erkennung durch Fürsten und Herren geschrieben:

„Auch wisset, daß meine Tafel fertig ist, ebenso ein anderer Quadro, desgleichen ich noch nie gemacht habe, und wie Ihr Euch selbst wohlgefallet, also gebe ich mir hiermit auch zu verstehen, daß ein besseres Marienbild im Lande nicht sei, denn alle Künstler loben es, wie Euch die vornehmen Herren loben; sie sagen, daß sie ein erhabener, lieblicher Gemälde nie gesehen haben."

Dürer war kein Colorist im eigentlichen Sinne, malerische Haltung nach Art der damaligen Venetianer lag außerhalb seines Bereiches. Von der Localfarbe ausgehend, die im klaren, vollen Licht erschien, in höchster Sättigung, in wunderbarem Glanz, wußte er aber Ton so neben Ton zu setzen, daß ein heiterer, reicher Zusammenklang in jener Fülle glitzernder Einzelheiten entstand, und wußte namentlich auch die Farbe, wie er sie einmal behandelte, der geistigen Wirkung des Bildes dienstbar zu machen. Daher kam es, daß nicht nur die Vortragsweise, die zarte Behandlung aller Theile, die vollendete Feinheit etwa, mit der jedes Härchen einzeln nachgebildet war, sondern auch die Farbe im Ganzen den Venetianern Eindruck machen konnte gerade zu der Zeit, als ihre eigene coloristische Ausbildung in ungeahntem Fortschreiten begriffen war. Wie dieses Bild einst gemalt war, können wir uns vorstellen, wenn wir auf das vollkommenste Gemälde, das heute noch von Dürer übrig ist, das etwas spätere Dreifaltigkeits- oder Allerheiligenbild im Wiener Belvedere, oder wenn wir auf ein kleines, doch köstliches Stück blicken, das 1506 gleichzeitig mit dem Rosenkranzbilde entstand: den Christus am Kreuz in der Dresdener Galerie, in welchem die Tiefe des geistigen Gehaltes mit der wunderbaren malerischen Vollendung ganz auf gleicher Höhe steht; vielleicht meinte Dürer dieses mit „dem anderen Bilde, desgleichen er noch nie gemacht habe".

Wenn aber Dürer mit seinem Werke sogar den Venetianern imponirte, so geschah dies nicht etwa, weil er ihrer Kunstrichtung nachgab, ihnen sich anbequemte. Welche Züge sind denn in dem Rosenkranzbilde vorhanden, die etwa für italienische Einwirkungen sprächen? Man kann höchstens anführen, daß der anmuthige Laute spielende Engel zu den Füßen der Jungfrau seinem Motive nach von ähnlichen musicirenden Engeln inspirirt ist, wie sie Giovanni Bellini und seine Genossen auf ihren Altarbildern anzubringen liebten, um gewissermaßen die Seelenstimmung, in welcher ein solches Gemälde genossen werden will, auch noch in das Bild selbst hineinzumalen. Man kann dann vielleicht betonen, daß die freien, großen Motive des Faltenwurfes hier mehr als sonst von jenen harten oder unruhigen Einzelheiten frei sind, denen Dürer oft auch in seiner besten Zeit nicht völlig entgeht. Aber das ist Alles nebensächlich. In den Charakteren, in der Zeichnung und Gewandung, in der symmetrisch und streng aufgebauten und doch malerisch freien Composition, in der Führung der Linien, der Beherrschung und Ordnung der Massen ist Dürer ganz er selbst.

Daß er in Venedig so unabhängig zu sein wußte, ist aber erklärlich. Diejenige Richtung in der oberitalienischen Kunst, die früher stark auf ihn gewirkt hatte, konnte jetzt keinen erneuerten und unmittelbaren Eindruck auf ihn machen. Dürer stellte den Mantegna noch immer hoch, er hat bedauert, daß es ihm nicht mehr gelang, den Meister persönlich zu sehen, der gerade während seines Aufenthaltes in Venedig zu Mantua starb. Aber in Venedig selbst war die einst so einflußreiche Richtung Mantegna's keineswegs mehr bestimmend. Die dortigen Künstler hatten von ihm gelernt, aber sich dann von seinem strengen Stil frei gemacht. Es herrschte ein unbefangener Realismus, welcher das Leben in ganzer Breite und in heiterer Stattlichkeit, voller Farbenlust und voll ruhigen Behagens zu schildern unternahm. Das Haupt der Schule war noch immer Giovanni Bellini, der achtzigjährige Greis, von welchem Dürer schrieb: „Er ist sehr alt und doch noch der Beste in der Malerei." Bellini kam dem deutschen Meister mit der aufrichtigsten Anerkennung entgegen, spendete ihm öffentlich reiches Lob, besuchte ihn in seiner Werkstatt und wünschte selbst eine Arbeit von ihm zu erwerben. Sein Benehmen, welches ihm gleich Dürer's Zuneigung gewann, wog die Mißgunst geringerer Künstler auf, die auf seine Arbeiten schal-

56

ten, weil sie nicht „antikischer Art“ seien, ein Vorwurf, zu welchem das damalige Venedig am wenigsten Recht hatte. Aber gerade diese Neider holten sich aus Dürer's Werken Inspirationen und ahmten sie nach. Diejenigen jüngeren Maler, welche, aus Bellini's Schule hervorgegangen, eine neue Bahn, eine wahrhaft moderne Richtung einzuschlagen begannen und bald am Kaufhause der Deutschen epochemachende Wandbilder ausführten, Giorgione und Tizian, nennt Dürer nicht mit Namen. In der Schätzung der Zeitgenossen überragte Bellini sie noch, und während dieser und Dürer sich ebenbürtig gegenübertraten, war für die Jüngeren Dürer's Schaffen eindrucksvoll und lehrreich, was gerade bei Tizian nachzuweisen ist.*

Venedig wirkte damals allerdings auf Dürer, aber das war kein specifisch künstlerischer Einfluß, vielmehr ein Einfluß, den der ganze Mensch erfuhr. Er sah sich in der glänzenden Handelsstadt, mit ihrem Reichthum und Behagen, ihrem bewegten Treiben, ihrem feinen gesellschaftlichen Dasein. Er sah seine Kunst in einer Schätzung, die er in seiner Heimath vergebens gesucht hätte, sah sie mitten im öffentlichen Leben stehen, welches ihrer bedurfte, und sah sie selbst ganz in diesem Leben aufgehen. Unter diesen Eindrücken, in dem Gefühl einer über Erwartung gehenden persönlichen Schätzung, die er hier erfuhr, wuchs sein eigenes Selbstgefühl, er schreibt nach Hause, daß er ein Gentiluomo zu Venedig geworden. Heiter giebt er sich dem glänzenden Leben hin, er athmet voller auf, fühlt sich froher und innerlich freier. Als er heimkehren soll, stößt er seinem Freunde gegenüber den Seufzer aus: „O, wie wird mich nach der Sonne frieren; hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmarotzer.“ Aber er fühlt trotzdem seinen engen Zusammenhang mit der Heimath, und so schlägt er den ehrenvollen Ruf aus, mit dem ihn die venetianische Regierung durch ein Jahrgehalt von zweihundert Ducaten fesseln wollte. Ergreifend in ihrer Schlichtheit klingen die Worte, die er neunzehn Jahre später mit Bezug hierauf an den Rath von Nürnberg schrieb:

„Alles das habe ich aber aus besonderer Liebe und Neigung, die ich zu Eurer ehrbaren Weisheit und zu dieser ehrbaren Stadt als meinem Vaterlande getragen, abgelehnt und habe es vorgezogen, bei Eurer Weisheit in einem mäßigen Anwesen zu leben, als an anderen Orten reich und groß gehalten zu werden.“

Sich selbst hatte Dürer in Venedig gefunden, oder wenigstens sein Bewußtsein von dem, was er war und konnte, war noch klarer geworden. Die im Leben wurzelnde venetianische Kunst hatte ihm den Zusammenhang seiner eigenen Kunst mit dem nationalen Leben nur noch deutlicher gemacht. Was er nach der Rückkehr schafft, besteht daher nicht in Reminiscenzen an Italien, sondern er thut auf seine Weise, was die Italiener auf ihre Art thun, er ergreift seine heimathliche und volksthümliche Welt, wie die Venetianer die ihre. So kehrt er ganz anders aus Italien zurück als ein paar Jahre später Mabuse und als alle Landsleute desselben.

Die Zeit des größten äußeren wie innerlichen Fortschrittes folgt für Dürer gleich nach der Rückkehr. Jetzt entstehen die berühmtesten, am feinsten durchgeführten Gemälde, jetzt werden die großen Bildfolgen in Holzschnitt, früher bereits vorbereitet, zu Ende geführt; eine Anzahl der in geistigem Inhalt wie in der technischen Behandlung vorzüglichsten und originellsten Kupferstiche fällt gerade in die nächsten Jahre. Denn während der Kunst des Nordens der monumentale Stil, das prächtige Hinaustreten an die Oeffentlichkeit versagt ist, kehrt sie um so mehr in das Haus ein, findet sie ihr Organ in den vervielfältigenden Techniken, die ihre Gedanken allgemein verbreiten, wie der Buchdruck das Wort durch die Welt trägt. — Wir können hier nicht mehr dem Meister auf seinen ferneren Wegen folgen, nur in wenigen Zügen sei das hervorgehoben, was hinfort in seinem Schaffen das Wesentliche bleibt. In allen seinen Schöpfungen tritt uns des Künstlers Mitleben mit der ganzen Bildung und Gesinnung seines Volkes entgegen. Er nimmt an den humanistischen Interessen theil, er hat das volle Verständniß für das Volksthum, dem er sich mit Behagen hingiebt, und in seinen Werken wie in der Volksliteratur haben

* Sehr gut dargelegt von Thausing.

Scherz und frohe Laune, Gemüthlichkeit und ein oft recht derber Humor ihre Stelle. Vor Allem aber giebt er sich der religiösen Gährung hin, die damals seine Nation erfüllt, wie er denn auch später zum begeisterten Anhänger Luther's wird. Noch immer stehen die religiösen Gegenstände in erster Linie, aber nicht die traditionelle Auffassung herrscht, nicht auf feierliche Andachtsbilder kommt es an, sondern Dürer kehrt ein in das innerste religiöse und sittliche Gemüthsleben des Volkes. Seine Auffassung vom Leiden Christi geht aus eigenem Sichversenken in die biblische Erzählung hervor, sein Christus ist nicht derjenige der Ueberlieferung, sondern eine ganz neue, aus dem Bedürfniß seiner Seele heraus erfundene Gestalt voll duldender Hoheit und streitbarer Männlichkeit. Keinem Mariencultus dienen seine Madonnenbilder, oder wenigstens keines, das nach dem Rosenkranzbilde entstand, sondern die liebende Mutter in ihrem innig hingebenden Verhältniß zum Kinde ist betont, und so ist der von idealer Schönheit weit entfernte, bescheidene, demüthige Typus aus dem Volke am Platze. Die tief einschneidenden Gegensätze, welche damals durch das deutsche Leben hingehen, finden in manchen Darstellungen, wie etwa die Kupferstiche „Melancholie“ und „Ritter, Tod und Teufel“, ihren Ausdruck. Die weitesten Gebiete des Phantasielebens werden in den Kreis bildlicher Darstellung mit hineingezogen, vor Allem gewinnt in ihm aber das tägliche Leben in ganzer Breite und Unbefangenheit Platz als ein für sich selbst berechtigter Gegenstand der Darstellung. Mag Dürer geben, was er will, das Religiöse wie das Profane, Scenen aus dem Leben der Jungfrau, dem Leiden Christi oder Episoden aus dem Nürnberger Markttreiben, aus dem Bauernleben, dem Kriegsleben seiner Zeit, es sind immer die Gestalten der vaterländischen Welt, die bei ihm auftreten, in außerordentlicher Wahrheit und Unmittelbarkeit, voll Schärfe des Charakters, echt im Erscheinen wie im Benehmen. Eben so heimathlich ist die Umgebung, in der sie stehen, das Zimmer des Bürgerhauses, der Marktplatz mit seinen Giebelhäusern, der Blick auf Berg und Thal, die Burgen auf der Höhe, die Hütten am Wasser und im Baumesschatten. Und jede Einzelheit, jedes Geräth im Gemache, jede Blume am Boden ist dabei beobachtet und wirkt mit in der Stimmung, welche das Ganze durchdringt. Auch hierin spricht sich jene gefühlvolle und doch niemals krankhafte Innigkeit aus, welche dem deutschen Geiste jener Zeit entspricht.

Auf diese Weise verstand es Dürer so vernehmlich, klar und ergreifend zu seinem Volke zu reden, wie er es niemals vermocht hätte, wenn er angelernten Schwung, ideale Formen und prunkvollen Apparat des bildlichen Aufbaues aus dem Süden mitgebracht hätte, wie das die Niederländer thaten. Seine Formen bleiben die absichtslose Verkörperung des volksthümlichen Geistes, der seine Werke durchdringt, aus unbefangener Hingabe an die Natur geht ihre Auffassung hervor. Und hatten die Anregungen Italiens einen Einfluß auf seine Formbehandlung, so besteht derselbe darin, daß Dürer im Naturstudium consequenter wird, von den alten Angewöhnungen seiner Vorgänger sich frei macht und in ernsten theoretischen Studien mit dem alten rein empirischen Verfahren bricht. Das Ausgehen auf Wahrheit, die Gewissenhaftigkeit sind zu Dürer's Zeit für die ganze Gesinnung seines Volkes bezeichnend, sind für dieses der Grund zu innerer Läuterung, aber auch zu schwerem Kampf. Dieselben Züge bestimmen auch Dürer's Streben in der Kunst. Seine Formen bei dem scharfen Eingehen auf das Einzelne, der charaktervollen Beseelung, der Beobachtung selbst des Geringfügigen, dem unbefangenen Eingestehen des Eckigen und Derben, wie es das Leben selbst bietet, bei dem Streben, geistig so viel in sie hineinzulegen, lassen die Gewissenhaftigkeit des Künstlers oft als Peinlichkeit erscheinen. Aber wenn dies die Eigenschaft Dürer's ist, so besitzt er doch auch die Selbsterkenntniß, die ihn nach und nach weiter führt. Mehrmals, in den Worten oft anders gefaßt, im Sinne immer gleich, ist uns von Melanchthon ein Ausspruch Dürer's berichtet worden: seine reichen, blühenden Malereien seien ehemals seine Freude gewesen, jetzt aber nicht mehr, denn er habe gelernt die Natur anzuschauen und zu erkennen, daß Einfachheit die höchste Zier der Kunst sei. — Aber gerade noch in Werken der letz-

ten Jahre, im Bildniß des greisen Holzschuher, in den Gestalten der sogenannten vier Apostel, die dem geistigen Inhalt wie der Form nach Dürer's Vermächtniß sind, hat er diese unbedingte Naturwahrheit, die durch Vereinfachung nur um so größer ist, erreicht und ist zu gewaltiger Erhabenheit des Stils durchgedrungen, bei welcher dennoch von einer Idealisirung nicht die Rede ist. Solche formale Leichtigkeit und unbedingte Freiheit bei allem Realismus, wie Hans Holbein der Jüngere, der sich den Einwirkungen der italienischen Renaissance noch rückhaltsloser hingiebt, aber dabei doch nichts vom Vaterländischen aufopfert, zeigt freilich Dürer auch in diesen letzten Werken nicht. Er ist aber immerhin der größere Genius, sein Schaffen bildet für alle Folgenden die Voraussetzung, sein Festhalten am Volksthum bleibt auch denen, die hernach weiter gehen, ein fester Stützpunkt. Solche Resultate zeigen, daß die Aufnahme der Renaissancebildung mit der Hingabe an die Natur im engsten Zusammenhange stand, daß die erstere für die deutschen Künstler nichts Fremdartiges zu sein, sie nicht zu beirren brauchte, sondern sie vielmehr zur Klärung ihres eigenen Wesens führte.

Der künstlerische Unterschied, wie er uns zwischen Dürer und Mabuse entgegengetreten, liegt demnach nicht blos in der Persönlichkeit Beider begründet. Eine bewußte nationale Scheidung zwischen den Deutschen und den Flamändern war damals freilich noch nicht vollzogen, aber die Niederländer hatten doch durch ihre politische Stellung eine vielfach eigenartige Entwicklung gehabt. Ordnung, Wohlstand, wirthschaftliche Blüthe waren die Ursache eines weit früheren, glänzenderen künstlerischen Aufschwungs gewesen. Aber zu Anfang des 16. Jahrhunderts war die Kunst bereits zu sehr ein bequemer, überkommener Besitz, mit dem man mühelos schaltete, der Technik sicher, ohne selbständiges und neues Streben. Die Malerei war ein Gegenstand des Luxus in Kirche und Haus, ein Object des Genusses, nach welchem ein üppiges Geschlecht verlangte. Es fehlten die großen inneren Impulse. Außerdem war vielleicht Quintin Metsijs der letzte große Maler der bürgerlichen Kreise gewesen; jetzt treten die Maler der Höfe, der Fürsten und Vornehmen in erste Linie, und zu diesen gehörten die Meister Bernard van Orley und Mabuse. Dem Geschmack vornehmer Kreise hatten sie zu dienen, Eleganz und Zuschliff wurden von ihnen verlangt, nach der Mode hatten sie sich zu richten. Als Mode nahmen sie dann auch den italienischen Geschmack auf, und da ist es freilich leicht zu erklären, daß sie nicht hinreichende Selbständigkeit ihm gegenüber besaßen.

Die deutsche Kunst dagegen stand im innigsten Zusammenhange mit dem Volksthum, nicht für bevorzugte Kreise, sondern für die ganze Nation war sie da. Am Geistesleben und Gemüthsleben des Volkes nahm sie ununterbrochen Antheil, lebte alle Bestrebungen und alle Kämpfe der Zeit, namentlich die religiösen, mit durch. Ihre innerste Gesinnung bestimmt ihre ganze Stellung zur Natur. Daher dieser strenge Wahrheitsdrang, diese Wärme des Gefühls und dieser gesunde Frohsinn der Auffassung, endlich diese Bildungsfähigkeit, mit ungebrochener Selbständigkeit verbunden.

Aber wenn die Niederländer auch damals künstlerisch zurückblieben, nicht in Technik, in künstlerischem Vermögen, in Glanz und Fülle der Production, wohl aber an innerem Werth und selbständigem Charakter ihrer Kunst, so kommt doch eine Zeit, in der sie dies nachholen: als sie ein halbes Jahrhundert später sich gegen den Druck der spanischen Tyrannei erheben, welche ihr nationales Leben mit Füßen tritt. Im Kampfe für die höchsten Güter, für politische und religiöse Freiheit, für Herd und Heimath findet ein Volk, dem eben noch Erwerb und Lebensgenuß die Hauptsache war, seine ganze Kraft wieder, ja es tritt nicht nur für sich selbst ein, sondern es wahrt den germanischen Geist und seine Unabhängigkeit überhaupt in einer Periode, welche für Deutschland eine Zeit der Zerrissenheit und des tiefsten Elends war. Aus den Freiheitskämpfen der Niederlande heraus erblüht das neue Kunstleben des 17. Jahrhunderts, selbst die unterliegenden Provinzen hatten an demselben Antheil, denn eine Kräftigung des Charakters hatten auch sie durch ihre Erhebung erfahren. Es ist eine Kunst, die wieder ganz auf dem Volksthum ruht, zugleich aber sich fähig zeigt, eine Weltstellung einzunehmen. In einem gewissen

Sinne ist Rubens, in noch höherem Maße sind Rembrandt und seine Kunstgenossen die Fortsetzer der deutschen Renaissance.

Literaturbriefe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

IX.

Die Thiere in der indogermanischen Mythologie. Von Angelo de Gubernatis. Aus dem Englischen übersetzt von M. Hartmann. — Griechische Mythologie. Von L. Preller. — Populäre Aufsätze aus dem Alterthum. Von K. Lehrs. — Geschichte der griechischen Literatur. Von K. O. Müller. — Die Geschichten des Herodot. Deutsch von H. Stein. — Der zweite athenische Bund. Von G. Busolt. — Platonische Studien. Von H. Bonitz. — Calderon's größte Dramen. Von F. Lorinser. — Sämmtliche Gedichte Michel Angelo's. Von S. Hasenclever. — Lucrezia Borgia. Von Ferdinand Gregorovius. — Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibnitz. Herausgegeben von C. J. Gerhardt. — Dramatische Entwürfe und Pläne Gotthold Ephraim Lessing's. Herausgegeben von R. Boxberger. — Pädagogische Bibliothek. Von K. Richter.

Eine Anzahl von Schriften ist erschienen, welche mehr oder weniger wichtige Theile der europäischen Culturgeschichte in ein helleres Licht zu setzen geeignet sind, Editionen, Uebersetzungen, Untersuchungen, historische Werke.

Ein interessantes Gegenstück zu dem neulich von uns besprochenen Werke Mannhardt's über den Baumcultus der Germanen erhalten wir in dem Werke: „Die Thiere in der indogermanischen Mythologie." Von Angelo de Gubernatis. Aus dem Englischen übersetzt von M. Hartmann. Autorisirte, mit Verbesserungen und Zusätzen versehene Ausgabe. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von F. W. Grunow, 1874.

Auch dies Werk geht von der durch Jakob Grimm festgestellten Grundansicht aus, daß die alte Mythologie unter den germanischen Völkern nicht ausgestorben ist, sondern in ihren Sitten, Bräuchen, Märchen und Sagen, in der Farbe ihrer Vorstellungen weiterlebt. Und zwar haben bestimmte mythische Motive ein reicheres Dasein bei einem Volke, andere bei einem anderen; aber alle Motive der Völker, welche dem indogermanischen Sprachstamme angehören, empfangen ihr Licht von der Rigveda aus. Hier haben wir für mythische Untersuchungen den Ausgangs- und Endpunkt jeder Vergleichung. Es ist die Methode von Kuhn und Max Müller, welche in dem Gewirr einer unendlichen Stoffmasse für den Verfasser leitend gewesen ist.

Nächst den indischen Thiersagen sind es die slavischen, welche in seinem Werke die Hauptstelle einnehmen. Sprache, Phantasie und Lebensweise des slavischen Bauern sind noch ursprünglich, patriarchalisch und scheinen seit Jahrtausenden kaum eine hervorragende Veränderung erlitten zu haben. Selbst die Einfälle der Tataren in Mitteleuropa gegen Ende des Mittelalters scheinen die Sagen und Märchen dieser slavischen Bauernbevölkerung nicht verändert zu haben. Alsdann hat der Verfasser die Schätze der italienischen Sagen- und Märchenwelt zuerst zu heben begonnen; dies darf als ein besonderer Vorzug seines schönen Werkes betrachtet werden, welcher ihm als dem geborenen Italiener eigenthümlich ist. Denn nur der geringere Theil dieser Volkssagen ist bis heute aufgezeichnet, und er mußte aus mündlichen Traditionen schöpfen. Ueber diesen Punkt thut er die bemerkenswerthe Aeußerung:

„Das Resultat meiner Untersuchungen wird vielleicht den Beweis liefern, daß trotz des Glanzes unserer christlichen Kunst und des Rufes unserer Civilisation die Basis des italienischen Glaubens bis jetzt heidnisch geblieben ist, so daß diejenigen unserer Hausfrauen, welche am eifrigsten in der Aufmerksamkeit auf die großen kirchlichen Spectakel und in der Beobachtung des Rituals, im Grunde die eifersüchtigsten Wächterinnen teuflischer abergläubischer Vorstellungen und heidnischer Fabeln sind. Allerdings herrscht im Toscanischen eine Tendenz, die alten Geschichten mit den lasciven Scherzen Boccaccio's aufzuputzen und, wie es die Gewohnheit dieses Schriftstellers war, die alten Sagen auf modernen Scenen spielen zu lassen, sie in moderne Garnituren zu stecken und ihre Handlung von modernen Charakteren ausführen zu lassen, doch ist diese Tendenz nur ein paar Erzählern eigen, ändert auch keineswegs die Basis des alten und allgemeinen Märchens, sondern läßt sie intact."

Gern wird man dem beredten Italiener durch die Reihen der mannigfachen

Landthiere, der Thiere der Luft und des Wassers folgen und dieselben mythischen Motive bei den verschiedensten Völkern unseres indogermanischen Stammes gewahr werden.

Der enger geschlossene, aber bezaubernde Kreis der griechischen Mythologie, ihrer Götter und Heroen ist seit lange Gegenstand der Forschung gewesen. Kein Werk außer dem Welcker's hat eine solche Gunst des Publicums und der Gelehrten erfahren und sie so verdient als die beiden Bände des nun seit fünfzehn Jahren dahingegangenen Preller, des geistesverwandten Bruders des berühmten Malers der Odyssee. Nunmehr liegt uns dies Werk in einer dritten Auflage vor, welcher sich ein tüchtiger jüngerer Vertreter dieser Wissenschaft unterzogen hat. „Griechische Mythologie." Von L. Preller. Erster Band: Theologie und Götter. 1872. Zweiter Band: Die Heroen. 1875. Dritte Auflage. Von E. Plew. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Es wäre wenig geeignet, an dieser Stelle die Richtung dieses für die griechische Mythologie classisch gewordenen Buches näher charakterisiren zu wollen. Auffassung der griechischen Religion als eine Naturreligion: dies ist der Standpunkt, welchen Preller consequent vertritt, und durch welchen sein Buch eine bestimmte Stelle in der Geschichte der Auslegung griechischer Mythe einnimmt. Nach seiner Ansicht werden die elementaren Kräfte und Vorgänge der Natur, Sonnenschein, Regen, Blitz, das Fließen der Ströme, das Wachsen und Reifen der Vegetation, im Mythos als eben so viele Handlungen und wechselnde Zustände beseelter Wesen vorgestellt und in bildlichen Erzählungen ausgedrückt, und dieser Standpunkt Preller's steht im vollen Einklang mit den bisherigen Ergebnissen der vergleichenden Mythologie, mit der Auffassung von Mythenentstehung, welche ihre bedeutendsten Koryphäen vertreten. Ja es ist keine geringe Bestätigung dieser Ansicht, daß dieselbe Auffassung, welche aus der Vergleichung der Mythen seit den Arbeiten von Adalbert Kuhn gefolgert wird, in einer verhältnißmäßig zurückliegenden Zeit, im Jahre 1854, ja, wenn man auf einen älteren Vortrag Preller's auf der Philologenversammlung zu Jena zurückgeht, welchen der Verfasser dieser Zeilen als Student gehört zu haben sich erinnert, im Jahre 1846 von Preller aus den Thatsachen der griechischen Mythologie erschlossen wurde.

Inzwischen betrifft das die immer noch recht zweifelhafte Auslegung der Mythen; ein anderes aber und das Hauptverdienst des trefflichen Werkes ist die überaus genaue, sorgfältige, aus umfassender Quellenkenntniß hervorgegangene Zusammenstellung des Inbegriffs der mythologischen Thatsachen. Es ist eines der musterhaften Bücher, welche eben so streng in der gelehrten Grundlegung als anmuthig und lebendig in der Darstellung sind, und so werden auch weitere Kreise des Publicums, wenn sie Belehrung über mythologische Thatsachen oder Fragen suchen, nicht entfernt an irgend ein anderes Buch so passend sich wenden als an das vorliegende. Die neue Auflage ist mit dem Tacte gearbeitet, welcher einem classischen Werke gegenüber in Bezug auf die durch die voranschreitende Forschung nothwendig gewordenen Veränderungen Pflicht ist.

Und nun mag gleich das geistvollste Buch genannt werden, welches gegen Preller's Grundansicht aufgetreten ist; denn auch dieses wird gleichzeitig in einer neuen Auflage dem Publicum geboten, ein Gegengift gleichsam: denn so leidenschaftlich nimmt sein Verfasser den Streit mit jener mythologischen Grundansicht. „Populäre Aufsätze aus dem Alterthum", vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Von K. Lehrs. Zweite, mit sechs Abhandlungen vermehrte Auflage. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1876.

Es ist einer unserer ersten Philologen, ein Gelehrter ersten Ranges, welcher in diesen Aufsätzen ein Muster der edelsten Popularität aufgestellt hat. Außer den kleinen Schriften Welcker's besitzt unsere Literatur kein zweites Werk, welches so lebensvolle, Allen verständliche Bilder aus dem griechischen Alterthume vorlegte. Dies ist denn auch seit dem Erscheinen der ersten Auflage allgemein anerkannt worden, so daß uns nur übrig bleibt, über das neu Hinzugefügte Mittheilung zu machen. Es sind einmal mythologische Aufsätze, in welchen der ehrwürdige Verfasser seine von der heutigen abweichende,

auf vergleichende Mythologie gegründete Grundansicht auf die geistvollste und hartnäckigste, witzigste und erregteste Weise zu vertheidigen fortfährt. Alsdann aber sind es zwei Aufsätze über Lobeck und Georg Grote, für welche wir ihm ganz besonders dankbar sind. Hat er doch den Muth gehabt, über den großen Geschichtschreiber der Griechen als einer der ersten unter den Philologen die Wahrheit zu sagen, und den noch viel rühmlicheren Muth, über das Kranke oder, gelinder gesagt, Ungesunde in der deutschen Philologie sich offen auszusprechen:

„So wäre denn," bemerkt er hierüber u. A., „der deutschen Wissenschaft wieder einmal auf einem Felde, auf welchem auch sie so vielfach beschäftigt gewesen, die schönste Frucht von einer anderen Nation hinweggenommen. Daß wir im Verhältniß zu den vielen Arbeitenden es nicht weiter gebracht, das hat leider außer den angeführten Umständen noch einen anderen Grund, von welchem peinlich zu reden ist. Daß gewisse Menschen vor anderen mit einem schärferen Gefühl ausgerüstet sind, um zu unterscheiden, wo der gesunde Menschenverstand aufhöre und die Absurdität anfange, ist eine bekannte Erscheinung. Beinahe aber scheint es, daß auch zwischen Völkern ein derartiger Unterschied statthabe, und daß die Engländer uns gegenüber hierin sehr im Vortheil sind.

‚Bei uns ein Jeder sucht im Nebel seinen Weg.'

Ich weiß, was man mir entgegenhalten wird von den originalen Gemüthern, doch Goethe charakterisirt diese schon. Dagegen wird man nicht leugnen, daß außerordentlich groß die Zahl derer ist, welche mit guten, mitunter ausgezeichneten Kräften für sich in die Irre, für die Sache verloren gehen, und daß sich immer ein Publicum findet, das die neue Thorheit für Weisheit anstaunt. Wer auf dem Gebiete unserer neueren Dichtkunst und Aesthetik kein Fremdling ist, der weiß, was ich sage, und weiß noch mehr, was ich verschweige. In dem Gebiete der sachlichen Alterthumsforschung, so viele Kräfte sich darin versucht, mußten uns wohl unter allen Umständen Andere zuvorkommen. Denn wir hatten nicht Zeit. Wir mußten erst die originellen Fragen erledigen; wir mußten beweisen, daß Griechisch Aegyptisch sei, während wenn auch nicht wie jetzt ein Gang aus einer Thür in die andere, so doch schon lange ein Gang von Montbijou nach dem Lustgarten für Jeden die Empfindung feststellen konnte, daß Griechisch absolut nicht Aegyptisch sei. Wir mußten beweisen, daß der armen Antigone ganz recht geschehe. Common sense erschrickt. Und als es bei uns, die wir Deutsche sind, selbst trefflichen Männern begegnen konnte, zu meinen, daß Sophokles mit dem ganzen Stück eine Lehre für Perikles in seinem Verhältniß zur Aspasia beabsichtigt habe: ‚Staatsmänner sollen sich von Weibern nicht dreinreden lassen', da zog Common sense ein freundliches Gesicht und winkte seinem lustigen Schreiber Punch, der seelenvergnügt war, ‚nächsten Sonnabend nicht zu vergessen'. Wem etwas wehe ist von solchen Dingen oder sehr wehe, der greife zu Grote, er kann in diesen zehn Bänden gesunden Menschenverstandes gesund sich baden."

Möchten solche Mahnungen nicht ganz ohne Wirkung bleiben und die große Aufgabe einer gesunden realen Philologie bald der Sache gewachsene Bearbeiter finden.

Ein anderes der Bücher, welche den Ertrag der deutschen Studien über das Alterthum auf musterhafte Weise zusammenfassen, führt uns von den Grundlagen des griechischen Lebens in die Entwicklung der Literatur dieses Volkes. „Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's." Von K. A. Müller. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Dritte Ausgabe mit Anmerkungen und Zusätzen bearbeitet von Emil Heitz. Erster Band. Stuttgart, Verlag von Albert Heitz, 1875.

Der geniale Philologe und Historiker, welcher zum großen Nachtheile unserer Alterthumswissenschaft in frühen Lebensjahren auf einer Reise nach Griechenland den Tod fand, hatte dies Werk in Deutschland zurückgelassen und sein trefflicher Bruder, welcher uns nun auch in diesem Jahre entrissen ist, hatte die Herausgabe besorgt. Die vorliegende dritte Ausgabe ist nur in einzelnen Punkten geändert und ergänzt. Ein Werk, so in einem Guß entsprungen, darf diese Rücksicht von den

Nachfolgenden fordern. Der erste Band, welcher uns in der neuen Auflage vorliegt, umfaßt die epische Epoche, die Entwicklung der älteren Lyrik bis auf Pindar und die ersten Anfänge philosophischer und historischer Schriftstellerei. Ueberall weht derselbe jugendliche belebende Geist, derselbe große historische Sinn lebt in allen Theilen des vorliegenden Bandes. Gerade das gebildete Publicum wird dem Flusse dieser schönen Darstellung mit eben so viel Freude als Nutzen folgen. Ueber das Eigenthümliche in der historischen Auffassung des berühmten Schülers von Böckh behalten wir uns eine Erörterung vor, wenn der zweite Band vor uns liegen wird, was hoffentlich bald geschieht. Die Absicht des vortrefflichen, durch eigene literarhistorische Forschungen rühmlichst bekannten Professor Heitz in Straßburg, diese Geschichte der griechischen Literatur, welche Müller als Fragment hinterließ, zu Ende zu bringen, begrüßen wir mit vieler Freude, zumal gerade er in den späteren Partien, welche er alsdann selbständig zu durchwandern haben wird, eine hervorragende Autorität ist.

Die Darstellung dieses Bandes schließt bei Herodot ab. Wir gestatten uns daher, an dieser Stelle die erste musterhafte Uebersetzung des Herodot, die wir Deutschen erhalten haben, dem Publicum zu empfehlen. „Die Geschichten des Herodot.“ Deutsch von Dr. Heinr. Stein. Zwei Bände. Oldenburg, Ferdinand Schmidt, 1875.

Hier zum ersten Male ist es einem Deutschen gelungen, den wunderbaren Reiz der naiven Erzählungskunst wiederzugeben, durch welchen der älteste europäische Geschichtschreiber immer noch unerreicht ist. Es ist der Zauber des frühen Morgens unserer Geschichte, welcher über jedem seiner Worte liegt, und wenn auch gerade sein Griechisch ein nicht geringer Bestandtheil dieses Zaubers ist: der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung hat sich mit Glück bemüht, einen Theil dieses Reizes in unserer Sprache wiederzugeben.

Auf dem Gebiete der politischen Geschichte Griechenlands fehlen uns noch an nicht wenigen Punkten grundlegende Erörterungen, welche mit juristischer Schärfe die Verfassungen und Verhältnisse der Staaten unter einander feststellen. Insbesondere giebt es kaum ein wichtigeres Verhältniß für das Verständniß der Politik und der Kriege in den griechischen Ländern als das der Bünde und Hegemonien. Wir freuen uns, auf eine Monographie aufmerksam machen zu können, welche ein klareres Licht in dieses fundamentale Verhältniß bringt: „Der zweite athenische Bund“ und die auf der Autonomie beruhende hellenische Politik von der Schlacht bei Knidos bis zum Frieden des Eubulos. Mit einer Einleitung zur Bedeutung der Autonomie in hellenischen Bundesverfassungen. Von Georg Bussolt. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner, 1874.

Eine classische Monographie aus dem Gebiete der intellectuellen Entwicklung Griechenlands kommt uns in zweiter Auflage zu: „Platonische Studien.“ Von H. Bonitz. Zweite Auflage. Berlin, Franz Vahlen, 1875.

Das kleine Werk hat in einem gewissen Sinne innerhalb der ungeheuren platonischen Literatur Epoche gemacht. Es betrat einen Weg, auf dem zwar nicht sofort definitive Antworten in Betreff der Echtheit und Reihenfolge platonischer Schriften erreichbar sind, welcher aber desto zuverlässigere Ergebnisse verspricht. Es war der Weg einer gründlichen Analyse der berühmten philosophischen Kunstwerke Plato's. Auf diesen Weg können gebildete Leser aller Classen dem berühmten Berliner Gelehrten folgen; sie werden in dem kleinen Werke mustergültige Anleitung finden für die Lectüre einiger der interessantesten Gespräche des großen Dichterphilosophen. Und so können auch sie ihren Antheil von Nutzen aus einer Arbeit entnehmen, welche für die Gelehrten fortfährt, eine unersetzliche Grundlage zu sein.

* * *

„Calderon's größte Dramen“ religiösen Inhalts. Aus dem Spanischen übersetzt und mit den nöthigsten Erläuterungen versehen von Dr. F. Lorinser. Sieben Bände. Freiburg im Breisgau, 1875.

An Uebersetzungen der großen Werke Calderon's haben wir Deutschen keinen Mangel, wenn auch die furchtbare Zahl

nicht erreicht ist, welche die Shakespeare-Uebersetzungen erreicht haben. Aber was uns bisher fehlte und auf lange hin fehlen wird, ist die Vollständigkeit in der Uebersetzung der Werke dieses fruchtbaren Theaterdichters. Niemand wäre befähigter gewesen, Calderon in Deutschland zu acclimatisiren, als der geniale Uebersetzer Shakespeare's: A. W. Schlegel. Aber das „spanische Theater", das dieser 1808 herauszugeben begann, gerieth rasch ins Stocken, und Niemand hätte ihm zumuthen dürfen, einen so weiten und beschwerlichen Weg durch eine solche Masse von Stücken zurückzulegen, ihm, der so geneigt war, immer neue Pfade zu suchen, neue Probleme sich zu stellen. Aber auch geduldigeren Nachfolgern, wie Malsburg, Gries, Herrn von Schack, ging es nicht anders. Und so sind wir darauf angewiesen, allmälig von einer größeren Anzahl von Uebersetzern eine Ausgabe, wenigstens der wichtigeren der Werke Calderon's, zu empfangen; daher wir denn auch die vorliegende Uebersetzung mit Freude begrüßen, welche eine größere Anzahl von bisher nicht in unsere Sprache übertragenen Dramen Calderon's mitzutheilen bestimmt ist.

Das Princip, nach welchem diese Uebersetzung gearbeitet ist, kann nur gebilligt werden. Die ganze Form, Sprache und Versbehandlung der Originale ist hier auf das Treueste nachgebildet, in diesem Punkte schließt sich Lorinser an A. W. Schlegel an. Auch ist dies Princip meist mit Glück und Geschick im Einzelnen durchgeführt. Bedenklich erscheint uns nur die Willkür in der Stellung der Satzglieder zu einander, wodurch dieselben zuweilen wie ausgerenkt erscheinen. Angemessene Einleitungen und Anmerkungen begleiten die Ausgabe.

* * *

Wir wenden uns zu der Epoche der Renaissance, aus welcher uns zwei interessante Arbeiten zugegangen sind.

„Sämmtliche Gedichte Michel Angelo's" in Guasti's Text mit deutscher Uebersetzung. Von Sophie Hasenclever. Eingeführt durch W. Jordan. Leipzig, Verlag von Alphons Dürr, 1875.

Die Selbstbekenntnisse des großen Malers der Sixtinischen Capelle bilden einen der edelsten Schätze der reichen italienischen Literatur. Jetzt endlich besitzen wir wohl dasjenige, was von Manuscripten dieser unschätzbaren Gedichte sich erhalten hat, besitzen wir einen sicheren Text. Unter solchen Umständen muß der Versuch einer vollständigen Uebertragung freudig begrüßt werden. Die Schwierigkeiten sind vermöge der Prägnanz des italienischen Textes außerordentlich groß. Inzwischen ist es der Uebersetzerin gelungen, ein schönes deutsches Abbild des italienischen Originales zu erreichen, wenn die Uebertragung auch nicht an die Vollendung dessen reicht, was Hermann Grimm für einzelne der Sonette in seinem Leben Michel Angelo's gelungen ist. Eine besondere Freude ist es, so werthvolle Denkmale eines großen Geistes auch in einer würdigen typographischen Ausstattung vor sich zu sehen; schöne ornamentale Motive schmücken die Ausgabe, welche einander gegenüber den italienischen Text und die deutsche Uebertragung in einem äußeren Gewande darbietet, welches das Werk zu einer würdigen Festgabe zu dem Jubeljahre Michel Angelo's gemacht hat. Damit unsere Leser selber ein Urtheil über die schöne Uebersetzung sich bilden mögen, fügen wir eines der berühmten Sonette an die Vittoria Colonna hinzu:

„O könntest du in meinem Innern lesen,
Wie himmlisch Sehnen läutert alle Triebe,
Du strenge Herrscherin im Haus der Liebe,
Du würdest mich vielleicht vom Gram erlösen;

Doch da zur Ewigkeit der Geist erlesen,
Der Leib zum Tod, wie soll der Sinn, der trübe,
Wie soll der Leib den Geist durchschau'n, wie bliebe
Kein Räthsel ihm des Geistes tiefstes Wesen?

So wird mir nie mein keusches Sehnen frommen,
Das heimlich glüht; es seh'n ja nur mit Klarheit,
Was sinnlich ist, die Sinne, leicht betrogen;

Mir ist der Herrin Gnadenlicht genommen,
Die falschem Schein vertraut; doch sieh', wer Wahrheit
Nicht glauben will, der hat sich auch belogen."

Der berühmte Geschichtschreiber der Stadt Rom, welcher durch einen vieljährigen Aufenthalt in Italien mit den Menschen dieses Landes und mit den Archiven derselben gleich vertraut geworden ist, hatte das Glück, in den Archiven von

Rom, Modena und Mantua eine Reihe von Actenstücken zu finden, welche ein ganz neues Licht auf eine der räthselhaftesten Gestalten des römischen Lebens vom Ende des 15. Jahrhunderts werfen. „Lucrezia Borgia." Nach Urkunden und Correspondenzen ihrer eigenen Zeit. Von Ferd. Gregorovius. Stuttgart, Verlag von J. G. Cotta.

Lucrezia Borgia ward von dem Einen in Verbindung gebracht mit allen entsetzlichen Gräueln ihres Hauses, von dem Anderen mit einer verehrungsvollen Andacht gepriesen. Gregorovius hat auf der Grundlage von Urkunden eine wohlbegründete Geschichte dieser Frau geschaffen, deren Leben vordem ein Roman war. Und auch hier wie in so vielen anderen Fällen verlieren die Ereignisse nichts an ihrem Zauber, indem sie auf ihre kritische Wahrheit zurückgeführt werden. Diese Biographie, dargestellt in der glänzenden Sprache des hervorragenden Geschichtschreibers, ist eine werthvolle Bereicherung unserer, der Lectüre der Gebildeten bestimmten historischen Literatur.

* * *

Wir überspringen zwei Jahrhunderte, indem wir dem Publicum Mittheilung machen von dem Beginn einer kritischen und vollständigen Ausgabe der philosophischen Werke des größten Genius, welchen das Deutschland des 17. Jahrhunderts besessen hat: „Die philosophischen Schriften von Gottfried Wilhelm Leibniz." Herausgegeben von C. J. Gerhardt. Erster Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1875.

Es ist die Absicht dieser Sammlung, das bisher Gedruckte und das in Manuscripten noch Erhaltene zu verknüpfen, und zwar soll die erste Abtheilung seinen Briefwechsel, die zweite seine Entwürfe und Schriften enthalten.

Der vorliegende erste Band enthält demgemäß eine Reihe von Correspondenzen in lateinischer, französischer und deutscher Sprache. Die Personen, deren Briefwechsel mit Leibniz in diesem Bande veröffentlicht wird, sind Jakob Thomasius, Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, Antoine Arnauld und Thomas Hobbes, Otto von Guericke, Spinoza, Conring, Eckhard und Molanus, Malebranche, Foucher.

Die Correspondenz von wissenschaftlichen Männern des 17. Jahrhunderts hat eine andere Bedeutung als die eines gegenwärtigen Gelehrten. Noch war die Zahl hervorragender Gelehrter damals eine nur geringe, die Gewohnheit, sofort mit dem Drucke des Gefundenen hervorzutreten, bestand noch nicht, wissenschaftliche Zeitschriften gaben noch nicht einen bequemen Platz für augenblickliche Veröffentlichung des Entdeckten, und so theilte man in Correspondenzen Entdeckungen, Entwürfe, ja Uebersichten über das Gefundene mit.

Leibniz zumal strebte in seiner Jugend, auf diesem Wege der Correspondenz mit den ersten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung zu treten, und in späteren Jahren, als er zwischen den Büchern der Hannoverschen Bibliothek immer mehr vereinsamte, ward wissenschaftlicher Verkehr auf brieflichem Wege ihm ein tägliches Bedürfniß. Zu jeder Zeit seines Lebens aber war der Reichthum von Ideen und Entwürfen in seinem Geiste so groß, daß er ihn in Correspondenzen an die Verschiedensten mit verschwenderischer Hand ausstreute.

Unter solchen Umständen gewährt diese erste Abtheilung ein ganz außerordentliches Interesse. Die Ausgabe geht überall möglichst auf die Manuscripte zurück, sie ist von einer musterhaften Genauigkeit, und die Art der Ausstattung, welche die Weidmann'sche Buchhandlung gewählt hat, möchten wir für alle derartigen Unternehmungen empfehlen; sie ist von einer dem Zweck entsprechenden Würde, dabei aber für den Handgebrauch durch ihr schönes großes Druckoctav angenehm und fern von einem Prunk, durch welchen Arbeiten dieser Art ohne Noth vertheuert und dadurch dem Gebrauche weiterer Kreise entzogen werden; dem entsprechend ist auch der Preis mäßig.

Der Kenner unserer Literatur wird in Gedanken leicht von Leibniz auf Lessing geführt; aus der neuen Ausgabe der Werke desselben empfangen wir folgenden Separatabdruck: Vierundfünfzig zum Theil noch ungedruckte „Dramatische Entwürfe und Pläne Gotthold Ephraim Lessing's." Herausgegeben von Rob.

Boxberger. Berlin, Gustav Hempel, 1876.

Auch darin erscheint Lessing seinem großen Vorbilde Leibnitz ähnlich, daß er ein unerschöpflicher Planemacher war und nur Weniges von seinen Entwürfen zur Ausführung gelangte. Die vollständigste Uebersicht über seine dramatischen Entwürfe empfangen wir nun in diesem Bande; die Stellen, welche seine Entwürfe enthalten, die größeren Fragmente und gründlichen Erörterungen, welche Alles, was zur Erklärung dienen könnte, beibringen. Dabei hält sich das Buch fern von der Unsitte so mancher heutiger Herausgeber, durch unnütze Excurse ihre Arbeit zu belasten.

Eine Anzahl bisher unbekannter Fragmente erscheint hier zum ersten Male. Es sind meist aller Wahrscheinlichkeit nach Bearbeitungen von Stücken anderer Nationen und zwar solche bis in die Breslauische Zeit hinein, also bis auf den Höhepunkt seines Lebens. Von außerordentlichem Interesse ist alsdann der erste Entwurf zum „Freigeist", welcher hier zum ersten Male vollständig nach Lessing's Handschrift in den Breslauischen Papieren mitgetheilt wird.

Aber auch da, wo Gedrucktes aus entlegenen Quellen combinirt wird, springen aus diesen Untersuchungen überall neue Resultate hervor.

* * *

Für einen ganzen Zweig der europäischen Geschichte, die Geschichte des Erziehungswesens, ist das Interesse erst in unserem Jahrhundert lebendig erwacht. Die Werke der hervorragendsten Pädagogen des neueren Europa dem allgemeinen Gebrauch zugänglich zu machen, war ein sehr glücklicher Gedanke. Die pädagogische Bibliothek unter der Leitung von Karl Richter, welche in Leipzig bei Siegismund & Volkening erscheint, hat sich diese nützliche Aufgabe gestellt. Und da der Zweck ist, in die weitesten Kreise diesen wichtigen Zweig der Literatur zu bringen, so ist es ganz angemessen, daß die Arbeiten, welche ursprünglich in lateinischer, französischer und englischer Sprache erschienen waren, hier in deutscher Uebersetzung mitgetheilt werden. Der älteste unter den bisher so herausgegebenen Schriftstellern ist der berühmte Bischof Comenius, welcher unter den Reformatoren der Methode nicht nur der genialste, sondern auch der von Einseitigkeit freieste gewesen ist: „Pädagogische Bibliothek." Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit von Karl Richter. XI. Band. J. A. Comenius' Ausgewählte Schriften. Uebersetzt und mit Erläuterungen versehen von Jul. Beeger und J. Leutbecher (Comenius' Werke, II. Band). 2. Auflage. Leipzig, Verlag von Siegismund & Volkening.

Der erste Band der hier mitgetheilten Arbeiten des Comenius wird sein Hauptwerk, die große Unterrichtslehre, enthalten; von diesem sind uns bisher nur vier Hefte zugekommen, dagegen ist der zweite Band, welcher eine Anzahl kleinerer Schriften enthält, in der zweiten Auflage abgeschlossen. Eine höchst geniale Verbindung von Phantasie, welche in die Zukunft der europäischen Cultur hineinblickt, und von klarem, mäßigem, praktischem Geist macht den Comenius zu einer ganz einzigen Erscheinung in der Geschichte der pädagogischen Literatur. Denn gerade leidenschaftliches Verfolgen eines einseitigen Gesichtspunktes pflegte die Reformversuche der Pädagogen zu gefährden.

Ein Geist ganz anderer Art ist der englische Denker Locke. Der IX. Band der pädagogischen Bibliothek enthält: Einige Gedanken über Erziehung. Von Locke. Uebersetzt und mit Erläuterungen versehen von Dr. Moritz Schuster.

Es ist eine nicht umfangreiche Schrift, und doch datirt von ihr ein Ereigniß von außerordentlicher Tragweite: die Einführung der Psychologie in die pädagogischen Erörterungen des Jahrhunderts. Jedoch ist diese Psychologie eben so einseitig als das Erziehungsideal, welches Locke aufstellt. Freilich war es ausschließlich auf den Kreis der englischen Aristokratie jener Zeit berechnet.

Wieder tritt man dann in eine ganz andere geistige Atmosphäre, indem man den berühmten Erziehungsroman Rousseau's in die Hand nimmt. Der VIII. Band dieser pädagogischen Bibliothek enthält: Emil. Von J. J. Rousseau. Uebersetzt und mit Erläuterungen versehen von Karl Reimer. Zweite Auflage.

Obwohl das merkwürdige Werk überall den Einfluß von Locke sichtbar an sich trägt, durchdrang es doch die ganze französische Literatur jener Zeit. Aber es ist ein Idealist, der hier zu uns redet, überall geht er von der Ueberzeugung einer dem Menschen innewohnenden idealen Welt aus, um deren Entwicklung es sich nur handele. Das Buch ist hinreißend; es ist bekannt, daß man Kant nur einmal seine regelmäßigen Spaziergänge unterbrechen und seine gewöhnliche Tageseintheilung verlassen sah, als er sich in dies Werk vertiefte.

Die Uebertragungen sind höchst lesbar und, soweit wir es verglichen haben, richtig und genau. Die Einleitungen dürfen freilich nicht den Anspruch erheben, neue Ergebnisse mitzutheilen; indessen sind sie für die Lectüre der Gebildeten zweckmäßig geschrieben. Anmerkungen leiten zur Kritik der in den Werken selber entwickelten pädagogischen Gedanken an.

Literarisches.

Der Ursprung des Rechts. Prolegomena zu einer allgemeinen vergleichenden Rechtswissenschaft. Von Dr. Alb. Hermann Post. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (C. Brandt und A. Schwartz), 1876.

Der Verfasser verfolgt auch in dem vorliegenden kleinen Werke seinen Grundgedanken der Begründung einer vergleichenden Rechtswissenschaft. Und zwar wird ihm dies durch den von den englischen Anthropologen aufgestellten Gesichtspunkt ermöglicht, daß jeder Zweig unserer Cultur in jedem Volke eine Reihenfolge von Zuständen durchlaufe, so daß bei verschiedenen Völkern die verschiedenen Stadien sich heute neben einander vorfinden.

„Das zeitige Gesammtbild der Organisation in der menschlichen Race enthält auch zugleich die Geschichte der Organisation der menschlichen Race, wie sie seit Urzeiten vor sich gegangen ist, und jeder einzelne Organismus im menschlichen Gattungsleben, welcher zu irgend einer Zeit unserer Beobachtung zugänglich ist, giebt uns zugleich die Handhabe zu Rückschlüssen auf die ganze Geschichte, welche derselbe dereinst durchlaufen hat, indem alle zeitlichen Phasen desselben, in der zeitigen Gestalt in ihm räumlich neben einander gelagert, in ihren Grundzügen noch aufgefunden werden können. Es ist eine der größten und folgenreichsten Entdeckungen der Wissenschaft unserer Tage, daß jedes kosmische Gebilde alle Phasen seiner Entwicklung noch an sich trägt und aus Allem, was ist, die unendliche Geschichte seines Werdens in ihren Grundzügen erschlossen werden kann. Wie sich aus der Structur des gestirnten Himmels von heute dessen weltgeschichtliche Entstehung erschließen läßt, wie die Schichten der Erdoberfläche uns die Geschichte unseres Planeten entrollen, wie die Morphologie uns gelehrt hat, aus der organischen Structur irgend einer Pflanze oder eines Thieres auf die Stufen zurückzuschließen, welche es dereinst durchlaufen hat, bis es zu seiner jetzigen Entwicklungshöhe gelangte, und wie wir in den Phasen des fötalen Lebens die wesentlichen Phasen des Racenlebens wiederfinden, wie aus der Structur des menschlichen Gehirns die Geschichte seiner Entwicklung durch denjenigen entziffert werden kann, welcher diese Runen zu lesen versteht, wie der Sprachforscher aus der Sprache eine Geschichte der menschlichen Vernunft zu Tage fördern kann, wie sogar, wenn man Geiger's interessanten sprachwissenschaftlichen Forschungen trauen darf, das Farbenspectrum zugleich die Geschichte des menschlichen Sehens bedeutet, so giebt uns auch das Gesammtbild der menschlichen Race und der Zustand jedes einzelnen Organismus, welchen wir im menschlichen Gattungsleben antreffen, ein sicheres Material für Rückschlüsse auf die Geschichte der Organisation der menschlichen Race und des einzelnen Organismus.

„Auf der Basis eines solchen Materials ist es möglich, die Geschichte jedes einzelnen Gattungsorganismus, von welcher uns die Tradition nur vereinzelte Phasen, vielleicht nur einzelne verflogene Notizen aufbewahrt hat, in den wesentlichsten Grundzügen zu reconstruiren. Es ist auch möglich, mit Sicherheit vorauszusagen, wie sich die innere Entwicklung einer auf einer tiefen Stufe stehenden Völkerschaft im Wesentlichen in Zukunft gestalten muß."

Erinnerungen und Rathschläge (1813 bis 1873). Von Graf John Russell. Autorisirte deutsche Uebersetzung nach der zweiten Auflage des Originals. Halle, Hermann Gesenius.

Es ist ein Fall seltener Art, sechzig Jahre der Laufbahn eines hervorragenden Staatsmannes überblicken zu dürfen, und so ist nicht zu verwundern, daß das vorliegende Buch des greisen Staatsmannes in England so großes Aufsehen machte, daß wenige Monate nach seinem ersten Erscheinen eine zweite Auflage nö-

thig wurde. Diese ist der vorliegenden treuen und gut geschriebenen deutschen Uebersetzung zu Grunde gelegt. Es ist die Geschichte seines Antheils an der englischen Politik, welche der frühere Führer im Parlament und Minister der Königin hier erzählt. Diese Erzählung enthält eine lange Reihe von neuen Mittheilungen theils aus dem Briefwechsel des hervorragenden Staatsmannes, theils aus dem Schatze seiner persönlichen Erinnerungen.

Ein anderer Theil dieses Buches sind nicht Memoiren, welche rückwärts blicken, sondern Rathschläge in Betreff der Zukunft. Unter diesen erscheint dem früheren Minister selber keiner von größerem Gewicht als der, welcher sich auf die Fortentwicklung der Schulen in ihrer Beziehung zur Staatskirche und den Verwicklungen, die in ihr liegen, erstrecken. Die Frage bewegt sich um das englische Unterrichtsgesetz von 1870. Russell betrachtet dasselbe als eine große und weise Maßregel, in der Absicht entworfen, um den Beistand, welchen das Parlament der Volkserziehung bereits gewährt hatte, vollständig zu machen.

„Die alten Universitäten von Oxford und Cambridge," so bemerkt Russel, „bedurften nur Verbesserungen und Reformen in Uebereinstimmung mit dem Geiste ihrer Stiftung und mit der Förderung der freisinnigen Studien, welche der Geist des Zeitalters verlangte.

„Aber die Erziehung der großen Masse des Volkes war so mangelhaft, daß sie neue Maßregeln forderte, welche, wie ich in Capitel I berichtet habe, der Gegenstand heißer Parteikämpfe wurden.

„Es wurde lange beabsichtigt, ein allgemeines System der Erziehung für England einzuführen, und ich sprach häufig von dieser Absicht sowohl im Unterhause als bei den Versammlungen der britischen und ausländischen Schulsocietät. Nach meiner Meinung wurde das Gesetz von 1870 nicht zu spät, sondern vielmehr zu bald erlassen. Vielen Schwierigkeiten würde abgeholfen, viele Vorwürfe würden vermieden und einige unpopuläre Anordnungen würden unterlassen worden sein, wenn sich die Regierung mehr Zeit zur Ueberlegung genommen und dann ihren Plan umfassender ausgearbeitet hätte. Im Jahre 1870 war in den Schulen, welche Zuschüsse von der Regierung erhielten, Raum für 1878584 Kinder, im Jahre 1870 bis 1871 war Raum für 2012679 Kinder beschafft. Wenn man nun in Betracht zieht, daß diese Fürsorge nicht durch den Staat, sondern nur mit Hülfe des Staates getroffen worden war, daß die Geistlichkeit der Staatskirche bei dem Werke der Erziehung einen unermüdlichen Eifer und fortdauernde Aufmerksamkeit bewiesen hatte, so ist es kein Wunder, daß Mr. Forster gesagt hat, seiner Collegen Werk sei es nur gewesen, die bestehende Erziehung zu ergänzen, aber nicht ein neues Haus von Grund aus zu bauen. Es würde nöthig sein, daß wie in Sachsen, der Schweiz und Schottland Geographie und Geschichte und die Anfangsgründe der politischen Oekonomie in den oberen Schulen oder in kleinen Districten in den oberen Classen der Elementarschulen gelehrt würden."

Albrecht Dürer. Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Von M. Thausing. Leipzig, E. A. Seemann.

Das Werk, dem der Holzschnitt des Rosenkranzbildes sowie die Initiale zu dem Aufsatze von A. Woltmann entlehnt sind, ist die neue Biographie Dürer's von M. Thausing, eine der gediegensten kunstgeschichtlichen Arbeiten der letzten Jahre. Aeußerlich tritt das Buch in einer Stattlichkeit auf, welche selbst in dem kunstgeschichtlichen Verlage von E. A. Seemann nicht häufig ist. Es ist mit einem Titelkupfer und zahlreichen Holzschnitten geschmückt, und die letzteren, nach Zeichnungen von J. Schönbrunner von F. W. Bader ausgeführt, sind ganz vortrefflich und musterhaft. Ein Blatt wie der Profilkopf Pirckheymer's, um nur ein Beispiel anzuführen, steht dem Besten gleich, was je in dieser Technik geleistet worden ist. Die Abbildung des Prager Rosenkranzbildes haben wir auf Seite 97 im Einverständniß mit der Verlagshandlung als Probe eingefügt. Das Buch selbst ist dieser Ausstattung werth. Hervorgegangen aus langjähriger Beschäftigung mit dem Meister und aus voller Hingabe an den Gegenstand, gebietet die Arbeit mit voller Sicherheit über das umfangreiche Material. Scharfsinnig weiß der Verfasser dem Entwicklungsgange des Meisters nachzugehen, er ist im ganzen Verlauf der Darstellung Herr seines Stoffes und bietet reiche Belehrung dar. Eine Fülle ganz neuer Gesichtspunkte wird uns gewährt. So ist die Schilderung vom Verhältniß Dürer's zu Wohlgemut und zu Jacopo de' Barbari, seiner Auseinandersetzung mit der älteren einheimischen Richtung wie mit den fremden Einflüssen durch und durch neu. Auch bisher unbenutzte Quellen sind erschlossen; um nicht bei manchen vorher noch nicht gewürdigten Kunstwerken stehen zu bleiben, seien nur ein paar früher unbekannte Briefe Dürer's, einer an Pirckheymer aus Venedig, einer an den Astronomen Nicolaus Kratzer in London, hervorgehoben. Die Haltung des Buches ist eine echt wissenschaftliche, die Fassung eine knappe, aber die Kunst der Darstellung, die Kraft und Selbständigkeit des Ausdrucks werden auch weiteren Kreisen Befriedigung gewähren. Mit dem Fleiß und der eindringen-

den Genauigkeit des Forschers verbindet der Verfasser die Fähigkeit, das rein Künstlerische mit seinem Verständniß darzulegen in einer Sprache voll wohlthuender Wärme und würdevoller Einfachheit. So eng er sich an den Gegenstand hält, so wird denn doch, was die Sache selbst mit sich bringt, eine großartige Zeit in ihren Ideen und ihren hervorragenden Persönlichkeiten lebendig, und in dem Buche ist eine wichtige Aufgabe nationaler Geschichtschreibung musterhaft gelöst.

Historische Frauen. Von Wilh. Müller, Professor in Tübingen. Berlin, Verlag von J. Springer.

Ein verwegener Versuch, die novellistische Form auf die Biographie historischer Personen zu übertragen. Die historischen Frauen, welche hier dargestellt werden, sind: Irene und Beatrix, Maria von Brabant, Margarethe von Thüringen, Anna Boleyn, Johanna Gray, Maria Stuart und Elisabeth, Katharina von Medici, Christine von Schweden, Elisabeth Charlotte, Charlotte Corday, Kaiserin Josephine, Königin Luise.

Römische Geschichte in kürzerer Fassung. Von Karl Peter. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Neben Mommsen hat sich in unserer Generation Niemand um die Darstellung der römischen Geschichte so große Verdienste erworben als der Verfasser des vorliegenden Werkes. Es kann daher nur mit Dank aufgenommen werden, daß er das Bild der römischen Geschichte, wie es sich ihm darstellt, für einen großen Leserkreis von Alt und Jung in einem mäßigen Bande hinstellt. Es bleibt immer eine Verlegenheit für den Darsteller der römischen Geschichte, wie er sich zu dem so durchgebildeten Sagenkreise der älteren Epoche verhalten soll. Der Kritiker mag dies Alles zur Seite schieben, um nach Wegräumung dieser mächtigen alten Trümmerstücke das Gebäude seiner eigenen Hypothesen hier zu errichten; dagegen hat der Verfasser des vorliegenden Werkes entschieden recht gethan, wenn er zuerst die Tradition der Königsgeschichte in ihrer reinsten Gestalt hinstellte und alsdann daran die nothwendigen Bemerkungen über ihren relativen Werth knüpfte. Die Geschichtserzählung Peter's ist natürlich und nicht ohne Anschaulichkeit. Sein Sinn für das genau Richtige und aus den Quellen streng zu Belegende läßt ihn freilich die lebendigen Farben und scharfen Lichter verschmähen, welche den Reiz der Geschichte zweifellos außerordentlich steigern; die Verfassungsgeschichte ist mit Recht überall Grundlage, und es ist die Betrachtungsweise Niebuhr's, welche ihm im Großen und Ganzen für ihre Auffassung leitend geblieben ist.

Philosophie des Unbewußten. Von E. v. Hartmann. 7. Auflage. 2 Bände. Berlin, Karl Duncker's Verlag.

Nichts zeigt deutlicher den Umschwung in Bezug auf das Interesse an philosophischen Theorien in Deutschland als der außerordentliche Erfolg dieses Werkes.

Ueber dasselbe selbst ist im Guten und Schlimmen so viel gesprochen worden, daß der Autor im Stande war, ein langes Verzeichniß von philosopischen Schriften und Broschüren vorzuführen, welche entweder sich nur mit ihm beschäftigen oder doch sich eingehend mit ihm beschäftigen — ein Verzeichniß so lang als das der Siege Don Juan's und ebenfalls nicht ohne Behagen vorgetragen. Wenn philosophische Werke durch stichhaltige Gegenargumente, durch Zerstörung ihrer eigenen Beweisführung getödtet werden könnten, so lebte das Buch längst nicht mehr, freilich würde dann selbst Hegel's Logik nur ein kurzes Dasein gefristet haben. Aber es giebt etwas Lebendiges, von Anschauung Redendes und Leben Ausathmendes in ihnen, welches sie fortexistiren läßt der Logik zum Trotz — und so geht es auch diesem. In dieser seiner augenblicklich letzten Gestalt hat es Zusätze bedeutenden Umfanges erhalten, der umfangreichste und interessanteste betrifft die philosophischen Ergebnisse der neuesten Untersuchungen über das Gehirn.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 50 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 242.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1876.

Martina.

Von

Fanny Lewald.

Alle Autorrechte vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Bundesgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Achtes Capitel.

Der Herbst war in dem Jahre selbst für Italien ein ungewöhnlich schöner. Der October hatte noch die volle sommerliche Wärme, aber sie drückte nicht mehr, denn der Luftstrom, der von Osten kam, hatte die Atmosphäre gereinigt und erfrischt, und wenn man auch den Schatten noch immer suchen mochte, genoß man doch in demselben die Wärme schon mit Wohlbehagen. Jeder Tag schien herrlicher als der vorhergegangene zu sein, an jedem Tage trat die Gräfin mit neuer Ueberraschung aus ihrem Zimmer auf den Balcon hinaus, von dem man Rom und die Campagna und die Höhenzüge des Gebirges mit einem Blick umfaßte, und ihr Entzücken steigerte sich noch, wenn sie bedachte, daß in ihrer Heimath jetzt bereits der Winter mit seinen riesigen Schauern die Erde lange schon in seine Banden geschlagen hatte.

Vom Observatorium tönte der Kanonenschlag, es war Mittag. Kein Wölkchen war zu sehen, so weit das Auge reichte. Die Sonne prangte alleinherrschend am Himmel und lockte so gebieterisch hinaus ins Freie, daß man meinte, ihr gehorchen zu müssen, um auch sein Theil von der lebensvollen Wärme zu empfangen, die sie so verschwenderisch über die Erde und über die Thäler und Hügel der ewigen Stadt ergoß.

Die Gräfin hatte die Thüren ihres Saales nach dem Balcon hin offen, hatte sich von der Staffelei erhoben, Pinsel und Palette aus der Hand gelegt und war auf den Altan hinausgetreten, als auch in dem Nebenzimmer die Thüren aufgethan wurden, und ihr Sohn mit seinem Lehrer sich zu ihr gesellten.

Alexander war für sein Alter groß und schlank, daneben früh reif wie alle Kinder, die ohne Geschwister unter der besonderen Sorgfalt und in der ausschließlichen Gesellschaft von Erwachsenen erzogen werden. Er fuhr sich fröhlich mit der Hand durch das blonde, gelockte Haar, reckte die jungen elastischen Glieder, und die frische Luft mit gehobenem Kopfe gierig einathmend wie ein Füllen, dem man die Thür seines Stalles öffnet, rief er, indem er die Gräfin mit übermüthiger Lustigkeit umarmte und küßte: „Ach! Gottlob, daß ich heraus bin! Der wahre Musterjunge bin ich heut' gewesen, Mütterchen! frage nur den Doctor! Und eine Wochencensur habe ich heut' bekommen, wie noch keine jemals dagewesen ist! Aber nun soll mich auch der Fuchs beißen, wenn Ihr mich in die Stube bekommt, ehe die Sonne unter ist!"

„Pfui doch, Alexander!" schalt die Gräfin, während die kecke Heiterkeit des Sohnes auf ihrem Antlitz den Wiederschein seines Frohsinns weckte. „Willst du das eben erhaltene Lob durch einen Tadel dir verderben?"

„Das ist durch gar Nichts zu verderben!" rief der Knabe, „im Gegentheil! Der Herr Doctor selber hat mir versprochen, daß ich eine Extrabelohnung haben solle und daß er sie für mich erbitten würde."

Der Doctor stimmte ihm bei. Er sagte, Alexander habe sich die ganze Woche hindurch sehr gut gehalten, und er wolle zum Lohne dafür —

„Gern ein Pferd haben und in die Campagna reiten!" fiel die Gräfin ein, weil dies sonst des Sohnes größte Lust zu sein pflegte.

„Ach Gott bewahre!" rief der Knabe, „ich bin zum Schluß der Woche auch noch sehr bescheiden. Nein! in die Villa möchte ich hinaus. Die Erskin's und Mauby's werden mit ihren Gouverneuren draußen sein, und es ist auf eine große Cricket-Partie abgesehen. Ich möchte nicht mit dir in die Galerie Colonna — heut' sind Alle draußen und um ein Uhr fängt es an."

„So will ich Euch hinausfahren," sagte die Gräfin.

„Und dann muß ich nach einer Stunde wieder mit zurück?" fragte der Sohn.

„Nein! nein! du sollst draußen bleiben, so lange der Doctor mit dir bleiben will. Ich werde in der Villa meinen Spaziergang machen und heimkehren ohne Euch."

Alexander sprang jubelnd davon, eine kleine Weile später fuhr man nach der Villa Borghese hinaus. Der Doctor wendete sich mit Alexander nach der Seite der Wiesengründe, wo man die jungen Engländer und einige deutsche Knaben mit ihren Gouverneuren anzutreffen wußte, und die Gräfin ging langsam durch die ihr vertrauten lieben Wege, bald an diesem, bald an jenem Aussichtspunkt sich labend, bis sie endlich, von dem hügligen Theil der Villa zurückkehrend, wieder an die Stelle gelangte, an welcher sie am liebsten zu rasten und oftmals stundenlang mit ihrem Buche sich aufzuhalten pflegte.

Uralte immer grüne Eichen umgaben den runden Platz so regelrecht, daß ihre eng verschlungenen Aeste ihn völlig überspannten. Eine Marmorbalustrade faßte ihn, sich dem Ein- und Ausgang öffnend, innerhalb des Baumrunds ein. Marmorbänke, die sich an die Balustrade lehnten, boten bequeme Rast. Auf breiten Sockeln erhoben sich schlanke Statuen in gemessener Entfernung und leuchteten in ihrer Schön-

heit aus dem dunklen Grün hervor, während aus der von Delphinen getragenen Doppelschale inmitten des Platzes ein klarer kräftiger Wasserstrahl rasch quellend in die Höhe stieg, Schale um Schale im Niedersinken füllend, daß das Wasser in klingendem Geplätscher aus den Schalen überströmte und sich reichlich in das weite moosbewachsene Bassin ergoß.

Wie mächtig an dem Tage auch die Sonne wirkte, das schirmende Dach der Eichen hielt ihr Stand und wehrte ihre Gluth ab. Aber wo ein Ast ihm Raum ließ, wo eines Zweiges Blätter sich hoben oder senkten, brach siegreich das helle Licht sich Bahn. Wie ein reicher goldiger Regen floß es an den Gewändern und über die schönen Glieder der Götterbilder nieder. Den feingestalteten Köpfen lieh es seine wechselnde Farbe, daß die stillen Mienen und die schweigenden Lippen sich zu beleben und die Kommende lächelnd zu grüßen schienen, als die Gräfin in den stillen Kreis eintrat, den sie sich gewöhnt hatte, wie ihr Eigenthum zu betrachten, weil sie an diesem Platze niemals einem Anderen begegnet war.

Auch diesmal wieder war ihr die Stunde hold. Sie war allein unter dem luftigen Blättergewölbe, und mit erfreutem Blicke um sich schauend, ließ sie sich auf eine der Bänke nieder, der Stille und des Ruhens froh.

Fast mechanisch nahm sie nach einer Weile die kleine Ausgabe der „göttlichen Komödie" zur Hand, die sie für den Fall längeren Verweilens zu sich gesteckt hatte, aber sie fühlte sich zum Lesen heute nicht gestimmt. Was kümmerte sie der dritte Höllenkreis:

„Der Kreis des Regnens
Des ewigen, verfluchten, kalten, schweren,
Deß Art und Weise niemals Wechsel kennt,"

da es auf der Erde so schön war, daß man sich wie im Paradiese fühlte. Was kümmerten sie die Strafen und die Qualen und die Reue der Unseligen, der Verdammten? Sie hatte tiefen Frieden in der Brust und ein gut Gewissen. Sie dachte nicht vorwärts, nicht zurück, sie lebte in dem Wohlgefühl des Augenblicks.

Das lange Umhergehen hatte sie ermüdet. Den Arm auf den Kopf des Greifes gelegt, dessen Flügel die Seitenwand des Marmorsitzes bildeten, hielt sie den Oelzweig in der Hand, den sie auf ihrem Weg gebrochen, weil er über und über voll von reifen Früchten hing, die man in diesem Land des Ueberflusses nicht beachtet hatte. Die Gräfin aber empfand auch in diesem kleinen Zeichen einen großen Reiz. Es beglückte sie, daß sie im Süden war, in einer Natur, die dem Menschen das Leben leicht und freundlich macht. Sie fühlte es mit Lust, wie der warme Sonnenstrahl ihre entblößte Hand berührte, wie das weithin verstäubende Wasser ihre Stirn netzte.

Still in sich begnügt, sah sie den Vögeln zu, die an den Rinnsalen im Boden ihren Durst zu stillen kamen. Sie freute sich über den bunten Finken, der nach seinem Bade auf die Bank flog, ohne sich vor ihr zu scheuen. Sie lächelte, wie er dicht an ihrer Seite seine Flügel eifrig spreizte und mit geschäftigem Schnabel sich die Federn an Brust und Kehle putzte. Ihn nicht zu stören rührte sie kein Glied. Das machte den Dreisten zutraulich. Er bog den kleinen Kopf zur Seite, guckte sie mit den klugen Augen an, hüpfte näher, betrachtete sie nachdenklich prüfend noch einmal, und sicher, daß er's wagen dürfe, schwang er sich auf den Oelzweig, den sie in der Hand hielt, sein Theil zu haben von der Frucht, die man ihm in sein Haus getragen hatte.

Die Gräfin wandte keinen Blick von ihm. Sie liebte das Vögelchen, weil es ihr vertraute, sie hätte so sitzen mögen für und für, zufrieden und glücklich wie ein Kind. Mit einem Male hielt der kluge

Buchfink inne. Er reckte den kleinen Hals empor, er horchte, schaute um sich, und ehe sie sich des versah, schwang er sich auf und war davon!

Während ihr Auge ihm nachfolgte, ward auf dem feinen Kies des Weges ganz nah von ihr ein Schritt vernehmbar. Martina blickte nach der Seite hin, von der man kam, und in dem vollen Lichte, das den Eingang füllte, stand wie ein Bild auf goldenem Grunde der Fürst vor ihr.

Er sah und erkannte sie, so wie sie ihn, und mit dem Ausdruck einer offenherzigen Freude sich ihr nahend, rief er, indem er ihr die beiden Hände reichte: „Der Zufall ist mir günstiger als Sie! Lassen Sie ihn walten, Gräfin! — Ich habe Sie aufzusuchen nicht gewagt, aber sagen muß ich's Ihnen, wie sehr ich Sie zu finden froh bin, um noch ein anderes Wort von Ihnen zu vernehmen, als jenes Lebewohl! mit dem Sie sich in der Peterskirche von mir gewendet haben."

Der Gräfin wallte das Herz auf. — Das war Stephan! ja! das war er, der Geliebte ihrer Jugend! Das war seine schöne freudestrahlende Stirn, das war die nie von ihr vergessene Geberde, mit welcher er sich selber hinzugeben schien, wenn er Jemandem frohen Sinnes die Hände reichte. Sie konnte nicht widerstehen. Weshalb sollte sie es auch? Und ihre Hand in seine legend, hieß sie ihn willkommen.

Er dankte ihr dafür, und wie er sich an ihrer Seite niederließ, nannte er's ganz unbegreiflich, daß sie nach dem neulichen Begegnen nicht eher schon zusammengetroffen wären. Martina erklärte dies durch ihr zurückgezogenes Leben, der Fürst meinte, sein Umherstreifen trage wohl die Schuld davon. Sie sprachen Gleichgültiges mit leichter Lippe und lasen doch Einer in des Anderen Seele.

Vom Wetter, von dem Klima, vom hohen Norden und vom Süden, von Rom und all seinem Zauber redeten sie, als hätten sie nicht vor langen Jahren schon einmal eben so allein gesessen im stillen Schatten alter Bäume, und als hätten sie einander nicht ganz Anderes zu sagen und zu fragen. Dunkel und geheimnißvoll wie die unergründlichen Wasser des Meeres, lagen die Tage zwischen ihnen, die vergangen waren, seit Martina dem Fürsten zum letzten Mal geschrieben hatte; und weil sie einander jetzt so nahe waren, daß die Hand die Hand berühren, der Ton der einst geliebten Stimme das Ohr erreichen konnte, fühlten sie erst recht, wie lange sie getrennt gewesen, wie fremd sie einander geworden waren, und wie die harmlosen Tage der Jugend weit hinter ihnen lagen.

Der Fürst, so schön Martina ihm erschien, war einen Augenblick nahe daran, dem Zufall zu grollen, dessen Gunst er eben erst gepriesen hatte. Martina wollte sich von der Wehmuth nicht übermeistern lassen, die in ihr aufgestiegen war. Sie sah nach ihrer Uhr und erhob sich plötzlich.

Stephan fragte, ob sie sich nach Hause begeben wolle, sie entgegnete, sie habe sich an diesem ihrem Lieblingsplatze länger aufgehalten, als sie es gedacht, und wolle zusehen, ob sie ihren Sohn nicht finde, ihn mit sich in die Stadt zu nehmen. Der Fürst gab ihr — wie dereinst an manchem lieben Abend — den Shawl um, der von ihren Schultern geglitten war, nahm — wie dereinst — ihr Buch und ihren Sonnenschirm, und schickte sich an, sie zu begleiten. Sie ließ es ohne Weiteres geschehen.

Als sie aus dem Bosquet ins Offene traten, fühlten sie sich erleichtert. Sie konnten die Blicke abwenden von einander, die helle Gegenwart bewältigte die Erinnerung an das Glück und Leid der alten, der schönen Jugendzeit.

Die Hitze des Tages war im Abneh-

men, man athmete frei, sie gingen raschen Schrittes neben einander her. Stephan rühmte es, daß Martina noch immer eine vortreffliche Fußgängerin sei. Es war dies die erste Bemerkung zwischen ihnen, die unwillkürlich rückwärts deutete in die Vergangenheit. Martina sagte, sie gehe viel mit ihrem Sohn spazieren. Er fragte, ob es dazu in der Nähe von Petersburg angenehme Gelegenheiten gäbe.

„Ich lebe viel auf dem Lande," sagte sie, „wenigstens so viel, als mir vergönnt ist, und glücklicherweise geben die unablässigen Reisen des Kaisers, auf denen der Graf ihn immer zu begleiten hat, mir die Freiheit, die ganze gute Jahreszeit hindurch mit meinem Sohne fern von dem Treiben der großen Welt zu bleiben. Es kommt seiner Erziehung zu statten, so wie mir. Ich könnte es auch anders kaum ertragen, denn das Klima von Petersburg ist unheilvoll, und meine Gesundheit ist die beste nicht."

„Und Sie sind sich doch so gleich geblieben! Sie sehen wie das Leben selber aus!" rief er, indem sein Auge mit froher Bewunderung an ihr hing.

„Das Aeußere täuscht mitunter," sagte sie gelassen; „aber man sollte wirklich glauben, Sie gehörten zu unserer heimischen Gesellschaft!"

Er wünschte zu wissen, was sie damit sagen wolle.

„Oh!" entgegnete sie ihm, „es bilden sich nach meiner Erfahrung bisweilen in bestimmten Kreisen über den einzelnen Menschen, sowie im Allgemeinen über gewisse geschichtliche Personen und Ereignisse, festwachsende Meinungen, auf die man zu schwören und zu vertrauen liebt, ohne sich jemals zu fragen, ob sie richtig sind. Eine solche Meinung ist der Glaube an mein immer gleiches Wohlbefinden oder in der Sprache der Galanterie zu reden: der Glaube an meine unvergängliche Jugendlichkeit. Ich störe diesen Glauben auch durchaus nicht. Er enthebt mich der Beschwerde, von Gleichgültigen ein lästiges und unfruchtbares Bedauern mit Dank empfangen zu müssen, und," setzte sie lächelnd hinzu, „den Leuten ist's sehr recht, daß ich nicht widerspreche. Sie gewinnen durch mein schweigendes Anerkenntniß die bequeme Möglichkeit, von mir zu fordern, mir zuzumuthen, was zu leisten mir nicht immer leicht wird, und das Gewissen der Selbstsüchtigen ist nicht grüblerisch, ist leicht beruhigt."

Sie hatte das Alles in heiterem Spotte hingeworfen. Der Fürst jedoch wußte nach seiner Kenntniß des weiblichen Charakters, daß die Frauen nicht leicht zu einem derartig zusammenfassenden Urtheil über ihre eigene Lage und die Sinnesart der Menschen im Allgemeinen gelangen, wenn sie glücklich oder, so lange sie noch wesentlich mit sich selber beschäftigt, zu gefallen bestrebt und auf die Zustimmung Anderer gestellt sind; und diese Aeußerung der noch so schönen Frau verrieth dem Vielerfahrenen, was einzuräumen die Gräfin in diesem Augenblicke sicher angestanden hätte.

Es blieb ihm aber nicht viel Zeit, darüber nachzudenken, denn schon von fern hatten sie die fröhlichen Rufe und den gelegentlichen Jubel der cricketspielenden Knaben und Jünglinge gehört, und bei dem nächsten Umbiegen um eines der dicht verschlungenen Gebüsche sahen sie den weiten Plan der Wiese vor sich liegen, auf welcher die muntere Schaar ihr Wesen trieb. Die Scene war belebt und heiter.

Hüben und drüben, zur Seite der beiden Parteien, hatten sich Gruppen von Zuschauenden gebildet: Fremde aus dem und jenem Lande, und eine Anzahl von jungen Römern aus dem Volke, denen das aus England herübergebrachte Spiel damals noch neu war, während es doch wieder genug an die in Rom heimischen Spiele erinnerte, um bei den jedem Spiele

geneigten Römern einen laut geäußerten leidenschaftlichen Antheil hervorzurufen, an welchem der Eifer und der Ehrgeiz der jungen Schaar sich steigerte. Keiner derselben mochte mehr als sechzehn Jahre zählen, und Alexander war der Jüngste unter Allen. Aber über seine Jahre groß, und eben so kräftig als geschickt, hatte er an dem Mittag durch seine Gewandtheit seiner Partei schon mehrmals zum Siege verholfen, und eben, als die Gräfin mit ihrem Begleiter auf den Plan hinaustrat, hatte er mit sicherem Schlage der Kelle die Kugel des Gegenparts, indem er sie doublirte, so weit in das feindliche Lager zurückgeschleudert, daß man von jener Seite fast auf das Neue zu beginnen hatte, während der Jubel seiner Kameraden, das beifällige Lachen der Fremden und das „Bravo, Bravo!“ welches die händeklatschenden Minenten ihm zuriefen, dem Knaben das Blut noch heißer in die Wangen trieben.

Mit freudestrahlendem Gesichte eilte er auf die Mutter zu, so wie er sie gewahrte. „Noch einen solchen Schlag,“ rief er, indem er die Kelle wie ein Tambourmajor lustig in die Höhe warf, „noch einen solchen Schlag, und wir haben acht Partien gegen vier gewonnen! dann ist's aus! und wir sind Sieger!“

Ganz ausschließlich in sein Spiel versenkt und von seinen Triumphen hingenommen, wollte er, ohne darauf zu achten, daß die Gräfin von einem Fremden begleitet war, wieder so rasch davoneilen, wie er gekommen war. Aber die Mutter hielt ihn zurück, und seine heiße Stirn mit ihrem Tuche trocknend, während ihr Auge und ihr Herz sich an seiner Kraft und Schönheit freuten, sagte sie abwehrend: „Nicht so ungestüm, Alexander! mache dem Herrn, dem Fürsten Stephan, erst dein Compliment.“

Der Knabe that, wie ihm befohlen ward, der Fürst bot ihm die Hand mit Wohlgefallen, indeß Alexander hatte es sehr eilig, und als müsse er jeder Unterhaltung und jeder Frage und Erklärung so schnell als möglich ein Ende machen, um nur wieder fortzukommen, rief er: „Fürst Stephan? der dabei war, wie der Onkel starb, der mit dir Birnen pflückte und Dolbiezza spielte! oh! ich weiß! ich weiß!“ — und bevor die Mutter ihm Einhalt gebieten konnte, war der Schnellfüßige schon wieder mitten unter den Genossen.

Ein Ausdruck unwilligen Erschreckens flog über das Gesicht der Gräfin. Sie hatte sich von Stephan abgewendet und auch er war überrascht. Er hatte freilich den Knaben gleich bei dem ersten Antreffen neben der Gräfin gesehen, aber die Zärtlichkeit, die Martina dem Sohne heute bewiesen, machte dem Fürsten die Jugendgeliebte erst zur Mutter, ließ sie ihm fremd erscheinen und entrückte sie ihm aus dem Lichte, in dem er sie bisher gesehen, während des Sohnes Aeußerung sie ihm doch wieder näher brachte. Aber sein guter gerader Sinn fand sich in dem Zwiespalt leicht zurecht, und mit der Offenheit, die ihm angeboren war, sprach er: „Zürnen Sie dem Knaben nicht, und lassen Sie uns unsere Lage so einfach nehmen als sie ist. Was that er Arges, als er uns an schöne vergangene Tage, an die Jugend mahnte, die Jedem unvergeßlich und Jedem so unwiederbringlich ist als das verlorene Paradies? Haben doch auch Sie der schönen Zeiten gern gedacht, denn Sie haben Ihrem Sohne davon gesprochen. Und weshalb sollten Sie das nicht? Weshalb müßten wir vermeiden, uns jener Tage zu erinnern, oder es bezweifeln, daß auf dem Boden einer so schuldlosen Vergangenheit uns Vertrauen und Freundschaft aufgehen und gedeihen könnten, da das Geschick uns hier so unvermuthet zu einander führte. Wir sind in Rom, sind Beide Pilger aus der weiten Ferne! Schreiben wir das: ‚Gott will es!‘ wie die Kreuzfahrer getrost

auf das Panier, und lassen Sie uns das Stückchen Weges, das hier vor uns liegt, freundlich mit einander gehen! Es ist schön, daß wir uns wiedersehen! Ich freue mich deß von Herzen, und auch Sie, Gräfin! — verschließen Sie sich dieser Freude nicht!“

„Gewiß nicht! Nein! gewiß nicht!“ rief sie, während sie zum ersten Male ihm wieder frei und heiter in das Auge schaute, denn seine männliche Wahrhaftigkeit hatte sie besiegt und auch erlöst. Sie schämte sich plötzlich des Mißtrauens, das sie nach der Begegnung in der Peterskirche gegen ihn gehegt, und der Scheu, welche sie heute vor ihm gefühlt hatte, als könne er in ihr jetzt noch die Martina sehen, die er einst geliebt, als könne er ihr zürnen oder ihrer noch begehren, und als hätte sie seitdem ihr Leben nicht gelebt, und sichere Ruhe und volle, feste Zuversicht in sich gefunden.

Aber der auf das Neue ertönende laute Jubel, der um sie her erschallte, zog Beide, den Fürsten wie Martina, von sich selber und von einander ab.

Die Partei, in welcher Alexander gespielt, hatte schließlich den völligen Sieg errungen. Die Gruppen der Zuschauenden, welche ihr Beifall gespendet, fingen sich zu zerstreuen an, Sieger und Besiegte ließen durch einander, die Verabredungen für den nächsten Spieltag unter sich zu treffen, die Erzieher der jungen Leute gaben den Ausschlag darüber, und als die Gräfin mit dem Fürsten in die Nähe ihres Sohnes kam, hatte dieser mit den beiden anderen Jüngsten eben die eisernen Ringe aus dem Boden herausgezogen, die Verpackung derselben beendet, und die ganze Schaar schickte sich zum Fortgehen an.

„So komme ich zur rechten Zeit, dich mit mir in die Stadt zu nehmen,“ meinte die Gräfin.

„Du hattest mir erlaubt, mit den Anderen zu bleiben,“ fiel der Sohn ihr ein, „und die Anderen gehen Alle in die Stadt.“

„So gehört sich's auch!“ sagte der Fürst, der offenbar sein Wohlgefallen an dem schönen Knaben hatte. „Ein ordentlicher Soldat muß bei seinem Regimente bleiben. Außerdem ist eine scharfe Tramontane aufgestiegen, die außerhalb der Villa recht empfindlich sein wird, und Ihr Sohn ist sehr erhitzt. Lassen Sie ihn immer gehen. Ich geleite Sie zu Ihrem Wagen.“

Die Gräfin wendete ein, daß sie Doctor Sommer mit sich zu nehmen wünsche, um ihn bei dem Ankauf eines kleinen antiken Rings zu Rath zu ziehen.

„So lassen Sie den Burschen einmal ohne den Herrn Doctor mit den Anderen gehen, er ist groß genug dazu!“ meinte der Fürst, und mit leuchtenden Augen rief der Knabe: „Siehst du wohl, Mutter! das sagt auch Doctor Sommer, und du willst's nicht glauben! Laß mich immer gehen!“

„Nun so geh!“ entgegnete die Gräfin, „aber hier, nimm meinen kleinen Shawl!“

„Nichts da von Shawl,“ lachte der Fürst, „und vorwärts, junger Herr! ehe die Mutter anderen Sinnes wird! Im Gehen schadet ihm die Kälte nicht!“

„Mir schadet überhaupt nichts!“ betheuerte der Knabe, reichte dem Fürsten mit zutraulichem Dank die Hand und lief seelenvergnügt davon, zum ersten Mal sich selber überlassen.

Der Gräfin ganzes Antlitz strahlte von Vergnügen, als sie dem Sohne mit dem Auge folgte; aber sich zu dem Fürsten wendend, meinte sie, er habe ihr mit seiner Fürsprache ein schweres Spiel gemacht, denn der Doctor, der ihre zu große Aengstlichkeit und Vorsorge stets getadelt, werde sich in Zukunft immerdar auf ihn berufen, und mit Alexander habe sie die Partie nun ein für allemal verloren.

Der Doctor nannte das ein wahres

Glück; und wie der Knabe dem Fürsten wohl gefallen hatte, so gefiel ihm auch dessen verständiger Erzieher. Des Knaben Eigenart, die Weise, in welcher man die Jugend und namentlich die männliche Jugend an Freiheit und Selbständigkeit zu gewöhnen habe, blieb während des Weges in der Villa zwischen den Dreien der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung. Die Gräfin gab sich der Meinung des Fürsten unverkennbar willig hin, und der Doctor zeigte sich zufrieden, unerwartet einem solchen Bundesgenossen zu begegnen.

Als Stephan der Gräfin in den Wagen geholfen hatte, bot sie ihm ein herzliches Auf-Wiedersehen. Er fragte, ob sie ihm erlauben wolle, sie am nächsten Morgen in ihrer Wohnung aufzusuchen.

„Gewiß!" entgegnete sie ihm. „Ich wollte Sie bitten, es zu thun, und Sie haben hoffentlich Nichts dagegen, wenn ich Sie bald einmal zu meinem Vater führe. Obschon er sehr einsiedlerisch geworden ist, wird es ihm viel werth sein, Sie zu sehen und Ihnen für die Theilnahme und Güte zu danken, die Sie meinem theuern hingegangenen Bruder, die Sie uns Allen einst erwiesen haben!"

Neuntes Capitel.

Es war der letzte sommerhelle Tag des Herbstes gewesen, an welchem Stephan und Martina in der Villa zusammengetroffen waren. Die Tramontane hatte ein paar kalte Tage gebracht, dann war der Wind nach Süd-West herumgegangen, und schwüle regnerische Wochen waren dem heißen klaren Herbst gefolgt. Martina jedoch bemerkte den Wechsel wenig, und die trüben sonnenlosen Tage drückten sie nicht nieder, denn der Verkehr mit Stephan hellte sie ihr auf.

Der Fürst kam Anfangs nicht eben häufig, aber er kam und ging, als wäre es anders nie gewesen, so daß Martina oftmals dachte, wie thöricht sie gehandelt haben würde, hätte sie ihn aus falscher Empfindlichkeit oder um anderer Bedenken willen abgewiesen, die sie sich, aus Achtung vor dem Fürsten und vor sich selbst, kaum einzugestehen wagte.

Sie hatte in dem Laufe der Jahre oftmals von ihm sprechen hören und dies stets mit großer Anerkennung seiner Eigenschaften. Man hatte ihn geistreich, sehr gebildet, glänzend, im hohen Grade ritterlich genannt, und er war das Alles! aber er war noch mehr als das. Er war wohlwollend, natürlich und so anspruchslos, wie nur diejenigen es sein können, die im bewährten Vertrauen auf sich selbst und in dem erprobten Bewußtsein ihres Werthes, es nicht nöthig finden, sich in jedem Augenblicke vor den Anderen zu behaupten. Er hatte kein Bedenken, sich unbefangen hinzugeben, denn er war sicher, sich wieder zu finden und sich zu besitzen, sobald er es für wünschenswerth erachtete, und in dieser vornehmen selbstgewissen Sorglosigkeit lag jener unbewußte Zauber, der die Menschen anzog und sie ihm unterwarf, wohin er immer kam. Er erlangte mehr als Andere, weil er Nichts begehrte. Ohne es zu wollen, nahm er die verschiedensten Charaktere für sich ein, denn seine scharfe Beobachtungsgabe und seine bewegliche Phantasie ließen es ihm leicht werden, sich den Neigungen und Bedürfnissen der Menschen, mit denen er es eben zu thun hatte, gutwillig anzupassen, und doch er selbst zu bleiben. Im hohen Grade leidenschaftlich, waren seine Sinne eben so schnell wie seine Empfindung anzuregen, und weil er dabei liebebedürftig war, wurde er den Frauen gefährlich, wie alle jene Männer, in denen die schönsten Eigenschaften der beiden Geschlechter: männliche Kraft und Energie, sich mit Herzensfeinheit und poetischem Aufschwung verbinden. So hatte er, wie

er es selbst geäußert, viel geliebt, war viel geliebt worden, hatte Enttäuschungen kennen und gegen sich und Andere vorsichtiger werden lernen, ohne deshalb die frische Ursprünglichkeit und die Anmuth seiner jungen Jahre einzubüßen, die sich nie liebenswerther kundgab, als in der heiteren Gefälligkeit, die er immer zeigte, wo er mit Kindern oder jüngeren Personen zu thun hatte, und in der Unterordnung, mit welcher er dem Alter freiwillig begegnete. Das kam Martina's Sohn und Vater sehr zu statten, und namentlich für den Letzteren ward das Hinzutreten des Fürsten zu einem heilsamen Ereigniß.

Wie die Gräfin es gegen Stephan ausgesprochen, hatte Graf Jerome sich völlig von der Welt zurückgezogen. Seine Verstümmelung und die mannigfachen körperlichen Leiden, welche seine Gefangenschaft ihm zugezogen, der Verlust seiner Gattin und seiner Söhne, mit denen sein Name und sein Stamm erloschen, hatten ihn vorzeitig zum Greise gemacht, und die Erkenntniß, daß eine Wiederherstellung seines Vaterlandes zu selbständiger Macht nicht zu erwarten sei, ihn aus dem Leben entwurzelt. Sein Antheil an den politischen Vorgängen in der Gegenwart war erloschen, seit er keine persönlichen Wünsche und keine Hoffnungen für sein Vaterland mehr hegte. Die Zukunft war ihm gleichgültig geworden und nichts ihm übrig geblieben, als sich rückblickend in die Vergangenheit zu versenken, um mit der ganzen Kraft seines starken Verstandes den unheilvollen Irrthümern und den Sünden nachzuspüren, welche den allmäligen Zerfall und Untergang seines Vaterlandes herbeigeführt und damit auch seines Hauses und seines Glückes Ende verschuldet hatten. Sein Blick hatte sich dadurch allerdings geschärft, aber während er sich einen kalten parteilosen Beobachter zu nennen liebte, war sein Urtheil einseitig und er selber auch gegen die Menschen, mit denen er es gelegentlich zu thun hatte, hart und ungerecht geworden, seit er sich gewöhnt hatte, sein Augenmerk zunächst immer auf ihre Mängel und auf die Fehler in ihren Handlungen zu richten. Ohne eigene Freude kümmerten ihn auch die Freude und das Leid der Anderen wenig; und weil er von den Menschen nichts mehr für sich erhoffte, mochte er auch von ihren Ansprüchen nicht mehr behelligt werden.

Aus dem einst thatkräftigen, zum Herrschen geneigten und dabei wohlwollenden Manne war auf diese Weise ein kaltherziger, finsterer Greis geworden, der, in seine Studien und Untersuchungen vertieft, den Ort seines Aufenthaltes oftmals wechselte, wie sein Befinden und seine Stimmung es ihm eingaben, ohne deshalb seine Lebensweise zu verändern. Nicht einmal das Verlangen hatte er ausgesprochen, die Tochter wiederzusehen, oder den Enkelsohn kennen zu lernen, bis Martina ihm den Vorschlag gemacht, mit ihm im Auslande, wo immer er es bestimmen werde, sich zusammen zu finden, um ihm ihren Sohn vorzuführen, den der Graf noch nicht gesehen hatte. Indeß ihre Hoffnung, dem Vater dadurch eine Erheiterung zu gewähren, und ihr guter Wille, dem Sohne eine liebevolle Stätte in dem Herzen seines Großvaters zu sichern, hatten sie getäuscht.

Graf Jerome's verdüsterter Sinn besaß nicht mehr Beweglichkeit genug, sich an die Fröhlichkeit eines Knaben hinzugeben, denn nur auf sich und seines eigenen Hauses Erhaltung gestellt, hatte der Enkel, der nicht seinen Namen trug und eines Russen Sohn war, keinen Werth für ihn. Alexander aber, der sich in den Vorstellungen getäuscht fühlte, welche die Mutter in ihm von dem Großvater rege gemacht hatte, konnte kein Herz fassen zu dem strengen nachsichtslosen Greise, der dies natürlich unangenehm empfand. Nur Martina's sich immer gleich bleibende Geduld und Güte hatten es bisher in ein-

zelnen Stunden vermocht, den Sinn des Grafen aufzuhellen, seinem Herzen ein Zeichen der dankenden Liebe zu entlocken.

Sie ward es niemals müde, den herben historischen Betrachtungen ihres Vaters mit Achtsamkeit zu folgen. Sie hörte ihm mit immer gleicher Rührung zu, wenn er die Leiden schilderte, die er und seine Frau erlitten, und wenn er die heldenmüthige Liebe der Verstorbenen segnete. So oft er es begehrte, erzählte sie ihm von den Zeiten, in denen sie mit der Mutter und dem Bruder fern von ihm gelebt, und von den letzten Tagen und Stunden seines letzten Sohnes. Ihr waren die Papiere und die Angedenken an die Heimath, welche man einst der Obhut des Fürsten anvertraut, eben solche Heiligthümer wie dem Vater selber, und so entschieden er sonst jede neue Bekanntschaft von sich abzuwehren pflegte, hatte Martina den Grafen sofort willig und bereit gefunden, den Fürsten bei sich zu empfangen, weil er mit den Erinnerungen der Familie vertraut, und mit ihnen in des Grafen Geist verbunden war.

Es war ein Sonntag, an welchem Martina den Prinzen zum ersten Mal zu ihrem Vater brachte, und gleich bei dem Eintritt in die Wohnung desselben hatte sie es zu erkennen, wie es wohlthätig für den Vater sei, die todte Einsamkeit und die Gleichförmigkeit seines Lebens einmal zu unterbrechen.

Sein Zimmer hatte ein ganz verändertes Ansehen gewonnen. Der Graf hatte das wüste Durcheinander von Büchern und von Papieren, mit denen er sich umgeben, vollständig ordnen lassen. Er hatte, was er lange nicht gethan, den pelzverbrämten Hausrock mit einem anderen Anzuge vertauscht, an welchem das rothe Bändchen der Ehrenlegion nicht fehlte; und um den Kamin, dessen helles Feuer die Eintretenden nach der naßdurchkälteten Straße freundlich empfing, waren die Stühle für die Erwarteten gegenüber dem Lehnstuhl des Grafen im Voraus gastlich aufgestellt worden.

Als Stephan bei ihm eintrat, erhob der Graf sich, richtete sich in seiner ganzen Größe stattlich auf, und bot ihm die Hand, indem er ihm einige Schritte entgegenging.

„Man giebt, was man kann, mein Prinz," sagte er. „Da mir die Rechte fehlt, lassen Sie sich die linke Hand gefallen; sie kommt vom Herzen, wie alle der Dank, den ich Ihnen schulde, und wie das Willkommen, das Ihnen aussprechen zu können, mir eine Genugthuung bereitet."

Er umarmte dabei den Fürsten nach seiner Heimathssitte, indem er ihn auf beide Wangen küßte, und der Gräfin traten die Thränen in die Augen, als sie den Vater wieder einmal in der Haltung vor sich sah, in welcher er, während sie von ihm getrennt gewesen war, in ihrer Erinnerung gelebt hatte.

Auch den Fürsten muthete die Erscheinung des Grafen als eine ihm bekannte an. Er hatte ein Bild desselben, das auf dem Schreibtisch der Gräfin gestanden, oft betrachtet; und trotz der Veränderung, welche die Zeit und seine Erlebnisse in dem Grafen hervorgebracht hatten, war die würdige Haltung ihm eigen geblieben, hatten weder die Gefangenschaft noch seine jetzige Abgeschlossenheit ihm die weltmännische Leichtigkeit des Ausdrucks und das edle Benehmen geraubt, die in seinen guten Tagen ihn ausgezeichnet hatten.

Die Unterhaltung ward bald eine sehr belebte. Die Bildung und Weltkenntniß des Fürsten machten ihm die Mittheilungen eines Greises bedeutend, der Augenzeuge einer vielfach bewegten Vergangenheit gewesen war; und indem er das, was er von dem Grafen erfuhr, mit demjenigen verband, das er selber im Staatsdienst zu erleben die Gelegenheit gehabt hatte, fand er manchen Aufschluß und manche Bereicherung seiner Einsicht, die ihm wichtig

waren. Es konnte also nicht fehlen, daß der Fürst, da er ohnehin mit günstigster Vor-eingenommenheit zu dem Greise gekommen war, einen vortheilhaften Eindruck von ihm empfing, und daß es dem Grafen wohlthat, eine solche Wirkung hervorzubringen, wenn schon er sich durchaus gleichgültig gegen das Urtheil und gegen die Zustimmung der Anderen nannte.

Die Wärme, mit welcher der Fürst sich der verstorbenen Gräfin und ihres Sohnes erinnerte, schloß das Herz des Greises auf, und die Erregung seiner Empfindung belebte und verjüngte den alten Grafen in dem Augenblick fast wunderbar. Er bewegte sich rasch und leicht, er holte herbei, was er an Angedenken an seine Verstorbenen besaß; und von seinen zärtlichen Erinnerungen auf den Zorn gegen die Unterdrücker und Ueberwinder seines Vaterlandes übergehend, ward sein Ausdruck von so gewaltiger Kraft, daß er mit des Fürsten Theilnahme auch dessen Bewunderung erregte.

Man brachte auf diese Weise eine geraume Zeit sehr befriedigt mit einander zu, und als dann der Fürst sich endlich von dem Greise verabschiedete, geschah es unter der beiderseitigen Voraussetzung eines baldigen und häufigen Wiedersehens, das für alle Theile hielt, was die ersten Stunden Günstiges verheißen hatten.

Zehntes Capitel.

Seit Stephan mit dem Grafen bekannt geworden war, sah er Martina fast an jedem Tage. Er kam nicht regelmäßig in den Stunden, welche sie bei dem Vater zuzubringen pflegte, aber er vermied es, eben so wenig diese Zeit zu wählen, wenn er des Weges ging; und da er ohnedies sie gelegentlich bei ihren Unternehmungen begleitete oder sie in ihrer Behausung aufsuchte, gewöhnten sie sich, ohne daran zu denken, bald wieder an die zwanglose Gemeinsamkeit des Lebens, deren sie in ihrer Jugendzeit genossen hatten.

Daß sie nicht immer bei einander waren, daß der Fürst Martina nie allein, sondern entweder bei dem Vater oder in Gesellschaft ihres Sohnes und des Doctors sah, machte ihren Verkehr noch leichter; und da der Fürst in das Alter getreten war, in welchem auch die Männer, selbst wenn sie ehelos geblieben sind, Behagen am Familienleben und an der Beschäftigung mit der heranwachsenden Jugend zu fühlen beginnen, so fand Martina bei ihm eine unerwartete Theilnahme für Alles, was ihren Vater, was ihren Sohn anging und sie selbst beschäftigte. Welch' eine Veränderung er in dem Gemüthsleben des Grafen zu Wege brachte und welch' eine Wohlthat er der Tochter damit erwies, das konnte Stephan kaum ermessen, da er den Zustand des Greises vor seinem Dazukommen nicht gekannt hatte.

Jahrelang hatte der Graf auf nichts und auf Niemand mehr Rücksicht genommen als auf sein persönliches Belieben, jahrelang Niemand mehr um sich geduldet als den alten Diener, der seines Herrn Willen im Voraus kannte und ihm blind gehorsamte. Der Graf hatte das Fordern, das Begehrenmüssen fast ebenso verlernt als jegliches Zuvorkommen gegen einen Anderen, und er ward es jetzt mit Genugthuung inne, wie wohl die Gefälligkeit ihm noch anstand, zu der er sich herbeiließ, und wie angenehm es sei, Dank dafür zu ernten.

Seine lebhafte Unterhaltungsgabe war nicht erloschen, sein schlagfertiger Witz bewies ihm, daß er nicht abgestorben, nicht so eingerostet sei, als er sich zu nennen gewohnt war. Es reizte ihn, dies dem Fürsten darzuthun, und es gleichzeitig zu erklären, welche Erfahrungen es gewesen waren, die ihn dahin gebracht hatten, sich von dem Leben abzuwenden und in sich zu verschließen. Weil er sich aus Ach-

tung vor sich selber zwang, dem fremden jüngeren Manne mit äußerlicher Gemessenheit von seinen Schicksalen zu sprechen, ward er eben dadurch auch genöthigt, seiner Erlebnisse mit größerer Gelassenheit zu denken; und ohne daß er es beabsichtigte, begann er damit jene innere Klärung in sich vorzubereiten, welche den Einzelnen, wenn auch spät und selten fähig macht, sein eigenes trauriges Geschick, wie jedes andere historische Ereigniß mit freier Unparteilichkeit zu überblicken. Einmal aber auf diesen Weg gelangt, that denn die gewohnte gute Sitte auch das Uebrige.

Er konnte einem Fremden nicht so ausschließlich von den Gegenständen sprechen, die ihn allein beschäftigten. Er mußte seinem Gaste Gelegenheit bieten, sich gleichfalls kund zu geben, mußte ihm den Antheil zeigen, den er für sich begehrte; aber während er solcher Gestalt dem Fürsten nur die unerläßlichste Höflichkeit zu erweisen glaubte, fand er sich unmerklich den Vorgängen in der Gesellschaft, den Ereignissen des Tages zugewendet, von sich selber abgezogen, der Gegenwart angenähert, und somit auch dem Fürsten und seiner eigenen Tochter wesentlich näher gebracht.

Trotzdem blieb das Verhältniß zwischen dem Vater und der Tochter dem Fürsten auffallend. Denn bei aller Hingebung, welche sie dem Greise erwies, herrschte zwischen ihnen eine Zurückhaltung, die sich nie verläugnete, und was ihm besonders in Verwunderung setzen mußte, war, daß weder der Graf noch Martina ihres Gatten oder ihrer häuslichen Verhältnisse auch nur mit einem Wort erwähnten; während sie zu ihrem Sohne und zu dessen Erzieher oftmals, und immer mit der größten Ehrerbietung von dem Vater sprach, auf welchen Alexander mit allem seinen Verhalten, wie auf seine letzte Instanz, beständig hingewiesen wurde.

Martina war ihm überhaupt ein Räthsel. Voll reger Theilnahme und leicht zu warmer und entschiedener Aeußerung geneigt, wo es ein geistig Allgemeines galt, wo es sich um Kunst, um Literatur, um Grundsätze der Erziehung oder um Erfahrungen im Seelenleben handelte, wußte sie ihre Meinung doch stets mit einem so gänzlichen Absehen von sich selber kund zu geben, daß Stephan sich nicht erinnerte, jemals einer ähnlichen Abstraction begegnet zu sein. Es war ihm überhaupt noch keine Frau vorgekommen, die so wenig von sich und über sich gesprochen hätte als die Gräfin, und so völlig unbekümmert gewesen wäre um den Eindruck, den sie auf Andere machte.

In den ersten Wochen hatte ihre gleichmäßige Ruhe und die strenge, regelmäßige Ordnung, in welcher sie lebte und die in ihrer ganzen Umgebung herrschte, ihm sehr wohlgethan; allmälig aber brachte sie den entgegengesetzten Eindruck auf ihn hervor. Obschon Martina ihn nicht hinderte, die Stunden, die er ihr widmen wollte, frei zu wählen, fühlte er sich von einer gewissen Ungeduld befangen, wenn er fern von ihr war, und noch unruhiger in ihrer Nähe.

Da sie gänzlich außerhalb der Gesellschaft lebte und Niemand bei sich empfing, hatte sie auch ihn nicht besonders aufgefordert, ihr Gast zu sein, aber er hatte gefühlt, daß sie ihn gern kommen sah. Sie hatte ihn auch vielfach zu Rathe gezogen, wo es sich für sie oder für Alexander um irgend eine Unternehmung handelte, und wie er bei diesen ein häufiger Theilnehmer und das Ideal des Knaben geworden war, so hatte der Fürst sich auch gewöhnt, sich immer öfter um die frühzeitige Theestunde bei der Gräfin einzufinden, um eine Weile mit ihr und den Ihrigen zu verplaudern, ehe er die Gesellschaft aufsuchen ging, die sich mit dem vorschreitenden Winter mehr und mehr in Rom belebte.

Die ganze Woche hindurch war er an jedem Abende bei ihr gewesen. Jeden Abend hatte er sie in ihrer schwarzen schlichten Kleidung an ihrem Kamine sitzen gefunden und zugesehen, wie sie den Thee bereitete. Er kannte jede ihrer Bewegungen, er hätte jede ihrer Mienen malen können. Ihr großer schöner Augenaufschlag wie das Lächeln standen ihm deutlich vor Augen, das um ihre Lippen spielte, wenn Alexander sich mit allen seinen Verlangnissen nicht an sie, sondern an den Prinzen wendete, dem er offenbar weit mehr Einsicht in die berechtigten Bedürfnisse und Forderungen eines Knaben zutraute als die Mutter sie haben konnte. Er hatte auch wirklich sein Vergnügen an dem schönen Gesellen und hatte ihn gern neben sich, wenn er durch die Campagne ritt. Es freute ihn, ihm Dies und Jenes zu erklären, ihn, so weit es angemessen war, vorwärts blicken zu lassen in die Zeiten, in denen er ein Mann sein und an ihn und seinen Charakter die Ansprüche gemacht werden würden, welche man an einen solchen erhebt; aber als an diesem Abende die Uhr die achte Stunde schlug, und Stephan, mitten in seiner Beschäftigung inne haltend, plötzlich aufstand, erschrak er vor sich selber, und setzte sich sofort wieder an den Schreibtisch nieder. Der Sclave seiner Gewohnheit wollte er nicht werden.

Es war jedoch mit dem bloßen Vorsatz nicht sofort gethan. Er hatte in den Tagen gleichzeitig mit der Gräfin ein Werk über die ersten christlichen Zeiten zu lesen begonnen. Es hatte sie Beide, hatte auch ihn noch eben jetzt lebhaft beschäftigt, indeß seine Gedanken waren mit einem Male nicht mehr dabei. Er legte das Buch fort, wollte einen Brief schreiben, und auch das gelang ihm nicht, denn das Ticken der Pendeluhr, die ihm zur Seite auf dem Kamine stand, und die er sonst gar nicht bemerkte, machte ihn unruhig. Er empfand es wie einen Taktschlag, dem er nachgeben müsse, er sah unwillkürlich wieder und wieder nach der Uhr, er dachte daran, daß er Alexander versprochen hatte, ihm die Flaxmann'schen Umrisse zur Odyssee mitzubringen, daß er seinen Wagen nach Martina's Wohnung hinbeschieden habe, um von dort in das Theater zu fahren, und als die Uhr die halbe Stunde schlug, war er so unruhig und hatte er der wirren Gründe so viele durch einander geworfen, daß er Alles liegen ließ, um, wie er es gegen sich bezeichnete, Alexander und Martina nicht auf sich warten zu lassen.

An Rom und römisches Leben gewöhnt, hatte er, wie schon in früheren Jahren, sich ferner von den Quartieren der Fremden in der Nähe des Quirinales eingerichtet, und somit eine tüchtige Strecke bis zu der Gräfin Wohnung zurückzulegen.

Der Abend war trocken und still, aber ganz bewölkt, die Straße einsam. Er hatte sie in den beiden letzten Wochen um die gleiche Stunde regelmäßig durchwandert, heute kam ihm der Weg zum ersten Male weit und lästig vor. Er meinte Scirocco in der Luft zu fühlen; es drückte ihn etwas in Kopf und Herzen, ohne daß er wußte, was es war, aber es verstimmte ihn und machte ihn reizbar. Rom und seine dunklen Straßen, ihr schlechtes Pflaster, ihre gänzliche Einförmigkeit mißfielen ihm mit einem Male.

Warum bin ich eigentlich hier? warum nicht lieber in dem freude- und lichtdurchflutheten Paris? Oder, wenn ich einsam sein will, warum bin ich nicht in meiner Heimath, wo es der Beschäftigung für mich genugsam giebt, während ich hier die Tage planlos in müßiger Einförmigkeit an mir vorüberziehen lasse, ohne Genuß davon zu haben, ohne Anderen Freude damit zu bereiten, am wenigsten der Gräfin!

Er stutzte, als er sich auf dem Gedanken

antraf, und drängte ihn sofort zurück. Er war nicht um Martina's willen nach Italien gegangen, auch war sie es nicht, um derentwillen er noch in Rom verweilte, aber es schoß ihm plötzlich durch den Sinn, daß er um ihretwillen Rom vielleicht verlassen sollte; denn, wenn er ehrlich gegen sich zu Werke ging, mußte er sich's eingestehen, nicht der Scirocco war es, der ihn drückte, der ihn reizbar machte. Es war Martina's immer gleiche Ruhe, die ihn quälte, die ihm, je länger er sie beobachtete, um so unnatürlicher, ja geradezu unheimlich und wie ein Bann erschien, dem er sich entziehen mußte, wenn er nicht wie sie vorzeitig der Welt entsagen und versteinern wollte.

Alles, was er bisher an ihr bewundert hatte, was ihn zu ihr hingezogen und was ihm lieb gewesen war, mißfiel ihm heute und verdroß ihn. Es ärgerte ihn, daß er sie zuverlässig wieder auf demselben Platze an ihrem Theetisch sitzen finden, daß er sie wieder in dem nämlichen schwarzen Kleide vor sich sehen würde. Er war von je der Meinung gewesen, daß man die Gefallsucht der Frauen, so lange sie sich nicht herausfordernd und aufdringlich bemerkbar macht, sehr mit Unrecht tadelte. Er hatte sie immer eine liebenswürdige Eigenschaft, hatte sie scherzend sogar eine gesellige, die Menschen verbindende Tugend, ein bescheidenes Eingeständniß persönlicher Unzulänglichkeit genannt, und sie erschien ihm jetzt in dieser Stunde noch viel erlaubter, ja ganz entschieden als eine wünschenswerthe Eigenschaft, wenn er an die Selbstgenügsamkeit der Gräfin dachte, die es verschmähte, schön zu sein, die jede Huldigung hinnahm, als verstehe sie sich von selbst, in deren Unnahbarkeit mehr Anreiz sich verbarg als in der überlegtesten Gefallsucht, und die ihn doch wider seinen Willen so sehr erregte, daß er ein Ende damit machen mußte, und zwar gleich heute.

Er stand vor der Thür ihres Hauses, hatte den Drücker erfaßt und ließ ihn wieder los. Wenn er es überlegte, war es das Gescheidteste, nicht mehr zu ihr zu gehen. Seine abwehrende Empfindung bei ihrem ersten Anblick auf der Passeggiate, seine Absicht sie zu meiden, waren richtig gewesen. Er mußte jenem ersten Eindruck nachkommen, wenn er vernünftig sein wollte. Was hinderte ihn auch, Rom mit dem nächsten Tage zu verlassen? Ein Geschäft, das ihn fortrief, war leicht ersonnen. Er hatte ohnehin bald gen Norden gehen wollen, hatte der Gräfin sogar davon gesprochen, und sie hatte es gleichmüthig wie alles Andere hingenommen. Was fesselte ihn an Rom?

Er hatte sich von dem Hause entfernt, und ging langsam gegen die Kirche von Trinita di Monte vorwärts. Als er vor derselben angelangt war, stand er an dem Treppenpfeiler still, sah eine Weile in halber Zerstreutheit auf den spanischen Platz hinunter, dann wendete er wieder um. Wie er darauf emporblickte, strahlte ihm aus den Fenstern ihrer Gemächer der Schein des Lichtes hell entgegen — und er blieb sich die Antwort schuldig auf die Frage, was ihn fessele an Rom. Sie noch wiedersehen, sie noch einmal sprechen mußte er jedenfalls, ehe er von dannen ging, und schicklicher war es immer, wenn er ihr von seinem Vorhaben mündlich Kunde gab.

Als die Thür ihres Saales sich ihm öffnete, eilte Alexander ihm mit froher Herzlichkeit entgegen. „Wer hat nun Recht?“ rief er, „da ist der Fürst! Und die Mutter sagte, Sie würden nicht mehr kommen. Ich wollte aber darauf wetten, daß Sie kämen, denn Sie hatten mir die Umrisse zu heute versprochen und hatten mir gestern erst gesagt, ein Mann müsse Wort halten, sich und Anderen; müsse fest sein in seinen Vorsätzen und Entschlüssen! Das wußte die Mutter auch, und darum wollte sie nichts von der Wette hören!“

Wo waren nun die Vorsätze und Entschlüsse hin, mit denen Stephan noch vor wenig Augenblicken der Gräfin Gemächer betreten hatte?

Die freundliche Häuslichkeit, die Martina überall um sich zu verbreiten wußte, empfing ihn, den Alleinstehenden, mit ihrem ganzen Zauber. Sie saß wie immer an demselben Platze, sie hieß ihn mit dem immer gleichen Ton und Blick willkommen, und es erquickte ihn, daß sie es that, er hätte es nicht anders, nichts hätte er anders haben mögen, nun er sie vor sich sah und wieder an ihrer Seite saß.

Er händigte dem Knaben sein Geschenk aus, aber Alexander hatte in dem Augenblicke nicht die rechte Theilnahme dafür, und der Prinz bemerkte, daß er für eine Gesellschaft angezogen war. Auch der Erzieher, der dazu kam, erschien im Frack. Auf seine Erkundigung, was das zu bedeuten habe, erfuhr der Fürst, daß heute im Hause der englischen Familie, mit deren Söhnen Alexander vorzugsweise verkehrte, ein kleiner Ball gegeben werde, an welchem er Theil nehmen würde.

„Und Sie werden ihn nicht begleiten?“ fragte der Fürst die Gräfin.

Sie entgegnete, daß sie Lady Ernesby sehr oberflächlich kenne, daß der Verkehr der jungen Leute durch die beiderseitigen Gouverneure vermittelt worden sei, und daß obenein ihre Trauerkleidung sie von derlei Geselligkeit entferne und entbinde.

„Wissen Sie wohl,“ sagte Stephan, „daß ich Sie niemals anders als in schwarzer Tracht gesehen habe? Als ich Sie in Preußen kennen lernte, trugen Sie Trauer um Ihren älteren Bruder und jetzt um Ihren Schwager. Ich kann Sie mir gar nicht anders denken als in schwarzem Kleide!“

„Oh!“ fiel Alexander ein, „die Mutter sieht ganz anders aus in hellem Anzug. Nicht wahr,“ fuhr er fort, sich an den Doctor wendend, „die Mutter sieht prachtvoll aus, wenn sie in ihrem blauen Sarafan mit der goldgestickten Schleppe und dem Kokoschnik mit Saphiren und Brillanten an den Hof geht.“

„Sprich nicht mit, Sascha!“ unterbrach ihn die Mutter abwehrend, „wenn du nicht gefragt wirst, und sage Basil, daß man den Wagen meldet, so wie er vorfährt.“

„Das thut Basil ja immer!“ sagte Alexander, den man nicht so leicht abwies, wenn er sich unter des Fürsten Schutz und Beistand wußte, und dieser kam ihm denn auch mit der an die Gräfin gerichteten Frage zu Hülfe, ob es kein gutes Bildniß von ihr gäbe.

Sie verneinte das. Er wollte wissen, ob man sie denn nicht wenigstens als Braut gemalt habe.

„Mein Brautstand währte nur sehr kurze Zeit,“ entgegnete sie ihm ausweichend, „und ich habe mich nie entschließen mögen, zu einem Bilde zu sitzen.“

„Aber gemalt hat man dich trotzdem!“ wendete der Knabe ein. „Ich habe ein Bild von meiner Mutter, und wenn es schon kein rechtes ist, so ist es doch sehr ähnlich und ganz so wie sie selbst. Warten Sie, ich will es holen!“ rief er; und immer lebhaft bemüht, seinem Freunde sich gefällig zu erweisen, hatte er das Zimmer rasch verlassen, während der Fürst sich erkundigte, was es mit dem Bilde auf sich habe.

„Ach!“ entgegnete die Mutter, „es handelt sich um ein Pathengeschenk, das man meinem Knaben gemacht hat. Sie kennen die russische Sitte, Heiligen- und Muttergottesbilder über den Betten aufzuhängen, und werden bemerkt haben, daß man bei uns einen großen Luxus mit der Einrahmung derselben treibt, so daß der Werth des Goldes und der Edelsteine, welche man für ihre Einfassung verwendet, in der Regel zu dem Werth des Bildes in gar keinem Verhältniß steht. Die Großfürstin, welche Alexander's Pathin war, hat

denn auch bei einem der Hofmaler seiner Zeit ein im alten griechischen Stil gehaltenes Muttergottesbildchen für Alexander bestellt, um die üblichen Juwelen daran anbringen zu lassen, und der Maler, den wir kannten, hat dem Bilde damals eine Art von Aehnlichkeit mit mir gegeben, von der jetzt natürlich gar nicht mehr die Rede sein kann.

Sie hatte diese Auskunft noch nicht vollendet, als der Sohn mit seinem Bilde wiederkehrte und es dem Prinzen hinreichend, zuversichtlich die Frage aufwarf, ob das nicht seine Mutter sei.

„Ja!“ rief der Prinz, „vollkommen! ganz und gar die Gräfin!“ und sein Auge von dem Bilde zu dem Original hinüberwendend, setzte er hinzu: „das Bild ist meisterhaft gemacht, ist sprechend ähnlich.“

„Und,“ fiel Alexander ein, stolz, seine Meinung von dem Fürsten bestätigt zu finden, „und fragen Sie den Herrn Doctor, genau so sieht meine Mutter in der Galla aus. Sehen Sie, die Krone ist gerade wie ihr Kokoschnik, und das blaue Gewand und die rothe Taille, die sind eben so, wie sie sie hat; nur das Haar hängt nicht herunter, wenn sie zu Hofe geht, und fällt ihr nicht über die Schultern und nicht über das Kleid wie bei der Gottesmutter.“

Die Meldung, daß der Wagen vorgefahren sei, unterbrach Alexander in seiner Schilderung. Die Mutter hieß ihn, das Bild an seinen Platz zu tragen, aber der Fürst wünschte es noch einmal anzusehen, und Alexander hatte nun auch mit sich selbst zu thun.

Er zog mit großer Geflissenheit seine Handschuhe an, die Mutter zupfte ihm die Cravatte und den Kragen noch zurecht, verabredete mit dem Doctor die Stunde seiner Rückkehr; dann noch ein paar freundliche Ermahnungen, ein flüchtiger Kuß, und Lehrer und Zögling verließen das Zimmer und das Haus.

Elftes Capitel.

Man hörte den Wagen von dannen fahren, der Diener hatte den Theetisch abgeräumt. Die Gräfin erhob sich, holte ihren Nähkorb herbei, nahm dann an dem Kamine ihren Platz und ihre Tapisseriearbeit zur Hand. Der Fürst setzte sich ihr gegenüber.

Durch die tief hinabreichenden Scheiben der Balconthüren sah man den Horizont weit vor sich geöffnet. Die Wolken, die bis dahin den ganzen Himmel einförmig bedeckt hatten, fingen an sich leise zu bewegen und für einzelne Augenblicke zu zertheilen. Hie und da ward ein Stern bemerkbar, und lichte Ränder an dem ziehenden Gewölk verriethen, daß der Mond am Himmel stehe. Unten in dem Hofe plätscherte aus dem großen Löwenkopfe in der grünumrankten Nische das Wasser in das alte Becken nieder, daß man meinte, in der tiefen Stille die einzelnen Tropfen niederfallen zu hören. Der Zauber der Abendruhe hatte sich über die Stadt gebreitet und schwebte mild auch über den Beiden, daß sie eine Weile schweigend bei einander saßen, als wären die Augenblicke einander alle gleich und die Zeit nicht flüchtig.

„Welch ein glückliches Gesicht der Knabe hat!“ hub endlich der Fürst zu sprechen an, „und dabei strahlt von seiner Stirn beständig ein gewisses Siegesbewußtsein, als wisse er, daß es ihm im Leben gar nicht fehlen könne. Seine Offenheit und sein Zutrauen, Eigenschaften, die man auch bei der Jugend weit weniger häufig antrifft, als man es erwarten dürfte, sind sehr liebenswürdig.“

„Alexander ist gutartig,“ entgegnete die Gräfin, „und da wir bemüht sind, ihn einfach in seinen Ansprüchen zu erhalten, befinden wir uns nur selten in der Nothwendigkeit, ihm nicht willfahren zu können, so daß ihm das Zutrauen sehr erleichtert

wird. Ich frage mich aber oftmals, ob es nicht gefährlich sei, der Jugend in solcher Weise ihre Tage leicht und das Wünschen bequem und zum Genuß zu machen. Es ist gewiß etwas sehr Schönes um eine glückliche Jugend und um die Zuversicht, mit welcher wir in das Leben blicken, als müsse und werde es halten, was die Jugend und die Elternliebe uns verheißen haben! Nur daß das Erschrecken später gar so groß ist, wenn man vor den ersten Enttäuschungen steht, sich mit ihnen in das Gleiche zu setzen, und sich durch sie auf den bitteren Ernst des Leidens vorzubereiten hat, das Niemandem erspart bleibt."

„Sie sprechen von Erfahrungen, die Sie an sich selber machten!" bemerkte Stephan, der danach verlangte, in der Gräfin Herz zu lesen, und der die günstige Gelegenheit sich nicht entgehen lassen wollte, denn es war das erste Mal, daß er an einem Abende allein war mit Martina.

„Sie irren!" versetzte sie. „Jene glückliche Zuversicht zum Leben, jenes unbedingte Vertrauen in die Zukunft und jene Einheit der Empfindung, die auch mir meinen Sohn liebenswerth erscheinen machen, habe ich, und haben auch meine Brüder niemals besitzen können. Das lag schon in den politischen Verhältnissen meines Vaterlandes. Trotz der Güte, welche unsere Eltern uns erwiesen, trotz all der Freude, die sie uns zu bereiten trachteten, und ungeachtet der fröhlichen Tage, deren wir genossen hatten, ehe das Unglück über uns hereinbrach, hatten wir doch von früh an neben dem Lieben und Vertrauen, auch hassen, mißtrauen, fürchten, uns zurückhalten, und mit großer Vorsicht schweigen gelernt. Das hat vielleicht die Charaktere in einzelnen Fällen stählen können, aber es ist an und für sich ein Unglück für die Jugend, die einheitlicher Anschauungen und Gefühle nöthig hat, um sich gesund entfalten, um gedeihen zu können."

„Und Sie haben diese Einheit der Empfindung Ihrem Sohne zu bewahren vermocht? Sie haben sie also auch in sich erreicht?" fragte der Fürst, und noch einmal wich ihm die Gräfin aus.

„Alexander ist ein Russe, sein Vater ist im nächsten persönlichen Dienst des Kaisers und von diesem sehr bevorzugt. Mein Sohn wird seine Laufbahn voraussichtlich nach seines Vaters Vorbild zu machen haben, sein Weg ist ihm also grad und einfach vorgezeichnet wie der meine mir für ihn, und das ist ein Glück." Die Gräfin zählte die Stiche an ihrer Arbeit. Stephan, der noch immer das Marienbild in Händen hielt, blickte es an und wieder an und sah dann gedankenvoll zu der Gräfin hinüber. Er konnte zu keinem Entschlusse kommen.

Er hatte ihr sagen wollen, daß er gehen werde, und fühlte sich an sie gefesselt. Was half es ihm, wenn er sich selbst betrog. Er konnte sich's nicht läugnen, er liebte sie mit einer Zärtlichkeit, die er für keine Frau gefühlt hatte, als nur für sie in ihrer Jugend. — Und sie?

Der Friede, der auf ihrer Stirn lag, war so vollkommen, daß er sich scheute, ihn auch nur mit einer Frage anzutasten. Kein Zeichen hatte ihm, seit er täglich mit ihr verkehrte, je verrathen, daß sie der Liebe und der Wünsche noch gedächte, die sie gemeinsam einst gehegt; aber er konnte das Aufleuchten der Freude nicht vergessen, mit der sie ihn in der Peterskirche zuerst begrüßt hatte, und während seine Liebe für sie ihn schweigen und schweigend von ihr gehen hieß, drängte seine Selbstsucht ihn zu sprechen. — Wenn er es überdachte, schuldete er es sich wie ihr, es endlich einmal klar zu machen, wie sie mit einander ständen. War sie glücklich an ihres Gatten Seite, war es Rücksicht auf Stephan, daß sie desselben gegen ihn so geflissentlich zu erwähnen vermied, nun dann wollte er gehen und sie zum zweiten Male zu vergessen suchen, obschon sie ihm jetzt

theurer und tiefer in das Herz gewachsen war, als in den Tagen, da sie noch ein Kind, da sie noch nicht die unvergleichliche Frau gewesen war, zu der sie sich herangebildet hatte. Und wenn nicht?

Er hatte sich die Antwort noch nicht darauf gegeben, als sein Schweigen die Gräfin zu drücken begann.

„Woran denken Sie so ernsthaft?" fragte sie, um es zu unterbrechen.

Der sehr natürliche Anruf gab den Ausschlag, und jedes abmahnende Bedenken von sich weisend, sagte er: „Ich dachte an Sie! An Sie und an den stillen Frieden, der auf Ihrer Stirn wie auf dem Antlitz dieser schönen Gottesmutter thront. Fühlen Sie diese Ruhe, diesen Frieden? Mißdeuten Sie die Frage nicht: sind Sie so glücklich als ich Sie wissen möchte?"

Sie ließ die Hände mit ihrer Arbeit langsam niedersinken auf ihre Kniee, dann sprach sie gelassen: „Ich hatte besorgt, daß Sie diese Frage einmal an mich richten würden, denn Sie haben ein Recht, mir dieselbe vorzulegen, Sie allein, und Ihnen habe ich sie zu beantworten, Niemandem sonst." — Sie hielt inne, schöpfte dann tief Athem und sagte klanglos aber fest: „Nein! ich bin nicht glücklich! ich war es nie!"

„Martina!" rief der Fürst, der aufgestanden und an sie herangetreten war; aber die Gräfin hob mit bittender Abwehr ihre Hände gegen ihn empor.

„Nicht weiter! nicht weiter!" flehte sie. „Sie wissen jetzt Alles, was Sie wissen mußten, was ich Ihnen zu sagen hatte. Nun ist's gut! Fragen Sie nicht mehr — es ist genug!"

„Nein! es ist nicht genug!" fiel Stephan ihr lebhaft ein. „Sie müssen es empfunden haben, wie ich danach trachte, Sie zu errathen, wie Ihr Friede mir heilig, Ihr Wille mir ein Gebot ist. Aber Sie schulden mir die Antwort auf die Frage: wie konnte es geschehen, daß Sie sich täuschten, daß Sie den Grafen zu lieben glaubten?"

„Ich habe das nie geglaubt!" entgegnete sie, mit der Festigkeit, die sie zu behaupten strebte.

Indeß des Fürsten Aufregung ward nicht dadurch beschwichtigt. „Sie haben ihn nie geliebt!" sprach er ihr nach. „Was zwang Sie denn zu einer Ehe, bei der Ihr Herz nicht war?"

„Die bittere Nothwendigkeit!" stieß sie hervor, „das Elend meiner Eltern. Denen, die mir das Leben gaben, opferte ich das meine, ihre Freiheit erkaufte ich mit der meinigen!" — Und als könne sie die Fluth des schmerzlichen Erinnerns nicht bewältigen, nun sie die Schranke der Zurückhaltung einmal durchbrochen hatte, setzte sie hinzu: „Ich hatte Ihnen geschrieben, und Sie erinnern sich vielleicht noch daran, daß es Graf Waragatin gewesen, welcher aus meiner Mutter Händen auf Befehl des Kaisers seiner Zeit unser Bittgesuch empfangen hatte, daß er es gewesen, der uns die kaiserliche Gnade anzukündigen kam. Damit war mein Geschick entschieden!" — Sie machte eine Pause, Stephan hatte sich neben sie gesetzt.

„Ich hatte das Unglück gehabt," sprach sie gepreßt und hastig, wie Jemand, der eine schwere Aufgabe rasch abzuthun wünscht, „sein Wohlgefallen zu erregen, und er ist ein Mann von rascher Uebersicht, von sicherer Combination und festem Willen. Sein Plan war augenblicks gemacht. Die Vorsteherin des Kroninstitutes, das der Kaiser mir zum Aufenthalt bestimmte, die Baronin von Hartenfeld, war des Grafen einzige Schwester, die Wittwe eines höheren Officiers. Sie dankte das Ehrenamt, das sie bekleidete, dem Einfluß ihres Bruders. Er war ihr der Inbegriff aller Macht und Ehre, alle ihre Vorstellungen drehten sich um den Kaiser und

um ihren Bruder. Von ihr erfuhr ich es, wie ich es allein dem Vorschlag dieses Letzteren dankte, in die Anstalt aufgenommen, das hieß von meiner Familie getrennt worden zu sein. — Ich hatte mich nicht zu beklagen über die Behandlung, welche ich in derselben erfuhr. Die Baronin begegnete mir mit Güte, mit Bevorzugung. Ich traf bei ihr zum Oefteren den Grafen und konnte mich über seine Huldigung nicht täuschen. Von der Welt war ich völlig abgeschnitten wie alle Pensionäre. Die Briefe, die wir schrieben, wie alle, die an uns gerichtet wurden, unterlagen einer Durchsicht. Meiner Mutter Briefe zerrissen mir das Herz. Mein Vater konnte sein Lager selten nur verlassen, meiner Mutter Lungen hatten unter dem Klima schwer gelitten; sie kämpften Beide mit Entbehrungen jeder Art, und ich lebte im Ueberfluß. Die Monate, die Vierteljahre schlichen hin. Von Ihnen muß einmal ein Brief gekommen sein, denn eines Tages, als die Baronin mir das vierteljährliche Schreiben meiner Mutter wie immer eröffnet übergab, warnte diese mich vor thörichtem Rückerinnern und noch thörichterem Hoffen. Die Vergangenheit, schrieb sie mir, müsse für mich so wie für sie und meinen Vater ein- für allemal vergangen sein. Unsere Zukunft, meiner Eltern Leben wie ihr Schicksal und das meine, lägen in des Kaisers Hand, beruhten auf der theilnehmenden Gunst des Grafen Waragatin und seiner Schwester, deren ich mich nicht unwürdig machen dürfe durch Uebertretung der für das Institut gegebenen Gesetze. Sie meldete mir zugleich, daß der Arzt ihr unumwunden ausgesprochen, wie sie das Frühjahr nicht erreichen werde, wenn sie einen dritten Winter unter Siriens Himmel zu durchleben habe, und sie deutete mir an, daß ich des Grafen Beistand für eine Verbesserung ihrer Lage, für eine Uebersiedlung in einen der südlicheren Districte in Anspruch nehmen, und der Baronin vertrauen, ihrem Rathe wie dem einer Mutter folgen möge.

„Die Baronin sah, wie das Schreiben mich erschütterte. Sie sprach mir Muth ein. Sie sagte, der Kaiser sei nicht mehr unerbittlich wie vordem. Die Krankheit seiner Gattin habe ihn mitleidig gemacht, und des Grafen Einfluß vermöge viel. Ihr Bruder werde heute am Abend den Thee bei ihr nehmen, sie wolle mich dann rufen lassen, und ich solle ihm sagen, was ich auf dem Herzen habe.

„Das Anerbieten erfüllte mich mit einer unbestimmten Angst. Die Ermahnungen meiner Mutter wie die Aeußerungen der Baronin thaten mir dar, daß sie schon länger mit meiner Mutter in einem Verkehre stehen müsse, von dem ich nicht unterrichtet war, obschon es sich bei demselben um mich gehandelt haben mußte; und wie sehr ich mich dadurch auch beunruhigt fühlte, wagte ich nicht danach zu fragen, aus Scheu vor dem, was ich erfahren würde.

„Der Tag lag wie eine Last auf mir, aber ich wünschte ihm lange Dauer, weil ich mich vor seinem Ende fürchtete. Es war schon spät, als ich in die Gemächer der Baronin beschieden wurde. Der Graf war bei ihr. ‚Mein Bruder ist von der Lage Ihrer Familie durch mich vollständig unterrichtet,' sagte sie, ‚aber von dem Munde der Tochter wird die Bitte ihm dringlicher zu Herzen gehen. Sprechen Sie offen zu ihm. Sie kennen die Theilnahme, die er Ihnen vom ersten Augenblicke an bewiesen hat, und meine Zuneigung für Sie. — Ich hoffe, wir führen Alles zu einem guten Ende.'

„Noch während sie sprach, kam die Vorsteherin unserer Classe, ihre Vertraute, sie abzurufen. Ich war mit dem Grafen allein. Ich konnte vor Angst das Wort nicht finden, er kam mir zuvor.

„‚Ich könnte Sie sprechen, mir erzählen lassen, was ich weiß,' sagte er, ‚aber ich

will offen gegen Sie sein, wie es einem Manne zukommt, dem Sie sehr werth sind und der Ihnen jeden unangenehmen Augenblick ersparen, Ihr Leben und das Schicksal Ihrer Eltern freundlich gestalten möchte, soweit es in seiner Macht steht.' —

„Es war also, wie ich es gefürchtet hatte, und kein Entfliehen vor der Erklärung möglich. Er schien zu sehen, was in mir vorging. ‚Geben Sie mir die Hand, mein Fräulein!' sagte er, ‚und fassen Sie Vertrauen. Ich bin kein junger Seladon, ich bin ein Kriegsmann, der gerade auszugehen gewohnt ist. Sie müssen es bemerkt haben, daß ich Sie bewunderte, als ich Sie zuerst sah, daß ich Sie liebe, seit ich Sie kenne. Werden Sie meine Frau! — Meine Schwester hat sich der Zustimmung Ihrer Eltern versichert. Se. Majestät der Kaiser, der die Verbindung seiner polnischen und russischen Unterthanen gern sieht, ist meinen Wünschen geneigt. Die Gunst, die er Ihren Eltern verweigern würde, wird er meinen Schwiegereltern zugestehen. An dem Tage, an dem Sie zum ersten Male meinen Namen tragen, händige ich Ihnen die Begnadigung Ihrer Eltern und den Paß aus, welcher ihnen den Weg in das Ausland eröffnet; und daß Sie es nicht bereuen sollen, in Rußland mit mir zurückgeblieben zu sein, das verspreche ich Ihnen."'

Der Fürst hatte ihr schweigend zugehört. „Jetzt verstehe ich!" rief er, da sie inne hielt. „Was blieb Ihnen übrig? Sie hatten keine Wahl!"

„Nein! ich hatte keine Wahl!" wiederholte sie, und fuhr dann in wachsender Bewegung fort: „Ich hatte keine! aber ich begriff das im ersten Augenblicke nicht. Ich begehrte Zeit, mich zu fassen und zu prüfen. Der Graf empfand das übel. ‚Er habe gehofft,' sagte er, ‚mich der Baronin noch heute als seine Verlobte vorzustellen, doch solle ich seine Werbung als nicht geschehen betrachten, wenn sie mir unwillkommen sei, solle vergessen, was er mir gesagt.' — Vergessen! Wie konnte ich des Elends meiner Eltern denn vergessen? der Begnadigung vergessen, die er mir für sie verheißen hatte? Und wie bitter mußte die Noth der Eltern sein, wenn sie sich darin ergaben, mich einem Manne zu verbinden, der siegreich gegen unser Vaterland gefochten hatte? Was ich in jener Stunde in wenigen Minuten durchlebte, davon kein Wort! — Ich hätte wenigstens die Briefe meiner Eltern an die Baronin sehen, ich hätte mich mit dem Geistlichen besprechen mögen, meinem Beichtiger und einzigen Vertrauten! — Und doch mußte ich Bedenken tragen, den Grafen zu erzürnen, ihn anderen Sinnes zu machen. Ich mußte ja fürchten, der Mann, den ich nicht liebte, den ich scheute, könne davon abstehen, mich zu begehren, während an seinem Wunsche, mich zu besitzen, meiner Mutter Leben hing!"

„Und ich Unsinniger wähnte mich in meinem Schmerze vergessen, konnte Sie treulos glauben!" rief der Fürst.

Martina antwortete ihm nicht darauf. Sie fuhr sich über Stirn und Augen, ihre Wangen glühten, ihre Hand war kalt. Sie bemerkte es nicht, daß Stephan dieselbe ergriffen hatte und ließ sie in der seinen ruhen.

„Sie wissen nun Alles!" sagte sie. „Vierzehn Tage später war ich des Grafen Frau. Er hat mir Wort gehalten: meine Eltern wurden begnadigt. Der Kaiser schenkte an unserem Hochzeitstage dem Grafen den ganzen liegenden Besitz meiner Eltern. Ich verlebte die Flitterwochen mit meinem russischen Gemahl in meines beraubten und verbannten Vaters Haus — in Dolbietza!"

Sie stand auf und trat auf den Balcon hinaus. Stephan wollte ihr folgen, hielt sich jedoch zurück. Er traute sich nicht zu, neben ihr zu sein, ohne es ihr auszusprechen, wie er sie liebte. Er schritt

unruhig in dem großen Raume hin und wieder, aber die Kühlung, die von draußen in den Saal hineindrang, machte ihn besorgt um die geliebte Frau. Er ging zu ihr, bat sie, sich nicht der kalten Luft auszusetzen und hereinzukommen. Sie weigerte sich dessen.

„Lassen Sie mich immer!“ sagte sie, „die frische Luft ist der beste Geisterbanner, und man soll an die Vergangenheit nicht rühren, ihre Geister nicht heraufbeschwören, denn sie wenden sich meist gegen uns. Aber da ich einmal gesprochen habe, ist mir's recht, und ich denke, auch Ihnen soll es wohlgethan haben.“

„Es soll mir wohlthun, daß ich Sie nicht glücklich weiß?“ fragte Stephan.

„Glauben Sie denn noch an Glück?“ fiel sie ihm ein.

„Mehr als je zuvor!“ rief er mit einem Tone, der ihr das Herz bewegte, daß sie tief aufathmend trotz der Dunkelheit die Augen davor schloß, als treffe sie ein heller Lichtstrahl. Sie faßte sich jedoch gleich wieder, und seiner früheren Mahnung folgend, kehrte sie in das Gemach zurück. Er machte die Thüren zu, aber der Anblick, der sich ihnen darbot, fesselte sie unwillkürlich. Martina blieb stehen, die Hände auf den Thürdrücker gelegt, Stephan lehnte in der Brüstung.

Die Wolken waren fast verschwunden. Der Mond neigte sich dem Niedergange zu. Dann und wann huschte, von ihm durchleuchtet, bräunlich schimmerndes Gewölk in seltsamer Gestaltung über ihn hinweg. Licht und Schatten wechselten dadurch über den Straßen und Plätzen der Stadt, und je nachdem der Mondschein sie traf, traten die Kirchen, die Paläste, die Monumente, welche innerhalb ihres Gesichtskreises lagen, plötzlich klar und deutlich aus der Dunkelheit hervor, um dann eben so schnell wieder unsichtbar zu werden.

Martina rühmte die Lage ihrer Wohnung. Sie nahm Stephan's Hülfe in Anspruch, um in dem Halblichte die verschiedenen Straßen herauszufinden, er hörte ihr zu und ließ sie gewähren, ohne Antheil daran zu nehmen. Er war nicht bei ihren Worten und sie war es selber nicht. Sie wollte nur sprechen, um nicht zu schweigen, sprechen, um die Gedanken zu bemeistern, die in ihnen Beiden rege geworden waren, aber sie wußte nicht, was sie Stephan damit anthat.

Er konnte es nicht ertragen, daß sie eine Fassung behauptete, die er mehr und mehr verlor, daß sie ihn hinderte, ihr zu bekennen, was zu verschweigen er noch vor wenig Augenblicken als seine Pflicht erachtet hatte. Aber diese letzte halbe Stunde hatte Alles umgewandelt; und während er Martina noch eben um ihre sittliche Kraft bewundert hatte, begann er ihr zu zürnen, sie feige und verzagt zu nennen, weil sie es vermochte, sich in das ihr aufgezwungene Geschick mit Fassung zu ergeben.

„Sehen Sie,“ sagte Martina mit einem Mal, sich gewaltsam losreißend von den Gedanken, die ihre Seele bewegten, „wie zauberhaft dieser Wechsel des Lichtes ist! wie phantastisch das jähe scheinbare Verschwinden dessen, was doch da ist und da bleibt, auch wenn wir es nicht sehen. Ich bin bisweilen mitten in der Nacht, manchmal auch in dem Morgengrauen vor des Tages Anbruch von meinem Lager aufgestanden, wenn mir's bei zufälligem Erwachen in den Sinn kam: du bist in Rom! — Und ich habe dann hier an dem Fenster gesessen und hinausgeschaut, um mir dies Panorama in jeglicher Beleuchtung so sicher als möglich einzuprägen, um mir so wenigstens in der Erinnerung recht festzustellen, was dauernd zu besitzen mir nicht vergönnt ist.“

Stephan fuhr heftig auf. „So gehören Sie denn auch zu jenen Frauen, welche die Leidenschaft haben, unnöthige Marty-

rien über sich zu nehmen?" rief er. „Erinnerungen! — Was sind sie uns, die Erinnerungen an ein verlorenes Glück? — Schmerzen und nichts weiter! Unheimliche, quälende Schemen, die uns verfolgen! und nichts mehr! Gemalte Früchte, die den Lechzenden nicht erquicken! — Was werden sie Ihnen frommen, diese Erinnerungen, die Sie hier so eifrig sammeln? — Man lebt nicht ungestraft in Rom. Je klarer, je lebendiger Ihre Erinnerungen sein werden, um so heißer, um so beständiger wird Ihre Sehnsucht hierher sein. Denn was man einmal als ein Höchstes, als ein Ideal erkennen, verehren, anbeten gelernt, was man einmal in sein Herz geschlossen, was man geliebt hat mit seiner ganzen vollen Kraft, das kann man nicht entbehren, ohne unglücklich, unaussprechlich unglücklich dadurch zu werden für immerdar."

Er hielt inne, auch Martina schwieg, denn das Schlagen ihres Herzens versetzte ihr den Athem. Sie wagte ihr Auge nicht auf ihn zu richten, und in die Weite hinausschauend, sprach sie langsam und gepreßt:

„Es ist, wie Sie es sagen! Aber soll ich mich denn des Schönen nicht erfreuen, auch wenn ich weiß, daß ich es wieder lassen muß? Nein," setzte sie hinzu, während ein wehmüthiges Lächeln um ihre Lippen spielte: „Nein! „mieux aime mon martyre!"

„Und woher nehmen Sie die Geduld, wo finden Sie den Muth, in der Fülle des Lebens und in der Kraft des Begehrens sich mit einem Martyrium als Lebensschicksal zu begnügen?" fragte Stephan mit einer spöttischen Bitterkeit, die ihr wehe that.

Er hatte jedoch die Worte noch nicht vollendet, als der Mond, nun völlig Sieger, durch das Gewölk brach, und frei im Aether schwebend, mit seinem hellsten Licht die Kuppel der Peterskirche übergoß, daß das riesige Kreuz auf derselben strahlend in die Ferne leuchtete.

Stephan hatte in seiner Gereiztheit des magischen Anblicks nicht geachtet. Statt der Antwort wies Martina ohne zu sprechen darauf hin; aber nur auf sich und auf seine Befriedigung gestellt, rief er: „Was soll die Handbewegung? Was haben Sie? Ich verstehe Sie nicht."

Sie hielt die Thränen zurück, die seine Härte ihr in die Augen trieb, und ihre Stimme meisternd, damit sie ihm ihr Leiden nicht verrieth, entgegnete sie: „Wie hier vor unseren Blicken, so ist einst nach langem Kampf aus tiefem Dunkel das Bild des Kreuzes vor mir emporgestiegen und hat mir tröstend geleuchtet, bis ich gelernt habe, mich daran zu erheben und zu halten."

Indeß ihre Selbstbeherrschung brachte den Fürsten gänzlich um die seine. Er konnte den grausamen Gelüsten nicht widerstehen, sie leiden zu machen, wie er selber litt. „Ihr Gottvertrauen und Ihre fromme Ergebung in die Fügung Gottes sind beneidenswerth!" sagte er herausfordernd.

Martina schüttelte langsam das Haupt. „Ich habe zu viel Unrecht in der Welt geschehen, zu viel Uebelthat vom Glück begünstigt gesehen, um noch an das Walten einer göttlichen Fügung und einer göttlichen Gerechtigkeit glauben zu können," sagte sie, „selbst wenn mein Wissen von den Dingen mir diesen, dem armen Menschen in seiner Noth oft so beseligenden Glauben nicht verböte. Aber ich habe emporblicken lernen zu dem Beispiel dessen, der den Tod am Kreuze über sich nahm, als es galt, sich selber treu zu bleiben, sich zu opfern, um denen, die nach ihm leben würden, die Lehre von der Liebe einzuprägen, die sich selbst vergißt um Anderer willen. Ich trachte, ihm nachzuleben, der ausgesprochen: Ich habe das Leben überwunden! — Ich trachte danach!" wieder-

holte sie inbrünstig wie im Gebet; und sich abwendend von Stephan, verließ sie ihn und das Fenster, an welchem sie mit ihm gestanden hatte.

Er blieb zurück, sie hatten Beide nöthig, sich zu beruhigen. Er sah sie durch das Zimmer schreiten, sah wie sie den Sessel am Kamine wieder einnahm und wie sie wählerisch sich mit den verschiedenfarbigen Wollen zu thun machte, welche sie zu ihrer Stickerei verwendete. Er neidete und gönnte ihr dies mechanische Thun, dies scheinbare Absehen von dem, was eben vorgegangen war. Er hatte nur einen Gedanken, nur eine Vorstellung, nur eine Frage. Er hatte sie verstanden und konnte sie doch nicht begreifen.

Daß sie ihn liebte, ihm zu eigen geblieben war, das hatte sie ihm eingestanden, ohne es auszusprechen. Seine Leidenschaft für sie mußte sich ihr verrathen haben, selbst wo er sie ihr hatte verbergen wollen. Weshalb hinderte sie ihn also, ihr zu sagen, wie sehr er sie liebte? Weshalb wollte sie in der traurigen Herzenseinsamkeit verharren wie in der Vergangenheit so auch in aller Zukunft? — War er gezwungen auf das einzige Glück zu verzichten, das er noch ersehnte, weil Martina in dem langen duldenden Entsagen den Muth zu entschlossenem Handeln verloren hatte, oder war es nicht an ihm, dem Manne, sie selbst wider ihren Willen aus den Ketten zu befreien, in die sie sich unlösbar gebannt zu glauben schien?

Unlösbar? Was war unlösbar in einer Welt, in welcher Alles dem Wechsel, dem Wandel unterliegt. Unzählige Ehen waren aufgelöst worden, und wo dem festen Willen des seiner Freiheit begehrenden Menschen das Gesetz sich unerbittlich entgegengestellt, hatte er sich die begehrte Freiheit selbst genommen und war sich Gesetzgeber und Richter geworden in eigener Sache, nach eigenem Gewissen. — Möglichkeiten um Möglichkeiten stiegen in seinem Kopfe auf. Es galt einen Kampf mit den Verhältnissen. Er hatte manchen schweren Kampf bestanden! — Vielleicht einen schweren Kampf mit der Geliebten selber! — Einen Kampf! — Und wenn sie sich weigerte, einen solchen mit ihm durchzuhalten? — Wenn ihrer Liebe das leidenschaftliche Feuer fehlte, das ihm nicht Ruhe, nicht Rast ließ? Wenn er sie aufschreckte aus ihrem schwer errungenen Frieden ohne anderen Erfolg, als daß er sie nöthigte, ihn aus ihrer Nähe zu verbannen?

Seine Blicke hingen unverwandt an ihr, sie folgten jeder ihrer Bewegungen. Der Augenblick war ihm wieder einmal Alles wie in der frühen Jugendzeit. Nur bei ihr sein! Nur nicht fort von ihr! — rief es in seinem Inneren; und mit dem festen Vorsatz, sich zu überwinden, ihrem Willen sich zu fügen, bis sie selbst das Siegel des Schweigens von ihm nehmen würde, setzte auch er sich wieder an dem Feuer nieder wie vorher. — Aber es wollte zu keinem Gespräche zwischen ihnen kommen. Die Mittheilungen, welche der Eine machte, die Fragen, die der Andere that, waren für Beide ohne jegliche Bedeutung; sie hörten Beide fort und fort den Pendelschlag der Uhr, die auf dem Kamine stand, und Jeder wußte, was der Andere dachte, Jeder las in des Anderen Herzen, Beide waren unzertrennlich eins und hielten sich gewaltsam von einander fern. Wie im Fluge waren die letzten Stunden an ihnen vorübergegangen, nun lastete jede Secunde schwer auf ihnen.

Martina sah nach der Uhr und bemerkte, jetzt werde Alexander vermuthlich auf dem Gipfel seines Vergnügens sein. Der Fürst folgte ihrem Blicke und nannte es unbegreiflich, daß sein Wagen noch nicht da sei, der um diese Stunde hatte kommen sollen. Sie fragte, wohin er sich zu begeben denke?

„Ich bin mit Bekannten halbwegs eine Verabredung für die Oper eingegangen

und dachte eine Stunde in derselben zuzubringen!" sagte er.

Sie meinte, dazu habe er immer noch die Zeit. Er erwiederte, er habe seinen Vorsatz aufgegeben und werde gleich nach Hause fahren.

Und wieder waren sie am Ende mit der Unterhaltung. Mit einem Male schoß dem Fürsten ein Einfall durch den Kopf, den er ergriff und festhielt.

„Ich war eigentlich in der Absicht hierhergekommen, mich von Ihnen zu beurlauben," sagte er, „und über allem unserem Sprechen hatte ich dieses fast vergessen. Ich muß morgen fort!" — Aber wie er die Worte ausgesprochen, hätte er sie zurücknehmen mögen um jeden Preis; denn ihm schnitten sie durch's Herz, und kein Zeichen verrieth ihm das Erschrecken, welches er bei der Nachricht in der Geliebten Mienen zu lesen erwartet hatte.

Sie fragte einfach, wohin er gehe und was ihm zu dem Aufbruch Anlaß gäbe?

Da wachte noch einmal die zornige Selbstsucht in ihm auf. Sie sollte es haben, wie sie's zu begehren schien! An ihrem Schmerze sollte sie den seinen wie ihre eigene Liebe ermessen lernen; gleichviel was es ihn koste, ihr diese Lehre und diese Erkenntniß aufzuzwingen.

„Ich hätte schon lange nach Neapel gehen müssen," sagte er, „ich habe Geschäfte dort, und werde von Freunden aus England erwartet, denen ich mich vielleicht zu einer Reise in den Orient beigesellen werde."

„Welch neidenswerthe Aussicht!" rief Martina.

Stephan biß die Zähne zusammen in einem Ingrimm, der ihm sein Vorhaben, sie zu meiden, leicht ausführbar erscheinen ließ. Mochte sie denn fortan erdulden, was sie wollte, nach ihres Herzens Lust, er wollte, mußte sich befreien, denn so ertrug er's länger nicht.

Man meldete ihm seinen Wagen. Er stand auf, sie wechselten noch ein paar gleichgültige Worte, dann küßte er ihr die Hand und sagte ihr Lebewohl. Sie gab ihm das mit dem Wunsche zurück, daß die Reise ihm Freude machen möge, wenn er sie unternähme. Damit ging er fort.

Kaum aber hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so schlug sie die gerungenen Hände über ihrem Haupte zusammen, und ihr Antlitz in die Kissen des Sessels verbergend, rief sie in Thränen ausbrechend, denen sie endlich den freien Lauf vergönnte: „Freude! — Wo ist Freude, wo ist Friede zu finden für mich — für ihn! für den geliebten, den heißgeliebten Mann?"

Das Herz krampfte sich ihr zusammen, sie weinte bis zur Erschöpfung.

Es war gegen die Mitternacht hin, ehe Alexander endlich von dem Feste heimkam. Als die Mutter seinen Schritt im Vorsaal hörte, richtete sie sich auf.

„Vergessen! — Wenn man vergessen lernen könnte, wie man sich überwinden und schweigen lernt!" seufzte sie; und rasch die Augen trocknend, wendete sie sich, ein Lächeln auf den Lippen, ihrem Sohne zu.

„Siehe meine Orden! meine Bänder!" prahlte der Uebermüthige, auf die Trophäen zeigend, die ihm das Wohlgefallen der kleinen Mädchen an seiner Schönheit und Gewandtheit bei dem Fest eingetragen hatte. „Halb todt habe ich mich getanzt!" rief er fröhlich, ohne die müden Augen, die matten Züge der Mutter zu bemerken; aber als hätte er des Tanzes und der Lust noch immer nicht genug, umschlang der Wildfang sie, und drehte sie, trotz ihrer Abwehr, in raschem Wirbel mit sich in die Runde, daß sie sich mühsam seinem festen Arm entzog, worauf er sie dann mit einem Kusse in ihren Sessel niederfallen ließ.

(Schluß folgt.)

Ludwig Feuerbach.

Von

Julian Schmidt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Vor einiger Zeit erschien „Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß, sowie in seiner philosophischen Charakterentwickelung dargestellt von Karl Grün. Zwei Bände, mit dem Bildniß Feuerbach's. Leipzig und Heidelberg, Winter." Dies die nächste Veranlassung der folgenden Zeilen.

Es sind jetzt 25 Jahre, daß „das Wesen des Christenthums" zum ersten Mal erschien. Das Buch ist bereits ganz historisch geworden und kann völlig objectiv gewürdigt werden. Als Agitationsmittel würde es nicht mehr verfangen, wir sind an ganz andere Angriffe gegen das Christenthum gewöhnt: bei Feuerbach geht der Haß eigentlich aus getäuschter Liebe und Sehnsucht hervor, während die neuen Gegner dem Christenthum mit kalter Geringschätzung begegnen.

Der wissenschaftliche Werth des Buchs ferner, obgleich nicht unerheblich, ist doch nicht so weittragend, um ihm eine bleibende Stelle in der Literatur zu sichern; ich werde das später zu motiviren suchen. Dagegen hat es einen anderen sehr gewichtigen Anspruch, fortzuleben.

Feuerbach war, was seine geistige Existenz betrifft, hauptsächlich Schriftsteller — ich meine Schriftsteller im Gegensatz zum Lehrer und Agitator, zum Gelehrten und Philosophen. Ich wünsche nicht mißverstanden zu werden: er hatte einen entschiedenen Trieb und ein entschiedenes Talent zur Speculation; in manchen seiner Schriften, namentlich in der „Theogonie", entwickelt er eine sehr respectable weitreichende Gelehrsamkeit; die ausdauernde Erregung seines Tones zeigt, daß es ihm auch stark auf das unmittelbare Wirken, auf die Propaganda seiner Ueberzeugungen ankam; und als Lehrer wird er gewiß durch geistvolle Anregungen auf begabte Schüler heilsam gewirkt haben.

Aber das Alles, so ernst er es nahm, kam doch bei ihm erst in zweiter Linie: vor Allem war ihm daran gelegen, für seine Empfindungen und Ideen nicht blos den entsprechenden und prägnanten, sondern den schönen, den wirksamen Ausdruck zu finden. Das ist es, was den Schriftsteller macht. Wiederholt wird man in seinen Werken durch Stellen von wahrhaft bezaubernder Schönheit überrascht; versuchte er freilich, bis an die Grenze zu gehen, die verborgene Poesie seiner Gedanken zur vollen rhythmischen Gestalt zu bringen, dann war ihm die Zunge gelähmt, der Ausdruck wurde ungeschickt und unschön.

Dieser Drang nach dem Schönen und Bildlichen, welcher der wissenschaftlichen Strenge nicht selten Eintrag that, wird, wie ich meine, dem Buch eine bleibende Stelle verschaffen; es ist wie ein in sich vollendetes Kunstwerk, an dem man seine Freude haben kann, auch wenn man mit dem Gegenstand und seiner Behandlung gar nicht übereinstimmt.

Ein anziehender Schriftsteller setzt stets einen anziehenden Menschen voraus, und so sind Feuerbach's Briefe eine willkommene Ergänzung seiner Schriften. Gegen die Art, wie der Herausgeber sein Material benutzt hat, könnte man viele erhebliche Einwendungen machen; zunächst verdient er aber Dank, daß er es überhaupt mitgetheilt hat.

Ein edles und tüchtiges Menschenleben tritt uns entgegen. Feuerbach war eine vornehme Natur: keinen unedlen, niedrigen Zug entdecken wir in seinem Bilde; treu und fest in seinen Grundsätzen, gegen die Menschen ehrlich, offen und wahrhaftig; in seinen Ansprüchen bescheiden bis zur Resignation; mit einem tiefen Verständniß für das Schöne in der Natur.

Nicht ganz so erfreulich ist der Eindruck seines Schicksals, und wohl gemerkt des Schicksals, wie es aus seiner eigenen Natur hervorging. Was von den Verfolgungen seiner Feinde erzählt wird, ist wenigstens stark übertrieben. Es kann sein, daß seine Gesinnungen zum Theil der Grund waren, ihn bei der akademischen Beförderung zu übergehen: wäre aber sein pädagogischer Trieb stark entwickelt gewesen, so hätte er dennoch Stand gehalten. Er zog sich zurück und wurde Schriftsteller von Profession; er gründete auf die Schriftstellerei seine Existenz. Dazu war

er nun in keiner Weise gemacht. Es fiel ihm nicht im Traum ein, nach dem Geschmack und den Bedürfnissen der Menge zu fragen; es kam ihm nur darauf an, sich selbst zu genügen. Nur in besonders glücklichen Fällen wird so etwas von äußerem Erfolg begleitet. Dazu kam noch ein gewisser Mangel an Leichtlebigkeit im Denken wie im Handeln. Er hat sich darüber selbst ausgesprochen.

„Deine Schrift," schreibt er an seinen Freund Bayer, „kann allein mich wieder versöhnen mit Welt und Literatur, und meine verschlossene Seele, die nie das Eigene geben wollte, und was sie gab, nur fragmentarisch, nur mittelbar, nur indirect, noch limitirt, sich selbst verbergend gab, wieder öffnen. Leider kehrt nicht wieder in derselben Kraft, was zu lange zurückgedrängt und gehalten wurde; die Scheu, der Ekel vor der Gemeinheit, stellte sich stets zwischen mich und das Publicum hin. Du giebst dein Innerstes, ohne Rücksicht, ohne Hehl; giebst es im Einklang mit deinem höchsten Princip. Diese Schrift ist der reinste Ausdruck des in sich selber glücklichen freien Geistes. Was du denkst, das bist du."

Feuerbach's Saiten gaben schöne Töne, aber sie schlugen nicht leicht an. Das ist für einen Schriftsteller von Profession eine mißliche Ausstattung. Dazu kam, daß seine geistige Richtung ihn in die damalige Agitation hineinzog, für die seine beschauliche Natur durchaus nicht gemacht war; er theilte mit seinen anscheinenden Freunden und Bundesgenossen das leidenschaftliche Unbehagen an den Zuständen der Gegenwart, aber ihm fehlte ihre Zuversicht und ihr Thätigkeitstrieb; der Kampf machte ihm keine Freude. So entfremdete er sich ihnen mehr und mehr und lebte geistig zuletzt in einer schauerlichen Einsamkeit: die begeisterten Zuschriften wohlmeinender aber wenig ebenbürtiger Anhänger konnten ihm doch den lebendigen Wechselverkehr nicht ersetzen! Freilich hatte er den Trost einer glücklichen und schönen Ehe; seine Gattin suchte Theil zu nehmen auch an seinem geistigen Treiben. Aber das konnte ihm doch das Gefühl der geistigen Isolirtheit nicht ganz nehmen. Zudem wurde die Ehe in den letzten Jahren durch schwere Nahrungssorgen getrübt, und das wohlthuende Eingreifen treuer Freunde in sein Schicksal hatte zugleich für eine stolze Seele etwas Peinliches.

Ich versuche nun, nach dem Leitfaden der Briefe einen flüchtigen Abriß seines Lebens zu geben. Sein Vater war der berühmte Criminalist, in der Kantisch-Fichte'schen Zeit gebildet, Philanthrop, und nicht ohne rednerischen Anflug; der Sohn hat ihm bei manchen Zwistigkeiten ein treues Andenken bewahrt und das Leben seines Vaters in würdiger Form dargestellt. Die Brüder waren sämmtlich mehr oder minder gut beanlagt, sämmtlich etwas schwerlebig, zum Theil sogar mit ausgesprochener Anlage zur Hypochondrie. Die Familie war katholisch — der Umstand war mir neu, und klärte mir Manches auf. In den heftigsten Angriffen seines Hauptwerks gegen das Christenthum tritt doch eine gewisse Vorliebe für die sinnliche bildliche Form des katholischen Cultus hervor. In einem seiner Jugendbriefe beschreibt er eine Rheinfahrt und das Gespräch mit einem alten ehrwürdigen katholischen Geistlichen. „Seine Ansichten über das Christenthum, welche nicht mit den gewöhnlichen Vorurtheilen befleckt, sondern rein aus der inneren Wahrheitsquelle des Menschen geschöpft waren, sprach er auf die einfachste und rührendste Weise aus." Er blickt vom Siebengebirge herab „auf ein sehnsüchtig heraufschauendes Nonnenkloster. Wir waren ganz versunken in die goldene Zeit jener kindlichen Märchenwelt, und allein der empörende Gedanke, daß das alte Kloster unten schändlicherweise in eine galante Kneipe verwandelt worden sei, stieß uns immer feindselig aus unserer Traumwelt hinaus. So muß halt überall unsere liebe Zeit an die ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit ihre verunstaltenden beschmutzenden Pfoten legen." Solche Jugendbilder verlieren sich doch nie ganz.

Als Feuerbach das schrieb, studirte er in Heidelberg Theologie. Die Vorlesungen von Paulus widerten ihn an, was ich ihm nicht verdenke; dagegen waren die halbmystischen Doctrinen von Daub für seine damalige Gährungsperiode recht geeignet. Mit Eifer excerpirte er Herder's theologische Schriften. Der große Ruf Hegel's zog ihn Ostern 1824 nach Berlin.

Hier eine Zwischenbemerkung. Er hatte einen Wechsel von 1000 Gulden, schreibt aber zugleich seinem Vater, daß er Morgens und Abends trockenes Brot aß, keinen Kaffee trank, für monatlich 5 Thlr. wohnte, keine Ausflüge und Sprünge machte. Wofür gab er dann, fragt der Herausgeber, seinen Wechsel aus? „Gewiß," setzt er hinzu, „hat er geheime Ausgaben gehabt, die er schamvoll verschwieg. Gewiß übte er schon damals Wohlthun und Mittheilen." Wenn das verbürgt wäre, so wäre das ein sehr interessanter Beitrag zu Feuerbach's Charakteristik. Zum Wohlthun gehört nicht blos Gutherzigkeit und Bereitwilligkeit zu Opfern, sondern eine gewisse Neugier am Leben Anderer, ein gewisses Geschick in der Behandlung fremder Menschen, eine Fähigkeit, dem Unschönen nahe zu treten, eine gewiße Unterdrückung der angeborenen Scham. Wie selten ist so etwas gerade in der idealistischen Jugend!

Aber der Schluß des Herausgebers scheint mir etwas gewagt: es wäre doch noch die Möglichkeit vorhanden, daß Feuerbach nicht blos trocknes Brot gegessen, daß er seinem lieben Vater die Thatsachen etwas ausgemalt hat. War das der Fall, so darf man es ihm wohl gerade nicht als Todsünde anrechnen.

Fleißig gearbeitet hat übrigens Feuerbach in Berlin, wenn auch nicht im Sinn seines Vaters; er war von Hegel ganz eingenommen, hörte nur philosophische Collegien und mußte März 1825 seinem Vater melden, daß er das Studium der Theologie aufgegeben habe und Philosophie studiren wolle. Der Brief war so wunderlich geistreich, daß der Vater um seine geistige Gesundheit besorgt wurde; erst nach langem Sträuben gab er seine Einwilligung.

Daß Feuerbach nach den Ansichten, die er über das Christenthum gewonnen hatte, nicht Theologe bleiben konnte, war eine sittliche Nothwendigkeit; aber die Sache hatte noch eine andere Seite. Der Vater sah durch, daß Feuerbach sich über die Zukunft kein klares Bild machte, und glaubte den Sohn warnen zu müssen. Das ist von vielen Vätern geschehen, und ihnen stets von den Söhnen verdacht worden. Bei reiferer Erfahrung sieht man dann ein, daß ein solcher Entschluß, aus dem herkömmlichen Getriebe der Anstellungen herauszutreten, immer seine sehr schweren Bedenken hat. Mitunter glückt es, in der Regel schlägt es zum Unheil aus.

Vorläufig dachte Feuerbach an eine akademische Laufbahn. Er habilitirte sich in Erlangen, und schickte von dort aus, November 1828, seinem verehrten Lehrer Hegel einen Abschiedsbrief, der diesen wohl nicht wenig in Verwirrung gesetzt haben wird.

Er macht ihn darauf aufmerksam, daß die Hegel'sche Philosophie dazu bestimmt sei, allgemeine weltgeschichtliche Anschauung zu werden. Man stehe am Anfang einer neuen Weltperiode: „Es gilt, ein Reich zu stiften, das Reich der Idee, des sich in allem Dasein schauenden und seiner selbst bewußten Gedankens, und das Ich, das seit Anfang der christlichen Aera die Welt beherrscht hat, von seinem Herrscherthron zu stoßen. Es gilt einen neuen Grund der Dinge, eine neue Geschichte, eine zweite Schöpfung."

„Das Christenthum kann nicht als die vollkommene und absolute Religion gefaßt werden. Das Christenthum ist nichts Anderes, als die Religion des reinen Selbst, der Person als des einen Geistes der ist überhaupt. Welche Bedeutung hat die Natur in dieser Religion? welche geist- und gedankenlose Stellung hat sie in ihr? und doch ist eben diese Geist- und Gedankenlosigkeit eine der Grundsäulen des Christenthums. Ja unbegriffen, geheimnißvoll, unaufgenommen in die Einheit des göttlichen Wesens liegt sie da. Die Vernunft ist daher wohl im Christenthum noch nicht erlöst."

„Da der Grund und die Wurzel jeder Religion in einer bestimmten zeitlichen Anschauungsweise liegt, worauf sie erst aufgetragen wird, so ließe sich auf das Schlagendste das Endliche, das vom Christenthum selbst geahndete Jenseitige nachweisen. Das Christenthum war die in der Form fixer Endlichkeit sich ausbreitende Erscheinung des Geistes der nachgriechischen Philosophie."

Als Feuerbach, also in seinem 24 Jahre, die akademische Thätigkeit begann, hatte er sich von der Hegel'schen Theorie, das Christenthum sei die absolute Religion, bereits losgesagt; es schwebte ihm vorläufig, wie früher der romantischen Schule,

die Idee einer kommenden Weltreligion vor, welche die gebildete Menschheit aus ihrem Geist herausarbeiten müsse.

In diesem Sinne schrieb er, wie früher Friedrich Schlegel, prophetisch angehauchte Ideen nieder, die, wie es scheint, ohne seinen Willen als „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ 1830 anonym erschienen.

„Ein und derselbe Wille ist es, der den Tod in der Natur und den Tod des Selbstes, die Tugend, die Liebe, das Denken wirkt. — — Das Todesurtheil, das du eben durch die Liebe über dich selbst aussprichst, hätte keine Wahrheit in sich, wenn es nicht auch an deinem ganzen natürlichen Sein, an deinem Leben vollzogen würde. — — Nur wer an den Tod glaubt, kann Wesenhaftes zum Inhalt seiner Thätigkeit machen.“

Denn der Todfeind der Geschichte und der Natur ist das Ich. „Indem alles Wirkliche, Wahrhafte und Wesenhafte, aller Geist aus dem Leben der Natur und der Weltgeschichte verschwunden ist, pflanzt das Individuum auf den Trümmern der zerstörten Welt die Fahne des Propheten auf. Auf den Ruinen des gegenwärtigen Lebens, in denen es nichts sieht, erwacht ihm zugleich das Gefühl und Bewußtsein seines eigenen innerlichen Nichts, und in dem Gefühl dieses zwiefachen Nichts entquillt ihm die Seifenblase der zukünftigen Welt. Nachdem es die Fruchtbäume, die Rosen und Lilien der gegenwärtigen Welt verwelken ließ, Gras und Korn abgesichelt, die ganze Welt in ein saftloses Stoppelfeld verwandelt hat, entsproßt ihm noch zu guterletzt aus der kraftlosen Eitelkeit, als schwacher Schein und mattes Traumbild des lebendigen frischen Blumenflors die charakterlose farbenverbleichte Herbstzeitlose der Unsterblichkeit.“

Nach dem Maße dieses Ich gedacht, ist auch Gott „nur oberflächlich gedacht. Er ist ohne Tiefe, nur eine Fläche, die das Selbst dem Selbst wiederspiegelt.“

Der bilderreiche schwulstige Ton dieser Schrift entzog sie im Allgemeinen dem Verständniß, aber man sah sich doch gemüßigt, sie zu confisciren, und der Verfasser, den man vermuthete, hatte sich seine Stellung sehr erschwert.

Wenn er in der Prosa überschwenglich sich ausdrückt, so erscheint die gleichzeitige ungedruckte Poesie um so realistischer und deutlicher. Eine Probe möchte ich doch geben.

„Ja die heidnische Welt, die hatte vortrefflichen Stuhlgang;
Unbeschränkt war der Lauf damals dem Trieb der Natur.
Aber die Eingeweide beschwert und verstopfet der Glaube;
An der Hypochondrie leidet die christliche Welt.“

In diesen beiden Proben schoß er theils durch Ueberschwenglichkeit theils durch Nüchternheit über das Ziel. Aber auch in den maßvolleren Aufzeichnungen jener Tage sieht man, wie es ihm hauptsächlich auf den bildlichen Ausdruck ankommt. So in einer der besten Abhandlungen: „Die Mühe der Abstraction und der Muth des Denkens“, die er zur Charakteristik seiner ursprünglichen Richtung aufbewahrt hat.

„Auf den Höhen der Abstraction ist es freilich nicht so schön als unten in den Thalgründen des Gefühls, der Phantasie und der sinnlichen Anschauung; auf ihren Gipfeln hört man keine Nachtigallen schlagen und keine Schafe blöken wie in der Poesie, und keine das unbestimmte Gefühl so sehr ergreifenden Glockentöne der Theologie. Dem Auge bietet sich auch keine so reiche und üppige Vegetation dar wie unten in den engen und warmdunstigen Thälern des Gemüths. Aber je mehr sich die individuelle Natur beschränkt, desto mehr erweitert sich der Blick in die große und unbeschränkte Natur, desto freier, desto weiter wird das Herz. Denn mit der Aussicht erweitert sich auch das Gemüth. Auf den Höhen der Abstraction wohnt daher die Freiheit wie auf den Bergen: hier verschwinden die kleinlichen und erbärmlichen einengenden Grenzen, die der Mensch unten im Thal als Götzen anbetet. Die Illusion verschwindet freilich hier gleichfalls. Die Natur, die im Thal als ein schönes Bauermädchen oder als eine nur zu seinen Diensten stehende und seinem Ruhm dienende Hausmagd dem Menschen erscheint, offenbart sich auf den Gipfeln der höchsten Gebirge als die Königin der Welt in allen Schrecken und Herrlichkeiten ihrer Majestät. So ist es mit der Philosophie. Wer blos der Gemüthlichkeit lebt, lieber Glockengeläute und dgl. hört, der braucht nicht die Höhen der

Abstraction zu erklimmen; aber wer die Welt kennen lernen, seinen Blick erweitern will über die Grenzen und Engpässe des gemüthlichen Thallebens, der muß hinauf."

Der Gedanke ist vollkommen richtig, und das Bild deckt ihn, aber die sinnvolle Ausführung desselben zeigt, daß es dem Schriftsteller noch um etwas Anderes zu thun ist als um Deutlichkeit.

Aehnlich wenn er von der Freiheit anführt, daß sie im Grunde nur Uebereinstimmung des Willens mit dem wahren Inhalt des Lebens ausdrücken soll. „Dem Fisch ist das Wasser keine Schranke; er ist befriedigt in ihm, er begehrt nicht darüber hinaus. Ebenso ist es mit dem Menschen: er geht schwer daran, sich zu bestimmen; er schweift als Jüngling gern über Alles hinweg, die Bestimmung scheint ihm als Verlust seiner Freiheit. Aber so erscheint sie nur Anfangs, später findet man sich selbst in dieser Grenze, wird dann heimisch, glücklich in ihr; gerade diese Grenze, in die man als ein Beschränkendes nur mit Widerwillen ging, macht dann den Hausfrieden der Seele aus."

Endlich die alten Gedanken vom Tode. Unsterblichkeit ist ein ganz eitles und begriffloses Prädicat: „Sie ist ein blindes Fenster, durch das ich gar nicht in die Seele blicke. Alles, was innerlich, im Geheimen, an sich da ist, muß in der Zeit auch besonders auftreten, und also der geheime ins Leben verschmolzene und verwebte Tod für sich erscheinen, sich zeigen, seine Augen aufschlagen. Der Tod, der sinnliche, ist nur ein Erwachen des im Leben schon waltenden, aber noch schlafenden Todes. Wie der Embryo im Schoß der Mutter ungetrennt von ihrem Leben, so schlummert sanft schon während des Lebens der Tod im Leben. Wie die Blume aus der Knospe, so bricht der Tod aus dem Leben hervor. Wie der Künstler arbeitet an seinem Werk, sich der Vollendung nähert, so und nur so nähert sich der Tod den Lebenden. Der Tod selber ist ein Künstler, der im Leben arbeitet, und der erscheinende Tod ist nur das vollendete, das fertige und gelungene Werk."

Diese ganze Ausdrucksweise erinnert nicht an Hegel, sondern an Schelling, dessen heimliche Verwandtschaft mit Feuerbach scharfe Beobachter schon damals empfanden. Feuerbach hat sich wiederholt mit ihm beschäftigt; erst mit lebhaftem Interesse. „Schelling erhob sich auf den Pfauenaugen der ästhetischen Anschauung empor zu dem Gipfel der Philosophie und des Ruhmes. Schön ist seine Darstellung, schön wie eine Braut, die eben zum Altar geführt wird. — Damals arbeiteten die Philosophen den Poeten alle Realität in die Hände; die Kunst war das être suprême. Im Zusammenhang mit dieser Zeit ist die Bedeutung zu erkennen, die Schelling in der Philosophie der Kunst giebt. — Schelling verdankt seinen Ruhm lediglich seiner Jugend. Was Andere erst im Mannesalter erreichen mit Kampf und Mühe, das hatte er schon in der Jugend erreicht." — „Aber," setzt er später hinzu, als Schelling durch seinen Eintritt in Berlin wieder die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich zog, „eben deswegen hat er auch seine Manneskraft erschöpft. Seine neue Philosophie ist das Gemächte seiner eigenen Willkür. Schelling macht seinen Gott, er hat keinen Gott. Er ist die Gottlosigkeit der Zeit, die sich aber gottvoll dünkt. Für ihn ist Alles eitel: es giebt keinen Gott und keinen Teufel, keine Wahrheit und keine Lüge, keine Vernunft und keine Unvernunft, keine Zusammenstimmung und keinen Widerspruch, keinen Ernst und keinen Spaß."

Als Reaction gegen dies frivole Denken ist Hegel für Feuerbach, auch da er sich schon halb von ihm abgewendet, der wahre Philosoph der Gegenwart. „Hegel trat in absoluten Gegensatz mit seiner Zeit mit dem kategorischen Imperativ: denkt! Nur im Denken ist die Wahrheit in ihrer wahren einzigen Gestalt zu finden! — Es ist ihm um nichts, als um die Sache zu thun; seine Sprache ist die Sprache der Wahrheit und Nothwendigkeit; sie ist nicht reizend und lachend, aber voll Energie; nicht milde und weich wie Speckstein, sondern hart, granitkörnig."

So konnte es geschehen, daß Feuerbach als Docent wie als junger Schriftsteller noch immer zu den Hegelianern gezählt wurde, daß das officielle Journal der Schule, die Berliner Jahrbücher, ihm mehrere sehr wichtige Arbeiten übertrugen, daß sie annahmen, er stehe auch in der

Religionsphilosophie auf dem Boden Hegel's, daß man wiederholt daran dachte, ihn nach Berlin zu ziehen. Er selbst hat sich darüber ausgesprochen.

„Ich stand zu Hegel in einem intimeren und einflußreicheren Verhältniß als zu irgend einem unserer geistigen Vorfahren. Ich war zwei Jahre lang sein aufmerksamer begeisterter Zuhörer, er war es, in dem ich zum Selbst- und Weltbewußtsein kam, den ich meinen zweiten geistigen Vater nannte. Sonderbares Schicksal, daß der kalte leblose Denker allein es war, der mir die Innigkeit des Verhältnisses zwischen Schüler und Lehrer zum Bewußtsein brachte!

„Ich habe die Hegel'sche Philosophie nicht nur studirt, sondern auch selbst gelehrt, und zwar nicht nur aus dem unwillkürlichen Grunde, weil der Mund davon überläuft, wovon Kopf und Herz voll sind, sondern auch aus der Ueberzeugung, daß es die Pflicht eines philosophischen Docenten ist, nicht mit seinen eigenen namenlosen Meinungen und Einfällen, sondern mit den Lehren anerkannter geschichtlicher Philosophen die Studirenden bekannt zu machen. Ich lehrte die Hegel'sche Philosophie als Historiker; zuerst als solcher, der sich mit seinem Gegenstand identificirt oder vielmehr mit ihm eins ist, weil er nichts Anderes und Besseres weiß; dann als solcher, der sich von seinem Gegenstand unterscheidet und abtrennt, ihm historische Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber um so mehr ihn richtig zu erfassen bestrebt ist. Auf diesem Standpunkt stand ich bereits, da ich als Schriftsteller mit meinem Namen auftrat. Da hatte ich bereits den Scheidungsproceß zwischen Form und Wesen der Hegel'schen Philosophie durchgemacht, die Form fallen gelassen, das Wesen behalten. Ich stand als werdender Schriftsteller auf dem Standpunkt der speculativen Philosophie überhaupt, der Hegel'schen Philosophie insbesondere nur insofern, als sie der letzte umfassende Ausdruck der speculativen Philosophie ist."

Da Feuerbach's Vorlesungen und erste Schriften sich fast ausschließlich mit der Geschichte der Philosophie, namentlich der neueren, beschäftigten, so mußte gerade in diesem Punkte die Differenz seiner Anschauungen zu denen Hegel's ihm zuerst zum Bewußtsein kommen. Es war eine Differenz nicht blos in den Absichten, sondern auch in der Anlage, im Talent.

„Hegel," sagt er einmal, „stellt in der Geschichte der Philosophie Alles in einer successiven Entwicklungsreihe dar. Daher subordinirt er Systeme, die doch nicht nur gleichzeitige, sondern auch gleich berechtigte sind. So setzt er z. B. den Heraklit über Parmenides; aber jener steht nicht höher als dieser, Beide sehen den Gegenstand nur mit verschiedenen Augen: die eine Anschauung ist die des besonnenen Verstandesmenschen, die andere die des sinnlichen feurigen Menschen. — Er giebt immer nur den äußeren historischen, nicht den inneren psychologischen Grund an. Ich weiß wohl, daß die psychologischen Erklärungen in Verruf sind, aber ich sehe nicht ein, warum wir wegen einer seichten psychologischen Erklärung die psychologische Erklärung überhaupt verwerfen sollen. Die Hegel'sche Methode hat überhaupt den Mangel, daß sie die Geschichte nur als einen Fluß ansieht, ohne den Boden zu betrachten, über den der Fluß hinströmt. Sie macht die Geschichte zu einem ununterbrochenen Act der Intelligenz, was sie doch nicht ist. Die Geschichte der Philosophie wird unterbrochen durch antiphilosophische rein praktische Absichten und Tendenzen, durch rein empirische Bedürfnisse der Menschheit. In solchen Zeiten wird die Philosophie allerdings auch erhalten, aber geschwängert mit den Bestandtheilen des Bodens, worüber sie fließt. Wird diese Beschaffenheit des Bodens nicht berücksichtigt, sondern nur der Fluß, so wird als eine höhere Stufe gefaßt, was in ein ganz anderes Gebiet gehört, daher mit dem früheren gar nicht verglichen werden kann, und es wird leicht das Wesentliche zum Unwesentlichen gemacht." — So hebt Hegel mit Unrecht die neuplatonische Philosophie über die altgriechische. „Das positiv Philosophische bei den Neuplatonikern ist aus der alten Philosophie, aber aus dem Element des Denkens in das Zauberland der Phantasie versetzt; wo es, obgleich dasselbe anders und schöner als in seinem früheren Element erscheint, wie uns im Traum dieselbe Sache anders und unendlich schöner erscheint als im Wachen. Die Zeit der Neuplatoniker war eine Zeit des Unglücks, der Unzufriedenheit mit der Welt, der Krankheit. Die Philosophie hat in

solcher Zeit die Bedeutung der Medicin; sie wird nicht getrieben aus freiem Interesse mit dem Sinn, mit welchem sie der Gesunde, der Glückliche treibt, nicht um ihrer selbst willen. Sie soll die Bedürfnisse des kranken Herzens befriedigen, Wunden heilen, den Verlust der Welt, der Realität ersetzen. Dies vermag sie aber nur durch das Gemüth bezaubernde Vorstellungen, nur durch die Phantasie, nicht durch die Vernunft." — Ebenso wie die neuplatonische Philosophie, waren schon der Stoicismus, Epikureismus und Skepticismus Erscheinungen von dem Verschwinden des philosophischen Geistes, Erscheinungen davon, daß das theoretische Interesse durch praktische Interessen verdrängt war. Der Skepticismus verdankt seine Entstehung nicht einer einseitigen dogmatischen Philosophie, sondern der Richtung einer Zeit, wo der Mensch nur an seine nächsten Interessen denkt, und daher gegen das Wissen gleichgültig wird. „Was kümmert's mich, ob die Sonne so groß oder größer ist als sie erscheint! ob die Erde um die Sonne oder die Sonne um die Erde läuft! Sie mag stehen oder laufen, deswegen geht mein Puls nicht langsamer, verdaut mein Magen nicht besser, wird mein Herzeleid nicht vermindert. Hieraus allein erklärt es sich auch, wie der Skepticismus mit dem Pietismus und Quietismus in Verbindung gebracht werden kann."

Diese stete Reflexion auf die Beziehungen des speculativen Denkens zum realen Leben der Zeit und der einzelnen Seele giebt Feuerbach's historischen Schriften noch heute einen Reiz und eine Wärme, die für manche Mängel der speculativen Kritik entschädigt. Geschichte interessirt ja überhaupt nur, wo sie uns unter lebendige Menschen führt.

Seine Vorlesungen gab Feuerbach schon im Frühjahr 1832 auf; nur noch einen Versuch machte er im Jahre 1835. Er hatte sehr verschiedenartige Pläne: er wollte nach Paris gehen, er hatte auch einmal den Einfall, eine politische Zeitung zu redigiren. Die Krisis für sein ideales wie für sein geistiges Leben kam im Jahre 1837. Er heirathete, und er wurde durch Ruge bestimmt, von den Berliner Jahrbüchern zu den Hallischen überzugehen, von der althegelianischen Schule zur junghegelianischen.

Seine Braut war die Tochter des Inspectors einer Porcellanfabrik auf Schloß Bruckberg bei Anspach. Sie hatte einigen Antheil am Geschäfte und wohnte im Hause; die Heirath bestimmte Feuerbach, gleichfalls nach Bruckberg überzusiedeln. Er liebte die reizende Waldeinsamkeit, er konnte sich nun ganz seiner Neigung zum Leben in der Natur überlassen; freilich wurde er vom menschlichen Verkehr dadurch sehr isolirt. Er blieb dort, bis gegen das Ende seines Lebens sich ergab, daß die Fabrik nicht haltbar sei. Der Abschied von Bruckberg war ihm, als habe er die Hälfte seines Lebens verloren.

Ebenso wichtig war für ihn die Verbindung mit der jüngeren Schule Hegel's, die eine neue Wendung in der Entwickelung Deutschlands bezeichnet. Seit der Juli-Revolution hatte sich, hauptsächlich durch den Einfluß von Heine und Börne, in der deutschen Literatur die demagogische Richtung eingebürgert. Junge Leute von den verschiedensten Anlagen predigten auf dem Markt Emancipation aller möglichen Dinge: Kirche, Staat, Gesellschaft sollten umgeschaffen werden. Eine der hervorragendsten Erscheinungen war das „Leben Jesu" von Strauß, das um so größeres Aufsehen machte, da es aus der Hegel'schen Schule hervorging, die man früher für conservativ oder gar für reactionär gehalten hatte. Das war sie nun freilich nicht, aber zu ihrer rastlosen Gedankenarbeit bedurfte sie einer äußeren Stille, und diese gewährte ihr die Gunst und der Schutz des preußischen Staates; sie hatte sich, auch wo sie für Freiheit und Aufklärung eintrat, von den Wortführern der Menge sehr merklich und vornehm unterschieden.

Die jungen Schriftsteller nun, die sich um Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern" sammelten und die Reaction in Preußen, Oesterreich und dem übrigen Deutschland bekämpften, redeten allerdings die Hegel'sche Sprache — freilich sehr modificirt durch den Einfluß Heine's und der Franzosen! — sie waren Hegelianer gerade wie der damalige Feuerbach, insofern die Hegel'sche Philosophie die Summe des bisherigen speculativen Denkens zu ziehen schien. Aber nicht blos in Buchstaben wichen sie von ihrem Meister ab: der Geist ihrer

ganzen Richtung war dem seinigen entgegengesetzt.

Hegel's Philosophie ging darauf aus, die Vernunft des Wirklichen zu begreifen. Die Jung-Hegelianer hatten im Gegentheil den Zweck, das Unvernünftige herauszufinden und es als unwirklich zu bezeichnen, oder es unwirklich zu machen. Theoretisch schließt das Eine das Andere nicht aus, aber praktisch wird dadurch eine entgegengesetzte Richtung eingeschlagen.

Die Richtung der Jung-Hegelianer geht von Hegel zu Fichte zurück; sie hat dieselben Bestrebungen, dieselben Grundanschauungen. Für Fichte war Pflicht des Menschen, an der Realisirung der Idee zu arbeiten; für ihn fiel Religion mit dem Glauben an diese Pflicht und der Hingebung an dieselbe zusammen. Der sittliche Mensch wird zum religiösen, indem er in der Erfüllung seiner Pflicht zugleich seine Seligkeit findet. Wer nicht an die Pflicht glaubt, sich wohl ihrer Erfüllung widersetzt, ist ein Ungläubiger und Atheist.

Genau in derselben Weise drückte sich Ruge und seine Genossen aus, genau so war ihre Empfindung. Feuerbach mußte die Verwandtschaft herausfühlen, so weit es sich um die Wegschaffung der Hindernisse handelte, die diesem Glauben entgegentraten; wenn es sich aber um den positiven Aufbau handelte, war der kommende Widerspruch vorauszusehen.

Wie dem auch sei: je länger die Verbindung Feuerbach's mit den „Hallischen Jahrbüchern" währte, desto lebhafter sprach sich, selbst in seinen historischen Arbeiten, z. B. im „Bayle" seine oppositionelle Richtung aus; am bestimmtesten in einer Flugschrift aus dem Jahr 1839: „Philosophie und Christenthum." Heinrich Leo hatte die Hegel'sche Philosophie der Unchristlichkeit angeklagt; Feuerbach giebt die Anklage zu: nur theile das Hegelthum dies Schicksal mit sämmtlichen Philosophien. Alle Theologie sei supranaturalistisch, alle Philosophie rationalistisch; d. h. alle Theologie gehe darauf aus, ein doppeltes Gesetz des Denkens und des Seins herzustellen, das eine für das Jenseits, das andere für das Diesseits; alle Philosophie gehe darauf aus, ein einfaches Gesetz des Denkens und des Seins aufzustellen, für das Jenseits wie für das Diesseits; oder mit anderen Worten, wenn sie sich auch dieser Consequenz nicht immer bewußt werde, das Jenseits aufzuheben. In keiner Religion aber sei die Theologie so durchgearbeitet worden wie im Christenthum, wo der Begriff der Religion den Culminationspunkt erreiche; eben darum sei gegen keine Religion der Gegensatz der Philosophie so greifbar als gegen das Christenthum.

Alle diese zerstreuten Studien und Betrachtungen sollten nun ihren Brennpunkt und ihre tiefere Begründung in dem Werk finden, welches Feuerbach in dem Jahre 1841 vollendete: „Das Wesen des Christenthums." An dieses Werk heftet sich in der That Feuerbach's Name für alle Zeit.

Um ein Urtheil darüber zu gewinnen, muß man sich erst den Zweck klar machen.

Die meisten Schriften über Religion haben einen apologetischen oder einen polemischen Zweck. Sie gehen entweder darauf aus, die Bildung der Zeit über den Inhalt der Religion zu verständigen, die Uebereinstimmung nachzuweisen oder die höhere Berechtigung des religiösen Standpunktes über das gemeine Bewußtsein festzustellen; oder sie suchen den Inhalt der Religion zu widerlegen und damit die Religion zunächst im Kreise ihrer Bildungsgenossen endlich überhaupt aufzuheben. In beiden Fällen ist der Zweck ein praktischer.

Aber es läßt sich auch eine rein wissenschaftliche Behandlung denken. Ob der Gegenstand oder die Gegenstände der Religion Realitäten sind oder Chimären, das ist eine Sache für sich; unzweifelhaft ist die Religion selbst eine eminente Realität, ein sehr greifbarer Gegenstand, dem man auf streng wissenschaftlichem Wege beikommen kann. Wir haben von der Geschichte der verschiedenen Religionen urkundliche Zeugnisse vom reichsten Umfang, und der Vorgang dauert noch heute fort, obgleich die Richtung der Zeit keine vorwiegend religiöse ist. Noch heute giebt es in allen Religionen wahrhaft religiöse Gemüther, die über das, was religiöses Leben ist, freiwillig oder unfreiwillig Zeugniß geben. Dabei kommt noch der sehr merkwürdige Umstand in Betracht, daß wir bei allen historischen Völkern Religion finden; sie scheint also mit dem Wesen der menschlichen Natur nahezu

in derselben Art verknüpft, wie die Function der Sprache. Durch die vergleichende Sprachwissenschaft sind ungeheure Resultate für die Geschichte des menschlichen Denkens gewonnen; eine vergleichende Religionswissenschaft, ganz objectiv gehalten, aber mit innerem Verständniß des Gegenstandes, würde noch reichere Resultate verheißen. Freilich würde die er hielt sich hauptsächlich auf dem Wege der Geschichte. Seinen Anregungen sind die späteren Mythologen gefolgt; mit dem größten Erfolg Jakob Grimm. Kant schlug einen anderen Weg ein, den Weg der Abstraction; Jakobi und Schleiermacher beobachteten die unmittelbare Erfahrung. Die späteren Philosophen, hauptsächlich Schelling und Hegel,

Ludwig Feuerbach.

Behandlung nur dann wissenschaftlich sein, wenn neben der Gemeinsamkeit des Begriffs auch stets der Unterschied der Erscheinung festgehalten wird, wenn man z. B. nicht christliche und indische Ideen beliebig durch einander wirft.

Es ist für diese wissenschaftliche Behandlung des Stoffes namentlich in Deutschland bereits viel geschehen. Herder begann die Arbeit im größten Stil, denen die unmittelbare Erfahrung nicht viel bot, suchten Herder und Kant, Geschichte und Abstraction mit einander zu verbinden, den ganzen Reichthum geschichtlicher Vorstellungen in reine Gedankenformen zu übertragen.

Auf diesen Standpunkt der objectiven wissenschaftlichen Forschung stellt sich auch Feuerbach. Sein Werk geht zwar polemisch aus, ist aber auf vollständige Er-

gründung, also auch Anerkennung des Begriffes der Religion gerichtet. Wenn aber bei den vorher genannten Forschern die verwickelte Natur des Gegenstandes sich auch in der Ausführung zeigt, wenn keiner von ihnen es versuchen würde, das gewonnene Resultat in ein paar Worten auszusprechen, so ist dagegen Feuerbach überzeugt, den Schlüssel gewonnen und durch einfache Aufzeigung desselben das ganze Räthsel der Religion gelöst zu haben. In ein paar Seiten faßt er seine Theorie zusammen, das Weitere ist wenig mehr als eine nach bestimmten Rubriken gesonderte Zusammenstellung von Belegen.

Feuerbach ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ausführlicher auf den Inhalt einzugehen; ganz kann er indessen nicht umgangen werden, da sein Princip nur durch die Beziehungen auf seine Voraussetzung verstanden wird.

Unter den gebildeten Vertheidigern des Christenthums, namentlich im vorigen Jahrhundert, war es eine beliebte Methode, wenn die Gegner ihnen vorhielten, daß Gott sich an vielen Stellen gar nicht so äußere, wie es einem Gott zieme, daß er zürne, hasse, willkürlich verfahre und dergl., zu antworten: das sind nur anthropomorphistische Vorstellungen ungebildeter Erzähler; bei ihrer mangelhaften Philosophie konnten sich die Evangelisten das höchste Wesen von keinen anderen Motiven bestimmt denken, als von menschlichen. Um hinter das wahre Wesen Gottes zu kommen, müssen wir mit unserer philosophischen Bildung von diesen Vorstellungen völlig abstrahiren.

Feuerbach dagegen sagt: Wenn wir das wirklich thun, wirklich von diesen Vorstellungen menschlicher Motive absehen, so bleibt absolut gar nichts übrig; Gott wird ein leeres, gedankenloses X. Die wahre Lösung des Räthsels ist vielmehr die umgekehrte: Alles, was von menschlichen Eigenschaften Gott beigelegt wird, ist richtig, denn Gott ist eben nichts weiter als das Wesen des Menschen, in ein Bild zusammen gedrängt.

Die Thiere haben keine Religion, weil sie nur ein individuelles Bewußtsein, kein Bewußtsein ihres Wesens und ihrer Gattung haben; die Menschen haben Religion, weil mit jedem individuellen Bewußtsein zugleich das Gefühl verbunden ist, daß das menschliche Wesen weit über die individuellen Schranken hinausgehe. Das Individuum empfindet seine Schranken, es ist sich seiner Unvollkommenheit und Endlichkeit, zugleich aber auch der Vollkommenheit und Unendlichkeit seines Wesens bewußt, und dies sein Wesen verdichtet es zu dem Begriff Gott. Es bildet sich ein, damit etwas ganz Anderes, Höheres vor sich zu haben, und doch sieht es im Grunde nur in einen idealisirenden Spiegel. Es hält, wenn es Gott die Liebe, die Weisheit u. s. w. nennt, das Subject für die Hauptsache, die Prädicate für die Nebensache: in der That verhält es sich umgekehrt; auf die Prädicate allein kommt es an, denn in ihnen offenbart sich das ausgesprochene Selbst des Menschen; sie sind die feierliche Enthüllung seiner verborgenen Schätze. Das Subject dagegen ist vollkommen gleichgültig: wahrhaft offenbart sich das Wesen oder das Ideal der Menschen nicht in einem Wesen außer uns, sondern in der Gattung. Wir haben nur die theologischen Sätze umzukehren, nur zu sagen: die Liebe, die Weisheit sind göttliche, d. h. menschliche Wesensbestimmungen, so haben wir das Rechte getroffen.

Es fällt nun zunächst auf, daß Feuerbach mit diesen Anschauungen seinen Zeitgenossen eine überraschende Paradoxie entgegenzuwerfen glaubt. In der That ist der Gedanke nicht neu.

„Edel sei der Mensch, hülfreich und gut! denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen. Sein Beispiel lehre uns an die unbekannten höheren Wesen glauben, die wir ahnen. Denn unfühlend ist die Natur. Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche, und wir verehren die Unsterblichen als wären sie Menschen. Der Mensch sei uns ein Vorbild jener geahneten Wesen."

Ist das nicht der ganze Feuerbach? Auch die Gattung fehlt bei Goethe nicht; sie steht hart daneben.

„Was unterscheidet Götter von Menschen? — — Ein kleiner Ring begrenzt unser Leben, und viele Geschlechter reihen sich dauernd an ihres Daseins unendliche Kette."

Indeß auf die Neuheit kommt wenig an. Feuerbach ist jene Stelle wohl nur

zufällig entgangen, er würde sonst Goethe als willkommenen Gewährsmann freudig begrüßt haben. Die Hauptsache ist, die Richtigkeit und Gemeingültigkeit des Princips zu prüfen.

Christus nennt sich selbst des Menschen Sohn, im alten Testament und im Koran, in den Heldenbüchern des Mahabharata, der Ilias und der Edda ist der menschliche Charakter der Götter evident, Phidias und Rafael haben nur verklärte Menschenbilder auf den Altar gestellt. Die historische Existenz anthropomorpher Religionen steht außer Zweifel.

Die Allgemeingültigkeit des Satzes dagegen würde schwer zu erweisen sein. Noch im sehr vorgeschrittenen historischen Zeitalter haben wir Religionen, die ihre Götter als Thiere oder Ungeheuer abbildeten. Wenn Feuerbach darauf entgegnete: „So kamen sich damals die Menschen selber vor!" so ist das ein Abweichen von der Frage. Jene Mißgestalten drücken die absolute Fremdheit, das Entsetzen aus, das der Mensch vor ihnen empfindet. Daß dies Entsetzen aus einer Seele hervorgeht, die selber entsetzlich ist, kommt erst in zweiter Linie und ist auch nur halb wahr. Außerdem finden wir in den vorher bezeichneten Religionen neben den vergötterten Menschenbildern auch die Bilder von Ungeheuern, von Naturunholden, die eine ganz erhebliche Rolle spielen. Wir finden sie in Indien, in Griechenland, im hohen Norden, ja das Christenthum selbst hat seinen Teufel.

Die Frage steht also so: Was ist das Ursprüngliche in der Religion? Die Fremdheit der Götter? oder ihre Vertrautheit und Uebereinstimmung?

Dieser Frage näher zu kommen, wird Feuerbach auch darum so schwierig, weil seine Darstellung entsetzlich unhistorisch ist. Er will das Wesen des Christenthums schildern, construirt aus der Natur des Menschen das Wesen der Religion überhaupt, und geht nun in seinen historischen Belegen so zu Werk, als ob das in allen ziemlich einerlei wäre. Ziemlich sage ich, denn einmal findet sich die Aeußerung: „Christus ist die Identität von Herz und Phantasie; dadurch unterscheidet sich das Christenthum von anderen Religionen, daß in diesen Herz und Phantasie aus einander gehen. Im Christenthum concentrirte sich der Mensch auf sich selbst, faßte er sich auf das allein berechtigte, allein wesenhafte Wesen, löste er sich vom Zusammenhang des Weltganzen los."

Aber das hat als beiläufige Betrachtung keinen Werth; es hätte an die Spitze einer Deduction gesetzt werden müssen. Der Mensch als Gattungsgeschöpf hat das Bedürfniß, sich sein eigenes Wesen als anbetungswürdigen Gegenstand vorzuhalten. Daraus entstehen die Religionen. — Gut. Aber wie kommt es nun dazu, diesem Wesen die Realität aller Dinge zu opfern?

Wenn Feuerbach den Glauben und die Religion als eine Function der menschlichen Natur darstellt, so sieht das fast durchweg so aus, als gehöre diese Function dem einzelnen Individuum an. Das ist doch nicht der Fall. Das Kind lernt von der Mutter beten: die Mutter ist hier die Vertreterin der Gattung. Die Religion wird in ihren Hauptpunkten überliefert. Freilich ist dann Phantasie und Vernunft jedes Einzelnen thätig, das überlieferte Bild auszuarbeiten. Um also wirklich das Genetische des religiösen Vorganges zu untersuchen, muß man die verschiedenen Religionen nach der Art gruppiren, wie das Gattungsleben sich dem Individuum gegenüber geltend macht.

Das Christenthum ist eine anthropomorphe Religion; dadurch unterscheidet es sich von den Naturreligionen. Es ist ferner monotheistisch, es ist endlich offenbart, d. h. seine Entstehung ist an eine bestimmte Zeit geknüpft. Das Christenthum ist nicht aus allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur, es ist nur historisch zu begreifen.

Polytheismus und Monotheismus sind keine absoluten Gegensätze. Man muß nicht glauben, in dem System, welches ein moderner oder ein antiker Ramler aus der Ilias abstrahirt, das volle Leben der griechischen Religion zu haben; diese Heldengötter waren doch bereits durch das Medium einer ziemlich freischaffenden Phantasie gegangen. In Wirklichkeit hatte doch jeder Stamm, jeder Staat seinen Specialgott, an dessen Schutz er besonders gewiesen war, an dem er mit besonderer Zuneigung hing. Freilich war das Volk liberal genug, auch dem anderen Stamm-

heiligen höflich und ehrfurchtsvoll zu begegnen. Die Gleichheit der Namen war nicht immer Gleichheit der göttlichen Person. Wenn wir im W. Scott lesen, daß Ludwig XI. der heiligen Jungfrau von Embrun Geheimnisse anvertraute, und sie bat, sie der heiligen Jungfrau von Lourdes, die strenger gesinnt sei, zu verschweigen, so kommt uns das lächerlich vor, weil wir als gebildete Leute wissen, daß die Mutter Gottes nur eine Person sein kann. Aber den damaligen Franzosen war das keineswegs so deutlich — und es scheint ihnen auch heut noch nicht deutlich zu sein — das eine war ihnen die wirkliche Schutzgöttin von Lourdes, das andere die von Embrun.

So ist der Monotheismus der Juden himmelweit von dem der Christen unterschieden. Jehova war der Stammgott der Juden, sein einziger Gegenstand war das jüdische Volk; seine Absicht war nicht, die Menschheit zu seinem Dienst zu bekehren, sondern nur sein Volk zu verherrlichen, allenfalls mit Ausrottung aller Uebrigen. Das Judenthum kannte den Krieg und den Haß, aber es kannte nicht die Propaganda. Das Gattungsbewußtsein hatte sich im Judenthum nur zur rein nationalen Form erhoben, von der Menschheit war in ihm keine Rede.

Der christliche Monotheismus dagegen war seinem Ursprung und Wesen nach Propaganda. Er kannte keine anderen Grenzen als die der Menschheit. Und wohl gemerkt: seine Propaganda war nicht ausschließlich, wie die des Islam, auf die Gewalt begründet, obgleich es auch diese nicht verschmähte, sondern überwiegend auf die Lehre. Das Christenthum ist seinem Ursprung und seinem Wesen nach lehrhaft, theologisch; das ist vielleicht der wichtigste Gegensatz gegen alle übrigen Religionen.

Der erste Ursprung des Christenthums bezog sich nur auf die Juden. Die Grundlehre der Juden war, sie seien das auserwählte Volk Gottes; da sie aber factisch in Knechtschaft lagen, so ergab sich das zweite Dogma von selbst: es wird eine Zeit kommen, wo Gott seinem Volk den Erlöser sendet.

Der Ursprung des Christenthums war nun der in einem kleinen Theil des jüdischen Volks sich verbreitende Glaube, der Erlöser sei gekommen. Hätte sich diese frohe Botschaft bleibend auf das Judenthum resignirt, so wäre sie bald in Vergessenheit gerathen; denn die Befreiung erfolgte nicht, im Gegentheil wurde Jerusalem zerstört. Das Evangelium mußte also versuchen, sich nach außen zu richten.

Und hier begegnete ihm das ungeheure Phänomen des römischen Weltreichs. Die römische Nationalität hatte aufgehört, die Ausdehnung war über das Maß hinausgegangen. Mit ihr war auch die alte Religion nicht etwa gestürzt, sondern abgestorben.

Dies römische Reich war der Erbe der gesammten classischen Bildung; es bewahrte die Früchte der höchsten Speculation. Trotz seines Glanzes und seiner Herrlichkeit aber war es in seinem Innern faul und wurmstichig, und es hatte das lebhafte Gefühl davon. Die Stimmung gerade der besser denkenden Menschen war Verzweiflung an aller Realität; die Form der philosophischen Resignation mehr oder minder träumerisch.

Hier nun war der Boden für eine Lehre, die da verkündete, nur das Elend führt zum Heil! für das Bild eines an das Kreuz geschlagenen Gottes. Hier war aber auch die Nothwendigkeit gegeben, das Gefühl auf den Weg der Speculation zu leiten, hier boten sich dazu in der mehr suchenden als antwortenden zugleich neuplatonischen Philosophie die reichsten Mittel dar. Christus erlöste Rom von der stumpfen Verzweiflung, Rom überlieferte dem Christenthum die goldenen Schätze seiner Gedanken, und befreite die jüdische Ueberlieferung von der Enge der Nationalität. Die Verbindung der beiden Elemente brachte den Begriff der Menschheit hervor.

Die kolossalsten Resultate dieses größten welthistorischen Ereignisses liegen in gewaltigen Schöpfungen vor. Man mag den heiligen Augustin, man mag Gregor VII., Dante, Luther, Calvin, Pascal ꝛc. vom aufgeklärten Standpunkt des 19. Jahrhunderts verurtheilen, jedenfalls verdienen sie nicht die Behandlung, daß man in ihren Schriften Stellen des Aberglaubens zusammensucht. Das Christenthum selbst verdient nicht, damit abgefertigt zu werden, daß in ihm Herz und Phantasie zusammenfallen, und was die Lösung vom Weltganzen betrifft, so hat die Ekstase, die da-

rin liegt, gerade in der Beförderung des Gattungszwecks größere Wunder gethan, als je die verblaßten Götterbilder der alten Zeit zu Wege gebracht hätten. Sagt doch einmal Feuerbach selbst: mit der Ekstase fängt alles ächte Denken an!

Das Unhistorische im Verfahren Feuerbach's hat zum Theil seinen Grund in der Eigenthümlichkeit seiner Analyse. Um den Begriff der Religion respective des Christenthums recht rein festzustellen, hält er es für wissenschaftlich geboten, es von allen übrigen geistigen Functionen streng zu sondern und es für sich zu betrachten. Der Grundsatz ist richtig, wenn man nur darüber nicht vergißt, daß diese Scheidung eine künstliche ist, daß in der Wirklichkeit die religiöse Function mit allen übrigen Functionen organisch durchwachsen ist. Nie besteht die Religion für sich, sondern nur im Culturleben zeitlich bestimmter Menschen. Das geht bis aufs Kleinste: es giebt keinen rein religiösen Moment, in dem sich nicht zugleich das geistige Gesammtleben spiegelte. Alles Leben aber, also auch die Religion, ist im stetigen Fluß.

Feuerbach dagegen möchte den reinen abstracten Begriff festhalten, und sucht das Concrete nur darin, daß er in der ihm bekannten Literatur und Kunst für sein Princip zahlreiche Belegstellen zusammen sucht. Die Stellen, die ihm passen, nennt er classisch, und die Periode, aus der er sie entnimmt, die classische Zeit der Religion; über die anderen Perioden spricht er sich mit Verachtung aus.

Nun hätte ihn ein gründlicheres Studium schon des Heidenthums überführen können, daß selbst in dieser traditionellen Religion verschiedene Culturschichten sich über einander lagern. Für ihn aber (namentlich in seiner späteren „Theogonie“) ist der einzig classische Zeuge für das Heidenthum der Homer. Im Aeschylus hätte er andere Wahrnehmungen gemacht. Nicht blos factisch, sondern auch im Bewußtsein der tiefer denkenden Menschen ist in der Götterwelt eine stetige Bewegung: auf die dunklen blutigen Naturunholde, die Bilder des menschlichen Entsetzens vor dem Fremden, folgen heroische Götter in Menschengestalt, die jene zwar besiegen, aber nicht vernichten. Die Unholde liegen zum Theil gebannt unter den Bergen, doch wird auch ihnen eine relative Berechtigung zugestanden: die besiegten Eumeniden erhalten ein Heiligthum im Herzen von Athen. Auf das dichterisch dargestellte göttliche Heldenleben folgte dann eine neue Phase. Große Denker treten auf, und die Resultate ihres Denkens bestimmen mittelbar auch den religiösen Glauben, der nun mehr ins Mystische übergeht. Das Heidenthum Julian's war ein ganz anderes als das Heidenthum des Aeschylus, als das Heidenthum des Homer. Das eine als classisch zu bezeichnen und aus ihm allein den Begriff des Heidenthums zu entnehmen, ist unhistorisch, folglich unwissenschaftlich.

Aehnliche Processe finden wir in der Entwicklung der indischen, der deutschen, der nordischen Mythologie. Dazu kommt die Wechselwirkung der verschiedenen Nationalreligionen auf einander, die mit dem gesteigerten Verkehr ins Unendliche wächst.

Wie nun gar in einer offenbarten, d. h. schon in ihrem Ursprung historischen Religion! Das Christenthum ist von vornherein nicht ein reines einfaches abstractes Element, es ist aus der elektrischen Berührung zweier Elemente hervorgegangen. Schon in Paulus erscheint es anders als in den Evangelien. Noch viel anders durch die Sättigung mit den neuplatonischen Gedanken und mit den römisch-politischen Vorstellungen in den Kirchenvätern. Es sind Metamorphosen nicht blos in der Form, sondern auch im Gehalt, und dennoch bleibt das Wesen. Dann kommt die Renaissance, die Nachbildung der griechischen Kunst. Ist Raphael deshalb vom Christenthum auszuschließen? Man darf nur in die Augen der sixtinischen Madonna blicken, um beschämt diese Meinung aufzugeben. Dann die Reformation. Ist Luther kein Christ, weil er, der Priester, ein Weib nahm? Der Katholicismus der Renaissance, der Protestantismus und der Jesuitismus sind höchst verschieden in ihrer Erscheinung, und doch gehören alle zur Sache, wenn man den Begriff des Christenthums wissenschaftlich bestimmen will.

Feuerbach freilich schlägt ein anderes Verfahren ein. Ihm gelten nur diejenigen Zeugnisse des christlichen Lebens für voll, in welchen das von ihm aufgedeckte Princip, die absolute Verleugnung der Welt, sich mit vollkommener Klarheit aus-

spricht. Es würde ihm schwer fallen, irgend eine bestimmte Zeit als die classische des Christenthums zu bezeichnen; er nimmt seine Belege beliebig wo er sie findet. Wenn es gilt, das Wesen des Glaubens durch recht kräftige Aussprüche zu erhärten, so ist ihm Luther gut genug; was aber die Liebe betrifft, so wird ihm das Mitsprechen untersagt, denn die christliche Liebe erlaubt die Ehe nicht; sie gilt nur dem überirdischen Gott oder der göttlichen Vertreterin des Weibes. Zuletzt wirkt in solchen Dingen doch die persönliche Erfahrung mit. Feuerbach ist in katholischen Umgebungen aufgewachsen, und die Erinnerungen seiner Kindheit gelten ihm doch als die normalen, d. h. als diejenigen, welche den Begriff der christlichen Religion am reinsten aussprechen.

Vollends das moderne Christenthum gilt ihm gar nichts; es ist ihm eitel Phrase. Das nachzuweisen, wählt er aber stets die schwächsten Gegner. Wunderbarerweise wird, soweit ich übersehen kann, Schleiermacher gar nicht erwähnt, der doch ursprünglich ein ähnliches Verfahren einschlug, d. h. die religiöse Thätigkeit vollständig von dem sonstigen geistigen Leben sonderte, freilich darüber nicht vergaß, daß sie in der Wirklichkeit mit ihm verwachsen war. Wahrheitsliebende und geistvolle Männer wie Schleiermacher muß man als Zeugen befragen, wenn man erfahren will, was im modernen Leben Frömmigkeit, Christenthum und Religion überhaupt bedeutet. Aber Feuerbach verliert in der Untersuchung darum die Ruhe, weil die Freude über das schnell gewonnene wissenschaftliche Resultat in sein Gemüth übertritt, und so die weitere Prüfung aufgiebt.

Sein Resultat ist scheinbar ein negatives. Der Mensch ist als zwiespältiges Wesen, halb Individuum, halb Gattungswesen (nach der Kant'schen Terminologie empirisches und intelligibles Ich) zur Religion genöthigt; er ist genöthigt, sich sein eigenes Wesen gegenständlich zu machen. Er hält es für ein fremdes Wesen, leiht ihm aber all die Eigenschaften, welche den Glanz und die Würde der menschlichen Natur bezeichnen. So weit wäre das gut, aber es ist zugleich ein schlimmer Irrweg damit verbunden. Indem ich Gott alle vorzüglichen Eigenschaften beilege und ihn als meinen Gegensatz betrachte, erkläre ich damit die menschliche Natur für erbärmlich; indem ich Gott alle meine Liebe widme, entziehe ich sie meinen Mitmenschen. So namentlich in derjenigen Religion, die den Begriff auf die Spitze treibt, weil in ihr Herz und Phantasie innig verschmolzen war. Den anderen Religionen, namentlich dem Heidenthum, dient zur Entschuldigung, daß Herz und Phantasie sich trennten, daß es mit seinen Götzenbildern eigentlich nur Spaß trieb.

So ist also das Christenthum die vollständige Entwicklung des Keimes, der in der Religion überhaupt liegt, d. h. die vollendete Absurdität; will die Menschheit weiter kommen, so muß sie es aufgeben.

Was aber dann? Da nach Feuerbach die Religion nothwendig aus dem Wesen des Menschen hervorgeht, so wird der alte Proceß, die Gegenüberstellung des Gattungsbegriffes als eines Wesens für sich, sich wieder erneuern. So war es im Grund schon in der Fichte'schen Philosophie: die Abstammung des idealistischen Ich von der christlichen dem Weltganzen gegenüberstehenden Person hat Feuerbach ganz richtig herausgefunden.

Er selbst dachte sich die Sache zu verschiedenen Zeiten verschieden. In einer Aufzeichnung, die etwa zwei Jahre nach seiner Hauptschrift fällt: „Grundsätze der Philosophie", spricht er sich ungefähr im Sinn der Hallischen Jahrbücher aus. „Das Christenthum ist negirt, negirt im Geist und im Herzen. In der Wissenschaft und im Leben, gründlich, rettungslos, unwiderruflich. — — Die Philosophie tritt an die Stelle der Religion. Aber eben darum kann die bisherige Philosophie die Religion nicht ersetzen: sie ließ das eigenthümliche Wesen der Religion außer sich liegen, sie vindicirte sich nur die Gedankenform. Soll die Philosophie die Religion ersetzen, so muß die Philosophie Religion werden. — — Ist praktisch der Mensch an die Stelle des Christen getreten, so muß auch theoretisch das menschliche Wesen an die Stelle des göttlichen treten. Kurz wir müssen, was wir werden wollen, in ein höchstes Princip, in ein höchstes Wort zusammenfassen; nur so heiligen wir unser Leben, begründen unsere Tendenz, so nur befreien wir uns von dem Widerspruch, der gegenwärtig unser

Inneres vergiftet, von dem Widerspruch unseres Lebens und Denkens gegen eine diesem Leben und Denken von Grund aus widersprechende Religion. Denn religiös müssen wir wieder werden: die Politik muß unsere Religion werden. Aber das kann sie nur, wenn wir ein Höchstes in unserer Anschauung haben, welches uns die Politik zur Religion macht. Negativ ausgedrückt, ist dies Princip der Atheismus, d. h. das Aufgeben des vom Menschen verschiedenen Gottes, positiv der Glaube an den Staat als den Inbegriff aller Realitäten. Der Staat ist erst der wahre Mensch, der sich selbst bestimmende, der absolute Mensch. Der Protestantismus führt in seiner Auflösung, wenn sein religiöser Inhalt verschwunden, d. h. enthüllt, entschleiert ist, zum politischen Republicanismus."

Das ist also im Wesentlichen das bestimmende Princip der französischen Revolution, und würde von Ruge und seinen Anhängern anerkannt worden sein. Es spricht aber nicht das eigentliche Gemüthsleben Feuerbach's aus, der schon am Schluß seines Hauptwerks eine ganz andere Wendung nimmt. Nachdem er nämlich das Resultat ausgesprochen: „Wir dürfen nur die religiösen Verhältnisse umkehren, was die Religion als Mittel setzt, als Zweck fassen, so haben wir die Illusion gestört" — sucht er diesen Satz an den Sacramenten der Taufe und des Abendmahles zu erörtern.

Die Taufe ist ein Symbol von der Bedeutung des Wassers. Das Wasser reinigt den Menschen nicht nur vom Schmutz des Leibes, sondern im Wasser fallen ihm auch die Schuppen von den Augen; er sieht, er denkt klarer u. s. w. Die Symbole des Abendmahles sind Wein und Brot. Wein und Brot sind ihrer Materie nach Natur, ihrer Form nach Menschenproducte. Wenn wir im Wasser erklären, der Mensch vermag nichts ohne die Natur, so erklären wir durch Wein und Brot, die Natur vermag nichts, wenigstens nichts Geistiges, ohne den Menschen. Das Fest der Wassertaufe flößt uns Dankbarkeit gegen die Natur ein, Wein und Brot versinnlicht uns die Wahrheit, daß der Mensch des Menschen Gott und Heiland ist.

„Essen und Trinken sind für sich selbst religiöse Acte. Denke bei jedem Bissen Brotes, bei jedem Schluck Wein an den Gott, der dir diese Gaben gespendet — an den Menschen! Aber vergiß nicht über der Dankbarkeit gegen den Menschen die Dankbarkeit gegen die heilige Natur! — So braucht man nur den gewöhnlichen Lauf der Dinge zu unterbrechen, um dem Gemeinen ungemeine Bedeutung, dem Leben als solchen überhaupt religiöse Bedeutung abzugewinnen. Heilig sei uns darum das Brot, heilig der Wein, aber auch heilig das Wasser. Amen!"

Dieser Schluß verdroß Ruge aufs Aeußerste: „Er ist," schreibt er an Feuerbach, „ein Haupthebel bei den Atheisten, um das Buch zu verschreien als frivol und oberflächlich. Ich halte ihn aber auch für verfehlt. Man erwartet ein ernsthaftes Princip in ernsthafter Form, und weiß nicht, ob Sie im Ernst oder im Scherz reden." — Es war das nicht als stilistische Kritik gemeint, sondern es sprach einen principiellen Gegensatz aus.

Von der anderen Seite erhoben sich die Berliner Freien, Bruno Bauer, Stirner u. s. w., sämmtlich aus der Hegel'schen Schule, gegen die projectirte neue Menschheitsreligion. Gattung, Menschheit, Staat als höchstes Wesen außer uns gesetzt, das ist ja weiter nichts als der verkleidete christliche Gott! So wurde auch Feuerbach zu den Romantikern geworfen, und im gewissen Sinn an seinem Resultat selber irre.

Auch die anderen Philosophen, die gegen das Christenthum eiferten, kamen mit ihm in Collision. Daumer hatte nachzuweisen gesucht, das ursprüngliche Christenthum sei blutige Menschenfresserei; als Religion der Zukunft stellte er nach dem Vorbild des muhamedanischen Hafis ein vergnügt beschauliches Schlaraffenleben vor, wo einem, wie Feuerbach ganz richtig bemerkt, die gebratenen Tauben in den Mund fliegen sollten. Als Ruge und Marx, um wirklich die Politik zur allgemeinen Menschheitsreligion zu machen, die deutsch-französischen Jahrbücher begründeten, schloß sich Feuerbach, dem der Lärm zuwider war, aus, und lehnte überhaupt jede Agitation ab, obgleich sein Mißfallen an den deutschen Zuständen immer im Wachsen war. Er dachte wiederholt daran, nach Amerika auszuwandern; doch hielten ihn seine li-

terarischen Studien in Deutschland fest, und der überhaupt nur flüchtig gefaßte Gedanke trat bald zur Seite.

Das Jahr 1848 brachte ihm noch eine große Anerkennung: er durfte vor Heidelberger Studenten Vorlesungen über Religion halten, aber auch da fühlte er sich nicht recht in seiner Sphäre, und das starke Begehren und geringe Wollen jener unruhigen Zeit überhaupt erregte ihm Ekel. Er verachtete das Bestehende, aber er hatte auch an der Gegenwirkung nur ein geringes Interesse.

Bald nach Abschluß der Revolution kam es bei ihm zu einer wesentlichen Umwandlung seines Princips.

Während der ganzen Blüthenzeit unserer idealistischen Philosophie nahm unter den Hülfswissenschaften, die ihr Nahrung zuführten, die Geschichte den ersten, die Naturkunde nur den zweiten Platz ein. Zwar bezeichnete eine von diesen idealistischen Schulen sich ausdrücklich als Naturphilosophie, aber sie brachte in die Naturwissenschaft nur Verwirrung, indem sie geistige, spiritualistische Motive in die Gesetze der Materie einmischte. Erst allmälig gelang es ernsten Arbeitern, diese Marktschreier der vergeistigten Natur zu verdrängen; man hatte das Gefühl, als sei man aus einem düsteren Nebel herausgetreten.

Dies freudige Gefühl wurde, wie es natürlich war, mit einigem Lärm der Welt verkündet. Die Naturforscher traten aus ihrer eigentlichen Werkstätte heraus, und meldeten sich als Reformatoren der Philosophie. Genau dasselbe war in Frankreich im vorigen Jahrhundert geschehen.

Daß die jungen Naturforscher sich offen als Materialisten bekannten, war ganz in der Ordnung: die Naturwissenschaft hat es ausschließlich mit den Gesetzen der Materie zu thun, jener freilich undefinirbaren Substanz im Raum, die als Gegenstand sinnlicher Wahrnehmung wenigstens gedacht werden kann. Ihnen daraus einen Vorwurf zu machen, daß sie sich in den Schranken halten, welche ihre Specialwissenschaft ihnen steckt, wäre die größte Thorheit.

In der Regel aber übersteigen sie selbst diese Schranken und vermessen sich, über den Werth von Dingen mitzureden, die außerhalb ihrer Forschung fallen. Der üble Ruf, in welchem Lamettrie im vorigen Jahrhundert stand, ging nicht aus dem Inhalt dessen hervor, was er behauptete, sondern aus dem Ton, in welchem er es sagte. Wenn er das menschliche Individuum eine Maschine nannte, so hatte das, richtig verstanden, einen guten Sinn; die frühere Idee, daß im animalischen Leben andere Gesetze walteten als im Reich der Chemie und Mechanik, hatte man längst aufgegeben. Aber wenn er nun weiterging, und die Unterwerfung des Lebens unter die Gesetze der Mechanik dazu benutzte, den Werth des Lebens, namentlich des menschlichen Lebens, herabzusetzen, so verdiente das allerdings Zurechtweisung. Aus dem Materialismus wurde Cynismus. Daß ein Ziegel, der mir auf den Kopf fällt, mein Gehirn zerschmettert, weiß Jeder, damit ist aber noch nicht widerlegt, daß das menschliche Gehirn mehr werth ist als der Ziegel.

Dieses Cynismus machten sich auch die jungen deutschen Naturforscher in den vierziger Jahren häufig schuldig. Es erinnerte stark an die Manier junger Studenten der Medicin, die, um zu zeigen, daß sie durch Wissenschaft den spiritualistischen Ekel überwunden haben, von der Leiche ein Stück Fleisch abschneiden und es auf einem Butterbrot verzehren.

Einer der tüchtigsten unter diesen Naturforschern, Jakob Moleschott, veröffentlichte ein Buch „über die Nahrungsmittel", welches Feuerbach im November 1850 zu einer begeisterten Anzeige veranlaßte. Diese Anzeige ist höchst merkwürdig, sie zeigt, zu welchen Verirrungen auch ein geistvoller Mensch in der Aufregung sich verleiten läßt.

Der Aufsatz ist oppositionell, er verspottet die Regierungen, welche die Philosophie für gefährlich halten und nicht merken, daß die Naturwissenschaft ein viel schlimmerer Feind ist. Feuerbach behauptet, das Buch über die Nahrungsmittel enthalte die wahren Grundsätze der Philosophie der Zukunft und Gegenwart. „Was haben sich nicht sonst die Philosophen den Kopf zerbrochen mit der Frage von dem Band zwischen Leib und Seele, jetzt wissen wir aus wissenschaftlichen Gründen, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält. Die Nahrung ist die Identität von Geist und Natur. Wo kein Fett, ist kein Fleisch; aber wo kein Fett, da ist auch kein

Hirn, kein Geist, und das Fett kommt nur aus der Nahrung. Die Nahrung ist das Wesen der Wesen. Alles hängt vom Essen und Trinken ab. Die Verschiedenheit des Wesens ist nur Verschiedenheit der Nahrung. Das Sein ist eins mit dem Essen. Sein heißt essen. Was ist, ißt und wird gegessen. Erst im Essen erfüllt sich daher der hohle Begriff des Seins, und offenbart sich die Unsinnigkeit der Frage, ob Sein und Nichtsein identisch, d. h. ob Essen und Hunger identisch sei? Was haben sich nicht die Philosophen mit der Frage gequält: was ist der Anfang der Philosophie? Ich oder Nicht-Ich? O Ihr Thoren! die erste Bedingung, daß Ihr was in Euren Kopf bringt, ist, daß Ihr etwas in Euren Magen bringt! Die Speisen werden zu Blut, das Blut zu Herz und Hirn, zu Gedanken und Gesinnungsstoff. Wollt Ihr das Volk bessern, so gebt ihm statt Declamation gegen die Sünde bessere Speisen. Der Mensch ist, was er ißt. Daher der schmähliche Ausgang unserer sogenannten Revolution, da bei uns der größte Theil des Volks Kartoffeln aß! Ersetzt die Kartoffeln durch die Erbsen, so werdet Ihr auch ein freies Volk gewinnen."

Im ersten Augenblicke denkt man, der geistreiche Mann wolle nur schäkern. Liest man aber die begeisterte Aufnahme dieser Kritik durch den Verfasser des kritisirten Werkes, und die fortwährenden Wiederholungen jener Sätze bei Feuerbach, so wird man irre.

Mit Verdruß hörte Feuerbach von einem gleichgesinnten und befreundeten Naturforscher, das Buch enthalte so viel Neues gerade nicht, man habe das auch schon früher gewußt. Feuerbach hatte eine große Liebe zur Natur und studirte eifrig die Naturwissenschaften; mitunter fühlt man sich aber versucht, das Wort auf ihn anzuwenden, das er auf Spinoza richtet. Spinoza sagt: „Wer Gott recht liebt, kann nicht wollen, daß Gott ihn wieder liebe!" — „Das ist denn aber," erwiedert Feuerbach, „eine unglückliche Liebe."

Daß jedes animalische Geschöpf stirbt, wenn es nichts ißt, und daß es krank wird, wenn es schlecht ißt, diese Wahrheit bedurfte nicht des Lärms. Um aber die verwickelte Frage, ob die Nahrung das Band zwischen Geist und Leib ist, ganz unberührt zu lassen, stelle ich mich auf einen niedrigen Standpunkt. Gieb dem Racepferd und dem Karrengaul das gleiche Futter, und siehe zu, ob aus beiden das Gleiche hervorgehen wird. Dünge zwei Aecker mit dem nämlichen Mist, und siehe zu, ob dasselbe aufgehen wird, wenn Verschiedenes gesäet ist. Das Samenkorn ist die Substanz, Freund Feuerbach! der Mist ist nur das Accidens, das freilich nicht entbehrt werden kann.

Das ist aber nicht die einzige Tollheit dieses Artikels; er wimmelt davon. So heißt es gleich zu Anfang: „Die Natur kennt allerdings das Eigenthum, aber nur das nothwendige, vom Leben unabsonderliche; sie giebt jedem Wesen, was es braucht; sie hat keins zum Verhungern geschaffen. Die Nothwendigkeit der Verhungerung verdankt ihre Existenz nur der Willkür des Staates, dessen Wesen der „Staat", die Uniform, der Schein, der Tand ist." So spricht der große Naturkenner, während doch alle Thiere, die nicht gefressen werden, verhungern! Im Alter versagen ihnen die Kräfte, sich Nahrung zu schaffen, und die Natur kennt keine Alterversorgungsanstalten; die bringt erst der Staat mit seinem „Staat", mit seinem Schein und seinem Tand hervor. Die Natur weiß allerdings nichts vom ständischen Recht, sie kennt nur ein Recht: das Recht der Stärke! der Starke frißt den Schwachen. Die Natur als heiliges Zeugniß für die Demokratie anzurufen, ist der Gipfel des Aberwitzes.

Für den eigentlichen Gegenstand dieser Betrachtung haben diese wunderlichen Einfälle nur darum Werth, weil sie die Umwandlung in den Principien Feuerbach's deutlich hervorheben. Er war sich dieser Umwandlung wohl bewußt: „Es war," sagt er in einem Fragment von 1847, „nicht ein Sprung, es war ein längst zu erwartender, ein längst vorbereiteter, ein nothwendiger Schritt, mit dem ich aus dem gothischen Dom des menschlichen Wesens in den heidnischen Tempel der Natur überging." Gott ist nicht mehr der in ein Bild zusammengefaßte Gattungsbegriff des menschlichen Wesens, sondern nur die vermeintliche Realisirung eines Wunsches. Die Götter sind dazu da, gerade wie die Feen, Elfen und Wichtelmännchen, alle Wünsche des

Menschen sofort zu erfüllen. Ein heiteres tüchtiges Volk wie die Griechen treibt damit nur sein Spiel; man trägt zwar den Göttern seine Wünsche vor, aber eigentlich vollführt der Held Alles selbst; die ganze Götterwelt im Homer ist nur ein hocus pocus. Ein trübseliges Volk wie die Christen verblendet sich die Augen gegen die Wirklichkeit, und kennt nur die Allmacht des Wunsches.

Nun freilich — Feuerbach kommt etwas spät darauf — liegt in den Göttern noch ein anderes Moment: sie repräsentiren die Natur, welche nach den Wünschen der Menschen nicht fragt; dadurch kommt ein Widerspruch in die Götterwelt.

Was aber ist der Inhalt der menschlichen Wünsche? überall ein und derselbe: sie wollen glücklich sein. Die gesunden Griechen wünschen es auf eine natürliche Art; Christen, Buddhisten u. s. w. suchen eine chimärische Seligkeit. Gleich viel! Gott ist nur dazu da, ihnen diese Seligkeit zu verschaffen; der Himmel und die ewige Seligkeit ist der eigentliche Schlüssel für die Geheimnisse der christlichen Religion.

Der Glückseligkeitstrieb ist nicht blos das stärkste, sondern das einzige Motiv für das menschliche Handeln. Selbst wenn ich mich entschließe, mich aufzuopfern, zu sterben für das Vaterland, für den Glauben u. s. w., geschieht das nur, weil der Zustand, der eintreten würde, wenn ich nicht so handelte, ganz unerträglich sein, meinem Glückseligkeitstrieb absolut widersprechen würde. Der Glückseligkeitstrieb ist also auch das einzig echte Motiv der Ethik.

Feuerbach hat, nachdem er dies Princip schon für sich festgestellt, mit großem Interesse Schopenhauer's Schriften studirt; er billigt das Meiste, namentlich das ethische Princip des Mitleides hat seinen Beifall. Dennoch ist ihm Schopenhauer immer ein verkappter Romantiker, weil er an dem Kant'schen Princip der Freiheit, an der Trennung des intelligibeln von dem empirischen Ich festhält. Für Feuerbach ist Freiheit nichts Anderes als der Zustand, in welchem der Mensch in seinen Wünschen äußerlich nicht beirrt wird.

Es ist durchaus incorrect, von einem falschen ethischen Princip auf die unvollkommene ethische Bildung des Urhebers zu schließen. Ich habe, und zwar aus vollem Herzen, gleich zu Anfang anerkannt, daß ich in Feuerbach's Charakter keinen unedlen, desto mehr edle Züge finde. Ich habe schon früher einmal ausgeführt, daß die **unmittelbare** Einwirkung eines ethischen Princips auf das Handeln eine sehr geringe ist. Wozu bedarf derjenige einer Grammatik, der eine Sprache völlig beherrscht? und wer sie nicht versteht, wird sie durch die Grammatik allein nicht lernen; die Hauptsache in sittlichen wie in linguistischen Dingen ist die Uebung.

Allein **mittelbar** wirkt ein sittliches Princip sehr stark, weil es das öffentliche Urtheil kräftigt oder entkräftet, und hier kommen wir auf den entscheidenden Punkt.

Wenn Feuerbach den Tod fürs Vaterland aus dem Glückseligkeitstriebe herleitet, weil man es nicht ertragen kann, in einem geknechteten Vaterlande zu leben, während man es im gewöhnlichen Leben als einen sittlichen Entschluß, als Tugend bezeichnet, so scheint das zunächst ein Streit um Worte zu sein; in der That liegt aber mehr dahinter.

Einer der Hauptvorwürfe, die Feuerbach dem Christenthum macht, ist, daß es die Person vom Weltganzen und von der Gattung löst, daß es sie für das eigentlich Substanzielle, für den eigentlichen Gegenstand der göttlichen Vorsehung ansieht. Dieser Vorwurf trifft Feuerbach und sein Princip des Eudämonismus: er stellt das Individuum als solches der Natur gegenüber; das bestimmende Motiv des Individuums ist aber in der That der Glückseligkeitstrieb, und wäre der Mensch nichts als Individuum, so hätte Feuerbach Recht.

Es handelt sich hier gar nicht darum, ob es so sein soll oder nicht: es ist in der Wirklichkeit nicht so. Der Mensch erscheint von vorn herein als ein sittliches Wesen, d. h. als eine Doppelnatur; er wünscht und handelt nach dem Glückseligkeitstrieb, er urtheilt nach allgemeinen Gesetzen. Seine Erziehung zur Freiheit besteht darin, daß Beides sich in einander arbeitet. Sittlich frei ist derjenige, dessen Urtheil den Glückseligkeitstrieb beherrscht; religiös derjenige, der sich in dieser Herr-

schaft selig findet. Gott ist zur Sittlichkeit nicht nothwendig, wohl aber gehört zum inneren Frieden der in Fleisch und Blut übergegangene feste Glaube, daß das Weltganze einen unendlichen Werth und eine unendliche Würde hat.

Das Gattungsbewußtsein äußert sich gegen den Glückseligkeitstrieb zunächst als Stammesbewußtsein. Der Wilde, der, von Natur feige, sich demnach in Todesgefahr stürzt, um nicht die Achtung seiner Stammesgenossen zu verlieren, handelt nach sittlichen Motiven, gleichviel ob er sich ihrer bewußt ist oder nicht. Und so schreitet Schritt vor Schritt die Erziehung der menschlichen Gesellschaft fort. Im „Wesen des Christenthums" hielt Feuerbach an diesem Grundmotiv noch fest, in seinen späteren Schriften hat er es verloren.

Ueber den eigentlichen Kern der Religion wird man also bei ihm nicht aufgeklärt, wohl aber lernt man unendlich viel von ihm in Bezug auf einzelne Erscheinungen der Religion. Was er als leitendes Motiv des Christenthums erkannt zu haben glaubt, ist ihm innerlich so zuwider, daß sein Urtheil dadurch befangen wird. Aber für diejenigen Züge, in denen das Gemüth irgendwie stark berührt wird, hat er ein aufmerksames und verständnißvolles Auge. Wie sehr der Christ gegen seinen Ton reagiren mag, manches in seiner Religion wird ihm gerade durch diese Darstellung werther werden.

Ich hebe nur einen Punkt hervor, das Dogma von der Dreieinigkeit. Berühmte Philosophen haben das Mögliche in der Auslegung geleistet; ich glaube, Feuerbach hat den Nagel auf den Kopf getroffen. Es widerstrebt dem gläubigen Gemüth, sich das allliebende Wesen als einen Einsiedler zu denken — man erinnere sich an die harten Worte, welche Schiller darüber ausspricht! — Um seine Creaturen lieben zu können, muß Gott schon die Liebe in sich haben: die Liebe geht aber nothwendig aus sich selbst heraus. Die Dreieinigkeit ist die Gottheit, in Gestalt einer sich liebenden Familie vorgestellt. Feuerbach kannte genug von den katholischen Agenden, um zu wissen, daß die Symbole des heiligen Geistes, der unbestimmtesten Person in dieser heiligen Familie, sich beständig mit den Symbolen der heiligen Jungfrau vertauschen; in der That sind sie in der Erscheinung und im Cultus dasselbe.

Ein frommer katholischer Geistlicher, der seiner Religion aufrichtig zugethan zu sein erklärte, schrieb einmal an Feuerbach mit der äußersten Sympathie: er hoffe bei ihm noch immer einen Durchbruch der Gnade: es klingt das wunderlich genug, und doch besteht zwischen der katholischen Auffassung vom Christenthum und der Feuerbach'schen in der That eine gewisse Verwandtschaft. Der Bilderdienst gehört hier wie dort zu den Hauptfunctionen des Cultus.

Literarisches.

Die Grundsätze der reinen Erkenntnißtheorie in der Kant'schen Philosophie. Kritische Darstellung von Stadler. Leipzig, Verlag von S. Hirzel.

Die vorliegende Arbeit ist ein neuer Beweis für das außerordentlich lebhafte Interesse, welches die jüngere Philosophenschule Kant entgegenbringt. Eine Art von Kantphilologie ist gegründet worden, welche auf die Arbeiten dieses großen Denkers dieselbe Methode anwendet, nach der wir die classischen Schriftsteller behandeln. Im Geiste dieser Richtung ist auch das vorliegende kleine Werk, welches Kant zu verstehen versucht, indem es aus dem Problem selbst seine Erkenntnißtheorie sich verdeutlicht.

„Es ist kaum nöthig, zu erklären, daß sich diese Arbeit keineswegs als ein ausgeführtes System der Erkenntnißtheorie anbieten will. Ein solches Unternehmen würde eine viel breitere Anlage, vor Allem aber eine (psychologische) Ueberschreitung des Kant'schen Gedankenkreises erfordern. Dies liegt nicht im Plane dieser Untersuchung. Wenn sie auch an Punkte gelangte, wo eine Entfernung vom Kant'schen Wortlaut, eine genauere Ausführung bloßer Andeutungen, selbst eine Hinzufügung eigener zur scharfen Kennzeichnung des Sinnes nöthig wurde, so glaubt sie doch von den Intentionen der Vernunftkritik nicht abgewichen zu sein; der Leser wird die Discussion solcher Stellen in den Anmerkungen finden. Mein Ziel war in erster Linie die immanente Consequenz der kritischen Theorie. Daß die Arbeit trotzdem nicht blos dem geschichtlichen Verständnisse Kant's, sondern auch dem logischen Reformbedürfniß der Gegenwart zu dienen hofft, zeigt sie durch die Wahl der Methode."

Die Bedeutung der Juden
für
Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaften im Mittelalter.

Von
M. J. Schleiden.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Wie schon erwähnt, scheinen die Juden ein angeborenes Sprachtalent zu besitzen, und die Ausbildung desselben wurde jedenfalls dadurch gefördert, daß sie bei ihrer Zerstreuung gezwungen waren, unter so vielen verschieden redenden Völkern zu leben. Aber wichtiger noch als dieses war der sittliche Ernst, mit dem sie ihren ethischen und religiösen Ueberzeugungen anhingen und deshalb allen Scharfsinn und Fleiß darauf wendeten, die morgenländischen Sprachen, in denen die Grundlagen ihres Glaubens niedergelegt waren, vollständig zu beherrschen und sie für sich und ihre Nachkommen lebendig zu erhalten. Ohne das hätte wohl die Neuzeit und die wiederbelebte Geistesthätigkeit dem Hebräischen fast eben so rathlos im Anfang gegenübergestanden wie im Beginn des vorigen Jahrhunderts den Hieroglyphen. Zwar lernten noch Origenes und hundert Jahre später Hieronymus bei Rabbinern Hebräisch, um das alte Testament verstehen zu können, damit hörte aber auch alles ernste und eindringende Studium bei dem christlichen Klerus auf. Man begnügte sich mit der erbärmlichen lateinischen Uebersetzung und konnte oft auch die nicht einmal mit Verständniß lesen. Die Juden legten schon vor fast 1200 Jahren den Grund zu der tieferen Sprachkenntniß, die wir jetzt Linguistik nennen. Juda ben Karaisch wies schon zur Zeit des Saadias nach, daß Hebräisch, Arabisch und Chaldäisch nur drei verschiedene Zweige eines und desselben im Wesentlichen gleichartig angelegten Sprachstammes seien. Etwas später erkannte Menahem ben Saruk die Sprachwurzeln des Hebräischen und ihre ursprüngliche Dreibuchstabigkeit, eine Lehre, die dann Juda Chajug (Abu Sakaria Jachia) vollendete. Die ursprüngliche hebräische Schrift entbehrte fast aller Zeichen für bestimmte Vocallaute, war daher schwer zu lesen und wurde so dem Volke fast entfremdet. Da erfanden, jedenfalls nach 550, die assyrischen Rabbiner das System der Vocal- und Lesezeichen,* und in der Mitte des 7. Jahrhunderts

* Die Zeichen wurden über das Wort geschrieben, deshalb hieß diese Schreibweise das Obersystem.

bearbeiteten Karäer (Mocha und sein Sohn Moses, der davon nach der Legende Moses ha Nakdan, „der Punktirer", genannt wurde) das jüngere tiberiensische System, welches jetzt allgemein im Gebrauch ist und das Untersystem genannt wird. Die ganze Lehre bildet den wesentlichsten und bedeutendsten Theil der sogenannten Masora. Der von Ahron ben Ascher redigirte masoretische, d. h. mit Vocal- und Lesezeichen versehene Bibeltext wurde für die Folgezeit allen Bibelabschriften des hebräischen alten Testamentes zum Grunde gelegt. Mit gleich ernster Gründlichkeit bearbeitete im 11. Jahrhundert Jona Marinus (Abulwalid Ibn Ganach) eine vollständige hebräische Grammatik und ein Wörterbuch, beide die Grundlagen für alle folgenden Arbeiten bildend und noch jetzt von Werth. Er war der Erste, der die Exegese vollständig zum Rang einer Wissenschaft erhob. Dann lieferte Nathan ben Jechiel ein Wörterbuch zum Talmud, das wegen der Fülle seines Inhalts auch noch jetzt benutzt wird. Die Juden schrieben ihre Bücher zwar eben so oft arabisch als hebräisch, sorgten aber immer auch für Uebersetzungen in die letzte Sprache. Halevi Ibn Negrela (993 bis 1055) verstand Hebräisch, Chaldäisch, Arabisch, Berberisch, Castilianisch und Lateinisch. Schon unter den Westgothen schrieben die Juden auch Schriften gegen das Christenthum in sehr gewandtem Lateinisch* und verachteten später mit Recht die rohen und unwissenden, unter den Arabern lebenden Christen (die Muzaraber), die zwar auch Arabisch lernten, aber dafür auch schnell ihr Latein und damit so ziemlich auch ihre ganze Religion vergaßen. Im 13. Jahrhundert schrieb der berühmte Levi ben Gerson (Ralbach) sein Buch „Der Kampf der Götter" (Milchamoth Adonai), worin eine sehr scharfsinnige Untersuchung über den Ursprung der Sprache vorkommt, in welcher er nachweist, daß die Sprache Erfindung des Menschen sei und demselben weder von Gott noch von der Natur (d. h. durch das Naturgesetz) gegeben sein könne. Moses ben Esra sprach Hebräisch, Arabisch, Syrisch, Persisch, Griechisch und Spanisch. Um kurz zu sein, nenne ich hier nur noch die Familien des Kimchi, Tybbon und Kalonymos, die durch mehrere Generationen sich als Sprachkenner und Uebersetzer berühmt machten. Auch haben wir noch das sehr werthvolle hebräische Lexikon von David Kimchi und eine Grammatik von Moses Kimchi. Wenn man die Geschichte der Reformation ins Auge faßt, die Unvermeidlichkeit, dabei eine gründliche Kenntniß der ganzen Bibel in ihrem Urtext wieder ins Leben zu rufen, so wird man sagen müssen, ohne Hebräisch keine Reformation und ohne Juden kein Hebräisch, da sie darin die einzigen Lehrmeister waren.

Während sich zu Jerusalem in dem Kampfe der Schulen von Hillel und Schammai die geistigen und sittlichen Kräfte der Juden entwickelten, bemächtigten sich die wohlhabenden Juden der großen alexandrinischen Gemeinde griechischer Geistesbildung. Hier schrieb Aristeas, hier erhob sich Philo, hier wurden in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung das dritte Buch der Makkabäer und das Buch der Weisheit ausgearbeitet; hier entstand noch vor Chr. Geb. die jüdische Sibylle, hier der Pseudophokylides,* hier die bekannten Schriften gegen das Heidenthum: das Buch Esther, der Bel und der Drache zu Babel, sowie der Brief des Jeremias. Wenn auch Philo durch die Epigonen der griechischen Philosophie sich auf einen gar argen Irrweg hatte verleiten lassen, so hatte das doch nur für das entstehende Christenthum nachtheilige Folgen, nicht aber für die Juden, die sich schon seit fast 800 Jahren in einen reinen Monotheismus hineingedacht und -gelebt hatten. Aber die Anregung zu philosophischer Behandlung der höchsten Aufgaben der Menschheit war doch von Alexandria aus gegeben und entwickelte sich allmälig und stetig in dem durch Aufhebung der Nationalität um so mehr dem geistigen Forschen zugewendeten Volke. Jedenfalls liegt eine Anerkennung der geistigen Bedeutsamkeit des Judenthums darin, daß schon früh die Sage den Aristoteles

* Lex Visigothorum lib. XII, tit. 2, § 4, tit. 3, § 9 u. 11.

* Bernays, Programm des jüd.-theolog. Seminars, 1856.

zum Schüler desselben und später geradezu zu einem Bekehrten machte.*

Im 2. Jahrhundert beschäftigte sich R. Meïr mit Philosophie und hatte vertrauteren Umgang mit dem Neuplatoniker Numenios. Schon im 3. Jahrhundert machte R. Simlai den ersten Versuch, die Agada philosophisch zu behandeln. Im 9. Jahrhundert begann Saadia ben Joseph, Vorsteher der Schule zu Sura, die ganze jüdische Religionsanschauung philosophisch zu begründen. Er stellte zuerst die Vernunft als Richterin über Schrift und Talmud in seinem systematischen Werke „Glauben und Glaubenslehren“ (Emunot we Deot), worin er das Judenthum nur als eine Bestätigung der Vernunftwahrheit auffaßte, von Gott offenbart, um den weniger geistig Begabten den Weg zur Wahrheit abzukürzen. Er verwarf die Teleologie, weil der Zweckbegriff auf Gott keine Anwendung finde. Er verlangte, daß die Worte der Schrift immer in ihrem natürlichen Sinne genommen werden müßten, soweit sie nicht einer sinnlichen Thatsache, der Vernunft oder sich unter einander widersprächen. Seine Grundlagen sind bis heute von jüdischen Forschern festgehalten, und die gelehrten Araber stellten sein Werk sehr hoch.**

Unter den letzten Lehrern von Pumbadita zeichnete sich R. Hai aus. Er war entschiedener Gegner alles und jedes Mysticismus, alles Aberglaubens, Wunderthums und Zauberwesens, was er Alles für Dichtung oder Betrug, und wenn im Namen Gottes versucht, für Gottlosigkeit erklärte. Er war ein ganz freier Geist, der sich oft über zweifelhafte Bibelstellen bei dem damaligen gelehrten Katholikos der morgenländischen Christen zu Bagdad, Mar Elia I., Rath erholte. Als Rabbiner ihm das zum Vorwurf machten, antwortete er ihnen: „Nach dem Talmud ist der Jude verpflichtet, die Wahrheit von Jedermann anzunehmen.“ Im 11. Jahrhundert treten die beiden großen Dichter und Denker Gebirol und Halevi auf, deren Werke von nachhaltigem Einfluß waren.

Salomon ben Jehuda Ibn Gebirol (1021 bis 1070) verjüngte und verschönerte als Dichter wieder die greise hebräische Sprache. Eine trübe Jugend machte ihn schwermüthig und gab seinen Dichtungen einen ernsten Charakter. Schon als Jüngling war er vertraut mit Sokrates, Plato, Aristoteles, den Neuplatonikern und arabischen Philosophen; an ihrer Hand wurde er wieder der erste Selbstdenker in Europa, seitdem Justinian's Rohheit die philosophischen Schulen in Athen hatte schließen lassen und Scotus Erigena (850) so gut wie vergessen war.* Sein Hauptwerk hieß Mekor Chajim („Die Quelle des Lebens“); es war arabisch geschrieben, wurde unter dem falschen Namen Avicebron in das Lateinische von einem christlichen Priester und später in das Hebräische von einem Juden übersetzt.** Von Vielen wurde die in diesem Buch niedergelegte Weisheit benutzt: so von Wilhelm von Auvergne, Albrecht dem Großen, Thomas von Aquino und Duns Scotus.***

Abulhassan Jehuda ben Samuel Halevi (1086 bis 1142)† war Dichter im edelsten Sinne des Wortes, ausgezeichneter Arzt und Verklärer des Judenthums. In philosophischer Beziehung ist sein Hauptwerk der poetische Dialog „Chozari“ (Cosri). Er kennt und benutzt Sokrates, Plato und Aristoteles, aber ohne sie in ihrem Wesen zu erfassen; er konnte über die mangelhafte Gedankenarbeit früherer Zeiten nicht hinauskommen und betrat daher wieder den trostlosen Irrweg: die Wahrheit der religiösen Ueberzeugung auf historische Thatsachen bauen zu wollen. Nichtsdestoweniger erhebt er sich zu großen Gedanken. Er leitet von Adam im Gegensatz zum Christenthum eine ererbte und angeborene Anlage zur Tugend ab; alle Askese verwirft er als unsittlich.

* Josephus contra Apionem lib. I, cap. 22; Eusebius praeparationes evangelicae lib. IX, cap. 3; Dr. A. Schmiedl in Frankel's Monatsschrift Jahrg. IX, S. 98. Leipzig, 1860.

** Sylvestre de Sacy, Chrestomatie arabe I, 350; Zeitschrift d. deut. morgenl. Gesellschaft S. 376. 1859.

* Ritter, Geschichte der christlichen Philosophie 1, S. 640 ff. Göttingen, 1858.

** Jourdain, Recherches critiq. sur l'âge et l'origine des traductions latines I, III, § 8.

*** Munk, Melanges de philosophie juive et arabe p. 291 ff. Paris, 1857—1859.

† H. Heine, Romanzero: „Jehuda ben Halevi“, der Dichter vom Dichter gepriesen.

So poetisch und begeistert überall seine Auffassung ist, so konnte sie doch wegen des Grundirrthums nie einen wesentlichen Einfluß auf die Fortbildung des Judenthums ausüben.

Den Glanzpunkt in der philosophischen Entwicklung der Juden bildet das 12. Jahrhundert. Ich will hier zunächst den Sohar erwähnen, dessen Verfasser und genauere Abfassungszeit noch nicht ganz sicher gestellt sind. Gewöhnlich macht man sich von der Kabbala, nur deren Ausartungen ins Auge fassend, eine ganz falsche Vorstellung. Das Bestreben der Kirche im Mittelalter (besonders der Scholastik) war das hoffnungslose Ringen, den Traum des „Gottmenschen“ zu realisiren, die reine Geistigkeit des religiösen Judenthums mit der reinen Sinnlichkeit des religiösen Heidenthums zu amalgamiren, ja zu identificiren. Davon wurde auch zuweilen das Judenthum angesteckt in der Schule, welche die unvermeidlich sinnliche Sprache der Propheten über Gott in der wirklichen Bedeutung der Wörter gefaßt wissen wollte und so Gott anthropomorphisirte. Das geschah denn auch in der Kabbala. Der Sohar dieser Richtung angehörend, und das Hauptwerk derselben giebt eine ganz andere Anschauung, als man gewöhnlich hat. Geiger urtheilt wohl zu hart darüber, Frank in seiner Arbeit über die Kabbala hat Vieles in ein richtigeres Licht gestellt.* Der Sohar erhebt die Freiheit des Gedankens über Dogma und Schrift. Die Einheit und Immaterialität Gottes, Unsterblichkeit der Seele und Freiheit des Willens beherrschen das Ganze und geben ihm eine höhere Bedeutung. In demselben Jahrhundert schrieb Joseph ben Zadik Ibn Zadik eine Logik. Abraham Ibn Daud verfaßte um diese Zeit sein Werk: „Der höchste Glaube“, dessen Charakter sich kurz angeben läßt: „Das Ziel aller philosophischen Theorie ist die praktische Verwirklichung sittlicher Zwecke, und darin eben besteht das Judenthum.“ Etwas Höheres hat nie eine Philosophie ausgesprochen; es ist genau dasselbe, was 700 Jahre später Fries mit einem Schulausdruck „den Primat der praktischen Vernunft“ nannte.

* Frank, De la Cabbala.

Das mag hier genügen; hundert andere Namen von Philosophen, die nur aufbewahrt sind, übergehend, wende ich mich jetzt zu dem größten Geist, den dieses Jahrhundert überhaupt in ganz Europa aufzuweisen hat, zu Maimonides. Abu Amram Musa ben Abdallah oder Moses ben Maimun (1135 bis 1204) ist in seinen speciellen, vielfach in Legenden gehüllten Lebensverhältnissen nur unvollständig bekannt, jedoch das wissen wir, daß er in seinem Leben tadellos sittlich, von wahrem Seelenadel durchdrungen war. Sein Vater, ein hochgestellter Mann in Cordova, war Mathematiker, Astronom und Talmudkenner und flößte seinem Sohne schon früh Begeisterung für die Wissenschaften ein. Durch die fanatischen Almohaden vertrieben, führte die Familie lange ein unruhiges Wanderleben. Maimonides lernte von seinem Vater Alles, was dieser lehren konnte; von muhamedanischen Lehrern wurde er in die Naturwissenschaften eingeweiht und nicht minder in die Arzneikunde. Daß er in der Philosophie Schüler des Averroes gewesen sei, ist ein längst aufgeklärter Irrthum.* Maimonides stand ganz auf dem eigenen Boden des Judenthums und der für alle Philosophie grundlegenden Griechen. Besonders folgte er dem Aristoteles, aber ganz selbständig, oft von ihm abweichend und ihn widerlegend. Er benutzt außerdem den Sokrates des Xenophon und den Plato, ferner die Stoiker, den Peripatetiker Alexander von Aphrodisias und den Eklektiker Themistius. Daß er durch seine Zeit, seine Umgebung und sein damals schwer gedrücktes Judenthum in manchen Richtungen beschränkt war, kann ihm Niemand vorwerfen, da sich Niemand von solchen Einflüssen ganz frei machen kann; doch steht er frei über den Rabbinern, wenn er sagt: „Sie finden in den heiligen Schriften hundert Dinge, an welche diese nie gedacht haben.“ Sein großes philosophisches Werk heißt More hanebuchim („Der Führer der Irrenden“). Er selbst sagt darüber: „Kurzum, ich bin nun so, wenn mich der Gedanke drängt, und

* Maimonides lernte erst in seinen spätesten Lebensjahren die Arbeiten des Averroes kennen. Munk im Journal asiatique p. 31 f. Juillet 1842; Renan, Averroes et l'Averroisme, p. 179.

ich kann ihn blos in der Weise darstellen, daß er Einen unter Zehntausenden, einen Denkenden befriedigt und fördert, während er vielleicht der großen Masse unerträglich erscheint, so spreche ich kühn und offen das Wort aus, das den Vernünftigen erleuchtet, mag auch der Tadel der unvernünftigen Menge mich treffen." Und er hat die Denkenden erfreut und einen gewaltigen Einfluß auf die Fortbildung der Philosophie ausgeübt. Skaliger sagt: „Der Führer der Irrenden kann nie genug gelobt werden;" und Casaubonus rühmt von ihm: „Was zur Religion gehört, behandelte er religiös, das Philosophische philosophisch und das Göttliche göttlich." So faßte ihn die nächste Folgezeit auf. Sein Hauptgrundgedanke war: „Der Mensch soll sich in seinen Handlungen nicht durch Autoritätsglauben leiten lassen, denn er hat seine Augen im Antlitz und nicht auf den Schultern;" * und an einer anderen Stelle: „Der Zweck der Religion ist, im Einklang mit der Vernunft denken und handeln zu lernen, um sich der Vollkommenheit zu nähern." In beiden Beziehungen steht er hoch über der christlichen Scholastik, die übrigens auf seinem Grunde ruht.** — Sein Werk wurde unzählige Male ins Lateinische, Deutsche, Spanische, Englische u. s. w. übersetzt. Wie sehr abhängig von Maimonides selbst noch Spinoza ist, hat Joel unwiderleglich nachgewiesen.***

Nach dem Tode des Maimonides entstanden im Judenthum heftige Streitigkeiten über den Werth und die Rechtgläubigkeit seiner Lehre, und oft wurde gegen ihn der Bann ausgesprochen. Die hierbei auftretenden Einseitigkeiten sind häufig auf die albernste Weise gegen das Judenthum, das ganz kennen zu lernen man sich nie die Mühe gab, benutzt worden. Bei solchen Geisteskämpfen hat das einseitige Parteiwort keine Bedeutung (als nur etwa die Partei zu zeichnen), sondern nur das Ende des Kampfes, das, was sich als Siegespreis für das gesammte Volk geltend macht, und das war in Bezug auf Maimonides schließlich die allgemeine Anerkennung seiner Geistesgröße und das frische Fortschreiten auf den Wegen, die er gewiesen zu reiner Religiosität, strenger Sittlichkeit und hoher Geistesfreiheit.

Aus der Zeit nach Maimonides muß ich noch zwei Männer namhaft machen. Zuerst nenne ich einen lebhaften Verehrer, Vertheidiger und Fortbildner seiner Lehren, den Levi ben Gerson, der recht eigentlich als die Fortsetzung des Maimonides angesehen werden kann, und dessen Hauptwerk „Milchamoth" (gewöhnlich „Vertheidigung Gottes" genannt) nicht nur bei den Juden großes Aufsehen machte, sondern auch von Picus von Mirandola, Reuchlin, Keppler und anderen christlichen Denkern ehrenvoll erwähnt wird.* Der zweite ist Chasdai Crescas, der, zwar in vieler Beziehung berechtigter Gegner des Maimonides, doch deshalb unsere Aufmerksamkeit verdient, weil er zuerst principiell den Aristoteles und seine Autorität bekämpfte und mit großem Scharfsinn dessen Weltanschauung und Physik in seinem merkwürdigen Buche „Or Adonai, das Licht Gottes" widerlegte, im Jahre 1410, also lange ehe ein christlicher Forscher wagte, sich gegen den aristotelischen Glaubenszwang aufzulehnen.** Auch in der Philosophie darf man sagen: ohne Judenthum keine Scholastik und kein Fortschritt, also keine Fortbildung der Philosophie.

Für die Philosophie bin ich hier an das Ende des mir vorgezeichneten Weges gekommen, und ich erwähne nur noch einen Mann, der um 1450 lebte, Isaac ben Moses Halevi (Prophiat Duran genannt), welcher in einem Briefe an einen getauften Juden, der auch ihn bekehren wollte, das ganze Christenthum mit der schneidendsten Ironie abfertigte.

Ich wende mich jetzt zu einem besonderen Zweige der Philosophie, der Ethik, die im Judenthum schon deshalb eine hohe Stellung einnahm, weil seit der Zerstörung des Tempeldienstes in Jeru-

* Auf denen man das Joch trägt.

** Vergl. unter Anderem: M. Joel, Einfluß der jüdischen Philosophie auf die christliche Scholastik in Frankel's Monatsschrift S. 210 ff., 1860; Dr. M. Joel, Verhältniß Albert des Großen zu Moses Maimonides. Breslau, 1863.

*** Dr. M. Joel, Spinoza's theologisch-politisches Tractat auf seine Quellen geprüft. Breslau, 1872.

* Levi ben Gerson als Religionsphilosoph. Von Dr. M. Joel. Breslau, 1862.

** Don Chasdai Crescas' religionsphilosophische Lehren. Von Dr. M. Joel. Breslau, 1866.

salem den Juden nur noch diese Form des Gottesdienstes, die sie schon von jeher gepflegt, übrig blieb. Zunächst erwähne ich dabei eines Punktes, der die Ethik mit der Religionsphilosophie verknüpft, nämlich die Toleranz. Die echte Toleranz ist die Bethätigung des eigenen Seelenadels, der den Menschen überall ohne Rücksicht auf seinen Glauben menschlich und mit Güte behandelt. Daß in dieser Hinsicht die Christen bis auf den heutigen Tag nicht sehr lobenswerth dastehen, ist bekannt genug, und das widerlegt allein schon die Behauptung, daß das Gebot allgemeiner Menschenliebe dem Christenthum eigen sei. Bei den Juden finden wir das gerade Gegentheil. Sie waren nie bekehrungssüchtig und erschwerten Anderen möglichst den Uebertritt. Ja ein gelehrter Rabbiner stellte den Satz auf: „Mißtraue jedem Proselyten bis zur zehnten Generation.“ Es war R. Abaja Nachmanni im 4. Jahrhundert, dessen Wahlspruch war: „Halte Frieden mit Brüdern und Verwandten, mit aller Welt, selbst mit den Heiden draußen;“ und seit ihm erkannten eigentlich die Juden keinen Unterschied mehr an zwischen Recht- und Andersgläubigen, und nur die Rabbiner einzelner Schulen versuchten zu Zeiten ihre Reingläubigkeit, z. B. gegen Maimonides, durch einen längst machtlos gewordenen Bann zu beweisen. Die Juden scheuten keineswegs die Mischung mit Heiden und Christen, noch den geselligen Verkehr mit ihnen, z. B. bei gemeinschaftlichen Gastmählern, bis das Alles von den christlichen Priestern verboten wurde. Im 10. Jahrhundert erschien ein anonymes Werk von einem Juden, worin Wohlwollen, Milde und Gerechtigkeit gegen Andersgläubige unter Androhung der Verdammung gelehrt wird, und gerade zu der Zeit, als in Spanien, Frankreich und Deutschland die nichtswürdigste Verfolgungssucht gegen die Juden wüthete, schrieb ein französischer Jude, Jehuda Sir Leon ben Isaac (Ha Chasid, „der Fromme“, genannt), eine Anweisung für höheres religiöses Leben, worin er lehrt:

„Wie gegen den Glaubensgenossen sollst du auch redlich gegen den Christen handeln; hat dieser sich zu seinem Nachtheil geirrt, so sollst du ihn darauf aufmerksam machen; ist der Jude Zolleinnehmer, so soll er dem Christen nicht mehr abfordern als dem Juden; der Jude soll weder gegen Juden noch gegen Christen sich eines lügenhaften Vorwandes bedienen* und nicht einmal einem unsicheren Borger sagen, man habe kein Geld; man soll dem Christen nichts entwenden, denn Gott steht allen Bedrängten bei ꝛc.“

Ich dächte, das wäre schon genug, um eine Menge gehässiger Vorurtheile gegen die Juden lächerlich zu machen.

Gehen wir nun bestimmt auf die Ethik ein, so bemerke ich zuerst, daß die Befolgung des Sittengesetzes erste und fast einzige Pflicht gegen Gott, eigentlicher Gottesdienst war, und wenn wir von der wandelbaren Meinung Einzelner absehen, ist den Juden das Princip des Sittengesetzes nur das dem Menschen angeborene Streben nach Vollkommenheit, dem man genügen müsse, also gewiß der reinste, selbstloseste Beweggrund. Da die Sittlichkeit den Juden religiöse Pflicht war, so kann es eigentlich keinen Lehrer bei ihnen geben, der nicht die Fragen der Ethik berührt und mehr oder weniger eingehend behandelt hat. Es genügt mir daher hier, einige ausgezeichnete Namen zu nennen, deren Träger einen weiter verbreiteten oder länger dauernden Einfluß auf das Judenthum ausübten. Zuerst und vor Allem müssen auch hier Hillel und Schammai noch einmal erwähnt werden, deren Sittlichkeit und Wohlwollen im Leben tadellos dastehen. Schammai unterscheidet sich von seinem berühmten Zeitgenossen nur durch eine größere Peinlichkeit in der gesetzlichen Begründung der einzelnen Vorschriften. Wichtiger aber ist uns allerdings Hillel, dessen ganze Lehre eine Schule der Sittenreinheit und der Liebe war, in der das Beste, was Jesus lehren konnte, schon sich vorfand. In dieser frühen Zeit ist auch noch das apokryphe „Buch der Weisheit“ zu erwähnen, das unter Caligula in Alexandria verfaßt wurde, und das man mit Unrecht dem Philo zugeschrieben hat. Das Buch polemisirt gegen die Unsittlichkeit und das Götzenthum der

* Dagegen hatte die christliche Kirche es öffentlich als Grundsatz ausgesprochen: Ketzern brauche man nicht Wort zu halten.

Heiden. Einen ähnlichen Zweck verfolgt der unter dem Namen Pseudophokylides bekannte Jude, der die reine jüdische Sittenlehre den Griechen empfiehlt.* Auch des Patriarchen Rabbi Simon aus dem 2. Jahrhundert muß ich gedenken, von dem uns der Grundsatz aufbewahrt ist: „Auf drei Verhältnissen beruht der Bestand der Welt, auf Wahrheit, Recht und Frieden.“ Höchst folgenreich wirkte im 3. Jahrhundert der R. Mar Samuel. Schon der Prophet Jeremias hatte den exilirten Juden zugerufen: „Fördert das Wohl der Stadt, wohin ihr vertrieben seid.“ Samuel erhob das zur allgemein bindenden Vorschrift, daß für den Juden, wo er auch sei, die Landesgesetze eben so rechtskräftig seien wie seine eigenen. So hoch stehen die Juden über unseren katholischen Bischöfen. Jenen Grundsatz haben die Juden überall angenommen und ihm treu nachgelebt.

Ich überspringe einen längeren Zeitraum und wende mich zu dem R. Gerschom ben Jehuda, der einen sehr wohlthuenden Einfluß auf das Judenthum erlangte. Das Judenthum förderte seinem innersten Geiste nach die Monogamie, hatte aber die Polygamie nicht geradezu verboten. Das that erst Gerschom und ließ dieses Gesetz auf einer Synode förmlich sanctioniren. Seit der Zeit bleibt die Monogamie bei den Juden unverbrüchlich. Einen wohlthuenden Eindruck machen die unendlich zahlreichen Gedichte, die von dem innigen Verhältniß zwischen Mann und Frau Zeugniß ablegen, und eine besondere Gattung waren die Hochzeitslieder, in denen besonders Halevi sich auszeichnete, und welche die hohe Würde und Weihe der Ehe preisen. Bald darauf folgte R. Haï, der im 11. Jahrhundert lebte und seine persönliche edle Sittlichkeit in einem Lehrgedicht (Mussar haskel) niederlegte, das ins Lateinische übersetzt und oft aufgelegt wurde.** In demselben Jahrhundert lebte R. Bachia ben Joseph Ibn Bakuda, dem die Verinnerlichung des jüdischen Gesetzes mit Zurückstellung des Ceremonialgesetzes Herzensangelegenheit war. Er war im besten Sinne des Wortes Pietist und neigte stark zur Askese. Diesem letzteren Bestreben trat dann im folgenden Jahrhundert ganz entschieden Jehuda Sir Leon ben Isaac entgegen. Er verwirft jede Trennung vom menschlichen Verkehr und jede Art des Mönchswesens als unsittlich. Hinsichtlich des Gebetes hat er den schönen Ausspruch, daß dasselbe nur Werth habe in der Muttersprache, in fremder Sprache aber das Herz leer lasse. Endlich verdient aus dieser Zeit auch Maimonides eine ehrenvolle Erwähnung, indem er in mehreren Abschnitten seines Commentars zur Mischnah, wie in dem More hanebuchim die jüdische Sittenlehre systematisch und philosophisch hauptsächlich nach Aristoteles entwickelt und auch in seinen übrigen Werken vielfach wieder auf diesen Punkt zurückkommt. Noch möchte ich schließlich auf ein größeres Werk über die Sittenlehre hinweisen, das im 13. Jahrhundert der R. Bechai unter dem Titel Chuvath halevavoth veröffentlichte.*

Das Vorstehende führt mich dann sogleich auf die Rechtskunde, da bei den Juden Sittenpflicht und Rechtspflicht kaum begrifflich geschieden waren.** Einige Zusätze zum Vorigen werden daher genügen. R. Simlai und R. Samuel sind schon anderweitig erwähnt. R. Haï schrieb ein Buch über talmudisches Handelsrecht in arabischer Sprache, das später ins Hebräische übersetzt wurde. Im 12. Jahrhundert zeichnete sich R. Isaac Halevi als Lehrer des Civilrechts aus. Es wurde im südlichen Frankreich sehr allgemein anerkannt, daß die jüdischen Gesetze besser seien als die christlichen,*** eine Ansicht, die nicht widerlegt, sondern nur als Ketzerei verurtheilt wurde.† Das Wichtigste aber, wodurch die Juden wesentlich umgestal-

---

* Die Pseudophokyliden. Von Bernays. Im Programm des jüdisch-theologischen Seminars, 1856.

** Fürst, Bibliotheca judaica I, 356.

* Ich bin bei der Ethik und zumal beim Maimonides möglichst kurz gewesen, da ich dafür auf eine vorzügliche Arbeit verweisen kann: Dr. David Rosin, Die Ethik des Maimonides; im Jahresbericht des jüd.-theolog. Seminars Fränkel-scher Stiftung. Breslau, 1876.

** Dr. Rosin a. a. O., S. 1 bis 2.

*** Vaisatte, Hist. génér. de Languedoc III, Preuves, p. 372.

† Wenn man einen Ketzer einen Hund nennt, so denkt man offenbar daran, daß Hunde dazu dienen, die Blinden zu führen (Jean Paul's Werke Bd. 64, S. 150, bei Reimers).

tend auf das dürre und beschränkte römische Recht einwirkten, war ihre Erfindung der Wechsel und Creditbriefe, wodurch auch der gesammte Großhandel eine weitere Ausdehnung und größere Beweglichkeit erlangte. Als unter Philipp II. Augustus' Plünderungen und Mordbrennereien gegen die Juden sich aufs Scheußlichste erneuerten, gewannen diese durch die Einrichtung der Wechsel die Möglichkeit, bei ihrer Flucht vor den christlichen Straßenräubern doch wenigstens einen Theil ihres Eigenthums zu retten.

Auch die Gesundheitspflege, sowohl die Erhaltung der normalen Beschaffenheit des eigenen Körpers durch zweckmäßige Diät als auch die Pflege und Wiederherstellung der Kranken, wird bei den Juden als sittliche Pflicht angesehen.* Daher finden wir die meisten Lehrer auch in der Arzneikunde gebildet und dem ärztlichen Berufe sich hingebend. Wie gewissenhaft dieser Beruf aufgefaßt wurde, kann das uns erhaltene schöne Gebet des Maimonides für einen Arzt, der einen Kranken besuchen will, darthun.** Man darf sagen, daß bis zum Aufblühen der wesentlich durch Juden gestifteten Schulen von Montpellier und Salerno*** die Juden fast die einzigen Aerzte auf der ganzen damals bekannten Erde waren, denen sich erst später in Spanien die Araber anschlossen,† bis diese aus Spanien vertrieben wurden, worauf die Juden wieder die alleinigen Vertreter der medicinischen Wissenschaften wurden. Die bodenlos unwissenden und rohen Christen der damaligen Zeit kamen sogar zu dem absurden Aberglauben, daß die Juden von Natur die alleinige Anlage zur Arzneikunde hätten; Fürsten und Geistliche, die auf die schändlichste Weise die Juden plünderten und vertrieben, weigerten sich doch, wie z. B. Franz I. von Frankreich, hartnäckig, einen Christen, ja nur einen getauften Juden als Leibarzt anzunehmen. Es gab eine Zeit, in der die Juden als Leibärzte das Leben sämmtlicher Fürsten und Prälaten in ihrer Gewalt hatten. Noch im 16. Jahrhundert waren die berühmtesten Aerzte zum überwiegend großen Theil Juden.

Es wird hier genügen, einige der ausgezeichnetsten Aerzte namentlich anzuführen, da die Bedeutung der Juden in diesem Fache ohnehin kaum bestritten werden kann. Schon im 3. Jahrhundert stoßen wir auf den R. Mar Samuel († 257). Derselbe leitete schon die meisten Krankheiten von verdorbener Luft ab und schrieb die größere Sterblichkeit der in Schlachten Verwundeten der längeren Einwirkung der Luft auf die Wunden zu. Farragut war als Leibarzt Karl's des Großen berühmt. Am Ende des 9. Jahrhunderts schrieb Isaac ben Suleiman Israeli nebst anderen Werken ein arabisches Buch über die Fieber, das sehr bald ins Hebräische, Spanische und Lateinische übersetzt wurde. Zur selben Zeit genossen unter dem Kalifen Almamun der R. Maschalla und der R. Abul Baraat im Orient großes Ansehen als Aerzte. Im 13. Jahrhundert bearbeitete Abraam Cabrit einen Commentar zum Hippokrates. Ein weit berühmter Lehrer zu Montpellier war um 1300 der R. Profatius. Noch will ich erwähnen, daß Maimonides den Galen bearbeitete, Aphorismen zur Medicin schrieb und daß er von Richard Löwenherz als Leibarzt berufen wurde, was er aber ablehnte.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts kannte man keine Trennung von Medicin und Naturwissenschaften, von welcher Verbindung sich eigentlich nur Mathematik und Astronomie früh befreiten. Daher gehören alle Aerzte auch den Naturwissenschaften an, und es wird kaum nöthig sein, hier Jemand namentlich hervorzuheben. Ich begnüge mich damit, darauf hinzuweisen, daß mehrere berühmte Reisende genannt werden, so Petachiah von Regensburg, Eldad (oder Danita), dessen Reisebeschreibung ins Lateinische übersetzt wurde, und vor Allem Benjamin von Tudela (1165 bis 1173, Zeit der Reise), der fast die ganze damals bekannte Welt durchreiste. Seine Reise-

* Dr. Rosin a. a. O., S. 124.

** Das Gebet ist von Moses Mendelssohn übersetzt und theilweise französisch von Bédarride a. a. O., S. 489 wiedergegeben.

*** Astruc, Hist. de la faculté de Médic. à Montpellier p. 14; Prunelle, Discours sur l'influence de la Médic. sur la renaissance des lettres p. 44—60.

† Obwohl in beschränkter Weise, da die Araber nur höchst ungern ihre Heimath verließen.

beschreibung „Maseot Benjamin“ (Iter Benjaminum) ist nicht nur häufig ins Lateinische, sondern auch in fast alle europäischen Sprachen übertragen. Auch an der Entdeckung von Ostindien betheiligten sich die Juden, namentlich durch Abraham de Behia und Joseph Zapatero de Lamego, die von Juan II. zur Erforschung der Küsten des rothen Meeres und der Insel Ormuz im persischen Golf abgesandt wurden.*

Ich schließe hieran die Darlegung der Verdienste der Juden um die Astronomie. Die Juden hatten schon früh eine eigene Zeitrechnung und einen eigenen Kalender; um denselben in Ordnung zu halten und die Zeiten ihrer Feste richtig zu bestimmen, mußten sie sich mit der Astronomie beschäftigen.** Auch wurde die Kenntniß des gestirnten Himmels schon früh als ein belebendes Mittel der Gotterkenntniß und Andacht aufgefaßt, wie viele Stellen im Talmud und später bei Maimonides zeigen.*** Schon unter den Nachfolgern Hillel's wird Gamaliel als Mathematiker und Astronom gerühmt; er soll sich sogar schon eines Fernrohrs (natürlich ohne Gläser) bedient haben. Im Jahre 89 n. Chr. kannte Jehoschua schon den 70(73) jährigen Umlauf eines kleinen (des Halley'schen) Kometen.† Mar Samuel in einer von ihm herrührenden Boraita hat Lehren über den Himmelsbau, über Sonne, Mond, Sterne und Sternbilder, über die Ursachen des Wechsels der Jahreszeiten ꝛc. gegeben; er schrieb ein besonderes Werk über die Jahreszeiten, das noch handschriftlich im Vatican vorhanden ist.†† Dabei war er ein entschiedener Verächter der Astrologie. Lange Zeit wurde die Kalenderberechnung, an mannigfache althergebrachte Formalitäten geknüpft, vom Sanhedrin geheim gehalten, bis der Patriarch Hillel II. dieselbe bekannt machte; sie stimmt so genau mit dem Meton'schen Cyklus,††† daß sie sich noch bis heute bewährt. Wie viel von dieser Berechnungsweise Hillel selbst angehört, läßt sich wohl nicht mehr ausmachen. Noch vor Mohamed ging diese Kalenderberechnung von dem jüdischen Lehrhause zu Jathrib auf die Araber über. Um 800 erwarb sich der R. Sahal al Tabari (Rabban genannt) als Mathematiker und Astronom einen großen Namen; er übersetzte zuerst den Ptolemäus ins Arabische und entdeckte die Strahlenbrechung des Lichtes.* R. Abusahal Dunasch ben Tanaim, ausgezeichnet als Mediciner (Leibarzt des dritten fatimidischen Kalifen) und berühmt als Astronom, war einer der ersten derer, die mit dem eben eingeführten neuen arabischen Ziffersystem rechneten. Aus dem 12. Jahrhundert brauche ich nur das schon besprochene Buch „Sohar“ hervorzuheben; dasselbe lehrt die Umdrehung der Erde um ihre Axe als die Ursache von Tag und Nacht lange vor Copernicus. Die in derselben Zeit geschriebenen astronomischen Werke von R. Abraham Chia wurden ins Lateinische übersetzt und vielfach benutzt. Von Maimonides besitzen wir auch eine ausführliche und gründliche Widerlegung des astrologischen Aberglaubens, wodurch freilich christliche Geistliche und Fürsten nicht klüger gemacht wurden. Ein sehr bedeutender Mathematiker des 12. Jahrhunderts war offenbar Johannes von Sevilla oder de Luna. Er schrieb eine praktische Arithmetik, worin zuerst die Rechnung mit Decimalbrüchen, wahrscheinlich seine eigene Erfindung, vorkommt. In der Mitte des 13. Jahrhunderts bestieg Alphons X., „der Weise“ genannt, den Thron von Castilien. Seiner Leidenschaft für die Astronomie gab er dadurch Ausdruck, daß er neue astronomische Tafeln anfertigen ließ, die lange Zeit als „Alphonsinische Tafeln“ von den Astronomen benutzt wurden; die Leitung dieses Unternehmens übergab er dem jüdischen Astronomen R. Isaac ben Sid. Zugleich übersetzte für denselben König R. Judas ben Hakohen die astronomischen Werke des Avicenna ins Spanische; demselben schreibt man auch die Eintheilung sämmt-

---

* Basnage, Histoire des juifs, livre VII, chap. 21.

** Epiphanius, Opp. pag. 1822 ff.; Ideler, Lehrbuch der Chronologie S. 198 bis 255. Berlin 1831.

*** Dr. J. Fürst, Cultur- und Literaturgesch. der Juden in Asien, Theil I, S. 45.

† Fürst a. a. O., S. 43 f.

†† Fürst a. a. O., S. 47 f.

††† Ueber den Meton'schen Cyklus siehe Ideler a. a. O., S. 132 ff.

* Wüstenfeld, Gesch. der arabischen Aerzte u. Naturforscher S. 20.

licher Sterne in 48 Sternbilder zu. Unter Alphons XI. werden noch R. David Audrahan, Isaac ben Samuel ben Israel und Jacob ben Meïr aben Tibbon als Verfertiger astronomischer Tafeln gepriesen, und Profatius, einer der berühmtesten Lehrer der Medecin an der Akademie von Montpellier zeichnete sich ebenfalls als Astronom aus.* Ganz besonders muß ich hier noch den Levi ben Gerson (bekannter unter dem Namen Magister Leo de Bannolis) hervorheben, der einen bedeutenden Namen als Astronom hatte. Seine Beschreibung eines von ihm erfundenen astronomischen Instruments wurde auf ausdrückliches Verlangen für den Papst Clemens VI. ins Lateinische übersetzt, und Kepler gab sich große Mühe, um sich diese Schrift zu verschaffen.**

Das Gesagte genügt schon, um nachzuweisen, daß die Juden bis zum 12. Jahrhundert in geistiger Beziehung wie in jeder für das Leben wichtigen Wissenschaft ihren christlichen Zeitgenossen unendlich überlegen waren. Der praktische Erfolg dieses Verhältnisses für das Leben zeigt aber unwiderleglich, daß diese Ueberlegenheit auch von ihren Zeitgenossen anerkannt wurde. Sie waren nicht nur als Leibärzte Herren des Lebens aller geistlichen und weltlichen Größen, sondern sie leiteten auch überwiegend häufig theils durch ihren Einfluß, theils durch die ihnen wirklich verliehene amtliche Stellung die Staaten, denen sie angehörten. Ihre moralische Ehrenhaftigkeit, ihre geistige Gewandtheit und ihre reichen Kenntnisse führten sie sehr häufig bei Heiden, Mohamedanern und Christen an die Spitze der Staatsgeschäfte. Schon unter den Ptolemäern genossen die Vorsteher der ägyptischen Schulen: Onias und Dositheus großen Einfluß bei Hofe. Philo wurde als Gesandter nach Rom geschickt. Unter den ersten römischen Kaisern waren die Juden meist geachtet und hatten großen Einfluß, wie so viele zu ihren Gunsten erlassene Gesetze beweisen. So stand R. Josua in großem Ansehen bei Trajan und R. Abbahu bei Diocletian. Die 144. Novelle des Codex beweist, daß die Juden unter Justinian auch als Landwirthe geachtet waren. Die Vorsteher der babylonischen Judenschulen waren auch fast immer zugleich politisch bedeutend, zumal unter den besseren persischen Herrschern. Großen Einfluß hatten die Juden bei den Arabern bis auf Mohamed, der erst anfing, sie zu verfolgen, nachdem er glaubte, mächtig genug geworden zu sein, um sie entbehren zu können. Zwei gelehrte Juden Abdallah Ibn Salam und Mukchairik waren ihm wesentlich behülflich bei der Abfassung des Koran. Von den fast verthierten Westgothen in Spanien wurden die Juden durch Tuarik's Eroberung befreit. Suwair wurde Münzmeister des Abdul Malik. Der Jude Farragut war Leibarzt Karl's des Großen und der R. Isaac stand bei ihm in so großem Ansehen, daß er sein Gesandter an Harun Alraschid wurde. Die gelehrte Familie der Kalonymos wurde durch Karl nach Mainz verpflanzt. Zedekias war Leibarzt bei Karl dem Kahlen, und R. Juda war dessen besonderer Günstling. Isaac ben Suleiman Israeli war in Spanien Günstling des Fürsten Ziadeth Allah und nachher Vertrauter des Ubaid Allah, des Gründers der fatimidischen Dynastie. Sabbatai Donnolo war Leibarzt bei dem byzantinischen Vicekönig Eupraxios. Eine große Rolle spielte (915 bis 970) R. Abu Jussuf Chasdai ben Isaac Ibn Schaprut, der Geschäftsträger und später Minister des Auswärtigen bei dem Kalifen Abdulrahman III. war. Jekutiel Ibn Hassan hatte großen Einfluß in Saragossa und wurde Beschützer Gebirol's. Bei Habus, dem Kalifen von Granada, wurde Samuel Halevi Ibn Negrela Wessir und ihm folgte sein Sohn Abu Hussain Joseph Ibn Negrela in allen seinen Würden. Joseph Ibn Migasch I. bekleidete einen hohen Ehrenposten bei Almuthadid von Sevilla, und Abu Fadl Chasdai war Wessir beim König Amuktadir von Saragossa. In Spanien wurden durch das Beispiel der Araber auch die christlichen Könige mit fortgerissen; überall bekleideten die Juden

* Montucla, Histoire d. Mathémat. T. I, p. 419.

** Munk, Melanges etc. pag. 497, not. 2; Kepler, Epistol. ad Johannem Remum.

hohe Ehrenstellen, so der berühmte Salomon ben Virga. Wegen seiner Gewandtheit in Staatsgeschäften stand Amram ben Isaac Ibn Schalbib in großem Ansehen bei Alphons VI. von Castilien, und neben ihm stand der nicht minder geschätzte Cidellus. Im 12. Jahrhundert war Abraham ben Chija Albargeloni Minister am castilischen Hofe. Ebenso behaupteten die Juden ihren Einfluß unter Alphons VIII. von Toledo und Alphons II. von Aragonien. Besonders waren die Juden häufig die höchsten Finanzverwalter; da sie geschäftlich gewandt und ehrlich waren, zogen die Großen es vor, sich von ihnen bedienen, statt von rechtgläubigen Dummköpfen sich betrügen und bestehlen zu lassen. Selbst Papst Alexander III. hatte einen Juden, R. Jechiel ben Abraham zum Finanzminister. Noch im 15. Jahrhundert war der gelehrte R. Abrabanel Minister von Alphons V. in Portugal. Nach dem Tode des Königs bei einer Judenverfolgung vertrieben, wurde derselbe von Ferdinand von Castilien aufgenommen und zum Finanzminister gemacht. Hier wurde er acht Jahre lang, so lange der fromme Schuft Ferdinand wegen der Kriege gegen die Mauren in Geldnoth war, mit den größten Ehren überhäuft. Aber kaum von der Maurenfurcht befreit, so fielen Ferdinand und sein fanatisches Weib mit echt christlicher Dankbarkeit und Ehrlosigkeit* über die armen Juden her, um sie aus ihrem Eigenthum zu vertreiben. Indessen ließen sich die beiden gekrönten Pfaffensclaven ihre christliche Pflicht gegen ihren Molochsgott doch noch einmal für 34000 Ducaten abkaufen. Aber der oberste Molochspfaffe, Torquemada, erzwang nichtsdestoweniger, daß trotz des abgeschlossenen Vertrages die Juden völlig ausgeplündert, ermordet und vertrieben wurden, die nur das Unglück hatten, frommer und besser zu sein als ihre verworfenen Verfolger. Abrabanel gelang es, nach Neapel zu entkommen, und hier wurde er sogleich bei Alphons V. aufs Neue Günstling. Da derselbe aber bald darauf von Karl VIII. vertrieben wurde, begleitete Abrabanel in unerschütterlicher Treue seinen Beschützer nach Venedig. Auch hier gewann er bald großen Einfluß und fand Gelegenheit, als Geschäftsträger der Republik mit der Krone Portugal einen für beide Theile vortheilhaften Vertrag über den Gewürzhandel abzuschließen und so seine staatsmännische Laufbahn ehrenvoll und glänzend zu beendigen.* Abrabanel war auch als Schriftsteller thätig; seine erklärenden und philosophischen Schriften zeugen von großem Wissen, Scharfsinn und großer Geistesfreiheit. Bedeutender waren vielleicht noch seine politischen Aufsätze, in denen er seine Ansichten mit Beispielen aus der alten und neueren Geschichte erläuterte. Denn auch die Geschichte wurde von den Verfassern der Makkabäerbücher und dem Josephus an immer durch die Juden ernst cultivirt, und zu einer Zeit, als das ganze Europa außer den kindischen byzantinischen Hofgeschichten fast nichts als Sammlungen alberner Klostermärchen oder einige dürftig zusammengestoppelte heidnische Reminiscenzen hatte, führte der R. Abraham Ibn Daud die Geschichte seines Volkes bis zu seiner Zeit (um 1150) fort und schrieb seine Geschichte Roms von Romulus bis auf den Westgothen Recared. — Die Männer, die ich hier als Staatsmänner genannt habe, sind nur einige wenige beispielsweise aufgeführte Größen; gesucht wurden die Juden überall, denn sie waren eben die Besten ihrer Zeit.

Die meisten Seiten des geistigen Lebens der Juden, die ich bis jetzt berührt, gehören dem Gebiet des Wissens an; nur die religiöse Seite erschließt uns das Leben des Glaubens, und wir haben gesehen, daß die Juden auch darin rein und hoch dastehen. So bliebe nur noch die Region der Ahnung zu betrachten, welche unmittelbar an das Gebiet des Glaubens angrenzt und gleichsam die Realisirung der Ideen des Glaubens in der Wirklichkeit durch die ästhetische Belebung derselben darstellt. Wohl hat man den Juden oft die künstlerische Begabung abgesprochen, aber sehr mit Unrecht. Daß sich

* „Ketzern braucht man nicht Wort zu halten", Kirchengesetz.

* Baylo, Diction. hist. et crit. Art. Abrabanel; Boissi, Dissertations sur les juifs, p. 2.

alle Kunst ursprünglich an und aus den religiösen Ideen und ihrer Symbolisirung entwickelt, ist gewiß, und eben deshalb blieb den Juden bei ihrem rein geistigen Gottesglauben, wodurch die sinnlich-sichtbare Darstellung des Göttlichen ausgeschlossen war,* die eine Kunstform, die sichtbar darstellende, plastische und malerische Bethätigung, fremd. Wie hoch aber schon früh bei ihnen die religiöse Poesie stand, weiß sogar jeder Christ, der einen Blick in die Psalmen geworfen oder eine meist nur aus den poetischen Ansprachen der Juden entnommene Motette, Cantate oder ein Oratorium angehört hat. Schwerlich wird man in der ganzen Literatur aller Völker seit Beginn unserer Zeitrechnung etwas finden, was den religiösen Dichtungen der Juden an einfacher Größe, an Erhabenheit der Gedanken und eben so würdevoller als ergreifender Sprache an die Seite zu stellen wäre. Hat die christliche Kirche doch sogar die Liebesdichtungen der Juden (das hohe Lied) wegen seiner gehobenen Sprache zu dem Range einer religiösen Dichtung erhoben.

Es dauerte gar nicht lange, daß sich die Juden auf die von Esra gesammelten älteren Dichtungen beschränkten, und es werden schon früh wieder neuere dichterische Versuche erwähnt. Die Vertreibung der Juden nach Arabien machte sie mit dem Reiz und der Feinheit der arabischen Sprache bekannt, und das wirkte auch auf das Hebräische zurück, welches von da an veredelte Formen und größere Biegsamkeit annahm. Noch mehr vollendete sich diese poetische Entwicklung bei den in jeder Beziehung geistig so gehobenen spanischen Juden. Die Zahl der Dichter, die aufzuzählen wären, ist sehr groß, ich beschränke mich daher darauf, nur einige der allerbedeutendsten zu erwähnen. Negrela, Gebirol, Chasdai, Mose Ibn Esra, Jehuda Halevi, Charisi und Andere sind Männer, die man immer mit großer Achtung nennen muß. Vor Allem steht Jehuda Halevi groß und erhaben da, und die gesammte religiöse Poesie (Milton und Klopstock nicht ausgenommen) hat nichts aufzuweisen, was man höher stellen könnte, als Halevi's „Zionselegie". Aber keineswegs beschränkte sich die jüdische Poesie auf das religiöse Gebiet. Den Uebergang bildet die Gnomendichtung, in welcher Gattung sich im 11. Jahrhundert Negrela auszeichnete. Aber schon die wunderliebliche jüdische Dichtung von Jussuf und Suleika, welche in den Corân aufgenommen ist, gehört eigentlich diesem Grenzgebiet zwischen religiöser und weltlicher Poesie an. Einer der ausgezeichnetsten Sprachkenner im 12. Jahrhundert, Alcharisi, übersetzte die Makamen des Hariri, die uns jetzt durch Rückert's Bearbeitung so vertraut geworden sind. Durch diese Arbeit fühlte er sich angeregt, eine ähnliche Dichtung im Hebräischen unter dem Titel „Tachkemoni" auszuarbeiten.* In weltlichen Liedern haben sich Mose ben Esra, Alcharisi und Manuelo ausgezeichnet, welchen Letzteren man wohl den ersten Heinrich Heine genannt hat. Besonders reich ist die jüdische Poesie an Fabeln, diesem dem Orient eigenthümlichen Lehrgedicht. Schon im 2. Jahrhundert bearbeitete R. Meïr dreihundert Fabeln vom Fuchs, und R. Natronai war im 15. Jahrhundert sehr fruchtbar in dieser Gattung; von ihm hat sich Lafontaine viele Fabeln angeeignet.** Auch unter den deutschen

* „Du sollst dir kein Bild machen noch irgend ein Gleichniß, was im Himmel oben und was auf der Erde unten und was im Wasser unter der Erde. Du sollst sie nicht anbeten, noch dich dazu bringen lassen, ihnen zu dienen" (2. Mos. 20, 4 bis 5). „Gegossene Götter sollst du dir nicht machen" (3. Mos. 34, 17).

* An den Uebersetzer stellt Alcharisi die drei Anforderungen als unerläßlich, daß derselbe die Sprache, 1) aus der er übersetze, 2) in die er übersetze, gründlich verstehen und 3) den Gegenstand, der den Inhalt des zu übertragenden Werkes bildet, vollständig beherrschen müsse. Wo blieben da manche unserer neueren Uebersetzer. Ueber die Makamen des Alcharisi vergl. Kämpf, Die erste Makame des Charisi. Berlin, 1848; Beugnot, Les juifs d'Occident, theilt einen Abschnitt der Makamen französisch mit, den auch Bédarride S. 518 ff. abgedruckt hat.

** Wegen Uebersetzung hebräischer Gedichte verweise ich für die älteste Zeit auf Dr. E. Meier, Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer. Leipzig, 1856; und für die spätere Zeit auf Dr. M. Sachs, Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Berlin, 1845. Zunz, Synagog. Poesie des Mittelalters. Berlin, 1855 bis 1867; sowie auf die verschiedenen Sammelwerke von Uebersetzungen orientalischer Dichtungen, z. B. Dr. H. Jolowicz, Polyglotte der orientalischen Poesie. Leipzig, 1853 rc.

Minnesängern finden wir im 12. Jahrhundert den Juden Süßkind von Trimberg.* Zwei deutsche Dichter wollten den Parcival von Wolfram von Eschenbach nach dem französischen Gedicht des Manessier fortsetzen, verstanden aber kein Französisch, und da half ihnen ein kundiger Jude. Sie selbst sagen am Schluß ihrer Arbeit:

„Ein Jude Samson Pnie
Verwandte Zeit und Müh'
An diesen Abenteuern
Und thät uns viel beisteuern.
Er hat sie deutsch uns übersetzt,
Wir haben's dann in Reim gesetzt."

Ein sehr bedeutender Dichter war auch der genannte Manuelo (Immanuel ben Salomon) den man den Vorläufer des Boccaccio nennen kann, und der dem vertrauteren Freundeskreise Dante's angehörte.

Ich weiß nicht, daß sich jemals ein Jude über gelehrte und berühmte Frauen beschwert hätte wie unser Schiller. An Gegenständen für eine solche Epistel hätte es allerdings nicht gefehlt. So war zur Zeit der Tanaim eine Frau Beruna wegen ihrer Gelehrsamkeit sehr berühmt. Im 12. Jahrhundert hielt eine sehr schöne Jüdin im Orient Vorlesungen über den Talmud, und die Tochter des R. Meïr (Enkelin des berühmten Rasci), Rebecca, schrieb mehrere wissenschaftliche Bücher.

Da die schönen Hochzeitslieder gesungen wurden, und da schon früh der Gesang auch bei dem Gottesdienst in der Synagoge eingeführt wurde, so müssen die Juden die musikalischen Kenntnisse, die im alten Testament so häufig erwähnt werden, sich bewahrt haben. Im 11. Jahrhundert wird Jacob ben Jeker als Schriftsteller über Musik genannt, und im 15. Jahrhundert schrieb Arkevolte ein geistreiches Buch über denselben Gegenstand, das in seinen Anschauungen vielfach und lebhaft an Thiebaut's „Reinheit der Tonkunst" erinnert.

Ich habe bisher nachgewiesen, wie durch das ganze Mittelalter, während alle europäischen Nationen stillstanden und zurückgingen, oder wie die germanischen Völker kaum noch einen Schritt vorwärts gethan hatten, die Juden rüstig auf der Bahn der geistigen Entwicklung vorwärts strebten und jede Seite des wissenschaftlichen Lebens ausbildeten und wie viel von ihren Errungenschaften am Ende des Mittelalters auf die ein neues Geistesleben beginnenden Völker überging. Aber sie haben noch ein anderes unendlich großes Verdienst. Als die abendländischen Völker anfingen, sehnsüchtig die Hände nach den köstlichen Früchten alter Geistescultur auszustrecken, mußten die Juden hinzutreten und sie ihnen zugänglich machen, denn die Christen in ihrer entsetzlichen Unwissenheit verstanden nicht die Sprachen, in denen der Geist der Alten sich mittheilte. Wenn die Juden nicht als Uebersetzer gearbeitet hätten, so würden wir wohl noch lange im finstersten Mittelalter stecken geblieben sein. Das erste Volk, welches nach der Nacht der Völkerwanderung und ihren wüsten Orgien neues geistiges Leben entwickelte, waren die maurischen Araber, und ihnen machten nur Juden die griechischen Werke zugänglich.

Schon bei der Uebersetzung des alten Testaments ins Griechische (der sogenannten Septuaginta) war vorzüglich der Jude Aristobulos thätig, und dessen Enkel übertrug den Jesus Sirach ins Griechische.

Im 4. Jahrhundert kam eine griechische Uebersetzung der Thora durch Akylos (der sogenannte Targum Onkelos) und eine syrische, die sogenannte Peschita, hinzu. In der Mitte des 7. Jahrhunderts übertrug Messer-Gawaich eine medicinische Schrift des Presbyter Ahron aus dem Syrischen ins Arabische.*

Im 9. Jahrhundert übertrug Rabban (Sahal al Tabari) den Ptolemäus ins Arabische; Saadia ben Joseph übersetzte im 9. Jahrhundert das alte Testament in dieselbe Sprache. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts vollendete R. Joseph sein großes Werk, die arabische Uebersetzung des Talmud auf

* Von der Hagen, Deutsche Minnesänger, Bd. 2. S. 258 ff. und Bd. 4, S. 536 ff. Leipzig, 1836.

* Haller, Biblioth. medico.-pract. L. II, p. 338; K. Sprengel, Gesch. d. Arzneik. Thl. 2, S. 352. 2. Aufl. 1800.

den Wunsch des Kalifen Hachem II. Durch den berühmten Chasdai kam zuerst der Dioskorides als Geschenk des Byzantiners Constantin VIII. nach Spanien und wurde von ihm mit Hülfe eines griechischen Mönches durchs Lateinische ins Arabische übersetzt. Im 11. Jahrhundert übertrug Isaac ben Chanan mehrere Bücher des Aristoteles ins Hebräische, eine Arbeit, die von Maimonides sehr gelobt wird. Nun aber werden die Arbeiten so häufig, daß es kaum lohnt, noch einzelne Namen aufzuzählen. Ganze Familien betheiligen sich durch mehrere Generationen, so die Tybboniden, durch welche besonders die Werke des Averroes* und Aristoteles ins Lateinische übertragen und so dem Abendlande zugänglich gemacht wurden. Moses Aben Tybbon lieferte die vorzüglichste Uebersetzung des Euklid. Daneben nimmt die Familie der Kalonymiden eine gleich berühmte Stelle ein.** Sie wurde besonders von dem Kaiser Friedrich II. geschätzt und begünstigt, und neben ihnen noch der Jude Jakob Antoli als Uebersetzer.*** Endlich ist noch die französische Familie der Kimchiden hier zu nennen.

Blicken wir nun noch einmal zurück, so finden wir, daß die Juden während des finsteren, geistig öden und faulen Mittelalters die Erhalter eines rationellen Landbaues, aller größeren Gewerbe, des Seidenbaues, der Färbereien, der Webereien, die Träger und Förderer des den Wohlstand der Nationen bedingenden Welthandels sind.

Wir haben gesehen, daß sie in ununterbrochener Geistesarbeit jedes Gebiet der Wissenschaften anbauen, fortbilden und den am Ende des Mittelalters endlich erwachenden Nationen überliefern. Sie sind die Begründer wissenschaftlicher Sprachkunde, sie sind der Bornirtheit und Unwissenheit des christlichen Klerus gegenüber die Einzigen, welche eine eindringende und allein fruchtbare Kenntniß der heiligen Schriften erhalten und fördern, weil sie für viele Jahrhunderte die Einzigen sind, welche die Kenntniß der morgenländischen (zum Theil selbst der griechischen) und der abendländischen Sprachen in sich vereinigen; sie waren die Einzigen, bei welchen die freie Entwicklung der Gedankenarbeit in Philosophie und besonders Religionsphilosophie Raum findet; welche die Ethik in einer Weise ausbauen wie kein anderes Volk. Sie sind es insbesondere, bei denen ganz ausschließlich eine wissenschaftliche Bearbeitung und Fortbildung der Medicin stattfindet;* sie betheiligen sich fruchtbar am Fortschritt der Astronomie, sie gründeten die berühmten Schulen von Montpellier und Salerno und trugen wesentlich zum Aufblühen von Padua bei. Wenige Jahre nach Erfindung des Bücherdruckes hatten sie schon in vielen Städten vorzügliche Druckereien. Mit Recht sagt Ribeyra de Santos:

„Wir verdanken den Juden größtentheils die ersten Kenntnisse der Philosophie, der Botanik, der Medicin, der Astronomie und Kosmographie, sowie die Elemente der Grammatik und der heiligen Sprachen, sowie fast alle Studien der biblischen Literatur.“**

Ich schließe hier diesen kurzen Ueberblick über die Bedeutung der Juden und verweise wißbegierige Leser für weitere Einzelheiten auf die in den Anmerkungen mitgetheilten Schriften.***

---

* E. Renan, Averroès et l'Averroisme, pag. 186 f. 3. édit. Paris, 1866.

** Renan, ebenda S. 188.

*** Eine lange Reihe von Uebersetzern siehe noch bei Bédarride, Hist. des juifs, p. 546.

* Wenn Herr Professor Billroth in seinem Buche „Lehren und Lernen der medicinischen Wissenschaften“ sich darin gefällt, seine alten Vorurtheile auszukramen (Auerbach hat ihn in P. Lindau's Gegenwart 1876, S. 17 f., wie mir scheint, noch lange nicht derb genug zurechtgewiesen), so ist das seine Sache; aber wie kann ein öffentlicher Lehrer darin zugleich eine so bodenlose Unwissenheit in der Geschichte seiner eigenen Wissenschaft zur Schau tragen. Er kennt offenbar die ungeheure Bedeutung der Juden für die Medicin nicht und hat daher nicht bedacht, daß es ohne die Juden vielleicht nie einen Professor Billroth gegeben haben würde.

** Ribeyra de Santos, Memorias de litteratura portuguesa. Tom. II. Lissabon, 1792.

*** Außer den schon erwähnten Arbeiten von Dr. Joel nenne ich noch dessen Abhandlung: Spinoza's theologisch-politischer Tractat auf seine Quellen geprüft. Breslau, 1870; E. Saisset in der Revue des deux mondes, 13. Jan. 1862; Lebens- und Charakterbild Baruch Spinoza's. Von H. Ginsberg. Leipzig, 1876.

Pyrenäenfahrten.

Von

M. Zuith.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Pau.

Das nordwestliche Vorland der Pyrenäen zwischen Adour und Garonne ist eine jener culturfeindlichen Bildungen der Erde, die glücklicherweise unserem Continent Europa nur in kleinerem Maße als anderen zu Theil geworden sind. Eine unabsehbare Fläche, die, von der mageren Pflanzendecke des Haidekrautes und Ginsters überkleidet, zu allen Jahreszeiten ein trauriges Wüstenbild darbietet — ich meine die weiten unwirthlichen Haidestrecken der Landes. Zur Sommerszeit eine zweite Sahara, über deren berstendem Boden die Sonnengluth zitternd brütet, gewährt dieser Erdstrich während des Winters und bis tief ins Frühjahr hinein, mit der Unzahl von Tümpeln und Wasserlachen, die sich durch die Regengüsse in dem welligen Boden gebildet, mit den bleichen Nebelzügen, die von ihnen aufsteigen, den Anblick der grauenvollen Sumpfwüsten Nordsibiriens.

Das Land scheint völlig von Menschen verlassen zu sein. Kein Dorf, kein Ackerfeld zeigt sich zu Seiten der Bahnlinie Bordeaux-Bayonne, wo sie die Landes durchzieht.

Ueberall nur unermeßliche Oede, lautlos und melancholisch, über der sich abwechselnd ein Ocean von Nebeln und Dünsten oder ein bleifarbiger, Alles versengender Wüstenhimmel ausspannt.

Anfänglich zwar, nachdem man das gesegnete Rebenland des Medoc verlassen, unterbrechen dann und wann noch Nadelwälder die öde Fläche; alsbald aber dehnt sie sich unbegrenzt nach allen Seiten hin, bis ihre fernen Enden in unbestimmten Linien mit dem Luftmeer verschwimmen; kaum daß sich alsdann vom Horizont die Umrisse einer verkrüppelten Kiefer oder eines Sandhügels abzeichnen, von welchen der Wind in der heißen Zeit Staubwolken aufjagt und sie in jenen weiten Räumen unbehemmt vor sich hertreibt wie Wellen des Oceans.

Die kleinen Oasen, auf welchen sich, von Föhrengehölz und Blumengärtchen umgeben, die Stationshäuser der Eisenbahn erhoben haben, fliegen schnell vorüber; die größeren dagegen, wo die Einsamkeit und Dürre der Wüste zu Oefterem sogar von schönen weiten Wiesenflächen, von größeren Waldungen und fließenden Gewässern, von Mais- und Roggenfeldern und Dorfschaften unterbrochen wird — diese bleiben dem auf dem Schienenwege Hineilenden ungesehen wie die Bewohner der Landes selbst. Dreißig Wegstunden hat man zurückzulegen, bis man an den schönen Ufern des Adour der Vegetation, dem Anbau, dem lebendigen Treiben der Menschen wieder begegnet. Da tauchen endlich auch die Bergreihen der Pyrenäen am südlichen Horizont auf.

Ich sollte diesen wohlthätigen Gegensatz nicht mehr genießen, denn der Tag war bereits geschwunden, als ich mich dem Thale des Gave de Pau näherte. In dunkler Nacht kam ich in der Stadt Heinrich's IV. an.

„Pau ist eine hübsche Stadt, reinlich und von freundlichem Aussehen," sagt Herr Taine in seinem Buch über die Pyrenäen. „Ihre Straßen sind mit kleinen Rollsteinen gepflastert, die Trottoirs mit spitzen Kieseln. Infolge dessen gehen hier zu Lande die Pferde auf Nadelköpfen, die Menschen aber auf Nadelspitzen. Schon nach wenigen Minuten wird man durch sein Pedal in sehr verständlicher Weise daran erinnert, daß man zweihundert Meilen von Paris entfernt ist."

Wenn ich gegen diese üble Beigabe der alten Bearner Hauptstadt nicht so empfindlich war wie mein berühmter Vorgänger, so mag der Grund wohl darin liegen, daß man in unserem engeren Vaterlande sich in dieser Beziehung immer noch leicht abzuhärten Gelegenheit findet.

Daß Pau eine schöne Stadt ist, darüber ließe sich mit Herrn Taine streiten. Aber ihre Lage gegenüber der prächtigen Hochgebirgskette ist überaus anmuthig. Pau ist für ein Pyrenäenalbum ein eben so reizendes Titelblatt wie Bern mit seinem Schänzli oder der Münsterterrasse für die Schweizer Alpen.

Ehe ich am Morgen nach meiner Ankunft in Pau die Sehenswürdigkeiten des Schlosses aufsuchte, wo der große Bearner das Licht der Welt erblickte, lenkte ich meine Schritte nach dem auf weitschauender Terrasse gelegenen Königsplatze, wo unter Ahornbäumen das Marmordenkmal des „boun Henri“ sich birgt.

Da steht sie denn in plötzlicher Nähe, die blaue Pyrenäenkette, zwar nur der vierte Theil jener mächtigen Erhebung, welche von Meer zu Meer den Grenzwall zwischen Frankreich und Spanien bildet, hier aber doch am ganzen Südhorizont sich hinziehend, soweit das Auge reicht.

Die dunklen Felsenzüge überhöhen sich, einer über den anderen, die vordersten tiefblau, die höheren, ferneren in matterer Färbung. Leichte Nebelstreifen dämmern dazwischen auf und zeichnen den Lauf der Thäler. Sie steigen aus den tiefgerissenen Betten der Gaven empor, den tosenden Bergwassern der Pyrenäen.

Namentlich am Nordrande der Pyrenäen aber, in den gesegneten Ebenen Südfrankreichs, zieht sich eine Reihe von Städten hin, deren Alter und Fortbestehen unter den wechselvollen Ereignissen anstürmender Völkerwogen für die unzerstörbare Lebenskraft einer von der Natur begünstigten Lage spricht. In Languedoc, kann man sagen, liegen die Völkerdenkmäler epochenweise geschichtet über einander gleich den Schuttlagern, welche durch große periodische Wasserfluthen abgesetzt wurden. „Vous y trouvez,“ sagt Michelet, „partout les ruines sous les ruines, les Camisards sur les Albigeois, les Sarrasins sur les Goths, sous ceux-ci les Romains, les Ibères.“ Das Amphitheater von Nimes zeigt noch die Spuren der gothischen Belagerung und die saracenischen Zinnen, an welchen später die Flammen von Karl Martell's Brandfackeln, wie heute noch sichtbar, emporschlugen.

Die jetzigen Mauern von Narbonne, welche unter Franz I. aufgerichtet sind, bestehen zum großen Theil aus Resten römischer Grabmonumente, Statuen und anderen Denkmälern; der Ingenieur, welcher den Bau leitete, ließ an tausend antike Inschriften auf die Außenseite dieser Mauern, die Fragmente erhabener Bildwerke römischer Kunst über die Thore der Stadt einfügen.*

Auf den sonnigen Hügeln, die aus jenem Vorlande der Pyrenäenkette gegenüber sich erheben, gedeihen bereits die südlichen Früchte: Feigen und Oliven, Granatäpfel und Datteln und der wilde Cactus schmücken ihren Fuß; Rebengärten mit dem kostbaren Gewächs von Banioul und Grenache ranken an ihnen hinauf.

Dem Königsplatz in Pau gegenüber liegt jenseits des Gave das Dorf Jurançon mit seinen berühmten Weingärten. Als einst in einer Decembernacht des Jahres 1533 die Dame Johanna, Prinzessin von Navarra, bekannter unter dem Namen der Jeanne d'Albret, ein Madonnenlied singend, ihr drittes Söhnlein gebar, welches kein Geringerer als der große Heinrich werden sollte, da nahm der Großvater den Säugling auf den Arm und netzte ihm mit einigen Tropfen des Weines von Jurançon die Lippen, „auf daß er ein echter Bearner werden solle — kein Franzose.“ Der große Heinrich scheint auch in der Folgezeit keine geringen Stücke auf die Rebengärten gehalten zu haben, von denen ihm die erste Labe zu Theil geworden. Denn es wird erzählt, daß später die „Vignes de Gaye“ auf sein Geheiß mit Schildwachen besetzt wurden, „afin qu'aucune grappe n'en fût détournée.“

Aber nicht nur für den Freund silenischer Genüsse haben die Ortsnamen des Bearner Ländchens einen eigenthümlich anmuthenden Wohlklang. Dem Fremdling mag es dort zuweilen vorkommen, als wandle er auf dem classischen Boden von Hellas, wenn Namen wie Estos, Syros, Gelos, Bizanos um ihn ertönen. Ja in einer Schilderung der Vorpyrenäen wird sogar ein Sestos und Abidos aufgeführt, so daß man unmittelbar an jene Orte des meerdurchströmten Landes erinnert wird, wo einst Hero und Leander sich so heftig geliebt haben.

An den unteren Lauf der Gaven, an ihre Mündungen, in die Städte am Fuße

---

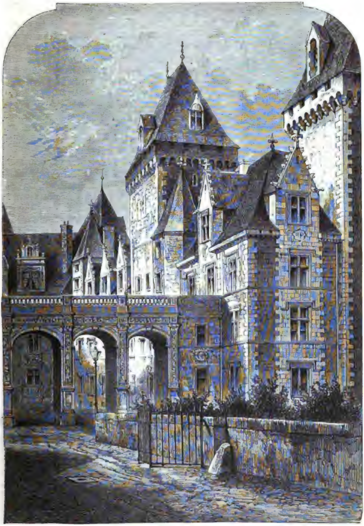
* „C'est un musée immense, amas de jambes, de têtes, de mains, de troncs, d'armes, de mots sans aucun sens; il-y-a près d'un millier d'inscriptions presque entières, et qu'on ne peut lire, vu la largeur du fossé, qu'avec une lunette.“ Millin, Voyage dans le midi de la France.

des Gebirges hat sich also aus den Hochthälern der Pyrenäen das Leben gezogen, hier treffen wir Rührigkeit und Wohlstand. Hier haben aber auch auf beiden Abdachungen die Cultur und Sitte der Franzosen und Spanier am meisten ihren umgestaltenden Einfluß geübt. Noch ein Menschenalter und dasselbe Schicksal wird auch den Bewohnern der Hochpyrenäen zu Theil geworden sein, deren zahlreiche Badeorte, durch das Netz der „Routes thermales" immer mehr zugänglich ge-

Schloß zu Pau. (Aeußere Ansicht.)

Digitized by Google

macht, von Jahr zu Jahr an Ausdehnung und Luxus zunehmen, von immer größeren Schaaren von Heilungsbedürftigen und Vergnügungsreisenden aufgesucht werden, unter denen sich auch die höchste Aristokratie bemerkbar macht und John Bull mit seiner unvermeidlichen Sippe schon längst nicht mehr fehlt. Die vielfach originellen Charakterzüge der Bearner und der eigentlichen Pyrenäenbewohner wer-



Schloß zu Pau. (Ansicht des Hofes.)

Digitized by Google

den uns bald nur noch in der Landesgeschichte erhalten sein, zu deren merkwürdigsten Denkmälern das Schloß zu Pau gehört.

Die Erinnerungen an die alten Grafen und Fürsten von Bearn, welche dem unterrichteten Beschauer hier aufgefrischt werden, sind übrigens im Ganzen eben so erbaulich als die Geschichte vieler gleichzeitigen Fürstengeschlechter von anderwärts. Eine Reihe ritterlicher Gestalten, erfüllt von der Tapferkeit, dem gläubigen Sinn und der Rohheit mittelalterlicher Helden, wackere Krieger, die wir bald an der Seite Tancred's vor den Mauern Askalons befehligen, dann wieder in blutigen Kämpfen mit Saracenen und Mauren sehen, von welchen mancher der edlen Bearner nimmer wiederkehrt, sondern den Heldentod findet auf spanischer Erde.

Daneben aber auch häusliche Fehden und Balgereien mit den nachbarlichen Grafen und Edlen, Meuchelmord, Verrath und Weiberintriguen. Es sind ganz besonders drei bedeutsame Frauennamen, die uns hier in jener späteren Zeit begegnen, als der Religionskrieg in Frankreich wüthete und seine Opfer bald durch offene Gewaltthat, bald durch meuchlerische Hinterlist forderte — Mannweiber, deren illustres Dasein mehr Schaden als Gutes gestiftet: so jene Katharina, die stolze Navarrekönigin, die ihrem schläfrigen Gemahl zeitlebens den Verlust seiner Krone nicht verzeihen konnte,* Margarethe von Valois, Gemahlin Heinrich's IV., die Braut der Bartholomäusnacht, und ihre Schwiegermutter, Jeanne d'Albret, deren geheimnißvoller Tod die Schrecken jener Mordtage einleitete, die Megäre, welche die Anhänglichkeit und Liebe ihrer treuen Bearner mit der Grausamkeit calvinistischen Zelotismus vergalt, womit sie nach ihrem Glaubenswechsel gegen die conservativen Katholiken ihres Landes wüthete.

Der Zeitpunkt des höchsten Glanzes und des beginnenden Verfalls des Schlosses zu Pau** fällt mit dem Leben der zwei berühmtesten Bearner zusammen, des Gaston Phoebus († 1391) und Heinrich's des Guten, der auf einem so eigens verschlungenen Glückswege auf den Thron Frankreichs gelangen sollte.

Von den Lorbeeren, welche sich der Erstere erwarb in seinen Kämpfen gegen die Saracenen, gegen seinen mächtigen Nebenbuhler, den Grafen von Armagnac, ja selbst im fernen Nordosten, wo sein Heldenarm den Deutschrittern getreulichen Beistand leistete, will ich dem Leser nicht Langes vor-, d. h. den Geschichtschreibern nacherzählen. Willkommener dürfte es ihm vielleicht sein, zu erfahren, was von der Lebensweise eines Bearner Fürsten damaliger Zeit berichtet wird.

Der edle Souverän stand erst um die Mittagsstunde auf. Nachdem er die Messe gehört, begab er sich zum Mahle. Zwei Haushofmeister winkten zweien Cavalieren, diese brachten Linnen und ein silbernes Becken. Der Fürst wusch sich, und die Gäste folgten seinem Beispiel. Es wird uns verbürgt, daß die Mahlzeiten des gefeierten Bearners nicht eben knauserig waren. In der Quantität dürften wohl auch die üppigsten Galadiners von heutzutage hinter jenen zur Zeit des Gaston Phoebus zurückstehen; denn bei einem großen Festessen, welches derselbe zu Toulouse gab, und welches der König von Frankreich selbst „mit anzusehen" gekommen war, zählte man nicht weniger als 250 Schüsseln.

Nach eingenommenem Mahle begab sich die Tischgesellschaft ins Sprechzimmer. Fehden und Schlachten, Belagerungen und Ausfälle wurden hier neben mancherlei Liebesgeschichten besprochen. Dann horchte man den Minstrels und Troubadours und erging sich in den Gärten des Schlosses, wo bearner und baskische Jünglinge den hohen Herren die Zeit mit Ringspielen verkürzten. Nicht selten beschenkte der freigebige Phoebus die Sieger mit Kränzen von Gold. Nachdem den Gästen nochmals Wein und andere Erfrischungen gereicht worden, trennte man sich. Der Fürst aber widmete nach einem kurzen

* Es ist ein bekannter Ausspruch dieser fürstlichen Frau, den sie ihrem Gatten gegenüber öfter gebraucht haben soll: „Si nous fussions nés, vous Cathérine et moi Don Juan, nous n'aurions jamais perdu la Navarre."

** Der Name Pau wird vom latein. palum, auf bearnisch paũ, abgeleitet. Einer der ersten Grafen von Bearn, die damals noch in dem 2½ Stunden von Pau gelegenen Morlaas residirten, soll nämlich durch drei Pfähle die Umgrenzung des Schlosses haben bezeichnen lassen, das er auf diesem weitschauenden Punkte zu errichten gedachte.

Nachmittagsschlaf seine Erholungsstunden der schönen Literatur, der Poesie. Denn während nach Mazure* gerade das Ländchen Bearn noch im 12. und 13. Jahrhundert im Gegensatz zu dem benachbarten Languedoc von jenen freundlichen Musen geflohen schien, welchen die Troubadours ihre Kunst verdankten, war es zu Ende des 14. Jahrhunderts vor Allem Gaston Phoebus, an dessen glänzendem Hofe zu Orthez die schönen Künste in lichtem Flor standen. Trat er ja selbst als Schriftsteller auf mit einem vielberufenen Buche über die Jagd,** deren leidenschaftlicher Verehrer er war und für deren Ausübung er nicht weniger als 200 Pferde und 1600 Hunde zugleich hielt. Aber auch in erotischer Dichtung versuchte sich der wackere Kämpe, und heute noch soll man die Hirten in den Bergen und Thälern von Bearn ein Liedchen des Gaston Phoebus singen hören, einfach poetische Strophen, Liebesseufzer, die einer Schönen jenseits der Pyrenäen galten.

Des Abends ließ er sich vorlesen; um Mitternacht begann das zweite Mahl, glänzender und reicher noch als die Mittagstafel; aber die strengste Etikette wurde jederzeit auch während jenem beobachtet, Niemand durfte es wagen, zu sprechen, ohne vom Fürsten gefragt zu sein.

Abermals erklangen unter Hörnerschall, unter Flöten- und Saitenspiel die Lieder der Minstrels während des zwei Stunden langen Schmauses. Bevor sich aber der Fürst zur Ruhe begab, brachte er, um den Tag als frommer Christ zu endigen, den Rest desselben in längerem Gebete zu; täglich las er noch eine Nocturne des Psalmisten, die Heures de Notre Dame, du St. Esprit, de la Croix und die Vigilien der Todten; täglich auch ließ er vor der Pforte seines Schlosses fünf Lire in kleiner Münze zur Ehre Gottes und zu seiner Seele Heil an die Armen vertheilen.

Im Zeitalter der Reformation und während der Religionskrieg in Frankreich mit allen seinen Schrecken tobte, begegnen wir auf dem Schlosse zu Pau mancher hohen Persönlichkeit, deren Name mit der Geschichte jener schweren Zeit bedeutsam verknüpft ist.

Im Jahre 1527 zog des großen Franz I. Schwester, Margarethe von Valois, als Gemahlin des Titelkönigs Heinrich's II. von Navarra in der Bearner Residenz ein. Von ihr stammen die wesentlichsten Verschönerungen dieses Baues, die große Treppe, welche heutzutage noch bewundert wird, der innere Hof und manche Außentheile, welche durch die geschicktesten italienischen Künstler im edlen Renaissancestil aufgeführt wurden. Es ward ein Prachtbau, umgeben von den herrlichsten Gärten, den schönsten in Europa, wie man sagte, ein Bau, der in der That seines Gleichen weit und breit noch wenige haben mochte. Denn der alte Louvre der französischen Könige, die Tuilerien und der Palast Luxembourg in Paris wurden erst später begonnen. Die begeisterten Bearner aber priesen das Prachtschloß der Navarrerkönige mit folgenden Versen:

„Qui n'a vist le casteig de Pau,
Jamey n'a vist arey de tau."*

Dieselbe hohe Frau, an deren glänzendem Hofe Künste und Wissenschaften in so hohem Flor standen, gewährte daselbst auch den verfolgten Vorkämpfern der Reformation eine sichere Stätte. Sprachenkundig und gelehrt, verfaßte sie selbst eine tragi-komische Uebersetzung des neuen Testaments, freilich nicht zur sonderlichen Erbauung der strengen Sorbonne, dichtete Erzählungen und Lieder, welche letztere sie zugleich in Musik setzte, und führte einen poetischen Briefwechsel mit ihrem geliebten Bruder Franz, dem ritterlichen Gegner Karl's V.

In ihrem Hofstaate finden wir auch die schöne und unglückliche Anna Boleyn.

Calvin, Desperrier und Marot, welche ihres Glaubens wegen aus Frankreich vertrieben worden waren, genossen den Schutz der geistvollen Navarrerkönigin. Wie der Letztgenannte von seiner hohen Gönnerin gedacht und wie er für dieselbe gefühlt haben mag, dürfte aus folgendem seiner Verse ersichtlich sein:

---

* Histoire du Béarn et du pays basque.

** „C'est un livre écrit en français très-remarquable et très-avancé pour le temps; on peut en voir de longs fragmens dans le Froissart du panth. lith., édition de M. Buchon."
Mazure.

* Wer nie das Schloß zu Pau geseh'n,
Hat überhaupt noch nichts geseh'n.

„Que je suis serf d'un monstre fort étrange,
Monstre je dis, car pour tout vrai, elle a
Corps féminin, coeur d'homme, et tête d'ange.“

Gleichzeitige und spätere Bewunderer konnten natürlicherweise einer solchen Fürstenerscheinung nicht fehlen. Drei Engländerinnen, Nichten der Johanna Seymour, verfaßten zum Preise der Navarrerkönigin unter dem Titel: „Epitaphium der Margarethe von Valois ꝛc.“ nicht weniger als 104 lateinische Distichen, die bald darauf ins Griechische, Italienische und Französische übersetzt wurden. Die gefeierte Fürstin wurde darin die vierte der Grazien und die zehnte der Musen genannt. Denn also lautet die von Valentine d'Arsinois verfaßte, allerdings ein Bischen holperige Grabschrift:

„Musarum decima, et Charitum quarta, inclyta regum
Et soror et conjux, Margaris illa jacet.“

Weniger Rühmliches wissen sich dagegen die Bearner von der Tochter Margarethens zu erzählen, der Jeanne d'Albret, Mutter Heinrich's des Guten, und von dessen Gemahlin, Margarethe von Valois, der bereits oben genannten Braut der Bartholomäusnacht.

Ward Jeanne, deren calvinistischer Proselytismus zuerst das Blut ihrer Unterthanen vergoß, der Gegenstand des Hasses bei den katholischen Bearnern, so vermochte sich ihre Schwiegertochter, deren scandalöser Lebenswandel hinlänglich bekannt ist, der Sympathie keiner Partei zu erfreuen.

Um so mehr ist es denn der große Bearner selbst, Heinrich IV., der in seinem engeren Vaterlande noch immer in gesegnetem Andenken fortlebt. Keinem anderen Fürsten ist eine so liebevolle Erinnerung bewahrt wie ihm, dem Helden von hundert Schlachten und Liebschaften. Das Volk der Bearner erzählt sich heute noch Vieles von dem berühmtesten seiner heimischen Herrscher, den es mit patriotischer Familiarität den „bon Henri“ nennt. Und es möchte mich manchmal fast bedünken, als wenn es vorzugsweise die liebende Anhänglichkeit seiner weiblichen Unterthanen war, welcher der illustre Fürst den Beinamen des Guten verdankte: der wie in seinen Anschauungen über Staats- und Völkerleben auch in der Liebe Kosmopolit war, dessen Herz in Süd und Nord gleich warm schlug für Frauenreize, und der dabei keinen Unterschied des Standes kannte. Neben einer glänzenden Reihe von hochgeborenen, schleppenumrauschten Maitressen sehen wir nicht minder eine beträchtliche Anzahl ländlicher Schönen, die sich der Liebe des Fürsten erfreuten und denen er, ein ritterlicher Champion, trotz Nacht und Nebel, trotz Sturm und Wetter entgegeneilte zum traulichen Stelldichein durch die Gebirgsthäler von Bearn, ja selbst durch die Haidestrecken der Landes. So ist denn auch die Histoire des amours des guten Heinrich eben so umfangreich wie die Geschichte seiner Waffenthaten, und nicht minder als der Kriegsheld tritt uns der allezeit feurige Liebhaber entgegen in den bildlichen Darstellungen der buntgewirkten Gobelins, die wir auf dem Schlosse seiner Väter bewundern.

Die schönsten Räumlichkeiten des Bearner Schlosses, die Wohn- und Schlafzimmer der Könige von Navarra, waren zur Zeit, als ich dasselbe besuchte, für den jeweiligen Aufenthalt des kaiserlichen Paares eingerichtet. Außer dem Cabinet der Jeanne d'Albret und dem Zimmer, wo Heinrich IV. geboren wurde, und in welchem noch dessen Wiege, eine riesige Schildkrötenschale, gezeigt wird, finden wir auf dem Schlosse zu Pau auch noch einen Salon Bernadotte, so genannt zum Gedächtniß an den berühmten Bearner, der als der Sohn eines bescheidenen Rechtsgelehrten dazu bestimmt war, in einem Reiche des fernen Nordens eine Dynastie zu gründen. Es mag für junge thatendurstige Kriegsleute, denen es in Friedensläuften mit dem Avancement manchmal gar zu langsam geht, beruhigend sein, wenn sie erfahren, daß der nachmalige König von Schweden seine militärische Laufbahn mit dem siebzehnten Lebensjahre begann, dann zehn Jahre lang als gemeiner Soldat und Unterofficier diente und doch bereits mit zweiunddreißig Jahren den Commandostab als Divisionsgeneral und fünfzehn Jahre später eine Königskrone trug.

Ehe noch in neuerer Zeit Isabella von Spanien mit ihrem Gefolge, worunter auch der edle Marforio, auf dem Schlosse zu Pau ein Asyl gefunden, hat auf demselben eine andere merkwürdige Person einen unfreiwilligen Aufenthalt genossen,

der Held der Wüste und der Kabylie, den ein allzu großes Vertrauen in die Versprechungen französischer Marschälle als Gefangenen hierher gebracht. Es war am 28. April 1848, als Abd el Kader mit einem Gefolge von siebenundachtzig Personen als französischer Staatsgefangener auf dem Schlosse zu Pau einzog. Außer seiner Mutter, der Sultanin, hatte er eine legitime und fünf andere Frauen bei sich, drei legitime und vier natürliche Kinder, einen Oheim, zwei Brüder, seinen Intendanten und Secretär rc. Zwei französische Officiere höheren Ranges waren außerdem noch dem Emir beigegeben. Der Geschichtschreiber des Schlosses zu Pau, Herr Bascle de Lagreze, der mit dem hohen Gefangenen in intimem Verkehr stand, hat den Tugenden desselben, seinem sanften Charakter, seiner Bildung, seinen freien, humanen Anschauungen eine ehrende Erinnerung gewidmet. Abd el Kader ward bekanntlich den 2. November desselben Jahres seiner Haft entlassen. Während derselben hatte er drei Kinder verloren, welche in Pau begraben liegen.

In seiner äußeren Erscheinung gewährt das Schloß Heinrich's IV. jetzt nicht eben einen harmonischen Anblick. Auch begegnet man hier wie in manchen anderen Orten in Frankreich, namentlich an den bedeutsamen Römerdenkmälern des französischen Südostens, dem heillosen Unfug, daß man, statt die Reste solcher kostbaren Monumente möglichst zu erhalten, die schadhaften Theile derselben gänzlich entfernt und durch oberflächliche und stümperhafte Renovationen zu ersetzen sucht. Wer im Hofraume des Schlosses zu Pau neben den imposanten Theilen, die noch aus den Zeiten der ersten Margarethe stammen, neben den meisterhaften architektonischen Zierrathen der Renaissance das erbärmliche Machwerk der Neuzeit sich betrachtet, der mag die Ueberzeugung gewinnen, daß solchem Treiben gegenüber auch der schärfste Tadel berechtigt ist.

Hinter dem Schlosse zu Pau steht eine geräumige Caserne, eine der größten Frankreichs und, wie Herr Berlepsch in seinem Reisehandbuch für Südfrankreich meint, mit viel zu schöner Aussicht. Es scheint daher fast, als habe der bekannte Reiseführer seine schönen Bücher, welche alle den löblichen Zweck haben, den Sinn für Naturschönheiten mehr und mehr zu wecken und zu verbreiten, nur für Leute aus dem Civilstande geschrieben, was in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht etwas sonderbar wäre. Ich muß aber auch für die eigentliche Berufs-Soldateska ein wenig einstehen, welche Herr Berlepsch auf eine gar niedrige Culturstufe zu stellen scheint. Vielleicht hat doch schon mancher derselben auch ohne literarische Beihülfe die Schönheit der Gegend von seinem Belvedere auf dem Schloßhügel zu Pau ebenso empfunden wie hochgebildete Touristinnen. Ja, es waren wohl auch schon deutsche Landsleute aus dem baierischen Hochland, Gefangene des letzten Krieges, die dort im Anblick der schneebedeckten Pyrenäen an die Alpenheimath mit ihrem Wendelstein und der Zugspitz erinnert wurden und sich an den Ufern des Gave nach den heimischen Strömen der Isar oder des Lech zurücksehnten.

Literarisches.

Vor Kurzem erschien in dritter umgearbeiteter Auflage Yngvar Nielsen's „Reisehandbuch für Norwegen" (Hamburg, W. Mauke Söhne). Dasselbe hat in der That durchweg so wesentliche Verbesserungen erhalten, daß es den besten derartigen Werken ebenbürtig geworden ist. An Stelle der früheren Gesammtkarte sind jetzt weit zweckmäßiger eine Haupt- und vier Specialkarten der interessantesten Theile Norwegens nebst einer Uebersichtskarte der skandinavischen Halbinsel und der Ostseeküsten getreten. Auch der vorausgeschickte Führer durch Kopenhagen ist eine angenehme Bereicherung dieses nun von 213 auf 316 Seiten angewachsenen Buches. Endlich wird jeder der Landessprache Unkundige durch die recht praktisch vermehrte Auswahl norwegischer Redeweisen, soweit dies auf solchem Wege überhaupt möglich, in den Stand gesetzt, sich dem Einheimischen verständlich zu machen. Für die nächste Auflage, welche bei dem von Jahr zu Jahr steigenden Interesse für die eigenartige Herrlichkeit Norwegens und dem rühmlichen Eifer des Verfassers wie des Verlegers nicht lange ausbleiben wird, möchte sich vielleicht noch die weitere Einfügung eines kleinen Plans von Kopenhagen und Umgegend, sowie im 6. Abschnitt eine noch größere Berücksichtigung der landesüblichen Aussprache empfehlen.

Jeremias.

Eine Erzählung

von

Karl Heigel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

II.

Ein ungerathener Vater.

Die Schwärmerei Goldheim's für die erste Uniform war deren Träger bald mehr lästig als belustigend geworden. Adelheid blieb bei einer zweiten Begegnung schön und stumm wie ein Bild, die übrigen Gäste jedoch waren Edgar entsetzlich gleichgültig. Da die Unpäßlichkeit des Vaters seinen stillen Rückzug genügend entschuldigen konnte, brach er auf, bevor der heiße Kampf um die kalten Schüsseln des Büffets begann.

„Haben Herr Lieutenant eigene Equipage?" fragte der Portier, den Thorflügel öffnend, und blickte hinaus auf die stattliche Wagenreihe vor dem Hause; „oder wünschen Herr Lieutenant eine Droschke?"

„Weder das Eine noch das Andere."

„Sehr kalt geworden, Herr Lieutenant."

„Um so besser zu gehen," antwortete Edgar und klirrte an dem Zudringlichen vorüber ins Freie. Dort athmete er aus erleichterter Brust.

Es war eine sternklare Frostnacht. Ihr schneidender Hauch trieb die wenigen Fußgänger hastig an einander vorüber, der hartgefrorene Boden knirschte unter den Wagenrädern, und der müdeste Droschkengaul wurde in ein Dampfroß verwandelt. Edgar hatte nur hundert Schritte bis zu einer Weinstube zu gehen, wo er Kameraden anzutreffen hoffte. Und so war's. Am langen Tisch des wenig eleganten und doch behaglichen Gemaches saßen Officiere aller Waffen. Edgar nahm auf dem nächsten freien Stuhl Platz.

„Sich bei Goldheim's amüsirt?" fragte ihn sein Nachbar zur Linken, ein Husarenlieutenant, von dem böse Zungen behaupteten, daß er nur von seinen Schulden lebe.

„Woher wissen Sie?"

„Sah Sie mit seinem Factotum ins Haus gehen."

„Meinen Sie Perlmann? Kennen Sie ihn auch?“

„Hm, ja, hat mir mal ein Pferd verkauft — handelt mit Allem — ein netter Junge!“

Dem Anderen schoß das Blut ins Gesicht. „Man kann doch mit ihm gesehen werden?“

„Hm, ja, das heißt — gratulire mir, mit der Sorte nichts mehr zu thun haben. — Schon die Finaly gesehen? Ein reizender Schatz!“

Edgar wurde heut auch dieser sonst so lieben Gesellschaft nicht froh; er verließ sie vor Mitternacht. Trotz der Kälte langsam schreitend, quälte er sich mit unabweislichen Gedanken. Sie knüpften sich an das hingeworfene Wort des Husaren. Hatte der errathen, was ihn in die bürgerlichen Kreise zog, und wollte er ihn warnen? Oder — er blieb plötzlich stehen und schoß einen wilden Blick ins Leere — war's etwa als Hohn gemeint? Für ihn kam die Warnung zu spät, und nicht verdiente er den Hohn. Die Vaterhand war es, die ihn auf schwanken Boden, auf unsichere Wege zog. Das schöne Bild, das er aus der Kinderzeit vom Vater hatte, war längst verzerrt und entstellt. Edgar's Mutter, von ihrem Gatten schwärmerisch geliebt und aufrichtig verehrt, war dessen guter Geist gewesen, leider ein Engel ohne Unsterblichkeit. Als sie von der Erde schied — es wurde der Ahnenden schwer genug — ging mit dem Wesen des Verwittweten eine traurige Veränderung vor sich. Das waren scheinbar die glänzenden Eigenschaften noch, durch die er früher die Herzen gewann, die immer frohe Laune, die geistige Beweglichkeit, die Freigebigkeit und Galanterie, allein sie waren im Laufe der Zeit häßliche Flecken, die Tugend war Laster geworden. Diese Wandlung und ihre Folge sah der Knabe nicht, der in der Residenz als Cadett erzogen wurde, dem gereiften, tüchtigen Jüngling aber konnte der Ruin des Vaters nicht verborgen bleiben, wie sehr auch letzterer bedacht war, den Sohn von sich fern zu halten. Da brach der Krieg aus. Ueber der größeren Pflicht vergaß Edgar die Sorge um seine eigene Zukunft; ja, das Abenteuerliche, das auch dem gewaltigsten Heroenkampf anklebt, lehrte ihn die Dinge in der Heimath leichter nehmen. Er wechselte fröhliche, ja, herzliche Briefe mit dem Vater. Beide wurden in diesem Verkehr, so zu sagen, gute Kameraden, und als sie am Einzugstage in der Hauptstadt einander in die Arme flogen, stand die Freude über den Sohn, den Helden, dem Alten so gut, daß er Jenem wie verklärt, ein Geläuterter, Gebesserter erschien.

Armer Junge! wenige Wochen später wußte er, daß das väterliche Gut verloren, und nur sein Degen noch sein Eigen sei.

Der „Freund in der Noth“, Herr Perlmann oder vielmehr der hinter den Wolken agirende Goldheim hatten das herrliche Schloß und die ansehnlichen Gründe bereits so gut wie in der Tasche.

O wie hatte den jungen Edelmann eben der Pomp, womit er vom Gläubiger seines Vaters empfangen wurde, gedemüthigt und gebeugt! man läßt dem Gefangenen sein glänzendes Kleid — für den Triumphzug.

Und doch konnte nur vom Verderber selbst die Rettung kommen. Perlmann hatte Vater und Sohn Andeutungen gemacht, die nicht mißzuverstehen waren. Ihr Tyrann hatte eine heirathsfähige Tochter, und Edgar war jung, schön und adelig. Sein Herz hatte bisher nur geflattert, nicht geschlagen, es war frei; wie aber nennt die Ehre ein Bündniß, das ohne Neigung in gewinnsüchtiger Absicht geschlossen wird? Darf sich ein Mann „verkaufen“? Allein er thäte es ja nicht in gemeinem Sinn, sondern eben um der Ehre willen. Auch er hatte geträumt von

künftigem Liebesglück, von der Wahl einer Braut aus seiner Welt. Nun blieb das ein Traum, mußte es bleiben, ob er sich für den Vater opferte oder ob er ihn seinem Schicksal überließ.

Er besaß Freunde, Gönner; vor Allem war ihm sein König gnädig gesinnt. Aber diese Hülfe sich zu sichern, mußte er das Unnatürliche thun, den Vater brandmarken.

Ueber seine verzweifelte Lage grübelnd, legte er wie im Traum die Straßen zum Hotel zurück, wo Herr Archibald von Frosch auf Froschweiler zu wohnen pflegte, wenn er in der Residenz „Geschäftsangelegenheiten zu regeln" hatte. Das war seit einer Reihe von Jahren quartaliter der Fall.

Im Portierstübchen erhielt Edgar die Auskunft, „der Herr Baron" befinde sich im Speisesaal. Er zwang sich zu einer heiteren Miene, sobald er in den hellen Saal trat.

Es waren nur noch zwei Gäste anwesend, Edgar's Vater in Gesellschaft eines jüngeren Mannes. Vor ihnen stand die Champagnerflasche im Eiskühler, nach dem Wirrwarr der Tafel und nach dem Aussehen der Trinker zu schließen nicht die erste, nach der lärmenden Freude, womit Herr von Frosch seinen Sohn empfing und den Zechgenossen als Grafen Sabatzky vorstellte und ein drittes Glas befahl, auch nicht die letzte Flasche. Er hatte sich wohl conservirt, der alte Herr. Freilich that er, um nicht an einen grauen Sünder zu erinnern, ein Uebriges, der Schnurrbart war sorgfältig gefärbt, und durch weise Eintheilung des Haupthaars wurden die kahlen Stellen verdeckt. Kleiner als sein Sohn, war Archibald von Frosch immer noch kräftigen Wuchses und elastisch in der Bewegung. Ein unwillkürliches Zucken der Gesichtsmuskeln, der eigenthümlich feuchte Glanz und unstäte Blick seiner Augen, das Zittern der Hand, die alle fünf Minuten am Schnurrbart drehte, konnten Wirkungen des Weines sein. Gekleidet war er à quatre epingles, nur die hellblaue Binde ziemte sich nicht für einen wohlgesetzten Mann.

Er sprach laut, hastig, ohne Zusammenhang, seine Lustigkeit war um einen Ton zu grell, sie kam von den Nerven, nicht vom Herzen.

„Komme mir plötzlich ganz ehrwürdig vor, lieber Graf," scherzte er, nachdem man wieder Platz genommen; „ja, ja, wenn man einen so großen Sohn hat —"

Der „Graf" war, was man in der Gesellschaft eine elegante Figur nennt, das heißt ein Kerl ohne Schultern und ohne Hüften. Sein Profil erinnerte, abgesehen vom Schnurr- und Knebelbärtchen, an ein altassyrisches Reliefporträt. Der Purpur, den der Wein auf die Wange malte, sah wie Schminke aus, die gewöhnliche Hautfarbe war ein fahles Gelb. Das schmale langgeschlitzte Auge funkelte, doch hielt es dem ruhigen Blick des Officiers nicht Stand.

„Die Familienähnlichkeit ist fabelhaft," gab er zur Antwort.

„Finden Sie? eigentlich gleicht Edgar mehr der Mutter. Woher des Weges? Ach ja, ich erinnere mich: Soirée beim Fürsten Clamm — Und schon hier? Waren keine schönen Damen da? — Garçon, eine Moët!"

„Lieber Papa, nicht meinethalben! ich trinke heut' keinen Tropfen mehr."

„Keinen Tropfen mehr? Junge, werde mir kein Duckmäuser! — Habe famosen Keller daheim. — Unterhielten uns eben von unserem Froschweiler — Graf Sabatzky hat selbst ausgedehnte Güter in — Wo sagten Sie?"

„In der Krim."

„Soll prachtvolles Land sein; mecklenburger Boden; ja; wo waren wir geblieben?"

„Sie sprachen von der romantischen Lage des Schlosses."

„Ja, ungemein romantisch; hoch, auf bewaldetem Hügel. Keine gemeine Wald- und Wiesenvilla, wie man sie heute als Schloß präsentirt, sondern eine veritable Burg mit Kreuzgewölben, Verließen, geheimen Gängen, Rittersälen und behaglichen Salons. Unten Mittelalter, oben moderner Comfort. Sie müssen mein Gast sein, mein lieber Graf — aber ich fürchte, Sie verlieben sich in meine Perle und führen mich in Versuchung! — Besitzer mehrerer Silberminen, der Herr Graf."

„Hm, es wäre nicht unmöglich, daß ich mich in Deutschland ankaufe."

„Topp, Sie haben die Vorhand."

„Wollen Sie denn verkaufen?"

„Hm, ja — wenn sich ein guter Käufer fände. — In meinem Alter sehnt man sich aus der ländlichen Stille nach dem Lärm der Residenz. Abgenutzte Nerven bedürfen der Anregung, und da mein Sohn für Landwirthschaft kein Talent hat, so —"

„Suchen Sie für Froschweiler einen Käufer. Vielleicht schaffe ich Ihnen einen." Und der Graf sah eine Weile gedankenversunken vor sich hin.

Herr Archibald beobachtete gespannt seine Miene. Wenn in jenem Crösus ihm unverhofft der Erlöser erschienen wäre! wenn er Froschweiler für einen Preis verkaufen könnte, hoch genug, um sich aus den eisernen Griffen Perlmann-Goldheim's zu befreien und seine und seines Sohnes Zukunft zu sichern! Welch' ein Triumph! Sein Blick ruhte brennend auf dem Fremden, als könne er damit über dessen Entschlüsse einen Zauber üben.

Edgar dagegen, zu Illusionen weniger geneigt, betrachtete den rettenden Engel mit Mißtrauen. Freilich hätte auch er das väterliche Gut lieber Seinesgleichen als einem Roturier gegönnt, allein Sabatzky erschien ihm wie eine Velinausgabe von Perlmann. Der „Herr Graf" roch wie Bisamkatzen, Krokodile und Klapperschlangen nach Moschus. „Vergebung," hob jetzt eben derselbe höflich lächelnd das Haupt, „ich dachte mich bereits — doch vom Geschäft sprechen wir erst, wenn ich das Schloß gesehen habe."

„Eingeschlagen!" rief der Herr von Froschweiler beinahe jauchzend und zeigte sich bereit, mit dem nächsten Frühzug dorthin zu fahren. Sabatzky jedoch wollte sich für alle Fälle erst einige hunderttausend Thaler anweisen lassen. Nachdem man also den folgenden Abend zur Abreise festgesetzt hatte, nahm das Gespräch eine andere Wendung. Fortan führte der Fremde das Wort und erzählte von den großen Reisen, die er in Nordasien gemacht, erzählte, wie selbst Edgar sich gestand, mit Geschmack und Sachlichkeit. Jedenfalls bewährte er sich als einen scharfen Beobachter von Menschen und Dingen, und wenn er französische oder englische Phrasen einfließen ließ, war seine Aussprache musterhaft.

Plötzlich — er jagte eben in der Kirghisensteppe — unterbrach er sich.

„Ihr Herr Papa wird sogleich einschlafen," sagte er ruhig, ohne die Miene zu verziehen. „Wenn es Ihnen Recht ist, schließen wir die Sitzung."

Ja, Archibald von Frosch gab das Treffen auf, sein Kopf fiel schwer auf die Brust.

O, wie bekümmert war der Blick, mit dem sich Edgar zum Vater neigte, wie zärtlich legte er die Hand auf die Schulter desselben. „Papa, du bist müde," sprach er sanft wie zu einem Kranken; „ich werde dich hinausbegleiten."

Der Alte öffnete träge die Augen, blickte umher und murmelte einige unverständliche Worte.

„Darf ich Ihnen meine Hülfe anbieten?"

„Danke, Herr Graf. Gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Indessen hatte sich Papa Frosch einigermaßen ermannt; er lehnte den Arm seines Sohnes ab, steuerte ziemlich gerade durch den Saal und stieg draußen mit der krampfhaften Strammheit eines Theatermajors die Treppe hinan. Kaum jedoch war er mit seinem Sohne allein, knickte er im Lehnstuhl zusammen.

„Papa!"

Dieser strich mit müder Hand über den Scheitel.

„Fühlst du dich nicht wohl?"

„Sehr wohl! Fünftausend — Meter sind mir vom Herzen. — Glaube ja nicht, daß ich — daß ich zu viel getrunken — im Gegentheil — aber dieser Russe ist unser Retter, und das hast du meiner persönlichen Liebenswürdigkeit zu verdanken. Ein Capitalmensch dein Papa."

* * *

Am folgenden Tage war das Opfer wieder munter wie ein Sperling. Nachdem Herr Archibald unter der kalten Douche die letzte unangenehme Erinnerung an gestern abgeschüttelt und sorgfältig Toilette gemacht hatte, zog er Erkundigungen nach seinem Retter ein. Im Zimmer des Herrn Grafen, hieß es, sei noch Alles still.

„Hat gestern zu viel getrunken," lächelte von Frosch vergnügt vor sich hin, „doch lassen wir ihn schlafen, sich gehörig ausschlafen, damit er bei guter Laune aufstehe. Hab' ich ihn erst in Froschweiler, soll er nicht mehr nüchtern werden, bis der Kaufvertrag unterzeichnet ist. Der Russe ist mir eine Million werth, mindestens eine Million."

Wer eine Million so sicher hat, ist seiner Sorgen ledig, und der Sorgenfreie befindet sich in einer Großstadt nicht in Verlegenheit, wie er einen Vormittag angenehm verbringe. Fürs Erste machte er einen Spaziergang vor das Thor. Kein häßlicher Nebel verdüsterte die Natur; die Sonne stand im Blauen und verlieh der Schneelandschaft einen warmen Goldton, und spendete sie auch wenig wirkliche Wärme, so ließ der Zobelpelz den vom gestrigen Gelage noch wohlgeheizten Herrn Archibald nicht allzu sehr auskühlen.

Er schritt elastisch aus und rollte die Augen, wenn junge Damen mit der unvermeidlichen Musikmappe an ihm vorüberschwebten. Es gelang dem wackeren alten Herrn, ganz so unausstehlich wie ein vierundzwanzigjähriger Dandy zu sein, der sich für unwiderstehlich hält. — Nachdem er genug Ozon geathmet und nach seiner Meinung in sehr vielen weiblichen Herzen unstillbare Sehnsucht, ihm wieder zu begegnen, hinterlassen hatte, kehrte er gern in das bunte Gewühl der Stadt zurück.

Verschiedene Läden, die er noch gestern auf Umwegen umgangen hatte, besuchte er in unsichtbarer Begleitung seines neuen Schutzengels, des russischen Millionärs, mit der alten Gönnermiene und mit einem Glauben an seine Zahlungsfähigkeit, der die verzweifeltsten Gläubiger wieder aufrichtete. — Gute Werke machen Appetit, und da von Frosch eben an einem vertrauenswerthen Restaurant vorüberkam, trat er ein, natürlich nur um eine Kleinigkeit zu essen und ein Glas Sherry zu nippen. Aber — merkwürdiger Zufall! — da saß ein ehemaliger Gutsnachbar von D. in Gesellschaft des lustigen dicken Barons F. und des ironischen, aber allwissenden Legationsraths B. Drei amusante und amusable Freunde, und Austern und weißer Chateau Latour — da widerstehe Einer!

Um zwei Uhr wollte Herr von Frosch nach seinem Russen sehen, doch da kam eine neue — bereits die dritte Generation guter Bekannter, und die Russen haben ja einen festen Schlaf, und das Bewußt-

sein, gerettet zu sein, macht Einem Gesellschaft so lieb und die Kehle so geschmeidig.

Endlich riß er sich los und fuhr nach dem Gasthof.

Er hätte hundert gegen eins gewettet, daß er seinen Russen noch bei der Toilette treffe. Indeß, der Zug fährt erst um zehn, bleibt ihnen Beiden also noch Zeit zu einem reellen Diner.

Da kam unerwartet der vernichtende Strahl aus der Portiersstube.

„Graf Sabatzky?"

„Nummer 5? Abgereist."

„Ab—" das Wort erstarb ihm — „Wann? Wohin? Warum?"

Der Portier wußte nur zu melden, daß der Herr auf Nummer 5 Mittags anscheinend in bester Laune ausgegangen, sehr bald jedoch in offenbar veränderter Stimmung zurückgekehrt und, nachdem er in Eile gepackt und gezahlt, nach dem Ostbahnhof gefahren sei.

„Und er hat nichts für mich hinterlassen? Nichts? Weder mündlich noch schriftlich."

„Nichts."

Als Herr von Frosch, wie ihn däuchte, an einer endlosen Reihe grinsender Kellner vorbei und zehntausend Stufen empor in sein Zimmer gelangte, sah er sehr blaß aus, nur der Schnurrbart blieb echt gefärbt. Auch runzelig und gebückt war er, plötzlich gealtert. O, kein wirklicher Verlust hätte ihn so sehr gegrämt, wie derjenige der imaginären Million.

Er warf sich halb betäubt in den nächsten Lehnstuhl. Er dachte zwar nicht an Prometheus, aber die Leber that ihm weh, als fühle er schon die ehernen Krallen der Perlmann-Goldheim, denen er nun unrettbar verfallen war.

III.

Onkel und Nichte.

Als sich Adelheid nach beendigter Soiree von ihrem Mädchen umkleiden ließ, sah sie die glänzende Hülle ohne Bedauern fallen und die um so leuchtendere Schönheit ohne die geringste stolze Wallung, doch auch ohne die leiseste Regung von Scham. In einem weiten, weichen Caschmirrock begab sie sich sodann zwei Treppen höher, in die sehr bescheidene Häuslichkeit ihres Onkels, der durch den späten Besuch nicht überrascht, aber um so mehr erfreut wurde.

Adelheid hieß ihre Begleiterin die Lampe in der Wohnstube niedersetzen, wo sich das Pariser Kunstwerk auffallend exotisch ausnahm; das Mädchen sollte nach einer halben Stunde die Herrin holen kommen, denn diese hätte nicht um einen neuen Brillantschmuck allein den Weg zurückgelegt, weniger, weil es unschicklich gewesen wäre, als weil ihr vor der Stille der Nacht graute.

„Ich bin dir für deinen Besuch sehr, sehr dankbar," sagte der alte Mann, indem er seine Nichte mit linkischer Geberde einlud, auf dem Sopha Platz zu nehmen. „Zwar sind die Gesellschaftsabende deines Papas außerordentlich glänzend, doch kommt für mich das Beste hinterher, das Plauderstündchen mit dir. Schade, daß du nicht mehr en paruro bist; ich hätte dich so gern für mich allein bewundert."

„Seit wann siehst du aufs Kleid, Onkel?"

„O, das Kleid drückt den Rang aus; das heißt, eine geborene Prinzeß wie du —"

„Bitte, lieber Onkel, ahme nicht die unausstehlichen jungen Männer nach, mache mir keine Complimente!"

Sie sprach wie sie dachte. Ihr eigenartiger Charakter barg sehr viel Stolz und sehr wenig Eitelkeit. Die kindliche Unbefangenheit jedoch, welche auch das edelste Mädchen eine Zeit lang über den Werth der Huldigungen täuscht, hatte Adelheid nie besessen. Noch stand ihr

die Zeit, als ihre Eltern nicht reich waren, klar im Gedächtniß, und aus den Wandlungen der Verhältnisse hatte sie nur die eine Lehre gezogen, daß Alles käuflich sei.

„Du thust uns Unrecht,“ vertheidigte sich Salburg, der alt wie jung, in Sturm und Sonnenschein die gute harmlose Seele blieb; „der Schönheit gegenüber ziemt es sich, die Worte schön zu setzen. Ihr seid — und der Himmel segne Euch dafür, die Poesie des Lebens und macht uns zu Poeten. Dem Poeten sind Metaphern gestattet.“

„Da du für uns so redlich schwärmst, begreife ich nicht, daß du unverheirathet bliebst.“

„Mein liebes Kind; ich gehöre zu den Männern, deren Ergebenheit Ihr instinctiv so sicher seid, daß Ihr Euch um uns niemals bekümmert. Doch das verstehst du noch nicht.“

„O, nur zu wohl versteh' ich's und verachte unser Geschlecht darum. Ich — aber wozu sich ereifern! Die Schuld liegt auf beiden Seiten. Anstatt uns für Engel zu halten, thätet Ihr besser, uns Euch gleich zu stellen. O, wie ich dieses Wolkenheims müde bin! Der heutige Abend wieder! Ich sah nur Grimasse, kein Gesicht; man sprach nur, um nicht zu gähnen.“

„Mein Kind,“ mahnte Salburg, „du sprichst von den Gästen deines Papas.“

„Papa schätzt die Menschen nach seinem Verdienst,“ sagte sie voll Bitterkeit.

Salburg sah sie erschrocken an. „Dein Papa ist ein Genie; ihn mißt man nicht mit dem gewöhnlichen Maß.“

Er war aufgestanden, denn von Eduard Jeremias Goldheim konnte er niemals ohne Feierlichkeit und innerste Erregung sprechen. Und nun erzählte er Adelheid die Geschichte seines Lebens, mit der gleichen Umständlichkeit und treuherzigen Ueberzeugung. wie er sie schon sehr oft erzählt hatte.

Seine Mutter war früh Wittwe geworden. Sie nährte sich und ihre zwei Kinder schlicht und recht durch ihrer Hände Fleiß. Während ihre Tochter sie bald erfolgreich dabei unterstützte, schlugen dem Sohn alle Versuche, seinen guten Willen praktisch zu verwerthen, wegen angebornen Un- und Mißgeschicks gründlich fehl. Er war der Pechvogel, der es Niemandem recht macht, oder sagen wir, da es ihm weder an feiner Fühlung noch tiefer Empfindung gebrach, Etwas wie der Raphael ohne Hände, von welchem der Maler in Emilia Galotti spricht.

Das Verhängniß für die Geschwister wurde der Mittagstisch, den die Mutter für unbemittelte junge Leute hielt. Die Kärglichkeit der Gerichte einerseits und die Länge der Zwischenpausen andererseits gaben Jeremias Goldheim, dem Gehülfen eines kleinen Wechselgeschäfts, Grund und Gelegenheit, sich am Anblick der schwarzäugigen drallen Sidonie zu sättigen und zu berauschen. Diese oder Keine, sagte er sich, und weil er ein energisches Kerlchen war, setzte er es durch, daß nach einem halben Jahre auf eben der Tafel das Hochzeitsmahl angerichtet wurde. Ein anderer Gast, Mitglied eines Theater-Orchesters entdeckte am Mittagstisch der Frau Salburg zwar nicht sein Herz, aber ein musikalisches Talent. Und auch er hatte Erfolg, das heißt, die hoffnungsbedürftige Mutter ließ sich überreden, daß er ihren Sohn in der Kunst des Ansatzes und der Bewältigung des Clarinettenblattes unterrichten durfte und bezahlte ihn mit Speisemarken. Allein ungleich waren die Fortschritte der Geschwister. Während es Sidonie an der Seite des rührigen Gemahls immer wohler erging, blies ihr Bruder im Duster eines kleinen Theater-Orchesters die zweite Clarinette, Abend für Abend. Gewiß hätte er noch sein fünfundzwanzigjähriges Jubibäum gefeiert, doch da raffte sich Herr Eduard Jeremias Goldheim, der

bisher den leisen Bitten seiner Frau taub geblieben war, zu einer — in Salburg's Augen — großartigen That empor: er gab demselben in seinem Hause freie Kost und Wohnung.

„Diese Wohnung," schloß Salburg mit leuchtendem Blick auf seine Umgebung, denn ihm waren die niedrigen zwei Zimmerchen mit der Sammlung ausrangirter Möbel das Ideal einer Junggesellenhäuslichkeit.

Daß der officiell anerkannte Schwager eines Mannes, welcher unter den Mammonspriestern die erste Geige spielte, in einer Musenbude nicht mehr die zweite Clarinette blasen durfte, lag auf der Hand. — Salburg entsagte nicht ohne Schmerz, denn wie kein Mensch ganz ohne Ehrgeiz ist, blies er oft im Traum die erste Stimme. — Es sollte nicht sein; der Herr Capellmeister gab ihm den geforderten Abschied, und seine Collegen feierten denselben mit einem Trauerfäßchen baierschen Biers in der Stammkneipe. — — Von jenem wehmüthig frohen Abend hatte Salburg, der niemals viel vertragen konnte, nur eine dunkle Erinnerung behalten. Sein großer Schwager aber schenkte ihm zum nächsten Geburtstag eine neue Clarinette.

„Diese," sagte Salburg mit Stolz und öffnete das Ledeгetui, in welchem eine Clarinette von Ebenholz mit blitzblanken Silberklappen lag.

„Du hast sie mir schon wiederholt gezeigt," entgegnete Adelheid gelassen, „aber ich habe dich nie darauf blasen gehört."

„Das darf ich ja nicht," sagte er gutmüthig; „was würden die vornehmen Miether deines Papas dazu sagen?"

„Weißt du was, Onkel? wir nehmen, ich mein Spargeld und du deine Clarinette, und ziehen als freie Menschen in die weite Welt."

„Adelheid!"

„Ich gehe zur Bühne."

„Das würden deine Eltern nie und nimmer gestatten."

„Dann also ohne ihre Erlaubniß."

„Kind, ohne den Segen der Eltern gedeiht keine That."

„Viele haben sie gewagt und wurden berühmt. Wie könnte der Künstler die Welt erobern, wenn er die Welt nicht wider sich hätte."

„Ruhm für der Eltern Herzblut?!"

„Meiner Eltern Herzblut?" rief Adelheid mit zuckendem Munde. Dann fuhr sie ruhiger fort: „Was können vernünftige Eltern dagegen einwenden, wenn ihr Kind sein Erbe durch eigne Thätigkeit vergrößert? Papa spricht zu oft von „todtem Capital", als daß ich nicht längst meine Gaben nach Ziffern berechnet hätte."

„Gut, befriedige deinen Ehrgeiz — nur nicht, indem du zur Bühne gehst. Ich bin ein einfältiger, leichtgläubiger Mann, aber diese Menschen haben mich nie zu täuschen vermocht, daß ihnen nicht Alles außer der Bühne und die Komödie selbst nur Komödie sei."

„Sind sie um ihre Leichtlebigkeit nicht zu beneiden?" sagte Adelheid. „Und spielen wir Anderen etwa nicht Komödie? O, wenn ich zuweilen meine Gedanken aussprechen wollte, während ich steif wie eine Puppe in der Loge sitze oder mit gesenkten Wimpern an Mamas Seite auf der Straße gehe —!"

Onkel Salburg rieb sich verlegen die Hände. Er selbst wußte wahrhaftig nicht, daß er das Gescheidteste sagte, als er aus seiner Hülflosigkeit heraus in die Worte ausbrach: „Du mußt heirathen, Adelheid."

Verschämtheit gehörte nicht zu den Eigenschaften seiner Nichte, dennoch überzog ein tiefes Roth ihr Gesicht. „Die Eltern wünschen das auch," flüsterte sie.

„Ja?" rief er mit gutmüthiger Neugier, „und hat mein Goldherz schon gewählt?"

„In unseren Kreisen pflegt Papa die Rolle des Herzens zu übernehmen. Wenn

mich nicht Alles täuscht, ist mir der Bräutigam bereits bestimmt. Der neue Gast heute Abend ist Officier, adelig und wahrscheinlich nicht reich."

Salburg suchte im Gedächtniß. „Der Officier — der Officier — ja — wie nannte er sich doch?"

„Von Frosch. In diesem Falle muß das Von auch den Namen adeln. Wie gefiel er dir?"

„Er ist ein schöner Mann und seinen Zügen nach auch ein guter Mann. Gefällt er dir nicht?"

„Als mein Mann, ja. Denn dann wäre das Leben noch des Athmens werth: ich müßte mir an seiner Seite, in seinem Kreise die Gleichberechtigung erkämpfen."

Der Gedanke an den Kampf, der Wille zu siegen, tilgte den Zug von Müdigkeit und Gleichgültigkeit in ihrem Antlitz, es war von dämonischer Schönheit.

Salburg sah seine Nichte bewundernd an, dann jedoch, in einem dunklen Drang, in einer bangen Aufwallung ergriff er ihre beiden Hände und rief: „Du wirst siegen, aber bleibe gut, bleibe gut! denn was die Welt- und Gottverächter auch dawider sagen mögen: das wahre Glück ist doch nur mit den Guten!"

IV.

Bergfried.

Der Hügel, der Schloß Froschweiler auf seinem Rücken trägt und der „Froschberg" heißt, verdiente wie die Burg einen stolzeren Namen, denn, mit altem Wald noch dicht bekleidet, ragt er inmitten welligen Ackerlandes stattlich empor und bietet dem Besteiger einen herrlichen Ausblick über gesegnetes Land und gegen Osten und Norden auf die See. An seinem Fuße liegt das Städtchen Lopdäl, einige Hunderte meist einstöckiger Häuser, durch die Landstraße in Reih' und Glied gehalten und durch einen großen Ententümpel centralisirt. Während des Sommers bietet sich den biederen Bürgern von Lopdäl mannigfache Gelegenheit, ausheimische Sitten und Trachten an lebendigen Beispielen zu studiren, im langen Winter und spröden Lenz dagegen sind sie ganz auf sich gestellt. Aber anders war es in jenem Frühling, als die Burg droben den Besitzer wechselte, von Herrn Archibald von Frosch an den Commerzienrath Goldheim überging. Nachdem das oft prophezeite und nun doch überraschende Ereigniß bekannt geworden war, brachte fast jeder Tag Neues, Unerhörtes. Sobald der Schnee schmolz, kamen im Auftrage des fern thronenden Gebieters Baumeister und Bauarbeiter, deutsche und französische Handwerker, um Schloß und Park gründlich zu restauriren. Güterwagen mit keuchendem Viergespann erschütterten das Städtchen in seinen Grundmauern und befestigten die hohe Meinung, die Alt und Jung von der neuen Herrschaft hegte. Droben regten sich Hunderte von Händen vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und wenn in Lopdäl die letzten Lichter — in der Regel waren es die Lampen im Adler oder im goldenen Anker — längst verlöscht waren, hing über dem Froschberg ein röthlicher Dunst, der Wiederschein von Pechfackeln, Windlichtern und Kohlenfeuern, die zur Nachtarbeit leuchteten. Nur der Gediegenheit seiner Construction und der Festigkeit des Materials hatte der ehrwürdige Edelsitz es zu danken, daß er nicht vom First bis zum Keller verwandelt, umgewühlt und modernisirt wurde.

Vom „alten Herrn" sprach in der Landschaft bald Niemand mehr. Die in seinem Solde gestanden, ließen sich ohne Zögern für die neue Herrschaft werben oder zogen ohne Bedauern davon. Ein Haus, das der Besitzer selbst als kein echtes Heim betrachtet, wird niemals treue Diener und

uneigennützige Beamte beherbergen. Die Leute im Thale aber hatten aus gesellschaftlichen wie wirthschaftlichen Gründen lieber einen bürgerlichen Millionär als einen geldbedürftigen Edelmann zum Nachbarn.

Nun war es Hochsommer, und nur noch von Vogelstimmen oder im Winde erklang der Wald um die neuerstandene Burg. Auf dem hundert Fuß hohen Hauptthurm ragte eine gewaltige Fahnenstange, doch wurde das Seidenbanner nicht aufgehißt, denn der Commerzienrath und Rittergutsbesitzer weilte noch immer in der Residenz. Aber Frau und Tochter und Schwager und der Sohn des früheren Besitzers wohnten im Schloß.

Von ihnen drohte dem Waldfrieden keine neue Gefahr. Wenn Salburg, der hoch in einer Erkerstube sich eingerichtet, dem überseligen Herzen in einem Clarinettensolo Luft machte, konnte man es in der Einsamkeit für die Töne einer Hirtenschalmei halten. Frau Sidonie gab sich einer stillen Beschaulichkeit hin. Sie stand spät auf und ging mit den Hühnern schlafen. In der Zwischenzeit saß sie gewöhnlich in der offenen, doch windgeschützten Säulenhalle des Hochparterres, dann und wann ein Gläschen süßen Weines schlürfend und Zuckerwerk naschend, und erhob ihre Stimme nur, wenn die Dienerschaft laut wurde. Adelheid und Edgar dagegen machten, vom beständig schönen Wetter begünstigt, täglich zu Pferde weite Ausflüge, von denen sie erst zur spät angerichteten Tafel zurückkehrten.

Auch bei letzterer ging es still und gemächlich zu. Die jungen Leute brachten einen ehrlichen Appetit mit, und die Mutter und Salburg begnügten sich mit stummer Bewunderung des schön passenden Paars.

Im Musiksaal stand ein herrlicher Flügel, aber Adelheid hatte, seitdem sie im Waldschloß ein neues Leben lebte, noch keine Taste berührt. Während Edgar nach Tisch mit ihrem Onkel Schach spielte, saß sie an der Mutter Seite, wortkarg ohne Verdrossenheit, und sah zu, wie aus dem Dickicht das zahme Dammwild bis vor die Thür der gegenüberliegenden epheuüberwucherten Försterei kam, der letzte Abendglast zwischen den Bäumen weglosch, und der Mond über den schwarzen Wipfeln emporstieg.

War sie glücklich? Ja. Sie glitt durch diese Tage wie auf wellenloser lauer Fluth dahin, ohne Frage, ohne Wunsch nach Ziel und Ende.

Auch Edgar war beinahe glücklich, doch fehlte seiner Mannesseele das träumerische Element; er vergaß nicht, sondern wollte vergessen — der lethäische Saft jedoch bewährt nur an demjenigen seinen vollen Zauber, der ihn mit geschlossenen Augen trinkt.

Wenn der junge Mann sich nicht allzu streng richtete, war er freilich ohne Schuld. Der längere Urlaub, in Gnaden ertheilt, war durch die verworrenen Verhältnisse des Vaters nicht nur gerechtfertigt, sondern geboten. Der Commerzienrath hatte es als eine Gunst verlangt, daß der mit Land und Leuten vertraute Edgar die Seinigen in die Sommerresidenz geleite und einführe, und versprach dafür seinerseits dem alten Herrn von Frosch Opfer zu bringen. Frau Sidonie und ihr Bruder behandelten Edgar mit wachsender Zuneigung, und die Dienerschaft erwies ihm allen einer Militärperson schuldigen Respect. Was endlich sein Verhältniß zur schönen Tochter des Hauses betraf, so beschränkten sich seine Dienste auf die eines galanten Stallmeisters, wegekundigen Führers und aufmerksamen Zuhörers. Auch verlangte diese Omphale nichts, was den Krieger herabwürdigte; im Gegentheil, sie gestand offen, daß ihr Edgar im Waffenrock weit besser gefallen habe, als in der Civilkleidung, die er auf Froschweiler trug.

Dennoch fühlte er sich zuweilen unruhig und beklommen wie schuldbewußt, oder es faßte ihn der helle Grimm: zu Gaste war er bei dem Manne, der ihn schnöder-, wenn auch gesetzlicherweise um das väterliche Erbe gebracht, Gast in dem Hause, das er mit heiligem Recht als seine Heimath betrachten durfte, und selbst als Gast nur bedingungsweise geduldet.

Aber schien denn diese unausgesprochen Allen bewußte Bedingung dem jungen Manne in der Villeggiatur noch so hart wie in der Residenz? O, sie müßten Beide nicht jung und nicht so lebenskräftig und unverdorben gewesen sein, wenn sie nicht im vertraulichen und täglichen Verkehr die Nähe Eros oder, sagen wir prosaischer, ihr Blut gefühlt hätten.

Fräulein Goldheim war zur Amazone nicht geboren, das „Dahinrasen auf flüchtigem Roß“, das Romanciers ihren Heldinnen so gern verordnen, benahm ihr den Athem und machte sie schwindlig, allein eben diese Unfertigkeit, von Adelheid ohne falsche Scham bekannt, brachte Beide einander näher. Er war gewissermaßen ihr Meister, und aber ein so rücksichtsvoller, geduldiger, aufmerksamer Meister! Sie mußte ihm zuweilen mit einem wärmeren Blicke danken, und sollte er dann diese schönen Augen meiden?!

Auch dafür wurde Adelheid ihrem Begleiter verpflichtet, daß er ihr die neue Heimath so lieb und werth machte. Enthusiast war Edgar nur in seinem Beruf, für seinen König und Kriegsherrn; ein Kunstwerk, eine schöne Landschaft berauschten ihn nicht, aber erfüllten ihn mit heiterem Behagen, das er durch eine allseitige Aufmerksamkeit und genaue Beobachtung vergalt. Eben weil sein Auge nicht in holdem Wahnsinn rollte, sah es richtig und erkannte in der Harmonie des Ganzen die wirkenden Theile. So wußte er denn für ihre Ausflüge immer ein bedeutendes Ziel, einen Punkt, von dem aus seine meerumflossene Heimatherde oder die See selbst in neuem Reiz erschien. Und da ein Vernünftiger zu vergleichen aufhört, wenn das Gegenwärtige ihn befriedigt, dünchte das grüne Eiland und die in allen Licht- und Schattentönen hingegossene See den Beiden eben so schön wie Italiens classische Küste. — —

Der erste Gang nach den Schlafzimmern, Nachts durch hallende, lange Corridore mit schwarzen Flügelthüren, flößte Frau Sidonie solches Grauen ein, daß sie in dieser Gespensterburg kein Auge zu schließen schwur. Allein das Fleisch war stärker als die Furcht; sie schlief während dreißig Nächte von zehn Uhr Abends bis zehn Uhr früh so ruhig und fest wie nur je in der Residenz. Daher war Adelheid nicht wenig erstaunt, als sie eines Morgens das mütterliche Lager schon um Sieben leer fand. Und gerade dieser Morgen war zum Frühaufstehen am wenigsten verlockend. An den Fenstern lag ein grauer Himmel, entfärbt hatte sich Wald und Feld, und die See, bisher so licht lockend und weit, schien bis auf einen bräunlichen Wasserstreifen in Nebel verdampft. Aber Frau Sidonie kümmerte sich um das Draußen nicht, sondern watschelte hinter Mägden und Dienern her, treppauf, treppab, durch sämmtliche Gemächer; „unser Schloß“ sollte „wie ein Schmuckkästchen“ aussehen, denn Er, der Herrlichste von Allen, der Koh-i-noor der Männerwelt, der Commerzienrath hatte seine Ankunft gemeldet.

Die Freude der Tochter war nur ein schwacher Abglanz der gattlichen.

Adelheid empfing die Botschaft in seinem Arbeitszimmer. Wahrscheinlich weil Goldheim noch keinem Wild etwas zu Leide gethan, bedeckten Hirschgeweihe als eine Art Tugendpreise die Wände von unten bis oben. Die Arme in den übergeworfenen Shawl gewickelt, stand das

Mädchen müßig im Zimmer; freilich war auch das Hinundherrücken der Möbel, das Frau Sidonie commandirte, durchaus überflüssig. Als ein Windstoß die Thür zum Balcon aufriß, trat Adelheid auf denselben hinaus. Er hing hoch über den schwarzen Wipfeln, über grausiger Tiefe. Denn die Hintermauer des Schlosses war nur eine Fortsetzung des Gesteins, das dort viele Fuß senkrecht niederging, bis es dem anklimmenden Wald eine Stufe bot. Adelheid schwindelte; sie trat rasch zurück, dennoch rannen ihr die Regentropfen wie Thränen über die Backe.

Jetzt kam der Schwager gestürzt, in Schlafschuhen mit wallendem Haar und wehenden Rockschößen, die Schleife der Halsbinde wie immer im Nacken.

„Sidi!"

„Heinrich!"

„Kommt er wirklich?"

„Er kommt."

Die Geschwister umarmten sich.

„Wirst du nicht illuminiren?"

„Er kommt ja, wenn es noch hell ist."

„Thut nichts; bis der Schwager sich ausgeruht und gegessen hat, wird es Nacht. Dann stellen wir an jedes Fenster ein Dutzend brennender Kerzen und unten vorm Schloß hängen wir bunte Ballons auf und lassen Raketen steigen."

„Raketen, Ballons? woher willst du sie kriegen? Und was die Kerzen betrifft, kennst du unsere Grundsätze. Kostet eine Menge Geld, und morgen haben wir nichts dafür, als Flecke auf dem Teppich und Ruß in den Gardinen. Für das Geld kaufe ich ihm eine wunderschöne Busennadel. Ein feuriger Brillant ist ihm lieber als ein brillantes Feuerwerk."

„Aber wir müssen ihm doch in irgend einer Weise unsere Liebe und Freude ausdrücken."

„Dafür laß mich sorgen: unser Koch wird ein Menu machen, ein Menu —"

Indessen hatte sich Adelheid in ihre Zimmer zurückgezogen.

„Frisiren Sie mich heute recht schön, Minna!"

„Ei freilich, da der Herr Papa kommt —"

Adelheid hatte nicht eben daran gedacht, doch mochte der Grund gelten.

Nach beendigter Toilette setzte sich Adelheid an den Schreibtisch. Er war überaus zierlich, eine Perlmutterplatte von vergoldetem Schnitzwerk eingerahmt; sehr zierlich — nur war's fast unmöglich, auf ihm zu schreiben.

„Liebe Freundin!" begann Adelheid, denn sie war noch unentschlossen, ob Paula Cohnfeld oder Fritzchen Fehlberg den Brief erhalten sollte. „Liebe Freundin! Wie bedaure ich dich, in diesen schönen Tagen nicht in unserem Schloß am Meer (man hatte bis zur See gut eine Meile zu gehen) weilen zu können. Rings um mich webt der Zauber der Waldeinsamkeit —"

Die Feder stockte.

„Minna!" rief die gestörte Briefstellerin. „Minna!"

Das Mädchen steckte endlich den Kopf durch die Thür.

„Gnädiges Fräulein?"

„Was machen Sie denn?"

„Ich klopfe die Möbel im Schlafzimmer aus."

„Sie sehen doch, daß ich schreibe. Lassen Sie das!"

Trotzdem der Klopfbesen verstummte, wurde der Brief nicht fortgesetzt. Mit verdrossener Miene trat Adelheid in eine Fensternische, um dem Flug der Wolken und Wallen der Nebel zuzusehen. Doch von dort vertrieben sie die Fliegen.

Sich ins Sopha werfend, griff sie zu einem Romanband, der in abgetragener Leihbibliothekuniform zwischen goldverbrämten Lyrikern lag, und begann zu lesen:

„Un soir du mois de mai, vers onze heures, un homme —"

Das Kammermädchen wurde abermals gerufen.

Wer über ihnen wie ein Wachtposten auf und ab gehe?

„O, das wird der Herr Lieutenant sein," antwortete das Mädchen, zur Decke blickend. „Ich denke, er ist noch daheim."

„Wohnt er denn über mir?"

„Das wissen Sie nicht?" fragte das Mädchen, Erstaunen heuchelnd und innerlich über die heuchlerische Gnädige entrüstet.

„Wie soll ich das wissen?" sagte Adelheid — die Wahrheit, denn es war der erste Vormittag, den sie in diesem Zimmer verbrachte.

Auch die Lectüre wurde nicht fortgesetzt! Indem Adelheid wie der Gast über ihr das Gemach durchmaß, beschäftigten sich unwillkürlich mit ihm ihre Gedanken. Er stellte sich ihr dar, ausgestattet mit allen Eigenschaften, welche ein Frauenherz bestechen; schön und ritterlich. Der anfänglich gehegte Verdacht, daß Edgar ihnen nur aus Eigennutz aufs Land gefolgt sei, schwand wie der Hauch von einem Spiegel. Sie durfte sich nicht selbst erniedrigen. War sie nur als reiche Erbin begehrenswerth? Und wirbt ein Mann so zart, so rücksichtsvoll, so — langsam, wenn er nur um der Mitgift willen wirbt?

Ihr Gesicht erglühte. Warb er denn überhaupt um sie? — Sie kannte seine Lage ziemlich genau, denn ihr Vater hielt nach gewonnenem Proceß Discretion für überflüssig. Wenn sein Hiersein nun doch nur ein Opfer wäre? Sollte denn solch ein prächtiger Falter nicht längst von weißen Händen gehascht und gefangen worden sein? Warum, fragte sie sich jetzt mit wachsender Erregung, warum ist er nicht kühner? warum wagte er während der Zeit trautesten Alleinseins noch kein zärtliches, geschweige denn entscheidendes Wort? Wartet er auf die Ankunft Papas? Eltern mögen es strafbar finden, daß Einer ohne ihr Wissen die Tochter freit, noch weniger aber wird es dieser gefallen, hinterrücks gefreit zu werden.

Hochaufathmend blieb sie stehen. Ihre stolze Erscheinung, die reinen strengen Linien ihrer Züge hatten die Welt über Adelheid und sie hatte sich im Lärm der Welt über sich selbst getäuscht. Jetzt in der Einsamkeit fühlte sie plötzlich das Pochen und Sehnen des Herzens, und die Stimme der Natur war mächtiger als der Einfluß der Erziehung.

„Ich werde ihn zum Geständniß zwingen," sagte sie sich.

— Der Abend wurde schöner, als der Morgen erwarten ließ. Die Sonne, schon am Mittag siegreich, war wieder die Seele des Alls. Es flammte der Himmel, es glühte das Meer.

Adelheid und Edgar hatten, dem Diener die dampfenden Pferde überlassend, einen Hügel erstiegen, der zu freiem Umblick lud. Sie blickten auf die See, wo Fischerboote mit röthlich schimmernden Segeln strandwärts zogen. Am Horizonte glitt ein Dampfer hin mit der Rauchwolken langgestreckter Wimpel.

„Legt jener Dampfer an unserer Insel an?" fragte Adelheid.

„Ja, es ist der Schwan; er wird sehr bald den Cours gegen die Landspitze dort richten."

„Dann sind unsere Väter an Bord. Der Wagen wurde nach Seldin verlangt."

„Sehr wahrscheinlich. Sie haben ruhige Fahrt."

„Wissen Sie, daß ich überhaupt nicht an den Zorn dieses Wassers glaube!"

„O, wenn Sie hier bis in den Spätherbst bleiben," erwiederte Edgar, der die Geringschätzung der Ostsee wie eine persönliche Beleidung empfand. — „Freilich," setzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu, „was vermöchte die Insel, vereinsamt

und weltverloren wie sie in der rauhen Jahreszeit ist, Ihnen zu bieten!"

„Nun — den Sturm."

„Ach, mein Fräulein, der Wind ist keine Gesellschaft für die verwöhnte Großstädterin."

„Wollen Sie mich überreden, daß Sie unsere Winterfreuden, die großen und kleinen Soireen, Bälle und Theater verachten?"

„Ich unterschätze die Genüsse unserer Residenz keineswegs, doch wer an der See geboren ist, findet es an der See immer und jederzeit am schönsten."

„Und doch sprachen Sie heute wiederholt von Ihrer Abreise."

„Meine Gnädige, der Dienst —"

„So viel ich weiß, geht Ihr Urlaub noch lange nicht zu Ende."

„Aber mein Amt hier ist zu Ende. Ihr Herr Papa trifft heute ein; er liebt es, große Gesellschaft um sich zu sehen; die Begleiter und Beschützer werden Ihnen nicht fehlen."

Er sprach so mit verdüsterter Stirn, abgewandtem Blick.

„Edgar," sagte sie vorwurfsvoll, und er sah sie an, sah das verrätherische Roth ihrer Wangen, ihrer Augen feuchten Schmelz.

Schon ruhte ihre Hand in der seinigen.

„Ich muß Sie verlassen," erwiederte er.

„Können Sie's?!"

Er preßte die Hand an seine Brust, an seine Lippen — nur die Hand, aber ein festes, leidenschaftliches Bündniß zweier Herzen war damit geschlossen.

Sie ritten schweigend heim; in Dämmerung versank die Welt, doch vom Himmel grüßte der Liebesstern.

(Forts. folgt.)

Eine Königsreise.

Erinnerungsblätter

von

Friedrich Bodenstedt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

II.

Beginn der Reise.

Ich war zu der Zeit, als die Einladung an mich erging, Se. Majestät auf einer Fußwanderung durch das baierische Alpenland zu begleiten, gerade in altenglische Studien vertieft, hielt Vorlesungen über das altenglische Drama und schrieb an meinem Werke über Shakespeare's Vorläufer und Zeitgenossen. Das ließ sich nicht Alles mit einem Ruck bei Seite schieben, und so fehlte mir die Zeit, mich auf die Reise so gründlich vorzubereiten, wie ich gewünscht hätte, zumal ich auf Wunsch des Königs verschiedene umfangreiche Werke durch- und mitnehmen mußte, deren Inhalt mit den Gegenden, welche wir zu durchwandern hatten, noch weniger zu thun hatte als das altenglische Drama, dessen in Mysterien und Mirakelspielen wurzelnde Anfänge doch eine nahe Verwandtschaft mit dem berühmten Passionsspiel von Oberammergau nachweisen konnten.

Als ich noch darüber nachdachte, wie die schweren Bücher auf unserer Fußwanderung so transportirt werden könnten, um uns immer zur Hand zu bleiben, erfuhr ich vom General von der Tann, dem Ordner und Führer der Reisegesellschaft, daß verschiedene königliche Equipagen und 42 Pferde uns begleiten würden, darunter 14 kleine Norweger, welche sehr dazu geeignet wären, uns auch das Ersteigen hoher Berge einigermaßen zu erleichtern, während die übrigen Reit- und Wagenpferde, lauter edle Thiere, dazu dienen sollten, uns bei schlechtem Wetter oder auf wenig Abwechslung bietenden Wegen schneller von der Stelle zu bringen, als unsere eigenen Füße vermochten.

Ich fand diese Vorrichtung höchst weise und lobenswerth und so hat sie sich auch im Verlauf der Reise bewährt, deren Reize wesentlich dadurch erhöht wurden,

daß man bis zum Fuß eines Berges reiten, und nach Ersteigung desselben im Nothfalle die müden Glieder in einem Wagen ausruhen konnte, um bei der Abendunterhaltung wieder frischen Geistes zu sein.

Die Reisegesellschaft, welche Se. Majestät zu dem Zuge durchs Gebirge sich erkoren hatte, bestand außer dem schon genannten Haupt und Führer, General von der Tann, aus den Grafen Pappenheim und Ricciardelli und Baron Leonrod (alle drei inzwischen auch zu Generalen avancirt), Professor Riehl, Franz von Kobell und dem Schreiber dieser Zeilen. — Sie leben Alle noch, die den vielgeliebten König begleiteten, der nicht mehr lebt, und können daher leicht Manches ergänzen, was mir die Erinnerung vielleicht nur lückenhaft vorführt, denn ich habe beim Niederschreiben dieser Zeilen keine anderen Anhaltspunkte als mein Gedächtniß, die Karte und einige flüchtige Notizen in meinem Tagebuche, welches mit erschöpfender Sorgfalt zu führen auf der wechselvollen Reise unmöglich war. Zu gedenken ist ferner der in der Natur der Sache liegenden Beschränkung, mit welcher ein Beobachter, der im Gefolge seines Königs reist, sich zu äußern hat. Es könnten ihm Männer begegnen wie Pistol, Bardolph, oder der Friedensrichter Schaal, und er dürfte sie nicht zeichnen in ihrer Eigenthümlichkeit, aus Respect vor dem königlichen Amtsrocke, den sie tragen; oder er könnte Männer sehen, voll salomonischer Weisheit, und dürfte sie wiederum nicht zeichnen wie sie sind, denn was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

Aber muß solchergestalt auch Manches verschiegen werden, worüber nur ein Wanderer reden darf, der auf eigenen Füßen geht und nicht auf königlichen Pferden reitet, so treten andererseits wieder viele seltene Erscheinungen in den Vordergrund, die ein gewöhnliches Menschenkind als solches entweder gar nicht, oder nur stückweise und in mangelhafter Beleuchtung sieht. Ueberall, wo ein geliebter Herrscher sein Volk besucht, zeigen sich Land und Leute im Festesschmuck, allein nicht überall gewahrt man bei solchen Gelegenheiten soviel Malerisches, Poetisches und wahrhaft Erfreuliches, als bei dieser Königsreise im baierschen Hochlande der Fall war, wo an fischreichen Seen und Flüssen, in schmucken, langgestreckten, galerieumwundenen Häusern ein rüstiges, durch ergiebige Almwirthschaft wohlgenährtes Volk haust, frisch wie das Grün seiner Berge, fromm und fröhlich zugleich, und seinem Herrscherhause in inniger, ungeheuchelter Treu und Liebe zugethan.

Unser Sammelplatz war Lindau, von wo aus, vor Beginn der eigentlichen Gebirgsreise, einige Ausflüge in die Umgebungen des Bodensees unternommen werden sollten. Am 20. Juni Abends 10¼ Uhr traf der König, aus der Pfalz kommend, in der festlich geschmückten und erleuchteten Inselstadt ein, deren Bevölkerung Se. Majestät mit stürmischem, langanhaltendem Jubel empfing. Auf dem weiten Platze, welcher den Bahnhof vom „Baierschen Hof“ trennt, wimmelte es von fröhlichen und neugierigen Menschen, die jubelnd das lange Spalier der Fackelträger umdrängten, als die Equipagen des Königs hindurchrasselten. Das imposante, auf den See hinausschauende, erzene Standbild des Monarchen war durch bengalische Feuer erleuchtet, ebenso die weitgeschwungene Hafenmauer und der Leuchtthurm nebst dem großen Löwen, welche die Einfahrt des Hafens bilden. Leuchtthurm und Löwe sahen aus wie von Krystall geformt und mit Feuer gefüllt. Der Wiederschein der bengalischen Flammen und zahllosen Lichter im Wasser war von bezaubernder Wirkung.

Am folgenden Tage trat so schlechtes Wetter ein, daß an größere Ausflüge nicht gedacht werden konnte. Die Gesellschaft zerstreute sich auf Wanderungen durch die Stadt, um hier Alles nach Muße in Augenschein zu nehmen, und Nachmittags wurde eine Ausfahrt zur Besichtigung einiger der hübschesten Villen der Umgegend unternommen. Die Hauptvorzüge dieser Villen bestehen in ihrer schönen Lage und den reichen, wechselvollen Fernsichten, die sie bieten, wovon wir jedoch leider wegen des umwölkten Himmels nicht viel zu sehen bekamen. Was uns aber bei gutem wie bei schlechtem Wetter erfreute, waren die lebendigen Hecken wilder Rosen, womit wir überall die Gärten und Rasenplätze eingehegt fanden, und die gerade in frischester Blüthe standen. Ueberhaupt macht

Lindau, zu dessen Verschönerung die großartigen Hafenbauten, das Königsmonument und der herrliche Bahnhof mit seinen überall grün umrankten Gebäuden und Pfeilern viel beigetragen, einen durchaus freundlichen Eindruck, und am Hafen herrscht bei der Ankunft der Bahnzüge und beim Ein- und Auslaufen der vielen Dampfer ein so reges Leben, daß man sich auf Augenblicke förmlich in eine größere Seestadt versetzt wähnen könnte.

Lindau vereint in sich auf das Heiterste die Weihe des Alters mit der Frische der Jugend; während das an cyklopische Mauern erinnernde gewaltige Stück Heidenmauer am Eingange der Stadt, ein Rest der Befestigungen aus den Zeiten der Römerherrschaft, angeblich auf Tiberius als seinen Gründer zurückweist, deuten die nur friedlichen Zwecken dienenden Neubauten und der täglich wachsende Verkehr darauf hin, daß der Stadt noch eine reiche Zukunft bevorstehe.

Es stimmt wehmüthig, über Trümmer der Vergangenheit zu wandern, wenn diese nichts sind als Denkmäler des Todes, aber freudig bewegt es uns, neues Leben aus und neben dem alten emporsprießen zu sehen. Das alte Stück Heidenmauer in Lindau erinnerte mich unwillkürlich an ähnliche und andere Römerwerke im fernen Osten, wo — ebenso wie im Westen — die stolzen Weltbeherrscher ihre Fußtapfen den unterworfenen Ländern so tief einprägten, daß Jahrtausende sie nicht zu verwischen vermögen. Die kurze Weltherrschaft der Mongolen hinterließ keine anderen Monumente als Mauern aus Menschenknochen, sehr bezeichnend für ihre Gründer und deren Sendung auf Erden, während ihre noch mächtigeren Nachfolger an der Mosqua und Newa, die den siebenten Theil der bewohnten Erde beherrschen und deren Reich schon sein tausendjähriges Wiegenfest gefeiert hat, bis jetzt noch gar keinen monumentalen Ausdruck gefunden haben, der ihnen eigenthümlich wäre und von ihrer Schöpferkraft zeugte bei der Nachwelt, wenn sie selbst plötzlich weggeblasen würden aus der Reihe der Lebendigen. Doch damit hat's vorderhand noch keine Noth, und wahrscheinlich wird dermaleinst ein Mommsen der Nachwelt das tausendjährige Jubiläum als die Blüthe eines tausendjährigen Irrthums bezeichnen und die Gründung Rußlands in Europa erst von dem Tage datiren, an welchem der jetzt regierende hochherzige Kaiser die Aufhebung der Leibeigenschaft verkündigte.

Wir kommen nach diesem zukunftshistorischen Excurse in unser freundliches Lindau zurück, von wo aus der König am 22. Juni in Begleitung Sr. königlichen Hoheit des Prinzen Luitpold und des ganzen Reisegefolges eine Fahrt nach dem Thurgau unternahm, deren Ziel Arenenberg war. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, eine frische Brise blies uns um die Köpfe und trieb durchsichtig schimmernde, blaugrüne Wellen vor sich her, während hellblitzende Streifen die fernen, aber klar hervortretenden Ufer umsäumten, hinter welchen hier anmuthig geschwellte Hügelreihen und Rebengelände, dort majestätische Felswände und Bergkuppen aufstiegen und wo überall schattenreiche Villen, hochgelegene Schlösser, freundliche Dörfer und Städte reges Leben offenbarten und dem Auge mannigfaltige Abwechslung boten. Bei trübem Wetter, wenn Nebelschleier die fernen Ufer verhüllen, die Wellen hochgehen und die unruhig flatternden Möven kreischen, macht der Bodensee förmlich einen meerartigen Eindruck; doch das ist nicht sein eigentlicher Charakter, der nur dann recht hervortritt, wenn Alles einen heiteren, friedlichen Anstrich trägt und das immer wechselnde Farbenspiel des belebten Wasserbildes sich möglichst klar und übersichtlich im Rahmen seiner grünen Ufer zeigt, wie am Tage unserer Fahrt der Fall war.

Es ging auf dem eigens für Se. Majestät hergerichteten, festlich beflaggten, bewimpelten und bekränzten Schiffe sehr zwanglos und munter zu; die Einen spazierten auf und ab; Andere setzten sich in kleinen Gruppen nieder; die Unterhaltung stockte keinen Augenblick, und wer sich auf eigene Hand amüsiren wollte, brauchte nur das Auge aufzuthun, um sich an den wechselvollen Naturschönheiten zu laben. Doch der Mensch lebt nicht von Naturschönheiten allein, und da — wie Freund Carriere sagt — die Seele sich selbst ihren Körper bildet, so muß sie auch stets darauf bedacht sein, das nöthige Material herbeizuführen, zumal nach den Gesetzen des Stoffwechsels die seelische Körperbildung sich unaufhörlich erneut. Von die-

sem Gedanken oder verwandten Ahnungen geleitet, kam, nach mehrstündiger Fahrt, die ganze Reisegesellschaft fast gleichzeitig zu der Wahrnehmung, daß die frische Seeluft nicht minder frischen Appetit erzeuge, und kaum hatte Einer dem Anderen diese Wahrnehmung in vertraulicher Weise mitgetheilt, als auch schon die Anzeige kam, daß das Frühstück in der Kajüte servirt sei. Dasselbe auf dem Verdeck einzunehmen, wie der König gewünscht hatte, erwies sich bei dem immer heftiger wehenden Winde als unmöglich. Doch ließ sich Jeder die kurze Unterbrechung des Naturgenusses, der auf die Dauer auch sein Ermüdendes hat, an der wohlbesetzten Kajütentafel gern gefallen.

Wir dampften an dem grauen Constanz vorüber, folgten dem sich hier scheinbar unvermischt aus dem Bodensee drängenden Rhein zwischen seine lieblichen, wald- und hügelreichen Ufer und stiegen bei Ermatingen ans Land, wo der König erst die sehr comfortabel eingerichtete, an Palmen und seltenen Bäumen reiche Villa eines Engländers besichtigte und dann die Wanderung nach dem hochgelegenen Arenenberg antrat.

Das Schloß ist mit seinen Nebengebäuden in den letzten Jahren neu hergestellt und aufgeputzt, unter der Leitung des Administrators, Herrn Amman, der dem Könige als Führer diente und bei der Gelegenheit manche interessante, den Ort und seine früheren Bewohner betreffende Mittheilung machte.

Die Gebäude machen trotz der neuen Zuthaten und Verschönerungen durchaus keinen schloßartigen Eindruck. Sie sind weder hoch noch von großem Umfange und nehmen sich etwa aus wie ein bescheidener, sauberer, wohleingerichteter Edelsitz. Besondere Sorgfalt scheint auf den förmlich eleganten Kuhstall verwendet zu sein. Das Hauptgebäude, welches die Königin Hortense bewohnte und dessen unteres Geschoß mit den Möbeln geschmückt ist, die einst in den Gemächern Marie Antoinette's prangten, hat einen neuen, sehr solide und hübsch construirten Altan erhalten, der über die frische, schattenreiche Umgebung hinweg wundervolle Fernsichten bietet.

In dem Nebengebäude gelangten wir, über eine schmale Treppe steigend, in die Gemächer, welche einst Louis Napoleon, der zur Zeit unserer Reise noch so mächtige Kaiser von Frankreich, bewohnte und wo sich noch allerlei Reste seines hiesigen Aufenthalts, wie Bücher, Bilder und Möbeln, vorfanden. Die Wohnung besteht aus drei ganz kleinen, niedrigen zusammenhängenden Zimmern. Man könnte die drei in ein Zimmer verwandeln und es würde immer noch einen sehr bescheidenen Umfang haben. Im Eingangszimmer steht noch das Bett, worin der Prinz seine kaiserlichen Zukunftsträume geträumt, die sich so wunderbar verwirklichen sollten. Im Mittelzimmer hängen verschiedene Napoleonische Familienporträts und darunter auch das Bild des Kaisers mit Engelsflügeln, gemalt als er noch ein kleines, kaum einjähriges Prinzlein war. Ich blieb lange vor dem hübschen pausbackigen Köpfchen stehen, das mit seinen klaren Augen gar kindlich und treuherzig in die Welt hineinschaut, die sich inzwischen daran gewöhnt hatte, auf das ausgewachsene Urbild dieses Köpfchens zu schauen, um Sonnenschein oder Sturm aus seinen längst umschleierten Blicken zu deuten.

Im dritten Zimmer steht noch der Schreibtisch und eine kleine Büchersammlung des Prinzen, größtentheils militärische und geschichtliche Werke enthaltend. Wir verweilten verhältnißmäßig lange in den kleinen Gemächern, und Jeder machte seine Betrachtungen über den Helden, der sie einst bewohnte, auch ich die meinigen, die jedoch hier mitzutheilen nicht am Platze wäre.

Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als wir auf dem Schiffe wieder eintrafen, wo nach der langen Wanderung das Diner eingenommen wurde. Inzwischen brach feucht und kalt die Nacht herein. Himmel und Erde zündeten ihre Lichter an, aber es blieb doch ziemlich dunkel, bis wir uns wieder dem Hafen von Lindau näherten, wo bengalische Feuer und zahllose Fackeln und Lichter wirklich ein blendendes Stück Tag mitten in die Nacht hineingezaubert hatten. Unter anhaltenden Böllerschüssen fuhr das Schiff in den von einem prächtigen Feuerkranze umschlungenen Hafen ein, wo lange Reihen festlich geschmückter Gondeln mit Fackeln und bunten Laternen eine Rund-

fahrt begonnen hatten, die uns lebhaft an ähnliche Scenen in Italien erinnerte. Auf dem ebenfalls festlich erleuchteten Hafenplatze drängte sich, trotz der späten Stunde, das Volk noch in dichten Schaaren; die treffliche Liedertafel brachte dem Könige eine sehr gelungene Serenade und die Menge verlief sich erst, als die Lichter in den königlichen Gemächern ausgelöscht wurden.

Am folgenden Morgen (23. Juni) unternahm der König bei noch hellerem Himmel als am vorigen Tage einen Ausflug nach dem berühmten Fürstenbergischen Schlosse Heiligenberg, am badischen Ufer des Sees gelegen. Das Dampfschiff war eben so festlich ausgeschmückt und trug dieselbe Reisegesellschaft wie auf der ersten Fahrt. Auch sahen wir vom Verdecke so ziemlich dieselben Bilder wieder, nur die einen näher, die anderen ferner gerückt und in anderer Beleuchtung. Wir dampften an Wasserburg, Nonnenhorn, Langenargen, Friedrichshafen, Fischbach, Herschberg — also an dreier Länder Küsten — vorüber nach Meersburg (oder Mörsburg, wie es auf der Mayerschen Karte steht). Um die Berge der Schweiz webte ein sich mehr und mehr verdichtender blauer Duft, der einen großen Theil ganz verhüllte und den anderen nur matt und verschwommen durchschimmern ließ. Die wachsende Schwüle ließ es zweifelhaft erscheinen, ob der Tag so heiter enden werde, wie er begonnen hatte. Der König begab sich bei Meersburg ans Land, wo er von den Stadtbehörden ehrfurchtsvoll empfangen wurde, dann den ziemlich steilen und mühsamen Felsweg zum bischöflichen Schloß hinaufstieg und alle Merkwürdigkeiten in Augenschein nahm. Auch trat Se. Majestät in die Wohnung eines Beamten ein, um verschiedene Sorten Meersburger und andere Seeweine aus dem großherzoglichen Keller zu kosten, worauf dann nach einer Wanderung durch die alterthümlich interessante, sehr malerisch gelegene, aber zum Spazierengehen etwas unbequeme Stadt die Fahrt nach dem einige Meilen entfernten Heiligenberge angetreten wurde. Der Weg bot alle Reize, welche die anmuthigste Abwechslung von Thal- und Hügelland, frischen Rasenflächen, üppigen Laubwaldungen und einzelnen wahrhaft majestätischen Baumgruppen gewähren kann.

Das hochgelegene, weitgestreckte, aus dunklem Grün aufsteigende Schloß macht schon von fern einen imposanten Eindruck und verdient sowohl durch seine wundervolle Lage wie durch seine prachtvolle Einrichtung ganz den Ruf, dessen es sich in der Nähe und Ferne erfreut. Ob man über das dunkle, den reichsten Wechsel malerischer Formen bietende Grün, welches überall den Vordergrund bildet, hinweg die Blicke über das gesegnete badische Land schweifen läßt, bis tief ins Würtembergische hinein, oder über den Bodensee zu den Schweizer Alpen, welche das Auge von hier aus ganz beherrscht, überall bietet sich eine bezaubernde Fernsicht, die wir nach der einen Seite leider nicht in ihrer ganzen Herrlichkeit genießen sollten, da die sich immer mehr ausbreitenden Nebelschleier einen großen Theil der Berge und besonders der Gletscher, welche man sonst ganz deutlich sehen soll, verhüllten.

Es würde hier wenig am Orte sein, eine ausführliche Beschreibung des riesigen Bergschlosses und seiner durchweg fürstlichen Einrichtung zu geben, doch kann ich nicht umhin, kurz des großen Ahnensaales Erwähnung zu thun, der die ganze Façade einnimmt und desgleichen ich, was Ausdehnung und stilvolle Pracht der Ausschmückung betrifft, noch in keinem anderen Landschlosse gesehen.

Das Licht fällt durch hohe, mit Glasmalereien verzierte Fenster; die Zwischenwände füllen die zahlreichen, lebensgroßen Ahnenbilder aus, zu deren Füßen reiche Tische stehen mit kostbaren Vasen und allerlei werthvollen Seltenheiten aus der alten und neuen Welt. Die beiden Seitenwände werden unterbrochen durch schöngeschwungene Kamine; die mit der Façade parallel laufende Wand hat zwischen den Ahnenbildern hohe Flügelthüren oder schmuckreiche Schränke mit Waffen und allerlei kostbaren Gefäßen und Andenken.

Die anstoßenden Gemächer sind in modernem Geschmacke, aber auch alle reich und behäbig eingerichtet. Allein unheimlich muthete es mich unten im Flur beim Eintritt in das Schloß an, wo links an der Wand ein grausiges Bild hängt, darstellend eine Hand, welche in Gefahr

schwebt, durch ein geschwungenes Beil vom Arme gehackt zu werden, und darunter steht „Burgrecht“, oder „Burgfriede“, ich erinnere mich nicht mehr genau, welches der beiden Wörter das richtige ist. Gewiß wird Jedermann der stolzen Burg Beides gönnen, ihr Recht und ihren Frieden, allein den Anspruch darauf durch die mittelalterliche Reminiscenz des Handabhauens bildlich auszudrücken, ist heutzutage doch ein Anachronismus, und das unheimliche Bild würde jedenfalls in der Rumpelkammer besser am Platze sein als am Eingange des gastlichen Schlosses.

Ueber Meersburg auf das Schiff zurückgekehrt, machte der König noch einen Ausflug nach der Insel Mainau, und es blieb vor der einbrechenden Dunkelheit gerade hinlänglich Zeit übrig, das dort befindliche, in freundlicher Einsamkeit gelegene Schloß zu besichtigen, wo das junge großherzogliche Paar vor Kurzem seine Flitterwochen gefeiert. Die Wellen des schwäbischen Meeres schimmerten im Glanze der untergehenden Sonne wie flüssiges Gold und am Himmel schwebten blutrothgefärbte Wölkchen. Das Diner wurde wieder auf dem Schiffe eingenommen, diesmal ein wenig spät. Erst um Mitternacht kamen wir nach Lindau zurück, doch war der Hafen noch glänzender erleuchtet und belebter als am Abend zuvor, dazu die ganze Stadt illuminirt. Der König wurde mit tausendstimmigen Jubelrufen empfangen; Böller donnerten, Raketen prasselten durch die Luft, bengalische Feuer brannten, fackeltragende Gondeln ruderten auf und ab unter Musik und Gesang, und es mochte wohl ein Uhr Nachts sein, als der Freudenlärm verstummte und die Menge sich verlor.

Am folgenden Morgen (24. Juni) wohnte Se. Majestät in Begleitung des Prinzen und der Prinzessin Luitpold dem Gottesdienste in der Hauptkirche der Stadt bei; dann traf der österreichische General Graf Wimpfen ein, um den König zu begrüßen; darauf war großes Diner, zu dem einige höhere Officiere und Beamte von Lindau, darunter auch der vortreffliche Bürgermeister, gezogen wurden, und gleich nach der Tafel wurde wieder das Dampfschiff bestiegen, aber nur, um den von Lindau scheidenden König nebst Gefolge nach Bregenz überzusetzen, wo 42 Wagen und Reitpferde bereit standen, Proben ihrer Zug- und Tragkraft abzulegen, zur Beschleunigung der großen Gebirgstour, welche vom Bregenzer Walde aus beginnen sollte.

Es war etwa vier Uhr Nachmittags, als wir von dem freundlichen Lindau Abschied nahmen, wo es zwischendurch hinlänglich geregnet hatte, um die Sommerhitze erträglich zu machen. Nach kurzem Umblick in Bregenz bestiegen wir die Wagen und fuhren durch das breite Rheinthal so weit uns die Pferde ziehen konnten, um dann, immer höher ansteigend, über Schwarzach bis Alberschwende unseren Weg zu Fuß fortzusetzen. In dem schon ein paar tausend Fuß hoch gelegenen Alberschwende bestiegen wir die vorausgesandten kleinen norwegischen Pferde. Doch war es äußerst schwierig, auf den steilen, ungebahnten Gebirgswegen zu Pferde vorwärts zu kommen. Bald stolperten die munteren Norweger auf festem, glattem Sandstein, bald auf weichendem Gerölle, bald auf morschen, vielfach durchbrochenen Knüppeldämmen, bald auch versanken sie in knietiefen Schlamm und Morast. Kurz, der Weg war so mühselig, daß die meisten Reiter abstiegen und ihre Thiere am Zügel führten. Ich blieb im Sattel so lang es irgend ging, um mich ungestörter an den herrlichen Bildern weiden zu können, die sich überall vor uns aufthaten.

Die Berge zeigten sich meist in breiten, wenig durchbrochenen Wänden in einander verschoben und machten durch ihre Massenhaftigkeit einen imposanten Eindruck, der sie weit höher erscheinen ließ als sie eigentlich sind, wozu auch wohl die äußerst günstige Abendbeleuchtung viel beitrug. Die Bergkuppe der Torena war der höchste Punkt, den wir zu übersteigen hatten. Wir sahen in geringer Entfernung mächtige Gebirgsmassen vor uns aufsteigen, in deren Klüften und Spalten noch der Schnee blitzte. Der ganze Weg führte durch üppige Laub- und Nadelwaldung, hin und wieder durch prächtige, abwechselnd dunkle und helle Felswände unterbrochen.

Der Rückblick auf den goldig schimmernden Bodensee; der Blick in die breite Tiefe des farbenreichen Rheinthals, daraus die waldumsäumten Berge in man-

nigfaltigster Gliederung emporsteigen; die behäbigen, oft zierlich gebauten, immer sauber anmuthenden Dörfer und Weiler, welche die frische Gebirgslandschaft beleben; die Begegnung und Unterhaltung mit rüstig einherschreitenden gescheidten, wohlgekleideten und gut aussehenden Bewohnern des Landes, unter welchen wir binnen wenigen Stunden manches auffallend hübsche Mädchen bemerkten: Alles vereinte sich, uns heiter zu stimmen und die freundlichsten Eindrücke zu hinterlassen. Selbst die Beschwerlichkeiten des durch heftige Regengüsse grundlos gewordenen Weges dienten nur dazu, unsere Munterkeit zu erhöhen, an welcher der König von Herzen theilnahm.

Einer brauchte den Anderen nur anzusehen, um zu lachen, denn mit alleiniger Ausnahme des Köngs, der einen merkwürdig ruhigen, gleichmäßigen Gang hatte und deshalb am wenigsten vom Schmutz des Weges gezeichnet wurde — sah Jeder von uns in seiner Weise komisch aus, von unten bis oben mit den wunderlichsten Schmutzhieroglyphen bedeckt, die von den kleinen norwegischen Bergpferden darauf gespritzt waren, welche, obwohl bei längerem Gebrauch sehr friedlicher Natur, doch zu Anfang der Reise allerlei seltsame Sprünge ausführten. Sie hatten nämlich seit dem vergangenen Herbst nichts zu thun gehabt als zu fressen und auszuruhen und waren darüber so üppig geworden, daß sie nicht wußten wohin mit sich, als sie wieder einen Reiter auf ihrem Rücken fühlten. Bald steckten sie die Köpfe zwischen die Beine, als ob sie sich die Welt von unten ansehen oder ein Rad schlagen wollten; bald warfen sie sich hochaufgerichteten Hauptes im Kreise herum, als ob sie Circuserinnerungen hätten; bald starrten sie, wie eingewurzelt im Schlamm stehen bleibend, sinnend in die Welt hinaus, als ob sie über das Räthsel des athmenden Daseins nachdächten, das mit jedem Schritte zum Grabe führt, gleichviel ob dieser Schritt vorwärts, seitwärts oder rückwärts gethan wird, und plötzlich, als ob sie zu der Einsicht gekommen wären, daß auch das Stillstehen das Lebensziel nicht verlängert, stampften sie so ungeberdig einher, daß eines dem anderen, sammt seinem Reiter den mit kräftigen Hufschlägen aufgewühlten Schlamm bis über die Ohren spritzte. Erst beim Aufsteigen im tiefen Steingeröllе wurden sie mürbe und gingen dann so ruhig und sicheren Schrittes, daß ein paar der Reiter ihnen die Füße an den Hals legten, ohne sie aus ihrer wiedergewonnenen Gemüthsruhe zu bringen. Als die Wege wieder schlammig wurden, stieg ein Reiter nach dem anderen ab und so stapften wir im Gänsemarsch zu Fuß weiter, während die Pferde, sechzehn an der Zahl, von unterwegs geworbenen Bauernburschen geführt, uns in langem Zuge folgten und nach Fliegen schnappten.

Wer nicht wußte, daß der König sich unter uns befand, hätte uns leicht für eine Kunstreitertruppe ansehen können, als wir Abends um halb neun Uhr unter dem Zulauf der Bevölkerung unseren langen Einzug in S c h w a r z e n b e r g, dem Ziel unserer ersten Tageswanderung, hielten.

Ein stattlicher Stallmeister in weißen Lederhosen, blauem Frack und Kanonenstiefeln; fünf Reitknechte in weißen Lederhosen, blauen Röcken und Stullpenstiepeln; ein halb Dutzend Lakaien und endlich wir selbst, in allen möglichen und unmöglichen Reisecostümen, nur durch den Schmutz des Weges einander ähnlich — es war in seiner bunten Mannigfaltigkeit und seinem epischen Hintereinander ein wundersames Bild, über welches wir selbst, die es bilden halfen, in der Erinnerung noch oft herzlich lachen mußten.

III.

Schon eine halbe Stunde nach unserer Ankunft in Schwarzenberg waren wir zum Souper beim König versammelt, der in anregender Unterhaltung immer die beste Würze des Mahles fand.

In Lindau, wo die Empfangsfeierlichkeiten, Besuche, Audienzen und Regentenpflichten aller Art fast die ganze Zeit Sr. Majestät in Anspruch nahmen, hatte sich nur einmal eine Gelegenheit ungezwungenen Alleinseins mit der Reisegesellschaft beim Souper geboten und der König die Kosten der Unterhaltung fast allein getragen, indem er uns in sehr anziehender Weise von den Erlebnissen und freundlichen Eindrücken seiner eben beendeten

Reise durch die Pfalz erzählte, dabei auch nicht unterließ, Riehl viel Anerkennendes über dessen kurz vorher erschienenes, die Pfalz und die Pfälzer schilderndes Buch zu sagen. Zu den weiteren Erörterungen über die Eigenthümlichkeiten des lebenslustigen Völkleins lieferte auch Franz v. Kobell charakteristische Züge, der so manches schöne Lied in pfälzischer Mundart gesungen.

Dies Mal drehte sich die Unterhaltung zunächst um das in den letzten Tagen Geschehene und Erlebte, woraus sich dann Weiterführendes von selbst ergab.

Wenn ich nun versuche, hier und an anderen Ruhepunkten unserer Reise aus der Erinnerung eine Skizze solcher Unterhaltungen zu geben, so kann ich natürlich nur für die Sache, nicht aber für jedes einzelne Wort einstehen und werde deshalb, wenn ich Andere reden lasse, diese nicht bei Namen nennen, sondern einfach durch A, B, C, D u. s. w. bezeichnen.

Schon bei seinem Eintritte rieb sich der König vergnügt die Hände, wie er zu thun pflegte, wenn er in guter Stimmung war, und drückte seine Freude darüber aus, daß der erste Tag unserer Wanderung so glücklich verlaufen sei. „Ich hoffe,“ fügte er hinzu, „daß wir noch viele ähnliche erleben, und daß sich der Goethe'sche Spruch an uns nicht erfüllen werde: ‚Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen‘.“

„Damit hat Goethe gewiß Tage mühelosen Genusses gemeint, die auf die Dauer wirklich unerträglich werden, wenn man gewohnt ist, das Glück in fruchtbringender Arbeit zu suchen,“ erwiederte A.

„Gewiß,“ sagte der König, „solcher Tage mühelosen Genusses wird man leicht überdrüssig und ich zähle sie nicht zu den schönsten meines Lebens, die noch in der Erinnerung fortleuchten. — Doch setzen wir uns zu Tisch, nachdem wir den Schmutz des Tages von uns gestreift und einen neuen Menschen angezogen haben.“

„Das ganze Leben ist ein Kampf gegen Schmutz, der sofort wieder anfängt, wo der Kampf aufhört,“ sagte ich.

„Nun, ich hoffe, daß wir ihn wenigstens für heute ausgekämpft haben,“ erwiederte der König lächelnd, während wir Platz nahmen. „Ich bin glücklich,“ fuhr er fort, „daß wir heute einmal wieder ganz ungestört beisammen sind, und wir wollen die gute Stunde mit Bewußtsein genießen.“

„Jede gute Stunde wird eine Feder in der Schwinge des Glücks, sagt ein morgenländisches Sprüchwort,“ bemerkte C.

„Das ist doppelsinnig,“ sagte D.

„Wie die meisten Sprüchwörter,“ warf ich ein. „Man kann sie wenden wie Handschuhe, Hemden und Strümpfe, und sie passen doch.“

„Allein jedes muß wie diese eine rechte Seite haben, welche den rechten Sinn ergiebt, denn verkehrt bleibt verkehrt,“ entgegnete D.

„Das trifft nicht zu,“ fuhr ich fort, „denn die bloß auf äußeren Schein berechnete sogenannte rechte Seite der Kleidungsstücke ist nicht ihr eigentlicher Zweck oder rechter Sinn, und bei einem Sprüchworte denkt sich Jeder etwas Anderes wie beim Worte Glück, denn der beste Sinn der Sprüchwörter ist für Jeden immer nur der, den er selbst hineinlegt.“

„Das will mir nicht einleuchten, denn wenn ich z. B. sage, ‚dem Reinen ist Alles rein‘, so versteht Jeder was damit gemeint ist.“

„Und doch kann Jeder mit gutem Fug den Sinn umkehren und sagen: ‚Dem Reinen ist Alles schmutzig,‘ oder: ‚Dem Schmutzigen ist Alles rein‘. Eines ist, näher betrachtet, so richtig wie das Andere.“

Die Meinungen hierüber waren getheilt, und man kam zu keiner rechten Verständigung.

„Zugegeben,“ sagte D., „daß Sie in diesem Falle Recht hätten, so giebt es doch auch Sprüchwörter, die sich nicht drehen und deuteln lassen; z. B.: ‚Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist‘.“

„Dies Sprüchwort,“ entgegnete ich, „leidet an dem kleinen Fehler, daß bloß warmes Eisen gar nicht geschmiedet werden kann: es muß glühend sein. Aber da das Sprüchwort nicht für die Schmiedewerkstätte gemacht, sondern ihr nur entlehnt ist, so wollen wir das warme Eisen gelten lassen in seiner Nutzanwendung für die übrige Welt, wo es Jeder im Munde führt, auf eigene Weise bestrebt, der Schmied seines Glücks zu werden. Der fahrende Gauner wendet es an, um dem

schlafenden Nachbar auf der Reise Uhr und Börse aus der Tasche zu ziehen; der siegreiche Feldherr, um dem fliehenden Feinde vollends den Garaus zu machen; der Wirth, um bei ungewöhnlichem Fremdenandrange die Preise zu erhöhen; der geistliche und weltliche Charlatan, um die leichtgläubige Menge durch Wundererscheinungen und Wundercuren zu bethören und auszubeuten."

„Mirza-Schaffy betrachtet gern die Dinge von der Kehrseite," unterbrach mich der König lächelnd.

„Weil die Kehrseite der Dinge gewöhnlich übersehen wird," entgegnete ich, „und doch auch ins Auge gefaßt werden muß, wenn man ein richtiges Urtheil gewinnen will."

„Uns fällt zuweilen," sagte der König, „ein Ausdruck ins Ohr, der zu ganz anderen Ideenverbindungen führt, als wovon eigentlich die Rede war. So dachte ich vorhin, als „die Schwinge des Glücks" sprüchwörtlich angeführt wurde, nicht an die Bedeutung des Sprüchworts, sondern sah plötzlich wieder das kindliche Bild Louis Napoleon's vor mir, das wir in Arenenberg so lange betrachtet haben, und ich mußte unwillkürlich dabei denken, daß die Schwinge des Glücks in unserer Zeit keinen Menschen so hoch getragen wie diesen Louis Napoleon, der, wie ich ihn in Paris kennen gelernt, durch keinen Zug mehr an jenes kindliche Bild erinnert, selbst nicht durch den Ausdruck des Auges, der sich doch sonst am wenigsten zu verändern pflegt. Auf dem Bilde ist es von durchsichtiger Klarheit, während das Auge des Kaisers mir so verschleiert erschien, wie ich nie vorher ein Auge gesehen."

Das Gespräch nahm hierauf eine ernstere Wendung. Der Eine suchte die verschleierten Augen des Kaisers durch die lange verschleierten Pläne zu erklären, über welchen er von Jugend auf gebrütet; der Andere durch die dunklen Mittel, durch welche er seine Herrscherpläne verwirklicht habe und seine Macht immer weiter auszudehnen suche; ein Dritter meinte: jeder Mensch, der von einer fixen Idee beherrscht werde und an seinen Dämon glaube, wie das bei Louis Napoleon offenbar der Fall sei, kehre den Blick meist nach innen und gewinne so allmälig ein träumerisches, geheimnißvolles Aussehen.

Ueber die dunklen Mittel, durch welche Louis Napoleon zur Macht gelangt, wurde mit aller Offenheit gesprochen, dabei ein Rückblick auf sein ganzes Leben geworfen und auch des theatralischen Apparats gedacht, womit er auf der Bühne der Weltgeschichte debutirte.

„Wer von uns," sagte der König, der bis dahin schweigend zugehört hatte, „wer von uns würde die Geschichte mit dem Adler und dem Specke nicht für ein Kindermärchen halten, wenn wir sie nicht selbst mit erlebt hätten! Wie kann nur in einem und demselben Gehirn solche ans Kindische streifende Phantasterei mit so viel praktischem Verstand beisammen wohnen, wie ihn Louis Napoleon wirklich besitzt? Auch seine späteren Mittel, die ihm den Weg zum Throne gebahnt, kann ich nicht zusammenreimen mit dem Eindruck, den er mir im persönlichen Verkehr gemacht, denn ich gestehe, daß dieser Eindruck nicht bloß ein bedeutender, sondern auch ein wohlthuender war, wie man ihn sonst nur von Menschen zu empfangen pflegt, deren Freundlichkeit einem wirklich guten Herzen entspringt."

Es wurden nun von verschiedenen Seiten eine Menge Beispiele aus der Geschichte angezogen, um an hervorragenden Persönlichkeiten zu veranschaulichen, daß bei Menschen, die sich zu einer großen Mission berufen glaubten, an deren Durchführung sie ihr Leben setzten, herzgewinnende Freundlichkeit im persönlichen Verkehr häufig genug Hand in Hand gehe mit oft grausenerregender Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel zur Erreichung ihrer politischen oder kirchlichen Zwecke. Solche Menschen können die zärtlichsten Gatten, die besten Familienväter, die anhänglichsten Freunde sein und nebenbei die scheinbar herzlosesten Despoten. Durch ihr Leben gehen zwei Strömungen: die eine entspringt dem Herzen, die andere dem berechnenden Verstande. Sie ziehen eine scharfe Scheidelinie zwischen dem, was ihr Gemüth bewegt, und dem, was ihnen als ihr höherer Beruf erscheint. Sie wissen, daß die Geschichte sie verherrlichen oder verdammen wird je nach dem Gelingen oder Mißlingen ihrer Pläne, und sie setzen deshalb Alles aufs Spiel um Erfolge zu

gewinnen, deren Dauer die dunklen Mittel, durch welche sie gewonnen werden, verschleiert, beschönigen oder gar vergessen macht. Kommt nun dazu noch ein fatalistischer Zug, wie er bei Louis Napoleon unzweifelhaft vorherrscht, so erweckt dieser einen Glauben, der keine Unmöglichkeiten kennt und auch Andere mit hinreißt. Ohne seinen Namen — der mit seiner zweifelhaften Abstammung gar nichts zu thun hat — würde er sich nicht auf den Thron Frankreichs geschwungen oder überhaupt je ungewöhnliche Beachtung gefunden haben. Sein Name wurde das Schicksalswort, das von früh auf seinem Handeln Ziel und Richtung gab. Nicht er hat seinen Namen gemacht, sondern sein Name ihn. Eine Welt in Waffen hatte dem Namen Napoleon ehernen Klang und einen Zauber gegeben, der selbst den tiefen Fall seines ersten Trägers überdauerte, und der nun den Neffen auf den verwaisten Thron des Oheims hob."

„Sich auf einem solchen Throne zu erhalten," warf Se. Majestät ein, „erscheint mir noch schwieriger, als sich hinaufzuschwingen."

„Nicht für einen Mann," erwiederte ich, „der vor keinem Mittel zurückbebt."

„Ein so unruhiges Volk wie das französische zu beherrschen, ist nicht leicht."

„Gewiß nicht auf regelrechtem Wege. Aber wer die Gewalt hat und rücksichtslos in ihrer Anwendung ist, kann Alles durchsetzen, so lange er sie hat, besonders in einem so straff centralisirten Lande wie Frankreich und nach solchen Erschütterungen, wie das Volk sie durchzumachen hatte, bevor Louis Napoleon zur Gewalt kam. Paris ist nicht Frankreich, aber in Paris entscheiden sich immer Frankreichs Geschicke. Als Paris durch Kartätschen zur Ruhe gebracht worden war, seufzte auch das übrige Frankreich nach Ruhe, und die Armee war glücklich, endlich einmal wieder einen Oberherrn zu haben, dessen Name schon eine gewisse Bürgschaft für eine längere Dauer seiner Gewalt bot und zugleich Aussicht auf andere Gloire, als in Straßenkämpfen zu gewinnen war. Denn daß es Napoleon mit seinem „l'empire c'est la paix" ehrlich meinte, glaubte von vornherein kein vernünftiger Mensch."

„Das scheint mir zu viel gesagt," bemerkte der König, „ich würde eher annehmen, daß der Kaiser sich selbst getäuscht, als daß er Andere habe täuschen wollen. Er hat vielleicht so raisonnirt: mein Oheim ist groß geworden durch den Krieg; ich bin nicht zum Feldherrn geboren, also will ich mich bestreben groß zu werden durch Werke des Friedens."

„Wenn er so gedacht hätte," erwiederte ich, „so würde er nicht die erste beste Gelegenheit zum Kriege vom Zaun gebrochen haben."

„Auch ein Frieden liebender Monarch kann durch Umstände, die stärker sind als er, zum Kriege gezwungen werden. Nehmen wir dies bei Napoleon an, so müssen wir zugeben, daß er sich im Krimkriege sehr geschickt und glücklich aus der Affaire gezogen, zunächst durch die Art, wie er Bundesgenossen gewonnen, denen er sich in seiner Kriegsführung überlegen gezeigt, während er zugleich durch diese Bundesgenossenschaft die Angelegenheit über die nationalen Grenzen emporgehoben und zu einer europäischen gemacht hat, bei welcher Frankreich nur die Führerrolle spielte, ohne anderen Gewinn als den Ruhm, Europa von dem russischen Alp befreit zu haben. Ich weiß freilich aus unseren früheren Unterhaltungen, daß Sie die Sache aus einem ganz anderen Gesichtspunkte betrachten, aber ich erinnere mich auch, daß Sie immer allein mit Ihrer Ansicht standen und Niemand davon überzeugen konnten."

„Das hat mich," entgegnete ich, „nie wankend gemacht in meiner eigenen Ueberzeugung, daß der Krimkrieg, wie er geführt wurde, einst von der Geschichte als eines der größten Verbrechen bezeichnet werden wird, davon sie zu erzählen weiß. Denn es sind in diesem Kriege Hunderttausende von Menschenleben geopfert worden ohne anderen Zweck, als den dritten Napoleon mit einem kriegerischen Nimbus zu umgeben und die Augen des französischen Volkes durch ein Bischen neuer Gloire zu blenden. Für die Dauer hat Frankreich sammt England durch diesen abenteuerlichen Krieg nichts gewonnen und Rußland nichts verloren. Daß dem Kaiser Nikolaus das Herz darüber brach, war für das Volk ein Glück, welches nun durch den milderen und weiter blickenden Kaiser Alexander von der Schmach der Leibeigenschaft erlöst und in menschlichere

Bahnen der Entwicklung hinübergeführt werden konnte, ein Gewinn, der alle Kriegsverluste weit überwiegt. Der Krimkrieg wäre seitens der verbündeten Mächte nur dann historisch zu rechtfertigen gewesen, wenn er den Zweck gehabt hätte, Rußlands Uebermacht wirklich zu brechen. Die Gelegenheit dazu bot sich so günstig, wie sie nie wiederkehren wird. Die nach Befreiung seufzenden christlichen Georgier und Armenier streckten den Siegern in der Krim eben so sehnsüchtig die Hand entgegen wie die mohamedanischen Bergvölker am Schwarzen Meere. Aber die Hand wurde nicht angenommen. England würde sie angenommen haben, um Rußland die kaukasischen Pforten nach Indien zu versperren, wenn Frankreich es erlaubt hätte. Allein es lag Napoleon gar nicht daran, England zu stärken durch Schwächung Rußlands. Der von kurzsichtigen Politikern als großer Staatsmann gepriesene Lord Palmerston wurde von Napoleon einfach ins Schlepptau genommen. Er hatte geglaubt, ihn zu seinem Werkzeuge zu machen, indem er ihm zum Kaiserthron verhalf, und sah sich nun selbst als Werkzeug in der Hand Napoleon's auf eine Weise mißbraucht, die seinen Namen immer mehr verdunkeln wird, je mehr die Geschichte Licht über die Triebfedern seiner Handlungen verbreitet. Es wird einst zu Tage kommen, daß der Krimkrieg nichts Anderes war als ein Duell zwischen Louis Napoleon, dem kaiserlichen Emporkömmling, und Kaiser Nikolaus, dem sogenannten Hort der Legitimität. Jener wollte diesem, der stolz auf ihn herabsah, beweisen, daß er ihm vollkommen ebenbürtig sei, und hunderttausend Menschen mußten bluten, um den Beweis zu führen. Palmerston war sein Secundant bei dem Duell, dessen unglücklichen Ausgang für Rußland dieses einst schwer an Frankreich, noch schwerer an England rächen wird."

„Wir müssen abwarten, ob Sie Recht haben," sagte der König, „und dann hat Napoleon sicher Unrecht. Indeß zeigt die Geschichte, daß das Unrecht nicht immer an denen bestraft wird, die es begangen. Ludwig XVI. mußte bluten für die Sünden seiner Vorgänger, Kaiser Paul für die Sünden seiner Mutter. Ueberhaupt scheint die Geschichte keine besondere Freundin großer Tugendhelden zu sein, die sie nur so nebenbei zu behandeln pflegt, während sie mit Vorliebe bei den dunklen Charakteren verweilt, welche ihr schwere Räthsel zu lösen geben. Sie liebt energische, rücksichtslose Charaktere, rasch vorschreitende Handlung, spannende Verwicklung und blutige Lösung wie die Tragödie. Glücklich nennt man die Eroberer, welche ihr Ziel wenn auch mit dunklen Mitteln erreichen und das Gewonnene, wenigstens scheinbar gesichert, ihren Nachkommen hinterlassen. Aber sind sie wirklich glücklich? Ueberhaupt: was ist Glück?"

„Ein Wort, bei welchem sich Jeder etwas Anderes denkt," erwiederte C.

„Glück ist die harmonische Bethätigung unserer Kräfte," sagte A.

„Glück ist der Sonnenschein, welchen die Liebe ins Leben wirft," sagte B.

„Glück ist für den Trägen die behagliche Trägheit, für den Fleißigen die gesegnete Arbeit, für den Spieler das Gewinnen, für den Jäger eine gute Jagd, für den Feldherrn ein glänzender Sieg, für den Fischer ein guter Fischfang, für den Seefahrer ein günstiger Wind, für die Courtisane ein reicher Liebhaber, für den Reisenden freundliches Wetter —"

„Das ließe sich ins Unendliche fortführen," unterbrach der König D., „aber so war's nicht gemeint mit meiner Frage. Inzwischen scheint uns das freundliche Wetter untreu zu werden. Hören Sie nicht, wie es draußen stürmt und plätschert?"

„Es wird sich hoffentlich bald austoben," sagte A. „Ein Glück ist es, daß wir im trockenen Zimmer sitzen."

„Ein Glück!" erwiederte der König. „Es scheint, es giebt so viele Sorten von Glück, daß es schwer ist, die richtige und echte herauszufinden, denn die meisten scheinen mir gefälscht zu sein. Ich kann mir kein wahres Glück ohne ein gutes Gewissen denken, und selbst dieses schützt nicht gegen Unglück, sondern lehrt es nur besser ertragen. Ein dauerndes Glück ist also undenkbar, da das Unglück immer vor der Thür steht, und wenn es uns nicht selbst bedroht, so trifft es Andere, die uns in Mitleidenschaft ziehen, wodurch dann unser eigenes Glück wieder gestört wird. Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie einmal etwas Aehnliches in Spruch-

versen ausgedrückt; wissen Sie sie auswendig?" fragte der König, sich zu mir wendend.

„Ja," erwiederte ich.

„Nach vollem Glück vergebens
Strebst du im Erdenthale:
Schmerz ist der Kern des Lebens
Und Glück nur seine Schale.

Im Glück oft unbewußt
Kommt dir ein schmerzlich Schauern,
Als ahnte deine Brust,
Es kann nicht lange dauern."

„Ja, das Glück ist nur ein zeitweise erfolgreicher Kampf gegen das Unglück," sagte der König, sich erhebend, während der Regen mit wachsendem Ungestüm an die Fenster schlug. Wir zogen uns zurück mit dem Wunsche, daß der stürmischen Nacht ein freundlicher Tag folgen möge.

IV.

Unser Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehen. Es strömte die ganze Nacht hindurch vom Himmel herab, als ob eine neue Sintfluth im Anzuge wäre, und dazu tobte ein Sturm, der das Haus bis in seine Grundfesten erbeben machte und so zudringlich fühlbar durch die unsichtbaren Poren der Wände und Fenster drang, als ob diese gar nicht vorhanden gewesen wären.

Mit Ausnahme Sr. Majestät mußte die Reisegesellschaft sich behelfen und paar- oder kleeblattweise hausen, da die Zahl der vorhandenen Räumlichkeiten sonst nicht ausgereicht haben würde. War es doch an sich schon eine rühmliche Leistung für ein Dorfwirthshaus, uns Alle trocken unterzubringen mit der zahlreichen Dienerschaft, den vielen Pferden und verschiedenen Chimborassos von Gepäck.

Ich hatte ein taubenschlagähnliches Gemach mit Riehl zu theilen und wir hausten noch friedlicher darin als Tauben, welche bei näherem Zusehen gar nicht so fromm erscheinen, wie man sie gleichnißweise zu verwerthen pflegt.

Wären die Betten über einander angebracht gewesen, statt neben einander, so hätten wir uns einbilden können, in einer Schiffskajüte auf stürmischem Meere zu fahren, denn die Regenströme schlugen nicht minder mächtig an die kleinen Fenster als hochgehende Meereswogen, und der Sturm schüttelte das Haus so gewaltig, daß wir selbst ein Gefühl des Geschaukeltwerdens dabei hatten. Doch ließen wir uns bald in Schlaf schaukeln, denn wir waren sehr müde, und fanden in gesegnetem Schlummer, trotz des bösen Wetters, Beide die „gute Nacht", welche wir uns gegenseitig gewünscht, oder vielmehr entgegengegähnt hatten.

Als wir am frühen Morgen erwachten, hatte der Sturm etwas nachgelassen, aber der Regen prasselte munter fort, was unserer eigenen Munterkeit einigen Eintrag that, zumal es über Nacht so kalt geworden war, als stünde der Winter schon vor der Thür, noch ehe der Sommer recht angefangen, seine Schuldigkeit zu thun.

Doch wir steckten eine freundliche Miene auf, um das Wetter zu beschämen und unseren Reisegefährten mit gutem Beispiel voranzugehen, was übrigens gar nicht nöthig war, da wir sie alle in bester Laune beim Kaffee trafen, nachdem wir uns das Wirthshaus etwas näher angesehen hatten. Ueber dieses finde ich in meinem Notizbuche Folgendes bemerkt: „Die Einrichtung unseres Dorfwirthshauses ist vortrefflich. Die Zimmer sind alle mit Täfelwerk bekleidet und würden sehr behäbig zu nennen sein, wenn sie etwas höher wären. Die Wände entlang laufen hölzerne Bänke; davor stehen wohlgeformte Tische. Die Wandschränke und sonstigen Möbeln passen zum echt deutschen Stil des Ganzen; nirgends sieht man etwas modern Aufgeklebtes, Alles ist wie aus Einem Gusse. Die Fenster sind mit weißen Gardinen geschmückt und bis in den letzten Winkel des Hauses zeigt sich die größte Sauberkeit."

Die Häuser im Bregenzer Walde haben meist Galerien, aber nicht — wie die Häuser im bairischen Hochlande — nach außen, als Anhängsel, sondern nach innen, als Einschiebsel oder Einschnitte des Hauses. — Die Weiber tragen eng anliegende leinene Röcke von dunkler Farbe, und Pelzmützen wie die Tataren, d. h. nicht in der plumpen Form wie man sie bei den Frauen am Rande des bairischen Hochlandes findet, sondern konisch geformt. Das Kleid der Frauen, die Joppe genannt, ist in unzählige Fältchen gelegt; oben am Halsausschnitt zeigt sich ein goldgestickter

Brustlatz, während den Leib ein Gurt von lackirtem Leder umschließt, hinten mit einer silbernen Schnalle geschmückt. An diesem Gurt wird nach altdeutscher Weise eine Tasche getragen. Ueberhaupt macht Alles hier: Wohnung, Tracht und Behaben der Leute einen anheimelnden, echt deutschen Eindruck.

Nach dem Frühstück stieg ich mit Riehl wieder in unser inzwischen in Ordnung gebrachtes Zimmer hinauf, um Briefe zu schreiben. Der Regen ließ etwas nach, aber die Luft war so kalt, daß wir uns alle Augenblicke die Hände reiben mußten, um unsere steifen Finger zu schmeidigen. Bei diesen unschuldigen Reibungen wurden wir durch den Eintritt des Königs überrascht, der schon einige Stunden gearbeitet hatte und sich nun mit eigenen Augen überzeugen wollte, ob seine Gäste gut untergebracht wären und nicht von der im Hause herrschenden feuchten Kälte zu leiden gehabt hätten. An solchen Zügen gütiger Fürsorge ließ es Se. Majestät nie fehlen. Für seine eigene Person war der König ziemlich unempfindlich gegen Kälte und ließ sich auch durch schlechtes Wetter nicht leicht die gute Laune verderben, noch an Ausflügen verhindern. Nur wurde dann nicht zu Fuß gegangen, sondern geritten oder gefahren. Beim Reiten hatte Se. Majestät immer, je nach dem Bedürfniß der Unterhaltung wechselnd, einen Begleiter zur Linken, und da geschah es bei mehrstündigem Ritte öfter, daß drei oder vier Herren nach einander an die Reihe kamen. Beim Fahren dagegen wurde nicht gewechselt: der zum Mitfahren Auserkorene blieb immer an der Seite des Königs sitzen, bis das Ziel erreicht war.

Diesmal wurde mir die Ehre zu Theil, den König auf einer Ausfahrt nach dem kleinen Stahlbade Reute zu begleiten, nachdem wir das über 2000 Pariser Fuß hoch gelegene freundliche Dorf Schwarzenberg mit seiner Pfarrkirche, in welcher sich ein viel gepriesenes Altarbild von Angelika Kaufmann befindet, näher in Augenschein genommen hatten.

Schwarzenberg ist Angelika Kaufmann's eigentliche Heimath, da ihre Eltern hier ansässig waren, die sich in Chur befanden, als ihnen ihr Töchterchen 1741 geboren wurde, dessen glänzende Anlagen sich so früh entwickelten, daß es schon im dreizehnten Jahre zu weiterer Ausbildung nach Rom gebracht wurde. Angelika's anmuthiges Talent und ihre bezaubernde Persönlichkeit brachten sie mit den erlauchtesten Geistern ihrer Zeit, auch mit Goethe, in freundschaftliche Beziehungen. Ihre Büste wurde nach ihrem Tode († 1807) im Pantheon aufgestellt.

Der Weg, den ich mit Sr. Majestät zu fahren hatte, um nach Reute zu gelangen, führte uns dem Laufe der wildströmenden, durch die wolkenbruchähnlichen Regengüsse hochangeschwellten Ach entgegen, in deren Bette eine Menge wahrer Ungethüme von Steinblöcken dem schäumend gegen sie anstürmenden Fluthgetöse Trotz bot. Im Uebrigen sah die Welt aus, als ob sie erst in Begriff wäre, sich aus vorweltlichem Urnebel heraus zu verdichten, um feste Gestalt und erkennbare Umrisse zu gewinnen. Aber wie durch einen Zauberschlag theilte sich plötzlich das dunkle Gewölk über uns und wir sahen in weicher, wunderheller Beleuchtung der aufsteigenden Sonne, die ihren Glanz verdoppelt zu haben schien, um uns für ihre lange Abwesenheit zu entschädigen, ein herrliches, blankgewaschenes, farbenfrisches Stück Welt vor uns, im wechselvollen Reiz von Berg, Wald und Wasser.

Prächtigere Eschen, als hier die malerischen Ufer der Ach schmückten, habe ich nirgends gesehen, und auch die blanken, hochstämmigen Ahornbäume zeigten sich denen der Jachenau und Ramsau völlig ebenbürtig.

„Ich gedachte,“ sagte der König, „auf unserer Fahrt über ganz andere Dinge mit Ihnen zu sprechen als über Naturschönheiten, aber der sonnige Anblick, der uns so unerwartet geworden, nimmt mich im Augenblick ganz gefangen.“

„Möge diese Gefangenschaft lange dauern!“ erwiederte ich. „Reine Bergluft athmen und sonnige Eindrücke in sich aufnehmen, ist ein Segen, den man nicht immer haben kann.“

„Ja, ich weiß, Sie sind auch ein Freund der Natur,“ sagte der König, „ich habe das bald aus Ihren Büchern gemerkt, obwohl Sie nicht viel Worte darüber machen. Ich lasse mich deshalb auch gern bei Ihnen gehen, da ich sicher bin, nicht mißverstanden zu werden, wie mir das schon in früher Jugend begegnet ist, in

einer Weise, die mich fast irre an mir selbst machte."

„Liebe zur Natur," erwiederte ich, „kann doch unter keinen Umständen etwas Tadelnswerthes sein, da die Natur unsere Urmutter ist, der wir Alle verdanken, daß wir sind."

„So weit möchte ich nicht gehen," sagte der König, „denn wenn ich die Urmutter gelten lassen soll, so muß ich dazu einen Urvater annehmen, dem sie ihre Kinder verdankt — mit anderen Worten: einen schaffenden oder zeugenden Gott. Spricht doch auch Goethe oft von Gott-Natur im Sinne innigster schaffender Vereinigung Beider."

„Ich habe mich bei meinem Gleichniß," erwiederte ich, „blos an das Eine, Sichtbare gehalten, ohne deshalb das Andere, Unsichtbare nicht gelten lassen zu wollen. Christus lehrt: Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten! Das hindert die wahre Liebe zur Natur nicht, sondern erhöht sie. Denn der Zauber, den das sinnlich Wahrnehmbare auf uns übt, was wir Natur nennen, kann nur wachsen bei dem Gedanken, daß noch etwas Höheres dahinter steht, dessen Wahrnehmung sich unseren Sinnen entzieht."

„Und doch hat es viele glaubensfeste Männer ungewöhnlicher Art gegeben," nahm der König wieder das Wort, „welche glaubten, Gott am besten zu dienen, wenn sie sich vom Zauber der Natur wie von einer Verlockung des Bösen abwendeten, und welche dafür als Heilige gepriesen wurden."

„Das sind eben wunderliche Heilige gewesen," sagte ich lächelnd.

„Ja," fuhr der König fort, „denn selbst Humboldt, dem man doch dogmatische Beschränktheit nicht vorwerfen kann, hebt in seinem Kosmos hervor, daß das Christenthum den Blick in die freie Natur wesentlich erweitert habe, wie es auch, selbst wo es als Staatsreligion auftrat, in der großen Angelegenheit der bürgerlichen Freiheit des Menschengeschlechts für die niederen Volksclassen wohlthätig wirkte. Ich erinnere mich der Stelle genau: sie steht im ersten Capitel des zweiten Bandes, wo ein vergleichender Ueberblick der Einwirkungen der Natur auf die Literatur der alten Völker gegeben wird. Es frappirte mich, darin zu finden, daß die Römer für die großartigen Schönheiten der Alpenwelt, welche sie doch auf ihren Heerzügen so genau kennen lernten, kein Auge hatten, sondern nur von schlechten Wegen und schauerlichen Einöden zu berichten wußten, ja daß Julius Cäsar, als er zu seinen Legionen nach Gallien zurückkehrte, die Zeit benutzte, um während des Zuges über die Alpen eine grammatische Schrift, ‚De analogia', anzufertigen."

„Daß ein so rastlos strebender Geist wie Julius Cäsar an ganz andere Dinge dachte, als das Gletschereis und den ewigen Schnee der Alpen zu bewundern, die seinem Marsche so gewaltige Hindernisse boten, ist leicht erklärlich, aber im Allgemeinen scheint den Römern die Gemüthsseite gefehlt zu haben, welche zum Naturgenuß hinzieht; Ausnahmen wie Plinius der Jüngere, Cicero u. A. bestätigen nur die Regel. Uebrigens kann man ein großer Freund der Natur sein, ohne dabei das Bedürfniß zu fühlen, über alle empfangenen Eindrücke schriftlichen Bericht zu erstatten. Ein Anderes ist es, wenn man fremde Länder oder wenig besuchte Gegenden durchwandert und Neues mitzutheilen weiß oder charakteristische Schilderungen bietet, die als wirkliche Kunstwerke erfreuen, wie z. B. Fallmerayer's ‚Fragmente aus dem Orient', welche trotz allen Lobes, das ihnen die Zeitungen gespendet, so wenig bekannt sind und doch allgemein bekannt zu sein verdienten."

„Ich habe sie zu wiederholten Malen gelesen," sagte der König, „und immer mit neuem Genuß und neuer Belehrung, obgleich ich manche der Stätten, die er schildert, aus eigener Anschauung kenne. Er schildert im großen Stil und doch mit malerischer Anschaulichkeit bis ins Kleinste. Der Gang seiner Rede ist langsam, aber immer würdevoll, oft feierlich, zuweilen sogar majestätisch. Man merkt, daß ihm die Satzbildungen nicht gleich fertig aus der Feder springen, daß er vielmehr die einzelnen Theile erst sorgfältig gegen einander abwägt, ehe er sie zusammenstellt, aber er weiß sie dann kunstvoll zu fügen, und seine kritische Bedächtigkeit wird von einem feinen Ohr für Wohllaut geleitet. Er schmückt seine Rede gern, aber nur mit echtem Schmuck, gleichviel ob mit eigenem oder von den Alten entlehn-

tem. In seinen meist von tiefer Trauer und Wehmuth durchzitterten Betrachtungen contrastirt er gern den Glanz der alten Culturstätten des Morgenlandes mit ihrer heutigen Verödung und Verwilderung. Auch in den Ländern des Westens und besonders in Deutschland kann er nichts Tröstliches und Erfreuliches mehr entdecken, sondern sieht überall nur Zerfall und Verkommenheit, und das noch halb in der Barbarei steckende Rußland ist ihm in Europa das einzige Land der Zukunft. Zu diesem Glauben kann ich mich nicht bekehren; ich habe noch Vertrauen zum deutschen Geiste und kenne keine größere Freude, als nach Kräften mitzuwirken, das Volk einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Aber man hat gern Zustimmung und Ermuthigung in seinem Glauben und Hoffen. Entgegengesetzte Ansichten können die unserigen berichtigen, wenn sie mit diesen ein gleiches Ziel im Auge haben, allein der Ausdruck völliger Hoffnungslosigkeit kann nur lähmend auf die Thätigkeit Anderer wirken. Und im Grunde ist es doch eine sehr billige Weisheit, immer zu predigen, daß Alles auf Erden eitel und vergänglich sei! Wer weiß das nicht? Wir sehen die Blumen verwelken, die Menschen sterben und die größten Reiche zu Grunde gehen. Aber hat das je verhindert, daß neue Blumen gepflanzt, neue Menschen geboren und neue Reiche gegründet wurden? Wer sein Leben würdig ausgefüllt hat, mag ruhig sterben, allein in der Kraft des Lebens soll man niemals denken: alles Streben ist nutzlos, weil es doch einmal ein Ende nehmen muß. Doch ich rede Ihnen da von Dingen, die Sie selbst längst besser in Vers und Reim gesagt haben —"

„Und Andere längst vor mir," warf ich ein, „aber nicht besser! Denn Werth und Wirkung der Worte verändern sich je nach der Bedeutung dessen, der sie redet."

„Wie meinen Sie das?"

„Wenn z. B. in einem unterdrückten Volke irgend Jemand öffentlich riefe: ‚Es lebe die Freiheit!' so würde er eingesperrt; wenn hingegen der Beherrscher des Volks dieselben Worte vernehmen ließe, so würde des Jubels kein Ende sein."

„Ach so!" lächelte der König.

„Es erinnert mich das," fuhr ich fort, „an ein altes persisches Sprüchwort: ‚Ssocchun Schah Schah her ssocchan est, das Wort des Königs ist König der Worte.'"

„In jedem ähnlichen Falle wie dem eben angeführten trifft das allerdings zu," sagte der König. „Doch, um noch einmal auf Ihren Freund Fallmerayer zurückzukommen, so kann ich mir ganz gut erklären, warum seine Schriften keine so allgemeine Verbreitung gefunden haben, wie Sie ihnen wünschen. Er hat eine schwere Jugend gehabt, die ihre Schatten bis in sein Alter geworfen, und der Schmerz über das Fehlschlagen vieler Hoffnungen hat ihn zu einer trüben Weltanschauung geführt, die nicht Jeder theilen mag. Er ist Sieger geblieben in den vielen Kämpfen, die er zu bestehen gehabt, aber er ist seines Sieges nicht recht froh geworden. Er hat entbehren und entsagen gelernt, aber nicht mit beruhigtem Herzen. Ein Schleier der Wehmuth breitet sich über Alles, was er schreibt, selbst über seine farbenprächtigen Naturschilderungen. Seine Betrachtungen fesseln durch den Zauber der Sprache, aber hinterlassen immer eine wehmüthige Stimmung, weil ihnen der befreiende Ausblick, ich möchte sagen: die poetische Erlösung fehlt. Ich weiß seine Vorzüge wohl zu würdigen und habe ihn auch durch langen persönlichen Verkehr genau kennen gelernt, wo er mir dann freilich in mancher Hinsicht ganz anders erschien als in seinen Büchern."

Ein wieder heftig herabströmender Regen machte der Unterhaltung über Fallmerayer ein Ende und verhinderte mich auch, die Reize von Reute im rechten Lichte zu sehen, so daß ich nichts darüber zu notiren fand. (Forts. folgt.)

Postalische Zustände in der Türkei.

Von

Karl Braun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Es war im August 1875. Ich saß in einer türkischen Provinzialstadt und erwartete Briefe aus der Heimath. Die-

selben waren nach Konstantinopel adressirt und sollten mir von da nachgeschickt werden. Ich war am Tage meiner Abreise von Stambul selbst nach der General-Direction der Kaiserlich Ottomanischen Posten gegangen. Sie befand sich in Stambul, d. h. in dem auf der Westseite des Goldenen Horn, zwischen diesem und dem Marmara-Meere gelegenen specifisch türkischen Theile der kosmopolitischen Riesenstadt und zwar in dem Bezirke der Neuen Moscheen, auf Türkisch „Yeni-Dschami". Ich fand dort offene Hallen mit sehr vielen Schreibern. Es war leicht, überall Zutritt zu bekommen, denn es war Niemand da, der ihn wehrte; man brauchte nur den Teppich, welcher die Thüröffnung bedeckte, zu heben und befand sich sofort in dem Allerheiligsten. Desto schwerer war es, den richtigen Mann zu finden, und wenn man ihn gefunden hatte, Auskunft von ihm zu erlangen. Endlich hatte ich den Mann gefunden. Er verstand außer Türkisch auch Griechisch und Französisch. Das türkische Griechisch ist aber für Jemanden, welcher diese Sprache aus dem Xenophon und Thucydides gelernt hat, gar nicht zu verstehen, und das türkische Französisch wenigstens nicht leicht. Es gelang mir jedoch, mit dem Postbeamten, der, abgesehen von dem rothen Fez, welchen hier nicht blos der Türke, sondern alle Welt trägt, im Uebrigen ziemlich europäisch aussah, mich dahin zu verständigen, daß, wenn ich Briefe, welche mit der türkischen Post anlangen, in die Provinz nachgeschickt haben wollte, ich dies nicht auf der „General-Direction" in Yeni-Dschami, sondern bei deren Zweigpost, „Succursale", sagte der gebildete Türke, in Galata thun müsse, dieweil ich in dem Hotel Post in der Grande Rue de Pera wohne und die Briefe dorthin gehen würden. Ich machte also meine Bestellung in Galata, Rue Mertevani. Ich begnügte mich jedoch nicht damit, sondern ging auch nach dem deutschen Postamte, welches sich ebenfalls in Galata befindet, in einer sehr engen und steilen Straße, deren Namen mir entfallen, und nach dem österreichischen Postamte, das hoch oben in Pera in der Straße Tom-Tom liegt. Da ich aus Frankreich und England, Rußland und Griechenland nichts zu erwarten hatte, so unterließ ich es, dort vorzusprechen. Bei Deutschland und Oesterreich aber bestellte ich, sie sollten meine Briefe an einen mir befreundeten Eisenbahnbeamten, einen Deutschen, auf dem Centralbahnhof (das Demir-Jol) in Stambul abgeben, welcher Beamte mir versprochen hatte, die Briefe, so gut es gehe, an mich weiter zu befördern. So reiste ich ab. Nach der letzten Station der Rumelischen Eisenbahn zurückgekehrt, erkundigte ich mich nach dem türkischen Postamte. Es wurde meinem Kawaß schwer, zu erfahren, wo es sich befände; aber es gelang am Ende doch.

Wir traten in eine offene Halle. Dort saß auf der Erde ein ehrwürdiger Greis mit langem, weißem gezipfelten Vollbart, anscheinend mit nichts beschäftigt, als seinen Tschibuk zu rauchen. Der Kawaß trug ihm mein Anliegen vor, sein fränkischer Efendi, der so und so heiße, erwarte hier Briefe aus Stambul. Der Ehrwürdige, welcher bis jetzt keine Notiz von mir genommen, warf mir darauf einen wohlwollenden und gnädigen Blick zu, und ohne seine sitzende Haltung zu ändern, verbeugte er dreimal seinen Oberkörper vor mir, indem er dreimal mit seiner Hand, die Fläche nach innen, nach der Stirn fuhr. Ich erwiederte den Gruß stehend mit derselben Feierlichkeit. Dann griff der Ehrwürdige hinter sich und langte einen Waschkorb hervor, der bis oben hin mit Briefen gefüllt war. „Ischte-efendum," sagte er, und zwar wieder mit demselben wohlwollend-herablassenden Blicke. Der Kawaß übersetzte mir diese Worte ins Italienische: „Ecco signor," hier mein Herr. Ich muß gestehen, daß ich mich gegenüber dem Korb voll Briefe in einiger Verlegenheit befand. Ich fragte also meinen türkischen Kawaß, von dessen Klugheit und Ergebenheit ich überzeugt war. Derselbe belehrte mich dahin, daß der Herr Postmeister — das war der wortkarge ehrwürdige Greis — damit, daß er mir seinen großen Korb mit Briefen zugeschoben, mich aufgefordert habe, mir selbst aus dem Vorrath auszuwählen, was mir convenire.

„Aber, Ali," sagte ich, „das kann doch wohl nicht sein. Ich kann doch nicht in diesen Tausenden fremder Briefe herumwühlen, die vielleicht schon seit Jahr und Tag hier liegen?"

„Warum nicht, Herr? Wenn es der Postmeister so haben will! Er hat das zu verantworten. Du nicht. Was will auch der gute Postmeister anders machen? Willst du ihm zumuthen, daß er alle Zungen des Orients verstehe, das Griechisch und Rumänisch, das Serbisch und Bulgarisch, das Albanesisch und Arnautisch, das Tatarisch und Tscherkessisch, das Armenisch und Persisch, das spanische Jüdisch und das Zigeunerisch, das Hebräisch und Arabisch? Soll er außerdem auch noch alle fränkischen Sprachen sprechen und, was noch weit schwieriger, lesen? Wenn nun ein Brief für dich da wäre aus deiner fernen Heimath im Norden mit einer Adresse in preußischer Sprache, welche hier kein sterblicher Mensch versteht, kannst du da dem türkischen Postmeister zumuthen, daß er die Aufschrift des Briefes lese oder daß er dir ihn schicke, da er doch nicht weiß, wer du bist und wo du wohnst, ob du hier oder dort bist? Siehst du, die Leute, welche hier in der Stadt wohnen und für welche häufig Briefe ankommen, wie z. B. Alle, die mit Taback oder mit den Eiern der Seidenraupen handeln, die wissen ja, an welchen Tagen und zu welchen Stunden die Post ankommt. Dann finden sie sich sofort hier ein und bekommen gleich ihre Briefe. Aber was soll man mit den anderen machen, die Niemand will, für die Niemand da ist? Die werden also in den Korb geworfen. Es geht keiner verloren. Der Postmeister ist ein Muster von Gewissenhaftigkeit. Wahr ist es, es liegen sehr viel Briefe in seinem Korbe; aber ist das seine Schuld? Der Grund ist doch nur der, daß mehr Briefe ankommen, als abgeholt werden. Kann dazu der Postmeister etwas? Und wenn nun in dem Korbe so viel alte Briefe liegen, wer ist denn Schuld daran? Doch nur die nachlässigen Menschen, welche sie nicht abgeholt haben. Wir Osmanli holen sie ab. Wir lassen kein Stück Papier umkommen. Der Name Allahs könnte darauf stehen, und diesen heiligen Namen muß man nicht in Verfall kommen lassen. Wenn du wenig Türken hierher kommen siehst, so hat dies seinen Grund nur darin, daß die Meisten von uns ganz sicher sind, keine Briefe zu bekommen, und weil wir uns unsere Nachrichten mündlich schicken durch die Tatarenpost, d. h. durch deren Mitglieder. Diese Tatarenpost bringt für die Franken und für die Rajah geschriebene Briefe, aber für uns mündliche Nachricht; und haben wir etwas von Wichtigkeit zu bestellen, dann setzen wir uns lieber selber zu Pferde und reiten mit der Tatarenpost, um es unseren Freunden mündlich zu sagen. Unsere Schuld ist es also nicht. Den Rajah aber sollte man befehlen, daß, wenn sie sich Briefe schreiben lassen, sie dieselben auch abholen, und wenn sie es nicht thun, sollte man sie wegen ihrer Fahrlässigkeit bestrafen. Für die Franken (Westeuropäer) könnte man allerdings eine Ausnahme machen; denn sie sind aus fernen Ländern und unserer Sitten nicht kundig."

Ich weiß nicht mehr, was mir der gute Mann noch Alles vorschwatzte. Jedenfalls war seine Weltanschauung himmelweit entfernt von der unserigen, und seine Anforderungen an die Post waren etwas bescheidener als diejenigen, welche man in Deutschland an dieselbe zu stellen gewöhnt ist.

Ich konnte mich nicht entschließen, in dem Briefkorbe zu wühlen. In Anbetracht, daß meine Briefe, wenn deren da waren, in den letzten Tagen gekommen sein und also der chronologischen Ordnung nach obenauf liegen mußten, beschränkte ich mich darauf, einen Blick auf die oberste Schichte zu werfen, und da sich hier nichts vorfand, ging ich resignirt von dannen, nicht ohne zuvor den „Ehrwürdigen" nach türkischer Sitte respectvoll gegrüßt zu haben, was er mit großer Feierlichkeit erwiederte, jedoch abermals ohne aufzustehen oder den Tschibuk bei Seite zu thun, dessen etwa fünf Fuß langes süßduftendes Rohr (es war aus Jasminholz) auf der Erde schleifte, und unter dessen flachem rothen Pfeifenkopfe ein Blechschüsselchen stand, damit die Matte nicht in Brand geriethe, welche den aus Erde gestampften Fußboden bedeckte. Da ich noch bei keinem anderen Orientreisenden eine türkische Poststube beschrieben gefunden, so konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, dieses Bildchen zu reproduciren, von welchem ich alle Ursache habe, zu glauben, daß es nicht eine Ausnahme bilde, sondern der Regel entspreche.

Erwähnen will ich noch, daß die Adressen der türkischen Briefe sehr lang waren.

Man begnügt sich nämlich nicht damit, im Inneren des Briefes sich der höflichsten Wendungen zu befleißigen, sondern überhäuft auch die Außenseite, die Adresse, mit den weitgehendsten und schmeichelhaftesten Epitheten und Titulaturen, wogegen das Füllhorn unseres deutschen Kanzleistils immer noch von mäßigem Umfange erscheint.

Nach Konstantinopel zurückgekehrt, erhielt ich die erwarteten Briefe. Ich habe seitdem die Postverhältnisse in der Türkei möglichst zu erforschen gesucht und gebe in dem Nachstehenden eine kurze Zusammenstellung meiner Ermittelungen:

Zunächst also habe ich zu wiederholen, daß in der Hauptstadt der europäischen Türkei ein deutsches Reichspostamt besteht, wo der deutsche Reichsbürger die ihm dahin zugesandten Briefe aus der Heimath in Empfang nehmen und Nachrichten nach der Heimath absenden kann. Sicherlich wird der Reisende angenehm überrascht werden, wenn er, kaum in der großen und ihm prima vista so wildfremden Stadt angekommen, von der Sehnsucht nach Nachrichten von den Seinigen getrieben, durch die engen, winkeligen, steilen Gassen Galata's den Weg bis zum deutschen Postamt gefunden hat und dort Alles genau so antrifft, wie er es in Deutschland gewöhnt ist. Da sind deutsche Beamte, deutsche Freimarken, deutsche Formulare; und mit alleiniger Ausnahme des rothen Fez des im Hintergrunde des Büreaus mit den mechanischen Arbeiten beschäftigten Unterbeamten erinnert nichts daran, daß wir uns in der Türkei befinden. Erst beim Bezahlen der Postgefälle fühlt man den Boden des fremden Landes wieder unter seinen Füßen, denn selbstverständlich erhebt die deutsche Post alle Gebühren in der türkischen Landeswährung.

Die Einrichtung des deutschen Postamtes in Konstantinopel erfolgte nach dem Vorgange anderer europäischer Staaten erst zu Anfang des Jahres 1870, um die immer mehr an Wichtigkeit zunehmenden Interessen des dortigen deutschen Verkehrs zu fördern und für die Correspondenz der ziemlich zahlreichen deutschen Colonie durch einen unmittelbaren Austausch von Briefpacketen mit Postanstalten in der Heimath eine prompte und schnelle Beförderung zu sichern.

Dieser Zweck ist denn auch vollständig erreicht worden. Ueberdies ist dem deutschen Postamte in Galata noch die Vermittelung eines Theiles desjenigen Briefverkehrs zugefallen, welcher sich zwischen Konstantinopel und anderen Staaten, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz, Amerika, ja selbst England und Frankreich bewegt, trotzdem die beiden letztgenannten Länder ebenfalls eigene Postanstalten in Konstantinopel unterhalten.

Das Bestreben der einheimischen Kaufleute, insbesondere der Griechen und Armenier, mit den Fabrikanten in Deutschland rc. in directe Beziehungen zu treten, hat dazu geführt, daß auch jene die deutsche Post fleißig besuchen, so daß dieselbe allmälig einen recht ansehnlichen Aufschwung genommen hat und emporwächst mit ihren wachsenden Zwecken.

Außer mit der Vermittelung des gewöhnlichen Brief- rc. Verkehres (gewöhnliche und eingeschriebene Briefe, Postkarten, Drucksachen und Waarenproben) befaßt sich das deutsche Postamt noch mit der Entgegennahme und Ausführung von Bestellungen auf Zeitungen und Zeitschriften. Mit besonderer Freude ist aber seiner Zeit von allen die deutsche Post benutzenden Bewohnern Konstantinopels die Einführung des Postanweisungsverfahrens begrüßt worden. Auf bequeme Weise, durch Einzahlung türkischen Geldes bei dem deutschen Postamte, können jetzt von Konstantinopel aus auch geringere Geldbeträge, für welche Wechsel äußerst schwer dort zu beschaffen sind, nach Deutschland, Belgien, den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Norwegen, der Schweiz, Italien und nach den Vereinigten Staaten von Amerika übermittelt werden.

Von dem deutschen Postamte in Konstantinopel wird für die Correspondenz nach Deutschland und den übrigen Vereinsländern die Vereinstaxe erhoben, also 20 Pfennige für Briefe rc. Für den genannten Betrag von 20 Pfennigen hat man 1 Piaster in Silber zu entrichten.

Der Piaster, auf Türkisch Gurusch genannt, betrug früher, im 15. und 16. Jahrhundert, etwa 10 Franken. Mit dem Verfall der Türkei machte aber die Münzverschlechterung immer größere Fortschritte. Allein unter Sultan Mahmud II. wurde

die Valuta nicht weniger als fünfzehnmal geändert und natürlich immer verschlechtert. Jetzt beträgt der Piaster etwa 22 Centimes französisch, 10 Kreuzer österreichisch und beinahe 20 Pfennige deutsche Reichsmünze. Er zerfällt in 40 Para. 10 Para sind also etwa 1 Sou französisch, 2½ Kreuzer österreichisch oder 5 Pfennige deutsch. Für die auf dem Postwege bezogenen Zeitungen tritt zu dem für Deutschland festgesetzten Erlaßpreis eine Gebühr von 2 Mark jährlich für jedes Exemplar hinzu. Auch die Gebühren für die Postanweisungen sind mäßig bemessen.

Wie umfangreich bei dem deutschen Postamte in der noch verhältnißmäßig kurzen Zeit seines Bestehens der Geschäftsverkehr geworden ist, möge man u. A. aus folgenden Angaben entnehmen: Während des Jahres 1875 betrug die Zahl der bei demselben ausgelieferten und eingegangenen Briefe rund etwa 150000 Stück, der Postkarten 3500, der Drucksachen 75000 und der Waarenproben 9000 Stück oder im Ganzen die gewiß recht ansehnliche Zahl von 237000 Postsendungen, unter denen 6500 Einschreibesendungen waren. Die Anzahl der auf Bestellung gelieferten Zeitungsnummern erreichte die Höhe von 115000 Stück, und zwar vertheilte sich diese Ziffer auf über 200 verschiedene Zeitungen, darunter auch schweizerische, französische, englische, ja selbst russische und norwegische. An Postanweisungen wurden im Laufe des Jahres 1875 bei dem deutschen Postamte in Konstantinopel eingeliefert 2500 Stück zum Gesammtbetrage von 243000 Mark.

Zur Beförderung der Postsendungen nach und aus Deutschland werden theils österreichische, theils russische Dampfschiffe benutzt. Die ersteren coursiren zwischen Varna, die russischen zwischen Odessa und Konstantinopel wöchentlich je zweimal; von Varna und Odessa ab und bis dahin besteht seit einigen Jahren eine ununterbrochene Eisenbahnverbindung. Die Correspondenz wird in geschlossenen Postsäcken zwischen dem deutschen Postamte in Konstantinopel und mehreren deutschen bis zur deutsch-österreichischen Grenze fahrenden Bahnposten ausgewechselt, so daß ausschließlich deutsche Beamte mit dem Inhalt der Postsäcke sich zu befassen haben.

Das Personal bei dem deutschen Postamte in Konstantinopel besteht aus einem Postdirector als Vorsteher, zwei Secretären, drei Unterbeamten und einem Kawaß. Nur der Letztere, der Diener, Kawaß, ist ein Türke.

Wie bereits angedeutet, besitzen in Konstantinopel außer Deutschland noch mehrere andere Staaten Europa's eigene Posteinrichtungen. Es sind dies: Oesterreich (Tom-Tom-Straße in Pera), Frankreich (ebendaselbst), England (Medresse-Straße in Galata), Rußland (in Kiretsch-Capu, Galata) und Griechenland. Von außereuropäischen Staaten ist nur Aegypten mit einem Postamt vertreten. Alle diese Postanstalten haben in der Hauptsache den Correspondenzverkehr mit ihren Heimathländern zu vermitteln, Frankreich und England außerdem den Verkehr mit überseeischen Ländern, Oesterreich dagegen den Seeverkehr mit den Hafenplätzen der Levante und den Landverkehr über Adrianopel, Philippopel, Bellowa, Sofia, Nisch und Belgrad nach Ungarn.

Die türkische Post besorgt, obgleich auch sie dem allgemeinen Postverein angehört, bis jetzt nur den innerhalb des eigenen Landes sich bewegenden Postverkehr; selbst mit den sogenannten „Vasallenstaaten" der Türkei steht sie meines Wissens nicht in directen Beziehungen. Das gesammte türkische Reich (mit Ausnahme der Vasallen- und Schutzstaaten) besitzt 429 Postanstalten, so daß je eine auf 97 Quadratmeilen und 53000 Einwohner gerechnet werden muß, während in Deutschland je eine auf etwa 1¼ Quadratmeile und 5400 Einwohner entfällt.

In gleich spärlicher Weise sind natürlich auch die sonstigen Einrichtungen getroffen. So weit die türkische Post nicht die erst seit wenigen Jahren in Betrieb gesetzten Eisenbahnlinien (im Ganzen bis jetzt etwas über 1900 Kilometer) benutzen kann, werden die von ihr unterhaltenen Tataren-(Reit-)Posten wöchentlich in der Regel nicht öfter als einmal abgefertigt. Nach Arabien besteht sogar nur eine monatlich einmal gehende Postverbindung mittelst des nach Port Said fahrenden österreichischen Lloyddampfers. Zur Zeit

bestehen in der Türkei 13 durch berittene Tataren betriebene Hauptlinien und zwar 7 in der asiatischen, 6 in der europäischen Türkei. Die bedeutendste derselben ist die Linie Samsun-Bagdad über Amasia, Tokat, Siwas, Malatia, Diarbekr und Mosful. Die Länge derselben beträgt 1640 Kilometer, die bei günstiger Jahreszeit in 15 bis 16 Tagen zurückgelegt zu werden pflegt, wobei 31 Relais, welche zugleich stets Postanstalten sind, berührt werden. Bis Samsun werden die von Konstantinopel für diese Linie bestimmten Postsendungen mittelst des wöchentlich einmal von Konstantinopel nach Trapezunt gehenden türkischen Schiffes befördert.

Von den übrigen Linien sind besonders hervorzuheben: die von Beirut und Damaskus über Aleppo, Alexandretta und Adana nach Konia in einer Länge von 1150 Kilometer mit 20 Relais; von Trapezunt über Erzerum nach dem am Südfuße des Ararat auf der persischen Grenze gelegenen Bajazid — 505 Kilometer mit 11 Relais; von Sarembey nach Banjaluka zum Anschluß an die zur österreichischen Grenze führende Eisenbahn. Auf der Bahnstrecke Konstantinopel-Adrianopel-Sarembey ist tägliche Postverbindung, dagegen geht die Tatarenpost von Sarembey wöchentlich nur einmal ab und zwar über Skopina, Prischtina, Novibazar und Serajewo. Diese Linie, die längste in der europäischen Türkei, hat eine Ausdehnung von 850 Kilometern und 17 Relais.

Endlich sind noch als wichtige Linien zu erwähnen die von Adrianopel über Kesanlyk, wo sie den Balkan überschreitet, und Bahown nach Widdin und die von Köprilü, einer Station der Eisenbahn, welche von Saloniki nach Mitrowitza an dem Vardar, dem alten Axios, hinauf und dem Flusse Ibar entlang hinunterführt, nach Skutari in Albanien.

Von den Hauptlinien zweigen sich eine Anzahl Nebenlinien nach den größeren Städten des Landes ab, deren Unterhaltung in den meisten Fällen an Privatpersonen verdungen ist.

Die „Tatarenposten", wenigstens auf den Hauptlinien, gestalten sich vielfach zu völligen Karawanen, indem infolge der großen Ausdehnung der Linie und der langen Zwischenräume von einer Abfertigung der Post zur nächsten die Menge der zu befördernden Postsachen so umfangreich wird, daß nicht selten 30 bis 40 Packpferde, Kamele oder Esel erforderlich sind. Je drei Packpferde werden von einem besonderen Begleiter beaufsichtigt. Diese Begleiter wechseln mit den Pferden auf den Relais, während der Führer der Colonne, der Tatar, nur auf den längsten Linien einmal (auf der Linie Samsun-Bagdad z. B. in Diarbekr) wechselt, in der Regel aber die Post vom Anfang bis zum Endpunkte begleitet. Zur Sicherung des Transportes gegen räuberische Ueberfälle wird außerdem noch eine Anzahl Zapptje's (Polizeisoldaten) beigegeben.

Von den türkischen Posten werden zur Postbeförderung innerhalb des türkischen Postgebiets angenommen: gewöhnliche und eingeschriebene Briefe, Zeitungen und sonstige Drucksachen, Waarenproben, sowie Sendungen in baarem Gelde und Packete mit Werthangabe, nicht auch gewöhnliche Packete. Postkarten, Postvorschüsse und Postanweisungen sind bis jetzt noch nicht eingeführt.

Das Gewicht eines einfachen Briefes beträgt 3 Drammen oder 9,6 Gramm, für jedes weitere Dramm wird die Hälfte des Francos für einen einfachen Brief mehr erhoben. Das Porto richtet sich nach der Entfernung und beträgt nach Orten bis zu 100 Poststunden (500 Kilom.) Entfernung $1^1/_2$ Piaster oder $28^1/_2$ Pfennig, über 100 bis 200 Poststunden Entfernung 3 Piaster oder 57 Pfennig, über 200 Poststunden Entfernung 6 Piaster oder 114 Pfennig.

Das Porto für Sendungen mit baarem Gelde ist je nach der Geldsorte, ob Gold, Silber oder sogen. Metallique (Kupfermünzen, welche überhaupt nur locale Geltung haben und z. B. in Konstantinopel genommen werden, aber schon in Adrianopel nicht, sind von der Beförderung ausgeschlossen), verschieden und wird für jede zurückzulegende Poststunde berechnet.

In Konstantinopel sind im Laufe der neueren Zeit neben dem türkischen Hauptpostamte in Yeni-Dschami, Stambul, in dessen Gebäude sich zugleich die „General-Postdirection" befindet, in verschiedenen Stadttheilen Zweigpostanstalten eingerichtet worden, deren Thätigkeit indeß auf die Annahme von Briefen und den Verkauf von Freimarken sich beschränkt. Gleich eng begrenzte Befugnisse haben auch die

in einigen, am Bosporus gelegenen, zur Hauptstadt gehörigen Ortschaften errichteten Postanstalten. Jedoch wird durch den gegenseitigen Verkehr zwischen allen diesen Poststellen, welchen die in großer Zahl den Bosporus auf und ab coursirenden, beide Ufer in stete Verbindung setzenden Localdampfer vermitteln, die Möglichkeit einer Stadtposteinrichtung hergestellt, die dann auch in Wirklichkeit existirt. Das Porto beträgt innerhalb Konstantinopel, sowie nach und von den im Umkreise der Stadt gelegenen Ortschaften mit Posteinrichtungen 1 Piaster.

Seit einiger Zeit hat die türkische Postverwaltung den Versuch gemacht, durch Einrichtung directer Postverbindungen in unmittelbare Beziehungen mit den Nachbarländern zu treten und auf diese Weise, sowie durch Reorganisation der gesammten Verwaltung mit der Zeit sich in den Stand zu setzen, auch den ausländischen Postverkehr selbst in die Hand zu nehmen. Diese Versuche haben indeß bis jetzt keinen Erfolg gehabt und werden auch keinen haben. Sie scheitern an dem Mangel einer regelmäßigen Verwaltung und tüchtig geschulter Beamten. Auch sind die Schwierigkeiten im Uebrigen sehr groß; sie ergeben sich aus dem bunten und schwer zu bewältigenden Mischmasch von Sprachen, Rassen und Religionen in diesem Lande, aus den großen Entfernungen und aus der dünnen Bevölkerung. Denn die Türkei hat selbst in den fruchtbarsten Provinzen kaum über 2000 Seelen per Quadratmeile, im Durchschnitt aber nicht mehr als 1200. Griechenland freilich hat nur 400 Seelen auf die Meile.

Wenn man Briefe nach dem Inneren der europäischen Türkei per Post schicken will, so ist stets anzurathen, sie entweder an die Adresse des Consuls, oder an die eines angesehenen und zuverlässigen Geschäfts- oder Handlungshauses zu dirigiren. Das Letztere bekommt das ganze Jahr hindurch viele Briefe und hat daher seinen persönlichen modus vivendi mit dem türkischen Postexpeditor, wahrscheinlich unter Vermittelung eines periodischen Backschisch (Trinkgeld), hergestellt, so daß die nöthigen Garantien gegen das Verlorengehen eines Briefes gegeben sind.

Die österreichische Post hat nicht nur ihre Verbindungen über Meer, und zwar sowohl von Konstantinopel als von Saloniki aus, nach Varna, Trebisond, Alexandria und (vorzugsweise) Triest, sondern auch über Land, und zwar von Konstantinopel, Adrianopel, Philippopel, Bellowa, Sofia über Nisch und durch das Morawa-Thal nach Belgrad (und von Belgrad nach Pest, Wien u. s. w.). Wer, nachdem er die Strecke von Konstantinopel bis Bellowa zu Eisenbahn zurückgelegt hat, den Uebergang nach Serbien zu Pferd machen will, möge sich hier nur der österreichischen Landpost anschließen. Sie bietet eine angenehme und sichere Reisegesellschaft, die auch nicht so viel kostet, als das Alleinreiten mit bewaffneten Kawassen.

Auch Telegraphen hat die Türkei. In Konstantinopel findet man die Generaladministration und das Centralbüreau, ebenfalls zu Yeni-Dschami in Stambul, und weitere Stationen in Galata (Mertevari-Straße), in Pera (Yeni-Tscharschi-Straße), und in Skutari auf der asiatischen Seite. Der österreichische Telegraph geht über Saloniki und Mostar nach Bocche di Cattaro, der italienische nach Colona und von da vermittels des submarinen Kabels nach Otranto, der griechische über Volo, der rumänische über Ismail, Ruschtschuck, Dschurdschewo, der serbische über Nisch (Nissa) und Widdin. Außerdem giebt es auch noch einen persischen, einen ägyptischen (Syrien) und einen englisch-indischen Telegraphen in Konstantinopel.

Ein kunsthistorisches Räthsel.

Von

J. Gärtner.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19 v. 11. Juni 1870.

Es ist keine allzu seltene Erscheinung, daß man in öffentlichen Kunstsammlungen Werken begegnet, die in den betreffenden Katalogen aus alter Ueberlieferung irgend einem berühmten Meister zugeschrieben werden, während die kunsthistorische Forschung dazu den Kopf schüttelt und aus vielen Gründen den Beweis zu liefern sucht, daß jene Angabe eine irrige sei und rectificirt werden müsse. Einen

Streit dieser Art, der noch im frischen Andenken steht, entfachten die beiden sanften Madonnen, die in Dresden und Darmstadt unter Meister Holbein's Namen jeden Beschauer entzücken, und obgleich die Beweisführung eine sehr eindringliche war, ist doch schließlich kaum etwas Anderes erreicht, als daß die Echtheit der einen Gottesmutter unzweifelhaft festgestellt wurde, während bei der anderen die Frage offen blieb, ob sie als Wiederholung vom Meister selbst oder von seinem besten Schüler herrühren soll.

Eine offene Frage von nicht so großer, aber doch auch nicht geringer Bedeutung verleiht einem kleinen Kunstwerk von Albrecht Dürer, welches sich im Braunschweiger Museum befindet, besondere Anziehung, die es allerdings auch schon seiner hohen Kunstvollendung wegen im vollsten Maße auszuüben vermag. Es ist ein Bildwerk in Solenhofner Kalkstein, die Predigt Johannes des Täufers darstellend. Der Katalog giebt darüber folgende Beschreibung und Nachricht:

Auf einem Felsen, links in der ganzen Darstellung, steht hinter einer aus Baumstücken hergerichteten Predigtbrüstung Johannes, das Kreuz zwischen seinen Armen haltend. Vor dem Felsen, das Gesicht dem Predigenden zugekehrt, sitzt eine, ganz frei gearbeitete, Frau mit einem Kinde auf ihrem Schooße; neben ihr steht ein Korb. In der Mitte des Ganzen sitzt eine Mutter, die ihrem Kinde die Brust giebt. Rechts von dieser steht ein Ritter mit langem Schwerte und einer Hellebarde; auf dem Kopfe hat er einen großen Federbusch. Er ist mit einer, an ähnlicher Stelle der Composition befindlichen Figur in dem Ecce homo der großen Holzschnittspassion genau übereinstimmend. Hinter ihm und der säugenden Mutter setzt sich der Kreis der Zuhörer bis in den Hintergrund fort, welchen eine bergige Landschaft schließt. — 0,140 Meter breit, 0,199 Meter hoch, bezeichnet mit dem Monogramm des Meisters und der Jahreszahl 1511. Auf eine Schiefertafel aufgelegt.

Das Gegenstück dieses berühmten Werkes, die Geburt Johannes des Täufers, in derselben Art und derselben Größe ausgeführt, befindet sich im britischen Museum zu London; es ist mit dem Monogramm des Meisters und der Jahreszahl 1510 bezeichnet. Zwei Wiederholungen des Werkes besitzt die Ambraser-Sammlung zu Wien; sie sind beide von Georg Schweigger (geb. zu Nürnberg 1613, gest. ebenda 1690) gearbeitet, die eine in unveränderter Behandlung vom Jahre 1645, die andere, mit bedeutenden Veränderungen ausgeführt, vom Jahre 1648. Das Verhältniß dieser beiden Wiederholungen zu dem hiesigen Originale ist folgendes: das Exemplar von 1645 erscheint als eine Copie, die jedoch ängstlich und unfrei gemacht, und deshalb bei Weitem weniger empfunden und durchgeistigt ist. Dagegen ist das Exemplar von 1648, welches die Composition verändert und das Ganze in den Stil und die Tracht des 17. Jahrhunderts überträgt, viel besser und freier behandelt, auch wahrer und wärmer empfunden. Schweigger hat also bei Anfertigung der Copie von 1645 sich in den Stil und Geist des Originals von 1511 nicht völlig und treu finden können, dagegen hat er sich bei Anfertigung der freien Wiederholung von 1648 als ein, im Geschmacke seiner Zeit sicher und lebensvoll arbeitender Künstler bewährt.

Die Zweifel der Kunsthistoriker erstrecken sich nun nicht sowohl auf die Autorschaft Dürer's in Bezug auf eines dieser Werke, als vielmehr darauf, ob der große Meister überhaupt diese plastisch aus Solenhofner Kalkstein gearbeiteten Werke geschaffen, oder ob sie vielmehr durch seinen Schüler Schweigger unter des Meisters Leitung ausgeführt wurden. Ist Dürer der Urheber der beiden Stücke, welche die Geburt Johannes des Täufers und die Predigt desselben darstellen, oder ist es Schweigger? Hat Letzterer nach Vorbildern seines Lehrers gearbeitet oder nur in Dürer's Geiste? Die Frage ist neuerdings durch den ausgezeichneten Biographen Dürer's, Thausing, dahin entschieden worden, daß Dürer keine dieser Arbeiten selbst ausgeführt habe. Dieser Ansicht steht nun allerdings die Meinung eines berühmten Kunstschriftstellers aus früherer Zeit entgegen. Waagen bespricht nämlich in seinen Briefen über „Kunstwerke und Künstler in England“, die 1837 erschienen, das dortige kleine Kunstwerk im Britischen Museum, und aus seinen Worten ist auch nicht der

geringste Zweifel an der Echtheit herauszulesen. Er sagt:

Predigt Johannes des Täufers. (Bildwerk in Solenhofner Kalkstein.)

„Das bewunderungswürdig vielseitige, technische Talent des großen Albrecht Dürer zeigt sich hier in einer seltenen Beziehung. In einer kleinen Platte von $7^1/_2$" Höhe und $5^1/_2$" Breite des unweit Pappenheim vorkommenden Kalksteins, dessen man sich jetzt zum Lithographiren bedient, hat er die Geburt Johannes des Täufers

Digitized by Google

gearbeitet. In dem sehr erhabenen Relief waltet, wie in den Thüren des Ghiberti, ganz das malerische Princip vor, so daß es nach der Tiefe in verschiedenen Plänen componirt ist. Die das Monogramm begleitende Jahrzahl 1510 belehrt uns, daß es aus der besten Zeit Dürer's herrührt, und in der That enthält es in einem hohen Grade alle Eigenschaften, die in seinen schönsten Werken so sehr anziehen. In dem alten Zacharias im Vorgrunde spricht sich ganz der Ernst und die Würde aus, womit Dürer solche Gegenstände auffaßte, in einem lächelnden jungen Mann das Element einer gutmüthigen Schalkheit, welches er gern beimischte, in der Elisabeth im Hintergrunde, die im Begriff ist, ihr Wochensüpplein zu verzehren, fühlen wir die naive Weise, wie er durch häusliche Einzelheiten aus seiner Zeit solche Vorgänge uns in eine trauliche Nähe rückt. Endlich sind alle Theile, vom größten bis zum kleinsten, mit dem gefühltesten und liebevollsten Fleiß gepflegt, welcher ihm so ganz eignet."

Ist Dürer der Urheber dieses Londoner Werkes, so ist er ohne Zweifel auch der Schöpfer des Braunschweiger Gegenstückes und sein Schüler Schweigger hat alsdann nur die beiden Wiederholungen des letzteren gearbeitet. Allerdings ist die Forschung seit Wagen einen guten Schritt vorwärts gelangt, und Manches ist seitdem in klareres Licht gestellt — aber vorläufig bleibt die Beziehung, in welcher Dürer zu diesen kleinen plastischen Meisterwerken steht, noch ein ungelöstes Räthsel.

Bis jetzt fehlen für die Auskunft über diese Frage die genaueren Quellen, und die hohe Vollendung der Arbeiten läßt keinen unbedingten Zweifel aufkommen. Man wird sich daher vorläufig damit begnügen müssen, in dem Braunschweiger Bildwerke sowohl wie in den Londoner und den Wiener Nachbildungen des ersteren Arbeiten zu bewundern, in denen offenbar der Geist jener hingebenden und gewissenhaften Kunstübung lebt, den man so gern mit Dürer's Namen in Verbindung zu bringen pflegt.

Literaturbriefe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

X.

Wundt's Grundzüge der physiologischen Psychologie. — Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Von W. Griesinger. — Die Gesetze des menschlichen Herzens. Von A. Krause. — Steinthal's psychologische Formeln. Von G. Glogau. — Der Charakter. Von S. Smiles. — Die Sparsamkeit. Von S. Smiles. — Herbert Spencer's Erziehungslehre. — Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System. Von C. Hermann. — Reden und Aufsätze. Von G. Rümelin. — Geschichte der Gesellschaft. Von J. J. Roßbach. — Die Wirthschaft des Menschengeschlechts auf dem Standpunkte des Einheitsideales und realer Interessen. Von J. Fröbel. — Lehrbuch der politischen Oekonomie. Von Rau. — Geld und Credit. Von K. Knies. — Aus und über Amerika. Von F. Kapp. — Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika. Von H. v. Holst. — Das nordamerikanische Bundesstaatsrecht. Von Rüttimann. — Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft. Von K. Hilty. — Die Staatslehre des Aristoteles. Von W. Oncken. — Römische Alterthümer. Von L. Lange. — Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von W. v. Giesebrecht. — Pariser Zustände während der Revolutionszeit (1789 bis 1800). Von A. Schmidt. — Geschichte der preußischen Politik. Von J. G. Droysen.

„Wundt's Grundzüge der physiologischen Psychologie" (Leipzig, Engelmann, 1874) sind als Grundlage für die Beschäftigung mit der menschlichen Natur in hohem Grade zu empfehlen. Es handelt sich in dem Werke darum, die Ergebnisse der heutigen physiologischen Forschung, insbesondere über Nervensystem und Gehirn und über Bau und Functionen der Sinne, für das Verständniß des geistigen Lebens zu verwerthen. Dem einen oder anderen Forscher wird dieser Versuch als verfrüht erscheinen, und es kann nicht fehlen, daß mancher Abschnitt das Detail des Physiologischen noch nicht für die Erkenntniß des geistigen Lebens zu verwerthen vermag, sondern mit der Darlegung der physiologischen Resultate sich im Wesentlichen genügen lassen muß; aber das Buch wird gewiß in mehrfach erneuter Gestalt allmälig mit der Forschung fortschreiten, und es wird das Grundbuch für diesen Zweig von Forschung werden, nachdem dieselbe über das in Fechner's Psychophysik Enthaltene hinausgewachsen ist. Die Darstellung, unterstützt durch Holzschnitte, ist auch für ein größeres Publicum wohl verständlich, und so sei Jeder auf das Werk hingewiesen, dem es um gründliches Verständniß dieser dem

Menschen so wichtigen Fragen über die Beziehungen zwischen körperlichen und geistigen Erscheinungen zu thun ist.

Einen der interessantesten und am meisten unterrichtenden Punkte im Netz dieser Beziehungen bilden die krankhaften seelischen Erscheinungen. Der Begründer ihres Studiums nach der Methode der heutigen Wissenschaft war der große Irrenarzt und Theoretiker W. Griesinger, der zuletzt an der Berliner Universität thätig war. Sein Werk: „Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten." Für Aerzte und Studirende von Dr. W. Griesinger. Braunschweig, F. Wreden, ist soeben in vierter Auflage erschienen. Auch der Nichtarzt wird mit außerordentlichem Interesse die Erörterungen über die geistigen Erscheinungen lesen, mit welchen das Werk beginnt, oder die glänzend entworfenen Bilder der verschiedenen Classen von Geisteskranken, welche den Höhepunkt desselben bilden. Sichtlich hat die Psychologie Herbart's hier Einfluß auf das Verständniß einer wichtigen Classe von Erscheinungen und die Theorie ihrer Behandlung gewonnen. Doch führt ein ungemeiner, durch vieljährige Beobachtung geistiger Zustände geschärfter psychologischer Blick Griesinger auch zu ganz neuen und höchst merkwürdigen Blicken in die Geheimnisse der Seele.

Eine Monographie aus diesem weiten Gebiete liegt in musterhafter, sorgfältigster Ausstattung, wie man sie deutschen Büchern überhaupt wünschen sollte, vor in dem Werke: „Die Gesetze des menschlichen Herzens," wissenschaftlich dargestellt als die formale Logik des reinen Gefühls von Albrecht Krause. Lahr, Schauenburg, 1876.

Das Buch nimmt seinen Ausgangspunkt in Kant und versucht dessen Grundlegung zu ergänzen, indem es das Gefühl einer Analyse unterwirft, analog derjenigen, welche von Kant für die Sinnlichkeit und den Verstand unternommen worden war. Das Unternehmen entspricht einem tiefen Bedürfniß der voranschreitenden Wissenschaft. Die Untersuchungen über das Gefühl sind in hohem Grade vernachlässigt, und was über bloße Classification der Gefühle hinausgeht, ist bisher nicht erfolgreich gewesen. Doch entspringt diese Lage freilich aus der ungemeinen Schwierigkeit des Problems; die Verwebung der hier vorliegenden Thatsachen mit denen des Willens und des Vorstellens erschwert die Analyse in hohem Grade, und die Unbestimmtheit der Thatsachen, ihre individuelle Gestalt bei Verschiedenen scheint sie auf den ersten Blick hoffnungslos zu machen. Manches in der vorliegenden Untersuchung erscheint uns sehr beachtenswerth, Anderes gekünstelt und barock.

Der Versuch, in Krause's Buch Formeln des Gefühlslebens aufzustellen, berührt sich mit der Richtung, die neuerdings Steinthal eingeschlagen hat; dieser sieht in der chemischen Analyse und ihren Formeln ein Vorbild für die Entwicklung der Psychologie. Eine geschickte und vielfach selbständige Zusammenstellung der von ihm aufgestellten Formeln giebt: „Steinthal's psychologische Formeln," von Gustav Glogau zusammenhängend entwickelt. Berlin, Ferdinand Dümmler's Verlag, 1876.

Das Büchlein ist eine willkommene Einführung in die neue Richtung, welche Steinthal der Psychologie auf Herbart's Grundlagen zu geben längst begonnen hat.

In ganz anderer Richtung als die Untersuchungen Krause's über das Gefühl bewegen sich die eines ausländischen Forschers über denselben Gegenstand, welche vor Kurzem in der sehr schätzenswerthen internationalen Bibliothek erschienen sind. „Vergnügen und Schmerz." Zur Lehre von den Gefühlen. Von Leon Dumont. Leipzig, Brockhaus, 1876.

Die Arbeit trägt den Charakter der Schule der englischen Psychologen an sich, und ihre äußere Anordnung wie ihre leitenden Gesichtspunkte zeigen sie der in derselben Bibliothek erschienenen Studie Bain's über die Beziehungen von Geist und Körper verwandt. Sie giebt eine umfassende Classification unserer Gefühle, und in einem sehr beachtenswerthen Schlußcapitel wendet sie ihre Resultate auf das große Phänomen der Kunst an.

Ein interessanter populärer psychologisch-ethischer Schriftsteller ist in Samuel Smiles aufgetreten, dessen „Hilf dir selber" einen so ungeheuren Erfolg bei unseren englisch redenden Nachbarn erlangt hat. Jetzt liegt uns vor: „Der Cha-

rakter." Von Samuel Smiles. Uebersetzt von Steger. 2. Auflage. Leipzig, Weber, 1874.

Es ist eine sehr gesunde Beobachtung des wirklichen Lebens, aus welcher diese Essays hervorgegangen sind; einen besonderen Schmuck erlangen sie durch den Reichthum der Lectüre, dessen Ergebnisse mit vielem Geschick in die Darstellung verwebt sind. Uns Deutschen erscheint wohl die Moral des Buches zuweilen etwas zu handfest und von äußerem Nutzen dictirt. Denselben Geist athmet ein zweites Buch desselben Verfassers: „Die Sparsamkeit." Von Samuel Smiles. Uebersetzt von Busch. Leipzig, Weber, 1876.

Frappante Beispiele, treffende Anweisungen machen den Band zu einer eben so fesselnden als nützlichen Lectüre.

* * *

Die verschiedenen Probleme des gesellschaftlichen Lebens erregen ein immer wachsendes Streben der Untersuchung in der gegenwärtigen europäischen Wissenschaft.

Die wichtige Frage der Erziehung ist von Herbert Spencer in einer besonders bemerkenswerthen Weise behandelt worden. „Herbert Spencer's Erziehungslehre." In deutscher Uebersetzung von Fritz Schultze. Jena, Mauke (Hermann Dufft), 1874.

Obwohl etwas verspätet, verfehlen wir nicht, sehr nachdrücklich auf dies interessante Werk hinzuweisen. Es macht einmal völligen Ernst mit dem Gedanken, daß die Erziehung unter dem nützlichen Werthvollen streng das wirklich Werthvollste, d. h. für die Zwecke des Lebens Unentbehrliche auswählen soll, und verlangt im Gegensatz zu der in England und Deutschland herrschenden Erziehung durch Sprachen die durch Sachen. Von besonderem Interesse wird auch die merkwürdige Theorie über die sittliche Entwicklung sein, welche der Verfasser auf den natürlichen Zusammenhang der Handlungen mit ihren angenehmen und nachtheiligen Folgen gründet. Die Strafe, welche nur in willkürlichem Zusammenhange mit den fehlerhaften Handlungen steht, will er gänzlich aus der Kindererziehung verbannt wissen. Die natürliche Wirkung der Handlung auf das Urtheil von Eltern und Erzieher und ihr dadurch bedingtes Benehmen soll einen Theil dieses Systems ausmachen. In der That wäre dies eine Vorbereitung für das Leben selber mit seinem Zusammenhange zwischen Handlungen und ihren Wirkungen und insofern auch das vollkommen natürliche Erziehungssystem. Die Anwendbarkeit so feiner Mittel möchte aber jederzeit an einen hohen Grad von Intelligenz seitens des Erziehers gebunden sein.

Die Thatsachen der Kunst unterzieht einer neuen Erörterung: „Die Aesthetik in ihrer Geschichte und als wissenschaftliches System." Von Konrad Hermann. Leipzig, Fr. Fleischer, 1876.

Der Verfasser erblickt das Ziel seiner Arbeit nicht in Specialuntersuchung, sondern in Eröffnung neuer Gesichtspunkte; dies ist die Richtung all seiner Arbeiten. Möchte er indeß bedenken, daß wir an Gesichtspunkten mehr als genug, ja erdrückende Fülle haben; analytische strenge Arbeit ist, was wir bedürfen.

Wie aus der Einzelarbeit strengster Art freie und tiefe Ueberblicke erwachsen, die nichts von Schulform an sich tragen und doch tief begründet sind, das zeigt ein vorzügliches Buch, welches mannigfache Probleme der Gesellschaft zu seinem Gegenstande hat. „Reden und Aufsätze." Von Gustav Rümelin. Tübingen, Laupp, 1875.

Es ist der Verfasser der berühmten Shakespearestudien, einer unserer ersten Statistiker, ein echter philosophischer Kopf, welcher uns diese Auswahl populärer Aufsätze bietet. Am meisten Aufsehen machten bei seinem Erscheinen der Aufsatz „Ueber den Begriff eines socialen Gesetzes", sowie die beiden über die Theorie der Statistik. Rümelin ist einer unserer geistvollsten Schriftsteller, einer unserer besten Prosaisten, und mit diesem kurzen Wort seien seine Aufsätze dem Interesse unserer Leser warm empfohlen.

Ein größeres Werk ist nunmehr zu seinem Abschluß gelangt, welches eine Art Philosophie der Geschichte ausmacht. „Geschichte der Gesellschaft." Von Johann Joseph Roßbach. Acht Bändchen, das letzte 1875. Würzburg, Stuber's Buchhandlung.

Wir gehören nicht zu denen, welche einem solchen Versuch von vornherein naserümpfend gegenüberstehen. Uebersichten so umfassenden Gesichtskreises sind für die Wissenschaft unentbehrlich, ja sie bilden in gewissem Sinne Höhepunkte, von denen aus man das Erreichte überschauen kann. Das vorliegende Werk wird mit Vergnügen und mannigfacher Belehrung gelesen werden; nirgends wird auch ein Durchschnittsleser sich durch allzu schwierige Behandlung der Sachen gehemmt fühlen, doch ist damit natürlich verbunden, daß die juristische Strenge in der Darlegung des Fortganges der Rechts- und Staatsentwicklung hier zurücktritt.

Die wirthschaftlichen Probleme, welche heute ein so großes, ja vorherrschendes Interesse erregen angesichts der Thatsache unserer industriellen, socialen, ökonomischen Calamität, werden sehr geistvoll in einem Werke des bekannten Julius Fröbel besprochen. „Die Wirthschaft des Menschengeschlechtes auf dem Standpunkte des Einheitsideales und realer Interessen." Von Jul. Fröbel. Drei Bändchen, das letzte 1876. Leipzig, Otto Wigand.

Der Standpunkt Fröbel's entspringt aus dem gegenwärtigen Fortschritt der Naturwissenschaften, insbesondere der Wissenschaften organischer Wesen, wie dieser letztere durch Darwin herbeigeführt ist. Schon Lange in seiner „Arbeiterfrage" hatte vom Kampf um das Dasein seinen Ausgangspunkt genommen und so die Ergebnisse der Biologie mit den Aufgaben der Nationalökonomie verknüpft. Praktische Kenntniß, ehrliche Kühnheit in den Consequenzen, geistvoller Blick machen sich (zusammen mit etwas Tumultuarischem in der Methode der Forschung) überall glücklich in dem Werke geltend.

Wir verzeichnen sodann die Fortsetzung der Nationalökonomie von Adolf Wagner. „Lehrbuch der politischen Oekonomie." Von Rau. Neubearbeitung von Wagner und Hasse. Erster Band. Allgemeine Volkswirthschaftslehre. Von Wagner. Bogen 19 bis 32. Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung, 1876.

Die Schlußlieferung ist unter der Presse, und bei ihrem Erscheinen werden wir über dieses Buch, dessen erste Lieferung wir freudig begrüßt haben, im Zusammenhange sprechen. Dasselbe wird uns in Deutschland einen wichtigen Dienst leisten, indem es den Inbegriff der ökonomischen Forschungen in tüchtiger Gedankenarbeit zusammenfaßt. Gerade die theoretische Grundlegung war seit Hermann's Arbeiten vernachlässigt.

Eine meisterhafte Monographie auf diesem Gebiete empfangen wir von einem der Führer der modernen deutschen Nationalökonomie. „Geld und Credit." Von Karl Knies. Erste Abtheilung: Das Geld. Zweite Abtheilung: Der Credit. Erste Hälfte. Berlin, Weidmann, 1876.

Beinahe gleichzeitig mit Roscher trat Knies in jungen Jahren mit Reformgedanken hervor, welche die deutsche Nationalökonomie umgestaltet haben. Es war ein geistreiches, rasch geschriebenes Buch, welches ihm jenen wissenschaftlichen Namen machte. Um so wuchtiger tritt nun aus langjähriger Arbeit das vorliegende höchst bedeutende Werk hervor, welches für seinen Gegenstand auf lange hinaus das classische Buch bleiben wird. Nach Erscheinen des Schlußbandes denken wir auf die Ergebnisse desselben zurückzukommen, welche für die Auffassung des Geldwesens der heutigen Zeit sehr fruchtbar sind.

Unter den Arbeiten über die Verfassungen und die gesellschaftlichen Zustände einzelner Staaten steht die über die amerikanische Föderation im Vordergrunde. Vor Allem muß des vorzüglichen Werkes eines Deutsch-Amerikaners gedacht werden. „Aus und über Amerika." Thatsachen und Erlebnisse von Friedrich Kapp. Zwei Bände. Berlin, J. Springer, 1876.

Schon der Titel deutet auf den Charakter des Werkes. Es ist Erlebniß, Erfahrung durch und durch. Und daraus entspringt der gänzlich überzeugende Eindruck, welchen dieses Werk macht. Jene Anmaßung, über ein großes Culturvolk zu Gericht zu sitzen, über welche schon Burckhardt in seiner Geschichte der Renaissance spottet, und welche uns Deutschen so eigen ist, so häßlich sich in unserer Beurtheilung Frankreichs gezeigt hat, ist hier einer glücklichen Vertiefung in den ursprünglichen Zusammenhang der ameri-

kanischen Verhältnisse gewichen. Aber freilich tritt er eben so scharf, schärfer vielleicht noch dem vorgefaßten und über den Thatsachen dahinschwebenden Idealismus entgegen, welcher in der Auffassung Amerika's unseren Blick so lange getrübt hat. Kurz inmitten von voreingenommenen Standpunkten tritt hier Jemand auf, der nur selber sehen will, der es versteht, anhaltend und fruchtbar zu beobachten, und der viele Jahre und einen weiten Spielraum mannigfacher Thätigkeiten in dem Lande jenseits des Oceans für seine Beobachtungen zur Verfügung hatte. Das Persönlichste möchte das Allergelungenste sein, jenes Tagebuch in Briefen und Berichten, welches Entstehung und Verlauf des großen amerikanischen Bürgerkrieges begleitet. Alles in Allem: es ist ein Buch, das Niemand ungelesen lassen darf, der aus Thatsachen sich ein Urtheil über die amerikanische Gesellschaft bilden möchte.

Zwei Arbeiten erhalten wir alsdann über die amerikanische Verfassung und das amerikanische Staatsrecht. Zuerst: „Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika." Von Dr. H. von Holst. Erster Theil: Staatensouveränetät und Sclaverei. Düsseldorf, Buddeus, 1873.

Der Verfasser geht in anerkennenswerther Gründlichkeit von der Darlegung der Geschichte der inneren Politik Amerika's aus, um von ihr her alsdann die gegenwärtige Verfassung verständlich zu machen. Wir haben schon früher unsere Leser auf diese Arbeit aufmerksam gemacht; sie ist eine tüchtige Zusammenfassung des ausgebreiteten Materials.

Alsdann: „Das nordamerikanische Bundesstaatsrecht, verglichen mit den politischen Einrichtungen der Schweiz." Von Rüttimann. Zürich, Orell, Füßli & Comp., 1876.

Es ist ein besonderer, aus der Betrachtungsweise des Schweizers entnommener Gesichtspunkt, unter welchem der seit Toqueville's epochemachendem Werke so vielfach behandelte Gegenstand eine neue Betrachtung empfängt. Es ist ein Schweizer, erfüllt von Begeisterung für die demokratischen Einrichtungen seines Vaterlandes, welcher hier spricht. Nur eine kurze geschichtliche Einleitung orientirt hier den Leser; die ausführliche Darlegung des Staatsrechtes selber in allen seinen Theilen mit den vielfachen Controversen, die sich an dasselbe angeschlossen haben, bildet Rüttimann's Gegenstand. Diese Darlegung zeigt überall den erfahrenen praktischen Politiker und den klar denkenden wissenschaftlichen Kopf.

Möge bei dieser Gelegenheit auch des bequemen und praktischen Grundrisses eines Berner Collegen Rüttimann's gedacht werden: „Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft." Von Karl Hilty. Bern, Fiola, 1875.

Das kleine Buch ist für die Schweizer Studirenden bestimmt, wird aber auch den Nichtschweizer bequem orientiren.

Eine interessante Monographie aus dem Gebiete der Geschichte der Staatslehre liegt jetzt vollendet vor: „Die Staatslehre des Aristoteles in historisch-politischen Umrissen." Von W. Oncken. Zwei Bände. Leipzig, Engelmann, 1875.

Es ist die Arbeit eines Historikers und Politikers, nicht eines Philosophen. Die Politik des Aristoteles, diese unvergleichliche Grundlage der gesammten europäischen Staatswissenschaft, wird hier nicht im Zusammenhange mit der gesammten Weltansicht des Aristoteles untersucht, sondern in ihrem staatswissenschaftlichen Zusammenhange. Nur die Erörterungen über Aristoteles als Naturforscher in der Staatslehre behandeln die Frage der Methode, jedoch auch diese nicht ausgehend von den logischen Schriften des Aristoteles. Der Verfasser ist überall anregend und belehrend; er bringt an die aristotelische Politik vieljährige Beschäftigung mit den griechischen Staaten selber, und so gewahrt er nicht Weniges, was früheren Darstellern entgangen war. Andererseits wird insbesondere ein gewisses einseitiges Ungestüm in den Auffassungen des ersten Bandes, vornehmlich in Bezug auf Platon und auf die spartanische Verfassung und beider Verhältniß zur aristotelischen Politik, Widerspruch genug hervorrufen. Möge das vielseitige und lebendige Werk Anregung zu erneuerter Discussion der Grundschrift der europäischen Staatswissenschaft werden.

* * *

Alle Wissenschaften der Gesellschaft ruhen auf der Thatsachen sammelnden Geschichte. Auch auf dem Gebiete der Geschichtschreibung sind einige höchst interessante und bedeutende Werke, eine Anzahl von sehr brauchbaren Arbeiten zu verzeichnen.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir das neue Erscheinen des meisterhaften Werkes von Ludwig Lange über die römischen Alterthümer. Dasselbe liegt nunmehr bereits in der dritten Auflage seines ersten Bandes vor, und die ganze Arbeit eines hervorragenden Gelehrtenlebens ist in diesem schönen Werke beschlossen. „Römische Alterthümer." Von Ludwig Lange. Erster Band. Dritte Auflage. Berlin, Weidmann, 1876.

Dieser Band ist in der neuen Auflage um beinahe zehn Bogen gewachsen, und überall bemerkt man in demselben die fortbildende Hand und die unermüdliche Arbeitskraft des Verfassers. Es giebt für gewisse Gebiete Bücher, welche die nothwendige Grundlage für Jeden bilden, der für eine der das Gebiet ausmachenden Fragen sich interessirt. Ein solches Buch ist das vorliegende, und als ein solches sei es unseren Lesern angekündigt.

Eine ähnliche Stellung hat sich Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit seit nunmehr bald einem Vierteljahrhundert errungen, und wir haben uns in einem früheren Literaturbriefe ausführlich über diese Bedeutung des Werkes ausgesprochen. Auch dieses Jahr zeigt sich dasselbe in rüstiger Weiterbildung begriffen. „Geschichte der deutschen Kaiserzeit." Von W. von Giesebrecht. Dritter Band. Erster Theil. Gregor VII. und Heinrich IV. Vierte Auflage. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1876.

Der vorliegende Band behandelt einen der bedeutendsten, für die heutige Zeit interessantesten Theile der Kaisergeschichte, den Kampf des größten der Päpste gegen Heinrich IV. Die vorliegende Auflage hat keine tief eingreifenden Verbesserungen erfahren, aber mit Vergnügen sind wir der nachbessernden Hand, der jede neue Vorarbeit nützenden unermüdlichen Arbeitskraft des Verfassers in dem uns lange lieb gewordenen Werke gefolgt.

Nähern wir uns dann der neueren Zeit, so ist des Abschlusses eines trefflichen Werkes zu gedenken, welches diese Monatshefte schon bisher mit Antheil verfolgt haben. „Pariser Zustände während der Revolutionszeit (1789 bis 1800)." Von A. Schmidt. Dritter Theil. Jena, Hermann Dufft, 1876.

Dieser Schluß steht in der Fülle interessanter neuer Mittheilungen durchaus nicht hinter den beiden früheren Bänden zurück. Die Darstellung der socialen Zustände gelangt zum Abschluß, die religiösen und Unterrichtsverhältnisse werden geschildert. Ein besonders starkes Interesse bot uns die meisterhafte Darlegung der Schwankungen und Krisen in der Behandlung des Unterrichtswesens. Auch hier wie an allen anderen entscheidenden Punkten greift die Revolution nach ganz entgegengesetzten Heilmitteln und bewegt sich zwischen den Extremen. Staatsunterricht einerseits, völliges Privatsystem andererseits ziehen wechselweise die Politiker der Revolution an. Ein Werk ist mit diesem Bande beendet, welches für das Studium der Revolution ganz neue Quellen aufschloß und ganz neue Gesichtspunkte darbot.

Nur kurz, wie es der Zusammenhang dieser Briefe gestattet, sprechen wir heute von einem Werke, das einen unserer ersten Historiker seit nunmehr über zwanzig Jahren an die Archive fesselt und das eine ganz neue streng archivalische Grundlage für einen der uns wichtigsten Theile unserer Geschichte geschaffen hat. „Geschichte der preußischen Politik." Von Joh. Gustav Droysen. Leipzig, Veit & Comp.

Begonnen in der Zeit, in welcher Preußens Stellung tief gesunken war, entsprungen aus tiefster Hingebung an diesen Staat und die denselben beherrschenden sittlichen Ideen, war dies Werk ein Wort zu seiner Zeit, ein Mahner an eine große politische Vergangenheit, so zu sagen ein Act der Selbsterkenntniß, der erinnernden Vertiefung in den Lebenslauf dieser Monarchie. So faßte es sein edler Verfasser selber, und in diesem Sinne widmete er ihm die zweite Hälfte seines Lebens, das mit dem Studium der alten Geschichte und Literatur begonnen, sich aber mit all seinen Interessen immer energischer und antheilsvoller der neueren Politik zugewandt hatte.

Die Grundüberzeugung über die Aufgabe der Geschichte, welche der Verfasser behandelt, spricht derselbe in folgenden Worten aus:

„Denn jedes Blatt in der Geschichte giebt Zeugniß von dem Walten der sittlichen Mächte, welches allein das Leben lebenswerth macht; und denen, die Alles und endlich auch ihr Denken aus der ewigen Materie und dem Spiel der Stoffe ableiten zu müssen glauben, tritt unsere Wissenschaft mit der ganzen Wucht ihres Inhalts entgegen. Sodann: sie hat es mit nichten nur mit der todten Maske der Vergangenheit zu thun, auch die fernen, wie viel mehr erst die näheren, sind noch da, leben, wirken noch mit; nur ihre Summe ist das Jetzt und Hier, in das Jeder hineingeboren wird, an seinem Theil das Gewordene mit dem, was werden will, zu vermitteln; sie sind dem Staat, dem Volk, jedem geschichtlichen Leben die Bedingung und der Stoff seines weiteren Werdens. Verstehend und verstanden ist ihnen ihre Geschichte ein Bewußtsein über sich, ein Verständniß ihrer selbst. So fordert sich unsere Wissenschaft ihre Stelle und ihre Pflicht in dem je Werdenden; was um uns her und mit uns geschieht, was ist es anders als die Gegenwart der Geschichte, die Geschichte der Gegenwart."

Man wird diesen Worten nur beistimmen können. Als Macaulay seine Geschichte Englands schrieb, hätte er sich nicht minder dieses Programms für seine Geschichtschreibung bedienen können. Trotzdem sind es ganz verschiedene, ja vielfach entgegengesetzte Grundzüge, welche in der Geschichte Englands, wie sie Macaulay schrieb, und in dieser Geschichte der preußischen Politik hervortreten. Ich glaube, daß zwei Grundzüge den Charakter der Geschichtschreibung Droysen's in erster Linie bestimmen, einer, welcher die historische Methode betrifft, ein anderer, welcher den politischen Grundgedanken ausmacht. Und beide stehen in innerer Beziehung zu einander, wie es bei der geschlossenen Persönlichkeit Droysen's natürlich ist.

Droysen gehört zu dem Kreise derjenigen nationalen Politiker, welche, in der Richtung von Dahlmann, Vinke, Schwerin voranschreitend, eine Mittelstellung zwischen den politischen Parteien einnehmen. Sie setzen heute noch in der Literatur jene altliberale Partei fort, welche als solche, als geschlossene politische Partei, aus unserem parlamentarischen Leben geschwunden ist. Diese Partei konnte niemals auf eine breite Basis im Volksbewußtsein rechnen, denn sie setzt ein beträchtliches Maß historischer Bildung voraus. Möchte sie doch diejenigen Grundlagen des preußischen Staatswesens erhalten wissen, welche dessen Größe bewirkt haben, eingedenk des alten Satzes, daß Staaten auf denjenigen Wegen, durch diejenigen Mittel, durch welche sie groß wurden, auch erhalten werden müssen. Gleichen doch darin Staaten den Individuen. Es ist vor Allem die Monarchie, die Gestalt unseres Beamtenthums und unseres Heeres, in welcher die Kraft Preußens trotz aller Umwandlungen der Einrichtungen sich gründete. Eine solche Ansicht war wenig geeignet, die Massen zusammenzuhalten; aber wie sie die dauernde Ueberzeugung der leitenden Politiker blieb, so konnte andererseits nur aus ihr eine würdige Geschichte des preußischen Staates hervorgehen. So weit Droysen in den gemäßigten Grenzen dieser Denkart bleibt, ist seine historische Auffassung unantastbar, was auch seine Gegner sagen mögen. Nur verführt ihn sein lebhaftes Temperament allzu leicht, den Gedanken, daß die Dynastie den Staat geschaffen habe, zu übertreiben.

Mit diesem Grundgedanken ist sein methodisches Verfahren eng verbunden. Er hat wenig Neigung, sich in die Zustände des Volkes zu vertiefen und, wie Macaulay thut, die Sitten und Vorstellungen der auf einander folgenden Nationen in anschaulichem Bilde darzustellen. Auch ist er wenig geneigt, den Antheil, welchen die einzelnen hervorragenden Politiker und die herrschenden, die Gesellschaft bewegenden Richtungen an dem Aufbau des preußischen Staates gehabt haben, durch seine Untersuchungen festzustellen. Alles bezieht er auf die monarchische Einheit, durch welche er beinahe in jedem Moment die Schicksale des jungen Staates bestimmt sieht. Ueberall sucht er daher aus dem Studium der politischen Verhandlungen den Fortgang des Wachsthums dieses Staates zu ergründen. Beinahe von Woche zu Woche wie

ein zeitgenössischer Politiker verfolgt er mit athemloser Spannung die Schachzüge der verschiedenen Staaten gegen einander.

Es ist die auf das Archivstudium gestellte Geschichtschreibung, welche in diesem Werke ein Aeußerstes erreicht. Der erste Theil desselben führt uns in das 13. und 14. Jahrhundert. Wir sehen in den Kämpfen des Mittelalters das Markgrafenthum entstehen, wir sehen es im 15. Jahrhundert sich festigen und erweitern. Der zweite Theil hebt sich von dem Hintergrunde der Reformation ab; der Verfasser bezeichnet diesen Zeitraum als die territoriale Zeit.

Mit dem großen Kurfürsten endigt die territoriale Geschichte des Hauses Brandenburg und die des preußischen Staates beginnt; daher ist der Staat des großen Kurfürsten in drei Abtheilungen dieses dritten Theiles ausführlich geschildert. Ueber den allgemeinen Hintergrund dieses gewaltigen Fortschrittes sagt der Verfasser:

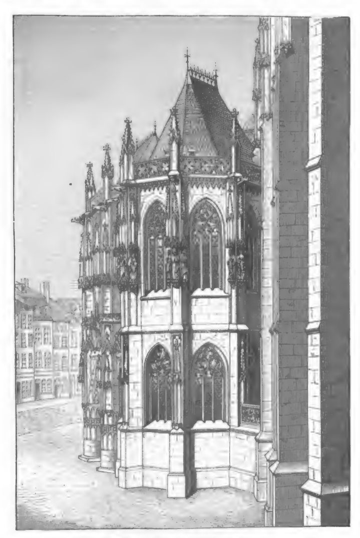
„Diesen Uebergang veranlaßt, ihn geschichtlich und moralisch möglich gemacht zu haben, das ist das Interesse, welches für unsere Aufgaben der dreißigjährige Krieg hat. Die Schrecken dieses Krieges, die Zerrüttung alles Rechts, aller Gesittung und Wohlfahrt, die Gräuel allgemeinen Unterganges, das sind die Wehen, unter denen der neue Staat geboren ist. In diesem Kriege der größten deutschen Revolution vollzog sich die Kritik der entarteten, verwucherten, unwahr gewordenen Zustände, welche unter dem Namen des Reiches deutscher Nation befaßt waren. In ihm ging das alte Deutschland für immer zu Grunde; wie aus tiefem Abgrunde trennt er die Zeiten vorher und nachher. In dieser Revolution löste sich die unlösbar gewordene deutsche Frage, indem unter immer neuen, immer wilderen Versuchen, eine Form für die deutschen Dinge zu finden, von diesen selbst nichts übrig blieb, was Gegenstand solcher Frage hätte sein können. Wir werden sehen, was in dem Untergange unserer nationalen Geschichte an Gedanken, Aufgaben, Möglichkeiten zu retten blieb und, von dem Hause Brandenburg gerettet, in die Fundamente des neuen Staates mit eingesenkt wurde; denn das ist es, was ihn rechtfertigt, ihn erklärt, ihm seine Zukunft gab. Es ist gesagt und wieder gesagt worden, an dem preußischen Staate sei das Reich deutscher Nation zu Grunde gegangen. Allerdings, daß er begann, bezeugt diesen Untergang, besiegelt ihn. Aber nicht die Schuld dieses Untergangs, sondern der Segen eines neuen Anfangs haftet an dem Namen des großen Kurfürsten."

Die ausführliche Darlegung der Politik desselben ist eine der glänzendsten Partien dieses Werkes und hat unsere Kenntniß der Geschichte des 17. Jahrhunderts außerordentlich gefördert. — Der vierte Theil ist dem ersten König von Preußen gewidmet; wir treten in das 18. Jahrhundert. Der fünfte endlich bildet einen zweiten Höhepunkt des bedeutenden Werkes. Er behandelt die Geschichte des Königs Friedrich Wilhelm I. Nur einzelne Abschnitte dieser merkwürdigen Geschichte waren bis daher gründlicher erforscht worden. Die Vertiefung in die Archive ergab, wie entstellt die traditionelle Geschichte dieses Königs ist. Gilt er doch bis auf diesen Tag noch vielfach in der öffentlichen Meinung als eine halb lächerliche, halb widerwärtige Natur, ausgestattet mit einigen subalternen Talenten. Und der Geschichtschreiber Friedrich's des Großen, Carlyle, hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, die lächerlichen Züge dieses Königs den Zeitgenossen einzuprägen. Im Gegensatz dazu zeigen alle wissenschaftlichen Forschungen, daß derselbe der große Vorbereiter aller außerordentlichen Erfolge seines Sohnes, daß er der Begründer des preußischen Verwaltungswesens und der preußischen Armee gewesen ist. Droysen hat sich durch die gründliche Darlegung dieser Verhältnisse ein unvergängliches Verdienst um das Verständniß der historischen Grundlagen unseres Staatswesens erworben.

Gegenwärtig ist der Geschichtschreiber mit der Regierung Friedrich's des Großen beschäftigt, und unsere Zeitschrift wird Anlaß nehmen, von diesem Höhepunkt der preußischen Geschichte aus den Zusammenhang derselben einmal zu beleuchten, wie er sich aus den scharfsinnigen und unermüdlichen Forschungen Droysen's nunmehr ergiebt.

Literarisches.

Unter dem Titel **„Rheinlands Baudenkmale des Mittelalters"** sind im Verlage der L. Schwann-schen Hofbuchhandlung zu Köln und Neuß drei Bände eines Werkes erschienen, welches seine Entstehung einer Anzahl vornehmer Familien der Rheinlande und Westfalens verdankt und unter Protection des Kronprinzen des deutschen Reiches von Dr. Fr. Bock herausgegeben ist. In einer Reihe von Monographien behandelt dasselbe die vorzüglichsten rheinischen Kirchen und Klosterbauten des Mittelalters, und man darf nur an die Städte Köln, Trier und Aachen oder an die Abteien zu Laach und Gladbach erinnern, um sofort dem Leser einen Begriff davon zu geben, von welchem hohen kunsthistorischen Interesse diese Abhandlungen sind. Der Municicenz der Gönner des Werkes



Die Matthias-Capelle am Aachener Münster.

verdankt dasselbe eine große Anzahl wichtiger Abbildungen in Holzschnitt, welche theilweise die Gebäude selbst, theilweise einzelne Theile derselben, sowie kunstvoll gearbeitete Kleinodien, Taufsteine, Altäre rc. darstellen. Die Verlagshandlung hat uns gestattet, ein paar Proben dieser Illustrationen unseren Lesern vorzuführen. Dieselben gehören zu der Abhandlung über die Matthias-Capelle am Aachener Münster, und da diese Capelle die älteste der an das karolingische Münster zu Aachen angebauten Capellen ist, so hat sie bereits ein ehrwürdiges Alter. Zwar sind die meisten dieser christlichen Bauwerke nur langsam zur Vollendung gekommen, und daher ist auch die an das Aachener Münster, dessen Ursprung in die älteste christliche Zeit zurückreicht und Karl's des Großen Namen trägt, angebaute Matthias-Capelle nicht früher als in der Mitte des 14. Jahrhunderts vollendet worden, aber sie gehört in ihrer Art zu den herrlichsten Bauwerken jener Zeit. Wahrscheinlich wurde sie ursprünglich als Sacristei angelegt, und die überaus reiche und prachtvolle gothische Bauart läßt vermuthen, daß sie bei den Krönungsfeierlichkeiten zu irgend einem ganz besonders feierlichen Zwecke bestimmt war. Wir können unsere Leser nur auf das Werk selbst verweisen, da uns der Raum fehlt, um die ausführliche Beschreibung hier wiederzugeben. Das ganze Werk enthält eine Fülle von kunsthistorischen Mittheilungen und eingehenden Beschreibungen und wird nicht verfehlen, den Verehrern der kirchlichen Baukunst mancherlei Belehrung und Aufklärung zu verschaffen.

Thür zur Matthias-Capelle.

Dichtkunst des Aristoteles. Versuch eines Systems der Poetik von Dr. Adolf Silberstein. I. Band. Budapest, Wien, Leipzig, Verlag von S. Zilahy.

Dieser Versuch ist dem Vaterlande gewidmet und hebt mit dem Satze an: „Die wissenschaftliche Thätigkeit ist mir immer vorgekommen wie ein Heiligthum, wie der feurige Dornbusch, der sich doch nie selbst verzehrt, und der uns zwingt, uns in den Staub zu werfen vor ihm, weil in ihm Götter wohnen. Es mag etwas Naives in dieser Auffassung liegen." Man sieht, daß die Form des Buches einfacher sein könnte, über die Sache selber behalten wir uns nach dem Erscheinen des zweiten Bandes weitere Erörterungen vor. Dieser erste Band handelt von dem allgemeinen Wesen der Dichtung und den Arten derselben, das Drama ausgenommen.

Schweizerkunde. Land und Volk übersichtlich vergleichend dargestellt von H. A. Berlepsch. Zweite umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Original-Illustrationen ausgestattet. Braunschweig, G. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn).

Die vorliegende Ausgabe des in seiner ersten Auflage gern gelesenen Buches ist vielfach erweitert und verbessert, in einem wichtigen Punkte auch verkürzt. Denn der dritte Theil, welcher von der politischen Organisation der Schweiz handelte, ist für einen zweiten Band vorbehalten. Der vorliegende Band geht von einer geographischen Uebersicht aus, entwickelt alsdann die Flußsysteme und wendet sich nach einer naturhistorischen Uebersicht zu dem Volke und seinem Leben. Sprache, Sitten und Literatur erhalten einsichtige Darstellung von Sachkennern; besonderes Interesse erregt in Bezug auf die Schweiz jederzeit die eigenthümliche Organisation ihres Schulwesens, vermöge deren dies Land die wichtigsten und fruchtbarsten Anstöße in der Geschichte des Erziehungslebens gegeben hat. Da gerade auf diesem Gebiete die Cantone völlig souverän sich entwickelt haben, machen sich die Wirkungen der verschiedenen Bedingungen auf das Unterrichtswesen in interessanter Weise bemerkbar. Hinter den mehr industriellen Cantonen und Gegenden stehen in der Regel diejenigen im Schulwesen zurück, welche fast ausschließlich auf Land- und Alpenwirthschaft angewiesen sind, ebenso hinter den protestantischen und paritätischen die ganz katholischen; diese beiden Factoren treffen meistens zusammen. So wären hier zu erwähnen die meisten ehemaligen Sonderbundscantone, namentlich Uri, Unterwalden, Wallis, aber auch Zug, weniger Schwyz, gewisse Theile von Luzern und Freiburg, desgleichen von Tessin, Graubünden und Bern, ferner Appenzell-Innerrhoden.

Freisinnige Ansichten der Volkswirthschaft und des Staates. Von Georg Hirth. Dritte Auflage. Mit einer lithographischen Tafel. Leipzig, G. Hirth.

Das vorliegende kleine Buch hat die Absicht, ein größeres Publicum in die großen Probleme des gesellschaftlichen Lebens einzuführen, und es erfüllt diesen Zweck ganz wohl, wenn es auch hinter verwandten Arbeiten wie der Schrift Lange's über die „Arbeiterbewegung" weit zurückbleibt. Der Grundgedanke desselben wird vom Verfasser so bezeichnet: „Als das große Princip, dessen Sieg allein der Gesellschaft den Frieden bringen kann."

Die Ethik Spinoza's und die Philosophie Descarte's. Von Dr. Franz Gustav Hann. Innsbruck.

Der Verfasser tritt den Arbeiten entgegen, welche wie die von Siegwart die Lehre Spinoza's auf andere Quellen zurückführen, als diejenigen sind, welche in der bloßen Consequenz des Systems von Descarte liegen. Sowohl den Einfluß der jüdischen Philosophie als den irgend einer anderen neuplatonischen Quelle betrachtet er als überflüssig zur Erklärung des Systems von Spinoza.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 51 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 243.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1876.

Martina.

Von

Fanny Lewald.

Alle Autorrechte vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Bundesgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Zwölftes Capitel.

Die Nacht ist lang, wenn man ihre Stunden an seinem Leiden abzählt, der Morgen dämmert spät heran, und die Tage wollen gar nicht enden, in denen man sich auf die Nacht vertröstet, die Alleinsein und die Freiheit bringen soll, dem verborgenen Kummer seinen Lauf zu lassen und ihn in Thränen auszuweinen.

Der krampfhafte Schmerz, den Martina während und nach ihrer Unterredung mit dem Fürsten plötzlich am Herzen empfunden, hatte sich in der Nacht wiederholt und verstärkt. Sie war dadurch genöthigt, den Rath eines Arztes zu fordern, mußte infolge desselben ihr Zimmer hüten, und das einsame Nachdenken ward ihr dadurch nur noch qualvoller.

Erst wenig Tage war es her, daß der Fürst von ihr geschieden, und es dünkte sie, als hätte sie eine lange Zeit seit jenem Abende durchlebt. An jedem Morgen wunderte sie sich, daß kein Brief von ihm gekommen war, fragte sie sich, ob keiner kommen werde? Und wenn sie diesen Brief den ganzen Tag hindurch bald erwartet, bald ihn gefürchtet hatte, nannte sie es am Abend ein großes Glück, daß sie ihn nicht empfangen hatte, um am nächsten Mor-

gen das gleiche Warten, Fürchten, Hoffen zu beginnen mit einer Ungeduld, die sich mit jeder Stunde jedes Tages steigerte.

Ueberall sah sie ihn, überall fehlte er ihr, und nicht nur ihr! Sie sprachen ihr beständig von ihm: ihr Sohn und sein Erzieher; und selbst ihr guter Wille, die Lücke auszugleichen, welche des Fürsten unerwartetes Fortgehen in dem engen Kreise zurückgelassen hatte, in dem sie sich bewegte, lenkte ihre Gedanken mit Nothwendigkeit auf den Entfernten hin. Es war kein Entfliehen möglich! er fehlte ihren Tagen wie das belebende Sonnenlicht und sie wagte doch nicht, seine Rückkehr zu ersehnen.

Als sie dann wieder ausgehen konnte und zu ihrem Vater kam, fand sie ihn sehr verstimmt. Stephan hatte demselben ein schriftliches Lebewohl hinterlassen, ohne über seine Reise und über seine Wiederkehr ein Näheres anzugeben. Der Graf hatte sich bei der Tochter danach erkundigt, und ihre Antwort, daß auch sie nichts Bestimmtes darüber wisse, ihn ungeduldig gemacht. Seit langen Jahren hatte er keine so angenehme Stunden gekannt, als das Beisammensein mit ihr und dem Fürsten sie ihm bereitet hatte. Selbst das Kommen des werthen Gastes zu erwarten war eine Unterhaltung für den Einsamen gewesen, und weil es ihn verdroß, daß er den ihm lieb gewordenen Verkehr nun plötzlich wieder entbehren sollte, richtete sich sein Mißmuth auf die einzige Person, gegen die er ihn zu äußern vermochte — auf Martina.

Er schalt auf die selbstsüchtige Laune der gegenwärtigen Generation, in welcher Jeder nur seinem augenblicklichen Belieben folge, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, welche Wirkung er auf Andere damit übe. Er machte Martina zum Vorwurf, daß sie ihn veranlaßt, von seiner Lebensgewohnheit abzuweichen, daß sie den Fürsten zu ihm geführt, und ihm damit nichts bereitet habe als das Unbehagen, sich von demselben verabsäumt und leicht aufgegeben zu sehen. „Und,“ setzte er hinzu, „ich glaube nicht daran, daß der Fürst, wie du es behauptest, dem Ruf auswärtiger Freunde folgte. Ihr seid erzürnt, und du hast ihn entfernt.“

Martina wechselte die Farbe. „Ihre Voraussetzung, mein Vater! trifft nicht zu,“ antwortete sie ihm, „doch wäre es, wie Sie glauben, so sollten Sie mich eher bedauern als tadeln, denn die Gesellschaft des Fürsten war mir wie Ihnen lieb und angenehm.“

„Tadeln! tadeln!“ fiel der Graf ihr ein, der wohl wußte, was seine Tochter werth war, und der mit großer Liebe an ihr hing, „ich achte die Selbständigkeit eines jeden verständigen Menschen, achte die deine ganz besonders, und du wirst mir zugestehen, daß ich dir niemals eine Frage gethan über Dinge und Verhältnisse, deren du nicht freiwillig gegen mich gedacht hast.“

„Sie haben mir damit sehr wohl gethan, und ich habe es auch immer als ein Zeichen Ihres Vertrauens dankbar anerkannt! Doch darf ich sagen, mein Vater! ich verdiente Ihre Güte!“ gab sie ihm zur Antwort.

Ihre sanfte Unterordnung rührte den Grafen trotz seiner üblen Laune, denn sein Herz war weich und warm. Er reichte ihr die Hand, sie küßte sie ehrfurchtsvoll und zärtlich. „Ja,“ sagte er, „ja! du verdientest sie und meine ganze Liebe. Wem sollte sie auch gehören als nur dir. Das Schicksal hat mir Alles entrissen, woran das Herz des Mannes hängt. Ich habe nichts als meinen reinen Namen, ein gut Gewissen und dich mein letztes Kind, die beste der Töchter!“

Seine Bewegung übermannte ihn, er drückte sie mit seinem einen Arme an die Brust. Martina hatte ihn nie liebevoller, nie zärtlicher gesehen, sie kniete an seiner

Seite und hielt ihn sanft umschlungen. Aber die mißmüthige Gereiztheit im Grunde seiner Seele war selbst durch seine Liebe und seine Rührung nicht völlig zu überwinden, und gerade weil er seiner Tochter so viel schuldete, brachte ihn die frühere Gewohnheit, seine Oberherrlichkeit in seiner Familie aufrecht zu erhalten, auch jetzt dazu, dieselbe der Gräfin gegenüber geltend zu machen.

„Mit Stolz spreche ich dir's aus, daß ich dich schätze," hub er wieder an, „daß ich dich achte, weil du selber dich zu achten weißt, weil du in der schwierigen Lebenslage, in welche unser Schicksal dich frühzeitig versetzt hat, dich mit einem so sicheren Tacte zu betragen verstanden hast, daß nach keiner Seite hin der Schatten eines Vorwurfes dich treffen konnte. Aber eben deshalb darf und muß ich es dir sagen, dem Fürsten gegenüber läßt dich dein Tact im Stich!"

Martina wollte eine Einwendung machen, ihr Vater hinderte sie daran. „Laß mich dir meine Meinung sagen!" rief er lebhaft, „die Meinung eines Mannes, der auch in dem Bereich der Liebe und der Galanterie seine eigenen nicht unbedeutenden Erfahrungen gemacht hat. Der Fürst huldigt dir, huldigt dir mit Beeiferung — das ist in der Ordnung. Er macht sich selbst damit ein Compliment, und er wäre, da du es für gut befunden, ihn zu empfangen, kein Cavalier, wenn er anders handelte, wenn er dir nicht zu beweisen trachtete, que l'on revient toujours à ses premières amours! Er ehrt damit die jugendliche Neigung, die er, von einer Abschiedsstunde überwältigt, dir einmal gestanden, und thut gleichzeitig dar, wie er es vergessen und verschmerzt hat, daß er einem Glücklicheren weichen mußte."

Martina zuckte zusammen. Es war das erste Mal, daß der Graf gegen seine Tochter ihrer früheren Neigung zu dem Fürsten Erwähnung that, und die Weise, in welcher es geschah, verletzte sie. „Mein Vater," sprach sie, „Sie haben erfahren, daß ich Ihnen gehorsame. Fordern Sie von mir, was Ihnen zu leisten in meinen Kräften steht, und meine Liebe wird Ihnen dieses Zutrauen in meinen guten Willen danken. Aber über das, was ich mir selber und meinen Verhältnissen schulde, darüber, mein Vater! kann ich nur mich selbst um Rath befragen."

„O!" rief der Graf, gekränkt von ihrer Abwehr, „ich bin auch nicht gewillt, dir den meinigen aufzunöthigen; indeß meine Ansicht zu vernehmen, muß dir, wie ich glaube, doch immerhin von Werth sein. Das Sprichwort sagt: Lodar il mare, e tenersi alla terra! Wozu ihn empfangen, wenn du dir mißtrauest oder ihm? Man kann sich, ich muß das zu des Fürsten Ehre wiederholen, nicht schicklicher betragen als er's thut. Weshalb mit ihm nicht umgehen, wie mit jedem anderen Manne?"

„Ich meine dies gethan zu haben, mein Vater!" fiel Martina ein. Indeß der Graf achtete nicht darauf.

„Ich hieß dich nicht, ihn zu mir zu führen," sagte er. „Ich dachte nicht an ihn, vermißte Niemand. Jetzt vermisse, jetzt entbehre ich ihn; und da er nicht mir, nicht dir die Gründe für seine Entfernung angegeben hat, so setzt er mit Sicherheit voraus, daß du sie kennst. Ein Freund wie der Fürst will von einer Frau wie du gewürdigt, arglos als Freund genommen, und nicht mit einer Zurückhaltung behandelt werden, die unter Verhältnissen mehr anreizt, als das kundgegebene Bestreben zu gefallen. Rückzug fordert immer zur Verfolgung auf."

Ein Ausruf des beleidigten Ehrgefühls schwebte auf der Gräfin Lippen, indeß wie ihren Vater die Erinnerung an das Opfer, das die Tochter den Eltern gebracht, noch einmal dazu reizte, seine väterliche Ueberlegenheit ihr gegenüber darzuthun,

so legte die gleiche Erinnerung ihr Schweigen und Ergebung auf; und von Natur dazu geneigt, an sich zu zweifeln und dem Urtheil derer, welche sie liebte und verehrte, Einfluß auf sich zu gestatten, nahm sie des Vaters Tadel mit Erschrecken und schweigend hin, weil sie sich augenblicklich fragte, ob sie ihn verdiene?

Aber auch der Graf hielt inne. Er bedauerte den harten Ausspruch, den die üble Laune ihm entlockt. Er hatte die Tochter getadelt, wo sie Lob verdient. Sein Unmuth wendete sich gegen ihn selber, und gewaltsam in seinem ganzen Wesen, wollte er auch mit Gewaltsamkeit vergüten, was er verschuldet hatte. Mit einem Worte sollte Alles gleich wieder vergessen sein, was er selber zu vergessen wünschte.

Er stand auf, ging mit seinem noch immer wuchtigen Schritte die Zimmerreihe entlang, drehte wieder um, und vor der Tochter stehen bleibend, sagte er gebieterisch: „Den Kopf in die Höhe, Frau Martina! Es soll der Tochter Sinn erheben, nicht ihn niederbeugen, wenn ihr Vater sie daran erinnert, daß das Licht jeder Tugend einen Schatten neben sich hat, daß Jeder die Irrthümer begeht, zu welchen seine guten Eigenschaften ihn verleiten, und daß man sich eben darum vor der Uebertreibung auch der besten Eigenschaften hüten muß! — Komm! Martina!" setzte er freundlicher hinzu, „sieh deinen Vater an! Mit wem soll ich Alter schmälen als mit dir! Bist du fern, so schmäle ich mit Niemand, denn was kümmern mich die Menschen? Was geht die Welt mich an? Sie wird sich bewegen auch wenn ich nicht mehr bin; und die Menschen werden sich lieben und hassen und lügen und heucheln auch ohne mich. Aber der Russe, dem ich dich zum Weibe geben mußte, soll stolz sein auf das Glück, stolz sein auf dich, die du meine Liebe und mein Stolz bist."

Er küßte sie auf die Stirn und sie dankte es ihm; aber er konnte ihr nicht wiedergeben, was er ihr genommen hatte: das Zutrauen zu sich selbst und die Kraft, die ihr gutes Gewissen ihr bisher verliehen.

Dreizehntes Capitel.

Martina hatte keine Ruhe mehr und keine Rast. Von einem Vorsatz zu dem anderen hinüberschwankend, hielt sie schließlich an dem Gedanken fest, ein Ende zu machen. Sie wollte den Fürsten ersuchen, sie fortan zu meiden; aber wie sie es auch wenden mochte, dies Verlangen war ein Geständniß ihrer Liebe, ihrer Schwäche, war völlig unberechtigt gegenüber einem Manne, der ohne ihr Begehren von ihr gegangen war, und der ihr kein Zeichen gegeben hatte, daß es ihn dränge, zu ihr zurückzukehren. Sie schämte sich vor sich selber, sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, sie rief den Muth der Entsagung in sich wach, der ihr fortgeholfen hatte, wenn sie verzagen wollten, aber das Herzeleid wich nicht von ihr. Sie scheute des Vaters Blick; des Sohnes beständiges Rückerinnern an den Fürsten quälte sie. Sie hätte den Einen wie den Anderen meiden mögen, und klammerte sich doch an sie an, sich an ihnen zu halten, da ihr der Boden wankte, auf dem sie sich bisher in ruhiger Sicherheit behauptet hatte.

In nicht zu unterscheidender Gleichheit gingen ihr die Tage hin. Nichts fesselte, nichts zerstreute sie, keine geistige Beschäftigung wollte ihr gelingen, denn ihre Gedanken waren nicht dabei. Stundenlang, tagelang saß sie bei ihrer Näherei, reihte mechanisch Stich an Stich: nach ihm verlangend, sich selber suchend, die Tage zählend, die vergangen waren, seit er sie verlassen, sich jedes Wort der letzten Stunde wiederholend, das er gesprochen, das sie ihm entgegnet; sich anklagend und ihn, ihn entschuldigend und sich Muth zusprechend. Es war und blieb der irre ermattende

Lauf durch ein Labyrinth, aus dem sie keinen Ausweg fand.

Und wieder einmal war die Woche hingegangen und die Sonntagsfrühe angebrochen. Durch die kalte, klare Decemberluft klangen die Glocken und Glöcklein von den Kirchen und Capellen heller noch als sonst zu ihr herüber. Sie hatte den Sohn mit seinem Erzieher zur Andacht in die griechische Kirche geschickt, sie selber war daheim geblieben, sie mochte nicht dem Beichtiger, der ihr fremd war, eingestehen, was ihrem alten, vertrauten Gewissensrathe in der Heimath auszusprechen, ihr eine Befreiung gewesen wäre und ein Trost.

Sie saß und nähte, wie sie gestern gesessen und genäht, und dachte, was sie gestern gedacht, das Einzige, was sie denken konnte: daß sie liebte, daß sie entsagen mußte und daß sie elend war. Da — —

Sie schreckte zusammen. — So zog er die Klingel! Niemand sonst! — Der Athem stockte ihr in der Brust, sie sprang auf. — Der eintretende Diener nannte seinen Namen, Stephan folgte ihm auf dem Fuße — sie sah ihn wieder!

„Sind Sie da!“ rief sie, Alles vergessend, „so sind Sie wieder da!“

„Endlich! endlich wieder!“ sprach er aus voller Brust, und ihre beiden Hände ergreifend, die sie ihm in der Freude ihres Herzens dargeboten hatte, zog er sie leise an sich heran, und ihrer selbst nicht mächtig, ließ sie ihr Haupt an seine Schulter sinken.

Sie war so bleich geworden, daß es ihn erschreckte. Er führte sie behutsam zu dem Ruhebett und nahm an ihrer Seite Platz. Sie sprachen Beide nicht. Die Freude des Wiedersehens, die Wonne des Beisammenseins umfing und blendete sie wie heißes Sonnenlicht nach tiefem Dunkel. Sie mußten sich neu gewöhnen an das Glück. Es war so groß.

Stephan küßte ihre Hände. „Ich habe Sie überrascht, erschreckt!“ sagte er, „aber es duldete mich nicht länger in der Ferne, ich mußte wieder her! Und Sie zürnen nicht mit mir?“

„Daß ich's könnte!“ seufzte sie.

„Tollheit war's, es war ein Frevel, daß ich ging! Sie sehen krank aus, und ich war's von Grund der Seele. Was soll's auch, was hilft es, daß wir uns selbst betrügen? — War's denn der verlorenen Jahre, des entbehrten Glückes noch nicht genug? — Wir können ja nicht von einander lassen! — und,“ setzte er mit fester freudiger Zuversicht hinzu: „wir wollen, wir sollen es auch nicht, Martina!“

Ein Rausch des Glücks war über sie gekommen, ihre ganze Seele lag in ihren Augen, die nicht von ihm ließen. Ihre Hände ruhten gefaltet auf ihren Knieen. Wie eine Verkündigung fielen die Worte seiner Liebe in ihr dürstendes Herz.

Sie gab ihm keine Antwort, er begehrte sie auch nicht. Er hatte so viel an sie gedacht, hatte ihr so viel zu sagen.

„Erst seit zwei Stunden bin ich hier,“ hub er wieder an, „und der helle klare Tag, der diesen letzten trüben Wochen folgte, soll uns ein gutes Zeichen sein; denn hell und klar muß es jetzt werden zwischen uns. Die Dunkelheit hat uns an dem Abend verwirrt, an dem wir schieden. Wir haben in Räthseln zu einander gesprochen, das soll die Liebe nicht; denn du weißt's, ich liebe dich, Martina! ich liebe dich mehr als je — und liebst du mich nicht auch?“

„Stephan! Stephan!“ rief sie, „seien Sie barmherzig! haben Sie Mitleid mit mir!“

„Mitleid! Mitleid mit dir? während mein Herz dein ist mit jedem Tropfen seines Blutes, während ich dich anbete als den Inbegriff des Schönen und des Guten, während ich dich anflehe, mein zu sein! Komm! Komm!“ rief er, während er sie umschlang und an seine Brust zog.

„Vertrau' und wolle! Denn wir sind ja eins!"

Sie hing an seinem Halse, den langen Kuß erwiedernd, der auf ihren Lippen brannte und ihr Blut aufwallen machte dem geliebten Mann entgegen. Aber schon im nächsten Augenblick entzog sie sich seinen Armen, und ihr Gesicht in ihre Hände hüllend, floh sie von ihm bis an das andere Ende des Gemaches.

Da er sie kannte, hatte er es anders kaum erwartet. Er folgte ihr, setzte sich zu ihr und ließ ihr sich zu fassen Zeit. Er sagte ihr Alles, was die Liebe Zärtliches und Ueberredendes ihm eingab. Er sprach von sich, von seiner Vergangenheit und von der ihren. Sie unterbrach ihn nicht. Sie hatte ihn so sehr ersehnt, nun war er da, nun sah, nun hörte sie ihn wieder, nun wußte sie wieder, daß sie lebte.

Mit ihren eignen Worten, denn die Liebe hat ein gut Gedächtniß, wiederholte er ihr, was sie selber ihm vor Monaten erzählt. Er erinnerte sie, wie sie des Grafen Frau geworden war.

Sie fuhr, als er das sagte, wie aus tiefem Traume auf, sah ihn starren Blickes an, und rief: „So war's, so ist's! Des Grafen Frau! Das bin ich und das bleibe ich! — Ja das bleibe ich!" Und in Thränen ausbrechend klagte sie: „Kann ich das vergessen? und wär' es möglich, daß ich's könnte, dürfte ich vergessen, daß ich seines Sohnes, daß ich meines Alexander's Mutter bin! — Ach Stephan! Stephan! und Sie selber mahnen mich daran, Sie selbst in dieser unglückseligen Stunde."

„Nimm das Wort, um Gotteswillen! nimm das fürchterliche Wort zurück! Du nennst's ein Unglück, daß ich dich liebe, daß du mich liebst?" warf der Fürst ihr vor.

„Und ist's das nicht?" fiel sie ihm ein. „Ist's nicht Vermehrung seiner Qual, wenn der lechzende Gefangene die Quelle blinken sieht, ihr frisches Rieseln hört, und die Kette, an die er angeschmiedet ist, unlösbar und für immer, hält ihn davon fern."

„Nichts ist unlösbar! jede Kette bricht! Nur sie brechen wollen muß man, und die Mittel wollen zu dem Zweck!" wendete ihr Stephan lebhaft ein. „Was warst du denn dem Grafen? Hat er dich je, hast du ihn je geliebt? Der Kaufpreis warst du ihm, mit dem er sich die Gnade, die nicht er ertheilt hatte, wucherisch zahlen ließ. Er hatte seinen Willen — aber du und ich? Und jetzt, da ich dich wiedergefunden, da unsere Seelen eins geworden sind, jetzt könntest du mich verlassen, den Geliebten deiner Jugend, den Mann deiner reifen, freien Wahl, um zurückzukehren in Bande, die dir jetzt tausendfach zum Fluche werden würden? O!" rief er, „laß mich nicht daran denken, wenn du mich nicht sinnlos machen willst. Hat er allein denn Ansprüche an Glück? Hab' ich sie nicht? Fühlst du sie nicht wie ich? Ich habe das ältere Recht an dir, und so wahr ich lebe, noch einmal —"

„Schweige! Schweige! verschwöre dein Leben nicht!" rief sie, indem sie mit flehender Geberde seine Hände in die ihren schloß. Er verstummte vor dem Ernste ihres Anrufs, ihres Blicks. Aber sie ließ seine Hände schnell wieder los, und sich in die Ecke zurücklehnend, sprach sie: „Ich habe diese Stunde eine unglückselige genannt in meiner Herzensangst. Das war ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Liebe, eine schwere Sünde! Denn ich segne diese Stunde und werde sie segnen bis an meinen letzten Tag. Ich habe das Land meiner Sehnsucht in ihr geschaut mit Augen, ich weiß jetzt, was das Leben mir hätte werden können; aber ich weiß es ebenso, daß es Menschen giebt und ich zu ihnen gehöre, die nicht mehr glücklich sein können. Ich habe das Unglück meiner Eltern über mich genommen,

das lastet nun auf mir für immer. Ich habe mich geopfert — und ein Opfer bleib' ich! Meine Jugend gab ich meinen Eltern hin, der Rest meines Lebens gehört Alexander! — Und," setzte sie hinzu, da Stephan ihr Einwendungen dagegen machen wollte, „und wäre das auch nicht — die Wucht der Kette, die ich so lang getragen, die Narben, die sie mir gedrückt, die werde ich ewig fühlen, ewig als Schmach empfinden. Das nimmt keine Macht der Welt von mir, auch nicht die Macht der Liebe."

Stephan lehnte sich dagegen auf. Er gab ihr zu, daß eine lange, traurige Vergangenheit ihre Spuren zurücklasse in des Menschen Brust wie überall, „aber," setzte er hinzu, „schau um dich in der Welt, in welcher wir hier leben! Wohin du das Auge wendest, ist neues Werden aufgegangen über den Ruinen, und hat sie umwuchert mit seinem Grünen und Blühen, daß man, des Zerstörten vergessend, an dem neuen Leben sein freudiges Entzücken hat. Gewöhne deinen Sinn daran, zuversichtlich vorwärts zu blicken. Die Liebe ist eine starke unerschöpfliche Kraft und mächtig wie die Zeit. Sie versetzt Berge wie der Glaube, sie thut an jedem Tage Wunder unter Denen, die auf sie vertrauen; oder meinst du, ich könnte leichten Sinnes dich hineinziehen wollen in einen Kampf, aus dem als Sieger hervorzugehen ich mich nicht sicher fühlte?"

Mit klarer Umsicht sprach er ihr von den vielen Fällen, in welchen auf dem Boden einer getrennten Ehe für Liebende ein neues Glück erwachsen war. Seine Lage und die ihre setzte er ihr erfahren und einsichtig, mit allen den Vortheilen und Nachtheilen, welche ihrem Vorhaben förderlich oder ihm hinderlich werden konnten, auseinander. Sie sah das Alles ein, erkannte die Richtigkeit seiner Behauptungen an, räumte ihm ein, daß Alexander ihm mehr anhänge als dem eigenen Vater, aber wie er dann aufs Neue von ihr forderte, ihm nachzugeben, schüttelte sie verneinend das schöne Haupt.

„Die Liebe kann viel," sagte sie, „aber das Weib ist kein todter Besitz, der von dem Einen auf den Anderen übertragen werden darf. Die Jugend meines Herzens ist dahin für immer, nicht meine, nicht Ihre Liebe giebt mich mir selber wieder, und keine Macht der Erde ändert das."

Der Fürst erhob sich. Sie sah es mit Schrecken. „Du zweifelst an mir, an der Stärke meiner Liebe für dich!" rief sie, „nur das nicht! nur das Eine nicht. Diese eine Stunde soll mein sein, mein und dein! und ungetrübt. Was das Schicksal mir geben konnte an Glück, an bitterem Leid, das hat es mir gefüllt in dieser einen Stunde Kelch, und ich sage nicht: ist's möglich, so gehe er an mir vorüber. Ich habe sie mit Entzücken genossen die Worte deiner Liebe, ich habe an deiner Brust geruht, und weil ich dich liebe, weil ich die Gewalt meiner Liebe empfunden habe, flehe ich dich an: verlasse mich!"

„Martina! bedenke! Du brichst den Stab nicht über dich allein!" warnte der Fürst.

„Das ist's, was mir den Muth lähmt! weshalb du mich verlassen mußt!" sagte sie. „Aber" — sie reichte ihm die Hand hin — „du weißt es jetzt, daß ich dich liebe, du wirst mich nicht vergessen, und auch fern von dir lebe ich jeden Tag und jeder Stunde Augenblick mit dir. Und nun laß uns scheiden," setzte sie leise hinzu, „mehr ist mir nicht gegönnt."

Ihre Traurigkeit hatte etwas Ueberwältigendes. Er fühlte, daß er jetzt nicht weiter in sie dringen durfte, daß er sie sich selber überlassen, die Wirkung dieser Unterredung nachwirken lassen müsse.

Wie er ihr die Hand zum Abschied

bot, sah sie bang und lange zu ihm empor, dann seufzte sie kaum hörbar: „Lebe wohl!“

„Auf Wiedersehen, du Geliebte!“ gab er ihr zurück, und kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, so hörte sie, wie Alexander in den Vorsaal trat, wie er, wie der Doctor den Fürsten froh willkommen hießen.

„Sie können sich gar nicht denken, wie wir Alle, wie der Großvater sich nach Ihnen gesehnt hat,“ rief der Fröhliche, „und die Mutter haben wir gar nicht aus den Stuben herausbekommen. Sie war immer krank und traurig.“

Sie konnte des Fürsten Antwort nicht vernehmen, aber sie verstand die Worte Alexander's: „Wenn Sie recht zureden, erlaubt's und thut's die Mutter wohl! — Nun Sie hier sind, ist Alles wieder gut! aber ohne Sie war's nichts!“

Der Fürst lachte. Sie waren Alle guter Dinge. Was blieb ihr übrig, als froh zu scheinen, weil ihr Sohn es war.

Vierzehntes Capitel.

Das Zusammentreffen ihres Sohnes mit dem Fürsten war eine große Beunruhigung für die Gräfin. Sie durfte dem Sohne nicht verbieten, von des Fürsten Anwesenheit, von seinem Besuche bei ihr zu sprechen, wenn er wie an jedem Tage zu dem Großvater hinging; sie konnte auch nicht sagen, daß der Fürst nur auf der Durchreise zu flüchtigem Verweilen nach Rom gekommen sei, denn als Alexander ihm die Hoffnung ausgesprochen, der Fürst werde ihn wieder mit sich in die Campagne nehmen, hatte derselbe ihm eine der Hetzjagden auf Füchse in Aussicht gestellt, welche die Engländer zu unternehmen pflegen, und die der Fürst mitzumachen gewohnt war.

Ganz unerwartet sah Martina sich dadurch in ein Gewebe von Verlegenheiten eingesponnen, aus dem sie zu befreien, nur in des Fürsten Hand lag, und daß sie auf seine Willfährigkeit in diesem Falle nicht zu rechnen habe, das hatten seine letzten Worte ihr bewiesen. Wollte sie ihrem Entschlusse treu bleiben, den Geliebten nicht wieder zu sehen, so mußte sie ihrem Vater erklären, wie es um sie, um ihr Verhältniß zu dem Fürsten stand, und das widerstrebte ihr auf jede Weise. Selbst dem Sohne und seinem Erzieher gegenüber hatte sie eine Erklärung dafür zu suchen, wenn sich der Fürst von ihr und ihrem Hause fern hielt, wenn er die Zusagen nicht wahr machte, mit denen er Alexander's Hoffnungen erregt hatte. Wenn Stephan Rom verließ, war Alles leicht gethan, und sie fühlte sich versucht, dies Opfer von ihm zu begehren; aber etwas für sich zu verlangen, war ihr immer schwer geworden, und wie sie sich dann endlich gegen den Abend hin dennoch an ihren Schreibtisch setzte, wie sie das bittende Wort, daß Stephan ihr beistehen und Rom verlassen möge, von ihrer Hand geschrieben vor sich sah, fiel ihr der Gedanke, daß er ihr nachgeben, ihr den Willen thun könne, schwer aufs Herz.

Denn jetzt war er noch in Rom! Noch konnte sie ihn sehen, auch wenn er nicht mehr zu ihr kam. Die Tage schlossen noch eine Hoffnung für sie in sich. An jeder Straßenecke, um die ihr Wagen bog, auf jedem Spaziergange konnte er ihr begegnen. Sie konnte sich freuen, wenn er an ihr vorüberritt, konnte seinen Gruß empfangen, sein Auge auf ihr weilen fühlen und sich sein Bild immer wieder neu einprägen für die lange leere Zeit, die kommen mußte, wenn er ihr wieder unerreichbar, ihr wieder und für immerdar verloren war.

Sie war zufrieden, als sie den Brief geschrieben hatte, aber wie sie ihn siegeln wollte und das Petschaft in die Hand nahm, klangen ihr plötzlich die Worte des Ge-

liebten in der Seele wieder: „Hatte denn allein der Graf Ansprüche an Glück? hab' ich sie nicht? fühlst du sie nicht?“ Ach, sie fühlte sie nur gar zu sehr. Sie wußte, was der Kampf der letzten Stunde sie gekostet hatte.

Die ganze rastlose Unentschlossenheit der Liebe kam über sie. Wünsche, die sie sich nie eingestanden hatte, Möglichkeiten, an die sie noch vor wenig Stunden nicht zu denken gewagt haben würde, zogen unklar und wechselnd wie Spukgestalten rasch an ihr vorüber. Abenteuerliche Entführungs- und Fluchtgeschichten, wie die Romane sie schildern, kamen ihr in das Gedächtniß. Sie stieß sie widerwillig von sich, um gleich darauf an die romantischen und leidenschaftlichen Verbindungen zu denken, deren Zeuge sie im Lauf der Jahre gewesen war, und sich an die mannigfachen Ehescheidungen innerhalb der vornehmen Welt zu erinnern, von denen Stephan ihr gesprochen. Aber sie machte sich gewaltsam von diesen Vorstellungen los und besann sich auf sich selbst. In dem Gefühl ihrer Kraft wie ihrer Schwäche wußte sie keinen anderen Ausweg für sich und den Fürsten aufzufinden, als die sofortige Entfernung, um die sie ihn gebeten hatte. Wenn er sie liebte, wenn er sie hochhielt, wie er's sagte, mußte er fort von Rom, da sie ihren Vater, den bald wiedersehen zu können sie nicht hoffen durfte, nicht vorzeitig verlassen wollte.

Aber alles Verständige und Richtige, das sie einsah und sich sagte, vermehrte nur ihre innere Zerrissenheit. Sie verabscheute ihre Vernunft, sie verwünschte ihr streng gewöhntes Gewissen, weil sie sich von der heißen Sehnsucht ihres Herzens nicht übertäuben lassen wollten, und zürnte dieser Leidenschaft, weil sie sich nicht unterdrücken ließ. Sie kannte sich selbst nicht mehr. Gegen ihre Gewohnheit ging sie unstät hin und wieder. Bald nahm sie dies, bald jenes in die Hand, ohne zu wissen, was sie damit wollte. Dann trat sie an das Fenster, an welchem sie mit Stephan gesprochen hatte an dem Abende, ehe er von ihr fort und nach dem Süden gegangen war. Da blieb sie stehen und sah in die Nacht hinaus, suchend, spähend, sie wußte nicht wonach.

Der Mond stand nicht am Himmel wie dazumal, es zogen auch keine Wolken vorüber. Der Abend war klar und still, die Sterne flimmerten in verschiedenfarbigem Glanze durch die Luft. Nichts regte sich, nichts! Und sie stand und stand und sann und wartete; wartete auf eine Eingebung, auf einen erlösenden, befreienden Gedanken, auf ein Zeichen endlich, ohne sich zu fragen, woher es kommen und was es ihr bedeuten sollte, bis sie wirr und haltlos sich mit Bewußtsein der Entscheidung Zufall in die Hände gab. Aber kein Laut, keine Erscheinung berührte ihre Sinne, an die sich eine Schicksalsfrage richten ließ. Mit einem Male sagte sie sich: wenn jetzt, ehe die Uhr die halbe Stunde schlägt, ein Sternschuß niederfährt, so schicke ich ihm den Brief, und dann ist es zu Ende! zu Ende für alle Zeit mit ihm und mir! Und muß es denn nicht zu Ende sein? —

Und sie schaute forschend hinaus, an dem ganzen Horizont umher, so weit ihr Auge ihn beherrschen konnte. Sie meinte es in ihrer Hülflosigkeit mit dem thörichten Spiel so ernsthaft, daß es ihr selber komisch erschien, und konnte doch davon nicht lassen. Das Herz klopfte ihr stärker und stärker mit dem Fortschreiten der Zeit. Am Himmel zogen die Sterne ruhig ihre Bahn, kein Strahl zu sehen, der herniederschoß. Der Pendel hatte das Ziel erreicht, die halbe Stunde ward angeschlagen: Martina athmete auf!

Noch war nichts entschieden, noch konnte Stephan kommen, wie er gewollt, verheißen hatte! — Aber wenn er kam, was dann? was dann?

Sie saß wieder an ihrem Schreibtisch

und hielt gedankenvoll den Brief in ihrer Hand. Plötzlich brach sie das Siegel auf. Sie wollte ihn noch einmal lesen, wollte sehen, ob sie dem Geliebten klar gemacht, was sie empfunden, ob der Brief nicht zu kalt, zu hart sei, ob er ihm nicht wehe thun, ihn nicht im Zweifel darüber lassen könne, daß sie leide, so wie er. Da brachte man ihr von dem Fürsten einen Brief.

„Die Nacht soll nicht herniedersinken über uns," schrieb er ihr, „ehe ich es versuche, so weit immer möglich Ruhe in unsere Zustände zu bringen. Ich habe mich zum zweiten Male Ihnen gegenüber anzuklagen, und habe keine Entschuldigung dafür als die Gewalt der Leidenschaft, die uns die Jugend und mit ihr die Fehler derselben wiedergiebt.

„Ich habe an mich gedacht, an mein Verlangen, Sie wiederzusehen, und bin zu Ihnen geeilt, ohne Sie vorher von meiner Anwesenheit zu benachrichtigen. Was ich in den letzten vierzehn Tagen, fern von Ihnen, langsam erwogen und durchsonnen, das habe ich jählings vor Ihnen ausgesprochen, und das unwiderlegliche Gefühl der Zusammengehörigkeit hat mich, als ich, Ihnen Aug' in Auge gegenüberstehend, mich Ihrer Liebe so sicher fühlte als der meinen, nicht genug bedenken lassen, daß ich frei bin, daß ich nur zu gewinnen habe, während Sie feste Bande brechen und große Opfer bringen müssen, das Glück zu ermöglichen, das uns erblühen wird, wenn Sie mir vertrauen. Vergeben Sie mir die selbstische Rücksichtslosigkeit, mit welcher ich gehandelt habe, ich werde mich ihrer nicht noch einmal schuldig machen.

„Zu sagen, Martina! habe ich Ihnen im Grunde nichts. Sie wissen, Sie fühlen Alles, so wie ich; nur das Eine erbitte und fordere ich von Ihnen, denn das sind Sie sich selber schuldig so wie mir: entscheiden Sie noch nicht, entscheiden Sie überhaupt nicht voreilig über Ihre und meine Zukunft. Lassen Sie mich in Ihrer Nähe bleiben, lassen Sie mich Sie sehen, so lange Sie in Rom verweilen. Vielleicht gelingt es mir, Sie zu überzeugen, daß eine erzwungene Verbindung durch die unheilvolle Dauer derselben keine andere wird.

„Der Graf kann nicht daran glauben, daß er Ihre Liebe je besessen hat, seine Leidenschaft für Sie ist auch keine ausschließliche gewesen, und der Sinn des Menschen ist wandelbar, ist nicht im Voraus zu berechnen. Wer will sagen, ob ihm die Trennung Ihrer Ehe nicht weniger schwer erscheint, als Ihnen selber? Daneben bedenken Sie es immer, Alexander ist dem Jünglingsalter nahe, in welchem er Ihrer Hand und Führung ohnehin entzogen werden muß: und Sie schulden sich und mir unser Glück, das Ihre Kindesliebe Ihren Eltern zum Opfer brachte.

„Erwägen, beurtheilen Sie das Alles ruhig, als gälte es nicht Sie, nicht mich, sondern als handelte es sich um Freunde, deren Wohl und Weh Ihnen am Herzen liegt. Gönnen Sie mir auch fürder, Sie zu sehen! Und wären und blieben die Gründe, welche Sie vor der Erfüllung meiner Wünsche zurückschrecken machen, in der That unüberwindlich in Ihnen, so muß ich mich vor denselben freilich zu bescheiden trachten, aber ich werde von Rom nicht fortgehen, so lange ich Sie in seinen Mauern weiß.

„Nichts ist mir im Leben erbärmlicher erschienen als der Muth der Feigheit, der in Leidensscheu, in Furcht vor dem unabweislich nahenden Ende einen Selbstmord begeht. Uns vorzeitig zu trennen, von einander zu scheiden, ehe die eiserne Nothwendigkeit uns dazu zwingt, das wäre ein solcher Selbstmord aus feiger Schwäche — und zu dieser herabzusinken, sind wir Beide nicht gemacht.

„Noch liegen vier Monate einer schönen

Freiheit vor uns! Vier Monate voll der Möglichkeit täglich beglückenden Verkehrs, beseligender Nähe. Wie vielen Liebenden ward gleiche Gunst niemals zu Theil! Und wir sollten es von uns stoßen dieses Glück, selbst wenn wir wüßten, daß es uns für immerdar verloren ist, wenn diese kurze Zeit verronnen? Nein! diese Sünde wider den heiligen Geist der Liebe sei fern von uns! Sie selber haben es mir vorgehalten, daß man sich des Schönen freuen soll, so lang es währt, so lang es unser ist, ohne vor seiner Endlichkeit zurückzuschrecken.

„Eine große Liebe, wie die unsere, sie mag glücklich oder glücklos enden, hebt den Menschen über das Allgemeine hoch empor. Tausende und aber Tausende gehen durch das Leben und aus der Welt, ohne eine Ahnung von ihr gehabt zu haben; und auch ich habe diese Liebe nicht gekannt, bis ich Sie wiedergefunden habe, hier in Rom. Sie waren meine erste Liebe und Sie werden meine letzte, die einzige wahre Liebe meines Lebens sein; denn ich liebe Sie mit der tiefen Erkenntniß dessen, was Sie geworden sind, mit der freudigen Anbetung des Schönen, des Wahren, des Guten, das sich in Ihnen verkörpert.

„Blicken Sie also getrosten Sinnes vorwärts. Sie haben von mir nichts zu befahren. Sie allein sollen über unser Geschick entscheiden. Mit getheiltem Herzen, zerfallen mit sich selber, reuevoll in eine traurige Vergangenheit zurückblickend, so sollen Sie nicht die Meine werden, so möchte ich Sie nicht besitzen. Was mir als der Inbegriff des Glückes, als die höchste Erfüllung des Lebens erscheint, würde in ein Nichts zusammenfallen, Ihnen wie mir zum Unheil werden, wenn Sie es nicht frohen, freien Herzens, eben so wie ich, als das höchste Glück empfänden.

„Morgen sehe ich Sie wieder! hindern Sie mich nicht daran. Ich kann mir's nicht vergeben, daß ich in tollem Wahne uns um so viel schöne Zeit betrog; denn die Zeit ist das Leben, und leben ist Alles für die Liebe, die sich zu entschädigen hat für so viel lange Jahre des Getrenntseins.

„Sei der Schlaf Ihnen hold in dieser Nacht! Ich zwinge den heißen Schlag meines Herzens zur Ruh, das mich noch in dieser Stunde zu Ihnen treiben will. Aber morgen, wenn ich Ihre lieben Hände küsse, wollen wir uns mit einander der goldenen Tage freuen, die das Neujahr und der Frühling für uns in ihrem Schooße tragen und uns mit ihren Blüthen entgegenbringen.

„Den Grafen habe ich besucht und ihn wohlauf gefunden. Alexander ist während meiner Abwesenheit wieder sehr gewachsen und Ihrem verstorbenen Bruder noch ähnlicher geworden; nur Sie, theuerste Frau! sehen krank aus. Aber ich hoffe, auch Sie sollen neu aufleben mit dem neuen Jahre, wenn sorgende Liebe Sie stützt und trägt.

„Halten Sie fest daran, ich bin der Ihre, und Sie sind Herrin über sich und mich.“

Fünfzehntes Capitel.

Die Gräfin hatte ein Zeichen vom Himmel erwartet, das ihre Handlungen bestimmen sollte und es war ihr nicht geworden; da sie aber im tiefsten Inneren sehnlich danach verlangte, thun zu dürfen, was nicht zu thun ihr Gewissen sie ermahnte, war sie leicht geneigt, jedes Ereigniß als das geforderte Schicksalszeichen anzusehen. Sie nahm es denn auch als ein solches, daß Stephan ihr in derselben Stunde geschrieben, in welcher sie mit sich den Herzenskampf bestanden, daß er sich aus freiem Antrieb bereit erklärt hatte, den Weg zu gehen, den sie für sich erwählt, und von dem nicht zu lassen sie aus innerer Nothwendigkeit sich entschlossen fühlte. Sie beachtete es dabei

nicht, wie sehr er auf die Möglichkeit vertraute, sie von demselben abzubringen und sie ein Leben des beglückten Genießens gegen die Entsagung eintauschen zu sehen, die sie bisher und auch noch in dieser Stunde als ihr gewiesen Theil erkannte.

Der warme Ausdruck seiner Liebe schloß ihr Herz auf, die Verehrung, welche er ihr zollte, gab ihr Vertrauen und Muth, und ihre eigenen, von ihm wiederholten Worte, „daß man sich des Glückes und des Schönen auch in kurzer Dauer erfreuen solle", wiegten, weil sie eben aus ihrer eigensten Natur entsprungen waren, ihr Gemüth und ihr Gewissen in eine Ruhe ein, der sie sich mit Freuden überließ.

Sie antwortete ihm noch in der nämlichen Stunde, dankte ihm für den Muth, den sein Zuruf ihr gebe, und sagte: „Von Allem, was wir zu lernen haben, ist die Kunst, das Leben so schön und vollkommen auszugestalten, daß wir uns selber, sowie den Anderen gerecht werden, gewiß der schwersten eine! Das hat Ihr theurer Brief mich wieder fühlen machen. Sie sind mir in derselben weit voraus. Sie sind muthiger, sind hohen Sinns und selbstgewissen Herzens. Ich folge Ihnen mit froher Zuversicht. Die vier Monate sollen Ihnen, sollen mir gehören. Das Leben hat des Lichts, der Farbe nöthig; dem meinen haben sie gefehlt. Jetzt bringen Sie sie mir, mein Dasein noch in den Tagen zu erhellen, wenn die schöne Zeit verronnen sein wird, die sich vor meinem Auge wie eine weite, unabsehbare Landschaft in zauberischem Glanze aufthut. Mein Auge ist wie geblendet von dem ungewohnten Licht; aber Ihre Hand wird mich halten und stützen — und Ihnen werde ich es zu danken haben, daß auch ich mich des Daseins noch einmal erfreuen, die Stunden segnen und ihnen keine Flügel wünschen werde. Auf morgen denn! auf morgen!"

Und der Morgen kam und brachte Stephan in der Frühe zu ihr. Die Selbstbeherrschung, zu welcher Beide durch das Leben erzogen worden waren, machte ihr Begegnen ruhig, ihren Verkehr gleichmäßig wie bisher. Sie hatten einander nichts mehr zu erklären, ihrer Liebe fühlten sie sich versichert, und da der Augenblick ihnen Alles war und gewährte, erschienen die vier Monate ihnen wie eine Ewigkeit. Ein Friede, wie ihn sonst nur die volle Befriedigung der Liebe, wie die Ehe ihn gewährt, breitete sich über ihnen aus, und die große Zufriedenheit, welche der alte Graf und Alexander über die Rückkehr des Fürsten kundgaben, trug dazu bei, Martina in ihrer Gemüthsruhe zu befestigen.

Da die Jahreszeit sich nun günstiger gestaltete, konnte der Graf sein Zimmer wieder verlassen. Martina machte es sich zu einer Aufgabe, ihn, soweit immer möglich, in das Freie hinauszubringen. Man fuhr fast täglich gemeinsam aus, der Graf ließ sich endlich überreden, die Sehenswürdigkeiten Roms gelegentlich in Augenschein zu nehmen, und da Stephan immer den Begleiter der Gräfin machte, fügte es sich von selbst, daß man hie und da mit den Freunden und Bekannten des in Rom sehr heimischen Fürsten zusammentraf, bis sich auch für die Gräfin ein Umgang mit einigen dieser Personen, und schließlich ein wenn auch beschränktes Gesellschaftsleben herausbildete, das sogar auf die Lebensgewohnheiten des Greises zurückwirkte, und Martina und den Fürsten vor jener Ausschließlichkeit des Beisammenseins bewahrte, die etwas Ueberspannendes hat und Martina leicht aus ihrem Frieden emporgeschreckt haben würde.

Man sah sich täglich, war oft die halben, ja die ganzen Tage bei einander, aber die Liebenden waren selten allein, und die beständige Gewißheit der ausschließlichen Zusammengehörigkeit gewann

an Reiz, wenn man sich, in der Gesellschaft vielfach beansprucht, in flüchtigen Momenten mit einem Blick, mit einem Worte des Einsseins immer neu versichern konnte.

Die Gräfin hatte ihre Trauerkleider abgelegt, sie fand Lust daran, sich zu schmücken, in der Gesellschaft zu gefallen, weil sie sah, daß Stephan sich der Bewunderung freute, deren sie theilhaftig ward. Er aber sah sie doppelt gern in ihrem Glanz gefeiert, weil er sich im Voraus der Stunden getröstete, in welchen er sie in ihrem Familienkreise einfach walten sehen, und in denen es ihm vergönnt sein würde, sich immer auf das Neue in vertrautem Gespräche davon zu überzeugen, wie sie in allem Wesentlichen sich in vollständiger Gleichheit der Ueberzeugung befänden, und wie das Leben auf weit von einander abliegenden Bahnen sie zu den nämlichen Zielen hingeführt hatte, weil die Grundanlagen ihrer Naturen einander ähnlich gewesen waren.

Ohne daß sie es verabredet hatten, vermieden sie es, der Zukunft zu gedenken: Martina, weil in ihr über die Gestaltung derselben gar kein Zweifel aufkam, der Fürst, weil er hoffte, die Geliebte müsse je länger je mehr die Erkenntniß gewinnen, daß sie nun und nimmer von einander lassen könnten; und ohne daß sie es beabsichtigten, oder auch nur sich dessen klar bewußt waren, betrogen Beide sich selbst und einander, weil sie über dem Glück des Tages die Flüchtigkeit der Zeit vergaßen. Wallte in dem Fürsten das Verlangen nach dem Besitze der Geliebten auf, so zwang er sich mit der Vorstellung zur Ruhe, daß jeder Brautstand dem Manne solches wartende Entbehren auferlege; stieg in Martina der Gedanke an die Heimath, an den Grafen auf, so sagte sie sich, noch hundert, noch achtzig ganze Tage sind mein, sind unser; und so glücklos als ich gewesen, werde ich nie wieder sein, denn ich nehme mit mir, was keine Macht und keine Zeit mir wieder rauben kann, das Bewußtsein einer großen Liebe. Daß er auf ein endliches Zugeständniß hoffte, welches nicht machen zu können Martina fest behauptet hatte, verbarg der Fürst sich keineswegs, und wie Stephan die Trennung von ihr ertragen werde, nachdem er sich an das enge Zusammenleben, an ihre zärtliche Liebe gewöhnt, das fragte Martina sich nicht. Sie hatten sich dem Augenblick gelobt, über ihn hinaus zu denken, hieß ihn machtlos machen. Es war ein Sonderdasein, eine Welt, die nicht von dieser Welt war, worin sie lebten. Sie wußten Beide, daß ihr Glück vor einem Wort in Trümmern zerfallen konnte, und sie sprachen es nicht aus. Sie wuchsen in Liebe nur fester und fester zusammen, Alles erschien ihnen neu und verschönt, Martina liebte den Vater, den Sohn noch inniger als je, weil die Kraft der Liebe überhaupt in ihr gewachsen war, und weil sie so glücklich waren alle Beide, liebten sie auch alle Menschen mehr.

Niemand nahm Anstoß an dem Beisammensein der Beiden, denn Martina's Ruf war fleckenlos, und in ihrem Verkehr mit Stephan waltete eine solche Ruhe, daß selbst die Tadelsucht keinen Zweifel über die Art dieses Verhältnisses zu äußern wagte; aber die Zeit entschwand darum nicht minder. Der dritte Monat war dem Ende nahe, das Frühjahr mit all seiner Herrlichkeit hatte sich wieder ausgebreitet über das gesegnete, schönheitsvolle Land. Es blühte, wohin das Aug' sich wendete, aus allen Büschen und von allen Bäumen sang es, berauschend duftete es in den Gärten, fremde, würzige Gerüche regten die Sinne auf, man fühlte das Sonnenlicht die Luft durchzittern, daß es war, als höre man es schwirrend klingen, und in all der Werdewonne und Frühlingslust rauschten die Tage rascher und rascher vorüber. Jeder Abend trug ein Stück

des Glücks zu Grabe, man hatte nicht mehr nach Monaten, nach Wochen, nur nach Tagen hatte man noch zu zählen, und eine Angst, die wahre Herzensangst kam über die beiden liebenden Herzen. Mitten in dem Glanz des vollen Lebens schwebte der Todesengel über ihnen, das Scheiden stand vor der Thür, seine grauen Fittige warfen ihren Unglück verkündenden Schatten über jeden Augenblick. Das Ende war nahe, war da, wenn Martina nicht gewaltsam ihre Fesseln brach.

Die letzte, die entscheidende Frage mußte gethan werden. Stephan legte sie ihr mit Ruhe und Bestimmtheit vor — und sie verneinte sie. Was er auch aufbieten mochte, sie zu überreden, es schlug fehl. Alle seine Gründe scheiterten an ihrer flehenden Bitte, daß er nicht in sie dringen, daß er ihr halten möge, was er ihr verheißen und gelobt habe.

„Du bist nicht glückloser als ich," sagte sie, von ihrem Schmerze überwältigt. „Du gabst dich an mich hin mit allen deinen Wünschen, ich weigere dir, sie zu erfüllen, weil ich nicht anders kann. Thue das Letzte, was dir zu thun für mich übrig bleibt, und laß mich schweigen. Zwinge mich nicht, auszusprechen, was ich mir selber nicht wieder in das Gedächtniß rufen mag — und denke, noch sind drei Tage dein und mein! Auch den letzten Augenblick laß uns noch genießen! Wir haben gelebt, nun müssen wir auch sterben!"

Es waren furchtbare Tage. Sie lebten, das Auge auf den Stundenzeiger hingewendet, wie vor dem Herannahen eines verkündeten Weltunterganges. Vier Monate lang hatten sie jeden Gedanken mit einander getheilt, nun waren nur noch Stunden ihnen zugemessen, und sie hatten einander Alles noch zu sagen, Alles! Die vier Monate waren, als wären sie nicht gewesen, die Herzen waren ihnen voll, die Liebe größer denn je, der Gedanke an das Scheiden unfaßbar wie das Ende, wie der Tod.

Sie wollten ruhig scheinen, Einer zu des Anderen Trost. Sie waren Beide wie unter der Aufregung oder wie unter der Betäubung eines Fiebers. Mitunter stieg ein Groll in Stephan auf. Er zürnte Martina über die Pein, die sie ihn erdulden ließ; und ein Blick auf sie warf ihn in Reue vor ihr nieder. Sie litt noch mehr als er, sie trug das Leid, das sie ihm auferlegte, und er sagte sich: Sie kann nicht anders! Ihr Wille geschehe! ich hab' es ihr gelobt. — Dann wieder, weil er von starkem, festem Sinne war, hoffte er auf die Entfernung. Er meinte, sie werde es fern von ihm empfinden, daß sie nicht leben könnten der Eine ohne den Anderen, und sie werde wiederkehren.

Vom Wiederkehren sprach er, als er sie bei ihrem Vater traf, von dem er Abschied nahm; vom Wiedersehen hier in Rom sprach er mit Alexander, als er am Abende noch einmal mit der Gräfin an ihrem Theetisch saß. Martina's Gesundheit schien eine solche Rückkehr in den Süden auch wirklich zu verlangen, denn so blühend sie eben in diesen letzten Zeiten auch erschienen war, hatten die Anfälle des Herzkrampfes, von dem sie mehrfach leichter oder schwerer ergriffen worden war, sich bei verschiedenen Anlässen wieder eingestellt, und die berathenden Aerzte hatten, wenn auch schonend, auf ein organisches Herzleiden hingedeutet. Man müsse die Gräfin vor Aufregung bewahren, die für ihre Erhaltung durchaus eines milden Klimas nöthig habe, so hatte der Ausspruch gelautet. Und Stephan sollte sie ziehen lassen in ihres Gatten Haus, in den eisigen Norden ihrer Heimath.

Die Gräfin sollte in der Frühe abreisen, der Fürst wollte noch in Rom verweilen, um ihrem Vater zur Seite zu

bleiben, der Rom fortan zu seinem dauernden Aufenthalt zu nehmen beabsichtigte und dafür die nöthigen Vorkehrungen zu treffen hatte.

Abends saßen sie noch einmal in dem Saale der Gräfin bei einander — zum letzten Male. In Erinnerung an die eben durchlebten Zeiten, im Hinblick auf die bevorstehende Reise war die Theestunde vorübergegangen. Als es zehn Uhr schlug, erhob sich der Doctor, um sich mit Alexander wie an jedem Abende zurückzuziehen. Sie sagten dem Fürsten ihr Lebewohl, Stephan, der ebenfalls aufgestanden war, meinte, er komme jedenfalls noch in der Frühe, der Gräfin in den Wagen zu helfen.

„Thun Sie das nicht, mein Freund!“ entgegnete sie darauf. „Der Abschied von Rom ist mir an sich so bitter, daß ich nicht noch den Schmerz dazu häufen möchte, in derselben Stunde auch Ihnen Lebewohl zu sagen. Wir scheiden besser heute!“

„Heute?“ fragte Stephan, „heute?“ — Sie hatte sich abgewendet und gab ihm keine Antwort.

Die beiden Anderen nahmen ihren Abschied. Alexander hing sich dem geliebten Freunde an die Brust, der Fürst drückte ihn an sich, und entließ ihn wie einen Sohn. Martina und Stephan blieben allein zurück.

Er stand an dem Kamine, auf den Sims gestützt, wie er manch liebes Mal gestanden, sie saß vor ihm, als wäre heute noch gestern und die Trennungsstunde hätte nicht geschlagen.

Er sah sie an und dachte: ist's denn möglich, daß ich sie morgen nicht mehr sehe! — Sie war in stummem Schmerze keines Gedankens fähig. Ihr war, als lebte sie nicht mehr — und doch war er noch da! Sie schwiegen Beide, die Uhr tickte so laut durch die Stille, daß sie ihnen das Herz erbeben machte.

Wie sie anschlug, fuhr Stephan auf. „Also heute?“ rief er, „heute schon?“ — Er schüttelte ungläubig das Haupt, als könne es nicht sein und er's nicht glauben. Darauf, als er um sich blickte, sah er das Sophakissen liegen, an dem Martina so oft gearbeitet, wenn er bei ihr gesessen hatte, und weil ihm das Erleben dieser Stunde wie ein fürchterlicher Traum das Herz bedrückte, so fragte er, wie man eben in schweren Träumen zu eigenem Verwundern das Gleichgültigste thut und spricht: „Da liegt ja noch das Kissen; nehmen Sie's nicht mit?“

„Nein!“ sagte sie in gleicher Weise, „ich habe Ihren Namen und meinen darauf eingestickt. Sie sollen es haben und mit sich nehmen zum Andenken an Rom und mich!“

„Martina!“ schrie er auf, indem er vor ihr niedersank und sie umschlang; „es ist ja Wahnsinn! Wahnsinn Alles! Du gehst nicht von mir! Du kannst nicht gehen! kannst nicht!“

„Ich überlebe es auch nicht! und das ist mein Trost!“ schluchzte sie, während er sie leidenschaftlich an sich preßte. Sie waren Beide wie außer sich; und hingerissen von ihrem wie von seinem Schmerz, flehte er:

„So sei die Meine! sei heute mein! und ich will sagen, mein Leben war beseligt! sei die Meine!“

Das brachte sie zur Besinnung, und sich aufrichtend sprach sie, während ihre Wangen glühten und ihr Auge flammte: „Glaubst du, daß ich es nicht ersehne so wie du? Glaubst du, daß ein Gesetz der Welt mich hindern würde, dir zu willfahren so wie mir, wenn ich's vermöchte, ohne mich mit Schmach zu bedecken für mein eigenes Bewußtsein?“

Sie hatte sich von ihm losgemacht, es war etwas Gewaltiges in ihr, das ihn in Bande schlug und von ihr fern hielt. Sie schöpfte Athem aus tiefer Brust,

und die Hand auf das Herz gepreßt, sprach sie rasch und heftig: „Das Weib kann nichts Größeres geben, als sich selbst — wem es sich giebt, dem eignet es für immer. Es ist hoch begnadigt, wenn des ganzen heißen Herzens innerstes Müssen es dazu antreibt; elend, verworfen, wenn es ein leichtes Spiel treibt mit seiner Hingabe — unselig für immer, wenn es einmal kalten Herzens oder gar mit Widerstreben einem Manne Gewalt gegeben über sich. Dies war mein Loos, das ist mein Fluch, den auch deine Liebe nicht von mir nehmen kann; denn selbst an deiner Brust würde ich wider meinen Willen der Umarmungen gedenken müssen, die ich von einem Anderen zu ertragen gezwungen war."

„Unselige! du gehorchtest eben einem Zwange!" rief der Fürst, den ihre furchtbare Erregung folterte.

Sie hörte nicht auf ihn. „Ich wußte nicht, was ich that, was ich gelobte," fuhr sie fort, „ich war ein Kind, als ich mein Wort dem Grafen gab! Ich glaubte, man könne vergessen! Man kann es nicht! Nicht die Liebe habe ich vergessen, nicht die Schmach kann ich vergessen! Und wie ich dann erfahren hatte, was es heißen wollte, einem Manne angehören, den man nicht liebt, da kam es über mich wie ein Fluch, da war es aus mit aller Liebe und mit allem Glauben.

„Ich haßte meinen Vater, meine Mutter, die mich dahingetrieben, ich verabscheute den Mann, der sich mir zum Gatten aufgedrungen, ich liebte das junge Leben nicht, das ich wider meinen Willen, dein Bild im Herzen, voll Scham und Grimm erzeugte. Ich hatte auch kein Herz für meinen Sohn, als man ihn in meine Arme legte, ich hatte ihn ja nicht ersehnt und haßte seinen Vater. — Ich hatte Alles verloren, mich selbst und auch den frommen Glauben an einen gerechten liebevollen Gott, denn was hatte ich verschuldet, daß er mir so Bitteres auferlegt? O! keine Phantasie denkt das Elend jener Tage aus!"

Sie hatte ihr Gesicht mit ihren Händen verhüllt, Stephan kniete vor ihr, ihre Thränen fielen auf seine Stirn.

„Geliebtes, armes Weib!" klagte er mit ihr.

Sie trocknete ihre Augen. „Das war mein Dasein, bis mein Sohn mich kannte. Seit er mir zuerst gelächelt, seit sein Auge mich gesucht, seit seine Hände sich nach mir ausgestreckt, habe ich die Möglichkeit begriffen, mich neu aufzurichten, und habe mich ihm, ihm ganz allein, gelobt. Von der Schmach, die ich erlitten, sollten seine Liebe, seine Achtung mich befreien. Wie ich mich auch entehrt empfand, ihm wollte ich rein sein! Sein Glaube an mich sollte mich erheben; sein Auge sollte frei umherschauen können, wenn man seiner Mutter Namen vor ihm nennen würde. Das ist mein Halt gewesen, meine Stütze und mein Trost.

„In meiner Liebe für ihn habe ich die Liebe ermessen lernen, mit der mein Vater und meine Mutter mich umfangen, ehe ihr furchtbares Geschick sie antrieb, mich zu opfern. Vater und Mutter habe ich wiedergefunden durch den Sohn! — Ich konnte wieder leben, seit sein reiner Blick voll verehrender froher Liebe zu mir emporschaut! — Hier in dem Nebensaale schläft er friedlich unter seiner Mutter Hut! Er vertraut mir voll und blindlings, an dir hängt er mit schöner, verehrender Bewunderung. Und wir sollten ihn zwingen, sich meiner, sich dereinst seiner Mutter zu schämen, und den Freund zu hassen, den er sich frei erwählt? — Nimmermehr! — Mein Leben ward vergiftet und mit Fluch beladen — das seine soll gesegnet sein durch meine Liebe und durch die deine auch!"

Sie lehnte sich in die Kissen zurück, ihre Hand ruhte in der Hand des Fürsten,

sprechen konnten sie Beide nicht. So saßen sie eine geraume Zeit. Von der Klosterkirche schlug es elf.

„Du bist erschöpft," sagte Stephan, „und hast die Reise vor dir. Ich will gehen!"

„Ja, es ist Zeit!" gab sie ihm zur Antwort, und Beide erhoben sich. Wie er dann aber vor ihr stand und sie noch einmal ansah, kam der Trennungsschmerz wie Wahnsinn über ihn.

„Martina!" rief er, „ich müßte dich hassen, dich und deine Größe, betete meine Liebe dich nicht an!"

Da hielt sie sich nicht länger. Sie umschlang ihn noch einmal, ihre heißen Thränen mischten sich mit den seinen, er warf sich vor ihr nieder, küßte ihre Hände, ihre Füße — und dann eilte er davon.

Sechzehntes Capitel.

Wie sie von Rom geschieden, wie sie nach Florenz gekommen war, das wußte Martina selber kaum. Alle Spannkraft war von ihr gewichen, sie hatte Mühe dasjenige zu bemerken, was sie umgab und um sie vorging. Ihre Seele war in Rom zurückgeblieben und bei dem Geliebten.

In Florenz erreichten sie ein Brief ihres Vaters und ein Brief des Fürsten. „Ich sollte dir nicht schreiben," hieß es in demselben, „Alles sollte zu Ende sein zwischen dir und mir, aber eine so große Liebe endet nicht. Sie lebt und wirkt so lange die Herzen noch schlagen, die sie in sich erzeugten und von ihrer Gluth gereinigt wurden. Doch sollst du mich gehorsam finden deinem Willen, wie ich dir's gelobt.

„Nur sagen wollte ich dir, daß kein fremder Fuß die Räume je betreten wird, in denen wir unser glückseliges Leid durchlebten und durchlitten. Kein gleichgültiges Auge soll über die Stätte hinweggleiten, an denen dein Blick gehangen, in denen ich dich walten und wandeln gesehen; kein hartes, kein geringes Wort soll gesprochen, kein niedriger Gedanke gehegt werden in den Räumen, in denen mein Ohr die Worte deiner Liebe getrunken, in denen du meinen Muth erhoben hast zu der Kraft des Entsagens. Du hast mich erkennen machen, was das Weib in seiner Vollendung sein kann; durch dich habe ich die Worte des Dichters erst verstehen lernen: ‚Das ewig Weibliche zieht uns hinan!'

„Gestern habe ich das Haus gekauft, das unsere Liebe für uns zu einem Heiligthum verwandelt, nach dem unsere Gedanken, unsere Sehnsucht sich richten werden zu jeder Stunde. Dein Vater wird, so lange er lebt, das untere Geschoß bewohnen, das er seinen Bedürfnissen entsprechend glaubt. Deine Zimmer sind verschlossen. So wie du sie verlassen hast, stehen sie in jedem Augenblick für dich bereit; und laß mich die Hoffnung hegen, daß wir uns in denselben in nicht zu fernen Tagen wiedersehen werden.

„Du hast mich einmal in ernster Stunde auf das Wort des Heilands hingewiesen: ‚Ich habe das Leben überwunden!' — Ich will trachten, es so zu überwinden wie du, so zur Selbstvollendung zu gestalten, wie du es gethan; aber ich vermag das nicht ohne dich, nicht ohne daß du an dem Ziele stehst, wie der Stern, nach dem der Schiffer steuert. Gieb mir darauf Antwort; und meine Liebe, mein Vertrauen zu dir werden meinem Streben, meinem Thun Kraft verleihen. Ich bin dein für immer! mit Allem, was ich bin und habe, mit jedem Athemzuge — du Inbegriff des Guten, des Großen und des Schönen! Immer dein!"

Martina gab ihm die begehrte Antwort also gleich.

„Aller Segen des Lebens sei mit dir!" schrieb sie ihm, „und aller Dank meines

Herzens. Seit früher Jugend war ich heimathslos hienieden, eine Verbannte fühlte ich mich in dem eigenen Hause, denn selbst Dolbiezza, das ich einst so sehr geliebt, war mir, konnte mir keine Heimath mehr sein, seit meine Eltern daraus vertrieben worden waren, auf deren Kosten es der Graf besaß. Deine Liebe hat mir nach langem schmerzlichen Entbehren endlich wieder eine Heimathstatt bereitet, die Heimath meines Herzens. Ach! daß ich wie die Schwalben, die jetzt mit mir gen Norden ziehen, zu ihr wiederkehren könnte, wenn der frühe Winter, das Leben ertödtend, sich über den Norden breiten wird! — Meine Gedanken werden in den geliebten Räumen weilen wie die deinen, meines Geistes Auge wird sie schauen die Herrlichkeit, die ich mein nennen durfte in den Tagen, die nun nicht mehr sind; und die Erinnerung des sonnenscheinigen Frühlings wird mir die nebelgrauen Tage, die langen Nächte unseres traurigen Herbstes erhellen, mich erwärmen in der grausigen Kälte unseres Winters, in der Herzenseinsamkeit, der ich entgegengehe.

„Ja! wohl haben wir's erprobt, was es bedeutet, das große Wort: ‚Ich habe das Leben überwunden!' Aber nicht nur überwinden mußten wir es, wir müssen suchen es zu nutzen, es für Andere zu nutzen, um uns selber darüber fortzuhelfen.

„Noch — ich bekenne dir es ohne Scheu — noch weiß ich nicht, wie ich's ertragen werde, fern von dir zu sein! Aber wem solches Glück, wem solches Leid zu Theil ward, der darf nicht kleiner sein als sein Geschick, und die Gewißheit, daß du mich liebst, wird meine Stütze sein.

„Auch ich bedarf der Hoffnung eines Wiedersehens! Ich werde noch einmal wiederkommen in das uns geheiligte, geliebte Haus und dich dahin rufen. Fehle mir dann nicht!

„Dein von je und für immer. Und somit lebe wohl, bis wir uns wiedersehen! Lebe wohl!"

Siebzehntes Capitel.

Danach vergingen ein paar Jahre, in denen ich nur selten von der Gräfin und dem Fürsten hörte.

Freunde, die in der Hauptstadt Rußlands lebten, schrieben mir gelegentlich, daß die Gräfin seit ihrer Heimkehr aus dem Süden vielfach kränkle, daß sich eine Herzkrankheit bei ihr entwickelt habe, so daß man ihr kein langes Leben prophezeie. Sie erscheine selten in der Gesellschaft, stehe aber immer noch in Gunst und Ansehen bei Hofe, und sei fast ausschließlich mit Werken der Barmherzigkeit beschäftigt, in denen sie sich mit Ihrer Majestät der Kaiserin begegne, weshalb der Graf ihr auf diesem Wege auch kein Hinderniß bereite. Sie sei die Zuflucht der Nothleidenden, fördere die in Rußland sehr regen Bestrebungen der Frauen, sich eine selbständige Thätigkeit und ausreichenden Erwerb zu schaffen, und trotz ihrer körperlichen Leiden sei sie immer noch so schön und jugendlich, daß man sie nicht für die Mutter, sondern für die Schwester ihres Sohnes halte, wenn man sie mit dem stattlichen jungen Manne zusammen sehe.

Von Stephan erhielt ich ab und zu schriftliche Kunde. Er hielt sich viel auf seinen Gütern auf, nannte sich aber selber: „gebannt an Rom"! Immer und immer wieder kehrte er dorthin zurück, und einmal schrieb er mir:

„Sie werden es an sich und Anderen erfahren haben, Glück und Unglück machen abergläubisch. Bin ich in Rom, so meine ich immer, hier werde die Geliebte mir wieder so unerwartet entgegentreten, wie an dem Abend, an welchem wir Beide sie in ihrem Wagen plötzlich vor uns erschei-

nen sahen. Hier, wo jeder Steg und Weg, wo Alles, was ich sehe, mit der Erinnerung an sie verknüpft ist, vermisse ich sie bei Weitem nicht so schmerzlich, als in der Einsamkeit auf meinen Gütern, die sie nie betreten hat, in denen nichts mir von ihr spricht, in denen selbst das Schaffen und die Arbeit mich das Alleinsein nur drückender empfinden lassen."

Später, nachdem seines Vaters Bruder, der jüngste seiner Oheime, der sich von Jugend an dem geistlichen Stande geweiht hatte und zeitig ein Bisthum erhalten, Cardinal geworden war und sich als solcher in Rom fest niedergelassen hatte, schrieb mir der Fürst, daß sein Oheim ihn überredet habe, seine Güter innerhalb der Familie zu verkaufen, um sich ihm anzuschließen und mit ihm in Rom zu leben. Dies Letztere entspreche seinen Neigungen, er könne Rom nicht mehr entbehren, er fühle sich dort ruhiger, zufriedener als sonst irgendwo, denn einsame Herzen hätten des großen historischen Hintergrundes für ihren Frieden nöthiger als jeder Andere. Man sprach davon, daß er die Weihen nehmen werde, dann war es wieder still davon, und ich für mein Theil hörte nichts mehr weder von der Gräfin noch von ihm, bis wir selber nach langen Jahren wieder einmal nach Rom gekommen waren, um uns der Ungunst des nordischen Winters aus Gesundheitsrücksichten zu entziehen.

Wie wir dann nach einigen Tagen des ersten Rastens uns daran machten, den Gasthof, in welchem wir abgestiegen waren, mit einer eigenen Wohnung zu vertauschen, und schlendernd und suchend die Straßen entlang gingen, in denen wir uns niederzulassen wünschten, sah ich an dem Hause, das Martina seiner Zeit innegehabt hatte, einen Zettel hängen, der das Erdgeschoß und das zweite Stockwerk zur Miethe ausbot.

Wir traten hinein, die Tochter des Hauswarts, ein junges, schönes Frauenzimmer, gab uns die gewünschte Auskunft.

„Das Erdgeschoß," sagte sie, „ist erst in diesem Herbste frei geworden. Ein polnischer alter Graf hat es Jahre lang bewohnt. Mein Vater hat seine Küche besorgt, und wir haben den übrigen Dienst bei ihm versehen, soweit sein Kammerdiener ihn nicht bestreiten konnte, der noch älter war als sein Herr. Nun ist im Ende des Sommers der alte Graf gestorben, und der deutsche Fürst, dem das Haus gehört, hat dem Kammerdiener neben unserer Wohnung eine schöne Stube angewiesen und ihn uns auf Lebens lang in Kost und Pflege gegeben. Die anderen Zimmer, die Zimmer die der Herr Graf bewohnt hat, stehen zum Vermiethen frei, und ich schließe sie gleich auf!"

Sie suchte die Schlüssel aus dem großen Bunde, wir baten sie, sich und uns nicht damit aufzuhalten. Das Erdgeschoß war für uns nicht brauchbar; wir fragten nach dem ersten Stockwerk.

„Das wird nicht vermiethet!" gab sie uns zur Antwort.

„Wer bewohnt es denn?" fragte Einer von uns.

„Niemand! Niemand! gnädige Frau!" antwortete das Mädchen, „es ist eine Capelle darin."

„Eine Capelle? hier mitten in dem Hause? wie hängt denn das zusammen?"

„Ja! das ist freilich eine besondere Geschichte!" sagte die Führende. „Der polnische Graf, der hier gestorben ist, hatte eine einzige schöne Tochter, eine vornehme russische Dame, die hier oben in den Zimmern gewohnt hat, ehe der alte Graf und wir mit ihm in dies Haus gekommen sind. Damals hieß es in jedem Herbste: jetzt werde die Gräfin kommen, aber sie blieb immer aus und ihre Zimmer blieben unbewohnt. Endlich im Frühjahr, wir waren im vierten Jahre in dem Hause, und es war schon warm,

so daß die anderen Fremden Rom verlassen hatten und es leer geworden war in den Häusern und in den Straßen, ließ der Graf eines Tages meine Mutter kommen und sagte: ‚Sie müssen das Haus herrichten für die nächste Woche. Meine Tochter, die sehr krank ist, kommt mit ihrem Sohne und wird die Wohnung über mir beziehen, und auch der Fürst Stephan kommt!‘ sagte er. ‚Er nimmt den zweiten Stock für sich. Am letzten des Monats,‘ wir waren bereits im Mai, ‚langt der Fürst an, ein paar Tage später trifft die Gräfin ein.‘

„Gut denn! und sie kamen also! Der Fürst war alle Jahre dagewesen, das war nichts Besonderes, aber er hatte sich verändert. Er sah ernst und älter aus, man merkte, es lag ihm etwas auf dem Herzen. Am festgesetzten Tage kam auch die kranke Gräfin! Mein Gott! war die schön und krank! Wie die heilige Cäcilie in Trastevere lag sie auf dem Bette, in dem man sie hinauftrug. Der Fürst selber und ihr schöner Sohn trugen sie mit meinem Vater. Man sah es, daß sie nur gekommen war, in Rom zu sterben und hier zu ruhen, wo die Gebeine der heiligen Märtyrer begraben sind.

„Sie kamen nicht von ihrem Bette, der Fürst und ihr Sohn. Es hieß, sie und der Fürst wären Verlobte gewesen in ihrer Jugend und sie hätte ihm geschworen, daß sie in seinen Armen sterben, und er ihr versprochen, daß er ihre Augen schließen würde. So geschah's auch! Vierzehn Tage hat sie noch gelebt, dann haben sie sie begraben. Acht Tage blieb der junge Graf noch bei dem alten Vater seiner Mutter, darauf mußte er zurück, denn er war im Militär und sein Urlaub war zu Ende. Als er das Haus verlassen hatte, fingen sie oben zu bauen an: eine Capelle, klein nur, aber schön! reich und schön! Ueber dem Altar hängt ein großes Bild! eine heilige Jungfrau! Man soll es zwar nicht sagen, aber es ist doch so! ganz das Ebenbild der Gräfin! Nun! wenn Sie die obere Wohnung nehmen, zeige ich es Ihnen wohl einmal, denn ich habe die Aufsicht über die Capelle, ich und der alte Pole. Freitags — die Gräfin starb an einem Freitage — wenn die Messe in der Capelle gelesen wird, und die Anderen fort sind, lasse ich Sie einmal hinein! — Und nun kommen Sie, ich zeige Ihnen das obere Geschoß! Es sind schöne Zimmer und die schönste Aussicht auf die Stadt und den Sanct Peter und weit hinaus ins Land! weit, weit hinaus. Es ist ein herrschaftliches und ein heiliges Haus!“

Sie stieg rasch vor uns die Treppen in die Höhe, wir folgten ihr. Am nächsten Tage waren wir in den oberen Gemächern eingerichtet, und in der That war es für unser Empfinden auch eine geweihte, eine heilige Stätte, auf der wir nun verweilen sollten.

Wie dann der erste Freitag herankam, mahnte ich die Tochter des Hauses an ihre Zusage.

„Gewiß! gewiß! Sie sollen die Capelle sehen nach der Messe. Seine Hochwürden kommen immer um die gleiche Stunde, um neun Uhr, der Gräfin Sterbestunde — er muß gleich da sein. Er kommt immer, wie das Wetter auch sein mag, vom Borgo, wo der Palast seines Oheims ist, den weiten Weg zu Fuß hinauf, obschon er Pferd und Wagen hat, mehrere Wagen sogar, denn er ist ja reich und vornehm.“

Sie eilte hinunter, da es neun schlug, die Kerzen vor dem Altar anzuzünden, die Chorknaben und der assistirende Geistliche waren bereits angelangt. Ich stand am Fenster und blickte hinab auf die Straße, auf den Weg, von dem er kommen sollte. Endlich sah ich ihn.

Es war die hohe, männliche Gestalt, das edle, von schwarzem Haare reich umlockte Antlitz, die wir in unserer Jugend

an dem Fürsten Stephan als den Inbegriff der jungen Manneschönheit bewundert hatten. Jetzt war die frische Farbe der Jünglingszeit von ihm gewichen, er war bleich geworden und auf der Stirn, von der des Lebens Frohsinn einst geleuchtet hatte, lag ein tiefer Ernst. Die schlichte geistliche Tracht erhöhte die Würde seiner Haltung.

Später, nachdem wir uns bei ihm gemeldet hatten, sahen wir ihn während unseres Aufenthaltes in Rom zum Oefteren wieder. Er sprach gern von der Vergangenheit und von der geliebten Frau, die er als seine Heilige hoch hielt. Er war versöhnt mit seinem Schicksal und der Welt. Man pries seine verschwiegene Barmherzigkeit und prophezeite ihm eine Zukunft in der großen Prälatur.

„Ich weiß,“ sagte er zu mir an dem Tage, an welchem wir dann nach längerem Beisammensein auf das Neue von ihm schieden und Italien verließen, „ich weiß, obschon wir jetzt genugsam mit einander verkehrt und uns vielfach ausgesprochen haben, können Sie Beide sich nicht recht finden in den Schritt, den ich gethan habe. Aber das befremdet mich durchaus nicht. Sie Beide sind sich noch die Welt, sind sich selbst genug. Sie haben noch Wünsche und Hoffnungen mit und für einander. Sie sind noch zu Zweien und beisammen. Ich aber — ich war allein, hatte für mich nichts mehr zu wünschen, nichts zu hoffen, und die Kirche ist eine große Gemeinschaft, in der das Leid des Einzelnen wie er selber wohl geborgen ist. Sie hat Trost und Arbeit für Viele, und weiß die Kräfte desjenigen für die Gesammtheit zu verwerthen, der sie für sich selber nicht mehr nöthig hat oder sie für sich zu brauchen nicht geneigt ist. Ich fand mich nutzlos, hatte keine Lust am Leben, die Welt und ihre Händel kümmerten mich nicht mehr. Allein war ich mir nicht genug — jetzt habe ich die Verbreitung der Heilandslehre, in der Martina ihren Trost und ihre Kraft gefunden und die auch mir emporgeholfen hat, zu meiner Arbeit gemacht, und in der Kirche und in ihrer Erhaltung ein Ziel, einen Gegenstand für meine Theilnahme gefunden; jetzt bin ich zufrieden. Fern von mir ist es, zu sagen, was mir genehm und nöthig war, sei dies auch für Andere! Jeder von uns ist eine Besonderheit und hat sich selber auf seine eigene Weise und auf seinem eigenen Wege zu befriedigen und zu erlösen, je nach seinem Bedürfen und Erkennen. Möge Ihr Weg zur inneren Beruhigung Ihnen stets ein heller und Ihr Leben bis an sein Ende durch getheilte Liebe gesegnet sein!“

* * *

Nun ist Stephan lange todt, auch Graf Waragatin, der ein ungewöhnlich hohes Alter erreichte, ist gestorben, nur Alexander ist am Leben und nimmt eine hervorragende Stellung im Dienste seines Kaisers ein. Man rühmt seinen Charakter und seine Wirksamkeit. Er ist verheirathet und glücklich.

Das Haus, in welchem Martina gestorben und die Capelle errichtet worden ist, hat Stephan, der vor einigen Jahren ebenfalls gestorben ist, der Kirche vermacht. Es wohnen ein paar Geistliche darin, die den Gottesdienst in der Capelle verrichten.

Das Sophakissen aber, welches der Gräfin Hände gearbeitet und mit den Namen der beiden Liebenden als Angedenken geschmückt haben, hat man mir auf meine Bitte überlassen, und ich habe es mit mir genommen zur Erinnerung an die beiden schönen Lebensgestalten, die jetzt nicht mehr sind.

Schiller's Frauengestalten.

Von
Adolf Stahr.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

V.

Charlotte von Kalb.

Die Herzensverwirrung, in welcher sich der jugendliche Dichter, wie wir gesehen haben, während der anderthalb Jahre seines Mannheimer Aufenthaltes (1783 bis 1785) befand, erfuhr eine unerwartete Steigerung durch das Eintreten einer jungen Frau in seinen Gesichtskreis, der er bereits während seines Bauerbacher Exils, im Frühlinge 1783, vorübergehend und oberflächlich begegnet war.

Es war zu Anfang des Maimonats 1784, als Charlotte von Kalb mit ihrem Gatten, einem Major in französischen Diensten, mit dem sie sich, zweiundzwanzig Jahre alt, im vorhergehenden Winter vermählt hatte, auf der Reise nach der Garnison des Letzteren, der Festung Landau, nach Mannheim kam. Eine Besorgung, welche sie an Schiller von Seiten seines Freundes und späteren Schwagers Reinwald auszurichten übernommen hatte, veranlaßte die persönliche Bekanntschaft mit dem fünfundzwanzigjährigen Dichter, den sie bisher nur aus seinen Erstlingsdichtungen kennen gelernt und für den sie sich aus der Ferne in ihrer thüringenschen Heimath lebhaft begeistert hatte. — Der erste Eindruck, den sie auf Schiller machte, war kein besonders tiefer. „Sie zeigt sehr viel Geist und gehört nicht unter die gewöhnlichen Frauenzimmerseelen“ — das war Alles, was er über die neue Bekanntschaft an seine Freundin, Frau von Wolzogen, berichtete. Schiller war damals gerade von seinen verschiedenen neben einander hergehenden Herzensneigungen, sowie von schweren materiellen Lebenssorgen bedrängt, und daneben durch seine Arbeiten und seine Thätigkeit für die Mannheimer Bühne zerstreuend in Anspruch genommen. So würde die flüchtige Erscheinung der jungen thüringenschen Edeldame ohne besonderen Eindruck an ihm vorübergegangen sein, wenn nicht das Wesen und die Art des Behabens der Letzteren, als sie bald darauf, ohne ihren Gemahl, von Landau nach Mannheim zurückkehrte, um dort ihre erste Entbindung abzuwarten, sich ihm in einer Weise aufgedrängt hätten, deren Leidenschaftlichkeit um so mehr seiner Eitelkeit schmeichelte, als ihm ein solches enthusiastisches Entgegenkommen von Seiten einer jungen, schönen, geistreichen und vornehmen Frau bisher noch nicht vorgekommen war.

Charlotte Marschall von Ostheim, aus einem alten thüringenschen Adelsgeschlechte stammend, gehörte zu der Zahl jener begabten geistigen „Anempfinderinnen“, wie Goethe sie nennt, welche sich durch Leidenschaft und Eitelkeit getrieben fühlen, sich egoistisch an geistige Berühmtheiten anzuschließen, um dieselben möglichst dauernd an sich zu fesseln. Charlotte von Stein und Gräfin Elise von Ahlefeldt, von denen die zuerst Genannte sich an Goethe's, die Andere an Immermann's Leben lange Zeit, und nicht zum Vortheil für die Entwicklung Beider heftete, finden in der Frau, die es bei Schiller von vorn herein auf ein gleiches Ziel anlegte, ihre Entsprechung, so unähnlich auch übrigens jede dieser drei Frauen, für sich betrachtet, der anderen erscheint. Charlotte von Kalb war ohne Zweifel die begabteste von allen, aber eben darum auch für Schiller die gefährlichste; und es ist kein geringes Zeichen seiner Kraft, daß er sich in weit kürzerer Zeit als jene beiden anderen Dichter aus ihrer Verstrickung zu befreien wußte.

Verhältnisse, Schicksal und Naturanlage hatten sich vereinigt, Charlotte von Kalb zu einer Repräsentantin der Ueberspanntheit und „genialischen“ Ueberschwänglichkeit vieler vornehmen Frauen jener Zeit zu machen, in deren Geist und Herzen gerade das Ueberschwängliche und leidenschaftlich Ueberspannte der unreifen Schiller'schen Jugenddichtungen den lebhaftesten Widerklang fand und jene bewundernde Theilnahme erregte, die den in Italien ausgereiften Goethe bei seiner Heimkehr nach Deutschland so sehr erschreckte. Früh vater- und mutterlos geworden, war das physisch zarte und reizbare, zu phantastischer Schwärmerei neigende junge Mädchen ohne geregelte Erziehung und Leitung aufgewachsen. Eine „uferlose Leserei“, in welcher uns die Bibel und

Digitized by Google

der Koran, Voltaire und Rousseau, Klopstock und Wieland und was nicht sonst noch Alles begegnen, hatte schon vor ihrem fünfzehnten Jahre in verwirrendem Durcheinander ihren Kopf mit dem heterogensten Inhalte erfüllt und ihre Phantasie eben so überreizt, wie ihre Meinung von sich und von ihren Ansprüchen an Welt und Leben ins Unbestimmte und Maßlose gesteigert. Schmerzliche Verluste geliebter Verwandten und traurige Erfahrungen in ihrer Familie hatten zugleich frühzeitig einen Schatten über ihr Gemüth geworfen und ihren natürlichen Hang zur Melancholie verstärkt, der durch Mangel an jeder ernsten Lebensthätigkeit nur noch gesteigert wurde. Ihre Verheirathung mit ihrem Vetter, dem Major von Kalb, war das Werk ihres Vormundes gewesen, und wenngleich sie ohne Widerstand in dieselbe eingewilligt hatte, war doch ihr Herz bei dieser Verbindung unbetheiligt geblieben. Dennoch brachte sie ihrem Gatten keine Abneigung entgegen. Heinrich von Kalb — obschon natürlich nicht dem Ideale eines Mädchens von Charlottens Ueberspanntheit entsprechend — war ein Ehrenmann von bestem Rufe, ein braver Officier, der in Amerika tapfer gefochten und von interessanten Erlebnissen zu berichten hatte, und nach Schiller's Zeugniß „ein wahrer, herzlich guter Mensch", sehr, vielleicht zu sehr geneigt, gegen die phantastischen Launen und Ueberspanntheiten seiner jungen Frau eine Nachsicht zu üben, die, wie wir weiterhin sehen werden, im Verlaufe ihres Verhältnisses zu Schiller weit über die gebotenen Grenzen hinausging.

Ueberblickt man die vorhandenen Zeugnisse ihres Wesens, wie sie uns in einigen erhaltenen Briefen und in ihren im späteren Alter niedergeschriebenen Aufzeichnungen über ihr erstes Verhältniß zu Schiller vorliegen, so erscheint sie in einem seltsamen Doppellichte. Hinschmelzende Liebesbedürftigkeit erscheint gepaart mit unweiblich aufgespreiztem Heroismus; aufflackernde Gluth einer meist mit Bewußtsein gesteigerten Leidenschaft neben einer an Herzlosigkeit streifenden Kälte; Streben nach Erhabenheit des Empfindens mit einer an Trockenheit grenzenden Gewöhnlichkeit. Das Charakteristische jedoch in ihrem Wesen bildet ein gänzlicher Mangel an Gefühl für schlichte Einfachheit und Wahrheit. Dieser Mangel erscheint in einer fast großartigen Naivetät, wenn wir sie, die verheirathete junge Frau und Mutter, ihre Verbindung mit Schiller „den Bund der Wahrheit" nennen hören! Fast Alles war an ihr gemacht, nichts naturwüchsig. Auch ihr Stil und ihre Ausdrucksweise erschienen doppelter Art, bald aufgeschroben und phantastisch empfindsam verhimmelnd, und dann wieder, wenn Interesse und Absicht einen anderen Ton erforderten, von nüchternster Alltäglichkeit.

Schon ehe Charlotte von Kalb nach Mannheim zurückkam, war Schiller der dortige Aufenthalt in dem Grade verleidet, daß er ernstlich auf Mittel und Wege dachte, denselben aufzugeben. Dieser Entschluß wurde bestärkt durch die inneren und äußeren Conflicte, in welche die leidenschaftliche Annäherung der jungen aufgeregten Frau, die sich ihm geradezu an den Hals warf, ihn versetzte. Die Empfindung, mit welcher er Charlottens Leidenschaft erwiederte, war zwar keineswegs eine tiefe, denn sie hinderte ihn nicht, seine Bemühungen um die Hand der schönen Margarethe Schwan fortzusetzen; und wenn die Gedichte „Resignation" und „Freigeisterei der Leidenschaft", wie man behauptet, damals durch sein Verhältniß zu Frau von Kalb hervorgerufen wurden, so bezeugen dieselben — Alles genau erwogen — doch nur, daß der ohnehin zur Uebertreibung geneigte jugendliche Dichter sich um so mehr in solcher Steigerung der Situation gehen ließ, je weniger es ihm mit derselben thatsächlich Ernst war. — Er konnte sich zudem nicht verblenden über das Aussichtslose und Mißliche des Verhältnisses, in welchem Charlotte ihn festzuhalten bestrebt war. Sein starkes Gefühl für Ehre und Sittlichkeit und sein bei aller Leidenschaftlichkeit seines Wesens doch stets wacher gesunder Verstand waren Hindernisse, welche zu beseitigen Charlotten weder jetzt noch später vollständig gelang. Wie weit sie in dem Bestreben, ihn an sich zu fesseln, ging, können wir aus den Aufzeichnungen ersehen, welche sie mehr als vierzig Jahre später über ihr erstes Begegnen mit Schiller niederschrieb, und die ganz geeignet sind, ein treues Bild der Verwirrung aller sittlichen Begriffe in dieser Frau zu geben.

Wenn sie aber in denselben zu behaupten sucht, daß Schiller ihr in Mannheim ausschließlich zu eigen gewesen, und daß er sich schweren Herzens von ihr getrennt habe, so beruht das auf Selbsttäuschung oder auf dem Wunsche, Andere zu täuschen. Muß sie doch selbst gestehen, daß Schiller, als sie ihn auf das Leidenschaftlichste beschwor, bei ihr in Mannheim zu bleiben, ihr nicht verhehlte: daß er „eine Zukunft fürchten müsse, auf der Trug und Zweifel laste."

Glücklicherweise besitzen wir ein unzweifelhaftes Zeugniß über des Dichters Stimmung und Gemüthslage bei seinem Weggange von Mannheim. Es ist enthalten in dem Briefe, welchen er an die Freunde und Verehrer — an Körner und die Seinen — nach Leipzig schrieb, nachdem er sich entschlossen hatte, der Einladung derselben zu folgen, in der er, wie er sich ausdrückt, „eine Errettung aus Kerkerbanden" sah. — Es hatten in den letzten Tagen Erklärungen zwischen ihm und Frau von Kalb stattgefunden, die, wie er den Freunden schrieb, „eine Revolution" in ihm herbeigeführt, und ihm die Gefahr deutlich gemacht hatten, in welche ihn die über Alles sich wegsetzende Leidenschaft Charlottens zu bringen drohte, die Gefahr: Schaden an der eigenen Seele zu nehmen. „Ich kann nicht mehr in Mannheim bleiben — Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin und keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situationen. — O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung, nach besseren Menschen, nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe. Ich muß zu Ihnen, muß in Ihrem Umgange mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein in einen lebendigeren Schwung bringen. Meine poetische Ader stockt, wie mein Herz für meine bisherigen Zirkel vertrocknete."

So schreibt Niemand, der im Begriffe steht, sich von einer Frau zu trennen, die er liebt und in deren Umgange er das Glück verständnißvoller „Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe" genossen hat, wie das in Bezug auf Schiller's damaliges Verhältniß zu Frau von Kalb von manchen Lobrednern der Letzteren behauptet worden ist.

Sechs Wochen nachdem er den obigen Brief geschrieben, verließ Schiller Mannheim. In der Mitte des April 1786 langte er in Leipzig bei seinen Freunden an. Von jetzt ist sein Briefwechsel mit Körner die fast alleinige Quelle über den weiteren Verlauf seines Verhältnisses zu Frau von Kalb, da sein Briefwechsel mit derselben verloren gegangen ist. Schiller hatte bald nach seiner Ankunft dem Freunde über sein Verhältniß zu Charlotte mündliche Mittheilungen gemacht, was um so nöthiger war, da die zurückgelassene Freundin, die keineswegs gewillt war, ihre Verbindung mit Schiller aufzugeben, bald nach dessen Abreise den Entschluß geäußert hatte, ihm nach Sachsen nachzukommen. Dies geschah indessen nicht, doch scheint der briefliche Zusammenhang zwischen Beiden während der Zeit, welche Schiller in Körner's und der Seinen Nähe in Leipzig und Dresden verlebte, wenn auch mit zeitweiligen Unterbrechungen, fortgedauert haben.* Eine Zeit lang freilich trat, wie wir gesehen haben, das Bild und Andenken Charlottens völlig in den Hintergrund, als ihn die Leidenschaft für die schöne Henriette von Arnim überwältigend erfaßte. Als dieselbe aber im Mai 1787 ihr Ende gefunden hatte, war er in einer Verfassung, welche es der von jener Leidenschaft schwer beunruhigten Frau von Kalb möglich machte, ihren Plan, den sie für ihre Wiedervereinigung mit Schiller schon lange entworfen hatte, zur Ausführung zu bringen.

Sie hatte Mannheim nach Schiller's Entfernung ebenfalls verlassen und den Herbst und Winter 1786 bis 1787 auf ihrem Familiengute Kalbsrieth bei ihrem Schwiegervater verlebt. Zuvor jedoch hatte sie einen längeren Aufenthalt in Weimar gemacht, um dort das gesellschaftliche Terrain für ihre Absichten zu sondiren.

Weimar nämlich erschien ihr als der geeignetste Ort für die Fortführung eines freien Zusammenlebens mit dem Freunde.

---

* Briefe zwischen Schiller und Körner I, S. 42 (Goedeke). — Ebendaselbst I, S. 43, 51, 55.

Das zehnjährige ähnliche Verhältniß der Frau von Stein zu Goethe, das sich ungestört in der neuen Musenstadt hatte entwickeln können, stand ohne Zweifel verlockend vor ihrer Seele. Es schien ihr ähnliche Toleranz für ihr Verhältniß mit Schiller zu versprechen, wenn es gelänge, demselben dort eine Stellung zu bereiten. Auch bei Schiller war der Gedanke, sein Glück in Weimar zu versuchen, schon in Mannheim lebhaft rege geworden. Hatte er doch die persönliche Bekanntschaft des jungen Herzogs in Frankfurt gemacht, der ihm einen Rathstitel verliehen und die Zueignung seines Don Carlos angenommen. Sanguinisch, wie er war, baute er darauf allerhand günstige Hoffnungen, während ihn zugleich das lebhafte Verlangen beseelte, die in Weimar vereinigten „Größen" der Literatur, die Goethe, Wieland und Herder nebst den zu ihnen gehörigen zahlreichen Genien minderen Ranges persönlich kennen zu lernen!

Charlottens dringende Aufforderung, von Dresden nach Weimar zu kommen, wohin sie selbst bereits von Kalbsrieth aus im April des Jahres 1787 übergesiedelt war, fand daher bei ihm um so weniger Widerstand, als der Ausgang seines Liebeshandels mit Henriette von Arnim ihm Dresden verleidet und eine zeitweilige Entfernung von diesem Orte wünschenswerth gemacht hatte. Beweglich in seinen Empfindungen, wie er es den Frauen gegenüber war, erschien ihm jetzt auch die Aussicht auf ein Wiedersehen und persönliches Wiederanknüpfen mit einer Frau wie Charlotte von Kalb, die mit leidenschaftlicher Neigung und Verehrung seines Genius an ihm festhielt, in rosenfarbenem Lichte. Er glaubte zudem die Hoffnung hegen zu dürfen, daß Charlotte durch Scheidung von ihrem Manne sein Verhältniß zu ihr klärend und vereinfachend zu gestalten suchen und es ihm so ermöglichen werde, an ihrer Seite im Einklange mit Moral und Sitte ein Dasein zu führen, nach dessen einfachem bürgerlichen Glücke er sich seit Jahren zu sehnen nicht aufgehört hatte.

Indessen alle diese Aussichten und Hoffnungen sollten sich nur zu bald als Trugbilder erweisen, und eine leidenvolle Zeit von mehr als anderthalb Jahren ihn darüber belehren, daß Charlotte von Kalb nicht dazu geeigenschaftet war, seinen Lebenswünschen zu entsprechen. Gleich die ersten Stunden und Tage des Wiedersehens waren für ihn nichts weniger als erquicklicher Art, und noch drei Wochen nach seiner Ankunft sehen wir ihn unter der Nachwirkung dieses ersten Eindrucks leiden. Er berichtet darüber an Körner (8. August 1787): „Ich habe dir nicht geschrieben, welche sonderbare Folge meine Erscheinung auf sie gehabt hat. Vieles, was sie vorbereitete, kann ich jetzt auch nicht wohl schreiben. Sie hat mich mit einer heftigen bangen Ungeduld erwartet. Mein letzter Brief, der ihr meine Ankunft gewiß versicherte, setzte sie in eine Unruhe, die auf ihre Gesundheit wirkte. Ihre Seele hing nur noch an diesem Gedanken — und als sie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte sie erschöpft und Freude wirkte bei ihr Lähmung. Sie war fünf, sechs Tage nach der ersten Woche meines Hierseins fast jedem Gefühl abgestorben, nur die Empfindung dieser Ohnmacht blieb ihr und machte sie elend. Ihr Dasein war nur noch durch convulsivische Spannung des Augenblicks hingehalten. Du kannst urtheilen, wie mir in dieser Zeit hier zu Muthe war."

Gewiß! Schlecht genug mußte ihm zu Muthe sein bei diesem hysterischen Behaben einer Frau, die trotz ihrer maßlosen Nervenaufgeregtheit und trotz all' der damit zusammenhängenden Lebensleiden ein Alter von dreiundachtzig Jahren erreichen konnte! — In demselben Briefe bekennt Schiller dem Freunde gleichzeitig: „daß es ihm schwer — ja beinahe unmöglich falle, dem Freunde über Charlotte zu schreiben. Und ich kann dir nicht einmal sagen warum? Unser Verhältniß —" fährt er fort — „ist, wenn du diesen Ausdruck verstehen kannst, wie die geoffenbarte Religion auf den Glauben gestützt. Die Resultate langer Prüfungen, langsamer Fortschritte des menschlichen Geistes sind bei dieser auf eine mystische Weise avancirt, weil die Vernunft zu langsam dahin gelangt sein würde. Derselbe Fall ist mit Charlotte und mir. Wir haben mit der Ahnung des Resultates angefangen und müssen jetzt unsere Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich

also nothwendig alle Epochen des Fanatismus und Skepticismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich (!) am Ende ein reiner und billiger Vernunftglaube, der der alleinseligmachende ist. Es ist mir wahrscheinlich (!), daß der Keim einer unerschütterlichen Freundschaft in uns Beiden vorhanden ist, aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn sie schon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen ist. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen."

Aus dieser sehr gekünstelten Erklärung einer an sich sehr einfachen Sachlage wird der verständige Körner schwerlich etwas Anderes herausgelesen haben, als was auch wir aus derselben ohne Mühe herauslesen, erstens: daß Schiller's Verhältniß zu Charlotte von Kalb, auf dem Grunde gegenseitiger Täuschung aufgebaut, in sich hohl und ohne Aussicht auf dauernden Bestand und gute Früchte war; sowie zweitens, daß alle Leidenschaft oder die Flackergluth, die sich als solche gab, auf ihrer und nicht auf seiner Seite war. Im Grunde genommen war und wurde es ihm von Tag zu Tage mehr leid, Dresden und seine dortigen Freunde verlassen zu haben, und er sehnte sich von Herzen nach ihnen zurück. Er hatte geglaubt, daß sich Charlottens Lage durch baldige Scheidung von ihrem Gatten vereinfachen und in Folge dessen ihr aufgeregter Zustand sich beruhigen werde. Leider erfüllte sich das Beides nicht. Er war schon nahezu drei Monate in Weimar, als er an Körner (6. October 1787) schrieb: „Charlottens Verfassung ist dieselbe, die sie war, wie ich hierher kam, warum wäre ich also hier gewesen? Ich bin der Reflexionen darüber so müde geworden, daß ich dieser Materie aus dem Wege gehe."

Wenn wir die vorhandenen Nachrichten über Schiller's damalige Existenz in Weimar genau betrachten, so ergiebt sich, daß trotz aller Toleranz gegen solche „Liaisons", wie sie damals dort herrschend war, doch Schiller's Lage auf die Länge peinlich zu werden begann. Völlig unhaltbar aber wurde das Verhältniß für ihn, als im Spätherbst des Jahres 1787 Charlottens Gemahl in Weimar eintraf. Schiller hatte sich mit ihm brieflich in Verbindung gesetzt, und sich der Bitte Charlottens angeschlossen, daß er nach Weimar kommen möge, um über die Scheidung seiner Ehe mit Charlotte, sowie über die dabei festzusetzenden Bedingungen, mündlich zu verhandeln. Herr von Kalb folgte dieser wunderlichen Einladung. Als aber die beginnenden Ehescheidungsverhandlungen Charlotten nicht hinderten, von ihrem bisherigen Gemahl zum zweiten Mal schwanger zu werden, da gingen Schiller über das Widrige und jetzt auch Lächerliche seiner Lage die Augen auf. Die „Verstimmung", welche seitdem zwischen Beiden eintrat, wurde immer stärker, die Entfremdung auf Seiten Schiller's immer größer. Er schrieb an seinen Freund Körner (8. October 1788) aus Rudolstadt, daß sein Briefwechsel mit Frau von Kalb ins Stocken gerathen sei aus Ursachen, über welche „er ihm einmal mündlich mehr sagen wolle. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe; sie ist ein geistvolles edles Geschöpf, ihr Einfluß aber auf mich ist nicht wohlthätig gewesen." Aber auch über den „Adel" ihres Wesens sollte er bald andere Erfahrungen machen, als es zum wirklichen Bruche zwischen Beiden kam, der, wie die Dinge lagen, nicht mehr lange ausbleiben konnte.

Schiller war im Grunde seines Herzens sehr damit zufrieden, daß die Trennung der Ehe Charlottens nicht zu Stande kam und daß er dadurch von der Verpflichtung befreit wurde, mit einer Verbindung Ernst zu machen, die ihm jetzt nur noch als „ein romantisches Luftschloß" erschien. Das Unwahre und Ungesunde seines bisherigen Verhältnisses, das ihn ohnehin an jeder Sammlung in sich selbst sowie an der Gewinnung des von ihm ersehnten häuslichen Glückes in einer rechtmäßigen ehelichen Verbindung gehindert hatte, trat ihm immer klarer vor die Augen, seit er auf einer zufällig unternommenen Reise, im Winter 1787 bis 1788, die Familie von Lengefeld, und deren beide Töchter Caroline und Lottchen in Rudolstadt kennen und schätzen gelernt hatte. Diese Bekannt-

schaft wurde entscheidend für sein Lebensschicksal. — Schon nach seinem zweiten längeren Aufenthalte in Rudolstadt hatte er an Körner über sein verändertes Verhalten zu Frau von Kalb geschrieben, daß er seit seiner Rückkehr nach Weimar „gewisse Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln habe in sich aufkommen lassen, denen sich sein Verhältniß zu ihr wie zu allen übrigen Menschen blindlings unterwerfen müsse. Alle romantischen Luftschlösser fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen.“ Man sieht, er war gründlich curirt von dem „Krimskams der Imagination“. Er hatte sich vollständig wieder gewonnen, und war entschlossen, sich nicht wieder an eine Frau zu verlieren, welche, wie er sich in einem Briefe an die Schwestern Lengefeld ausdrückte, „Leidenschaft und Kränklichkeit oft an die Grenzen des Wahnsinns geführt hatten.“ Alle Versuche Charlottens, ihn zu sich zurückzuziehen, scheiterten an seiner neu gewonnenen Festigkeit. Er vermied es zuletzt, sie zu sehen. „Lieber zehnmal schreiben, als einmal kommen!“ äußerte er in einem Briefe nach Rudolstadt über den von Frau von Kalb ausgedrückten Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft mit ihm.

Als Frau von Kalb über Schiller's Verlobung mit Lotte von Lengefeld endlich durch gute Freunde unterrichtet wurde — Schiller hatte ihr dieselbe aus guten Gründen geheim gehalten — versetzte ihre Eifersucht sie in einen Zustand der Aufregung, der ihr alle und jede Selbstbeherrschung raubte, und die Schattenseiten ihres Wesens in unerfreulichster Weise offenbarte. Sie erniedrigte sich soweit, schon im Winter von 1789, einen anonymen Brief an Schiller's Verlobte zu schreiben, der zu charakteristisch ist, als daß ich ihn nicht hier mittheilen sollte. Derselbe lautete:

„Eine Person, welche immer Wohlwollen gegen Sie gehegt hat, giebt Ihnen den guten Rath, sich nicht so um den Rath Schiller zu bemühen, weil Sie sich dadurch lächerlich machen und durch seinen Umgang sehr viel von dem, was Sie sonst waren, verloren haben. Ueberhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück, indem sie alle, einer mehr einer weniger, Phantasten sind und vom wahren Glücke des Lebens weit entfernt. Jagen Sie nicht so nach Poeten,* sondern bilden Sie sich lieber zu einer guten Hausfrau, denn es giebt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können(!). Hätte ich das Glück, genauer mit Ihnen bekannt zu sein, würde ich Ihnen dies mündlich sagen; doch da dieses nicht ist, achte ich mir es als Pflicht, Ihnen dieses schriftlich zu sagen.“ **

Wenn ein solcher Schritt schon schlimm genug war, so krönte ihn die Schreiberin dieses nach Sinnes- und Ausdrucksweise gleich niedrigen Briefes noch durch einen schlimmeren, indem sie, außer sich gebracht durch das, was sie Schiller's Untreue nannte, Schiller gegenüber ihre ganze Vergangenheit seit vier Jahren verleugnete. „Er irre sehr,“ schrieb sie ihm, „wenn er ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, jenem ungeschickten Traum von einem Zusammenleben mit ihm, der schon lange nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, zusammenbrächte.“ Wir werden einer gleichen hochmüthigen Verleugnung ihrer selbst in ihrer bald darauf folgenden leidenschaftlichen Liaison mit einem zweiten Dichter, mit Jean Paul, dem sie sich in gleicher Weise anheftete, wieder begegnen.

Dieser Versuch, ihn als eitlen Selbstbetrüger erscheinen zu lassen, erfüllte Schiller mit berechtigtem Unwillen. Er nannte dieses ihr Herabsetzen der eigenen Empfindung eine „Platitüde“.

Vor Allem war es dieser Mangel an sittlicher Wahrhaftigkeit, welcher ihn empörte. „Sie war niemals wahr gegen mich“ — schrieb er mit Bezug auf diese ihre Erklärung — „als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde. Mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken. Sie ist jetzt nicht edel und nicht einmal höflich genug, um mir Achtung einzuflößen.“ Als sie ihre Briefe von ihm zurückforderte, überlieferte er ihr dieselben persönlich in einer letzten Zusammenkunft, und zwar ohne die entsprechende Rückgabe der seinigen zu verlangen. Frau von Kalb bewahrte diesel-

* Der Plural „Poeten“ enthält eine Anspielung auf Knebel's Bewerbungen um Lottchen von Lengefeld.

** Zuerst mitgetheilt von Urlichs in: „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ I, S. 207; vgl. II, S. 215.

ben noch Jahre lang, bis sie sie in einem ihrer Anfälle von Leidenschaft sämmtlich vernichtete. Von der ganzen fünfjährigen Correspondenz ist also leider kein Blatt erhalten geblieben.

Mit Schiller's Verheirathung hörte jeder nähere Zusammenhang zwischen Beiden für mehrere Jahre völlig auf, und wir könnten hier von dieser seiner letzten und gefährlichsten Liaison Abschied nehmen, wenn es nicht für die genauere Erkenntniß dieses aus den heterogensten Elementen gemischten Frauencharakters wichtig wäre, das Verhalten Charlottens während der nächsten sechs bis acht Jahre zu betrachten. — Drei Jahre nach dem erfolgten Bruche suchte sie sich wieder dem ehemaligen Freunde anzunähern. „Die Kalb hat wieder angefangen, sich zu regen," schreibt Schiller (17. Juli 1793) an Körner. „Sie hat mich gebeten, ihrem Sohne einen Hauslehrer ausfindig zu machen, und ich übernahm diesen Auftrag mit um so größerer Bereitwilligkeit, je wichtiger es mir ist, ihr zu zeigen, daß sie in jeder schicklichen und gerechten Sache auf mich rechnen kann. Kaum erklärte ich ihr meine Bereitwilligkeit dazu, so bin ich auch sogleich mit Brief über Brief belagert, und erhalte eine schöne Versicherung nach der anderen. Nach dir erkundigt sie sich fleißig, und ich sehe wenigstens daraus, daß ihr deine gute Meinung sehr wichtig ist. Ihr Kopf scheint mir noch nicht ganz geheilt, und angespannt ist sie mehr als je; aber die Oberfläche ist ruhiger, und ihre Ansprüche haben ihren Gegenstand verändert." Wir werden auf die in den letzten Worten gegebene Andeutung alsbald zurückkommen. Zuvor jedoch ist zu bemerken, daß Schiller ihre Versuche, sich nicht nur an ihn, sondern auch an Körner und die Seinen wieder anzudrängen, sorgfältig überwachte und seinem Freunde denselben gegenüber Vorsicht anrathen zu müssen glaubte. „Frau von Kalb ist Willens," schreibt er an Körner (19. October 1795), „nächstes Frühjahr, wo nicht diesen Winter, eine Zeit lang in Dresden zuzubringen. Wir sehen sie jetzt öfters, und ich bin leidlich mit ihr zufrieden, obschon das angespannte Wesen sie nie verläßt. Du wirst dich hoffentlich hüten, ihr dein Logis anzubieten. Zuweilen gesehen, wird sie auch nicht unangenehm sein, aber eine engere Liaison ist nicht anzurathen."

Der von Schiller angedeutete neue „Gegenstand ihrer Ansprüche", welcher an die Stelle des Dichters der Räuber und des Don Carlos trat, war wieder eine dichterische Berühmtheit. Jean Paul, der Dichter der Hundsposttage, war im Laufe der ersten Hälfte der neunziger Jahre plötzlich in Weimar's gesellschaftlichen und literarischen Kreisen der Gegenstand einer schwärmenden Bewunderung geworden, die sich sofort auch auf die Person des Dichters übertrug, als derselbe um 1796 in Weimar erschien. Unter den Frauen, die dem neuen poetischen Messias ihre Begeisterung entgegentrugen, stand Frau von Kalb bald obenan. Die übersinnlich sinnliche Gluth, in welche dies ihr neues Verhältniß aufloderte, übertraf noch ihre vorhergegangene Leidenschaft für Schiller, nahm aber schließlich einen überraschend ähnlichen Ausgang. Wie wir aus den darüber erhaltenen Zeugnissen ersehen,* ging sie von vorn herein darauf aus, den noch weit mehr als Schiller ihrer excentrischen Natur verwandten Dichter ausschließlich für sich in Beschlag zu nehmen, und es fehlte nicht viel, daß ihr dies gelungen wäre. Jean Paul war mehrere Jahre jünger als sie, und dabei eben so weltfremd wie sie welterfahren. Er war eitel und leicht durch Schmeichelei zu berauschen, wie seiner Zeit Schiller, und sie ließ es nicht fehlen an derselben. Die Bewunderung des Hinreißenden in Jean Paul's Persönlichkeit, so übertrieben sie dieselbe auch aussprach, verfehlte bei ihm ihres Eindrucks nicht. Ihre Starkgeistigkeit — wie man das Aussprechen gewagtester sittlicher und religiöser Paradoxien damals zu nennen liebte — imponirte ihm. In einem Briefe, den sie 1796 an ihn schrieb,** finden wir unter anderen den folgenden Satz, dessen sich die emancipirteste Literatin unserer Zeit nicht zu schämen haben würde. Sie erklärte in demselben offen, daß sie es nicht begreife, wie man aus sittlichen Rücksichten der Sinnlichkeit widerstehen möge. „Ich verstehe" — schreibt

* S. Jean Paul's sämmtliche Werke. Band LXIV, v. Spazier, Berlin 1835.

** S. ebendaselbst S. 48—49.

sie — „diese Art von Tugend nicht und kann um ihretwillen Keinen selig sprechen. Die Religion hier auf Erden ist nichts Anderes als die Entwicklung und Erhaltung der Kräfte und Anlagen, die unser Wesen erhalten hat. Keinen Zwang soll das Geschöpf dulden, aber auch keine ungerechte Resignation. Immer lasse der kühnen, kräftigen, reifen, ihrer Kraft sich bewußten und ihre Kraft brauchenden Menschheit ihren Willen. Aber die Menschheit und unser Geschlecht ist elend und jämmerlich, und Gesetz, Kirche und Gesellschaft machen sie immer jämmerlicher. Alle unsere Gesetze sind Folge der elendesten Armseligkeiten und Bedürfnisse und selten der Klugheit. Liebe bedurfte keines Gesetzes; die Natur will, daß wir Mütter werden sollen, vielleicht nur, damit wir, wie Einige meinen, euer Geschlecht fortpflanzen. Dazu dürfen wir nicht warten, bis ein Seraph kommt, sonst ginge die Welt unter. Und was sind unsere stillen, armen, gottesfürchtigen Ehen?!"

Dergleichen machte denn doch selbst den excentrischen Jean Paul stutzig. Auch sein Freund Otto warnte ihn vor einer Verbindung mit der überspannten Frau, in der „eine entschiedene Neigung sei, ihre Stärke, wo sie dieselbe hinwende, durch Grundsätze geltend und rechtmäßig zu machen." Ihre mehr und mehr zudringende Werbung, in glühenden Briefen ausgesprochen, begann ihn zu beängstigen. Zu Ende des Jahres 1798 schrieb sie ihm, daß sie sich von ihrem Manne scheiden lassen wolle, um ihn im kommenden Frühling heirathen zu können, wobei sie hervorhob, daß ihr (damals schon völlig zerrüttetes) Vermögen ihm die Mittel sichern werde, seinem Genius in Freiheit zu leben. Jean Paul hatte zugesagt, aber in der elften Stunde gewann er die Kraft, die ihm drohende Fessel abzustreifen, und das Verhältniß zu lösen. „Ich kenne jetzt," schrieb er an Jacobi, „das Leben, besonders das auflösende bei genialischen Weibern, die zugleich verwirren und zersetzen und verspäten — nein! ich will ein einfaches, stilles Herz." Man sieht, es war derselbe Ausgang wie mit Schiller, nur daß dieser sich rascher aus seiner Verwirrung befreite. Jean Paul benutzte die an ihr gemachten Erfahrungen bekanntlich später zu dem Bilde seiner Linda im „Titan", was sie bewog, gerade so, wie sie bei Schiller gethan, ihr ganzes früheres Verhältniß zu Jean Paul abzuleugnen.

Fragen wir nach dem Einflusse, den sie auf Schiller geübt hat, so war derselbe insofern ein wohlthätiger, als sie ihm Gelegenheit gab, seine eigene Jugendüberspanntheit bei ihr in einem gesteigerten Zerrbilde wahrzunehmen, und sich von derselben zu befreien. Er wurde maßvoll in seinen Empfindungen durch ihre Maßlosigkeit, und ihre „ewige Angespanntheit" machte ihn ruhiger und besonnener. Von einem Einflusse, den sie auf seine eigenen dichterischen Gestaltungen, und namentlich auf die Frauengestalten derselben, geübt hätte, findet sich keinerlei Erweis. Wohl aber glaube ich nicht zu irren, wenn ich die Ansicht ausspreche, daß er in seinem Gedichte „Die berühmte Frau", welches um die Zeit seiner Trennung von ihr (1788 bis 1789) entstand, in den Zeilen:

„Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen,
Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schöneren Geschlecht entfloh'n," —

das getreue Porträt Charlottens von Kalb in seinen wesentlichsten Zügen entworfen hat. Daß ihn sein guter Genius davor bewahrte, sich und sein Leben an diese Frau dauernd zu binden, dürfen wir, ebenso wie es die Schwester seiner späteren Frau that,* für ein Glück achten.

* * *

Charlotte von Kalb überlebte, wie schon gesagt, Schiller um nahezu vierzig Jahre. Sie starb zu Berlin 1843 als zweiundachtzigjährige Greisin nach einem Leben voll schweren, aber zum großen Theil selbstverschuldeten Unglücks. Sie hinterließ zwei wunderlich memoiristische Romane, welche von ihrer Tochter als Manuscript (1851) gedruckt herausgegeben wurden, und die in ihrer phan-

* S. Charl. v. Schiller und ihre Freunde, I, S. 214—216.

tastisch aus Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks und Dürftigkeit des Inhaltes gemischten Weise ein treues Abbild dieser Frau geben, die als Repräsentantin der am Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts in einem Theile der deutschen adligen Frauenwelt herrschenden erkünstelten Ueberspanntheit angesehen werden kann.

Schiller's fünfzehnjährige glückliche Ehe bewies, wie ganz geschaffen er für ein solches Glück war und wie richtig er sich selbst in Bezug auf dasjenige beurtheilt hatte, was er seiner Natur nach von einer solchen Verbindung erwarten zu dürfen glaubte. Er hatte in Charlotte von Lengefeld gefunden, was er von Jugend an gesucht hatte: das stille Glück ruhigen häuslichen Behagens und herzlicher einfacher Zusammengehörigkeit, wie er es schon in mehreren seiner frühesten Jugendgedichte gepriesen hatte. Schon als er sich aus seinem verwirrenden Verhältnisse zu Frau von Kalb loszulösen strebte, hatte er in einem Briefe an den vertrauten Freund seiner Seele sich darüber ausführlich ausgesprochen. Innerlich gelähmt, müde und entkräftet durch den fortdauernden Streit seiner Empfindungen, in welchem damals seine Seele sich „abarbeitete“, schrieb er an Körner (7. Januar 1788): das Einzige was ihn retten könne, sei die Gewinnung eines befriedigten Daseins in der Ehe. „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist. — — Ich bedarf eines Mediums, durch das ich die anderen Freuden genieße. — Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur umhergeirrt und habe nichts als Eigenthum besessen. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe.“ Schon vorher hatte er es gegen Körner ausgesprochen, „daß bei einer ewigen Verbindung, die er eingehen solle, Leidenschaft nicht sein dürfe,“ und daß „eine Frau, die ein vorzügliches Wesen sei“ — (d. h. eine sogenannte „geniale“ Frau wie die Kalb) — „ihn nicht glücklich machen könne, wenn er anders sich selbst kenne.“ Der große Vertreter des Idealismus hatte über die Bedingungen einer glücklichen Ehe nicht nur eine durchaus ruhig verständige Ansicht und Ueberzeugung, sondern er war sich auch bewußt, seinerseits diesen Bedingungen durchaus genügen zu können, und die Erfahrung bestätigte diesen seinen Glauben.

Unter den bekannt gewordenen Zeugnissen über sein Verhalten als Gatte und Hausvater findet sich eins, das mich immer auf das Lebhafteste bewegt hat, weil aus ihm die ganze Größe seiner liebevollen Natur auch in der sorglichen Verwaltung des alltäglichsten häuslichen Kleinlebens zu Tage tritt. Es ist dies ein erst im Jahre 1860 in dem Urlichs'schen Buche „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“ (I. 298 bis 299) mitgetheilter Brief, den Schiller im letzten Jahre seines Lebens aus Weimar an seine Frau schrieb. Er hatte dieselbe, die ihrer Entbindung entgegensah, im Juli 1804 nach Jena geleitet, um sie in der Nähe des geschickten Arztes Starke zu wissen. Dort war er selbst aber heftig erkrankt, während seine Frau glücklich eines Töchterchens genas. Als er nothdürftig hergestellt war, ging er von Jena seiner Frau voraus nach Weimar zurück, theils um für sich in seiner dortigen Wohnung mehr Ruhe zu seiner Reconvalescenz zu genießen, besonders aber um für seine Frau gewisse zu ihrer Bequemlichkeit dienende häusliche Einrichtungen zu besorgen. Ueber Beides nun giebt er (21. August 1804) seiner Lotte den genauen Bericht in dem oben gedachten Briefe: „Die Ruhe, die um mich her ist, und die größere Bequemlichkeit thun mir wohl, obschon es mir ganz fremd vorkommt, mich so allein und von Euch abgeschnitten zu sehen. Die kleinen Anordnungen, die ich noch im Hause zu machen habe, ehe du kommst, beschäftigen mich auf eine angenehme Weise. Das Cabinetchen ist schon gedielt und der Christine ihre Kammer wird ordentlich und bewohnlich eingerichtet. Die Kinderstube ist jetzt recht comfortabel und auch das Schlafzimmer daran. Zu dem harten Sopha lasse ich aus Pferdehaarkissen, die ich noch vorräthig hatte, eine neue gute Matratze machen, zwei

eichene Commoden und zwei neue eichene Tische hineinsetzen; die anderen schlecht conditionirten Tische werden neu fournirt und gebeizt. Ein recht schönes Nachttischchen von Mahagoni steht schon für dich bereit, und auch noch ein kleines Theetischchen mit einem lackirten Blech. Die Sopha- und Stuhlkappen aus den guten Zimmern lasse ich waschen, wie auch die Vorhänge aus diesen vorderen Stuben, welche ich nun für mich nehmen werde."

„In dieser Armuth, welche Fülle!" — fühlt man sich unwillkürlich auszurufen gezwungen beim Lesen dieser Zeilen, in denen sich die ganze Güte dieser großen Natur, vor deren einfacher sittlicher Erhabenheit sich ein Goethe beugte, in ihrer vollen Schönheit offenbart. Ich weiß wenige Briefe Schiller's, die mein Herz so tief gerührt und meine Seele so mit Bewunderung für den Menschen erfüllt hätten wie diese Zeilen. Ich weiß nicht, wie meine Leser darüber empfinden; aber das weiß ich, daß ich den nicht zum Freunde haben möchte, der diesen Brief ohne Erregung zu lesen im Stande wäre.

John Stuart Mill.

Von
Karl Elkan.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Einer der scharfsinnigsten Beobachter des gegenwärtigen England hat mit Erstaunen bemerkt, welche Umwandlung der englische Geist in Bezug auf Geltung und Einfluß der Philosophie in diesem Jahrhundert erfahren hat. Er bemerkt in dieser Beziehung:

„Merkwürdig und interessant ist es, wie bei dem der Speculation abgewandten Sinne der Engländer ihre Philosophie nie die praktische Nutzanwendung aus den Augen verlor; wie andererseits der Staat trotz der angeborenen Abneigung gegen Abstraction und Allgemeinheit sich auf die Dauer doch den Einflüssen der Philosophie nicht verschließen konnte. Indeß war diese gegenseitige Beeinflussung lange Zeit hindurch nur eine mittelbare. Der Augenblick aber, in welchem die englische Philosophie geradezu bestimmend und umgestaltend auf den Staat wirkte, war die Mitte dieses Jahrhunderts, und der Mann, der nach Bentham die erste Rolle in diesem historischen Proceß spielte, war John Stuart Mill."

John Stuart Mill wurde am 20. Mai 1806 in London geboren. Die Umstände, unter denen er sich entwickelte, waren höchst interessanter Natur und machen die Geschichte seiner Erziehung zu einem der bemerkenswerthesten Fälle aller intellectuellen Entwicklung. Dieselben erklären zugleich in einem hohen Grade die Rolle, welche er in dem geistigen Leben von England zu spielen bestimmt war. — Es gab in diesem Lande bedeutende Elemente für die Entwicklung eines philosophischen Radicalismus. Die Träger desselben in der John Stuart voraufgehenden Generation waren James Mill und Bentham. Von diesen war der erste John Stuart's Vater und alleiniger Erzieher, der andere dessen nächster Freund und Genosse, welcher lange Zeit hindurch in demselben Hause und in der engsten Freundschaft mit James Mill lebte. In der Generation von John Stuart selber wirkte neben ihm am meisten eingreifend in Bezug auf sociale und politische Probleme der Nationalökonom Ricardo und der Geschichtschreiber Grote. Mit diesen Beiden lebte John Stuart beinahe von den Tagen der Kindheit ab in genauester Freundschaft. Und alle diese fünf Personen lebten in einer vollständigen Gemeinschaft der Gedanken. — Eine Erziehung ohne Gleichen entwickelte bei John Stuart in früher Jugend die strengste Kenntniß aller Grundlagen der philosophischen und politischen Wissenschaften und eine selbständige Ausbildung eines eigenen Standpunktes in Bezug auf jede fundamentale Frage innerhalb ihres Gebietes. So ist es gekommen, daß John Stuart Mill so zu sagen der Universalerbe des radicalen Gedankensystems dieser verschiedenen Forscher wurde, der Philosoph des wissenschaftlichen und politischen Radicalismus von England.

James Mill ist einer der ersten philosophischen Schriftsteller seiner Nation, wie denn erst vor Kurzem sein Hauptwerk, begleitet von den Anmerkungen der ersten

englischen Denker der Gegenwart, wieder herausgegeben worden ist. Aber es scheint, daß die Bedeutung seiner Person und der ungeheure Einfluß, den er auf seine Zeitgenossen ausübte, weit hinausreichte über jede Art von schriftstellerischer Wirksamkeit. Unter seinem Einfluß standen alle Radicalen der auf ihn folgenden Generation. Die Erziehung seines Sohnes aber übernahm er selber persönlich und leitete sie gemäß seiner psychologischen Theorie. Und zwar ist später die Ansicht seines Sohnes gewesen, daß es nur die Art dieses Unterrichts war, welche seine mittelmäßigen Talente zu den Wirkungen gesteigert hätte, die er ausübte. Der Hauptgrundsatz dieses Unterrichts war darin gelegen, daß er die strengen Fundamente aller Wissenschaften, die eigene productive Mitarbeit an denselben schon den frühen Lebensjahren des Zöglings anmuthete. Anstatt des langsamen Ganges der gewöhnlichen Erziehung, welche erst in einem verhältnißmäßig späten Lebensalter zu den höheren Wissenschaften übergehen läßt, wählte er für seinen Sohn eine Reihenfolge, welcher gemäß derselbe schon als Knabe Logik, Nationalökonomie und Staatswissenschaften in Angriff nahm und mit vierzehn Jahren England verließ, um die Welt kennen zu lernen.

Ferner ließ er den Knaben ohne irgend welchen religiösen Glauben aufwachsen, und die Mythen des Christenthums wurden von dem Knaben schon ganz ebenso betrachtet als die Erzählung von Zeus oder Apollo oder Buddha.

„So bin ich denn,“ erzählt John Stuart Mill, „eines von den sehr wenigen Beispielen in England, die den religiösen Glauben nicht etwa abgestreift, sondern gar nie gehabt haben, da ich in dem Zustande der Verneinung heranwuchs. Die neuen Religionen erschienen mir in demselben Lichte wie die alten, als Dinge, die mich nichts angingen, und es däuchte mich nicht befremdlich, wenn Engländer glaubten, was ich nicht glaubte, denn dasselbe war ja auch bei den Menschen, von denen ich im Herodot gelesen, der Fall. Aus der Geschichte kannte ich die Verschiedenheit und Wandelbarkeit der menschlichen Meinungen, und so ging es auch eben jetzt noch fort.“

So vorbereitet, begann er seine Reise nach Frankreich, und der Geist dieses Volkes übte von da ab einen mächtigen Einfluß auf seine Ideen, auf seinen Stil, auf seine Neigungen und Abneigungen. Zurückgekehrt, schloß er seine Studien ab durch Lectüre und Umgang von Bentham, dessen Utilitätsprincip nunmehr für all sein Glauben und Wissen das verknüpfende Band bildet. Nunmehr hatte er einen Glauben, dessen Predigt er zur Hauptaufgabe seines Lebens machen konnte. Freunde traten herzu, welche sich in diesen Ueberzeugungen mit ihm verstanden, und eine Partei bildete sich, an der er während seines ganzen Lebens im Großen festhielt. Zu gleicher Zeit stellte sich auch sein äußerer Lebensgang in diesem Jahre fest, indem er bei der ostindischen Compagnie eintrat, bei welcher sein Vater eine hervorragende Stellung einnahm. Diese Beschäftigung machte ihn unabhängig von dem Ertrage seiner Schriften und lehrte ihn die Bedingungen praktischer Thätigkeit in Staatsgeschäften kennen.

Im Jahre 1822, da also Mill sechzehn Jahre alt war, begann er für öffentliche Blätter zu schreiben. Die junge Partei begründete das Westminster Review, und der Vater Mill's eröffnete dasselbe mit seiner berühmten Kritik des Edinbourgh Review. Mill selber war der eifrigste unter den leidenschaftlichen jungen Genossen. Hierdurch empfing dieser Radicalismus der neuen Schule eine öffentliche Stellung, und die Macht der Persönlichkeit von James Mill rief einen leidenschaftlichen Enthusiasmus für gemeinsames Wirken in den Personen hervor, welche sich um die Zeitschrift sammelten. Gemüth, Phantasie und Poesie wurden in ihrem Einfluß bekämpft, und die theoretische Entwicklung der Intelligenz wurde als die Haupttriebfeder auch für alle politischen Reformen betrachtet. Es war eine Zeit von Sturm und Drang, aber die Leidenschaft, welche John Stuart bewegte, war ein Enthusiasmus des Verstandes. Seit 1825 arbeitete Stuart Mill daneben an der Herausgabe einer der wichtigsten Schriften von Bentham, welcher bekanntlich seinen Schülern überließ, aus seinen Manuscripten Bücher zu machen. Und es war zur selben Zeit, daß er sich mit seinen jungen Genossen zweimal in der Woche vor dem Beginn

der Tagesgeschäfte zu einem Clubb zusammenfand, in dessen Discussion die ersten Keime seiner beiden Hauptwerke, der Nationalökonomie und Logik, gelegt wurde.

Inmitten dieser lebhaften Beschäftigungen vollzog sich in dem Gemüthsleben des Verstandesschwärmers eine höchst merkwie die Moral, wie jede andere höchst praktische Eigenschaft, daß durch feste Association gewisse Gefühle und gewisse Vorstellungen mit einander verkettet seien. Die dürre Verstandesmäßigkeit einer geistigen Welt solcher Art begann ihn mit Schwermuth zu erfüllen. Eine übermächtige Neigung ergriff ihn, sich den Wir-

John Stuart Mill.

würdige Umwälzung. Es war bis dahin ihm als sein Lebensziel erschienen, Reformator der Welt zu werden, und gleichgültig gegen alle persönlichen Sympathien hatte er hierin sein ausschließliches Glück gefunden. Das geistige Leben erschien ihm gemäß den Ansichten seines Vaters und seiner Genossen als ein bloßer Mechanismus nach Associationsgesetzen. Selbst das Glück schien ihm nur daran gebunden

kungen der Kunst unbekümmert zu überlassen. Tiefer aber als die Dichter ergriffen seinen Geist gemäß der frühen Richtung deshalb die Schriften der socialistischen Schule in Frankreich. Und inmitten dieser trat ihm nunmehr der Mann entgegen, welcher bestimmt war, die Methode und den systematischen Zusammenhang seiner Gedanken zu entscheiden: Auguste Comte, der Begründer der posi-

tiven Philosophie. Auch Carlyle begann in dieser Epoche seine Gesichtspunkte zu erweitern.

„In die Periode des Fortschritts, welche jetzt mein Geist erreicht hatte, fällt die Bildung einer Freundschaft, welche die Ehre und der Hauptsegen meines Daseins gewesen ist, wie auch die Quelle von Vielem, was ich zur Hebung der Menschheit versucht habe oder noch zu erzielen hoffe. Die Eröffnung meiner Bekanntschaft mit der Frau, welche nach zwanzigjähriger Freundschaft einwilligte, meine Gattin zu werden, fand 1830 statt, als ich in meinem fünfundzwanzigsten und sie in ihrem dreiundzwanzigsten Jahre stand."

Das Verhältniß, welches damals begann, der Einfluß, welchen Madame Taylor auf den Geist Mill's gehabt hat, seine hierdurch bedingte allgemeine Theorie von der intellectuellen Gleichheit der Männer und Frauen und den Anspruch der Letzteren auf alle politischen Rechte: diese Punkte haben mehr als irgend etwas Anderes dem geistigen Leben Mill's in den Augen seiner Landsleute den Stempel des Paradoxen und Bizarren aufgeprägt. Jedoch ist leicht zu sehen, welcher innere Zusammenhang hier obwaltete. Ein Kopf, der fern von den realen Gegenständen in der Analyse allein zu Hause war, begegnete hier dem zutreffenden intuitiven Vermögen eines hervorragenden Weibes, und er mußte die Ergänzung seines ganzen geistigen Vermögens in dieser intuitiven Kraft erblicken.

„Ich habe," so bemerkt er, „oft Lob geerntet, das ich vermöge eigenen Rechts nur theilweise verdiene, weil meine Schriften praktischer seien als die der meisten Denker, die gleichfalls weiten Generalisationen sich zueigneten; allein die Arbeiten, in welchen diese Eigenschaft bemerkt worden ist, waren nicht die Eines Geistes, sondern eine Verschmelzung von zweien, von welchen der eine eben so ungemein praktisch in Auffassung und Beurtheilung der bestehenden Dinge als hoch und kühn in den Vorgefühlen einer fernen Zukunft war."

Und während so sein inneres Leben mehr und mehr seine definitive Gestalt empfing, trat auch seine active Beziehung zu dem politischen Leben von England in ein neues Stadium. Die Wahl des ersten reformirten Parlaments hatte stattgefunden, und die radicalen Genossen John Stuart Mill's hatten eine Anzahl von Sitzen im Parlament erlangt. Freilich die Hoffnung verwirklichte sich nicht, daß diese Partei schon jetzt Einfluß auf den öffentlichen Geist erlange. Auch wäre Niemand außer James Mill der active Mittelpunkt einer solchen Partei geworden. John Stuart selber war unermüdlich, in der Presse für die neue Partei zu wirken. Wieder wurde ein neues Organ für den philosophischen Radicalismus in einer Monatsschrift geschaffen.

Inmitten dieser unruhigen Bestrebungen verlor er seinen Vater, welcher der anerkannte Mittelpunkt der gesammten Partei gewesen war. Dies hatte aber zugleich die Wirkung, daß er nunmehr das Eigenthümliche seiner Ueberzeugungen sich freier entfalten ließ, als ihm dies zu Lebzeiten seines Vaters möglich war. Und während die Aussichten auf seine Partei, auf die Wirkung seiner Agitationen abnahmen, zog er sich von der neuen Zeitschrift immer mehr zurück, und nun vollendete er das Hauptwerk seines Lebens, seine Logik, welche seit zehn Jahren ihn durch die verschiedensten Arbeiten und Interessen begleitet hat. Sie erschien im Frühling 1843 und hatte einen Erfolg, wie ihn kaum vordem ein philosophisches Buch von diesem Umfange und abstracten Geist in England gefunden hat.

Der Logik folgten seine Principien der politischen Oekonomie, sie erschienen Anfang 1848 und Jahr für Jahr folgten Auflagen dieses zweiten Hauptwerkes.

Im April 1851 verheirathete er sich mit der Freundin, die so viele Jahre hindurch seine geistigen Interessen getheilt hatte. Als das erste seiner Bücher, in dem ihr Antheil und ihre Mitwirkung deutlich wird, bezeichnet er seine Nationalökonomie. Das Capitel derselben, welches am meisten Eindruck machte, das über die wahrscheinliche Zukunft der arbeitenden Classen, rührt ganz von ihr her. Ueberhaupt bemerkt er: „Die abstracte und rein wissenschaftliche Partie meiner Schriften fiel mir zu, das humane Element aber rührt von ihr her." Jedoch das hervorragendste Denkmal ihrer gemeinsamen Arbeit ist ihre Abhandlung über die Freiheit. Der Gedanke dieser Schrift ward gefaßt,

als Mill im Jahre 1855 die Stufen des Capitols hinaufstieg; sie ist die genialste, innerlichste, mit den Fragen der Zeit auf socialem und politischem Gebiete am gründlichsten abrechnende nicht nur unter denen Stuart Mill's, sondern unter den politischen Schriften der Zeit überhaupt. Sie ist nun ganz von Mill mit seiner Frau gemeinsam gearbeitet worden. Während sie mit der Schlußrevision derselben beschäftigt waren, verlor er seine Frau an der Lungenentzündung.

„Seitdem habe ich die Erleichterung, die mein Zustand zuließ, in einer Lebensweise gesucht, welche mich befähigte, sie mir noch immer nahe zu fühlen. Ich kaufte ein Häuschen in möglichster Nähe des Platzes, wo sie begraben liegt, und da lebe ich nun mit ihrer Tochter, meiner mit Leidtragenden und jetzt mein Haupttrost während eines großen Theiles des Jahres. Meine Lebensziele sind nur diejenigen, welche auch die ihrigen waren; meine Beschäftigungen die, welche sie mit mir theilte, und die mich stetig an sie erinnern. Ihr Andenken ist für mich eine Religion und ihr Beifall die Richtschnur, nach der ich, da sie alles Würdige und Edle einschließt, mein Leben zu regeln bemüht bin."

Es ist das Programm germanischer politischer Freiheit, welches in dem kleinen Buche Mill's dargelegt ist. Mill selber hebt mit Recht hervor, daß der Grundgedanke derselben, welchem gemäß die Gesellschaft in der freien Entfaltung mannigfacher Individualität ihr höchstes Ziel erblicken solle, gerade von deutschen Denkern vor ihm gründlich entwickelt wurde; so von Pestalozzi, von Wilhelm v. Humboldt, von Goethe. Aber auch in England und Amerika war er auf Grund der Ergebnisse deutschen Denkens von einigen selbständigen Köpfen entwickelt worden.

Um die Zeit, in welcher er dies Werk entwarf, kurz vor dem Tode seiner Frau, gab er seine Stellung im Dienste der ostindischen Compagnie auf, und von da ab hat er seinen wissenschaftlichen Studien und dem parlamentarischen Leben den Rest seiner Tage gewidmet. Doch ist bemerkbar, daß mit dem Heimgange seiner Frau seine Neigung, umfassendere Aufgaben energisch anzufassen, erheblich abnahm, obwohl die Stieftochter, welche sie ihm zurückließ, von da ab sein intellectuelles Leben mit ihm gänzlich theilte. Aus der Zeit jenes glücklichsten Zusammenlebens war dann ein Werk zurückgeblieben in unvollendeter Gestalt, welches ganz entsprungen war aus seinen Erfahrungen in dieser Beziehung selber und aus den Ueberzeugungen seiner Frau. Es ist die berühmte Schrift über die Stellung der Frauen, durch welche das Programm jener Bewegung aufgestellt wurde, die heute in Europa überall im Zunehmen begriffen ist, und welche sowohl die Erziehung wie die Wirksamkeit der Frauen auf ein höheres Niveau zu stellen beabsichtigt. Es ist bekannt, daß Mill sogar der Führer für die Forderung der Theilnahme am Stimmrecht seitens der Frauen gewesen ist.

Auf diesem Höhepunkt geistiger Reife hat er in zwei polemischen Schriften seine philosophische Grundansicht dargelegt. Dieselben wendeten sich gegen die beiden Schulen, welche damals in Europa die größte Macht besaßen und noch bis auf diesen Tag dieselbe besitzen. Die eine dieser Schulen ist die Kant's, und man wird es jederzeit im höchsten Grade bedauern müssen, daß dieselbe Mill nur durch die Vermittlung des englischen Vertreters derselben, Hamilton's, vertraut wurde. Denn indem er dessen System einer vernichtenden Kritik unterzog, wurden die tiefsten Untersuchungen Kant's durch dieselbe gar nicht berührt, da Hamilton selber sie nicht zu würdigen im Stande war. Die andere Schule ist die des Positivismus, wie er von dem Franzosen Comte gegründet worden ist. Dieser Schule stand Mill sehr viel näher, und er hatte in einem längeren Briefwechsel den Geist und die Absichten ihres berühmten Urhebers auch in Richtungen kennen gelernt, welche das in seinen Werken Dargelegte ergänzen konnten. Er hatte bei wiederholtem Aufenthalt in Paris mit den Vertretern dieser Schule verhandelt. Diese Schrift ist daher musterhaft in der genauen Darlegung des Thatbestandes; freilich erscheint es höchst zweifelhaft, ob Mill in den Verbesserungen Recht hat, welche er mit Comte's System vorzunehmen sich genöthigt glaubte. Andere hervorragende Abhandlungen waren begonnen, in welchen

er seine Weltansicht positiv darzulegen beabsichtigte, insbesondere die Schrift über den Theismus, die wir nun erst aus seinem Nachlaß empfangen haben.

Aus der tiefen Einsamkeit, in der er mit seiner Tochter bald in England, bald in Avignon in der Nähe des Grabes seiner Frau, welcher er ein mächtiges Denkmal setzen ließ, lebte, wurde er im Frühling des Jahres 1865 durch den Antrag herausgerissen, in das Parlament einzutreten. Die Grundsätze des einsamen Philosophen gestatteten ihm weder die üblichen Bewerbungsreden zu halten, noch die allgemein gebräuchlichen Wahlbestechungen zuzulassen. So ward John Stuart Mill zuerst in England unter ganz neuen Bedingungen in das Unterhaus gewählt.

Unter allen Fragen, welche er dort behandelte, unter allen paradoxen Ansichten, welche er dort vertrat, lag ihm keine mehr am Herzen als die Förderung des Frauenstimmrechts, welche er immer wieder einbrachte, die einen immer wachsenden Anklang in diesen Jahren fand. Seine Stellung errang er sich insbesondere durch seine Reden über die Reform-Bill und über die Pflicht, die Nationalschuld abzuzahlen, ehe die Kohlenvorräthe des Landes erschöpft seien. In dem Kampfe zwischen den Arbeitern und der liberalen Partei um diese Zeit, damals, als es bei Gelegenheit ihrer Massenversammlung zu Beginn von Gewaltthaten gekommen war, gelang es John Stuart Mill als dem beharrlichen vieljährigen Anwalt der Arbeiter die Reform-Liga dazu zu bewegen, auf die Fortsetzung von Versammlungen zu verzichten, welche direct zur Revolution hinführen mußten.

Die Ansprüche, welche in England an ein Mitglied des Parlaments gemacht werden, zeigten sich bald als im Widerspruch mit den Bedürfnissen eines philosophischen Lebens. Als daher die Wahl John Stuart Mill's in seinem früheren Wahlkreise in der nächsten Periode auf Widerstand stieß, lehnte Mill jede Einladung von anderen Wahlkörperschaften ab und hat bis zu seinem im vorigen Jahre erfolgten Tode in der alten, schon berichteten Weise seinen Arbeiten gelebt; er ist in Avignon gestorben.

Literarisches.

Kant und Darwin. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklungslehre. Von F. Schultze. Jena, Verlag von Hermann Dufft.

Es war schon mehrfach darauf hingewiesen worden, daß Kant, welcher so viele wichtige Lehren der modernen Naturwissenschaft anticipirt hat, auch die Lehre von der Entwicklung, welche Darwin aufgestellt, in seiner Kritik der Urtheilskraft vorausgeschaut hat. Der Verfasser der vorliegenden Schrift erwirbt sich das Verdienst einer genauen Zusammenstellung all derjenigen Stellen, in welchen Kant dies Problem behandelt, und so darf seine Arbeit als ein sehr nützlicher Beitrag zu der Geschichte der neueren Wissenschaft betrachtet werden.

Grundriß der Geschichte der Medicin und des heilenden Standes. Von Dr. med. Hermann Baas. Mit Bildnissen in Holzschnitten. Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke.

Es ist keiner der zünftigen Forscher auf dem Gebiete der Medicin, welchem wir diesen Grundriß verdanken. Das ist aber nicht zum Schaden des Buches. Was es an dem üblichen Ballast von Stellen vermissen läßt, wiegt es reichlich auf durch klare Uebersicht und lebendige Erzählung. Und so möchte es für den praktischen Arzt sich besser eignen als die bekannten Arbeiten gelehrteren Gepräges.

Das Geistesleben der Taubstummen. Vortrag, gehalten am 7. December 1875 von Dr. Kaspar Singer im Senatsaale der k. k. Universität zu Wien. Wien, Alfred Hölder.

Das Geistesleben der Blinden. Vortrag, gehalten am 21. December 1875 von Dr. Kaspar Singer im Senatsaale der k. k. Universität zu Wien. Wien, Alfred Hölder.

Zwei interessante Beiträge eines gründlich in diesem Theile der Medicin bewanderten Forschers zu den wichtigen Fragen von der Abhängigkeit des psychischen Lebens von der Entwicklung der Sinne.

Der Spielraum des Zufalls.

Von

Max Haushofer.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Als der Flammenleib der Centralsonne vor unvordenklichen Zeiten aus einander sprühte in Milliarden feuriger Tropfen — war es ein Zufall damals, daß von diesen Tropfen der eine hierhin, der andere dorthin geschleudert ward, daß der eine zum glänzendsten Gestirn eines Planetensystems werden durfte und ein anderer nur zum bescheidenen Meteor, das, bald verloschen, zwecklos durch den öden Raum hinirrt?

Und als jener sprühende Tropfen, dessen erstarrende Rinde uns trägt, zum runden Krystall sich zusammenballte, aus dessen erhärtender Haut die Welttheile über die Meeresfläche emporquollen und die Gebirge sich über einander thürmten: war es wieder der Zufall, der die Gestaltungen von Meerfluth und Festland schuf und im Laufe der Jahrtausende veränderte, bis sie ihre heutigen Formen annahmen?

Und als dann eine Thierwelt nach der anderen versank und über ihnen die Schichten unserer Erdfeste sich hinlagerten — war's Zufall, daß endlich jene Lebensformen übrig blieben, die jetzt unsere Welt bevölkern, und daß aus all diesen Lebensformen nur eine zur Gottähnlichkeit sich entwickeln durfte?

Als später die Menschheit sich zu Völkern und Stämmen zusammenschloß — war's Zufall, daß bald hier, bald dort in so wenig berechenbaren Zeiten und Räumen ein größerer Genius erstand, der seine Zeitgenossen mit fortriß und, hoch über der Mittelmäßigkeit stehend, Großes und Neues anregte und Ereignisse sich vollziehen ließ, so unberechenbar wie er selber?

Und wenn endlich noch heute und jeden Tag im Leben der Gesammtmenschheit wie im Leben jedes Einzelnen des Berechenbaren so wenig ist und des Unberechenbaren so viel; wenn Jeder tausendmal im Leben den Zufall segnet, der ihm unerwartet Günstiges bringt und noch weit öfter ihn verwünscht, weil er das Gegentheil gethan — ist es wirklich Zufall? Giebt es einen Zufall oder müssen wir denselben, wie der Engländer Hume gethan, aus der Reihe der berechtigten Begriffe streichen?

Was versteht man überhaupt im gewöhnlichen Leben, und was mit dem

schärferen Ausdruck der wissenschaftlichen Sprache unter Zufall?

Wenn irgend ein Ereigniß eintritt, so wissen wir, daß dasselbe eine bestimmte Ursache gehabt haben muß. Denn ohne Ursache geschieht nichts. Wir nennen aber im täglichen Leben ein Ereigniß zufällig dann, wenn wir seine Ursachen nicht kennen.

Nun ist aber die Verursachung in der Regel nichts Einfaches. Sehr häufig folgen selbst die gewöhnlichsten Ereignisse ganzen Ketten von näheren Ursachen, der ferneren gar nicht zu gedenken. Und unter jeder solchen Kette von Ursachen finden sich bekannte und unbekannte. Sieht man etwas schärfer in das System der Verursachung, so gewahrt man leicht, daß die Ereignisse um so mehr den Charakter des Zufälligen haben, je mehr die unbekannten Ursachen überwiegen.

Weshalb aber kennen wir selbst die näheren Ursachen mancher Ereignisse nicht? Aus zwei Gründen. Entweder, weil es überhaupt nicht möglich ist, den Verkettungen der Ursachen wegen ihrer Mannigfaltigkeit und Dunkelheit zu folgen oder weil die Ereignisse zu unbedeutend scheinen, um ihr Eintreten und ihre Ursachen überhaupt mit dem Gedanken zu verfolgen.

Nur der gedankenlose Mensch nennt ohne Weiteres jedes Ereigniß, dessen Ursachen ihm unbekannt sind, Zufall. Für den denkenden Menschen beginnt der Zufall erst dann, wenn die Verkettung der Ursachen wirklich vollständig undurchsichtig wird, wenn insbesondere mehrere Ereignisse, deren jedes einer Kette mannigfacher Ursachen folgt, zusammentreffen und wenn dieses Zusammentreffen dann als ein neues Ereigniß vor den verwunderten Menschen hintritt.

Der Denkende erkennt aber auch, daß in dem vielgestaltigen Walten des Zufalls, in der scheinbaren Verkettung zahlloser bekannter Ursachen ein großes Gesetz herrscht, dem der Zufall unabänderlich unterworfen ist.

Dieses Gesetz, das Gesetz der großen Zahl, besorgt, daß alle Zufälle, die in einer bestimmten Richtung, in Bezug auf ein Object sich ereignen, um so weniger zufällig erscheinen und um so mehr Regelmäßigkeit gewinnen, je öfter sie auftreten. Je seltener ein Ereigniß im Weltleben auftritt, um so zufälliger erscheint es uns, während wir an dem, was in großen Massen auftritt, leicht das Gesetzmäßige erkennen.

Welche Erscheinungen aber sind es denn, die sich am seltensten wiederholen? Gerade die reichsten, die, welche die mannigfachsten Einzelheiten in sich aufgenommen haben. Wenn wir aber genauer nachsehen, finden wir selbst bei den scheinbar einfachsten Vorgängen noch vielfach Zusammengesetztes. Die Erscheinungen und Ereignisse, die wir beurtheilen sollen, sind nicht allein selbst aus Massen kleinerer Erscheinungen zusammengesetzt, sondern sie bilden auch wieder die Bestandtheile größerer Massen. Und so werden sie uns bald mehr bald weniger leicht erklärlich, je nachdem es uns gelingt, sie als Summen und Summanden zugleich oder blos als Summen oder Summanden zu beobachten.

So kommt es, daß wir an manchen Erscheinungen und Ereignissen oft in der Hauptsache Zufälliges und in Nebensachen Regelmäßigkeit entdecken, und ebenso, daß oft die Hauptsache in ihrer Verursachung uns klar und regelmäßig erscheint, während Nebensachen den Charakter des Zufälligen haben.

Ich ziehe als erläuterndes Beispiel die Gestalt unserer Erde und ihrer Oberfläche heran. Wie die Erde ein an den Polen abgeplattetes Sphäroid ward, das erscheint uns keineswegs als zufällig, weil uns in zahllosen anderen Gestaltungen der Natur dieselben wirkenden Kräfte wieder entgegentreten, welche diese Form erschufen; Kräfte, die wir vom kleinsten Quecksilbertropfen bis zum riesigen Ball des Jupiter, von unseren Centrifugalmaschinen bis zu den Ringen des Saturn verfolgen können. Dagegen erscheint uns die horizontale und die verticale Gliederung unserer Welttheile im Großen als das denkbar Zufälligste. Man mag sich die Entstehung und Umgestaltung der Erde denken wie man will: für den Menschenverstand ist es eine völlig zufällige Erscheinung, daß just gegenüber der Nordwestküste Europa's eine Inselgruppe wie die britische sich befindet, daß sich die apenninische Halbinsel von Nordwest nach Südost, statt von Nordost nach Süd-

west erstreckt, daß Europa und Nordamerika eine reichere Küstengliederung aufweisen als Afrika und Südamerika u. s. f. Kurz, die Niveaucurven der Erdanschwellungen über und unter der Meeresfläche sind in ihren Hauptzügen rein zufällige. Bei unbedeutenden Oberflächenveränderungen dagegen, bei der Bildung von Sandbänken, Strombarren, Deltas, Bergschluchten, Korallenriffen und dergleichen erkennen wir die Ursachen und fühlen uns nicht veranlaßt, den Zufall anzustaunen. Im Gegentheil: die im Detail zu verfolgende Verursachung läßt uns schließen, daß auch die Hauptsache entsprechenden regelmäßigen Ursachen folgt.

Es giebt nur ein Menschenantlitz und doch Millionen von Gesichtern. Die Grundform der Menschenphysiognomie ist gegeben, aber innerhalb derselben hat der Zufall seinen Spielraum und gestaltet die zahllosen Abstufungen von Schönheit und Häßlichkeit, die wir unterscheiden. Der Typus steht über dem Zufall, dem nur das Individuum unterworfen ist.

In kleinen und in großen Erscheinungen zeigen die Massen Regelmäßigkeit. Dieselbe wird um so früher und um so deutlicher bemerkt, je zahlreicher und gleichförmiger die Beobachtungen sind. Das Naturgesetz der annähernden Gleichzahl beider Geschlechter z. B. zeigt sich keineswegs bei den Geborenen einer Familie oder eines kleinen Dorfes, während es bei den Geburten einer großen Stadt schon in jedem Jahre, bei den Geburten eines ganzen Volkes schon jeden Tag zum Vorschein kommt.

So kommen wir zu den Sätzen: Was im Einzelnen als Zufall erscheint, das verliert den Charakter des Zufalls in der Masse. Die großen Zahlen der Ereignisse sind Reihen, in welchen jedes Glied zur Erkenntniß des Ganzen einen kleinen Beitrag liefert. Die Ereignisse, die nur in kleinen Zahlen auftreten, sind scheinbar zufällig; wachsen sie aber zu großen Zahlen an, dann enthüllt sich mit der wachsenden Zahl immer mehr das sie beherrschende Gesetz. Der Zufall vergeht gegenüber der Macht wachsender Zeiten und Räume.

Und mit unerbittlicher Nothwendigkeit folgt daraus der Schluß: Wo die Zahlen unendlich groß werden, da ist der Zufall zu Ende und es herrscht nur mehr das Gesetz. Der Moment, das Individuum sind das dem Zufall Unterworfene; Unendlichkeit und Gesetzmäßigkeit sind identisch.

II.

Die Anfänge systematischer Beobachtung des Zufalls reichen nicht weit zurück, sie beginnen im 17. Jahrhundert, als man in London anfing, aus Bevölkerungslisten Regeln hinsichtlich des physischen Geschickes der Bevölkerung abzuleiten. Fast ein Jahrhundert lang kam man nicht über den Standpunkt einseitig mathematischen und praktischen Interesses hinaus. Einem Deutschen, dem preußischen Feldprediger Süßmilch, gelang es zunächst, von einem höheren Standpunkte aus einzelne Ereignisse und Erscheinungen, die früher als zufällige gegolten hatten, in ein System von Beobachtungen hereinzuziehen, um die Regeln und Gesetze des Zufalls zu ergründen. Durch Massenbeobachtungen, in welchen er ein dürftiges statistisches Material mit scharfem Blick und großer Combinationsgabe zu verwerthen wußte, machte er zuerst auf die Regelmäßigkeit der großen Zahlen aufmerksam und benutzte dieselbe zum Beweise der göttlichen Ordnung, die selbst in den scheinbar zufälligsten Erscheinungen herrsche. So verfehlt es auch von ihm war, vom Standpunkte der Offenbarung aus und diesem Standpunkte dienstbar, eine Weltordnung mit Hülfe eines Werkzeuges zu construiren, welches sich schließlich gegen jene Offenbarung wenden muß; so einsam er auch in seiner Zeit mit seinen Bemühungen blieb: uns gilt er als der wissenschaftliche Begründer der neueren Statistik. Erst in einem unserer Zeitgenossen, in dem Belgier A. Quetelet, fand er einen ebenbürtigen Nachfolger. Bei diesem tritt scharf das Bestreben hervor, die natürlich-gesetzmäßigen und die zufälligen Ursachen zu scheiden und den Einfluß der ersteren wie auch der letzteren im Leben der menschlichen Gesellschaft gesondert zu messen. Seit Quetelet ist die Lehre vom Zufall zu einem Bestandtheile der Socialwissenschaft geworden, der nie mehr ignorirt werden darf. Die Beobachtung des Zufalls ist aber nichts Anderes, als die systematische

Beobachtung der Massenereignisse, weil erst die Massenereignisse es möglich machen, den Spielraum des Zufalls gegenüber einer Art von Ereignissen zu messen, und zwar um so genauer zu messen, je größer die Zahl der Beobachtungen war. Die Beobachtungsfragen lauten dabei immer: wie oft ist oder geschieht eine Erscheinung oder ein Ereigniß? wie oft geschieht etwas zu dieser oder zu jener Zeit, an diesem oder an jenem Orte, unter diesen oder jenen Verhältnissen, nach diesen oder jenen Vorgängen? Durch diese und ähnliche Fragen wird die Natur der Masse untersucht; diese Untersuchung ergiebt dann die Art, die Mannigfaltigkeit, die Kraft und die Verbindung jener Ursachen, welche stetig und dauernd wirkend die Regelmäßigkeit der Ereignisse veranlassen, sowie jener, welche hie und da ein einzelnes Ereigniß als zufällig von der ganzen Reihe absondern.

Etwas wesentlich Anderes als die Beobachtung des Zufalls ist seine Berechnung. Es war nicht allein das rein wissenschaftliche Interesse, welches Mathematiker und Philosophen veranlaßte, die Launen des Zufalls in ihrem Calcul festzuhalten; auch die praktischen Interessen der politischen Rechnungskunst verlangten dies. Zwei Franzosen waren es zuerst, die Mathematiker Pascal und Fermat, welche sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts mit dem Zufall, der sich in den Glückspielen offenbart, beschäftigten. Nach ihnen vertieften sich der Reihe nach die größten Mathematiker in die Berechnung des Zufalls. Unter dem Namen Wahrscheinlichkeitsrechnung ist sie seither zu einer eigenen Disciplin herangewachsen, deren Aufgaben vorzüglich durch Condorcet und Laplace bestimmt wurden.

Seit Laplace seine berühmte analytische Theorie der Wahrscheinlichkeiten schrieb, giebt es für den philosophischen und mathematischen Gedanken keinen Zufall mehr, sondern nur größere oder geringere Wahrscheinlichkeiten.

„Die Regelmäßigkeit, welche die Astronomie in der Bewegung der Kometen zeigt, findet zweifellos bei allen Erscheinungen statt. Die von einem einzelnen Luft- oder Dunstkügelchen beschriebene krumme Linie ist eben so bestimmt geordnet wie die Planetenbahnen, mit dem einzigen Unterschiede, daß wir ihre Gesetze nicht kennen."

Wenn man sich in die Theorie der Wahrscheinlichkeiten vertieft, dann erschließt sich wohl eine Welt von Räthseln. Aber man hüte sich vor der Illusion, als sei der Zufall damit für den einzelnen Menschen auch zu Ende. Der Mathematiker, der die Formeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung entwickelt, täuscht sich nicht, die Resultate seiner Rechnung sind untrügliche. Aber es fehlt ihnen das lebendige Substrat. Die Mathematik ist wohl im Stande, den Grad der Wahrscheinlichkeit zu berechnen, der im Glücksspiele für diese oder jene Combination besteht, aber sie wird es niemals dahin bringen, die mathematische Hoffnung zur wirklichen zu machen. Wenn der Mathematiker auf Grund vorhandener Sterblichkeitstabellen heute einem Menschen sagen kann, daß für Letzteren die Wahrscheinlichkeit, morgen zu sterben, $\frac{1}{19536}$ beträgt, so wird der Betroffene wohl für einen Moment stutzen und ernst werden über diese Prophezeiung, aber auch nur für einen Moment. Dann läßt ihn diese Zahl gleichgültig, obschon er weiß, daß jene Bruchzahl mit jeder Stunde wächst, daß der Nenner derselben immer kleiner wird, bis er in der Stunde des Todes auf eins herabgegangen ist. Die Beobachtung des Zufalls ergiebt die Wirklichkeit desselben, aber nur für die Masse der Ereignisse, die Berechnung des Zufalls ergiebt nur die Wahrscheinlichkeit des Eintreffens für ein einzelnes Ereigniß; aber weder die Beobachtung noch die Berechnung lüften den Schleier des Zufalls vollständig für den Einzelnen, die Gewißheit, die Nothwendigkeit erkunden sie nicht.

III.

Die Stellung des Menschen zu den zufälligen Ereignissen ist im Laufe vieler Jahrhunderte allmälig, aber langsam, eine andere geworden. Wie bei den alten Hellenen der Zufall als große tragische Macht, als unbegreifliches Verhängniß über den Göttern stand, wie in der Schicksalslehre des Islam die menschliche Freiheit dem fatalistischen Gedanken einer dem Men-

schen unbegreiflichen, also trotz ihres göttlichen Ursprunges zufälligen Fügung aufgeopfert ward, wie auch innerhalb der christlichen Weltanschauung als Prädestinationslehre die Ueberzeugung von der Gewalt des Zufalls den menschlichen Gedanken beherrscht: so findet sie auch in der modern-materialistischen Weltanschauung ihre Vertreter. Und andererseits zieht sich doch neben aller fatalistischen Weltansicht durch die ganze Menschheitsgeschichte bis in die Gegenwart herauf der mit stets schärferen Waffen geführte Kampf wider den Zufall.

Dieser Kampf ist so mannigfach als der Zufall selber; in ununterbrochener Folge zieht er sich durch das Dasein des Einzelnen und der Gesammtheit. Ein Rüstzeug für alle Wechselfälle dieses Kampfes sind nur Geistesgegenwart und Gewandtheit.

Die höchsten Güter des Menschen stehen über dem Zufall. Der Kampf mit ihm wird zumeist geführt um den Preis des Lebens und des Vermögens. Wo es das erstere gilt, da arbeiten zwar die Wohlfahrtspolizei, die Naturwissenschaft und die Technik unaufhörlich den Gefahren des Zufalls entgegen, aber ihr Terrain müssen sie Schritt für Schritt sich erkämpfen. Glücklicher war man in der Bekämpfung jener Zufälle, welche dem Vermögen drohen; da ist es die elastische Idee des Versicherungswesens, in der die Beobachtung und die Berechnung des Zufalls demselben den Spielraum mit bewunderungswürdiger Energie beschränken. Es ist freilich leichter, das Vermögen vor dem Zufalle zu schützen als andere Güter, denn bei ihm ist keine Erhaltung der Individualität, sondern nur eine Erhaltung dem Werthe nach, also ein Ersatz, nöthig.

Die Thatsache der Vermögensversicherung ist eine uralte. Sie liegt schon in jeder Mehrheit von Vermögensbestandtheilen, welche verschiedenen Zufällen ausgesetzt sind. Durch diese Mehrheit wird die Selbstversicherung möglich, welche darin besteht, daß der wirthschaftende Mensch sein Vermögen nicht in ein einziges Object niederlegt, sondern in mehrere, welche nicht den gleichen Zufällen ausgesetzt sind, und daß er seine Zukunft nicht auf das Gelingen einer einzigen That, sondern auf eine complicirte Thätigkeit setzt, aus welcher wohl das Eine oder das Andere mißlingen kann, ohne gleich den ganzen Menschen brach zu legen. Mit der Mannigfaltigkeit der Vermögensbestandtheile werden zwar auch die Gefahren des Zufalls immer mannigfaltiger, aber die Gefahr wird getheilt. Je größer die Zahl der vom Zufall gefährdeten Objecte, um so regelmäßiger wird sich der Verlust durch den Zufall gestalten. Das Princip ist das gleiche, mag nun die Theilung der Gefahr durch den einzelnen Menschen erfolgen, oder mag er sie durch eine Versicherungsgesellschaft vollziehen lassen.

Soll der Kampf gegen den Zufall ein systematischer sein, so muß der Einzelne, der sich auf ihn einläßt, auch bedenken, daß er aus Allem, was ihm der Zufall verschont, den Ersatz bilden muß für das, was ihm verloren geht. In der Ersparniß des Ersteren wird eben so oft gefehlt als in der Berechnung des Letzteren.

Dazu kommt aber noch eine Schwierigkeit. Der Rheder, der hundert Schiffe auf dem Meere schwimmend hätte, könnte leicht, wenn ihm eines derselben verloren ginge, aus den Lasten, mit welchen die übrigen neunundneunzig seine Speicher füllen, ein neues Fahrzeug bauen. Aber welcher Sterbliche kann in dem stolzen Bewußtsein, daß hundert Schiffe sein eigen sind, den Sturm heulen lassen? Nur zu oft ist der Mensch genöthigt, sein ganzes Glück einem einzigen Fahrzeug anzuvertrauen und sorgenvollen Blickes am Steuer zu stehen, Wolkenflug und Wellenzug betrachtend.

Die Empfindungen der Hoffnung und der Furcht sind die steten Begleiter des Menschen im Kampfe wider den Zufall. Je größer dessen Spielraum ist, um so mächtiger wirken die Hoffnung und die Furcht. Während die erstere ihm den Muth belebt, schärft die andere sein Auge zur Vorsicht. Beide schützen ihn; in ihren Extremen verderben ihn beide.

IV.

So sehr ist der Kampf mit dem Zufall der Menschennatur zur gewohnten Beschäftigung geworden, daß der Mensch, wo ihm der Zufall nicht reich und man-

nigfach genug entgegentritt, sich selber Zufälligkeiten construirt und mit ihnen spielt, damit ihr undurchsichtiges Walten ihm das Blut rascher durch die Adern treibe. Alle Glücksspiele, vom harmlosen Patience bis zum dämonischen Roulette, haben diesen Sinn.

Wie sehr das Spiel mit dem Zufall den ernsten Gewohnheiten und Aufgaben des Menschen verwandt ist, zeigt seine Verbreitung unter den verschiedensten Situationen und Charakteren. Denn es spielen Leute, denen das Leben sacht hingleitet, und solche, denen es unter schweren Stürmen verbraust. Der deutsche Kleinstädter, der Abends hinter dem Bierkruge beim Skat, Tarok und Sechsundsechzig das bischen Aufregung sucht, welches ihm die dumpfe Atmosphäre seiner Victualienläden nicht zu bieten vermag; der abgelebte Genußmensch, der das letzte le jeu est fait an den grünen Tischen zu Wiesbaden oder Homburg vernahm und nun noch zu Monaco mit müden Blicken der scharrenden Hand des Croupiers nachschaut, die seine letzte Tausendfrancsnote einstreicht; der Goldgräber in den Schluchten des Sacramentothales oder an den Goldbächen des Altai, der den im Laufe des Tages mühsam erarbeiteten Beutel mit Goldsand fluchend auf eine schmutzige Karte setzt: welche Abstufungen von Schicksalen und Bildungsgrad, von Lebensweise und Weltanschauung, und doch welche Sympathie bezüglich des Spiels!

Es giebt Spiele, bei welchen nicht der Zufall den Reiz der Unterhaltung bietet, sondern wo es fast ganz oder vorzugsweise der Kampf mit der Geschicklichkeit und Uebung eines oder mehrerer Gegner ist, der das Interesse anregt. Wer denkt nicht an das Schach, an das Billard. Bei allen Hazardspielen dagegen ist der Zufall fast ausschließlich das herrschende Element, dem gegenüber alles Reguliren und Corrigiren, so oft dasselbe auch durch den Spieler versucht wird, sich als wirkungslos erweist. Den Uebergang von den erstgenannten Spielen zu den Hazardspielen bilden jene zahlreichen Spiele, bei welchen sowohl die Geschicklichkeit als auch der Zufall eine Kette von Verwickelungen knüpfen und wieder lösen, stets neue Chancen schaffen, um sie im nächsten Moment wieder zu zerstören. Dahin gehören alle besseren Kartenspiele, wie Whist, Boston, Piquet, Tarok, Skat u. s. f. Bei diesen ist aber die Stellung des Zufalls gegenüber der Geschicklichkeit eine sehr verschiedene. Denn bei manchen ist der Einfluß der Verstandescombination ein so mächtiger, daß die Differenz zwischen dem Spiele eines guten und dem eines nur mittelmäßigen Spielers schon bei der gewöhnlichen Dauer eines Spiels alle dem guten Spieler feindseligen Zufälle überwindet, während bei anderen auch der größte Aufwand an Kunst und Uebung nur bei sehr langer Dauer des Spiels die Ungunst des Zufalls aufzuheben vermag. Bei dem in Süddeutschland üblichen Tarokspiel (ähnlich dem Skat) kann ein Spieler innerhalb seiner elf Blätter 600805296 verschiedene Combinationen von Karten erhalten. Ist es bei einer so kolossalen Ziffer zu verwundern, wenn ein Spieler, der an einem Abend vielleicht sechzig- oder hundertmal neue Karten erhält, darunter consequent mehr schlechte als gute Combinationen findet, und wenn sich das mit seltenen Ausnahmen vielleicht Jahre lang fortsetzt?

Die Zufallspiele sind deshalb von besonderem Interesse für die Lehre vom Zufall, weil bei ihnen Zahl und Ordnung der gleich möglichen Fälle willkürlich vorausbestimmt werden und der Zufall nur innerhalb eines verhältnißmäßig engen Spielraums walten darf. Die billige und vernünftige Anordnung eines Spiels beruht darauf, daß jedem Spieler gleiche mathematische Hoffnung gegeben, jeder der gleichen Gefahr ausgesetzt ist. Spiele mit gleichen mathematischen Hoffnungen werden, je länger man sie spielt, um so wahrscheinlicher den Erfolg haben, daß keiner verliert und keiner gewinnt. Kommt neben dem Zufall auch die Geschicklichkeit und das Temperament der Spieler zur Geltung, so wird freilich dadurch das Resultat ein um so verschiedeneres werden, je länger das Spiel währt.

Aber die Wahrscheinlichkeit des Ausgleichs der günstigen und der ungünstigen Zufälle bei den reinen Hazardspielen bezieht sich blos auf das künftige Spiel. Die günstige oder ungünstige Vergangenheit hat keinen Einfluß auf die Zukunft, sondern der einmal dagewesene Zufall steht für sich fest, und die Wahrscheinlich-

keit, zu gewinnen oder zu verlieren, bleibt bei jedem neuen Spiele dieselbe wie von Anfang. Niemals besteht eine mathematisch zu begründende Hoffnung dafür, daß ein einmal erlittener Verlust in Zukunft ausgeglichen wird. Die Möglichkeit ist da, aber nicht die Wahrscheinlichkeit. Die Hoffnung des kalten vernünftigen Menschen schließt sich an die mathematische Wahrscheinlichkeit an, jene des heißblütigen und leidenschaftreichen klammert sich schon an die bloße Möglichkeit.

Das Spiel gewinnt moralischen Werth erst von dem Punkte an, wo man anfängt, die Lehren, die es enthält, auf den Ernst des Lebens zu übertragen. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß die reichsten Spielcombinationen etwas unsagbar Einfaches sind gegenüber den Combinationen, in welchen das innere und äußere Leben selbst in den trockensten und regelmäßigsten, bestgeordneten Verhältnissen sich bewegt.

V.

Kehren wir vom Spiele zum Ernst des Daseins zurück. Wer auch nur flüchtig die Launen des Zufalls beobachtet, wird doch leicht finden, daß unter allen Ereignissen, die sich im Weltleben vollziehen, nichts so sehr den Einflüssen des Zufalls ausgesetzt ist als gerade die für das menschliche Glück bedeutsamsten und folgenreichsten Ereignisse. Das ist das Große und Furchtbare am Zufall, daß im Menschenleben ihm sein Spielraum eingeengt ist hinsichtlich der sich wiederholenden Kleinigkeiten. Er wächst aber und gewinnt an Gewalt gegenüber der einzelnen Individualität großer und edler Opfer. Der Spielraum des Zufalls wächst mit der Größe und Weltbedeutung seiner Objecte nicht in arithmetischer, sondern in einer jeden Calcul illusorisch machenden geometrischen Progression.

Läßt man das Menschenleben vom ersten Schrei des Kindes an bis zum letzten Hauche des Sterbenden an sich vorüberziehen, so wird man dessen gewahr.

Der blinde Zufall ist es, der so oft das Talent in der Hütte des Tagelöhners zur Welt kommen läßt, wo es verkümmert und verschrumpft, so daß die ganze reiche Folge von Ereignissen, die oft einem einzigen Menschen zu verdanken sind, ungeschehen bleibt. Der blinde Zufall ist es, der so oft den Menschen in Umgebungen bringt, die einen unaustilgbaren Eindruck auf sein ganzes Leben nehmen, der bald Gift in die keimende junge Menschenseele träuft, bald als strenger Erzieher heilsame Ohrfeigen austheilt oder wie ein freundlicher Genius Anregungen zu allem Guten und Schönen giebt.

Der blinde Zufall ist es, der bei der Berufswahl des Menschen so oft das entscheidende Wort spricht und hier das Talent und die Ererbung als die natürlichen bestimmenden Elemente bei der Berufswahl bei Seite drängt. Und wie er bei der Berufswahl schon so oft entscheidend wirkt, so wiederholt er sein Spiel tausendfältig variirt beim späteren Wirken des Menschen. Bald giebt er Anregungen zu bestimmten Leistungen, bald unterstützt er dieselben oder verhindert sie. Der Zufall, nicht die Berechnung ist es in unzähligen Fällen, der dem Menschen diese oder jene Arbeitsaufgabe stellt, diese oder jene Hülfsmittel dazu bietet, diese oder jene Hindernisse entgegenstellt und vielleicht selbst wieder niederwirft und so im ganzen Wirken und Walten des Menschen diesem immer nur ein bald treuer und gefälliger, bald unzuverlässiger, heimtückischer oder geradezu verrätherischer Diener erscheint.

Noch auffallender ist das Spiel des Zufalls beim nächsten Schritte, den der Mensch auf der Bahn seines Lebensglückes zu thun pflegt: bei der Eheschließung. Hier verklärt ihn zwar der Dichter mit den Worten: der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, aber der Volkshumor urtheilt anders und kennt nicht nur solche Paare, die von den Tauben zusammengetragen wurden, sondern auch solche, die der Wind zusammenblies, ja es soll sogar noch schlimmere Fügungen geben. Wenn man berücksichtigt, daß für jedes menschliche Wesen auf der ganzen Gotteswelt Millionen von gleichalterigen Wesen des anderen Geschlechtes zur Auswahl disponibel sind, dann erscheint wohl die unauflösliche Ehe als eines der verwegensten Hazardspiele, welche die menschliche Sitte aussinnen konnte. Es liegt etwas bis zur Lächerlichkeit Trauriges in dem Gedanken des Menschen, daß irgendwo in der Welt jenes Wesen athmet, das unter allen am

besten für ihn paßt, und welches herauszufinden ihn kein gütiger Geist belehrt. Ist es ein Wunder, wenn so mancher arme Junggeselle über diesem Gedanken alt wird und zuletzt seine Haushälterin heirathet? — Aber der Kampf wider den Zufall liegt hier in einer dem Menschengemüth als schöner Arbeit auferlegten Ausgleichung. Nicht blindlings greifen wir in eine große dunkle Urne nach einem gleichgesinnten Wesen, sondern mit offenen Augen. Und wenn wir uns dabei ein wenig in der Harmonie der Herzens- und Geistesstimmung irrten, so kann und soll das nach wenigen Jahren gemeinsamen Kampfes um das Dasein ausgeglichen sein.

Erbarmungsloser erscheint nirgends das Spiel des Zufalls mit dem Menschen als da, wo es die Dauer des Menschenlebens zum Gegenstande hat, wo die große Frage vom Sein und Nichtsein durch ein herzloses Naturgesetz im Zusammenwirken mit unenträthselbaren, dicht verknäuelten Zufällen entschieden wird.

Wir wissen zwar, daß die durch die langjährige Beobachtung der Statistiker gefundene durchschnittliche und wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen kaum an die Hälfte dessen hinanreicht, was uns das biblische Wort von den siebzig Jahren verkündet. Aber diese durchschnittliche Lebensdauer gilt blos für den Durchschnittsmenschen, und wie wenig sie der Einzelne beachtet, zeigt, wie wenig sie werth ist. Gerade daß in Bezug auf Leben und Sterben der Spielraum des Zufalls größer ist als irgend wo anders, hat den mächtigsten Einfluß auf das Glück wie auf das Treiben und Arbeiten des Menschen, der nur durch die Hoffnung und die Furcht zugleich veranlaßt werden kann, großen Zielen nachzustreben und doch dabei zu genießen, für die Zukunft zu sorgen und doch den Augenblick der Gegenwart zu erhaschen und von der Vergangenheit zu lernen.

So hat denn im eigentlichsten Glück des Menschen der Zufall seinen freiesten Spielraum. Da ist es aber auch, wo er, zusammenwirkend mit der ganzen volltönigen Scala menschlicher Empfindung und Leidenschaft, anwächst vom losen Spiel bis zum hochtragischen Verhängniß. Wie der Windhauch nicht weiß, daß er dem Einen duftenden Blüthenregen über das Haupt schüttelt, während er dem Anderen das Lebensfahrzeug mit zerfetzten Segeln und zerschellten Planken an entlegene Klippen schleudert; wie es dem Funken gleichgültig ist, ob er die Leuchter für festliche Nächte anzündet, oder die Brandfackel, die langjährigen Zündstoff in Flammen setzt und Hütten und Paläste mit verkohltem Gebälk in einem Feuermeer zusammenbrechen läßt: so haust mit dem Menschenglück der Zufall.

Er kennt keine Gnade.

Aber nur der Einzelne unterliegt seiner Macht. Für das gesammte Weltleben wird sein Spielraum abgemessen durch Gesetze, die hoch über ihm stehen. Die Masse steht unter dem Zwang, aber auch unter dem Schutze jener großen Gesetze, die wir nur aus ihrem Wirken in der Masse erkennen. Der einzelne Mensch ist frei. Diese Freiheit bezahlt er mit den tausend Gefahren, die der Zufall ihm entgegenstellt; aber sie ist damit nicht zu theuer bezahlt. Wollte er von den Gefahren des Zufalls verschont bleiben, so müßte er auch für sich alle jene Gesetze annehmen, die, für die Masse geltend, den Zufall einschränken. Er müßte vor Allem darauf verzichten, sich in Glück und Streben über den Durchschnittsmenschen der Gegenwart und über den Durchschnittsmenschen der Vergangenheit zu erheben.

Und wenn auch der Einzelne zermalmt dahinsinkt unter der Wucht zufälliger Ereignisse: das große Gesetz, das den Zufall innerhalb der Masse beherrscht, ersetzt das begangene Unrecht zwar nicht dem Einzelnen, wohl aber der Gesammtheit. Und wenn der Ersatz auch manche Menschenalter auf sich warten läßt, kommen muß seine Zeit. Je größer die Einzelerscheinungen sind, die der Mißgunst des Zufalls unterliegen, um so größer muß die Masse derer werden, in deren Geschicken sich wieder des Gesetzes Walten zeigt, und um so länger der Zeitraum, in welchem das Gesetz sich offenbart. Wenige Sommer, die über unsere Fluren hingehen, bringen schon zum Ausgleich, was in einem Jahre Hagelschlag und Frost verdarb, und was in einem anderen Sonnenschein und Frühlingsregen an Segen brachte. Aber da sind es auch blos Halme, deren Geschick dem Zufall preis-

gegeben war. Bis sich im Leben der Menschheit Glück und Unglück ausgleichen, müssen Geschlechter versinken und neue erwachsen. Und ob sich für den Einzelnen jemals seiner Geschicke Gunst und Unstern ausgleicht, dafür hat der Einzelne keine Garantie als die Hoffnung, die in seinem Herzen lebt, und die an sich schon ein Glück ist, welches die Welt nicht kennen würde, wenn es keinen Zufall gäbe.

Ueber Doppelsterne.

Von

W. Valentiner.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

„Schon das unbewaffnete Auge sieht an mehreren Stellen des Himmels einige Fixsterne so nahe an einander, daß es die einzelnen nur mit Mühe oder gar nicht erkennt. In der Nähe des hellsten Sternes der Leier sieht ein scharfes Auge einen Stern länglicher Form, in welchem es eine Vereinigung zweier Sterne ahnt. Diese Ahnung wird durch ein jedes kleine Fernrohr bestätigt, welches zwei Sterne, 2 und 5 der Leier, erkennen läßt, die 3 Minuten 27 Secunden von einander abstehen. Wir können dieses Sternenpaar einen Doppelstern nennen. Gewöhnlich wird aber mit diesem Namen ein solcher Stern bezeichnet, von dem das unbewaffnete Auge denselben Eindruck empfängt wie von jedem anderen Stern, und welcher erst durch bedeutende Fernröhre sich als aus zwei Sternen zusammengesetzt darstellt. In diesem Sinne ist jeder der beiden genannten Sterne 2 und 5 der Leier ein Doppelstern, weil in jedem zwei Sterne so nahe vereinigt sind, daß ihr Abstand nur ohngefähr 3 Secunden beträgt oder den 70. Theil der Entfernung zwischen beiden Paaren."

Mit diesen Worten hat der größte Forscher auf dem Gebiete der Doppelsterne, über welche wir den Lesern dieser Zeitschrift jetzt Einiges mittheilen wollen, W. Struve, die Doppelsterne definirt.

Bereits frühzeitig wurden die Astronomen auf einige der Sternpaare im weiteren Sinne aufmerksam. Der mittlere der hellen Sterne im Schwanz des großen Bären ist immer ein Doppelstern genannt worden, und es gehört in der That ein nur wenig geübtes Auge dazu, um einen schwächeren Stern, Alcor, neben dem helleren zu erkennen. Zu den auffallenden Sternanhäufungen, die von Alters her bekannt waren, gehört die Plejadengruppe und mehrere ähnliche Sterngruppen, welche aber heute nicht mehr zu den Doppel- oder mehrfachen Sternen gerechnet werden können. Nach der Erfindung des Fernrohrs wurden begreiflicherweise mehrere Doppelsterne entdeckt, welche dem bloßen Auge nur den Eindruck eines einfachen Sternes machen. Lalande erwähnt in seiner Astronomie, daß R. Hooke zuerst γ Arietis in zwei Sterne auflöste, daß Cassini von α Geminorum (Castor) und β Scorpii die Duplicität nachwies und ϑ Orionis selbst als vierfach erkannte. Von letzterem Stern, welcher in der Mitte des großen Orionnebels steht, hat auch schon Chr. Huyghens eine Zeichnung gegeben, welche die Lage der vier Sterne gegen einander sehr richtig angiebt. Noch einige wenige Sterne mehr, deren Aufzählung hier keinen Werth hat, waren schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Astronomen bekannt. Indessen das eigentliche Wesen der Doppelsterne war damit noch nicht erklärt, selbst W. Herschel ging anfangs von dem Gedanken aus, daß die Sterne nur scheinbar einander so nahe ständen.

Christian Mayer, der erste Astronom der Mannheimer Sternwarte, welche der Kurfürst Karl Theodor aus Liebe für die Astronomie gegründet hatte, lieferte im Jahre 1777 ein Verzeichniß von etwa hundert Doppelsternen. Er hatte diese Sterne mit dem Fernrohr, als er mit anderen Beobachtungen beschäftigt war, aufgefunden und hielt die schwächeren Begleiter für Trabanten der helleren Sterne, weil er Veränderung der Helligkeit und Bewegungen wahrzunehmen glaubte. Anfangs machte diese vermeintliche Entdeckung der Trabanten etwas Aufsehen, doch bald genug wurde Mayer aufs Heftigste angegriffen, und namentlich Pater Hell erklärte die Entdeckung für Unsinn. Die Heftigkeit, mit welcher Mayer

in seinen Schriften* die Angriffe, die Hell in den Zeitungen gegen ihn geschleudert hatte, erwiederte, steht in keiner Weise der Erbitterung nach, mit welcher leider auch heute noch wissenschaftliche Controversen geführt werden.

Es ist nicht zu leugnen, daß Mayer's Entdeckung nur theilweise als solche zu betrachten ist. Gegen den Namen Trabanten läßt sich nichts einwenden, wenn man den damaligen verhältnißmäßig niedrigen Standpunkt, auf dem die Beobachtungskunst sich befand, in Betracht zieht, und wenn man ferner einen Theil der von Mayer angeführten Sterne streicht. Er hat nämlich auch verschiedene Körper für Trabanten angesehen, die es doch unmöglich sein können; wie er dazu kommt, einen Stern, welcher um nahe drei Grad (6 Vollmondsbreiten) von α Bortis (Arcturus) absteht, den Trabanten des Letzteren zu nennen, ist völlig unbegreiflich. In diesen Mißgriffen mag zum Theil der Grund liegen, weshalb Mayer's Entdeckung nicht durchdringen konnte. Während Mayer die Doppelsterne praktisch mit dem Fernrohr entdeckte, sprachen sich Lambert und Michell schriftlich über die Möglichkeit der Existenz der physisch mit einander verbundenen Doppelsterne aus. In den kosmologischen Briefen Lambert's** heißt es (S. 167):

„Durch Beobachtung nahe stehender Sterne würde es sich ausmachen lassen, ob es in der That Fixsterne giebt, die sich in einem gemeinsamen Wirkungskreise befinden und in kurzer Zeit um den Mittelpunkt ihrer Schwere gehen?"

Michell spricht sich dahin aus,*** daß es sehr wahrscheinlich, ja fast ganz gewiß sei, daß die doppelten und vielfachen Sterne, deren Componenten äußerst nahe bei einander erscheinen, Systeme bilden, in denen die Sterne einander in der That nahe und unter der Einwirkung eines allgemeinen Gesetzes stehen. Einige Jahre später, 1784,* sagt der Letztere:

„Ob es gleich nicht unwahrscheinlich ist, daß wir in wenigen Jahren wissen werden, daß sich unter den von Herschel beobachteten doppelten und mehrfachen Sternen einige befinden, die Systeme von Körpern bilden, welche sich um einander bewegen ꝛc."

Während sich so hier und da schon die Meinung geltend machte, daß es Systeme von Fixsternen gäbe, wurde von anderer Seite die volle Unmöglichkeit des Bestehens derselben zu beweisen versucht. v. Fuß in Petersburg, einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, war besonders gegen die Mayer'sche Entdeckung eingenommen und arbeitete eine Abhandlung für die Petersburger Akademie aus, in welcher er die einzelnen Angaben Mayer's einer scharfen Kritik unterwarf. Interessant sind namentlich die Sätze, durch welche er darzuthun sich bemüht, daß die sogenannten Trabanten keine selbst leuchtenden Körper, welche Bahnen um die Hauptsterne beschreiben, sein könnten. Er begreift den Endzweck einer solchen Einrichtung nicht:

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß es dergleichen Körper geben sollte; denn wozu nützte diese Bewegung lichter Körper um ihres Gleichen? Die Planeten sind derselben bedürftig, um sich in ihren Bahnen zu erhalten, um das Licht und die Wärme des im Mittel- oder Brennpunkt derselben liegenden lichten Körpers zu genießen, der aber auch nur der einzige seiner Art in dem Systeme ist, das wir kennen. Bei uns ist die Sonne allein die wirkende Ursache der Bewegung unseres und der übrigen Planeten und die Quelle, aus welcher sie alle Licht und Wärme schöpfen, dort würden es Systeme von lauter Sonnen sein. Ihre Nachbarschaft und ihre Bewegung würden ohne Zweck, ihre Strahlen ohne Nutzen sein, weil sie nicht Körper mit Licht zu versorgen brauchen, denen es selbst zu Theil ward, noch dasselbe auf dunkle Körper zurückwerfen dürfen, die nicht vorhanden sind, oder wenn sie da sind, ihr Licht unmittelbar

* Chr. Mayer: Gründliche Vertheidigung neuer Beobachtungen von Fixsterntrabanten, welche zu Mannheim auf der kurfürstl. Sternwarte entdeckt worden sind, Mannheim, 1778, und Chr. Mayer: De novis in coelo sidereo phaenomenis in miris stellarum fixarum comitibus Manhemii in specula nova electorali recens detectis. Manhemii, 1779.

** J. H. Lambert: Kosmologische Briefe über die Einrichtung des Weltbaues. 1761.

*** J. Michell: An inquiry into the probable parallax and magnitude of the fixed stars &c. Philos. Transact. Vol. 57. London, 1767.

* Philos. Transact. Vol. 74. London, 1784.

von ihrer Sonne erhalten könnten. Wenn die Trabanten lichte Körper sind, was ist der Zweck ihrer Bewegung? ɛc."*

Wer hätte nicht den sorgfältigen Erörterungen und Untersuchungen, die sich in der erwähnten Abhandlung finden, damals zugestimmt! Die Unmöglichkeit des bestehenden physischen Zusammenhanges der Doppelsterne schien bewiesen, weil selbst der gelehrteste Mensch sich denselben nicht erklären konnte. Und doch war die Abhandlung von v. Fuß ein letztes Ankämpfen gegen die Anerkennung des Bestehens der großartigsten Einheit im ganzen Weltsystem. Nur wenige Jahre brauchten noch zu vergehen, und Herschel bewies in anderer Weise durch die Schärfe seiner Beobachtungen, daß es in der That Sonnen gäbe, die sich um einander bewegten — wenn auch der Mensch den Zweck derartiger Systeme nicht begreifen konnte, nichtsdestoweniger bestanden sie; ein neuer Beweis, daß die Schöpfung mit anderem Maße mißt als der menschliche Verstand.

Es ist bekanntlich häufiger vorgekommen, daß der Astronom Ziele verfolgte, die er nicht erreichte, dafür aber auf dem Wege zu dem gewünschten Ziele andere Entdeckungen von weittragender Bedeutung machte. Ich erinnere nur an die Entdeckung der Kepler'schen Gesetze; Kepler jagte anderen Zielen nach und kam ganz gegen seine Absicht auf die berühmten Gesetze.

Bradley wünschte die Parallaxe oder Entfernung der Fixsterne zu bestimmen, fand an Stelle derselben aber die sogenannte Aberration der Fixsterne, zufolge deren dieselben jährlich kleine Kreise am Himmel beschreiben, eine Erscheinung, die dadurch entsteht, daß die Geschwindigkeit der Bewegung der Erde nicht verschwindend gegen die des Lichtes ist.

Herschel nahm einen Gedanken von Galilei wieder auf, den derselbe über die Möglichkeit der Bestimmung der Parallaxe der Fixsterne ausgesprochen hatte. Galilei war nämlich der Meinung, daß nicht alle Sterne gleich weit von einem Mittelpunkt entfernt an einer Kugeloberfläche vertheilt, sondern daß die Entfernungen sehr verschieden wären; wenn man im Felde eines Fernrohrs in unmittelbarer Nähe eines der hellsten Sterne einen sehr schwachen erblickte (letzterer in sehr großer Entfernung befindlich), so werde man, meint er, vielleicht eine merkliche Veränderung in der gegenseitigen Lage beider wahrnehmen und so die relative Entfernung bestimmen können.

Herschel nahm mit Galilei an, daß die Componenten eines Doppelsternes nicht zu einem System gehörten, sondern daß diese Stellung nur eine scheinbare sei und durch die viel größere Entfernung des einen Sternes auch die meistens bei dem zweiten Stern bemerkte geringere Helligkeit bedingt wurde. Zur Bestimmung der Entfernung der Fixsterne suchte Herschel dazu geeignete Sternpaare auf. Hierbei bemerkte er, daß die Zahl der Sternpaare viel größer sei, als daß sie einem Spiel des Zufalls zugeschrieben werden könne. Die Entscheidung der Frage, ob diese Sternpaare physisch mit einander verbunden wären oder nur scheinbar einander nahe ständen, konnte nur durch genaue Beobachtungen des gegenseitigen Standes der Sterne im System und deren etwaigen Veränderungen geliefert werden. Herschel bestimmte die Richtung und die Entfernung zwischen den Sternen, aus denen einige der Systeme bestanden, so genau, als es ihm möglich war, und fand, als er die Arbeit nach einigen Jahren wiederholte, bei verschiedenen Sternpaaren Veränderungen, welche sich unter der Annahme erklären ließen, daß dieselben eng mit einander verbunden seien. Nur zwanzig Jahre waren hinreichend, um die volle Gewißheit zu schaffen, daß es Systeme von Sonnen gäbe, welche sich in regelmäßigen Bahnen um einander bewegen, eine Thatsache, deren Möglichkeit, wie erwähnt, noch wenige Jahre vorher von menschlicher Weisheit in Abrede gestellt worden war.

In kurzer Zeit fand Herschel, der nun den Doppelsternen besondere Aufmerksamkeit zuwandte, etwa 1000 Systeme, welche Zahl später noch bedeutend vermehrt wurde. Ein Arbeitsfeld von ungeheurer Ausdehnung wurde so für die Astronomen geschaffen, ein Feld, welches mit der Verbesserung der Instrumente immer noch an Ausdehnung gewinnt.

W. Herschel theilte die Doppelsterne, deren scheinbare Winkeldistanz 32 Bogen-

* Berliner Astronom. Jahrbuch für 1785.

secunden nicht übertraf, in vier Classen. In die erste Classe rechnete er alle Sterne von 0 bis 4 Sec. Distanz, in die zweite die von 4 bis 8 Sec., in die dritte die von 8 bis 16 Sec., in die vierte die von 16 bis 32 Sec. Bei der großen Zahl der Doppelsterne ist eine Einordnung in Classen eine wesentliche Erleichterung bei der Bezeichnung, aber es läßt sich nicht leugnen, daß die Eintheilung nach dem Herschel'schen System, welche mit einigen Modificationen, die W. Struve einführte, wesentlich beibehalten ist, ein fortwährendes Fluctuiren in der Zahl der eine Classe bildenden Sterne verursachen muß. Da man Veränderungen in den Entfernungen der einzelnen Sterne von einander beobachtet, ist der Fall möglich, daß ein Sternpaar zu verschiedenen Zeiten in verschiedene Classen eingereiht wird. Ein optischer, d. h. ein scheinbarer Doppelstern wird mit der Zeit alle Classen durchlaufen können, bis er schließlich nicht mehr zu den Doppelsternen gerechnet wird. Ein physischer Doppelstern, der heute in die erste oder zweite Classe gehört, kann nach einigen Jahren aufhören, als Doppelstern sichtbar zu sein. Es sind mehrfach Fälle vorgekommen, daß die Componenten bei ihrer Bewegung um den gemeinsamen Schwerpunkt einander verdecken, so daß alsdann der Doppelstern mit den stärksten Fernröhren nicht mehr getrennt werden kann. Ein Stern in der Plejadengruppe war früher als Doppelstern erkannt, aber seit längerer Zeit konnten die stärksten Fernröhre denselben nicht mehr in seine Componenten auflösen. Vor wenigen Monaten wurde der Stern vom Monde bedeckt, und während sonst eine solche Bedeckung vollständig momentan geschieht, bemerkte jetzt ein absolut unbefangener Beobachter (er wußte nicht, daß der fragliche Stern ein Doppelstern war) das Gegentheil; als der von ihm beobachtete Stern hinter dem Mondrande verschwunden war, blieb noch ein Lichtfaden zurück, der bald nachher ebenfalls unsichtbar wurde: ein Zeichen, daß die scheinbare Entfernung zwischen den Sternen dieses Systems wieder im Zunehmen begriffen ist.

* * *

So vielfaches Interesse die Doppelsterne gleich anfangs bieten mußten, so wurde ihnen doch im Ganzen wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Der Grund liegt gewiß im Zusammentreffen verschiedenster Umstände.

Hervorgehoben muß aber werden, daß die außerordentliche Schwierigkeit der erfolgreichen Beobachtung und die durchaus nothwendige Anwendung sehr starker Fernröhre zunächst ein Haupthemmniß war. Vor keiner Schwierigkeit zurückschreckend, war es W. Struve, welcher sich mit der ihm eigenen beispiellosen Kraft und Energie auf die Beobachtung der Doppelsterne warf.

Als W. Struve im Jahre 1813 als Astronom an der Dorpater Sternwarte angestellt wurde, hatte er bereits den Wunsch, sobald es die Mittel zuließen, die Doppelsterne zum eingehenden Studium zu machen. Freilich schien anfangs wenig Aussicht auf die Realisirung dieses Wunsches zu bestehen. Unter allen vorhandenen Instrumenten fanden sich nur zwei, die überhaupt brauchbar erschienen, ein 4½zölliges Dollond'sches Passageninstrument und ein 3½zölliges bewegliches Fernrohr von Troughton. Mit solchen geringen Hülfsmitteln eine Arbeit aufzunehmen, welche W. Herschel mit seinen Riesenteleskopen begonnen hatte, schien wenig lohnend. Indessen bemerkte Struve bald, daß besonders das Dollond'sche Objectiv sehr gut war, er erkannte mit demselben zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Begleiter mehrerer Doppelsterne, welche Herschel zu den schwierigeren Objecten gezählt hatte. Nun war sein Entschluß gefaßt, sich ganz der Beobachtung der Doppelsterne zu widmen, und bald erhielt er einige wichtige Resultate über die Fortbewegung verschiedener Doppelsterne in der durch die Herschel'schen Beobachtungen angezeigten Weise. Nach einigen Jahren verbesserte sich der Instrumentenvorrath, und als im Jahre 1824 der große Fraunhofer'sche Refractor nach Dorpat kam, war die Sternwarte allen anderen überlegen, und „ein umfassender gründlicher Plan für die Arbeiten über die Doppelsterne mußte entworfen werden“.

Die W. Struve'schen Arbeiten über die mehrfachen Sterne zerfallen in drei Ab-

theilungen, deren jede von ungeheurem Umfang ist. Zunächst wurde ein Katalog aller bis dahin bekannten Doppelsterne innerhalb gewisser Grenzen entworfen; er gab 795 Doppelsterne. Hieran reihte sich eine Durchmusterung aller Sterne bis unter die 8. Größenclasse hinab, vom Nordpol des Himmels bis 15 Grad südlich vom Aequator, um innerhalb dieser Grenzen alle überhaupt vorhandenen binären Systeme aufzufinden. In einem Zeitraum von $2^1/_2$ Jahren wurden ungefähr 120000 Sterne auf Duplicität untersucht und dabei 3112 als doppelt erkannt. Dieses Verzeichniß bildete den Ausgangspunkt zu den weiteren Arbeiten. Von allen in demselben enthaltenen Sternpaaren bestimmte Struve durch die feinsten Messungen die gegenseitige Richtung und Entfernung der das System bildenden Componenten. Er legte damit den Grund für Resultate, die erst spätere Geschlechter vollgültig ziehen können, wenn nämlich durch eine Wiederholung der Arbeit Material zur Bahnbestimmung der Doppelsterne geliefert ist.

Im Jahre 1838 war diese zweite Abtheilung vollendet, sie bildete ein Riesenwerk, welches allein Struve's Namen verewigen würde, wenn er auch nichts weiter ausgeführt hätte. Wenn man die späteren Bemühungen, Struve's Beispiel zu folgen, vom wissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, dann zeigt sich erst deutlich, welche Bewunderung die Arbeit nicht allein wegen ihres Umfanges, sondern auch wegen ihrer außerordentlichen Schärfe und Genauigkeit verdient. Dieses Werk ist ein Quell, aus welchem man, so lange die Astronomie als Wissenschaft betrieben wird, schöpfen kann und muß, es bildet die Grundsäule, auf der alle unsere zukünftige Kenntniß über die Kräfte und Wirkungen, welche im Weltraume herrschen, nothwendig ruhen müssen. Endlich bestimmte Struve die absoluten Oerter aller Sternsysteme, indem er jedes Paar als einen Körper ansah, um so wiederum die Grundlage zu legen für spätere Zeiten, wo eine Wiederholung der Arbeit die Fortbewegung des Systems im Weltraum darthun sollte.

Während Struve in Dorpat und später in Pulkowa thätig war, beobachtete J. Herschel am Cap der guten Hoffnung den südlichen Himmel, so daß wir auch über den uns nicht zugänglichen Theil des Himmels eine genaue Katalogisirung der Doppelsterne — immer innerhalb gesteckter Grenzen — besitzen.

Seit diesen Arbeiten hat man sich vielfach mit den Doppelsternen beschäftigt, wenn auch keine jenen ähnliche Beobachtungsreihen geliefert sind. Auf Pulkowa werden die W. Struve'schen Arbeiten durch O. Struve fortgesetzt, und wir dürfen in Bälde einem großartigen Werke entgegensehen. Kaiser in Leiden († 1872) hat systematisch auf diesem Felde gearbeitet und sich besonders bemüht, die Beobachtungskunst zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen, was ihm in ganz außerordentlicher Weise gelang. Dawes und Dembowski, Ersterer in England, Letzterer in Italien, Beide Liebhaber der Astronomie, haben nicht wenig zur Bereicherung unserer Kenntniß über die Doppelsterne beigetragen.

* * *

Schon wiederholt ist der Bewegung der physisch mit einander verbundenen Doppelsterne Erwähnung gethan worden, ohne daß dieselbe näher erklärt wurde. Haben wir uns dieselbe wie die der Planeten um die Sonne zu denken, so daß der kleine Körper um den großen eine geschlossene Bahn beschreibe, oder ist sie eine geradlinig fortschreitende? Die letztere würde in der gegenseitigen Lage der Componenten eines Doppelsternsystems keine Veränderung verursachen; die beobachteten Veränderungen mußten daher bald verrathen, daß eine anziehende Kraft dieselbe verbände. Die Natur dieser Kraft kennen zu lernen, war von größter Wichtigkeit, wollte man überhaupt interessante Fragen über die Beschaffenheit der im Weltall vorhandenen Körper zu lösen versuchen. Fand man, daß die Anziehungskraft dort dieselbe wie bei uns war, so konnte man schließen, daß das Weltall ein großes Ganzes, nach einem harmonischen Plan geschaffen, sei.

Um die Frage zu entscheiden, ob die in unserem Sonnensystem herrschende Anziehungskraft auch in jenen entfernten Gegenden herrscht, mußte man zunächst auf mathematischem Wege erforschen, welche

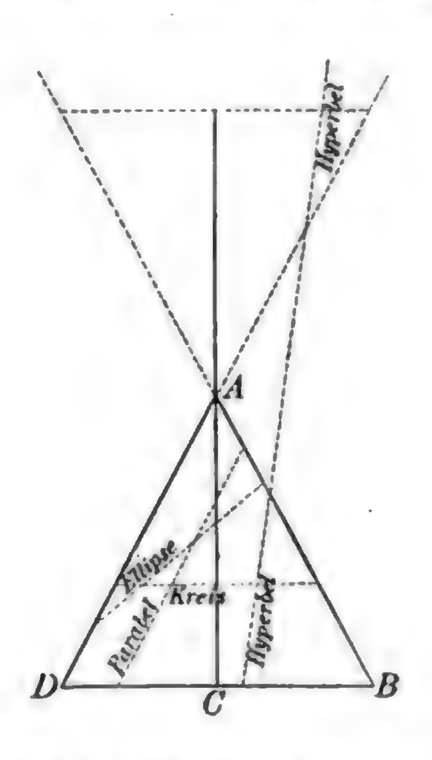
wahre und scheinbare Bewegung diese Kraft den Systemen, welche aus zwei, drei und mehreren Sternen bestehen, ertheilte, dann durch die Beobachtungen prüfen, ob die Bewegungen der fraglichen Körper diesen Forderungen genügten.

Der Klarheit wegen muß hier eine Betrachtung über die Art der Bewegung, welche durch die Attractionskraft, wie wir sie kennen, bewirkt wird, eingeschaltet werden.

Das Newton'sche Naturgesetz lautet bekanntlich: die Anziehung eines jeden Körpers ist gleich seiner Masse, dividirt durch das Quadrat seiner Entfernung (die die Entfernung angebende Zahl mit sich selbst multiplicirt). Es ist eine einfache mathematische Aufgabe, die Bewegung zweier kugelförmiger Körper zu bestimmen, welche dem Einfluß gegenseitiger Anziehung unterworfen sind.

Sind die Körper in Ruhe, wenn sie ihrer gegenseitigen Attraction überlassen werden, so werden sie sich mit stets zunehmender Geschwindigkeit geradlinig gegen einander bewegen. Die Körper werden Wege zurücklegen, die umgekehrt ihren Massen proportional sind, und endlich zusammenstoßen.

Wenn auf beide Körper eine solche Kraft wirkt, welche ihnen eine geradlinige und gleichförmige Schnelligkeit ertheilt, wie dieselbe stattfinden muß, wenn die Kraft zu wirken aufhört, oder wenn sie nur in einem momentanen Stoß erfolgte, alsdann werden sich unsere Körper, vorausgesetzt daß die Richtungen und Schnelligkeiten genau dieselben sind, wenn sie auf einander stoßen, gemeinschaftlich in derselben Richtung und mit derselben Schnelligkeit im Raum fortbewegen. Sind aber die Bewegungen für beide Körper nicht dieselben und auch nicht von dem einen Körper gegen den anderen gerichtet, dann würden dieselben nicht zusammenstoßen, sondern eine krummlinige Bewegung annehmen. Newton zeigte nun zuerst, daß bei der Art der Anziehungskraft, wie sie im Sonnensystem wirkt, die Bewegung gerade so erfolgen muß, wie Kepler sie früher für die Planeten durch seine Gesetze angegeben hatte. Indessen konnte Newton bald weiter gehen und behaupten, daß die Planetenbahnen nicht die einzig möglichen Bahnen wären, welche aus dem Attractionsgesetz entstehen könnten. Dasselbe zwingt nur die Körper des Sonnensystems, sich in einem „Kegelschnitt“ zu bewegen. Die verschiedenen Formen, welche ein Kegelschnitt annehmen kann, ergeben sich einfach folgendermaßen. Den Kegel kann man sich bekanntlich entstanden denken, indem man in dem Mittelpunkt eines horizontalen Kreises eine senkrechte errichtet und dann eine andere gerade Linie so um den höchsten Punkt der ersten herumführt, daß sie immer durch diesen Punkt geht und dabei die Peripherie des Kreises berührt. In der Figur ist A C die senkrechte, welche durch den Mittel-



punkt des Kreises geht, A B oder A D die den Kegel beschreibende zweite gerade Linie.

Schneidet man nun den Kegel durch eine Ebene, welche der Grundfläche parallel ist, so erhält man den Kreis. Wenn aber die schneidende Ebene nicht der Grundfläche parallel, aber doch immer so gelegen ist, daß sie beide Seiten (projicirt) A B und A D trifft, so entsteht ein langgezogener Kreis, die Ellipse. Kreis und Ellipse sind vollständig geschlossene krumme Linien, der Form nach kann man, wie leicht ersichtlich ist, unendlich viele verschiedene Ellipsen construiren. Je mehr die Lage der schneidenden Ebene vom Parallelismus gegen die Grundfläche des Kegels abweicht, desto langgestreckter wird

die Ellipse sein. Nun denke man sich den Kegel durch eine Ebene geschnitten, welche der einen Seite parallel ist, alsdann wird die Curve keine geschlossene mehr sein, sondern sich von ihrem Scheitel E aus in zwei ins Unendliche laufende Aeste ausbreiten. Eine solche krumme Linie ist die Parabel. Es bleibt nun noch ein Fall übrig, nämlich der, daß die schneidende Ebene sich von dem Parallelismus gegen die eine Seite mehr dem Parallelismus gegen die Axe des Kegels, der senkrechten Lage, nähert. Eine solche Linie ist auch nicht geschlossen, hat aber die Eigenthümlichkeit, daß, wenn man sich A B und A D über A hinaus verlängert und so einen Gegenkegel construirt denkt, sie den so entstandenen oberen Kegel ebenfalls trifft. Sie besteht also aus zwei abgesonderten ähnlichen Theilen, welche ihre Scheitel einander zukehren, und von welchen jeder auf der seinem Scheitel gegenüberstehenden Seite mit zwei gleichen Aesten ins Unendliche läuft. Man nennt diese krumme Linie eine Hyperbel.

Die specielle Art, Größe, Form des Kegelschnitts, welchen die Körper (wir kehren zurück zur Betrachtung der beiden kugelförmigen Körper) im besonderen Fall beschreiben müssen, werden vollständig bestimmt durch die Geschwindigkeit der ursprünglichen seitlichen Bewegung. Für beide Körper haben die Kegelschnitte dieselbe Gestalt, einen gemeinschaftlichen Brennpunkt, welcher vollständig mit dem gemeinsamen Schwerpunkt beider Körper zusammenfällt. Die Größe des von jedem Körper beschriebenen Kegelschnitts ist umgekehrt der Masse des betreffenden Körpers proportional, d. h. wenn der eine Körper z. B. viel größer als der andere ist, so wird er sich auch viel weniger bewegen. Betrachtet man nun nur relative Bewegungen beider Körper, so kann man die Bewegung des einen auf den anderen übertragen, weil die relative Bewegung genau so stattfindet, als ob der größere Körper still stände und der kleinere eine Bahn beschriebe, welche so groß ist als beide Bahnen zusammen, und in deren einem Brennpunkt nun der größere Körper sich befindet. Man erhält alsdann natürlich die Bewegung in Bezug auf den Hauptkörper.

Die hier kurz angedeuteten Sätze lassen sich auf jedes Zweikörpersystem, sobald die Anziehungskraft umgekehrt proportional dem Quadrat der Entfernung wirkt, anwenden. Wenn dagegen die Kraft anders wirkte, z. B. umgekehrt der dritten Potenz der Entfernung (die Zahl dreimal mit sich selbst multiplicirt), so müßten die Körper sich in Spiralen bewegen, einander näher und näher kommen, bis sie auf einander stürzten. Ein Zusammenstoß würde bereits nach dem ersten Umlauf stattfinden, wenn die Anziehungskraft umgekehrt der fünften Potenz der Entfernung wirkte. Diese Beispiele mögen genügen, um darzuthun, wie sehr die Art der Bewegung von dem wirkenden Attractionsgesetz abhängt.

So einfach die Bewegung sich löst, wenn man ein nur aus zwei Körpern bestehendes System hat, so verwickelt wird die Aufgabe, wenn drei, vier oder noch mehr Körper auf einander wirken. Selbst jetzt noch hat die Mathematik keine directe vollständige Lösung zu geben vermocht. Schon bei unserem Sonnensystem ist die Aufgabe schwierig, obwohl hier der dritte, vierte Körper immer nur wegen seiner geringen Wirkung gegenüber dem Centralkörper Sonne von unbedeutendem Einfluß auf die Bahn des zunächst betrachteten sein wird, aber ungleich complicirter ist sie, wo es die Bestimmung der Bewegung der Componenten eines drei-, vierfachen Sterns gilt. Hier wissen wir nichts über die Massenverhältnisse der Componenten; die sehr verwickelten Bewegungen gehen für unser Auge so langsam vor sich, daß oft erst nach vielen Jahrzehnten die Veränderungen so groß sind, daß sie als sicher erwiesen angesehen werden können. Wir verzichten darauf, hier auf die Berechnungen der Bewegungen im Dreikörpersystem einzugehen.

Machen wir nun die Anwendungen der obigen Betrachtungen auf die Doppelsterne. Die zwei einen Doppelstern bildenden Körper müssen in denselben Zeiten Ellipsen beschreiben, deren gemeinschaftlicher Brennpunkt der gemeinsame Schwerpunkt beider Körper ist. Der Ort des gemeinschaftlichen Schwerpunkts wird auch hier durch das Verhältniß bestimmt, welches zwischen den Massen beider Körper besteht, und weil die Massen bei einem Doppelstern oft wenig von einander ver-

schieden sind, ja selbst gleich sein können, so kann auch der Schwerpunkt gerade in der Mitte zwischen beiden Körpern liegen, dann beschreiben letztere Ellipsen von derselben Größe. Möge aber die relative Größe der Bahnen sein, wie sie wolle, der relative Stand beider Sterne wird ein solcher sein, als ob der eine still stände, während der andere um ersteren eine Ellipse beschreibt, die an Größe beiden Ellipsen, welche eigentlich die zwei Componenten um ihren gemeinsamen Schwerpunkt beschreiben sollten, gleich ist. Daher muß denn auch für unser Auge die relative Bewegung so stattfinden, als ob sich der eine Stern im Brennpunkt einer Ellipse befände, welche der zweite um diesen beschreibt. Die Bahn kann indessen die verschiedensten Lagen in Bezug auf unser Auge einnehmen, so daß sie sich nicht immer in ihrer wahren Gestalt zu zeigen braucht. Wir sehen sie nur dann in ihrer wahren Gestalt, wenn die von unserem Auge zum Stern gezogene Linie senkrecht auf der Ebene der Ellipse steht. Fällt diese Linie dagegen in die Ebene der Ellipse, so sehen wir letztere so zu sagen auf der Kante — welche Gestalt dann die Ellipse haben möge, immer wird die Bewegung uns so erscheinen, als ob der eine Stern in Bezug auf den anderen in einer geraden Linie hin und her gehe. Ist die Linie Auge—Stern gegen die Ebene der wahren Ellipse geneigt, so sehen wir die letztere gewissermaßen verkürzt, der als beweglich angenommene Stern wird auch in der scheinbaren Bahn den Kepler'schen Bewegungsgesetzen gehorchen, aber der Brennpunkt der *scheinbaren* Bahn wird nicht mit dem anderen Stern zusammenfallen.

Wir wissen nicht nur, wie die Körper, welche einen Doppelstern bilden, sich nach dem Attractionsgesetz scheinbar bewegen müssen, sondern wir können auch umgekehrt aus den gegenseitigen scheinbaren Stellungen, wie sie zu verschiedenen Zeiten beobachtet werden, unter Annahme, daß sie dem Newton'schen Gesetz unterworfen sind, Lage, wahre Gestalt, scheinbare Größe der Bahnen dieser Körper, ihre Umlaufszeiten ꝛc. berechnen und die Richtigkeit der Voraussetzung nach der Uebereinstimmung mit den über lange Zeiträume ausgedehnten Beobachtungen beurtheilen. Man hat nun bereits eine größere Anzahl Doppelsterne in dieser Hinsicht untersucht und bis jetzt keinen einzigen gefunden, dessen Bewegung nicht mit den Newton'schen und Kepler'schen Gesetzen harmonirte; für einige Sternpaare konnte selbst bewiesen werden, daß sie unmöglich anderen Gesetzen als den uns bekannten unterworfen sein könnten.

Die berechneten Doppelsterne haben sehr verschiedene Umlaufszeiten, und da die Zeit, seit welcher eine systematische Beobachtung dieser Körper stattgefunden, noch kurz ist, sind die Genauigkeiten der Resultate sehr verschieden. Am genauesten sind die Doppelsterne berechnet, welche eine kurze Umlaufszeit haben. Die kürzeste bis jetzt bekannte Umlaufszeit hat der Stern 42 im Sternbild „Haupthaar der Berenice“. Dieselbe beträgt nur 25 Jahre: also in einer Zeit, welche geringer ist als die Umlaufszeit des Saturn um die Sonne und achtmal von der des Neptun übertroffen wird, wandelt im Weltraum eine Sonne um eine andere. Der Doppelstern Castor in den Zwillingen hat dagegen eine Umlaufszeit von etwa 1000 Jahren.

Wenngleich die berechneten Doppelsterne dem Attractionsgesetz zu gehorchen scheinen, so ist es doch noch eine sehr geringe Zahl solcher Systeme, die untersucht werden konnten. Mit Begeisterung mußte der Astronom eine Entdeckung begrüßen, welche auf ganz anderem Wege die Bestätigung lieferte, daß in den unermeßlichen Fernen jenes eine Naturgesetz Gültigkeit habe. Durch Vergleichung älterer Beobachtungen mit neueren über die Oerter derselben Sterne fand man bekanntlich, daß die Sterne, abgesehen von gewissen *allen* Gestirnen gemeinsamen Ortsveränderungen (Präcession, Nutation, Aberration) auch noch specielle Bewegungen verriethen, so daß der Name der Fixsterne nicht mehr in voller Strenge anwendbar ist. Die sogenannte Eigenbewegung der Fixsterne muß, wenn keine störenden Einflüsse hinzukommen, regelmäßig sein; die vollständig gleichförmigen Aenderungen der den Ort des Sternes am Himmel bestimmenden Größe bestätigen dies. Man hat nun bereits für eine große Anzahl Sterne die Eigenbewegungen in der Weise bestimmt, daß man Be-

obachtungen aus besonders entfernten Epochen mit einander verglich und die Ortsveränderungen der Sterne durch die Zahl der inzwischen verstrichenen Jahre dividirte.

Bessel hat von einer Anzahl (36) Sterne die Oerter besonders genau discutirt. Er leitete die Eigenbewegung derselben aus J. Bradley's und seinen eigenen Beobachtungen, welche der Zeit nach um nahe 3/4 Jahrhundert von einander entfernt sind, mit größter Sorgfalt ab. Diese Sterne, die sogenannten Fundamentalsterne (weil man dieselben einmal als Ausgangspunkte für die Zeitbestimmungen, dann überhaupt zur Ableitung der Oerter anderer Gestirne, die an jene „angeschlossen" werden, benutzt), werden fortwährend auf jeder bedeutenden Sternwarte beobachtet, und schon Bessel wiederholte seine Beobachtungen derselben so oft als möglich. Da zeigte sich ihm denn bald eine eigenthümliche Erscheinung, nämlich daß zwei der Sterne (Sirius und Procyon, beide erster Größe) eine Unregelmäßigkeit in der Eigenbewegung andeuteten. Die klare Schärfe, mit welcher Bessel in seiner in den Astronomischen Nachrichten veröffentlichten Abhandlung über die „Veränderlichkeit der eigenen Bewegungen der Fixsterne" die wahre Ursache, die so ganz neue Gesichtspunkte eröffnete, entwickelt hat, ist interessant genug, daß ich Folgendes aus derselben anführe. Bessel sagt zunächst:

„Die zweite hiesige Bestimmung der Declinationen der Fundamentalsterne (für 1840), welche ich auf die Beobachtungen und Rechnungen des Herrn Dr. Busch gegründet, in Nr. 422 der Astronomischen Nachrichten bekannt gemacht habe, entfernt sich in dem Falle des Procyon so weit von der ersten Bestimmung (für 1820), daß sie durch Vergleichung mit der aus Bradley's Beobachtungen abgeleiteten Declination für 1755 den Stern 1 Minute 64 Secunden nördlicher angiebt, als er für 1820 festgesetzt wurde. Eine ähnliche Abweichung von den früheren Bestimmungen für 1815 und 1825 ist in der Rectascension des Sirius seit etwa 1834 dadurch auffallend geworden, daß die aus seinen Beobachtungen hervorgehenden Verbesserungen der Uhrzeit mit anfangs seltenen, jetzt ganz fehlenden Ausnahmen, wenn positiv kleiner, wenn negativ größer sind als die aus den Beobachtungen anderer Fundamentalsterne abgeleiteten, so daß Sirius seit zehn Jahren in größerer Rectascension erscheint, als die auf der Vergleichung der Bestimmungen für 1755 und 1825 beruhenden tabulae Regiomontanae ihm anweisen. Der Unterschied ist bis auf fast 0,5 Minuten oder ein Drittel Zeitsecunde angewachsen. Ich beabsichtige gegenwärtig nachzuweisen, daß diese Unterschiede nicht etwa Unvollkommenheiten der Bestimmungen, aus welchen sie hervorgehen, sondern in der Veränderlichkeit der Bewegungen der Sterne selbst begründet sind. Ich könnte noch andere ähnliche, wenn auch sich in geringerer Größe offenbarende Fälle aufzählen; der Nachweisung ihrer Ursache aber kann ich nur in den beiden angeführten Fällen diejenige Unzweideutigkeit geben, welche vorhanden sein muß, ehe man geneigt sein kann, die für die praktische Astronomie so wichtige und für die Erkenntniß der physischen Beschaffenheit des Fixsternsystems so interessante Erscheinung veränderlicher eigener Bewegungen von Fixsternen, als in der Natur vorhanden, anzunehmen. Ihre Wichtigkeit für die praktische Astronomie erlangt diese Erscheinung, indem es dadurch unstatthaft wird, den Ort eines Sternes für eine unbestimmte Zeit aus seinen für zwei bestimmte Zeiten festgesetzten Oertern zu folgern, wodurch z. B. die bis jetzt für gerechtfertigt gehaltene Uebertragung des Resultates zweier Fundamentalkataloge auf andere Epochen so lange unsicher wird, als man nicht zur Kenntniß der Art der Veränderlichkeit der Bewegungen der darin enthaltenen Sterne gelangt sein wird. Ihr Interesse für die Erkenntniß der physischen Beschaffenheit des Fixsternsystems erlangt sie, indem sie auf die Annahme zurückweist, daß Sterne, deren veränderliche Bewegungen bemerkbar werden, Theile von Systemen sind, welche vergleichungsweise mit den großen Entfernungen der Sterne von einander auf kleine Räume beschränkt sind."

Durch theoretische Betrachtungen weist nun Bessel, stets die nach Newton wirkende allgemeine Anziehung voraussetzend, nach, daß „die einzig statthafte Erklärung der im Laufe eines Jahrhunderts merklich werdenden Veränderung der Eigenbewe-

gung der Fixsterne in der Annahme eines Körpers liege, der sich in sehr kleiner Entfernung von dem Stern befände.

„Wenn das System als Doppelstern bekannt ist, so kann die Beobachtung einer Veränderlichkeit der Bewegung eines seiner Bestandtheile nicht überraschen, indem ihr Vorhandensein und ihre Wiederkehr in der Periode der Umlaufsbewegung beider Bestandtheile um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt nothwendig sind. Wenn sie dagegen an einem einfach erscheinenden Sterne bemerkt wird, so führt sie auf die Annahme, daß er der einzige **sichtbare** der Theile eines kleinen Systems ist, auf eine Annahme, deren Statthaftigkeit nur bestritten werden könnte, wenn Grund vorhanden wäre, die Eigenschaft des Leuchtens für eine **wesentliche** der Masse zu halten. Daß zahllose Sterne sichtbar sind, beweist offenbar nichts gegen das Dasein zahlloser unsichtbarer. Daß der berühmte Tychonische Stern in der Cassiopea unsichtbar vorhanden, ist nicht zweifelhaft.“

Bessel discutirt nun die sämmtlichen zugänglichen Beobachtungen der beiden Sterne und zwar aus den anfangs erwähnten Ursachen: für den Procyon die Declinationen, für den Sirius die Rectascensionen, worauf er zu der schließlichen Behauptung kommt:

„**Die Voraussetzung der Unveränderlichkeit der Declinationsbewegung des Procyon, sowie der Rectascensionsbewegung des Sirius in Bezug auf die zur Vergleichung benutzten Sterne ist mit den Beobachtungen unvereinbar.**“

Bessel starb kurze Zeit darauf, nachdem er diese kühne Behauptung ausgesprochen — aber seine Worte waren nicht verloren gegangen. Peters unternahm die Berechnung der Bahn des Sirius unter der Annahme, daß derselbe ein Doppelstern sei; er leitete seine Umlaufszeit um den gemeinsamen Schwerpunkt des Siriussystems ab und fand hierfür nahe fünfzig Jahre. Auwers hat diese Arbeit weitergeführt und später auch den Procyon behandelt. Kurz bevor die erste Auwers'sche Arbeit erschien, wurde am 31. Jan. 1862 von dem großen amerikanischen Mechaniker Alvan Clark bei der Untersuchung eines neuen Riesenrefractors in der unmittelbaren Nähe des Sirius ein schwaches Sternchen erkannt. Dieses Sternchen entspricht dem von Auwers berechneten Begleiter des Sirius! Weit später, vor zwei Jahren, glaubte man auch einen Begleiter des Procyon in Pulkowa zu erkennen; neuerdings wird aus Washington die Entdeckung von mindestens drei Begleitern des Procyon gemeldet. Wegen der ungemeinen Schwäche der Begleiter des Procyon hat diese Entdeckung noch nicht von anderen Sternwarten Bestätigung finden können.

Der Begleiter des Sirius ist mäßig hell, wenigstens zu Zeiten (er scheint veränderlich zu sein), und unterliegt hier die Entdeckung keinem Zweifel mehr.

Das geistige Auge Bessel's sah über seine Zeit hinaus, ein Triumph wurde von der Astronomie gefeiert, wie er früher kaum dagewesen, aus der Vollkommenheit der Theorie und Praxis hatte das Genie ein herrliches Gebäude geschaffen.

Auf diese zwei Sterne hat sich bisher die Nachweisung der veränderlichen Eigenbewegung beschränkt. Muß daraus gefolgert werden, daß diese Körper die einzigen sind, welche „dunkle Begleiter“, wie man früher sagte, haben? Gewiß nicht! An hellen Sternen mußte nothwendig zuerst solche Anormalität bemerkt werden, da diese am häufigsten beobachtet werden. Schon der Umstand, daß unter den untersuchten 36 Sternen sich 2 mit veränderlicher Eigenbewegung fanden, kann auf die Vermuthung führen, daß zahlreiche Doppelsterne im Weltraume vorhanden sind, von denen nur die eine Componente sichtbar ist. Es bedarf noch großer Mengen genauer Beobachtungen, ehe hier unsere Kenntniß um viele **Thatsachen** erweitert werden wird. Aber die Annahme der Herrschaft des Newton'schen Attractionsgesetzes auch außerhalb unseres Sonnensystems darf nach diesen Bestätigungen kaum noch bezweifelt werden.

Ueber die Entfernung der Doppelsterne von uns, die Größe ihrer Massen wissen wir wenig. Die Bestimmung der Entfernung der Fixsterne überhaupt hat nur in sehr vereinzelten Fällen zu Resultaten geführt. Nach den neueren Arbeiten wird die Parallaxe des Sirius zu 0,2 Secunden angenommen, woraus die Entfernung 1 Million Sonnenweiten folgt. Unter

dieser Annahme ergiebt sich die Masse des Sirius zu 13,8 Sonnenmassen, die seines Begleiters zu 6,7 Sonnenmassen, die Entfernung beider Körper von einander beträgt 3,7 Sonnenweiten.

Wir haben nun noch einer merkwürdigen Eigenschaft der Doppelsterne zu erwähnen, nämlich der, daß bei den meisten Doppelsternen die Componenten verschiedene Farben und Helligkeiten haben. Schon das bloße Auge vermag bei einigen hellen Sternen ohne Mühe Farben zu unterscheiden. So erscheint Arctur, Aldebaran, Pollux, Antares merklich roth, Sirius entschieden weiß. Mit dem Fernrohr vermag man auch bei schwachen Sternen die Farben zu erkennen. Die Doppelsterne nun erscheinen häufig in verschiedenen Farben und zwar so, daß der Hauptstern weiß, oft gelb, der schwächere Stern dagegen blau oder grün ist. Herschel und W. Struve haben ihre Aufmerksamkeit auch dieser wunderbaren Erscheinung zugewandt. Struve findet zunächst, daß unter 596 Doppelsternen 375 Sternpaare von gleicher und gleich tiefer Farbe sind, 101 Sternpaare von gleicher und ungleich tiefer Farbe, 120 Sternpaare von gänzlich verschiedenen Farben. Unter der ersten und zweiten Classe sind bei Weitem die meisten von weißer Farbe. Unter diesen 476 gleichgefärbten Sternpaaren sind 295, in welchen beide Sterne weiß sind, 118, in welchen beide Sterne gelb oder röthlich, 63, in welchen beide Sterne bläulich sind. Der Begleiter war blau oder bläulich in 53 Fällen, wo der Hauptstern weiß war, in 52 Fällen, wo der Hauptstern hellgelb, in 52 Fällen, wo der Hauptstern gelb oder roth, in 16 Fällen, wo der Hauptstern grün war.

Man hat den Umstand, daß viele Sternpaare in den sogenannten Contrastfarben glänzen, damit erklären wollen, daß diese Farben nur optische Täuschungen des Auges wären, weil es eine bekannte Thatsache ist, daß, wenn man z. B. einer schwach erleuchteten weißen Fläche ein gefärbtes intensives Licht nahe bringt, alsdann diese weiße Fläche sofort in der complementären Farbe (roth und grün, orange und blau ꝛc. sind Complementärfarben) jenes Lichtes erscheint. In einigen Fällen hat man nachzuweisen vermocht, daß die Farbe des einen Sternes durch die des anderen beeinflußt wird; die Fälle sind aber selten. Jedenfalls läßt sich im Allgemeinen eine bloße Täuschung nicht annehmen, denn wie wäre es sonst zu erklären, daß bei eben so vielen Sternpaaren die Complementärfarben nicht zum Vorschein treten (nach dem obigen Verzeichniß sind 53 blaue Sterne mit weißen vereint!)? Wie so Vieles über die äußeren Erscheinungen der Gestirne noch ganz unaufgeklärt ist, so ist auch der Farbenglanz der Sterne noch ungelöstes Räthsel, und nur lange ausgedehnte sorgfältige Beobachtungen, die möglichst von den subjectiven Irrthümern befreit werden, können zur Erkenntniß der Ursache führen. Das Reich der Doppelsterne ist uns näher gerückt, wir haben wenigstens von demselben durch einzelne glückliche Forscher, die von ihren Entdeckungsreisen in jene fernen Welten heimgekehrt, gehört, wir ahnen, welche Herrlichkeiten uns das mehr und mehr erschlossene Reich noch bieten wird, auch hier können aber nur vereinte Kräfte dem Ziele näher führen.

Pyrenäenfahrten.

Von

M. Ruith.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

II.

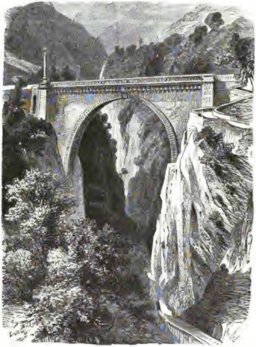
Aus der Wunderwelt von Gavarnie.

Vom Fuße des Vignemale, von den sogenannten Oulettes, zieht sich noch ein Gebirgsweg mit den Unbehaglichkeiten, Gefahren und Beschwerden einer hohen Bergtour sieben Stunden lang hinüber nach Gavarnie. Dennoch bedaure ich, daß mich Zeitmangel und drohende Wetter bestimmten, am Lac de Gaube umzukehren und das bequemere Geleise der Route Thermale wieder aufzusuchen, die vom Gabelpunkte bei Pierrefitte über Luz und Gèdre nach dem berühmten Pyrenäenthal führt.

Das Engthal von Pierrefitte nach Luz baut sich nicht in so grotesken Formen auf wie die Schlucht von Cauterets; doch ist der Weg anziehend genug. Bei Luz

begegnen wir wieder einer grünen Thalweite, Pappelalleen, von allen Seiten zusammenströmenden Gaven und — den Curgästen mit dem internationalen Typus der Blasirtheit. Außerdem möge von Luz gesagt sein, daß es ein Nestchen ist, dessen Kieselpflaster entsetzlich, dessen Kirche aber ein merkwürdiges Denkmal aus der Zeit der Tempelherren bildet, die hier residirten. Die vermauerte Thür der Cagots ist auch an diesem Bau noch sichtbar. Die Reisehandbücher können den Leser darüber belehren, wie viele Meter Crêpe de Barèges alljährlich hier in Luz verfertigt werden, wie groß die Heilkraft der schwefel- und kochsalzhaltigen Quellen des nahen St. Sauveur ist, und was der Merkwürdigkeiten mehr sind.

St. Sauveur und Luz stehen in ähnlicher Beziehung zu einander wie in der Schweiz das bescheidene Wildbad Pfäfers zu dem vornehmeren Ragaz. Das erstgenannte Pyrenäendörfchen, ein landschaftliches Cabinetstück in seiner eigenartig malerischen Lage am buschigen Steilrand des Gave, ist der eigentliche Curort, das Wasch- und Badezimmer, wo plebejische Gleichheit herrscht, während Luz als der Salon erscheint, in welchem die körperlichen Gebresten durch die Kunst der Toilette, durch parfümirte Redensarten und geschminktes Lächeln verborgen werden, und jeder wieder den Rang einnimmt, der ihm durch Geburt und Stellung zukommt.



Napoleon-Brücke bei St. Sauveur.

Eine kühne einbogige Brücke schwingt sich am südlichen Ende von St. Sauveur über den Gave. Der Bau trägt den Namen Napoleon's, des dritten nämlich, der im Jahre 1860, mit den noch frischen Lorbeeren von Magenta und Solferino

bekränzt, das Pyrenäenbad mit seiner Anwesenheit beehrte und bei dieser Gelegenheit den Grundstein zu dem imposanten Brückenbau legte. Darum wurde auch das Sinnbild des französischen Kaiserreichs am Ende der Brücke auf einer, nebenbei bemerkt, ziemlich geschmacklosen Säule aufgepflanzt. Ich weiß nicht, ob dieselbe unterdessen das Schicksal anderer Embleme des gestürzten Cäsarismus gehabt und vielleicht sammt dem auf ihr thronenden Adler in den Gave hinabgeworfen worden, oder ob man sie einstweilen wenigstens beseitigt und für allfällige Wiederverwendung an einem gesicherten Orte in Verwahrung gebracht hat.

Hinter St. Sauveur gewinnt das Gavethal mehr und mehr einen wilden Charakter. Die schwermüthige Stimmung, die über dieser Gebirgsenge ruht, steigert sich mit jeden Anstieg, mit jeder neuen Windung des Felsenwegs. Die Saison ging bereits auf die Neige, die Karawanen der Gavarnie-Besucher waren verschwunden. Statt dieser sattsam bekannten Erscheinungen bekam ich nur heimische Gestalten und Gruppen auf dem Wege zu sehen, prächtige Genrestücke, an denen die Künstlerhand kaum etwas zu ändern brauchte; blökende Mutterschafe, dahinter ein reisigbeladener Esel, der mit seiner weit hinaus stehenden Fracht aller Straßenpolizei zum Hohn die Passage fast gänzlich sperrte, dann eine Alte, mit der rothen Kapuze bedeckt, unter dem Arm den Spinnrocken, den sie im Gehen bearbeitete.

Cirque de Gavarnie.

Am Ende einer kleinen Thalwendung, wo sich die Felsenhänge wieder näher zusammenziehen, liegen zu beiden Seiten des Gave die armseligen Hütten des Dörfchens Sia. Das ist ein Stück Pyrenäenlandschaft par excellence. Braune Felsenmassen, braune Hütten, wie aus dem Boden hervorgewachsen, der wilde Gave, der sich in Cascadellen dröhnend ins Geklüfte stürzt, oben an den verschneiten

Gipfeln drohende Wolkenballen, der enge Felsweg, staffirt mit den zerlumpten Gestalten einiger Hirten, deren Ziegen die steilen Hänge emporklettern, um und um ein eintöniges Düster — hier hat man eine Scene aus dieser Gebirgswelt, deren eigenster Charakter ein gramvoller Ernst ist.

Die Pyrenäendörfer bieten insgesammt einen mehr oder weniger traurigen Anblick. Da lacht kein Schweizerhaus mit seinen hellen Fenstern und grünen Läden, mit dem traulichen Giebeldach und der Holzgalerie, auf der die Nelkenstöcke blühen, wie man dies ja nicht nur im helvetischen Berglande, sondern auch in Tyrol und bei uns in den baierischen Alpen sieht. Wo in den Pyrenäendörfern die Häuser überhaupt noch in landesüblichem Stil gebaut, und nicht, wie etwa in Hochschottland, aus unförmlichen Steinen roh zusammengefügt sind, sehen dieselben immer noch dürftig und unschön genug aus. Es sind einstöckige Gebäude mit wenigen Fenstern und schmalen Thüren, mit Strohdächern und auf den beiden Schmalseiten von einem giebelförmigen Treppenaufsatz bekrönt, der häufig in einem plumpen Schornstein endigt. Daneben ein armseliger Stall oder Schuppen, beides vielleicht durch ein elendes Mäuerchen geschützt oder verbunden — es wird Unsereinem schwer zu glauben, daß in solche Wohnstätten auch je einmal die Freude einziehen mag.

Bei dem Dorfe Gèdre erweitert sich das Thal wieder, ohne jedoch einen besonders freundlichen Anblick dabei zu gewinnen.

Bald aber wird es wieder anders.

Wir nähern uns der Südgrenze der Granitregion, und nun stehen wir am Eingange zu dem wunderreichsten Thale der Hochpyrenäen. Zum ersten Mal eröffnet sich zwischen den vorlagernden Höhen ein Durchblick auf jenen gewaltigen halbmondförmigen Bergkranz, dessen höchste Gipfel von West nach Ost der Vignemale, die Tours und der Cylindre du Marboré sind — eine ungeheure Felsenmauer mit allen Wundern der erhabensten Gebirgsnatur, Schneemassen, Gletschern und Gletscherseen auf den einsamen, selten betretenen Höhen. Die schwarzen Kalksteine und Marmorbänke, aus denen diese Mauer großentheils besteht, sind fast nur Ueberreste von Schalthieren; sie ziehen parallel mit der Granitachse, der sie im Süden vorgelagert sind. Ueber sie führen hohe Durchbrüche, von den Spaniern Puertos genannt, der Port de Gavarnie, die Tuque Rouge (rothe Spitze), der Port de Pinède, daneben der Canaou (wegen seiner canal- oder rinnenförmigen Bildung so geheißen), der Port Vieux und die riesige Rolandsbresche, deren Umrisse hier deutlich sichtbar sind, alle über der Schneegrenze erhaben.

Ehe ich den Leser an das Hauptziel meiner Pyrenäenwanderung geleite, an das kolossale Felsamphitheater des Marboré oder, wie es gewöhnlich genannt wird, den Cirque de Gavarnie, dürften einige Worte über eine Formation am Platze sein, die den Pyrenäen ausschließlich eigen ist, und hier am Marboré in den imponirendsten Verhältnissen auftritt.

Es sind jene hohen halbkreisförmigen Wände, die in mehreren Absätzen aufsteigen, und in enorm steilen, ja öfters senkrecht scheinenden Abfällen den Querthälern der Hochpyrenäen auf der Südseite ihren eigenthümlichen Abschluß geben. Von ihrer charakteristischen Form rühren die Benennungen Cirques, Amphitheater, her, oder auch oules (Diminutiv oulettes, vom lateinischen olla, Topf), womit im Landespatois diese kesselförmig gebildeten Räume bezeichnet werden. Am großartigsten tritt diese Formation, wie gesagt, hier am Marboré auf, bei Gavarnie, einem armseligen Pyrenäendorf, welches aber durch seinen majestätischen Felsencircus eine europäische Berühmtheit erlangt hat, wie Chamouny durch den Montblanc und seine riesigen Gletscherströme.

Aber auch in nächster Nähe von Gavarnie finden sich solche Oules oder Cirques: so an den Südenden der Querthäler von Estaubé, Troumouse und Bielsa oder Béousse (auf der spanischen Seite), weiter entfernt im Val du Lys bei Luchon und in kleineren Dimensionen am Lheris, westlich vom Adour-Thal bei Bagnères de Bigorre.

Wer nun andere Hochgebirgsländer kennt, ohne die Pyrenäen gesehen zu haben, der möchte versucht sein zu glauben, daß sich ähnliche Gebilde auch anderswo vorfinden. Aber im ganzen Alpengebiete z. B. ist doch nur eine einzige Stelle, die man, und auch diese nur an-

nähernd, mit den Cirques der Pyrenäen vergleichen könnte; es ist jenes von den nackten Wänden des Dauben- und Plattenhornes umschlossene Hochthal von Leuk am Gemmipaß; auch der hohe Bergkranz, welcher den Berchtesgadener Obersee auf der Südseite abschließt, vermag nur entfernt ein Bild jener eigenthümlichen Formation zu geben.

Wir wandern denn von Gèdre weiter gegen Süden. Der Weg windet sich um den Fuß des hohen Coumélie, einer breiten, auf granitischer Basis aufgebauten Kalkmasse, die sich fast ohne Unterbrechung bis zum Cylindre du Marboré fortsetzt. Drüben steigt zwischen den Pics de Soumaoute und Saugué die Höhe der Saussa empor, von welcher in reichen Cascaden kleinere Gaven herabstürzen in den Gave d'Aspet, welcher aus dem nach ihm benannten Thal, einem der wildesten Hochthäler der Pyrenäen, hervorströmt, um sich in den Gave de Pau zu ergießen. Dann betritt man das „Chaos“ oder die Peyrada von Gèdre, das wüste Trümmerfeld eines eingestürzten Gneisberges der Westseite, dessen gigantische Felsstücke in der Ausdehnung einer halben Stunde wild durch einander geworfen umherliegen, haushohe Kolosse von oft mehr als 60 Fuß Höhe, zwischen denen der Gave hindurchbraust und die Straße nach Gavarnie ihren Ausweg sucht. Es ist eine grauenhafte Wildniß, die wir rasch durcheilen möchten, die uns aber immer wieder halten läßt, um neue, nie gesehene Bilder eines Grabes der Natur anzustaunen.

Aber die überraschendste Erscheinung steht noch bevor, wenn man, um die letzte Felsenecke des Thalpasses biegend, urplötzlich den ungeheuren Cirque vor sich sieht, in seiner kolossalen Höhe, überwältigend nah, die düsteren, unersteiglich scheinenden Mauern, auf ihren Vorsprüngen mit Schnee- und Eismassen bedeckt und von Gletscherbächen durchfurcht, die in einer Reihe von Katarakten von demselben herabstürzen.

Die erste Wirkung dieser kolossalen Erscheinung ist die optische Täuschung, welcher hier, wie vor allen ungewöhnlich großen Gegenständen, das ungeübte Auge verfällt. Aber auch derjenige, dessen Blick und Augenmaß sich schon an manchen riesigen Gebilden der Hochgebirgswelt versucht und geübt hat, wird anfänglich irre geleitet; es fehlt ihm der Maßstab, um solche Verhältnisse sofort zu begreifen. So sehr der überraschende, urplötzliche Anblick des Cirque de Gavarnie meine Erwartung übertroffen — ich sollte doch noch in größeres Erstaunen gerathen, als ich, um zu der Felswand zu gelangen, die fast unmittelbar vor mir aufzusteigen schien, nahezu zwei Stunden, bis zu dem Thalkessel, den sie umschließt, und in dessen Mitte ich bereits zu stehen vermeinte, noch über eine Stunde zu gehen hatte.

Drei kleinere Thalmulden, alte Seebecken in staffelförmiger Linie über einander aufsteigend, sind noch zu überschreiten, bevor man in den eigentlichen Cirque gelangt. Ein Trupp französischer Infanteristen, die aus der nächsten dieser Vertiefungen heraufgestiegen kamen, bildete eine lebhafte Staffage von wohlthuender Farbenwirkung.

Endlich scheidet noch ein breiter Trümmerhügel, durch den Einsturz der östlichen Vorhöhe des Marboré gebildet, wie ein hoher Damm die letzte und größte jener Thalmulden, die von einer reichen Alpenflora übersäete Prade de St. Jean von dem Cirque. Die Gewalt der Wasser, die, von den Höhen des Marboré herabstürzend, sich im Thalkessel zum wilden Strom sammeln, hat jene Barriere durchbrochen, und neben diesem Canal führt uns denn der Weg hinein in die schweigende Rotunde, die in ewiger Dämmerung sich vor uns aufbaut.

Ein Amphitheater, ein Colosseum, das ist der erste Gegenstand, der sich uns zum Vergleich mit diesem ungeheuren Gebilde der Natur aufdrängt. Man glaubt in der That in einem derartigen, wenn auch von Riesenhänden erbauten, geschlossenen Raum sich zu befinden.

In drei Hauptabsätzen, durch viele kleinere gegliedert, steigt die Wand auf, 4300 Fuß hoch, von der Thalsohle bis zum schneebedeckten First, welchen da und dort noch höhere thurmartige Aufsätze krönen und tiefe, breschenartige Lücken durchbrechen. Der Umfang des Amphitheaters aber mißt 11450 Fuß, was der Ausdehnung einer halben Stunde gleichkommt.

Auf granitener Basis erhebt sich die halbkreisförmige Wand des Marboré. Der gewaltige Sockel von 1000 Fuß Höhe

besteht aus Urkalk; darüber steigen senkrecht, durch schneebedeckte Vorsprünge gegliedert, die muschelreichen Kalk- und Marmorbänke auf, wie hohe breite Friese, bald wie mit einem tiefgelben Anstrich überzogen, bald in schwarzer Färbung und von den Strömen des schmelzenden Firnenschnees schmutzig verwaschen.

Die Vorsprünge der Felswand entsprechen den Sitzreihen eines Amphitheaters. Aber wie würde sich das größte jener antiken Gebäude, das Flavische Colosseum der Tiberstadt, gegen dieses Colosseum der Natur ausnehmen! Nicht Legionen, nein, ganze Völkerschaften hätten ja auf einer jeden seiner Riesenstufen Platz!

Was die großartige Schönheit des Cirque de Gavarnie noch vor allen anderen ähnlichen Bildungen der Pyrenäen erhöht, sind die Wasserfälle, welche die Schnee- und Gletscherlager seiner stufenweise geformten Wand herabsenden. Ihre Zahl ist nach der Jahreszeit, nach der Feuchtigkeit oder Trockenheit der Witterung verschieden. Doch ist es beiläufig ein Dutzend, die, ewig herniederströmend, ihre tiefen Rinnsale in die Kalkwand gegraben; ihre Königin aber ist jene Riesencascade, die von der östlichen Wand 1266 Fuß in mächtigster Wasserfülle sich hinabwälzt in das Schneefeld zu ihren Füßen, welches sie durchfährt, um in der Tiefe des Thales sich mit vierzig anderen Gebirgswassern zu vereinen, die zusammen den Gave de Pau bilden.

Die Besteigung des Höhenkranzes des Marboré mit seinen thurmartigen Aufsätzen, mit seinen Breschen, die eine weite Ueberschau der spanischen Pyrenäen gewähren, ist in gleicher Weise reizvoll als mühsam und stellenweise auch gefährlich. Auf der westlichen Seite des Cirque, der großen Cascade gegenüber, öffnet sich eine tiefe dunkle Spalte, in der es auf glatten Felsklippen hinaufgeht.

„C'est la première échelle," waren die lakonischen Worte meines Führers, als wir nach einer kleinen Stunde mühsamen und bisweilen etwas schwindelnden Steigens eine steilabfallende, von Schneefeldern unterbrochene Matte erreicht hatten. Sie führt den Namen „Ets Sarradets", eine jener vielen eigenthümlichen Benennungen von Höhenbildungen in der Sprache der Pyrenäenbewohner. Die Wörter „Sarris" und „Isard", womit man die hier vorkommende kleine Gemsenart bezeichnet, sind davon abgeleitet oder hängen wenigstens damit zusammen.

An jener Stelle hatte ich auch zum ersten Mal Gelegenheit, das gewaltige Bild des Cirque von oben herab zu beschauen. Tief, weit und finster — denn kein Sonnenstrahl dringt hinab in den trümmerbedeckten Thalgrund — lag wie ein Tartarus der ungeheure Kessel in dämonischer Ruhe unter uns. Alles höhere organische Leben scheint hier bereits erloschen zu sein. Nur auf einem der jenseitigen Berghänge zog langsam, fast unbeweglich und in winziger Gestalt, die Tausendzahl einer jener großen Schafheerden hinauf, welche die charakteristische Staffage der Hochpyrenäen bilden. Hier war es der einzige Maßstab, solch ungewöhnliche Dimensionen zu messen.

Wir standen auf eine Stunde etwa der großen Cascade gegenüber, die sich in langsamen, ewig gleichmäßigen Schwingungen hinabwälzte, lautlos — denn selbst der Donner eines solchen Riesenkataraktes verhallt ungehört in derartigen Räumen, wo man in ungeheurer Einsamkeit den geheimen Pulsschlag der Zeit selbst zu vernehmen glaubt.

Die abnorme Structur der Cirques hat zu verschiedenen Hypothesen über deren Entstehung Anlaß gegeben, wovon sich eine interessante und geistreiche bei Ramond findet. In der Nachbarschaft von Bagnères de Bigorre sind die kleineren Cirques de Bedat und de Lheris, die augenscheinlich durch den Einsturz von Höhlungen entstanden sind. Man könnte daraus den Schluß ziehen, daß die größeren Cirques der Hochpyrenäen durch ähnliche Katastrophen gebildet worden seien. Thatsächlich ist auch der Thalgrund des Cirque de Gavarnie ein tiefes Schuttmeer. Indeß kann dasselbe auch lediglich durch das Abrollen losgelöster Massen entstanden sein, wie denn auch jetzt noch immer kolossale Trümmer von der verwitternden Kalkwand herabstürzen, wodurch das Umherwandeln im Cirque immerhin gefährlich wird. Ob sich also jene Theorie auch auf die gewaltigen Oules von Gavarnie und seiner Nachbarschaft, von Troumouse, Bielsa u. s. w. anwenden läßt, wird noch dahin gestellt bleiben müssen.

In jäher Steigung geht es hinauf über den Abhang der Sarradets. Die massigen Aufsätze des Marboré, der „Casque“ und „La Tour“ und die rohen Durchbrüche, die Rolandsbresche sowie die sogenannte „falsche Bresche“, zwischen welchen beiden der Taillon-Gletscher lagert, gewinnen, von dieser Höhe gesehen, bereits riesige Dimensionen. Dann aber heißt es nochmals eine steile eis- und schneebedeckte Felswand hinaufklimmen, mit mehreren ziemlich unbehaglichen Passagen, um zu dem Gletscher der Rolandsbresche, stellenweise Stufen ins Eis hätten gehauen werden müssen. Immerhin aber hieß es mit größter Vorsicht, den Bergstock horizontal gehalten, ohne rechts und links zu blicken, langsam vorwärtsschreiten. Jeder Fehltritt hätte verderbenbringend sein können, da der schmale zugerundete Gletscher am Rand eines tiefen Abgrundes hingelagert ist. Hat man endlich auch diese schwierige Passage hinter sich, so trennt nur noch eine mäßig breite und tiefe Mulde von der Bresche.

Jetzt erst trat uns auch dieses Gebilde

Cirque de Gavarnie, von Gavarnie aus gesehen.

zur Sernelha de la Breja zu gelangen. Dieser Gletscher ist eine compacte Masse von convexer Gestalt, und darum ward es mir erklärlich, daß mein Führer sagte, wir hätten es heute glücklich getroffen, weil der Gletscher mit Schnee bedeckt sei. Das ist nun bekanntlich in den Alpen gerade dasjenige, was Gletscherwanderungen sehr gefährlich macht, und der Grund, warum man solche dort in der Regel unterläßt. Der Gletscher der Rolandsbresche ist aber nicht von Rissen durchfurcht, wie jene des Alpenlandes oder die Maladetta-Gletscher, und so bereitete uns die Schneedecke über demselben eine sichere Bahn, während sonst in seinen wahren Dimensionen vor die Augen. Etwa 320 Fuß hoch, an der Basis von einer Breite von 120 Fuß, die sich gegen die Höhe hin beträchtlich erweitert, öffnet die Rolandsbresche, 9000 Fuß über dem Meer, die Aussicht nach der Gebirgswelt der spanischen Pyrenäen.

Wir stehen hier auf der Grenzlinie beider Reiche.

Weiße Wolkenzüge, von den Sturmwinden gejagt, die an der Steilwand des Marboré sich brechend, hier einen Ausweg finden, wirbelten um den hohen First der Bresche, die durch den theilweisen Einsturz der hier strahlenförmig geschich-

teten Kalkwände entstanden ist; ja es steht zu erwarten, daß über kurz oder lang noch eine größere Masse nachfolgen und mit ihren Trümmern den Abhang bedecken wird.

Der Rückweg nach dem Cirque hinab ging leichter von statten als ich geglaubt hatte. Eine gute Flasche Bordeaux hilft über alle Schwindel hinweg. Wir sausten, auf die Bergstöcke gestützt, die steilen Schneefelder abwärts, und die „Passages difficiles“ fielen mir erst wieder ein, als wir sie bereits hinter uns hatten. Nachmittags 4 Uhr kamen wir wohlbehalten nach Gavarnie zurück, nachdem wir neun Stunden unterwegs gewesen.

Vor dem Schlafengehen saß ich noch eine Weile vor der Schwelle des Wirthshauses. Die französische Soldateska, die hier im Quartier lag, hatte sich schon zur Ruhe begeben, das Hausgesinde der Herberge schickte sich auch dazu an, Old England spielte noch Karten. In den zerstreuten Hütten des Pyrenäendörfchens aber, die wie trübselige Erdhaufen umherlagen, regte sich kein Ton mehr. Nur von ferne her klang das Rauschen der Wasserstürze in unendlicher Monotonie in die stille Nacht hinaus. Als ich mich schließlich auch auf mein Nachtlager zurückzog, konnte ich den ruhigen Schlaf doch lange nicht finden. Mein erhitztes Blut führte mir in erregten Traumbildern die Scenen der Bergwelt vor, die heute an mir vorüberzogen. Ich wanderte wieder am abschüssigen Gletscherrande hoch droben an den Felswänden des Marboré. Unter mir lag der dämmernde Abgrund des Cirque; ein ängstlicher Blick hinab in die endlose Tiefe, da strauchelte der Fuß, ich schrak zusammen und — erwachte. Dies wiederholte sich noch mehrmals, bis ich endlich gegen Morgen in festen Schlaf sank. Doch sollte ich ihn nicht zu Ende kosten, denn drunten wartete schon in seiner braunen Jacke, den Pfeifenstummel im Munde, und in der Hand zwei Bergstöcke, mein Führer, der mir sagen ließ, es sei Zeit zum Aufbruch nach dem Cirque de Troumouse.

Wir ließen alsbald die gebahnten Wege beiseite, und stiegen über die steilen Wiesen des Coumélie, welcher zwischen den Gaven von Gavarnie und Héas sich hinlagert, empor. Eine Wanderung in solcher Natur bringt auf Schritt und Tritt neue und große Scenen. Ueber allen aber ruhte die stille Feier der erhabenen Einsamkeit, das Unnennbare des Hochgebirges. Gegen Norden standen in bräunlichen Massen die Bergreihen, durch deren Schluchten ich vor einigen Tagen ins Thal von Gavarnie gekommen war. Unter den Gipfeln tritt besonders der Bergons hervor, das Hauptziel der „petits marcheurs“, welche auf dieser Höhe mit wenig Strapazen eines der schönsten Panoramen zu genießen vermögen. Denn um den Fuß des Bergons reihen sich im majestätischen Halbrund die Kalk- und Granitzüge der Centralpyrenäen, mit ihren tiefgespaltenen Gavethälern und den finsteren Felsamphitheatern.

Schon gegen 8 Uhr hatten wir die Höhe des Coumélie erreicht, und schauten hinüber ins wilde steinige Thal von Héas. Der Felsenkranz des Marboré mit seinen Gletschern und Schneeflächen, Thürmen und Breschen, auch der Gipfel des Vignemale ließen in der Morgensonne nochmals ihr Prachtgebilde sehen. Dann ging es abwärts über Wiesenflächen, auf denen ungeheure Schafheerden uns entgegenkamen, dazwischen suchte auch einmal ein ungezogener Gave, der aus dem Thale von Estaubé hervorströmt, den Weg zu sperren. Dieses Thal ist ein wahres Dorado für die Schaf- und Ziegenhirten der Pyrenäen. Denn dort, zwischen den Hängen des Pimené, des Mont Ferrand und des Pic d'Estaubé, welche das Querthal umschließen, bewässern die abstürzenden Gaven den trefflichsten Weideboden.

Das Thal von Estaubé weist in bescheideneren Maßen die Bildung des Gavarnie-Thales auf; es steigt wie dieses stufenweise empor zu einem Felsencircus, welcher dasselbe abschließt.* Zwei kleine Breschen sind an dem Höhenrande dieses Amphitheaters sichtbar, Gletscher ziehen sich von demselben thalabwärts, und oben zu beiden Seiten des Pic d'Estaubé führen die tief eingeschnittenen Passagen des Port de Pinède (9160 Fuß ü. M.) und des Port Vieux oder de la Canaou d'Estaubé, hinüber nach Spanien, ins Thal von Bielsa.

* Ramond, welcher das Thal von Estaubé gründlich erforscht hat, nennt auch in Bezug auf den geognostischen Aufbau desselben das Thal von Gavarnie „la répétition de celle d'Estaubé“.

Der Einblick in den Cirque war uns im Vorübergehen durch die letzte Bergstufe, die wie ein Damm vor demselben lagert, nicht gestattet. Dagegen stieg über den Höhen im Süden der schneeige Gipfel des Mont Perdu empor, blendend weiß vom tiefklaren Herbsthimmel sich abhebend.

Gegen 9 Uhr erblickten wir endlich das Hauptziel unserer heutigen Morgenwanderung, den Cirque de Troumouse. Abermals die optische Täuschung wie vor dem Felsencircus von Gavarnie! Man glaubt schon an Ort und Stelle zu sein, und doch sind noch Berge, die man anfänglich für Hügel gehalten, zu übersteigen, Thalmulden, die sich ungeahnt öffnen, zu durchwandern, Gaven zu durchwaten, bis man in den eigentlichen Cirque gelangt.

Der Cirque de Troumouse übertrifft in seinen Dimensionen noch den Cirque de Gavarnie. Seine ungeheure Rotunde, in der sich Schafheerden von mehreren tausend Stück verlieren, würden 3 Millionen Menschen nicht ausfüllen; zehn Millionen hätten auf seinem Amphiteater Platz. Doch ist bei alledem die Wirkung seiner Erscheinung keine so überwältigende wie am Cirque de Gavarnie, dem Cirque par excellence, weil an der Oule de Troumouse die Verhältnisse ungünstiger sind. Bei einer relativen Höhe von 2600 bis 2800 Fuß seiner Granitwände ist derselbe über zwei Stunden weit im Halbkreis ausgedehnt, was der Höhenwirkung einen großen Eintrag thut; auch steigen seine Felsmauern nicht so schroff empor wie die Kalkwände des Marboré, und endlich fehlen auch noch die Wasserstürze, welche der Schönheit dieses Wundergebildes die Krone aufsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die Bäder, Quellen und Curorte Europa's. Von Dr. J. Hirschfeld und Dr. Wilh. Pichler. Zwei Bände. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke.

Mit diesem Bande ist die umfassende Uebersicht über sämmtliche Bäder unseres Welttheils abgeschlossen, die vollständigste, welche wir bis auf diesen Tag besitzen. Natürlich beruht sie nur zu einem kleinen Theil auf Autopsie und ist zum größten Theil aus den Specialarbeiten der Badeärzte zusammengestellt. Sie ist daher naturgemäß von ungleichem Werthe. Inzwischen gerade über diejenigen Bäder, welche für den Gebrauch in erster Linie in Frage kommen können, findet auch der Laie eine vorzüglich gute und gründliche Auskunft; den Aerzten aber wird gerade die Vollständigkeit der allgemeinen Uebersicht von außerordentlichem Werthe sein.

Geologische Bilder. Von B. von Cotta. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Das vorliegende Buch bedarf nicht unserer Empfehlung, nur daß es da sei und in seiner neuen Auflage wiederum erfreuliche Vermehrungen erfahren habe, braucht mitgetheilt zu werden. Diese Aufsätze, ursprüngli.h für die Illustrirte Zeitung geschrieben, sind unter der fortbildenden Hand ihres Verfassers allmälig zu einem der besten populären naturwissenschaftlichen Werke geworden. Die vorzüglichen Abbildungen mögen noch besonders hervorgehoben werden.

Aus dem Reichslande. Von F. v. Etzel, kaiserl. Forstmeister zu Colmar. Berlin, Verlag von J. Springer.

Es sind Vorträge, seiner Zeit im Elsaß gehalten und zumeist schon anderwärts abgedruckt, welche hier dargeboten werden. Einen rechten Grund, sie zusammen drucken zu lassen, können wir nicht entdecken, da sie an ihrem Ort seiner Zeit gewiß wohl geeignet waren und von denen, welche sich für die einzelnen Gegenstände interessiren, wohl auch bemerkt worden sind.

Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. XVI. Band. Darwinismus und Thierproduction. Von A. R. Hartmann. München, R. Oldenbourg.

Wir zeigen mit Vergnügen den wichtigen Fortgang eines ungemein nützlichen Unternehmens an. Der vorliegende Band enthält Darlegungen, welche von dem Problem der Züchtung aus sich nach verschiedenen Seiten erstrecken. Die Gründlichkeit, specialistische Einsicht mit klarer Darstellung verbunden, lassen uns gern dem Verfasser folgen, mag er nun von seinen Erfahrungen aus die Haltbarkeit des Darwinismus untersuchen oder Winke über die Zucht unserer Hausthiere geben.

Jeremias.

Eine Erzählung

von

Karl Heigel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

V.

Das Geheimniß des alten Herrn.

„War mein Lob übertrieben? ist Froschweiler nicht sechsmal seinen Preis werth?“

Diese Frage wurde von Herrn Archibald schon am ersten Vormittag an den neuen Schloßherrn gerichtet, aber von diesem durch eine Gegenfrage parirt:

„Ist es hier immer so heiß?“

Goldheim lag, ganz in gelben Nanking gekleidet, in einem Schaukelstuhl auf der Veranda und fächelte sich mit einem wagenradgroßen Panamastrohhut.

Es war freilich ein heißer Tag für ihn. Während das Thermometer 20 Grad R. im Schatten zeigte, trieb ihn ein begreifliches Interesse, Herrn von Frosch durch sämmtliche Stockwerke und Gemächer zu folgen. Bei allem Vertrauen in seinen Bevollmächtigten, Perlmann, hatte er doch während der letzten Monate die Geschäfte verwünscht, die ihn in der Residenz fesselten, und wäre nicht gerade damals so heidenmäßig viel Geld zu verdienen gewesen, würde er längst auf Froschweiler erschienen sein.

Nun hatte er endlich seinen Einzug halten können und, Gott sei Dank, sich überzeugt, daß er auch mit der Uebernahme des Ritterguts ein Geschäft gemacht.

„Da sieht man den Sybariten,“ spottete Herr von Frosch. „Auf! Vom Söller zeigte ich Ihnen bereits, wie weit Ihr Scepter reicht, nach der Tafel durchstreifen wir mit Förster und Inspector Wald und Feld, jetzt aber müssen Sie mir unter die Erde folgen.“

„Was nennen Sie unter die Erde?“

„Wir besuchen das Burgverließ Derer von Frosch.“

„Geh' ich nicht mit.“

„Wenn Ihnen der Name mißfällt, sagen wir Weinkeller.“

„Weinkeller? gut, da pflegt es kühl zu sein. Aber das sage ich Ihnen voraus, ich trinke Vormittags keinen Wein.“

„Den Wein, den Sie bei mir — oder vielmehr bei sich kosten sollen, trinkt man nicht, sondern schlürft man. Ich besaß von der Sorte nur noch zwanzig Flaschen, jede unbezahlbar — weshalb ich sie in die Inventur gar nicht aufnehmen ließ."

Goldheim betrachtete Herrn Archibald mit jenem Wohlwollen, das aus dem Wohlgefühl der eigenen Ueberlegenheit entspringt.

„Sie sind doch ein komischer Kauz, Herr von Frosch."

„Wie so, Herr Commerzienrath?"

„Sie verlieren ein Schloß, und prahlen mit einigen Flaschen Wein."

„Mein bester Commerzienrath," entgegnete Frosch mit spitzem Ton; „für's Erste, prahle ich nie; sodann finde ich es, gelinde gesprochen, sonderbar, von Ihnen an meinen Verlust gemahnt zu werden. Es giebt hier eine wunde Stelle — er klopfte ein wenig theatralisch an seine Herzseite — eine wunde Stelle, die —"

„Aber, alter Freund, wie können Sie mir eine beleidigende Absicht zumuthen! Wer wird denn gleich hitzig?! Das schadet der Gesundheit. Kommen Sie; wir besehen uns den Keller, und um Ihnen meine Gemüthsart zu zeigen, trinke ich ein Glas zur Gesellschaft mit."

Herr Archibald, der nicht im Stande war, einen Gedanken oder eine Empfindung lange festzuhalten, lächelte schon wieder, als er auf der Thürschwelle stand und den Commerzienrath die steilen Felsenstufen hinab in den schwarzen Schlund blicken ließ. Früher hatten die unterirdischen Gewölbe zwei Eingänge, der eine davon, im Schloß, war bei den baulichen Veränderungen vermauert worden, und ein bequemer erreichbarer Gelaß diente seitdem zur Aufbewahrung des Tagesbedarfes. Zum anderen mußte man über den Schloßplatz. Hinter der Försterei und den Wirthschaftsgebäuden in dichtem Gehölz wölbte sich ein Rasenhügel über der Eisenpforte.

„Einen Augenblick," sagte Goldheim und band sich sein rothseidenes Taschentuch um den Hals. „Ich finde es sehr leichtsinnig von Ihnen, daß Sie nicht auch einen Paletot anzogen."

„Ah bah, die von Frosch haben eine eiserne Natur."

„Was machen Sie denn?" fragte Goldheim ängstlich, da der Andere den Schlüssel abzog und die Thür hinter sich ins Schloß fallen ließ.

„Wenn Sie erst unten sind, werden Sie einsehen, daß man die Thür nicht offen lassen kann. Gelegenheit macht Diebe, und diese Bedienten haben zwar keine Zunge, aber Durst."

„Sind denn die Räume so gewaltig, daß man sich darin verliert?" fragte Goldheim, der am liebsten umgekehrt wäre.

„Die römischen Katakomben sind ein Mauseloch dagegen."

Sie kletterten hinab, Herr Archibald, eine Laterne in der Hand, voran. Goldheim fand die Stiege zum Halsbrechen steil, und die Luft, die ihnen entgegenwehte, schaurig kühl wie aus einer Gruft.

Sein Begleiter meinte scherzend, daß die Casematten von Froschweiler sicherlich manch' eines armen Teufels Gruft geworden seien. Aber Goldheim verstand keinen Spaß, sondern verweigerte entschieden seine Begleitung, wenn drunten „was Beinernes" zu sehen wäre.

Der Andere konnte mit voller Aufrichtigkeit versichern, daß die Räume seit Jahrhunderten nur friedlichen und freundlichsten Zwecken gedient hätten; zum Beweis leuchtete er — sie gelangten aus einem überwölbten langen Gang in einen höher geschwungenen, pfeilergetragenen Raum — auf eine Reihe Stückfässer.

„Urväter Hausrath, ohne Werth," sagte Frosch. „Meine Ahnen waren in allen ritterlichen Uebungen Meister."

Das nächste Gelaß sah mehr vertrauenerweckend aus. An den Wänden waren Regale angebracht, und wohin Archibald das Licht wandern ließ, spiegelte es sich in schwarzem Flaschenglas. So war es auch in drei, vier folgenden Kammern.

Je nach der Güte der Weine die Stimme steigernd oder senkend, nannte Herr Archibald die verschiedenen Sorten.

„Beaujolais, Macon, vins d'ordinaire; Chambertin, Mont-Rachet.“

„Wie heißt der?“

„Mont-Rachet.“

„Kenn' ich nicht.“

„Barbar! nach meinem Dafürhalten der feinste französische Weißwein.“

„Giscours, Lagrange, crus dritten Ranges, Tafelweine, aber eben darum für einen wohlbestellten Keller von hoher Wichtigkeit; Léoville, La Rose, seconde classe; steht Alles in der Inventur.“

„Die grands crus von Bordeaux: Chateau Lafite 1858, Chateau Latour 1857.“

„Echt?“

Herr Archibald maß den Ketzer mit einem großen Blick. „Glauben Sie,“ sagte er, „daß ich ein Vermögen in vin bleu hinuntergespült habe?“

Der glückliche Gewinner dieser Schätze aber dachte: Wie kann man so dumm sein!

„Hier kommen wir zu den vaterländischen Gewächsen.“

„Schon? Ich vermisse Champagner.“

Der Andere leuchtete ihm voll ins Gesicht. „Was ich noch an Champagner besaß, habe ich mit Ihrem Freund Perlmann ausgetrunken. Merken Sie sich's: Kenner werden nie ein großes Champagnerlager halten, denn sein Werth ist kurzlebig wie sein Schaum.“

„Leichter Mosel. — Kräftiger Ahrwein. — Die Edelgewächse des Rheingaus.“

„Und nun befinden wir uns unter dem Schloß.“

Sie standen, durch eine niedrige Oeffnung schlüpfend, wie vor einem schwarzen Schlund. Erst nachdem sich die Augen ans Finstere gewöhnt hatten, unterschied Goldheim hellere und dunklere Partien und sah beim Laternenschein mächtige, gerippte Quaderpfeiler und das feuchtschimmernde Gewölbe.

„Kehren wir um?“ fragte er, sich wie die Motte zum Licht haltend.

„Bewahre, das Beste kommt noch.“

Seines Begleiters, seine eigene Stimme klang Goldheim fremdartig hohl, und da sie vorwärts schritten, war's ihm, als schwanke der Boden unter seinen Füßen.

Einmal wollte sich Archibald vom Commerzienrath trennen, damit derselbe am allmäligen Ersterben von Licht und Schall die gewaltige Ausdehnung des unterirdischen Baues ermessen könne. Allein Goldheim hielt ihn am Rockschoß fest. So trugen sie denn gemeinsam das schüchtern brennende Licht in die gähnende Finsterniß. Pfeiler nach Pfeiler dämmerte empor und versank hinter ihnen wieder ins Dunkel. Endlich standen sie vor einer Querwand.

„Hier hat die Herrlichkeit hoffentlich ihr Ende,“ fragte Goldheim, „und wir können den Rückweg antreten.“

„St! jetzt kommt die Ueberraschung. Bemerken Sie etwas?“

„Ich bemerke nichts, als feuchtes, moderiges Mauerwerk und zwei Narren, die sich darin den Schnupfen holen.“

„Sie werden sehen!“ Damit nahm Archibald den Mißvergnügten an der Hand und zog ihn mit sich. Ein gewaltiger Pfeiler, der im Winkel der Längen- und Querwand stand, verdeckte eine schachtähnliche Oeffnung in der letzteren. „Bücken Sie sich!“ warnte Frosch.

Sie krochen durch das Loch eine Strecke aufwärts und gelangten jenseits in einen schmalen Gang, der durch einige hoch angebrachte Luftscharten spärliches Tageslicht empfing.

„Von diesem Gang hat Niemand außer mir und Ihrem Baumeister eine Ahnung, und auch er, der nur die Festigkeit des Fundaments zu untersuchen hatte, lernte nicht das ganze Geheimniß kennen. Hier zur Rechten haben wir die wahre Hintermauer des Schlosses. Durch ihre Scharten vermögen nur Sonne und Mond zu blicken, denn draußen geht es steil hinab in beträchtlicher Tiefe. Was erblicken Sie am Ende des Ganges?"

„Da ich nicht wie die Katze im Finstern sehen kann — nichts," versetzte Goldheim, den die unheimliche Wanderung mit wahrem Ingrimm gegen seinen Führer erfüllte.

„Folgen Sie mir!"

Wenn du jetzt nicht Außerordentliches zeigst, soll dich der Spaß gereuen! dachte der Andere.

Am Ende des Ganges stieg Frosch ein paar Stufen empor und schloß eine grau übertünchte starke Eisenthür auf.

„Mein bester Commerzienrath," sagte er, „in diesem Augenblick erst haben Sie von Froschweiler völlig Besitz ergriffen. Treten Sie ein!"

Archibald hatte zwei bereit stehende Windlichter angezündet, und es zeigte sich dem argwöhnisch umherblickenden Goldheim ein kleiner Gelaß, der durch eine Mauerluke nur wenig Wärme und Licht empfing, für einen kurzen Aufenthalt an heißem Sommermittag aber hinreichende Bequemlichkeit bot. Die Wände waren bis zum Ansatz der Gratbögen getäfelt; zwei mittelalterliche Sitztruhen, ein Tisch und ein tragbarer Flaschenkeller aus Eisenstäben bildeten die Hauptstücke der Ausstattung.

„Nun, was sagen Sie zu meinem Einfall, diesen weltverlorenen Winkel in ein trautestes Plätzchen zu verwandeln!" triumphirte Herr Archibald. „Sie jubeln nicht? Sie fallen mir nicht um den Hals?"

Der Commerzienrath machte ein langes Gesicht. „Ist das der ganze Zauber?"

„Verlangen Sie mehr? Hier können Sie eine Million verwahren und sich droben ruhig schlafen legen. Hier können Sie allein oder mit einem Vertrauten ungestört träumen oder poculiren, plaudern oder einen Staatsstreich berathen, hier sind Sie vor Freund und Feind, sogar vor dem Executor sicher."

„Verbitte mir alle schlechten Witze."

„Herr! ich spreche in vollem Ernst. Solch ein Refugium ist für hundert menschenmögliche Fälle unbezahlbar. Fehlt es etwa an Comfort? Zwei Kerzen reichen zur Beleuchtung hin; hier ein bequemer Sitz, Decken um sich warm zu halten, und hier ein Schatz, golden, aber besser als Gold!"

Er nahm behutsam eine Flasche aus dem Behältniß, entkorkte sie und schenkte zwei schön geformte und geschliffene alte Krystallgläser voll. „Riechen Sie?" rief er, die Nüstern einziehend, leuchtenden Blickes. „Nur der Rheinwein hat Bouquet. Und dieser Rheinwein ist Rauenthaler Berg 1847."

„Ist denn nicht Schloß Johannisberger —"

„Rauenthaler Berg 1847!" wiederholte Herr von Frosch mit unbeugsamer Würde. „Nehmen wir Platz!"

Sein Begleiter gehorchte mit Widerstreben. „Giebt es hier Ratten?"

„Hier ganz gewiß nicht. Jenes Eisen und diese Quadern trotzen dem Zahn der Zeit und der Ratten. Was Möbel und Geschirr betrifft, hinterlasse ich Ihnen kostbare Familienreliquien. Zu Ihren Häupten dort das Getäfel trägt die Devise derer von Frosch: Bedenk's Ende! Verstehen Sie Latein?"

„Was soll mir Latein!"

„Dann werd' ich Ihnen die Inschriften auf unseren Gläsern übersetzen. Hier um den Rand des meinen heißt es: Qui ebiberit hoc poculum, videbit Deum. Wer diesen Becher leert, wird Gott sehen.

Auf Ihrem Glase aber steht: der Wein knüpft, der Wein löst das Band der Freundschaft."

„Ich gebe diesem Spruch den Vorzug. Ein vernünftiger Spruch," meinte Goldheim, indem er nachdenklich das Glas drehte und die lateinischen Worte las:

„Vino junguntur, vino solvuntur amici."

„Ich habe frei übersetzt," erwiederte Frosch, dessen Latein seit vielen Jahren auf Trinkspruchweisheit sich beschränkte. „Bei solchem Tropfen," setzte er sich erhebend hinzu, „ist Hader unmöglich. Ich bringe Euch nach altem Brauch dies Glas: Ritter! Ich bitte Euch, Ihr wollet mir zu Lieb und Ehre einen Trunk thun!"

Herr von Frosch bestand auf der Nagelprobe. Doch vom zweiten Glase nippte Goldheim nur, und als jener den Heidelberger Vers citirte:

„Wir können vieler Ding' entbehren
Und dies und jenes nicht begehren,
Doch werden wenig Männer sein,
Die Weiber hassen und den Wein;"

wappnete sich der Andere mit der Weisheit der Rabbinen: Ueber den Trunkenen hat der Teufel Macht. Archibald dagegen befand sich in seinem Element; er erzählte allerlei Schnurren von Trinkern und Getränken und merkte bald nicht mehr, daß er allein Glas auf Glas leerte. Von seiner lauten Fröhlichkeit eingeschüchtert, wagte der Commerzienrath keinen Widerspruch gegen das Entkorken einer zweiten Flasche. Auch ließ sich der Aufenthalt ertragen. Der Mäßige fühlte sich vom Wein nur angenehm erwärmt, und selber wortkarg, lockte er dem Anderen das Herz über die Lippen.

„Goldheimchen," rief Archibald, „ich hätte Grund, Ihnen zu grollen, aber ich kann's nicht. Sie sind eben so groß im Einnehmen wie ich im Ausgeben. In uns Zweien ist der Begriff Mensch erschöpft, und darum ward es in Gottes Rath bestimmt, daß wir verbunden bleiben. Nun sind wir die beiden Pole an der Axe, um die sich die Welt dreht. Es lebe die Liebe! Es lebe unser Liebespaar!"

„Ich verstehe Sie nicht."

„Alter Schlaukopf! Sie sollten das Einverständniß zwischen unseren Kindern nicht bemerkt, ja, ich sage, Sie sollten es nicht beabsichtigt haben?"

„Herr von Frosch!" fuhr der Commerzienrath empor.

„Sie hatten Glück wie immer. Edgar und Adelheid lieben sich. Wann feiern wir die Hochzeit?"

Goldheim rieb unruhig das glatte Kinn. „Angenommen," sagte er giftig, „angenommen, Sie vermutheten richtig, so wär's nicht die Familie Goldheim, die von Glück sagen könnte."

Herrn Archibald's Augen begannen zu rollen, dann schlug er auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. „Das soll doch nicht heißen, daß — — Herr, mein Sohn legt eins der ältesten Wappen in die Wagschale."

„Was nützt ihm ein Wappen, wenn er's nur auf Manschettenknöpfen und Schnupftüchern anbringen kann? Meine Tochter erhält ein Schloß als Mitgift. Ein Schloß ohne Wappen ist mir lieber als ein Wappen ohne Schloß."

„Sie wagen uns zu beleidigen, hier zu beleidigen —"

Dies „hier" fuhr dem Anderen eisig durch den Sinn. „Ueber den Trunkenen hat der Teufel Macht," und hier brachte kein Ruf Hülfe und Schutz herbei. So bezwang er sich und hielt dem Zornigen lachend das Glas hin. „Sie sind ein unverbesserlicher Hitzkopf, alter Freund! Wenn ich nun auch einer wäre, dann würde der Spruch auf Ihrem Glase da ein Wahrspruch geworden sein. Es fiel mir ja nicht im Traume ein, Sie beleidigen zu wollen. Im Gegentheil, ein

Schwiegersohn, altadelig und braver Officier wie Ihr Edgar, wäre mein Stolz; hinwieder ist eine Schwiegertochter mit einigen hunderttausend Thalern auch nicht zu verachten. Lassen wir die Welt auf zwei Axen rollen; die eine davon heißt Geld. Würden Sie meine Adelheid als eine passende Partie für Ihren Herrn Sohn schätzen, wenn ich ein Mann ohne Geld wäre? Wie aber soll ich das gering achten, was mir zur Ehre eines solchen Schwiegersohns verhilft?!"

„Hm — das heißt — ja, von der Seite betrachtet," sagte Archibald, dem es im Kopfe bereits wirbelig wurde; „also Friede, Freundschaft, Verlobung! Es lebe das Brautpaar!"

Er stieß sein Glas so heftig an das stärkere des Anderen, daß es klingend zerbrach.

„Eine Mahnung zum Aufbruch," drängte Goldheim. „Wir werden längst erwartet."

„Bedenk's Ende," sagte Herr Archibald und blickte verdüstert auf den Scherben in seiner Hand. „Wenn ich dem Wahlspruch meiner Familie treu geblieben wäre, säße ich jetzt nicht als Gast hier. — Bah, das erinnert mich an meine letzte Pflicht." — Er überreichte dem Commerzienrath mit feierlicher Miene zwei Schlüssel.

„Das ist der Eingangsschlüssel zum Gewölbe: ein zweites Exemplar hat Ihre Frau Gemahlin in Verwahrung. Dieser kleinere aber ist der einzige zu diesem Geheimniß. So, und nun zünden wir wieder die Laternen an. Die Kerzen aus! Ich bitte den Burgherrn, seinem Gast das Geleit zu geben."

VI.

Herr Goldheim geht mit Siebenmeilenstiefeln.

Archibald von Frosch hielt den Anstand, womit er neben dem Commerzienrath den Weg der Finsterniß zurücklegte, am Tageslicht mühsam und kaum so lange aufrecht, bis er in seinem Zimmer war. Zwar däuchte er sich dort, auf dem Sopha sitzend, erhaben wie Marius auf den Trümmern Karthago's, doch nur ein Weilchen, dann kam er sich selbst wie eine Ruine vor. Die Eltern, die Gattin und — er hätte es beschworen — der Sohn todt! Verwaist, verwittwet, kinderlos, der Letzte eines ruhmreichen Geschlechts! — Doch sein tiefer Seufzer verwandelte sich in Gähnen; die Hand, welche zum thränenden Auge wollte, fiel bleiern herab. Um so lebendiger wurde es um ihn, die Möbel hoben und senkten sich, das Haus war ein schwankendes Schiff, und die Maschine arbeitete mit zwanzig Pferdekraft in seinem Schädel.

Gut, daß man mir unten nichts anmerkte, war sein letzter Gedanke; diesem Goldheim habe ich riesig imponirt.

Dann lehnte er sich zurück; sein Auge schloß, sein Mund öffnete sich — er schnarchte —

Indessen ruhte sich der Mann, welchem Archibald „riesig imponirt" hatte, ebenfalls von den Reiseabenteuern unter der Erde aus, allein mit sehr klaren Augen und nüchternem Gehirn. Der Postbote hatte kurz vorher das gestrige Abendblatt der Börsenzeitung gebracht, und Goldheim, einen Lehnstuhl an die offene Balconthür rückend, studirte vor Allem den Coursbericht. Dann, mit zufriedener Miene, breitete er das Blatt über die Knie, gab seiner Cigarre neue Gluth und blinzelte in die blauen Ringel.

Sechs Nullen hinter der Eins, dachte er, und da soll ich mir eine Kugel ans Bein binden? Die Pest über den aufgeblasenen Narren, den Trunkenbold und Vergeuder! ich gebe seinem Blut meine Tochter nicht.

Aber das geheime Gewölbe ist gut, obzwar ich noch nicht weiß, wozu es gut ist. Die Finger jucken mir, den Sauf-

aus in seinem „trautesten Kneipchen“ einzuschließen und vierundzwanzig Stunden darin zu lassen. Doch das wäre ein Schülerstreich gewesen; ich werde ihm auf andere Art mein Haus verleiden.

Was will er hier, nun er nichts mehr nutz und nießlich ist! Soll ich mit dem Gewinn, den ich aus seinem Laster zog, das Laster mästen? Weil ich mit dem Pfund des faulen Knechtes wucherte, den faulen Knecht belohnen?

Allerdings, sein Sohn ist ein moralischer Mensch. Aber hat man nicht Beispiele, daß die vererbte böse Natur erst im reifen Alter zum Durchbruch gelangt? Der Reiche lebt in einer festen Stadt; dagegen ist Tugend ohne Geld ein Thurm ohne Riegel.

Ich soll seine Werbung gewünscht und begünstigt haben. Mag sein. Der Sperling ist gut, so lange man die Taube nicht hat. Das Heute ist hungriger, als das Gestern. Ich werde mich an den Verstand meiner Tochter wenden. Adelheid, werd' ich sagen, wenn Einer sicher wüßte, daß er das große Loos gewinnt, und spielte doch nur ein Viertel, wär' er ein Narr. Mit der Wünschelruthe in der Hand, muß man nicht nur bis drei zählen. Ahme deinem Vater nach!

Wieder nahm er die Zeitung auf und überflog die erste Seite. Da gab es ihm einen Schlag aufs Herz, er las seinen Namen und —

Seine Augen öffneten sich weit, doch das Blatt schwankte in der Hand, die Buchstaben tanzten vor dem Blick. Dann las er die überraschende Stelle noch einmal:

„S. M. der König haben allergnädigst geruht, dem Commerzienrath Eduard Jeremias Goldheim den Charakter als Geheimer Commerzienrath zu verleihen.“

Die erste Absicht unseres Polykrates war, Sturm zu läuten, seiner Familie, seiner Dienerschaft, seinen Gästen das Ereigniß zu verkünden. — Ja, wenn ein altmodischer Klingelzug zur Hand gewesen wäre! Doch das nüchterne, schnurrende Rrr—ing, als er den Haustelegraphen spielen ließ, kühlte seinen Flammeneifer.

Ein Mann wie er nimmt dergleichen mit würdiger Gelassenheit hin; je weniger Aufhebens er davon macht, desto ehrfurchtsvoller betrachtet ihn die Menge. Erwähnen wir also die Zeitungsnotiz ganz beiläufig bei Tisch, lassen wir durchblicken, daß wir von der uns zugedachten Auszeichnung längst gewußt und die Residenz einige Tage früher verlassen haben, um den lästigen Gratulationen zu entgehen. Von dieser stolzen Bescheidenheit sticht der Nimbus um so heller ab.

Dem Diener, der nach seinen Befehlen fragen kam, etwas zu sagen, erkundigte sich Goldheim mit großartiger Zurückhaltung nach dem Befinden der „Commerzienräthin“.

Die Frau Commerzienräthin halte auf der Veranda ein Schläfchen. O ahnungsloser Engel!

Der Diener wurde durch ein Kopfnicken entlassen. Dann ging Goldheim, die Börsenzeitung unter dem Arm, die Hände in den Taschen, mit schwellender Brust und qualmender Cigarre, auf und ab.

Ein breiter Spiegel reichte von der Decke bis zum Boden. Vor ihn stellte sich Goldheim, um voll zärtlicher Bewunderung den „Geheimen Commerzienrath“ zu betrachten.

Er sah imponirend aus.

Es fehlte ihm nur noch ein Ordensband im Knopfloch.

* * *

Um fünf Uhr sollte gegessen werden, um zwölf Uhr hatte Eduard Jeremias seine Beförderung gedruckt gelesen. Ertrag' es Einer, sich fünf Stunden lang von allerlei Volk Titel und Würden

schmälern zu lassen. „Herr Commerzienrath“ da, „Herr Commerzienrath“ dort. Wie armselig und seiner so gar nicht mehr würdig das klang! Es ward ihm unmöglich, das Incognito länger zu bewahren; er setzte seine Frau von der allerhöchst ihm erwiesenen Gnade in Kenntniß und sah sich in seinem Vertrauen auf ihre herzliche Theilnahme nicht getäuscht: schon in der nächsten Viertelstunde drängte sich Männiglich unter den nichtigsten Vorwänden an ihn heran, um durch die von oben befohlene Anrede „Herr Geheimrath“ Glückwunsch und Huldigung auszudrücken.

Der Pastor und der Bürgermeister von Lopdäl, welche auf Froschweiler ihre Aufwartung machten, wurden zu Tische behalten.

Herr Archibald erfuhr die Nachricht zuletzt, denn er schlief, bis es zum Essen läutete. Bei seinem Eintritt in den Speisesaal merkte er an den Mienen der Wirthe, daß er etwas lange hatte auf sich warten lassen. „Vergebung, meine Gnädige,“ sagte er, Frau Sidonien die Hand küssend. „Wenn ich zu spät komme, trägt Ihr Herr Gemahl die Schuld. — Sie wollten mich ja zu einem Spaziergang abrufen, lieber Commerzienrath? Ich warte und warte, vertiefe mich schließlich in eine Lectüre, überhöre das Läuten und sehe endlich mit Schrecken die vorgerückte Zeit; gestehen Sie nur, daß Sie geschlafen haben!“ Seine Stimme klang nach der peinlichen Stille der letzten Minuten doppelt so laut.

Herr Goldheim warf vornehm den Kopf zurück, Schwager Salburg erröthete vor Unwillen.

„Lieber Papa,“ sagte lächelnd der Lieutenant, „unser liebenswürdiger Wirth ist unterdessen avancirt. Majestät haben ihn zum Geheimen Commerzienrath ernannt.“

„Potz Wetter, da gratulire ich,“ rief der alte von Frosch ohne irgend welche Erregung. Und indem er dem Begnadeten derbe die Hand schüttelte, murmelte er: „Ein wahres Glück, daß wir das nicht vorher erfuhren, sonst wäre unser Affe noch größer geworden. — Ohne Sorge!“ setzte er auf den entrüsteten Blick Goldheim's hinzu; „ich werde nichts verrathen.“

Der Schloßherr saß mit der Würde eines Gerichtspräsidenten zwischen Pastor und Bürgermeister, allein Herr Archibald, sobald er die Serviette über den Knieen hatte, auch in der richtigen Tischlaune, ließ durch seine Plauderhaftigkeit eine feierliche Stimmung nicht aufkommen.

Da er schon in den ersten zehn Minuten dem Haupt der Familie zwei Mal den ‚Geheimen‘ vorenthielt, wurde Frau Sidonie ungeduldig. „Mein Eduard,“ sagte sie, die Mundwinkel herab- und die Augenbrauen emporziehend, „mein Eduard findet den Titel ‚Geheimer Commerzienrath‘ zu umständlich, zu prätentiös. Ich schlug ihm kurzweg ‚Geheimrath‘ vor, und er ist damit einverstanden. Sie doch auch, Herr von Frosch?“

„Wie Sie wünschen! Man nimmt's ja heutzutage mit Titeln überhaupt nicht mehr genau. Bei Tisch große Messer und kleine Geschichten, sagt Madame Geoffrin; und keine langathmigen Titel! fügen wir hinzu. Also, lieber Geheimrath! wenn das Wetter so schön bleibt, machen wir morgen einen Ausflug. Sie haben da ein paar Capitalsjungen zu Gutsnachbarn.“

„Hm, ja, vielleicht,“ war der Dank des Tafelpräsidenten. Gleich darauf wandte er sich an seinen Nachbar zur Rechten. „Ich werde Ehrwürden gelegentlich um eine Liste derjenigen Personen in Lopdäl und Umgegend bitten, denen ich Besuch machen soll. Apropos, Sidonie, erinnere mich, daß ich neue Visitenkarten bestelle!“

Adelheid und Edgar pflogen ein Gespräch für sich.

„Ich schwärme für Ihren Papa," sagte Jene. „Er ist immer bei Laune."

„Dann möchte ich, daß er mir mehr davon vererbt hätte."

„Ich habe noch keinen Hang zur Schwermuth an Ihnen bemerkt."

„Der wäre auch schlimm am Soldaten. Allein ganz so leicht rollt mein Blut nicht. Zum Lebemann fehlt mir schon Nummer Eins: Ich bin kein Gourmet."

„Das ist ja höchst anerkennenswerth. So liebenswürdig ich den Gourmet mit grauen Haaren finde, so schrecklich ist mir der jugendliche Eßkünstler. Der Materialismus unserer jeunesse dorée ist eben so sehr Heuchelei, wie die Empfindsamkeit des jungen Werther. Ja, ich ziehe die altmodischen Stammbücher den Menus meiner Vettern vor."

Edgar sah ihr forschend ins Auge. „Seltsam," sagte er. „Aller menschlichen Berechnung nach müßten Sie ganz glücklich, ganz zufrieden sein. Doch da klingt zuweilen aus Ihren Worten ein Ton —"

„Haben Sie ihn während der letzten vier Wochen nicht seltener gehört?" fragte sie, und ihr Blick ließ ihm über die Bedeutung der Frage keinen Zweifel.

„Adelheid!" rief Goldheim, der das Paar mit wachsendem Unwillen beobachtete; „du hast mir noch nicht erzählt: Wurdet Ihr viel von Fremden belästigt?"

„Belästigt? Nein."

„Ich wäre nicht abgeneigt, den Park fürs Publicum zu schließen. Man ist ja gern human, aber auch gern unter sich."

Da tönte Peitschenknall, und der Kies der Schloßauffahrt knirschte unter Wagenrädern.

„Es fährt Jemand vor," rief Goldheim und wollte nachsehen. Doch das war ja wieder eine plebejische Regung, die er bezwingen mußte.

„Vielleicht sind es Cohnfeld's," rief Frau Sidonie in heller Freude aus.

„Oder Excellenz von Knüttel," prahlte ihr Gemahl, „ich habe Excellenz eingeladen, mich auf Froschweiler zu besuchen."

Schwager Salburg lief, unbekümmert um Anstand und Etikette, zum Fenster. Die Zipfel der Serviette, die er um den Hals gebunden hatte, standen links und rechts wie ungeheure Ohren ab.

„Es ist Perlmann!" rief er in den Saal zurück.

Das Gesicht des Commerzienraths verlängerte sich.

„Und ein Herr, ein sehr feiner Herr, lieber Schwager!"

Des Letzteren Miene heiterte sich auf und wurde freudestrahlend, als ein Diener die Karte des „sehr feinen Herrn" hereinbrachte:

„Fedor Graf von Sabatzky."

Ah, das war was Anderes! Einem Grafen konnte auch der Geheime Commerzienrath entgegengehen.

Nun falle die Welt ein, dachte Archibald, wenn das mein verschollener Russe ist!

Ja, es war sein Sabatzky, heute in einem Phantasie-Costüm, das an französische Seebäder, Wettrennen und Taubenschießen erinnerte. Er verneigte sich zuerst vor der Gesellschaft überhaupt, dann mit wohlüberlegter Nuancirung vor den Einzelnen, schoß auf Frau Sidonie einen feurigen Blick ab, widmete Adelheid einen schwärmerischen, drückte Herrn Archibald mit kühler Höflichkeit die Fingerspitzen und gewährte dem Lieutenant ein steifes Kopfnicken. Unterdessen erklärte Perlmann, daß er in Swinemünde, seinem diesjährigen Sommeraufenthalt, die Bekanntschaft des Herrn Grafen — feiner Mann mit besten Empfehlungen und unbeschränktem Credit — gemacht und denselben zu einem Ausflug nach Froschweiler — romantische Gegend, interessante Familie — bewogen habe. Heute früh hätten sie die Schiffgelegenheit nach Seldin benutzt, dort — für enormes Geld —

einen Wagen gemiethet und seien „mit göttlicher Hülfe“ nun hier.

Auf des Commerzienraths Wink wurde der Stuhl für den Fremden zwischen der Hausfrau und Archibald eingeschoben; Perlmann nahm sich seinen Platz selbst zu ihrer Linken, schenkte ein Weinglas voll und erklärte, daß er für Drei essen werde.

„Schöne Fahrt heute,“ meinte der Pastor.

Der ehrwürdige Herr trug das Haar über beiden Schläfen gescheitelt, die mittlere Partie war zu einem Büschel emporgebürstet.

„Schön nennen Sie das?“ rief Perlmann. „Sie müssen ein Mann von bescheidenen Ansprüchen sein.“

„Die See ist ja glatt wie meine Hand.“

„Das macht sich von hier aus so, aber seien Sie mal drauf! Wellen so hoch, sage ich Ihnen. Wann sind Sie angekommen?“ wandte er sich vom Pastor zum Hausherrn. „Vor Allem: Herr Geheimster Commerzienrath, ich gratulire.“

„Sie wissen schon?“

„Hab' ich doch dem Hausknecht im goldenen Anker, wo wir die Pferde fütterten, ein Fünfgroschenstück für die Freudenpost gegeben.“

Goldheim fand seinen Adjutanten unausstehlich, aber er hatte den Grafen gebracht, der Graf war gut.

„Sie lassen den Wagen doch heimfahren und bleiben mein Gast, Herr Graf?“

„Selbstverständlich, daß wir bleiben,“ nahm Perlmann für Sabatzky das Wort. „Mich bringt man so bald nicht wieder auf ein Schiff!“

Dieser gräßliche Perlmann! Aber der Graf war gut.

„Fritz, zwei Zimmer; im ersten Stock für den Herrn Grafen und eins im zweiten für Herrn Perlmann!“

„Ich nehm' auch zwei,“ warf Letzterer ein.

„Du, Josef, sprich mit dem Kutscher! er kann heimfahren.“

„Bezahlt haben wir noch nicht,“ bemerkte Perlmann.

„So bezahl' ihn, Josef; laß dir aber die Taxe zeigen und sieh', daß er's billiger macht.“

„Hoffentlich verschwinden Sie uns hier nicht eben so plötzlich und räthselhaft wie damals in der Residenz,“ sagte Herr Archibald, der den Groll gegen seinen falschen Retter nicht verwinden konnte.

„Wie verstehen Sie das?“ fragte Sabatzky und die Spitzen seines Bärtchens zuckten.

„Nun, Sie erinnern sich doch, daß wir uns im vergangenen Winter ein Rendezvous gaben?“

„Gewiß, und daß Sie mich vergeblich warten ließen. Ich liebe nicht zu warten, und da ich mich überhaupt in Ihrer Capitale zu langweilen anfing, reiste ich ab.“

Herr von Frosch fühlte sich geschlagen. Durch eigene Schuld, durch seinen unverantwortlichen Leichtsinn hatte er erst sein Glück und dann seine Rettung verwirkt!

— Es war ein Tag der Ueberraschungen. Noch saß die Gesellschaft bei Tisch, als der Bürgermeister aus dem Zimmer gerufen wurde. Der Amtsbote aus Loppdäl habe eine eilige Bestellung für ihn.

Der Bürgermeister folgte mit würdiger Gemessenheit dem Rufe der Pflicht, kam aber um so hastiger und aufgeregter zurück.

„Meine Herrschaften,“ rief er, einen offenen Brief in der hochgestreckten Hand, „soeben erhalte ich von unserem Landrath eine Nachricht — eine Nachricht, die wie ein heiterer Blitz aus jähem Himmel oder, um einen besseren Vergleich zu wählen —“

Es versagte ihm sowohl der Athem wie der bessere Vergleich.

„Meine Herrschaften,“ begann er dann

abermals und blickte rings auf die gespannt Horchenden, „drei Worte nenn' ich Euch inhaltsschwer: Unser König kommt!"

„Der König!?" riefen sie und schnellten von den Sitzen empor.

„Wo kommt er?" rief Perlmann.

„Noch in diesem Monat auf unsere Insel und also auch nach Lopdäl. Seine Majestät, unser allergnädigster König, er lebe hoch, hoch und nochmals hoch!"

Alle — selbst die Diener — stimmten in den Ruf ein, und die Gläser klirrten.

In diesem Augenblick war Jeder wahr und warm und brav.

VII.

Goldheim mustert seine Gäste.

Als sich Goldheim in sein Arbeitszimmer zurückzog, ließ er die Balconthür offen stehen; der Tag war wahrhaftig heiß gewesen. Wieder setzte er sich rauchend an die Schwelle, doch auch die mondbeglänzte Landschaft gewann ihm keinen Blick ab, kostete ihm keinen Gedanken. Er war viel zu sehr über sich selbst entzückt und mit neuen Glücksplänen beschäftigt.

Wenn der König nach Lopdäl kommt, wird er auch Froschweiler besuchen, ja vielleicht ist, da der Reise eines Souveräns immer etwas Diplomatisches anhängt, Lopdäl überhaupt nur Vorwand und Froschweiler die Absicht, denn seitdem eine so bekannte Persönlichkeit wie Eduard Jeremias Goldheim dort residirt, wird und muß Seine Majestät davon gehört haben.

E. J. Goldheim wird Seine Majestät am Fuße des Schloßberges feierlich einholen, Seiner Majestät den neuen Park, das neue Schloß und die neuen Möbel zeigen und mit Frau und Tochter bekannt machen. Seine Majestät werden sich huldvoll mit Allerhöchstihrem Geheimen Commerzienrath unterhalten über Bau- und Unterhaltungskosten ꝛc., über Politik und Finanzen, und E. J. Goldheim wird sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Schließlich werden Seine Majestät über all dem Schauen und Hören Appetit verspüren und des Schloßherrn alleruntertänigste Einladung zu einem kleinen Imbiß nicht ausschlagen. Und dann — —

Die Gedanken wirbelten ihm — Könige sind verwöhnt; um einem Könige zu imponiren, muß man tiefst in den Säckel greifen.

Er kann es — er darf's, denn solche Gastfreundschaft bringt Ehre und Gewinn. Er machte sich einen beiläufigen Kostenanschlag im Kopfe.

„Es wird Geld," seufzte er, „viel Geld kosten! Aber," setzte er schmunzelnd hinzu, „wenn der König nur kommt!" Dann faltete er als vorsichtiger Geschäftsmann die Stirn. „Vor Allem muß man wissen, daß er kommt."

Damit begab er sich an den Arbeitstisch und schrieb:

„Excellenz!

Ich kann mir nicht versagen, Euer Excellenz Mittheilung zu machen, daß die mir in Depot gegebenen Actien, welche heute 150 stehen, sich so hoch nicht mehr lange halten. Ich weiß — unter uns gesagt — aus sicherster Quelle, daß mit Monatsschluß so viel auf den Markt geworfen wird, daß sie unter pari gehen müssen. Bitte um Draht-Ordre, ob ich verkaufen soll.

„Apropos: Majestät besuchen unsere Insel. Ich habe zur Feier dieses Ereignisses 5000 Thaler für den Invalidenverein und andere 5000 zur Errichtung eines Gedenksteines bestimmt und würde mich glücklich schätzen, bei dem Königlichen Besuch des schönsten Punktes der Insel — Schloß Froschweiler — die Allerhöchste Genehmigung zu erhalten." — —

Am folgenden Tage erwähnte der Commerzienrath die Königsreise mit keiner Silbe. Er wartete die Antwort aus der Residenz ab. Gegen die Herren von Frosch verletzend kühl, war er dem Grafen Sabatzky gegenüber um so liebenswürdiger, dessen Reichthümer und Verbindungen Perlmann auf das Lockendste beschrieb. Adelheid, von trüber Ahnung erfüllt, suchte sich und Edgar das Fürwort der Mutter zu sichern, doch auch Frau Sidonie war von den „Allüren" und den „feurigen Augen" des Grafen bezaubert. Dem Onkel Salburg endlich, dem sonst so trostbereiten Freunde, hatte die Aussicht auf den Allerhöchsten Besuch den Kopf verdreht. Der alte Knabe fühlte sich plötzlich Künstler und beschloß, wo Alles huldigte, nicht zurückzubleiben. Er kramte in seinen Notenheften und betrachtete die blitzblankgeputzte Clarinette mit einem verdächtigen Lächeln.

Des Gönners Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

„Bereiten Sie sich vor!" hieß es. „Amtliche Nachricht erhalten Sie morgen früh. Seine Majestät unser allergnädigster König wird am 29. d. M. Abends 8 Uhr auf Froschweiler eintreffen, dort wahrscheinlich zu soupiren geruhen, um dann sofort an Bord Seiner Majestät Yacht ‚Die Walküre' die Heimreise anzutreten.

„Sehr einverstanden damit, daß Sie die Actien zeitig genug verkauft haben. Gruß!" — —

Die Wirkung dieser Nachricht auf die Schloßbewohner war gewaltig. In der ersten Aufwallung freilich schienen sie alle den Kopf zu verlieren. Als sei ein Feind im Anzuge gemeldet, war ein hastiges Hin- und Herlaufen auf den Treppen und in den Corridoren. Jedermann machte sich etwas zu thun, das zum Ereigniß in sehr loser Beziehung stand. Einige Hausmädchen, die in den luftigen Speicherräumen Wäsche aufgehangen hatten, rissen sämmtliche Stücke eiligst wieder herab und warfen sie kunterbunt in die Körbe, wie wenn der König im nächsten Augenblick an irgend einer Dachluke auftauchen würde, weshalb man die Hosen des Herrn Goldheim und die Hemden der Frau Sidonie anstandshalber verbergen müsse. Unten in der Küche wurden die Bratöfen überheizt und die Saucen versalzen. Die Zofe der gnädigen Frau sollte gleichzeitig frisiren, plätten, anziehen und Hüte und Mantillen bürsten. Der Kammerdiener des Commerzienraths sollte anspannen lassen, den Wagen wieder abbestellen, aber den Inspector holen und den Förster suchen und seinem Herrn in die Stiefel helfen. Allmälig kam mit der Erwägung, daß noch Wochen zwischen dem Ereigniß lägen, Methode in die Thätigkeit. Goldheim selbst eilte nach Lopdäl, wo er im Postbüreau sich wichtig machte, als wenn er mitten im europäischen Drahtnetz die autokratische Spinne wäre, und nachdem er die letzte Depesche aufgegeben hatte, bahnte er sich durch die Massen, die, durch allerlei dunkle Gerüchte beunruhigt, daß die ganze Insel von dem Millionenmann gekauft wäre, der Franzose Deutschland den Krieg erklärt habe und dergleichen mehr, das Haus belagerten, mit der Würde eines Großmoguls den Rückzug. Die Frauen, welche bei aller Aufregung ihren Strumpf weiter strickten, sahen ihm so zu sagen mit hungrigen Blicken nach:

„Der hat's!"

Die Jugend aber gab dem großen kleinen Mann das Geleit, die Knaben ziemlich laut und zudringlich, die Mädchen schüchtern, und Er zog den Schwarm schmunzelnd hinter sich her wie ein Patron des kaiserlichen Roms sein Clientengefolge.

In der Post war es kühl gewesen, um so heißer umfing ihn draußen die unbewegte Luft. Noch hatte er den Enten-

tümpel nicht hinter sich, als er stehen blieb, um Stirn und Scheitel zu trocknen.

„Habe die Ehre, Herr Geheimrath,“ rief der Bürgermeister, der ihm nachgekeucht kam.

Goldheim setzte rasch den Hut wieder auf und grüßte nur militärisch.

„Ah, Sie sind's — guten Tag! guten Tag! So eilig?“

„Ich wollte mir die Frage erlauben, wann ich Sie morgen nicht störe?“

„Sie stören mich nie; das heißt — ist die Sache von Belang? Denn, Sie verstehen mich — Seiner Majestät Besuch —“

„Eben darum handelt sich's; es wäre doch schön, wenn Froschweiler und Lopdäl sich die Hand reichten, um den hohen Herrn hier würdig zu empfangen.“

Goldheim zog die Brauen bis unter den Hutrand.

„Begreife, begreife und bin — hm — bin zu einem pecuniären Opfer für Ehrenpforten und dergleichen nicht abgeneigt. In gewissem Sinne freilich wird Jeder für sich stehen müssen, denn — da Majestät bei mir zu soupiren geruhen —“

„Ah —“

„Wissen Sie denn die Neuigkeit noch nicht?“

„Nichts weiß ich. Eben, wie Sie aus der Post traten, fuhr ich von auswärts zum Thor herein.“

„Ja, ja, mein Lieber. Bezügliche Anfrage vom Hofmarschallamt bereits beantwortet.“

„Dann darf ich Ihnen also aufs Neue gratuliren!“

„Danke, danke. Ueberraschte mich übrigens nicht. Majestät waren von jeher sehr gnädig gegen mich.“

„Sie sind ein glücklicher Mann, Herr Geheimrath. Wird die Tafel — was die Zahl der Geladenen anbelangt — groß sein?“

„Hm, das zu bestimmen, muß ich natürlich Majestät überlassen, doch — soweit es an mir liegt, sollen Sie vor allen Anderen auf die Liste. Ich versprech' es Ihnen; einem Mann wie Sie bin ich mit Vergnügen gefällig. Sehr heißer Tag heute. Auf Wiedersehen!“

Goldheim's Auge war während dieser herablassenden Worte neidisch auf das gelbe Band gerichtet, das der Andere im Knopfloch trug.

Im Schatten der Kirche, welcher über grüne Grabhügel fiel, spazierte der Pastor auf und ab. Sobald er des Commerzienraths ansichtig ward, eilte er, die Arme ausbreitend, an den Zaun. Er hatte die Nachricht bereits vernommen und konnte daher seinen Glückwunsch in längerer schwungvoller Rede darbringen.

„Und so werden Sie denn,“ schloß er, „werden Sie, während wir in die Stille unseres bescheidenen Kämmerleins zurückgekehrt sind, noch lange sich am Strahl des Königsauges wärmen, mit Ihm das Brot der Gastfreundschaft brechen und manches erhebende, ewig denkwürdige Wort von Seinen Lippen schlürfen. Sie sind ein reichbegnadeter Mann, Herr Geheimrath!“

„Ich bin auch dafür dankbar,“ erwiederte der. „Alles für Gott, König und Vaterland war immer die Devise meiner Familie. Und so werde ich auch jetzt wieder zehntausend Thaler —“

„Hab' es zu meiner innersten Erbauung vernommen. Der Lohn wird nicht ausbleiben.“

„Wir wollen's hoffen,“ sagte Goldheim mit einem inbrünstigen Seufzer. „Noch eins, Herr Pastor, Sie wissen, wenn man solchen Gast zu Tische hat, bestimmt Er die Gäste, aber so viel an mir liegt, sollen Hochwürden zu oberst auf die Liste.“

„Wofür ich Ihnen dankbar bin, auch wenn ich nicht dieses schönsten Glückes eines Lebens theilhaftig werden sollte.“ —

An der Grenzscheide, wo auf einer

Metalltafel mit vergoldeten Lettern: Nach Schloß Froschweiler! stand, blieb das jugendliche Gefolge respectvoll zurück, was der gnädige Herr durch ein Kopfnicken anerkannte. Dann führte ein Baumweg den Froschberg empor, vom Blätterwerk so dicht überwölkt, daß nicht ein Strahl sich hindurchstahl. Es umfing den Eintretenden plötzlich wie kalte Nacht.

„Hu," machte er schaudernd, „hier ist's wie in einem Keller. Ich hätte den Fahrweg wählen, ich hätte überhaupt fahren sollen. Aber mein Arzt hat mir Bewegung anempfohlen. — Kalt und finster wie in einem Keller, wie in einem Keller."

Er legte den schmalen schluchtähnlichen Gang trotz der Steile mit der Hast des Unbehagens zurück. Im Dämmer des nahen Ausgangs kam ihm Jemand entgegen.

„Heda!"

„Heda!"

Die Stimme des Einen wie des Anderen klang ziemlich gedrückt und unsicher.

„Ach, Sie, Herr Graf!" sagte der Commerzienrath, jetzt seinen Mann erkennend. „Verdammt finsterer Schleichweg das. Wenn ich Ihnen rathen darf, kehren Sie wieder um oder Sie werden sich erkälten."

Da Sabatzky nur dem Ungefähr gefolgt war, ließ er die Warnung gelten und begleitete den Commerzienrath. Sie kamen hinter der Försterei heraus.

„Uff," sagte Eduard Jeremias, als er wieder auf ebenem Boden stand und den warmen Tag fühlte. Noch einmal sah er in den schwarzen Schlund zurück. „Am Königsabend laß ich den Gang mit bunten Ampeln erleuchten, das wird sich gut machen, wie? — Eine Bitte, Herr Graf: Sie haben die ganze Welt gesehen und gewiß schon an ähnlichen Festen theilgenommen. Sie müssen mir rathend, helfend an die Hand gehen. Der Preis ist Nebensache. Lassen Sie's einige tausend Thaler kosten — wenn ich nur Ehre damit einlege, wenn man bei Hofe davon spricht. Hier wird sich freilich nichts thun lassen. Diese Holzschuppen und Hühnerställe müssen vorläufig bleiben wie sie sind."

Indem er umhersah, streifte sein Blick den Eingang zu den unterirdischen Gewölben, und unwillkürlich fühlte er dabei an die Rocktasche nach dem Schlüsselpaar. Es steckte noch darin.

„Ich habe allerdings verschiedenen Zauberfesten beigewohnt," erwiederte Sabatzky, „doch der russische Hof schlägt Alles und Alle. Nehmen Sie sich Petersburg zum Muster!"

„Nun, und wie wäre das? Ich bitte um ein Beispiel oder vielmehr um eine Nutzanwendung auf Froschweiler."

„Ja, das geht nicht so rasch," sagte Sabatzky mit seinem kältesten Lächeln. „Dazu gehört Kenntniß des Terrains, Einsicht in die Schloßpläne. Berufen Sie vor Allem einen tüchtigen Architekten!"

„Hab' ich gethan," rief Goldheim, vergnügt die Hände reibend.

„Einen gewandten Decorationsmaler —"

„Hab' ich verschrieben!"

„Ferner die nothwendigen Hülfskräfte: Feuerwerker, Theaterzimmerer, Tapezierer und so weiter —"

„Hab' ich, hab' ich!"

„Und dann suchen Sie einen genialen Lebemann, den Sie bitten, mit allen Kräften und Mitteln das Werk im großen aristokratischen Stil durchzuführen."

„Habe ihn, habe ihn," triumphirte Goldheim, „der Mann sind Sie, Herr Graf! Kein Anderer kann's, kein Anderer soll's. Erweisen Sie mir die Liebe, Herr Graf! Mein Schloß, meine Dienerschaft — hm, und — wir machen wohl vorher einen Kostenanschlag —"

„Das will überlegt sein. Nicht als ob

es mir an Lust und Talent und Uebung zu dergleichen Arrangements fehlte — Großfürst Wjatscheslaw Michailowitsch veranstaltete keins seiner berühmten Sommer- und Winterfeste, ohne mich zu Rathe zu ziehen. Auch die Geldmittel setz' ich bei Ihnen voraus —"

„Aber?"

„Aber —" Sabatzky blies die Nüstern auf und rollte die Augen. „Wie komme ich dazu, Ihren maître de plaisir zu machen?! Sie sind ein sehr liebenswürdiger und gescheidter Herr, trotzdem werden Sie mir zugestehen, daß zwischen Ihnen und dem Großfürsten Wjatscheslaw Michailowitsch ein Unterschied ist."

Ein verflucht arroganter Bursche, dachte Goldheim, aber er gefällt mir.

„Um Gotteswillen," erwiederte er laut, „meine Bitte war so harmlos! Die Feier gilt ja nicht mir, sondern dem König, der, wenn auch nicht Ihr Souverän, immerhin eine weltgeschichtliche Person ist. Doch sprechen wir nicht mehr davon; Bitten steht dem Einen frei, Nein zu sagen dem Anderen. Das thut unserer Freundschaft keinen Abbruch."

Sie waren unterdessen bis an den Saum des Gehölzes vorgeschritten.

„Reizend!" sagte Sabatzky, indem er plötzlich stehen blieb.

Vor der Waldwand drüben auf dem Rasenteppich stand Fräulein Adelheid, von einem Rudel zahmen Wildes umgeben.

„Sehen Sie doch! Gäbe das nicht ein köstliches Bild?"

„O ja, für einen Thiermaler," sagte Goldheim, den Augen seines Gastes folgend.

„Barbar! Wer kann über dem Beiwerk die Hauptsache vergessen! Ich spreche von der Dame. Das nenn' ich Toilette, das nenn' ich Grazie der Erscheinung. Mein Compliment dem Papa!"

„Ja, ja, Weiß kleidet sie besonders gut — echte Blonden! — und gewachsen ist sie wie eine prima ballerina.

„Eine Ballerina? Eine Fee, eine principessa! — Mademoiselle wird bald ihre Verlobung feiern?" setzte er mit kühlerem Ton hinzu.

„Verlobung? Wie so Verlobung? Mit wem Verlobung?"

„Ich will nicht indiscret sein — Perlmann machte gelegentlich eine Andeutung, daß Lieutenant Frosch Hoffnung habe."

„Perlmann ist ein Schwätzer, ein Ignorant," fuhr Goldheim mit heißem Kopf empor. Dann nahm er einen Knopf an Sabatzky's Rock zwischen die Finger und schlug einen weichen, salbungsvollen Ton an. „Ich muß Ihnen mein Herz ausschütten, Herr Graf. Es könnten sich Dinge ereignen, die mich in falschem Licht, mich hart und grausam erscheinen lassen. Mein Verhältniß zum alten Herrn von Frosch ist Ihnen bekannt?"

„So halb und halb. Nach Perlmann ist er Ihnen viel Dank schuldig."

„Darin hat Perlmann wieder Recht. Und mehr als Dank ist mir der Alte schuldig. Ich habe ihn über Wasser gehalten, sein Andenken vor übler Nachrede bewahrt. Schauen Sie umher, bester Graf! Hier haben Sie das alte Regiment und dort das neue." Er wies auf die Bretterschuppen hinter der Försterei und dann auf das in der Sonne leuchtende Schloß. „So kam Froschweiler herunter und so baut' ich es — mit Gas und Wasserleitung — wieder auf. Was ist mein Lohn? Daß er mich hier wie einen Feind und Eroberer betrachtet, mich als Hausherrn herabsetzt und als Vater zu kränken sucht. Meine Adelheid ist das beste, tugendhafteste Mädchen unter der Sonne, aber sie hat ein mitleidiges Herz. Auf ihr weiches Herz baut der alte Taugenichts seinen Plan. Oder was denn sonst will er hier, wo jeder Stein wider ihn zeugt, jedes Auge ihn verklagt. Mit welcher Stirn will er hier vor unserem allergnädigsten Herrn und König erschei-

nen? Entweder muß er sich vor ihm schämen oder mich bei ihm verläumden. Das Eine will ich ihm, das Andere mir ersparen. Ich kündige ihm die Gastfreundschaft — sagen Sie offen, thu' ich Recht oder Unrecht?"

„Hm, ich nehme das Gastrecht nicht leicht, aber allerdings unter solchen Umständen, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet — Sapristi, an Ihrer Stelle handelte ich wahrscheinlich wie Sie."

Goldheim ließ den Knopf los, um dem Grafen die Hand zu schütteln.

„Das ist ein Wort, das mich ermuthigt und erfreut. Ich danke Ihnen, Herr Graf. Ach, nun athme ich noch einmal so leicht. Ich bin ein offener Charakter, Herr Graf, ich kann nichts auf dem Herzen behalten. — Und nun gehen wir zu meiner Tochter. Wie sagten Sie? Eine principessa? Sie sind il Re galantuomo, Herr Graf.

VIII.

Die Freier Fräulein Adelheid's.

So ganz gerade und biederherzig ging Goldheim bei der Kündigung der Gastfreundschaft doch nicht zu Werke. Als Herr Archibald und Sohn von einem Spaziergang heimkehrten, wurden sie von einem Diener mit verlegenem Lächeln empfangen. Derselbe hatte im Treppenhaus auf sie gelauert und bot nun sein Geleit an. „Glaubt Er, ich fände mich hier nicht mehr zurecht?" lachte der Alte.

„O das wohl, aber der gnädige Herr wissen vielleicht noch nicht —"

„Daß der König nach Froschweiler kommt, ja, ja, ja; doch ich habe deshalb nicht den Kopf verloren."

„Der gnädige Herr mißverstehen mich noch immer. Mein gnädiger Herr nämlich, der Geheimrath, haben befohlen, daß Ihnen und dem Herrn Lieutenant ein anderes Zimmer, ein Zimmer im dritten Stock angewiesen werde —"

„Wie? was?" sagte Archibald, seinen Spazierstock fester fassend.

„Der Geheimrath meinen, daß der erste und zweite Stock für den 29. disponibel bleiben müßten."

Vater und Sohn hatten einen Blick gewechselt und faßten sich rasch.

„Da hat er Recht, der Herr Geheimrath," sagte der Alte. „Zeigen Sie uns also unsere neuen Zimmer — oder sprachen Sie nur von einem?"

„Allerdings — es ist — ist leider nur noch ein Zimmer frei."

„Gut, wir werden es nicht zu lange beanspruchen. Edgar, deinen Arm! der Gang hat mich ermüdet."

Er schien wirklich sehr müde zu sein, der gute Herr Archibald, denn er lastete schwerer auf seines Sohnes Arm, als nach irgend einem lustigen Gelage.

Auf dem ersten Treppenabsatz stand Fräulein Adelheid, den rechten Arm, den der weite Aermel zur Hälfte bloß ließ, auf einen Palmenträger stützend, und sah den Kommenden entgegen. Beide Herren grüßten schweigend. Edgar konnte sich beim Anblick des Mädchens eines demüthigenden Gefühls nicht erwehren; er schlug die Augen nieder — — Als Vater und Sohn in ihrem Zimmer — einem engen unbehaglichen Gelaß — allein waren, fielen sie sich in die Arme. „Mein Junge," sagte Archibald, „wir verstehen uns. Doch dürfen wir nicht zeigen, daß sie uns kränkten. Also nicht sofort abreisen — das wäre ein Eclat — sogar den Kopf nicht höher als gewöhnlich tragen. Höflich und gesprächig und guter Laune sein! Laß mich nur machen — Wir haben eine Einladung nach Maltitz erhalten — es ist außerdem wahr — bedauern unendlich — morgen früh reisen wir."

Herr Archibald fuhr mit zitternder Hand über die Augen. „Mein Vater!" rief Edgar, „nicht diese Weichheit! sie schmilzt auch meinen Zorn, und ich sehe

nicht ein, warum wir ihnen nicht die Zähne zeigen sollen. Gott verdamm mich: Einer muß mir vor die Klinge, und wenn's der Laffe von Sabatzky wäre, den ich übrigens für keinen Russen, sondern für einen Grec halte."

„Um so weniger darfst du dich mit ihm schlagen. Warum du den Affront geduldig hinnehmen mußt? Weil du mich zum Vater hast. Ich bin ein Elender — wende mir nichts ein — ich habe mich schwer an dir versündigt! — Dies Haus —"

„Mein theurer, nur zu guter Vater!"

„Geh, Edgar, geh hinab. Ich will mich sammeln — — Und bei Tisch mach ein freundliches Gesicht! — Etwas von edlem Blut ist ja noch in mir: Manchem giebt das Unglück die Würde wieder, die er im Glück verlor. — — —"

Kaum war Edgar aus dem Zimmer, trat ihm Adelheid, die, Beiden hinauffolgend, im dunklen Corridor gewartet hatte, in den Weg. Sein Herz krampfte sich zusammen; er erblaßte. „So hoch, mein Fräulein?" sagte er mit gezwungenem Lächeln. „Hat man auch Sie ausquartiert?"

„Edgar!" flehte sie, und er sah Thränen über ihre Wangen rollen. Ihr Mund war, schmerzlich zuckend, o so süß und lockend, und hingerissen hielt Edgar jach das Mädchen in seinen Armen, fühlte die vollen warmen Glieder, fühlte seine Küsse glühend erwiedert. Adelheid's nächste Empfindung war Schrecken über die Macht ihrer Leidenschaft. Schwer athmend, mit verwilderter Miene stieß sie den Jüngling von sich. „Mein Vater beleidigte Sie," sprach sie, „Sie haben sich dafür gerächt. Ich bin verloren."

„Verloren?" fragte Edgar verwundert und setzte dann innig hinzu: „Ihm verloren, aber mir gewonnen. Ja, auch nicht den Ihrigen verloren — darf ich jetzt zu Ihrem Vater?"

„Nimmer!" entgegnete sie hastig, die Hand auf seinen Arm legend. „Sein Glück hat ihn verblendet und ihn hart und grausam gemacht. Er würde Ihnen Worte sagen, die Sie nie vergessen könnten, die uns für immer trennen würden."

„Aber auch so müssen wir uns trennen, Adelheid. Meine Ehre —"

„Dachten Sie vorhin an Ihre Ehre?"

Er zuckte zusammen. Dann führte er ihre Hand an sein Herz. „Wer Ehre hat, ist wohl auch ehrlich. Was soll ich thun?"

„Wir müssen hoffen."

„Ihr Papa würde das einen Wechsel auf lange Sicht nennen."

„Wo gehen Sie hin?"

„In die Nachbarschaft, nach Maltitz. Der Sohn ist mir ein lieber Kamerad, unsere Väter sind befreundet."

„Halten Sie von dort bei Papa brieflich um meine Hand an."

„Ja. Doch wird ein Brief mehr Eindruck machen? Wenn er mir abschreibt, was dann?"

„Dann" — ein Zittern durchflog sie; darauf sah sie ihm tief in die Augen. „Ich liebe dich, Edgar! Jetzt geh'! Heute sehen wir uns noch!"

„Auch allein?"

„Vielleicht — O, wie meine Wangen glühen! Geh!"

Er gehorchte und ging die Treppen hinab, selig lächelnd, leuchtenden Blickes, das singende Geheimniß in der Brust. Ein Liebender hätte es errathen, allein Herr Perlmann, der ihm unten begegnete, war „mit göttlicher Hülfe" über die Romantik hinaus.

* * *

Wie ja große Ereignisse alle unsere Seelenkräfte vermehren und verschärfen, wirken sie auch befruchtend auf unsere Einbildung. Die strengen Linien des Bewußtseins verschwimmen, und der Ge-

schichte gesellt sich die Mythe. In Eduard Jeremias aber regten sich die phantastischen Elemente schon, als das Künftige erst seinen Schatten vorauswarf. Nachdem er fünfzig Jahre nüchtern geplant und gehandelt hatte, kamen auch für ihn die Tage der Illusionen, erlag auch er einmal der Versuchung, die Rechnung ohne den Wirth zu machen. Was er Anfangs den Seinigen prahlerisch aufschwatzte, daß die ganze Königsreise sein Werk sei, wurde schließlich seine eigene Ueberzeugung, und der Eifer, den königlichen Vetter königlich zu bewirthen, brachte alle haushälterischen Einwände zum Schweigen. Bei Tisch sprach er jetzt überlaut — vom 29., wisperte er jetzt geheimnißvoll mit Sabatzky — vom 29. Er, der — mit Juvenal zu reden — von sauren Bohnen dick geworden, unterzog die culinarischen Leistungen einer vernichtenden Kritik. Solche Kost wolle er nicht seinem Schneider, geschweige denn Majestät vorsetzen. Durch irgend eine Schickung war Einer vom Stall unter die Tafelbedienung gerathen. Dieser Unglückliche fiel dem grimmigen Hohn Goldheim's zum Opfer. Ob man bei Hof die Schüssel rechts reiche, mit den Tellern klappere, den Damen die Sauce über die Kleider gieße?

Frosch senior und junior waren für ihn nicht mehr da. Er äußerte kein Wort des Bedauerns, als sie ihm ihren Entschluß, morgen früh zu reisen, anzeigten, keinen Wunsch, daß man sich wiedersehe. Herr Archibald rächte sich dadurch, daß er zum 29. schönes Wetter wünschte. Barmherzigkeit! an Jupiter Pluvius hatte Goldheim nicht gedacht. Er wurde ganz blaß und wandte sich mit einem Jammerblick an Sabatzky, was zu machen sei, wenn es am 29. regnen sollte!?

„Le grand mal! Man verlegt das Zauberfest ins Schloß. Sie müssen eben für beide Fälle rüsten.“

Also doppelte Kosten! dachte Goldheim. Es war der erste Dämpfer auf seine gute Laune.

Als die Gaskronen im Speisesaal angezündet, und Windlichter auf die Veranda gebracht wurden, zog er sich mit Sabatzky in sein Zimmer zurück, um die Empfangsfeier zu berathen. In Wahrheit rauchten sie seine besten Havannas, während der Graf von der Petersburger und Pariser Gesellschaft erzählte. Und nicht konnte Desdemona Othello's Schilderungen von „Menschenfressern und vom Volk, dem unterm Arm der Kopf wächst“, aufmerksamer lauschen, als Eduard Jeremias den Erzählungen seines Gastes von leutseligen Fürsten und holdseligen Prinzessinnen. Und wie der Mohr im gastlichen Haus die Tochter gewann, redete sich Sabatzky dem Herrn Papa ins Herz. Als die Commerzienräthin um Elf den Kopf ins qualmerfüllte Zimmer steckte, um durch ihren Gutenachtwunsch an die späte Stunde zu erinnern, und der Graf als höflicher Mann aufbrach, sagte sich Goldheim: Dieser und kein Anderer wird mein Schwiegersohn!

Während der geheimen Sitzung Goldheim's und Sabatzky's hielten sich die Uebrigen auf der Veranda auf. Die Nacht war wolkig und gewitterschwül. Herr Archibald, die Flasche neben sich, spielte mit Perlmann Ecarté, denn leider fühlte er keine Schuld so schwer und keine Reue so tief, daß er den Geschmack an einem guten Tropfen und am „Jeu“ verloren hätte. — Obzwar Schwager Salburg kaum die Karten kannte, sah er doch dem Spiel von Anfang bis Ende zu, zwischen Lust und Leid getheilt, indem er am Glück des Einen — selbstverständlich war es auf Perlmann's Seite — wie am Verlust des Anderen gleichen Herzensantheil nahm. Seine Schwester aber zog ihre Mantille über Kopf und Schultern und war im Schaukelstuhl bald entschlummert.

Als die Mutter schlief, erging sich Adelheid, von ihrer Zofe begleitet, im Freien. Die zitternden Gasflammen in den Portallaternen, die grellhellen Fenster und milchweißen Lampenkugeln auf der Veranda erleuchteten den Platz nur zum Theil. Das Försterhaus that zwei rothglühende Augen auf. Eine schwarze Wand ragte rings der Wald. Das Plätschern des großen Springbrunnens verstummte plötzlich, und nun vernahm man die Frösche in seinem Becken. Im Schloß und nahebei war es noch lebendig. Wo hinter der Backsteinmauer Wasserwerke und Gasapparate lagen, wurde noch gearbeitet; in der kühlen Eingangshalle hielt die Dienerschaft ihr Plauderstündchen, weiterhin hörte Adelheid die Ausrufe der Spieler und roch die Cigaritos, mit denen Perlmann die Havanna Archibald's, den Duft der Blumenbosquette und die Würze des Waldes überqualmte. Jenseits, in der Försterei, sang eine Frauenstimme ein schreiendes Kind in Schlaf; winselnd sprang der Hofhund empor, und aus den Ställen klang dumpfes Gestampf. Längs dem Gehölz wurde es ganz still, ganz dunkel; das Rascheln und Knistern, das zuweilen sich hören ließ, störte die Ruhe eben so wenig wie die hellergefleckten Birkenstämme die Waldnacht. Adelheid schritt furchtlos in die Einsamkeit hinein, und als dort, wo die Fahrstraße auslief, ein Mann sich vom Buschwerk löste und ihr den Weg vertrat, erschrak sie nicht, sondern legte vertraulich ihren Arm auf seinen Arm. Zuweilen ein Flüsterwort tauschend, wandelte das Paar dann sachte dahin; die verständige Minna folgte in einiger Entfernung. Die weiße und die dunkle Gestalt schienen fast Eins, so dicht schmiegten sie sich an einander, und als jach ein Wetterleuchten Himmel und Erde erhellte, sah Minna des Mannes Antlitz über das ihrer Herrin im Kuß geneigt. Zwar machten sie gleich darauf Kehrt, und Adelheid rief das Mädchen an ihre Seite und verabschiedete ihren Begleiter, der noch in der Waldnacht schwärmen wollte, und zwar wechselten Beide dabei einen einzigen Händedruck — dennoch dachte das Kammerkätzchen, das schweigsam neben der Schweigsamen einherschlich: Der Kammerdiener mag sagen, was er will: Mein Fräulein und Lieutenant Edgar werden doch ein Paar!

Und was am Morgen darauf sich ereignete, konnte Minna in ihrer Ansicht nur bestärken. Das gnädige Fräulein war mit dem Frühesten auf und betrieb ihre Toilette mit einer Eile und zugleich mit einer Sorgfalt, die man an ihr nicht gewohnt war. Sie wählte das Morgencostüm, das sie am besten kleidete, und kaum hatte sie als Letztes eine Purpurrose ins Haar gesteckt, griff sie zum Sonnenschirm und verließ das Zimmer, eben da der Wagen, der Archibald und Sohn nach Maltitz bringen sollte, am Portal vorfuhr und beide Herren die Treppe herabkamen. Ein anderer Mensch mag das für einen Zufall halten, aber keine — Kammerjungfer. Allerdings war der Abschied zwischen den zwei jungen Leuten sehr förmlich, und Adelheid war anscheinend im Auftrage der Eltern da, und man sprach nur von einem Wiedersehen in der Residenz — doch auch damit täuscht man keine Kammerjungfer. Die Pferde zogen an, die Herren grüßten zurück, Adelheid winkte mit dem Taschentuch, winkte, bis der Wagen im Grün verschwand. Was hatte das Tuch, nachdem das Winken endlich zu Ende war, mit den Augen zu schaffen? Und warum fiel es Fräulein Goldheim gerade heute ein, auf den Söller zu steigen, wo es besonders Morgens sehr windig ist, wenn auch zugegeben werden muß, daß gewisse ferne Punkte, z. B. Maltitz, in der Morgenklarheit am deutlichsten zu sehen sind? Und da das gnädige Fräulein nach langer

Zeit, die Wangen hochroth, die Augen entzündet, herunterkommt, warum, fragt eine Kammerjungfer, schließt sie sich sofort in ihre Zimmer ein?

Aber wenn alle diese Umstände nur Indicien, nur ein halber Beweis gewesen wären, das blanke Goldstück, das der Lieutenant Minna in die Hand gedrückt, war ein voller Beweis!

(Schluß folgt.)

Eine Königsreise.

Erinnerungsblätter

von

Friedrich Bodenstedt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Auf der Rückfahrt hatten wir noch ein paar flüchtige Sonnenblicke, zu flüchtig um uns der Schönheit der Landschaft so zu erfreuen wie am Morgen.

„Haben Sie den bleichen Mann in Bad Reute gesehen, mit welchem ich längere Zeit allein sprach?“ fragte der König, nachdem er eine Weile in Nachdenken versunken gesessen.

„Ja, Majestät; er sah sehr traurig und gebrochen aus.“

„Und er war noch im vorigen Jahre einer der stattlichsten Männer, die man sehen konnte! Durch einen Unglücksfall um sein Vermögen gekommen, ist er in kurzer Zeit so zusammengesunken, so geistig und körperlich gebrochen, daß ich ihn kaum wieder erkannt habe. Wie kann nur der Verlust eines Haufen Goldes einen Menschen, der bis dahin von Kraft und Selbstgefühl strotzte, plötzlich so siech und elend machen, als ob es Blut gewesen wäre, das durch seine Adern gerollt und ihm durch eine offene Wunde entronnen?“

„Wenn ich an einen Teufel glaubte, Majestät, wie ein alter grundgelehrter Bekannter von mir, der ihn hat durch die Straßen von München schleichen sehen, so würde ich glauben, daß er leibhaftig im Golde steckte, um durch dieses die Menschen zu bethören, zu verlocken und zu verderben. Der reiche Geizige wacht darüber ängstlicher als über sein Seelenheil; der Arme verlangt danach mehr als nach seinem Seelenheil; der Verschwender richtet sich und Andere damit zu Grunde, indem er, so lange sein Goldquell fließt, seinen Lüsten fröhnend, von einem Genuß zum anderen taumelnd, nur das zudringliche Laster nährt und an der verschämten hülfsbedürftigen Tugend vorübergeht.“

„Sie führen da lauter extreme Fälle an,“ unterbrach mich der König, „aber es giebt doch auch Menschen genug, in deren Besitz das Gold zur wirklichen Quelle des Segens wird, indem sie nach Kräften der Armuth damit zu steuern, Schlechtes zu verhindern und Gutes zu fördern suchen.“

„Wohl giebt es solche Menschen,“ erwiederte ich, „aber bei Weitem nicht genug, sie bilden nur seltene Ausnahmen, sonst würde des aus unverschuldeter Armuth entspringenden Elends nicht so viel in der Welt sein. Wenn jeder Reiche nach Maßgabe seines Ueberflusses auch nur für die Hülfsbedürftigen in seiner nächsten Umgebung sorgte, nicht durch Almosen, welche nur in Ausnahmsfällen Gutes wirken, sondern durch Heranziehen zu Arbeiten, die ohne seine Unterstützung nicht unternommen werden könnten; und durch Betheiligung an Versorgungsanstalten für Arbeitsunfähige, so würden die meisten Uebel, welche die Gesellschaft jetzt schädigen, bald aufhören. Aber in der Regel betrachtet sich der im Ueberfluß Lebende nicht, wie es sein sollte, als ein Verwalter ihm anvertrauter Güter, über deren Verwendung er Rechenschaft geben soll, sondern hält sich in eitler Verblendung für so viel besser und größer als Andere, als er mehr besitzt, gleichviel ob sein Reichthum aus reinen oder unreinen Quellen fließt. Gold giebt eine große Macht über die Menschen, welche mehr mißbraucht wird als jede andere Macht auf Erden.“

„Gewiß,“ fiel der König ein, „allein ich glaube nicht, daß selbst die größte Goldmacht den glücklich macht, der sie mißbraucht.“

„Das glaube ich auch nicht; aber sicher macht sie diejenigen unglücklich, gegen welche sie mißbraucht wird. An sich ist Reichthum kein Glück, allein wohl ange-

wandt bietet er hundert Mittel zum Glück, welche der hülflosen Armuth fehlen."

„Aus Reichthum in Armuth zu verfallen, scheint mir noch trauriger zu sein, als in Armuth aufzuwachsen."

„Wenn es unverschuldet geschieht, gewiß."

„Ich sollte denken, das Loos der Armuth müßte doppelt schwer zu tragen sein für den, der es selbst verschuldet hat, besonders wenn früher das Bewußtsein des Besitzes sein vornehmster Halt und Stolz im Leben war. Doch in den meisten Fällen ist es schwer, die Scheidelinie zwischen verschuldetem und unverschuldetem Unglück zu ziehen. Wer kann den Menschen ins Herz sehen und wer darf sich zum Richter der Gewissen aufwerfen? — Uebrigens noch beklagenswerther als die nackte Armuth, welche gleichsam aus sich selbst ein Gewerbe macht, indem sie offen und laut Hülfe fordert, erscheint mir die verschämte Bedürftigkeit so vieler gebildeter Familien, welche zu Hause dafür darben müssen, daß sie durch ihre Stellung in der Gesellschaft gezwungen werden, außerhalb des Hauses einen gewissen Schein des Wohlstandes aufrecht zu erhalten. Ach, es giebt so viel Elend in der Welt, daß einem selbst ganz elend zu Muthe wird, wenn man darüber grübelt; und doch hilft alles Grübeln nichts, sondern nur thätiges Eingreifen."

„Ich habe sogar gefunden," nahm ich das Wort, als der König schwieg, „daß gewöhnlich die Menschen, welche am meisten grübeln und reden über das Elend in der Welt, am wenigsten thun, um ihm abzuhelfen, und was sie thun, nur thun um von sich selbst reden zu machen. Wie es eine verschämte Armuth giebt, welche Ew. Majestät als die beklagenswertheste bezeichnet haben, so giebt es auch ein verschämtes Wohlthun, welches mir als das rühmenswertheste erscheint, weil es sich selbst nicht rühmt. Wer sich selbst noch freuen kann, der macht auch Anderen gern eine Freude; in froher Stimmung giebt man lieber als in trauriger, und das so Gebotene wird auch freudiger genommen werden als die Gaben eines trübseligen Kopfhängers."

„Das ist richtig," sagte der König, „allein wie man auch helfen möge, ob in froher Stimmung oder in trauriger, man hilft immer nur durch Geld, und so möchte ich, statt zu sagen wie Sie vorhin, daß im Golde der Teufel stecke, es lieber als einen Prüfstein betrachten für Menschenwerth."

„Das ist der Teufel auch, wie ihn die Gläubigen sich vorstellen," erwiederte ich lächelnd, „nur mit dem Unterschiede, daß man ihn nicht zerstückeln kann wie das Gold; wer ihm einmal die Hand reicht, den hat er ganz."

* * *

Um drei Uhr trafen wir wieder in Schwarzenberg ein, wo rasch dinirt und dann zur Weiterreise gerüstet wurde. Bei ziemlich günstigem Wetter ritten wir zunächst nach dem auf fruchtbarer Hochebene, zwischen dem tiefeingeschnittenen Subersbach und der Bolgenach sich weit ausdehnenden freundlichen Kirchdorfe Hittisau, wo unser Nachtquartier sein sollte. Alles machte hier einen wohlthuenden, zu längerem Aufenthalt verlockenden Eindruck: das treffliche Wirthshaus, die zahlreichen Weiler und Einzelhöfe, unter welchen viele den behäbigen Wohlstand ihrer Bewohner verriethen; die anmuthige Lage des Orts, das frische, saftige Grün der Ebene wie der sie umragenden Berghänge, von deren bewaldeten Höhen eine Menge freundlicher Häuser einladend herabschauten. Die Bergzüge im Hintergrunde zeichnen sich vorwiegend in sanft geschwungenen Linien ab; nur die Gottesackerwände bieten schärfere Umrisse.

Die Menschen, mit welchen wir auf unserer Wanderung in Berührung kamen, zeigten keine Spur von jenem steifen, eckigen, tölpisch wichtigen Wesen, welches man so häufig unter den Landleuten im Norden Deutschlands findet; sie waren zuvorkommend ohne Aufdringlichkeit; gesprächig ohne Geschwätzigkeit; geweckten Geistes und dabei von unbefangener Natürlichkeit in Ausdruck und Haltung. Es ließ sich gut mit ihnen reden und verkehren.

Der König, der immer eine besondere Vorliebe für Landleute hatte, welche treu an Tracht und Sitte ihrer Väter festhielten, fragte einen Hittisauer, wie es komme, daß die Männer im Bregenzerwalde nicht dem Beispiele der Frauen

folgten, ihre alte eigenthümliche Kleidung zu bewahren. Der Mann antwortete, darüber habe er noch nicht nachgedacht, aber er meine, es erkläre sich wohl daher, daß die Männer in vielerlei Geschäften weit im Lande herumkämen, während die Frauen zu Hause blieben.

Die schon früher beschriebene faltenreiche Kleidung der Frauen ist immer dunkelfarbig, was ihnen ein ernstes, sittiges Aussehen giebt. Neben den flachen Pelzhauben sahen wir in Hittisau auch viele kegelförmige Filzhüte, die besonders den jungen Mädchen sehr gut standen.

Es war schon spät am Abend, als wir, müde vom Reiten und Gehen, in unser sehr sauber gehaltenes Wirthshaus zurückkehrten, um uns bald darauf zum Souper bei Sr. Majestät zu versammeln. Die leicht hin und her fliegende Unterhaltung während des Essens lief nachher, als die Cigarren zwischen die Lippen kamen — wozu der König immer das Zeichen gab durch Anrauchen einer feinen griechischen Cigarette, die nie ausgeraucht wurde — in Betrachtungen aus über die charakteristischen Unterschiede zwischen den vom Dampfroß durchschnaubten Gegenden und denen, die davon noch unberührt geblieben. Ueber die ins Auge fallenden Vortheile eines beflügelten Verkehrs waren natürlich Alle von vornherein einig, doch erlaubte ich mir, hervorzuheben, daß der größte Segen, den man früher allgemein davon erwartet hatte, nämlich Verbrüderung der Völker, Aufhören der Kriege, Fallen der Nationalitätsschranken, Ausgleichung durch Annäherung und was dergleichen Schönes mehr prophezeit wurde, ins gerade Gegentheil umgeschlagen ist. Die Völker haben sich bei näherer Bekanntschaft noch schroffer von einander geschieden als vorher, die Kriege sind durch den beschleunigten Verkehr nicht verhindert, sondern nur beschleunigt und vermehrt worden, und die Nationalitätsfrage ist eine so brennende geworden, daß Frankreich oder Rußland eines Tages die Welt damit in Brand stecken kann.

„Die Eisenbahnen haben noch viel andere Nachtheile im Gefolge gehabt," sagte A., „denn wo ihr Strang bei uns läuft, hat er manche alte deutsche Tugend strangulirt, wie z. B. die Tugend der Billigkeit, der Gemüthlichkeit, der Höflichkeit, der Bescheidenheit. Wer in einem Coupee sich's bequem gemacht, betrachtet jeden neuen Passagier als einen Feind, der ihm den Platz beengen will. Wer nicht mehr Handgepäck mitnimmt, als erlaubt ist, dem fällt unversehens ein über das erlaubte Gewicht gehender Koffer eines anderen Passagiers auf den Kopf, und wenn das Glück gut ist, so tritt ihn der andere Passagier beim Wiederaufheben des Koffers noch auf die Füße."

„Ja," sagte C., „dergleichen Geschichten hat wohl Jeder erlebt. Ein Fremder, der Deutschland blos auf der Eisenbahn kennen lernt, wird wenig von den Vorzügen mehr finden, die man uns früher nachrühmte. Die bescheidenen und feineren Leute verhalten sich ruhig, und die Rohen und Aufdringlichen führen das große Wort."

„Das wird wohl überall so sein," fiel D. ein, „denn der gesteigerte Verkehr bringt es mit sich, daß oft unsaubere Elemente zusammenkommen, welche man früher nur selten und vereinzelt traf, als die Postkutsche noch die Lande durchrollte und täglich nicht so viele Menschen von einer Stadt zur anderen brachte, als jetzt Züge gehen."

„Sicher ist," sagte A., „daß, wer's nicht eilig hat und zur Erholung reist, oder um Land und Leute an der Quelle kennen zu lernen, den Schienensträngen möglichst fern bleiben muß, die ich mit Strömen vergleichen möchte, welche den darauf hindampfenden Passagieren wohl schnelle Beförderung, aber keinen reinen Erquickungstrunk aus ihrer Fluth bieten können. Diesen muß man an der Quelle suchen, die auf Berghöhen oder im waldigen Thalgrunde springt."

„Ich habe nicht mitgeredet," hob jetzt der König an, „weil ich, immer nur in Gesellschaft reisend, die ich mir selbst wähle, keine von den Unannehmlichkeiten erfahren konnte, die halb im Scherz, halb im Ernst erzählt wurden. Aber wenn ich's nicht eilig habe, fahr' ich doch auch lieber im eigenen Wagen als auf der Eisenbahn und athme lieber in frischer Bergluft als im Dunstkreise des Rauchschlots. Es wollte mir vorhin fast scheinen, als habe der Dampf der Cigarren die Herren unwillkürlich zum Dampf der

Locomotive geführt, wie mir's heute ähnlich angesichts einer dampfenden Suppe erging. Als wir auf unserer Wanderung in ein schmuckes Haus eintraten, um uns die Einrichtung anzusehen, überraschten wir die Familie beim Abendbrot, und es freute mich, daß der würdige Hausvater, vor dem die dampfende Suppe stand, sich in seinem eben begonnenen Tischgebet nicht stören ließ. Unwillkürlich kam mir dabei in den Sinn, daß ich auf meinen vielen Eisenbahnfahrten in Deutschland nie etwas Aehnliches gesehen, woraus ich jedoch nicht schließen will, daß das Tischgebet überall im Bereiche der Eisenbahn nicht mehr üblich sei."

„Bei der jüngeren Generation ist es so ziemlich ganz abgestellt, und auch unter den älteren Leuten giebt es Viele, die sich für aufgeklärt halten, wenn sie es nicht mehr üben," sagte Einer aus der Gesellschaft, der Land und Leute zum Gegenstande langjährigen eingehenden Studiums gemacht hatte. „Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit," fuhr er fort, „daß die Leute sich durch den flachen Aufkläricht, den ihnen die Tagesliteratur ins Haus wirft, so leicht den Kopf verdrehen lassen. Wenn der Familienvater, auch der vornehme und reiche, nicht mit dem Kaffeetisch das Tagewerk einleitet, sondern mit einem gemeinsamen Gebet, zu welchem sich Weib und Kind und Gesinde, das ganze Haus um ihn versammeln müssen, dann meint man wohl, das sei ein Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerks ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des Hauses. Darum ist er, ganz abgesehen von seiner sittlichen und religiösen Bedeutung, auch in socialem Betrachte Goldes werth. Bei einzelnen Bauerschaften geschieht das Alles noch, aber die städtischen Väter scheinen nicht zu wissen, daß sie mit dem Ausfallen dieser Sitte freiwillig eines der stolzesten Attribute ihrer Stellung im Hause aus der Hand geben. Wahrlich, der Hausvater sollte den letzten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seiner Urahnen verblieben, nämlich das Amt, dem ganzen Hause vorzubeten, nicht so leicht wegwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herrschaft darin für einen stolzen Geist als in einer ganzen Collection von Titeln und Orden. Gar viele arme Schächer von Familienvätern sehen das recht gut ein, fürchten aber doch, der feingebildete Nachbar möchte sie auslachen. Sie schämen sich nicht, wenig und nichts zu sein in ihrem Hause, aber viel zu sein, Priester und Herr des Hauses zu sein, deß schämen sie sich! ‚Die Feigheit ist's, die uns verdirbt,' wie es in einem alten Liede heißt. Denn es gehört mehr Muth und Ueberzeugung dazu, in der Sitte, im socialen Leben, im Hause mit der Revolution zu brechen als im politischen."*

Die Gesellschaft wurde aufgehoben, und bald lag Alles in den Betten, nur ich nicht, obgleich ich sehr müde war. Allein ich hatte noch ein paar Stunden in dicken Büchern zu lesen, die mich noch müder machten, so daß ich auch endlich glücklich darüber einschlief. Im Traum zogen allerlei wundersame Wüsten-, Berg- und Strombilder an mir vorüber, belebt von nackten, zu Fuß laufenden Negerschaaren und anderen dunkelhäutigen, phantastisch gekleideten Gestalten, die auf Kamelen, Pferden und Eseln ritten. Ein Trupp lanzenschwingender Reiter verfolgte mich; meine Fußsohlen brannten, als ob ich über glühendes Eisen liefe, und schon hielt ich mich für verloren, als ich plötzlich eines großen Stromes ansichtig wurde, den ich mit letzter Anstrengung zu erreichen suchte, um mich durch Schwimmen zu retten oder im Wasser unterzugehen. Je näher ich dem Ufer kam, desto mehr schien es mir, daß der Boden unter mir schwanke wie ein Schwungbrett. Meine Verfolger dicht hinter mir, that ich den rettenden Sprung, war aber nicht wenig erstaunt, daß ich, statt ins Wasser zu fallen, mich hoch in die Luft emporgehoben sah, als ob meine Arme zu Flügeln geworden wären. Das Fliegen erweckte mir so erhaben wonnevolle Empfindungen, daß ich gar keine Lust verspürte, zur schwerfälligen, heimtückischen Erde zurückzukehren, auf welcher jeder Schritt ein Schritt zum Grabe ist, und mir keine seligere Erlösung für jeden schmerzgeplagten Menschen denken konnte, als mit Bewußtsein in einen Vogel verwandelt zu werden. Bis dahin hatte ich gar nicht auf meine Arme gesehen, um zu prüfen, ob sie wirklich in

* Vergl. Riehl: Die Familie. S. 154.

Flügel verwandelt waren; ganz erfüllt von der Wonne des Fliegens, war es mir nicht eingefallen, über das Wunder nachzudenken, durch welches der Aufschwung bewirkt wurde. Ich fühlte mich bald so heimisch in den höheren Regionen, als ob meine Füße nie auf rindsledernen Sohlen die staubige Erde betreten hätten. Nur fiel es mir bei meiner erhabenen Umschau plötzlich seltsam auf, daß ich immer noch meine etwas blau angelaufene Brille vor den Augen hatte, welche mir auf Erden zum Fernsehen gute Dienste gethan, jetzt aber, wo sich die Blicke nach oben kehrten, mir die Aussicht nur trübte und überhaupt zu meinem Adlerfluge unpassend erschien. Ich griff nach der Brille, um sie abzunehmen, und in demselben Augenblicke war es vorbei mit dem Fliegen: ich stürzte jählings aus gewaltiger Höhe hernieder, während es Nacht um mich wurde und mein Bewußtsein schwand, das indeß sofort wiederkehrte, als ich schwer wie Blei zu Boden krachte und, aus meinem Traum erwachend, mich im Bett des Wirthshauses zu Hittisau liegend fand.

Die Bücher, in welchen ich vor Schlafengehen gelesen, waren die ersten Bände der „Reise und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika" von Heinr. Barth, dem berühmten Forscher und hochverdienten Gelehrten. Ich hatte sie nebst einigen Bänden von Livingstone auf Wunsch Sr. Majestät mit auf die Reise genommen, um dem König, der die Entdeckungsreisen der beiden trefflichen Männer mit regem Interesse verfolgt hatte, zu gelegener Stunde einen Vortrag darüber zu halten. Nun war ich zwar schon in München redlich bemüht gewesen, mich mit dem Inhalt vertraut zu machen, um meinen Vortrag möglichst aus dem Vollen schöpfen zu können, allein es erforderte das mehr Zeit, als ich, mitten in meinen Studien über das altenglische Drama steckend, finden konnte. So nahm ich denn auf der Reise die mehr durch ihren reichen Gehalt als durch ihre Darstellungsweise anziehenden Bücher wieder vor, so oft es gehen wollte, schlief, wie eben erzählt, in der letzten Nacht darüber ein und sah dann im Traume Tunis, Susa, Tripolis, die Sahara, das ganze Reich Bornu, Adamaua, Baghirmi, Wadai und die von Barth neu entdeckten Reiche Gando und Hamd-Allahi an mir vorüberziehen und flog in der Luft umher, bis mich der jähe Sturz wieder zur Mutter Erde brachte.

* * *

Am folgenden Morgen (26. Juni) brachen wir, schon früh unsere Pferde besteigend, nach dem kleinen Bade Tiefenbach auf. Es war ein herrlicher Ritt über das freundlich am Abhange des mehr als 5000 Fuß hohen Feuerstädterberges gelegene kleine Dorf Sibratsgfäll und durch das alpenreiche Balderschwangthal, dem Algäu entgegen.

Ich mußte viel an des Königs Seite reiten, der in Wiederanknüpfung an frühere wichtige, vertrauliche, für die Oeffentlichkeit nicht geeignete Unterhaltungen mich tiefe Blicke in sein tiefes Gemüth thun ließ.

Wir kamen zeitig und in bester Laune nach dem in einem engen Kessel am Fuße des waldreichen Schloßberges etwa drittehalb tausend Fuß hoch gelegenen Dorfe Tiefenbach, wo Mittagsrast gehalten werden sollte. Die Badeanlagen geben dem Dorfe, das seine Häuser und Gärten in für das Auge wohlthuender Weise weit umher verstreut hat, einen gewissen Anstrich von Eleganz. Doch trotz der gesunden Luft und reizevollen Lage des Ortes, der Tugenden seiner Quellen und der Bescheidenheit seiner Preise fanden wir nur wenige Curgäste. Unter ihnen befanden sich Graf Rechberg, ein früherer Flügeladjutant Sr. Majestät, und Forstmeister v. Metzler, die Beide zur Tafel gezogen wurden.

Nach Tisch setzten wir, bald zu Fuß, bald zu Pferd, unsere Wanderung fort, ließen, als wir die nächste Höhe des ziemlich steil ansteigenden Weges am Fuße des Geisberges erreicht hatten, die Blicke noch einmal in den prächtigen Thalkessel von Tiefenbach hinabschweifen und zogen dann, uns weiter am linken Ufer der Starzlach hinschlängelnd, immer höher, mitten durch herrliche Waldung hindurch, bis das Thal, sich allmälig erweiternd, wieder die freie Aussicht auf endlose Alpenweiden eröffnet.

Ueber Rohrmoos, ein mehr als

3000 Fuß hoch gelegenes großes, dem Fürsten Waldburg gehöriges Alpengut, gelangten wir in das Oberstdorfer Thal und zogen bei einbrechendem Abend in das festlich beleuchtete, bekränzte und fahnengeschmückte Sonthofen ein.

Schon unterwegs beim ersten Wiederbetreten baierischen Gebietes waren dem Könige außer den officiellen Huldigungen allerlei sinnige Begrüßungen von Seiten der Landleute geworden und zwar in einer Weise, die es unmöglich machte, den Urhebern auf die Spur zu kommen, der beste Beweis, daß es den Leuten nur darum zu thun war, ihrem Landesvater eine Freude zu machen, ohne auf Dank dafür zu rechnen. So fanden wir z. B. den Namen des Königs und der Königin in Blumen auf den Weg gepflanzt, den wir zogen, und bogen sorgfältig aus, um die Blumenschrift nicht von den Hufen der Pferde zerstampfen zu lassen. Aber in Sonthofen erreichten die Freudenbezeigungen über die Ankunft des Königs ihren Höhepunkt. Man sah es dem im weiten Thale offen gelegenen Marktflecken deutlich an, daß Alt und Jung eifrig bemüht gewesen, keinen Winkel darin ungeschmückt zu lassen. Keine noch so arme Wittwe, die nicht ihre niedrigen Fensterlein erleuchtet und einen Kranz und ein Fähnlein ausgehängt hätte. Des Volksjubels war überall, wo der König sich zeigte, kein Ende.

Im Gefolge eines Fürsten, der sein Volk besucht, sieht man Orte und Menschen in ganz anderem Lichte, als wenn man allein reist. Alles kehrt seine beste Seite heraus, und wer sich von der Bevölkerung nicht auf die Straßen drängt, zeigt sich an den Fenstern, deren jedes als ein Rahmen zu einem lebenden Bilde erscheint. Man bekommt so in bequemer Uebersicht mit einem Schlage vor Augen, was man sonst erst lange vereinzelt suchen muß und nicht immer in gleich erfreulicher Stimmung findet.

Soweit ich darüber urtheilen kann, war der König kein sonderlicher Freund von lärmenden Freudendemonstrationen. Er wußte sie, wenn sie von Herzen kamen, in herzgewinnender Weise entgegenzunehmen, aber seine Gedanken wandten sich bald wieder anderen Dingen zu. Diesmal schweiften sie von dem festlich bewegten Marktflecken Sonthofen nach den Negerländern am Niger und Tsadsee. Der weite Sprung machte sich wie von selbst. Franz von Kobell erzählte beim Souper, um den guten Tact und den verständigen Sinn der Schwaben von Sonthofen zu veranschaulichen, ein paar charakteristische Züge aus frischester Beobachtung im Volksgedränge. Das erinnerte den König an ähnliche Züge, die er vor Jahren bei Empfangsfeierlichkeiten in Italien und Griechenland wahrgenommen. Baron Leonrod, der Se. Majestät nach Griechenland begleitet hatte, sagte:

„Damals kamen wir nicht aus so schatten- und quellenreichen Bergwäldern wie heute."

Diese Bemerkung führte zu anderen über die Ursachen der allmäligen Verödung Griechenlands und Siciliens. Auch wurde der Gefahren gedacht, welche das Reisen in diesen Ländern immer noch unsicher machten, der Räuberbanden, deren romantisches Ansehen bei ihren Landsleuten immer wuchs im Verhältniß zu den Erfolgen ihrer Plünderungszüge. Von Sicilien bis Afrika war's nicht mehr weit.

„Was sind diese Gefahren," sagte der König, „verglichen mit jenen, die den Reisenden im Inneren Afrika's bedrohen, wo ein mörderisches Klima, unerträgliche Hitze und Wassermangel schwere Krankheiten über ihn bringen und er sich fortwährend unter wilden Völkern bewegen muß, deren Mißhandlungen mit heiler Haut zu entkommen zu den seltensten Glücksfällen gehört. Selbst von der so sorgfältig vorbereiteten, mit allen erdenklichen Hülfsmitteln ausgerüsteten wissenschaftlichen Expedition, welche die englische Regierung durch Richardson ins Werk setzte, und der sich dann unsere berühmten deutschen Reisenden Overweg und Barth anschlossen, ist nur der Letztere glücklich heimgekehrt, aber welcher Heldenmuth, welche Entbehrungen, welcher starke Geist und Körper gehörte dazu, alle Leiden und Gefahren zu überwinden und so reiche Ausbeute mit heimzubringen! Er hat, wie ich gelesen habe, die Tagebücher seiner dem Klima erlegenen Freunde gerettet. Ich habe leider nicht Zeit gefunden, mich aus den Quellen über die neuesten Entdeckungsreisen in Afrika näher zu unterrichten.

Doch Sie versprachen, mir einen Vortrag darüber zu halten, an welchen sich später wieder anknüpfen ließe —“

Der König steckte die griechische Cigarette an, die übrigen Herren griffen zu den Cigarren, eine erwartungsvolle Stille trat ein, und der Vortrag sprang mir leichter von den Lippen, als der Fall gewesen sein würde, wenn ich erst noch einige Wochen hindurch unter den zerstreuenden Eindrücken der Reise darüber nachgegrübelt hätte.

Es war spät in der Nacht geworden, als ich schloß, aber ich schlief danach viel besser, wie in der Nacht vorher der Fall gewesen war, obgleich sich's in der Luft des Gasthofes von Sonthofen nicht so rein athmete wie in den Gasthöfen des Bregenzerwaldes. Dies war auch wohl der Grund, daß schon am folgenden Morgen, nachdem Se. Majestät die Messe gehört, wieder aufgebrochen wurde und zwar in der Richtung nach dem oberen Illerthal, dem die Iller seinen Namen gegeben, zwischen welcher und deren Zufluß Osterach Sonthofen liegt.

Oberstdorf, der erste bemerkenswerthe Ort, den wir erreichten, hat, sich weit in grüner Thalfläche ausstreckend und in großem Halbkreise von stattlichen Bergen umragt, eine schönere Lage als Sonthofen und machte mir wegen seiner nicht zusammenhängend gebauten, sondern durch Baumgruppen und Gärten von einander getrennten Häuser einen mehr malerischen und ländlichen Eindruck, obgleich es sich auch zur Würde eines Marktfleckens aufgeschwungen hat und seine 1800 Einwohner zählt wie Sonthofen. Im Jahre 1865 wurde die Hälfte des freundlichen Ortes durch einen großen Brand zerstört, und ich weiß nicht, wie es jetzt darin aussieht.

Aus Oberstdorf gingen drei rühmlich bekannte Maler hervor: Johannes Schraudolph, der sich mit Heß durch seine Fresken in der Münchener Basilica und Allerheiligenkirche verewigt hat, und Claudius Schraudolph und Joseph Anton Fischer, von welchen mehrere Glasgemälde im Kölner Dom herrühren.

Charakteristisch für die Gegend ist, daß die Berge, auf welche der Blick fällt, ähnlich wie im Salzkammergut, unmittelbar aus ganz ebener Thalsohle aufsteigen, im Kleinen dem Rande eines Tellers vergleichbar, während im altbaierischen Gebirge, und besonders im Berchtesgadener Gebiete, keine solche weite Gleichmäßigkeit des Bodens sich findet, der dort vielmehr durchgehends eine bunte Abwechselung kleinerer und größerer Erhebungen zeigt, bald wellenförmig, bald schroff und trotzig aufsteigend.

Oberstdorf liegt zwischen den raschfließenden Bergwassern der Stillach und Trettach, welche im Verein mit der Breitach die Iller bilden.

Wir blieben diesmal nicht lange in dem anmuthigen Orte, sondern zogen weiter nach dem unsern davon in herrlichem Thale gelegenen Jagdhause Sr. K. H. des Prinzen Luitpold, von wo allerlei Ausflüge unternommen werden sollten.

Zunächst wurde dort ein wenig Sonntagsruhe gehalten und bei gutbesetzter Tafel gute Unterhaltung gepflogen, wobei besonders die eifrigsten und erfahrensten Jäger unserer Gesellschaft, Franz von Kobell und Graf Ricciardelli, viel Interessantes und Lehrreiches vernehmen ließen.

Kobell, der die Feder so gut zu führen weiß wie die Büchse, hat einen Schatz von Beobachtungen in seinem „Wildanger“ niedergelegt. Ricciardelli hat, meines Wissens, von seinen Aufzeichnungen nichts herausgegeben. Die Jagd auf Vögel war seine Specialität und Leidenschaft, und ich habe oft bedauert, nicht stenographisch Alles festhalten zu können, wenn er von seinen Abenteuern und Beobachtungen in Wald und Sumpf erzählte. Er drückte sich, da Italienisch seine Muttersprache war, nicht immer im reinsten Deutsch, aber immer so handgreiflich anschaulich und lebendig aus, daß man Alles, was er erzählte, mit zu erleben glaubte, und dabei hatten seine Jagdgeschichten nichts von der Zweideutigkeit des Wortes, sondern waren echt in der Wolle gefärbt, wie man denn auch seiner ganzen Erscheinung gleich ansah, daß die Natur ihn zum Jäger geschaffen hatte, und zwar zum Wald- und Sumpfjäger. Die Sonne seiner sicilianischen Heimath hatte ihm schon früh Gesicht und Hände gebräunt und seinem dunklen Auge einen hellen Fernblick gegeben, der ihn deutlich Gegenstände erkennen ließ, welche Andere, und besonders Stubenmenschen, nur durch Ferngläser er-

spähen konnten. Scharf wie sein Auge war auch sein Ohr; er unterschied die Vögel im Walde an ihrem Schlagen, Zwitschern, Krächzen, Rufen, Singen und Piepsen in einer Entfernung, in welcher Anderen kein Laut vernehmbar war. Er hatte von Jugend auf seine ganze freie Zeit, woran es ihm nie gebrach, der Jagd gewidmet und seinen Körper durch das tägliche Leben im Freien so abgehärtet, daß Wasser, Wind und Wetter und aller Wechsel der Jahreszeiten ihm nichts anhaben konnten. Er konnte tagelang im Sumpfwasser stehen, ohne die geringsten nachtheiligen Folgen zu verspüren, denn sein Jägergeist war in fortwährender Bewegung, die ihre Wärme dem Körper bis in die Extremitäten mittheilte. Seine beweglichen Ohrmuscheln spannten sich nach jedem Luftzuge und leisestem Geräusch, um Perlen der Witterung aufzufangen, und seinen scharfen Augen entging nichts, was in ihrem Bereich, wenn auch für Andere unsichtbar, kroch, flog, schwamm, schlich, sprang und durch die Luft wirbelte. Und wo Auge, Ohr und Nase nicht ausreichten, trat der unfehlbare Instinct ein, der ihn so sicher auf die rechte Spur leitete, wie Nachtigallen, Schwalben, Kraniche und Störche auf ihrem Fluge nach dem Süden. Er stand mit der Natur in innigster Beziehung und war doch kein bloßer Naturalist, da er, wie ich mich bei näherer Bekanntschaft bald überzeugte, Alles eifrig las und mit eigenen Beobachtungen verglich, was in sein Jagdgebiet einschlug.

Daß ein Jägersmann in des Wortes vollster Bedeutung, der es mit dem Waidwerk so ernst nimmt wie Graf Ricciardelli, bei aller Bescheidenheit einen gewissen Unterschied zwischen sich und Anderen bemerken muß, welche Büchse und Ranzen nur je zuweilen über den Rücken hängen, springt in die Augen. Mancher, der mir als ein Meister des Waidwerks erschien, galt ihm nur als ein Stümper, oder im besten Falle ließ er ihn als guten Schützen gelten, aber nicht als Jäger, denn, sagte er, selbst der beste Schütz wird zeitlebens kein Jäger, wenn er nicht dazu geboren ist."

* * *

Wir befanden uns im Oberstdorfer Thale so recht in der Mitte der Adlerhorste, deren sich im Algäu, besonders im felsenreichen Oythale, noch so viele finden, daß das Ausnehmen der jungen Brut sich zu einem förmlichen Volksfeste, Adlerfang genannt, gestaltet hat, welches alljährlich in den Sommermonaten stattfindet und immer eine Menge kühner Bergsteiger und wagehalsiger junger Leute herbeilockt, die ihr Leben daran setzen, einen jungen Adler aus dem Horste zu holen, was einen nicht geringen Grad von Muth und Geistesgegenwart erfordert. Denn der Horst befindet sich immer in hochragender, steiler Felsenwand, die von unten herauf nicht zu erklimmen ist, so daß der auf den Fang gehende Bursch sich von der Höhe des Felsens an langem Seile herablassen muß, um zum Horst zu gelangen, während Jäger aufgestellt stehen, um ihre Stutzen gegen die ihrer Brut etwa zu Hülfe eilenden alten Adler zu richten.

Daß das Gelingen des stets von einer großen Zuschauermenge verfolgten Wagestücks den Unternehmern bei ihren Landsleuten rühmliche Nachrede erwirkt, versteht sich von selbst, und ebenso, daß es nicht immer ohne Unglücksfälle dabei abgeht.

Ich habe solchem Schauspiel nie beigewohnt, aber viel Adlergeschichten gehört, die in der Nähe der Stätten, wo sie spielten, und aus dem Munde derer, welche sie miterlebt, ihre Wirkung nicht verfehlten, den Reiz der Gebirgslandschaft zu erhöhen.

Einen Adler auffliegen zu sehen, wirkt auf mich immer wie ein schwungvolles Gedicht oder erhebende Musik, und ich begreife, daß der gewaltige Flügelschwinger schon früh zum Sinnbild des Lichtes, der Kraft und Majestät geworden, sogar der olympischen Majestät des alten Zeus, gleich wie des Schlachtengottes Odin, der selbst der Adlerköpfige (arnhöfdi) genannt wurde.

* * *

Am Sonntag wurden keine größeren Ausflüge mehr gemacht, aber am folgenden Morgen, 28. Juni, brachen wir schon früh auf, um über Einödsbach, dessen Umgebung zu den herrlichsten Augenweiden des Algäu gehört, die Schneefelder

zu erklimmen, aus welchen die Trettach hervorschäumt.

Einödsbach liegt schon in einer Höhe von vierthalbtausend Fuß, und die dahinter aufsteigenden Berggruppen, aus welchen die dreizackige Mädelegabel und der kühngeschwungene Trettachschrofen hoch hervorragen, machen einen wirklich großartigen Eindruck. Unser Emporklimmen war mühselig genug, doch ist es eine undankbare Aufgabe die Einzelheiten solcher Bergwanderungen zu schildern, besonders wenn man sie nicht mehr genau im Kopfe hat. In meinem Ohre summt noch das Schallen von lautbrausenden Wasserstürzen und kochenden Tobeln, deren unendliche Melodie uns beim Aufsteigen begleitete und unsere Blicke oft in die Tiefe lockte, und in der Erinnerung tauchen mächtige, steile Bergwände und wildzerklüftete Felsbildungen auf, mit welchen weite, anmuthige Alpenweiden überraschend contrastiren. Doch der vorherrschende Charakter des Ganzen ist das imposant Schroffe und Wilde. Auch in den Schneefeldern zeigten sich die wundersamsten Gestaltungen, wie Frost, Wind und Regen sie in wechselnder Laune hervorgezaubert hatten, hier aushöhlend, dort aufbauend, in bald phantastisch wilden, bald so regelmäßigen Formen, als ob planvoll arbeitender Menschengeist dabei thätig gewesen wäre. So erinnere ich mich noch deutlich einer Stelle, wo der Schnee eine hohe, hier und da durchbrochene Decke bildete, und einer anderen Stelle, wo sich eine förmliche Riesenbrücke vor uns aufthat, unter welcher das Wasser hindurchströmte. Im Hintergrunde ragte die Mädelegabel empor, mit ihren mächtigen drei Zinkenfingern zur Höhe hinauflockend. Doch wurden wir durch ein jählings über uns hereinbrechendes Gewitter am Weitersteigen verhindert und zu schleunigster Rückkehr gezwungen. Bis auf die Haut durchnäßt, langten wir ziemlich spät am Tage, nach mancherlei Fährlichkeiten, die jedoch in der Erinnerung nur heiter wirkten, im Jagdhause wieder an, wo wir uns nur so viel Rast gönnten, um die Kleider zu wechseln und zu diniren, worauf, da das Wetter sich völlig ausgetobt hatte, Oberstdorf mit seiner alten Capelle näher in Augenschein genommen wurde als das erste Mal. Dann fuhren wir noch am Abend nach Sonthofen, welches zum Ausgangspunkt der geplanten Besteigung des Grünten bestimmt war.

(Forts. folgt.)

Zur Erinnerung an Thackeray.

Von

Amely Bölte.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Es war im Jahre 1848, als ich Thackeray kennen lernte. Da er 1817 geboren wurde, so zählte er demnach 34 Jahre, erschien jedoch bei Weitem älter. Groß und stattlich von Gestalt, vornehm in seinem Aussehen, mit blühender Gesichtsfarbe, hatte er schneeweißes Haar. Wie mochte es so früh gebleicht worden sein?

Es war um die achte Stunde, der Theetisch wurde soeben geordnet, als der Diener ihn anmeldete. Ich saß mit seiner Cousine Mrs. Buller am Kamin, wo ein helles Feuer loderte. Erwartungsvoll richtete sich mein Auge auf den Mann, dessen Name bereits in allen Schichten der Gesellschaft genannt wurde, obwohl er bis dahin nur das eine Buch, Hogarthy's Diamant, veröffentlicht hatte, und seine Thätigkeit zumeist dem Witzblatte Punch zuwandte, für das er Gedichte lieferte und Carricaturen zeichnete.

Er war in Abendtoilette, mit weißer Weste, weißer Cravatte und Lackstiefeln, sehr elegant gekleidet. Neben uns Platz nehmend, ergriff er die Hand seiner Verwandtin, die leidend war, hielt sie herzlich in der seinigen und erkundigte sich mit Wärme nach ihrem Befinden.

Er war in Calcutta geboren, und dort hatte zu jener Zeit Mrs. Buller gelebt, ihr Gatte das Amt eines königlichen Advocaten (Judge) bekleidet. Kinder englischer Eltern gedeihen in dem Klima nicht, so hatten denn auch Herrn Buller's drei Söhne in England aufwachsen müssen, so wie der kleine Thackeray es gemußt. Gleiche Verhältnisse hatten die verwandtschaftlichen Bande rege erhalten, die Theilnahme für gegenseitiges Ergehen belebt. Thackeray ließ sich demnach hier

frei gehen, und sprach sich unumwunden aus, wie ein Sohn vor seiner Mutter.

„Ich kann nicht zum Thee bleiben,“ sagte er; „denn ich muß noch in die Abendgesellschaft von Lady Molesworth. Es gilt ja mir neuen Stoff zu holen, um die fashionable Gesellschaft morgen im Punch lächerlich zu machen. Ich wollte Sie aber doch vorher noch einen Augenblick sehen. Sonderbarerweise lieben mich die Leute um so mehr, je toller ich gegen sie losziehe. Noch im Bette — ich stehe, wie Sie wissen, nicht vor elf Uhr auf, und schreibe liegend meine Rhapsodien — erhielt ich von der Dame ein rosafarbenes Briefchen, begleitet von einem Stilton cheese, mit der Bitte, daß ich doch ja ihre Soiree mit meiner Gegenwart zieren möge, und ich sagte es ihr zu. Aber mit welchem Herzen! Unter welchen Gefühlen! Ich hatte soeben ein Gedicht für Punch beendigt — hier ist der Abzug für Sie — und meine blutigen Thränen dabei geweint — nicht nur in mich hinein geweint, wie es der Kummer so häufig thut, nein, sie flossen auch reichlich auf mein Papier und erleichterten meine Brust. Wenn morgen früh ganz London sich angenehm bei der Lectüre meines Gedichtes unterhält und herzlich lacht, wird schwerlich Jemandem einfallen, daß es unter Folterqualen der Reue geschrieben wurde. Denn es galt dem Andenken meiner Frau — meiner armen Frau! Als ihr nichts mehr Freude machte, erheiterte es sie noch, wenn ich sie in ein Café schleppte und ihr Bouillabaisse vorsetzen ließ. Es waren schwere Zeiten — Sie wissen es. Ich hatte kein Geld, sie in einer Anstalt unterzubringen, ich mußte sie selbst hüten und pflegen — und dabei das tägliche Brot verdienen. Wie schwer war das damals für mich — und

Thackeray.

wie werthlos ist mir jetzt das Gold, das man mir in den Schooß wirft! Heute streiten sich die Verleger um mich, und als ich mit meinem Hogarthy's Diamant von Thür zu Thür lief, fand ich jede verschlossen, und dankte schließlich dem Himmel, als mir der kleinste Gewinn ward. Nach solchen Erfahrungen — was ist da das Leben? Sie ist dahin, für die ich mein Dasein hätte hingeben mögen, um ihren Geist wieder licht zu machen. Ich habe nun meine Kinder, für die ich arbeiten, für die ich sorgen muß. Ihretwegen schleppe ich mich allnächtlich in den Empfangszimmern der Großen umher, die ich verspotte. Denn wer, wie ich, das tiefste Leid erduldet hat, dem kann diese hohle Bewunderung nur weh thun, der schätzt am Menschen nur noch das rein menschliche Empfinden — der kennt nur noch das Gefühl mitleidigen Bedauerns mit sich selbst und mit Anderen."

Er war in großer Erregung, stand auf und nahm Abschied.

„Was war es mit seiner Frau?" fragte ich, als er gegangen.

„Thackeray war in seiner Jugend ein Lebemann, er spielte, und als die Noth über seine Familie kam, ertrug seine junge Frau es nicht, wurde wahnsinnig. Er mußte ihr Hüter sein, weil er zu arm war, um sie in eine Anstalt zu bringen. Das hat sein Haar gebleicht."

So seine Cousine.

Seit jenem Abend sah ich Thackeray öfter; hatte aber nie wieder Gelegenheit, ihn in solcher ausgiebigen Stimmung zu belauschen. Sein Ruhm stieg, er veröffentlichte „Vanity fair" in monatlichen Nummern und ganz London beschäftigte sich mit der Heldin, der kleinen Becky.

Im Jahre 1852 besuchte Thackeray Deutschland, und kam auch nach Dresden. Capitän Robert Noël, ein Vetter von Lady Byron, wohnte dort und gab ihm zu Ehren eine kleine Abendgesellschaft. Ein Kreis von Damen, die Alle seine Werke gelesen hatten, und entzückt waren, den berühmten Mann kennen zu lernen, saß flüsternd um den Sophatisch, des großen Augenblicks gewärtig, wo er ihnen vorgestellt werden würde. Der Augenblick ließ jedoch lange auf sich warten. Der Thee war schon herumgereicht worden und Thackeray verharrte immer noch abseits in einer Fensterbrüstung, mit einer Nichte des Hauses, einem jungen Mädchen von sechzehn Jahren, scherzend. Auch für die Wirthin wurde es peinlich, ihre Gäste so hart getäuscht zu sehen. So sagte ich denn auf Englisch zu ihm, ob er sein Licht nicht auch über den anderen Theil der Gesellschaft scheinen lassen wolle, die gar gern ein Wort aus seinem Munde vernehmen würde.

Er warf mir hierauf einen Blick zu, der eine ganze Anklage gegen mich enthielt. Dann sagte er bitter:

„Sie sollten doch wissen, wie müde ein Mann wie ich seiner Rolle als Löwe ist, um ihm die kurze Erholung davon, die er sich alljährlich einmal gönnen kann, nicht zu verkümmern. Hätte ich gewußt, daß man von mir erwartete, ich solle den Löwen spielen, so wäre ich nicht gekommen. Lassen Sie mich aber in diesem Winkel, so bereue ich es nicht; denn so eine unbeschriebene Mädchenseele, solch ein reines Gemüth (such an unbiassed mind), das an das Gute glaubt und von allen Menschen das Beste denkt, kann mich noch auf Augenblicke mit dem Dasein versöhnen, und wohlthätig auf mich wirken."

„So bleiben Sie, wo Sie sind," flüsterte ich und versuchte die Damen damit zu trösten, daß sie ihn ja doch gesehen, und sein Englisch, da er rasch und hinter den Zähnen spräche, schwerlich verstehen würden.

Hans Holbein des Aelteren Silberstift-Zeichnungen im königlichen Museum zu Berlin.*

Von

A. von Eye.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Den bedeutendsten Bildnißmaler aller Epochen als Sohn eines Porträtisten zu

* In Originalgröße durch Lichtdruck ausgeführt von A. Frisch in Berlin. Mit Text von Dr. Alfred Woltmann, Professor an der k. k. Universität in Prag. Nürnberg, Verlag von Sigmund Soldan, Hof-Buch- und Kunsthandlung.

erkennen, der durch vorhandene Zeugnisse sich selbst als höchst bedeutend documentirt hat, scheint auf den ersten Blick das Interesse zu schädigen, welches wir Ersterem zu widmen gewohnt sind, da seine Größe nicht mehr so isolirt wie früher dasteht. Doch gewährt die Thatsache an sich ein Interesse, welches in culturhistorischer Hinsicht vollkommen aufwiegt, was vielleicht in kunstgeschichtlicher verloren ging. Denn nicht nur werden in der oberdeutschen Malerei Bestreben und Vermögen, die Persönlichkeit des Menschen in ihren innersten Beziehungen aufzufassen und wiederzugeben, um ein volles Menschenalter zurückdatirt, in den Beginn einer Zeit versetzt, in welcher eben die Erfassung der eigenen Persönlichkeit aller weiteren Culturentwicklung neue Grundlagen bereitete, sondern wir erhalten auch, während Albrecht Dürer in Nürnberg ähnlichen Strebungen nachging, an einem zweiten Brennpunkte jener Entwicklung, im reichen und mächtigen Augsburg, durch die rastlose Thätigkeit des älteren Holbein eine Reihe der Träger jener Periode vorgeführt, welche den wichtigsten Wendepunkt unserer Geschichte bezeichnet.

Es haben sich von dem eben genannten Künstler mehrere Skizzenbücher erhalten, theils noch im alten Zusammenhange, theils aufgelöst, in welche er mit dem zu seiner Zeit üblichen Silberstift bald in flüchtigen Entwürfen, bald in größerer Ausführung Bildnisse seiner Zeitgenossen und Mitbürger eintrug, die, in manchen Fällen mit Namen bezeichnet, sowohl geschichtlich bekannte wie auch unbekannte Personen vergegenwärtigen, sämmtlich indeß die innere und äußere Porträtwahrheit mit solcher Meisterschaft wiedergeben, daß man diese Zeichnungen bis vor Kurzem für Arbeiten des berühmten Sohnes ansah. Ein solches Skizzenbuch ist noch im Museum zu Basel vorhanden; die losen Blätter eines anderen befinden sich ebendaselbst unter Glas aufgestellt. Einzelne Zeichnungen, offenbar ursprünglich eben solchem Büchlein angehörig, kommen zerstreut im Kupferstichcabinet zu Kopenhagen, auf der Bibliothek zu Bamberg, im Museum zu Weimar, im Louvre zu Paris, in der Ambrosiana zu Mailand und in einigen Privatsammlungen vor. Eine kostbare Folge von 69 Nummern enthält das Kupferstichcabinet im Museum zu Berlin, welche Gegenstand der untengenannten Veröffentlichung sind.

Obwohl durch alte schriftliche Aufzeichnungen richtig bezeugt, doch lange Zeit für Werke Dürer's gehalten, sodann, wie erwähnt, dem jüngeren Holbein zugeschrieben, sind diese Zeichnungen nach dem wegbahnenden Vorgange Anderer endlich in der zweiten Auflage von Woltmann's bekanntem Buche mit allen dafür aufzubringenden Beweismitteln ihrem wahren Urheber zurückgegeben.

Die in Rede stehende Reproduction bringt an der Spitze des dazu gehörigen Textes das Holzschnittfacsimile eines alten Bildnisses des Künstlers, gleichfalls nach einer Silberstiftzeichnung, im Besitze des Herzogs von Aumale, welche dem, der mit den intimeren Beziehungen unserer alten Kunst vertraut ist, unwillkürlich einen Vergleich mit dem Porträt des älteren Dürer, als Vaters des berühmtesten Vertreters jener Epoche, aufdrängt. Ein größerer Unterschied läßt sich kaum denken, wie wiederum der Gegensatz, wenn fast auch mit Umkehrung der betreffenden Factoren, zwischen den bedeutenderen Söhnen bei näherer Betrachtung vor den so höchst merkwürdigen Charaktereigenschaften der Väter noch auffälliger wird. Während in dem aus der trefflichen Malerei des jüngeren Dürer bekannten Gesichte des Vaters ganz die mittelalterliche Befangenheit zu Tage tritt, die bei völliger Aufgeräumtheit des Inneren außen nur Sorge und Begrenzung kennt, eine Seelenstimmung des bescheidenen, vorwurfsfreien Mannes, die nichts als tiefe Falten der Gesichtszüge zu ihrer Verdolmetschung besitzt und bedarf, aus Entsagung und Gläubigkeit einen Fond des Daseins herstellt, welcher das Ideal der älteren Kirche thatsächlich in die Wirklichkeit überträgt, erkennen wir am älteren Holbein ziemlich das Gegentheil von dem Allen. In einem titanenhaften, von wildem Haupt- und Barthaar umrahmten Kopfe tritt uns seine Persönlichkeit herausfordernd entgegen. Die derben, völlig faltenlosen Züge des Antlitzes würden uns vielleicht wenig berühren, merkten wir nicht, daß ein gewaltiges inneres Leben dahinter verschlossen liege, welches in irgend bedeutender Weise zu Tage treten

wird. Im Leben würde sogar eine so üppig aufgeworfene Oberlippe uns Verdacht erregen. Dem längst der Geschichte angehörenden Meister, dessen Werke unmittelbar seiner individuellen Erscheinung sich anreihen, fügt sie eher eine interessante Charakterseite hinzu. Der ältere Dürer steht mit seinem geistigen Sein ganz in der dem Abschluß nahenden Vergangenheit, und nur die vollkommene Aufnahme ihres Gehaltes gewährt den Boden, von welchem aus sein Sohn mit so tief greifenden Einwirkungen in die folgende Periode übertreten konnte. Der ältere Holbein pocht mächtig an der Pforte der Neuzeit, und er dürfte sie in mehreren Beziehungen gesprengt haben, als wir aus seiner Kunst ersehen. Es kann uns nicht wundern, daß sein Sohn mit einer Freiheit und Sicherheit auf den erweiterten Bahnen sich bewegt wie ein Hofmann auf dem Parquet fürstlicher Säle.

Um einige Jahrzehnte stehen die Dürer den Holbein voran, und diese reichen hin, in jener gewaltig bewegten Zeit die Parallelen der Entwicklung im Aeußeren völlig zu verschieben, wenn ihr innerer Gang auch einheitlichen Gesetzen folgt. Auf die knappe, zaghafte Gestalt des älteren Dürer folgt die imposant auftretende Persönlichkeit seines Sohnes. Der Vater mit glattem Kinn und kurz verschnittenem Haupthaar hat einen Sproß, dessen Lockenpracht als Phänomen in unserer Costümgeschichte dasteht. Der Sohn des haarbuschigen Augsburger Künstlers dagegen tritt auf so glatt und knapp wie der Vater seines großen Nürnberger Nebenbuhlers, wenn auch in ganz anderem Sinne als jener. Doch gehen wir zu unserem eigentlichen Gegenstande über, indem wir die in den besprochenen Zeichnungen uns begegnenden Persönlichkeiten näher ins Auge fassen und an dem Pulsschlag ihres inneren Lebens, den der Künstler mit zu vergegenwärtigen gewußt, belauschen, was für Geheimnisse aus jenen entlegenen Tagen sich noch in ihnen nachweisen lassen. Die Ergiebigkeit unseres Experiments kann als weiterer Beleg für den künstlerischen Werth dieser Skizzen gelten, der unter anderen Gesichtspunkten bereits hinreichend gewürdigt worden. Wir beschränken uns auf die in der ersten Lieferung unseres Werkes gegebene Reihenfolge.

Der erste Kopf ist der des Sigmund Holbein, des jüngeren Bruders unseres Zeichners, fast ganz im Profil nach rechts gehalten. Auch er trägt langes, über die Stirn fallendes Haar und einen struppigen Bart. Die Gesichtszüge haben mehr Form als beim älteren Bruder und weisen den Familientypus auf, der beim jüngeren Holbein wiederkehrt. Mund und Nase sind nicht fein gezeichnet, aber charakteristisch bewegt. Höchst merkwürdig aber sind das Auge und dessen scharfer Blick, den wir, beim Bruder und beim Neffen durch ihre Arbeiten bethätigt, hier im Bilde vorgezeichnet finden. Dies ist der eigentlich Holbein'sche Blick, der sich an das fremde Leben festsaugt, mit feinster Fühlung seine Fäden daran spielen läßt und die innerste Seele aufnimmt, um sie im Kunstwerk wiederzugeben. Die ganze Haltung dieses interessanten — im Holzschnitt des Woltmann'schen Werkes ganz unzulänglich wiedergegebenen — Bildnisses ist ein Spähen; der halb geöffnete Mund scheint den Athem anzuhalten, um alle Thätigkeit des Lebens im Auge zu concentriren. Aber schon beginnt auch der hinter der gerade aufsteigenden Stirn ruhende Gedanke das Angeschaute neu zu formen, und ist die Hand auch unsichtbar, so glauben wir doch in behutsamer Bewegung sie zur Arbeit sich heben zu sehen. Könnten wir zur Identificirung des Porträts auch die deutliche Ueberschrift nicht entbehren, so geben doch die unter ihr vergegenwärtigten Züge einen vollen Beweis für ihre Echtheit.

Blatt 2, 6, 8 und 13 geben weibliche Bildnisse, welchen wir zum Schluß einige Bemerkungen widmen wollen. Zunächst interessiren uns mehr die männlichen, unter welchen wir in scharf entwickelten Charakteren und zum Theil hervorragenden Persönlichkeiten den Geist der Zeit nach verschiedenen Richtungen vergegenwärtigt finden. So begegnen wir zwei Mitgliedern der damals schon hoch angesehenen Familie Fugger, dem Anton, Profil nach rechts, und Jakob, Profil nach links, Beide von unverkennbarer Aehnlichkeit unter einander, der Erste noch jung, in seinem Ausdruck Anspruch und Bedrücktheit zu gleichen Theilen vereinigend, offenbar, weil der angehende Millionär des 16. Jahrhunderts noch in

der Arbeit steckt, dem streng gehandhabten Gesetze des Hauses, ohne welches keines seiner Mitglieder der Anwartschaften desselben theilhaft wurde. Der Andere ist ein Mann in den besten Jahren, mit aristokratischer Miene, ein Bürgerkönig, wie sie damals in den deutschen Reichsstädten als Stützen und Zierden des Gemeinwesens nicht selten hervorgingen und trotz ihrer schon bestehenden oder häufig erst erlangten Standeserhöhung doch ihrem ganzen Wesen und Leben nach mit jener Bevölkerungsschicht im Zusammenhange verblieben, welche unserer glänzendsten Culturperiode Gehalt und äußeres Ansehen verlieh. Trotz seines unfertigen Aussehens in der Jugend brachte Anton Fugger es bis zum kaiserlichen Rath und Grafen. Er war es, der Karl V. das Zimmer mit dessen Schuldscheinen wärmen half. Jakob führte den Beinamen der Reiche. Er war der Bankier der Könige seiner Zeit, was damals aber mehr Ehre als hohe Zinsen eintrug; seine Prachtliebe kam seinem Sinn für Wohlthätigkeit gleich, und Stiftungen erhielten in Augsburg seinen Namen nicht blos bei frommen Gemüthern in Ehren. Noch andere Glieder dieses merkwürdigen Geschlechtes kommen unter den Holbein'schen

Hans Holbein der Aeltere.

Digitized by Google

Zeichnungen vor, sind übrigens neben den hier genannten durch treffliche Medaillen und sonstige Bildnisse hinreichend bekannt. Sie gleichen, obwohl die Gesichtszüge mit aufgezogenen und sanft gekrümmten Nasen von einander abweichen, sämmtlich einander im Ausdruck und zwar in jenem Ausdruck, den keine Zeit wieder wie die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Offenbarung gebracht, in welchem die im eigenen Bewußtsein breit und fest begründete Persönlichkeit in jedem Zuge die Incarnation des ausschließlichen Verdienstes darstellt, das noch so genannt zu werden Anspruch hat, auch wo es sich nur auf sich selbst bezieht. Den selbstgemachten Mann, der in ganz anderer Bedeutung jetzt so viel jenseits des Oceans gilt, sah jene Epoche in einem Umfange, der alle Gebiete des materiellen wie sittlich-geistigen Lebens gleichmäßig umschloß.

Bürgermeister Arzt.

Ein Seitenstück zum Letztgenannten, dem Jakob Fugger, giebt das Bild seines Schwiegervaters, des Bürgermeisters

Arzt, obersten Hauptmanns des schwäbischen Bundes, also, wenn man die Bedeutung des Letzteren erwägt, einer geschichtlichen Person im engeren Sinne des Wortes. Er ist, wie unsere Abbildung zeigt, bejahrt, behaglich in wärmende Pelze gehüllt, um den abnehmenden Gang des Pulses zu unterhalten. Sind auch die Formen des Gesichtes, soweit sie im scharf gezeichneten Profil zu Tage treten, bedeutend, so verräth das greisenhaft schwer geöffnete Auge doch nicht das Feuer, welches wir bei einer historischen Person voraussetzen möchten. Aber die Aufgabe dieses Mannes war keine producirende, so wenig wie die des Bundes eine aggressive, obwohl er damals eine der bedeutendsten Reichsmächte darstellte. Bürgermeister Arzt hatte als Lenker der Stadt Augsburg wie der süddeutschen Städteeinigung nur Wache zu halten. In längst erprobten Formen bewegte sich das städtische Regiment, in allseitig geregeltem Gange die Politik des Bundes. Es bedurfte nur eines wachen Sinnes, alle Anlässe zu erspähen, wo jenem sein Recht, dieser die nöthige Geltung zu verschaffen war, und des Vertrauens, daß dieser Sinn durch keine Irrung, keine Reizung von außen getäuscht zu werden vermöge. Diese Voraussetzungen aber, wie der erste Blick uns überzeugt, treffen beim Genannten zweifellos zu. Auf dem Grunde einer langen Erfahrung und eines wohlerworbenen Rufes basirt die Stellung des Mannes, und mit diesen Positionen ist das in sich beschlossene Alter mehr werth als das beweglichere und insofern zweifelhaftere Vorgehen des Mannes.

Als Aristokrat aus anderem Bereiche stellt sich Graf Georg Thurzo dar. Er war Ungar und Schwiegervater des Raimund Fugger. Bereits bejahrt, tritt er hier vor uns, erfahren, in sich beruhigt, doch nicht ohne einen Reflex des Mißmuthes. Seine Umgebung hat ihn genöthigt, mancher Wendung der Zeit Widerstand zu leisten, ohne sie oft anders als durch Resignation zu besiegen.

Wenig Interesse flößt uns das mit mehr Ausführlichkeit behandelte Brustbild des jungen Herzogs Karl von Burgund, späteren Kaisers Karl V., ein. Es ist nicht nach dem Leben gezeichnet und giebt die Züge nur im Allgemeinen. Die hängende habsburgische Lippe ist erkennbar, doch hielt es um so schwerer, den Ausdruck zu individualisiren, als im Gesicht des Knaben alle Keime geistiger Begabung noch unentwickelt lagen.

Auch der Hofnarr Kaiser Maximilians I., Kunz von der Rosen, hat wenig Anziehendes. Wie er trotz mancher guten Eigenschaft, die ihm nachgewiesen wird, im Leben ein langweiliger Patron war und nur geeignet, die Lachmuskeln eines Regenten zu reizen, der zwar vielleicht verdient, der letzte Ritter genannt zu werden, aber, weil er eben der letzte einer aussterbenden Gattung war, in einem schweren Verhängniß steckte und zur Cultivirung wahren Humors sich nicht frei genug fühlen konnte, so hat auch jener keine Anwartschaft darauf, bei uns einen besonderen Eindruck hervorzubringen. Man sieht seiner knorrigen Gesichtsbildung an, daß er ein Mißerzeugniß seines Geschlechtes, kein Ergebniß seiner Zeit war.

Desto interessanter sind die beiden geistlichen Personen, welche die Reihenfolge bringt, der Mönch Heinrich Grün zu St. Ulrich in Augsburg und der Abt Peter Wagner zu Thierhaupten, der Eine eine traurige, der Andere eine schauerliche Ruine aus vergangener Zeit. Man sehe diese beiden Physiognomien an, und man wird keinen Augenblick zweifeln, daß unter einem Volke, in welchem nicht jede geistige Regung erloschen, die Reformation nothwendig Ursache und Anstoß finden mußte. Gesichter wie diese kommen nach Luther in Deutschland nicht mehr vor, wenn sie auch außerhalb seiner Grenzen noch heute eine nicht selten vertretene Species unseres Geschlechts bilden. Der Mönch — nach einer anderen Zeichnung bei Woltmann abgebildet — erscheint namentlich auf der unserigen vollständig entgeistigt, in jeder Fiber versumpft; obwohl einer der reichsten Stiftungen der Reichsstadt angehörig, nur noch in Selbstlosigkeit existirend, dürr, ausgesogen, mumienhaft; der Abt dagegen körperlich und geistig feist, ganz Sinnlichkeit, Anmaßung, Verschmitztheit, der Pfaff in letzter Potenz auf dem Herrscherstuhle — Beide ein culturhistorisches Zeugniß für die sittliche Nothwendigkeit der zu ihrer Zeit sich vorbereitenden geschichtlichen That.

Hans Herlin, vielleicht ein Ver-

wandter der beiden oberdeutschen Maler Friedrich und Jesse Herlin, ist sorgfältiger ausgeführt, offenbar weil er dem Künstler näher stand und aufgefordert werden konnte, regelrecht zu sitzen. War auch er Maler? — Es ist hier der Ort nicht, gelehrte Conjecturen zu machen. Seinem Antlitz sieht man es nicht an, wie überhaupt selten den Künstlern des 15. Jahrhunderts. Sie alle wie andere Kategorien der bürgerlichen Gesellschaft arbeiteten in jener Epoche, als ob sie in der Werkstatt einen Gottesdienst verrichteten. Die einzelne Persönlichkeit hatte sich aus dem Gesammtbewußtsein noch so wenig gelöst, daß sie selbst auf dem Gebiete der Kunst nicht für ihr Werk einzutreten wagte. Arbeitete man auch in den vorgeschrittenen Niederlanden seit lange unter anderen Bedingungen, so lassen in Deutschland wenige Ausnahmen, wie Martin Schongauer, den durchgehenden Zustand nur um so greller hervortreten.

In ähnlicher Weise gewähren auch sämmtliche Frauenbildnisse den Eindruck, der sonst aus jenen Tagen uns entgegentritt, daß sie nämlich an der geistigen Entwicklung der Zeit noch wenig theilnehmen. Sie haften noch in hohem Grade in den Banden der Natürlichkeit, und was sie auszeichnet, gehört mehr der Race, höchstens dem Stande an als der persönlichen Bildung. Zwar erkennt man, wie an dem Bilde der Zunftmeisterin **Schwarzenstainer**, daß die Erfahrungen des Lebens nicht spurlos an ihnen vorübergingen, aber sie haben im glücklichen Falle das natürliche Gefühl nicht unterdrückt, den praktischen Verstand geschärft, ideelle Regungen, feinere Empfindungen, weitergehende Interessen aber kaum gefördert. Auch hocharistokratische Damen, wie die Gräfin **Thurzo** und Ulrich **Fugger's** d. J. **Hausfrau**, haben noch etwas Ländliches in ihrer Gesichtsbildung wie ihrem Ausdruck. Das Brustbild eines halb erwachsenen unbekannten Mädchens, von späterer Hand fälschlich als Agnes, A. Dürer's Schwester, bezeichnet, ist trotz einiger Verzeichnungen von sprechendem Ausdruck und liefert den Beweis, daß in der damaligen Jugend ein so gutes Material der Erziehung wie heute gegeben war. Doch fehlte für das weibliche Geschlecht die Erziehung selbst, die Gelegenheit einer tiefer gehenden Bildung sowohl im Hause, der Gesellschaft wie in der Schule.

Wir üben Gerechtigkeit, wenn wir neben dem hohen Werthe der Originale die Trefflichkeit der Wiedergabe rühmend hervorheben. Wer je alte Silberstiftzeichnungen gesehen, wird beurtheilen können, daß es für die Photographie kaum eine schwierigere Aufgabe giebt als ihre Reproduction. Belehrte der große weiße Rand der Prachtausgabe nicht eines Anderen, könnte man glauben, die Originale selbst vor sich zu haben. — Aber diese Prachtausgabe, welche sich der stattlichen Reihe ähnlicher Veröffentlichungen, die den Verlag der Soldan'schen Hofbuchhandlung bilden, in zierender Weise anschließt, verdient selbst noch ein Wort der Würdigung. Wie die Besprechung ihres Inhalts zur Genüge dargethan, kann derselbe nur der feinsten historisch und ästhetisch gebildeten Kennerschaft zur Genugthuung gereichen. In einer Zeit aber wie der unserigen, welcher so sehr, wir wollen nicht sagen der gebildete Geschmack, jedoch die Sammlung gebricht, letzteren zum Genusse seiner selbst gelangen zu lassen, mahnt ein Unternehmen, das von vornherein eher auf Opfer als auf materielle Entschädigung gefaßt sein muß, fast wie ein Zeugniß aus alter Zeit, in der man im Buchhandel noch ausschließlich eine Stütze und Förderung der Literatur zu sehen gewohnt war. Mit so viel Verständniß und Hingabe, mit solchem Aufwande durchgeführt, steht das Werk mit als Ehrenrettung gegenüber so manchem Vorwurfe da, welcher die letzte Wendung der Dinge auch auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete trifft, und verdient auch unter diesem Gesichtspunkte alle Anerkennung.

Zwei ungedruckte Briefe

von

J. H. Merck an J. W. L. Gleim.*

I.

Darmstadt, den 27. Jun. 1771.

Ich habe Ihren Brief, bester Verehrungswürdiger Mann, erbrochen, weil L(euch)=

* Dem Herausgeber der drei Merck'schen Briefsammlungen (K. Wagner) von Dr. W. Danzel in

senring) schon weg war, und also darf ich Ihnen auch vor die letztere Äußerung Ihrer Gütigkeit vor uns danken. Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß wir, nach dem Maaße, wie wir Sie alle lieben, eher Briefe erwarteten, ihnen alle Tage entgegensahen, und dieß war die eintzige Ursache, warum ich mich nicht im Namen aller Ihrer hiesigen Freunde um Ihre Gesundheit erkundigte. Die Landgräfin wird Ihnen nächstens schreiben und hat schon gefragt, ob Sie französisch sprächen und schrieben. Meine Frau, von der ich noch lieber rede, als von der Landgräfin, liebt Sie von gantzem Hertzen, und ihr Ausdruck sagt nicht mehr und nicht weniger, als daß Sie ein Mann sind, mit dem sie leben und sterben möchte. Sie hat die Besorgnisse über Ihre Gesundheit gegen jedermann geäußert und mit so vieler Laune über Ihren Herrn Neveu, der Sie so gewaltsam, als wenn er der Tod selbst wäre, von uns gerissen, geklagt, daß, wenn wir länger zusammenlebten, liebster Freund, ich mich vielleicht einiger Husband-Reflexions nicht würde erwehren können. Warum haben Sie die eintzige Zeit, die Sie vor uns da waren, krank zubringen müssen? Alle unsre Gedanken an Sie sind Segnungen. Glauben Sie mir, das Licht, worin Ihr wohlwollender, sanfter Charakter erscheint, ist weit sanfter und vor den Genuß einer Menschenseele wohlthätiger, als alle der Schimmer, der das Gerüste Ihrer schriftstellerischen Büste umgeben mag. Auf welcher Stufe der öffentlichen Bewunderung ich stände, als Fürst oder als Autor, so würde ich den Himmel um den einzigen Segen bitten, mir ein zartes Gefühl vor das Glück zu erhalten, von guten Menschen für (sic) gut u. ihren Bruder angesehn zu werden. Das Publikum, das Sie hier gesehen hat, ist, wie es allenthalben ist, ungerecht. Den Beyfall, den es Ihnen so freygebig mit der einen Hand giebt, den nimmt es Ihrem Freund M. mit der andern. Allein so denken wir in unserem Cirkel nicht. So verschieden die Außenwerke ihrer beyden Charaktere sein mögen, so treffen sie doch da zusammen, wo wir wünschen, daß alle, die wir lieben und verehren, einander vollkommen gleich sehen mögen.

Ich hatte wegen der traurigen Stelle in Ihrem Briefe Spald(ing's) Briefe kommen lassen, nachdem ich den gräulichen Ausfall in der H. N. Zeitung gelesen hatte. Ich erstaune, daß Mensch und Mensch sich so ungleich seyn können. Außer einer eintzigen warmen Stelle auf die Freundschaft und dann 3 od. 4 muntern Stellen, die er als Bräutigam und junger Ehemann geschrieben und die grade die sind, die seinem Hertzen Ehre machen und weswegen der Herausgeber entschuldigt ist, daß er die Sammlung dem Publiko vorgelegt hat, ist alles andre wahrhaftig so, daß man es auf dem öffentlichen Markte sagen u. hören dürfte. Ich fühle, wie weh es Ihrem Hertzen thun muß, allein wenn der erste Anfall des Verdrusses vorüber ist, so weiß ich gewiß, Sie vergeben und bedauern, daß Spalding durch diese übereilte Erklärung gegen Einen seiner ältesten Freunde sich dem Publiko in einem so zweideutigen Lichte hat wollen sehen lassen.

Ich bin nun gantz allein hier. L(euchsenring) ist seit 3 Wochen schon weg und außer meiner Familie und den guten Kindern in dem Hessischen Hause* sehe ich eben keine Lebendige Seele, der ich Einen meiner Lieblings-Gedanken mittheilen könnte. Vor meinem Hause zimmert man das Dach zu einem Hause 320 Schuh lang und 150 breit, um täglich 4 oder 6 Stunden 1500 freygebohrne Menschen bey einem Feuer von 16—20 großen Öfen in den Waffen zu üben, die sie nie außer der Stadt, worin sie ihr Leben eingesperrt zubringen, gebrauchen sollen u. werden. Dazu kommt, daß man zur Unterhaltung dieser furchtbaren Macht 2 Drittel aller Beamten im Lande auf das Drittel Besoldung reducirt, um den Rest, worunter meine Wenigkeit gehört, vollends als Verbrecher cassirt. Sehen Sie, liebster

Leipzig in buchstäblicher Abschrift der auf der Bibliothek zu Halberstadt befindlichen Originale zur Veröffentlichung mitgetheilt und auch jetzt wohl noch allen Freunden der deutschen Literaturgeschichte von Interesse.

* In der Familie des damaligen Geheimrath Heße, der mit der älteren Schwester von Herder's nachmaliger Gattin verheirathet war, lebte auch Karoline Flachsland und zwar als Herder's Verlobte seit dem 19. August 1770, an welchem Tage Herder in der Schloßkirche zu Darmstadt gepredigt hatte.

Freund, Einige Erfahrungssätze, die ich mir zur Abhandlung gewählt habe, um darauf einen Theil meines Toleranz-Systemes aufzubauen und eine Rettung für die Großen zu schreiben. Denn möglich muß diese Erfahrung seyn, weil sie würklich ist, und die Ursachen dieser Möglichkeit aufzuspüren, wäre, glaube ich, doch keine so gantz unnütze Beschäftigung.

Herder ist vergnügt in B(ückeburg) und macht sich Vorwürfe, daß er Ihnen so lange nicht geschrieben hat. Er ist gantz bezaubert von der Sternheim.* Leben Sie wohl, bester Mann, und gedenken Sie meiner und aller der Menschen, die Sie bei uns lieben, zuweilen — auch wenn es Ihre Geschäfte erlauben, mit einem Briefe. Ich bin gantz der Ihrige.

J. H. Merck.

Es folgen drei Nachschriften von Madame Merck, französisch, der „Heßin" und Karoline Flachsland.

II.

Darmstadt, d. 8. Oct. 1783.

Ich hoffe, daß Sie sich noch immer eines Menschen erinnern werden, der vor ungefähr 12 Jahren das Glück hatte, Sie einige Tage in seinem Hause zu beherbergen und der noch immer an diesen Aufenthalt mit wahrer Freude denkt.

Aus diesem Grunde denke ich auch keine Fehlbitte zu thun, wenn ich mir Ihre Vermittelung erbitte, um bei dem Domherrn v. Rochow, dem ich nicht die Ehre habe, bekannt zu seyn, einige Aufklärung für die alte Physische Geschichte der Erde für mein Studium zu bewürken. Meine jetzige Lieblingsbeschäftigung ist Naturkunde und in dieser hauptsächlich die Aufsuchung alter fossiler Reste der größeren Landthiere, die ehedem unser Vaterland bewohnt haben. Meine eigne Sammlung in diesem Fache ist bereits beträchtlich, und ich darf sagen, königlich. Außerdem habe ich keine Kosten gescheut, alles zu manipuliren, zu sehen und zeichnen zu lassen, was möglich war. Ich werde nächstens 9 Rhinocerosse in Deutschland aufstellen und wohl über 50 Elephanten, außerdem ein Incognitum, ein Crocodyl, das nur am Ganges gefunden wird, Löwen, Tyger und Bären ungerechnet, ausgegangne Hirscharten pp. Sagen Sie dem Herrn Domherrn, daß ich ein ebensolches Hirschgeweih besitze wie Er, nur um 8 . . geringer im Volumen, aber in einigen Theilen besser erhalten, im Darmstädtischen gefunden.

Ich weiß, daß er in seiner Sammlung einen Löwen- oder Tygerkiefer besitzt, in Jaspis verhärtet. Um eine accurate Zeichnung dieses Kiefers gilt es mir, und wenn es mir erlaubt ist, so wollte ich gebeten haben, daß Sie mir eine gute Zeichnung davon besorgten. Ihr Pastor Göze* wird alsdann, wenn sie fertig ist, die Gütigkeit haben, die Auslage dafür zu ersetzen und sie mir übermachen.

Das Corpus aller dieser faktorum muß am Ende collective wirken und die Ungläubigen und Blinden einmal von dem Wahnsinn heilen, als ob diese Reste hierher geschwemmt oder durch Zufall verloren gegangen wären. Wäre nur im mindesten in Deutschland ehedem darauf gemerkt worden, oder hätten die Souveräne, wie in Rußland, Befehle gegeben und Aufwand dafür gemacht, so bin ich vollkommen überzeugt, Deutschland hätte ebenso viel aufzuweisen, wie Sibirien. Diese Aufsammlung ist Spielwerk, so lange sie nicht angewandt wird, allein sobald dieß geschieht, so erscheinen die wichtigsten Resultate für die älteren Revolutionen des Erdbodens. Verzeihen Sie die Prolixität eines Liebhabers und Sammlers, der nichts wichtigeres kennt, als sein Studium. Als den wärmsten und ältesten Beförderer alles Guten und Schönen in der deutschen Litteratur kann Ihnen

* Der Frau Sophie la Roche Geschichte des Fräuleins v. Sternheim, herausgeg. von Wieland, 1771. 2 Theile. Was darin Herder bezauberte, erörtert er selbst in der Merck'schen Briefsammlung I, S. 29 und schließt mit den Worten: „In diesem Allen ist sie für mich einzig und weit mehr als (Richardson's) Clarisse mit allen ihren herausgewundenen Situationen und Thränen. Dies ist auch etwas, was ihr ewigen Werth geben wird." Sein „Sympathisiren mit der vortrefflichen Frau" spricht er wiederum in der II. Merck'schen Briefsammlung S. 30 lebhaft aus, und auch Merck's Schilderung von der Persönlichkeit der Frau von la Roche ist voll Bewunderung (S. 22 der III. Briefsammlung).

* Joh. Aug. Ephraim Göze, der jüngere Bruder des bekannten Zionswächters Joh. Melchior G., selbst ein hochgeschätzter, den Glauben an übernatürliche Ereignisse bekämpfender Naturforscher.

die Aufnahme irgend eines auch der entferntesten Theile der Wissenschaften nicht ganz gleichgültig seyn.

Ich schließe mit der Versicherung der aufrichtigsten Verehrung und Freundschaft.

Ganz Ihr Eigner
J. H. Merck.

Neuigkeiten des Kunsthandels.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

I.

Faust. Von Goethe. Mit Bildern und Zeichnungen von A. von Kreling. — Die Classiker der Malerei. Herausgegeben von Dr. R. F. Krell. — Durchs deutsche Land. Von B. Mannfeld. — Heine'sche Lieder im Bilde. Silhouetten von Heinrich Braun. — Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen. Von Edmund Zoller. Illustrirt von Gustav Doré. — Arabische Korallen. Von Ernst Haeckel.

Was die Kunsthandlungen heute in Deutschland bringen, zu verfolgen, wird von steigender Bedeutung. Daß wir in einer Epoche des Ueberganges leben, in welcher kein fester Stil in unserem Kunstleben Raum gewinnen will, das wußten wir lange. Indeß wir trösteten uns, da es schien, als ob eine Nation ohne besonderen Schaden diese herrliche Blüthe ihres Lebens zu entbehren vermöge. Wir haben aber den strengen Zusammenhang zwischen der Entwicklung des künstlerischen Geschmacks in einem Volke und der Blüthe eines beträchtlichen Theiles seiner Industrie bitter genug am eigenen Leibe erfahren müssen; die unerhörten Niederlagen unserer Industrie fordern auf, Allem, was den nationalen Geschmack heben kann, mit Neigung und Interesse nachzugehen; Bildung des Geschmackes wird zu einem nationalen Interesse. Sie schien ehedem nur eine angenehme Zugabe zu einer glänzenden fröhlichen Existenz bevorzugter Individuen.

Und so denken wir von Zeit zu Zeit auf die Erzeugnisse des deutschen Kunsthandels in diesen Blättern aufmerksam zu machen.

Zunächst mag hier der letzten Arbeit des unvergeßlichen Kreling gedacht werden, welcher in Nürnberg für eine stilvolle Verbindung von Kunst und Industrie Bleibendes geschaffen hat. Aus seinem tiefen Verständniß der alten deutschen Kunst erwuchs ihm sein Gedanke, die Gebilde des Faust mit dem ganzen Reiz ihrer altdeutschen Umgebung hinzustellen. Die erste Lieferung dieses seines Werkes liegt vor uns. „Faust.“ Von Goethe. Mit Bildern und Zeichnungen von A. von Kreling. München und Berlin, Friedrich Bruckmann.

Erst wenn mehrere Lieferungen vorliegen, werden wir im Stande sein, über das Geleistete uns auszusprechen. Diese vorliegende erste Lieferung enthält außer einigen erfindungsreichen Illustrationen zwei große Foliobilder in Photographie: Faust im Studirzimmer, ans Fenster gelehnt, durch welches das Mondlicht hereinbricht, das Auge sinnend in das Innere des mittelalterlichen Gemaches gerichtet, in dem das Licht der einsamen Lampe mit dem Mondglanz von draußen kämpft. Das zweite Bild: Gretchens Kirchgang.

Ein Werk von edelster Popularität ist im Erscheinen begriffen, welches vollendete classische Arbeiten sicher einem großen Publicum zugänglich machen wird. „Die Classiker der Malerei.“ Eine Sammlung ihrer berühmtesten Werke. Mit erläuterndem Text, für Künstler, Freunde der Kunst und Lehrer der Kunstgeschichte. Herausgegeben von Dr. R. F. Krell, Professor der Kunstgeschichte. In unveränderlichem Photographiedruck ausgeführt von Rommel in Stuttgart. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Es ist ein vortrefflich gedachter Plan, der dem Ganzen zu Grunde liegt, und seine Ausführung ist meisterhaft. Es handelt sich um nichts weniger als um eine Kunstgeschichte so zu sagen im Original, von einem vortrefflichen Text begleitet. Die Urkunden selber werden hier vorgelegt anstatt der Urtheile. In lebendigstem Kunstgenuß soll hier die Anschauung der Kunstentwicklung selber sich bilden. Und die Mittel der Ausführung sind so erwogen, daß diese Reihe von Denkmalen der höchsten Leistungen der Kunst um einen mäßigen Preis erworben werden kann. Etwa dreißig Lieferungen in Großfolio sind in Aussicht genommen, von

denen jede zwei große Blätter mit ihrem Text umfaßt und von den kunsthistorischen Erläuterungen begleitet ist; der mäßige Preis einer solchen Lieferung (2½ Mark) ermöglicht die Anschaffung des Ganzen in allen gebildeten Familien, welche Kunstinteresse haben, während bisher mancher der Kupferstiche, deren treue photographische Darstellung hier dargeboten wird, das Mehrfache dieses ganzen Werkes kostete und somit nur Wenigen zugänglich war. Ueberall sind die vorzüglichsten Kupferstiche zu Grunde gelegt und die Wiedergabe derselben ist meist musterhaft.

Zehn Lieferungen liegen bereits vor uns, welche eine Fülle des Schönsten bieten. So jene berühmte Gruppe von vier Reitern aus dem Carton der Schlacht von Lionardo, die uns durch eine Zeichnung von Rubens und deren Wiedergabe im Stich von Edelingk erhalten ist, während das wunderbare Werk selbst verloren ging, das einst die jüngere Generation italienischer Maler zum Studium um sich sammelte und einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung der Malerei gewann. Der Stich Edelingk's ist uns hier in einem vorzüglichen photographischen Abbilde gegeben. Dann in dem Stich Forster's die Geliebte Tizian's, jene wunderbare Darstellung der hinreißendsten blonden idealen und doch sinnlich blühenden Schönheit, deren drei Darstellungen in dem Pariser und den beiden Florentiner Bildern mit einander wetteifern. Dann aus der Zeit der verfallenden italienischen Kunst das Hauptwerk des Daniel da Volterra, die in Rom sich befindliche Kreuzabnahme, die in leidenschaftlicher Bewegung und Macht des Gefühlsausdruckes die großen Meister zu überbieten sucht. Dann jenes räthselhafte Bild Giorgione's, dessen geheimnißvolle Schönheit und reizende Bizarrerie den Zuschauer immer aufs Neue fesselt, drei musicirende und eine schöne wasserschöpfende nackte Frau. Von demselben dann das Florentiner Bild, welches wohl nur eine Porträtgruppe ohne weitere Absicht ist, zwei musicirende Geistliche, neben denen ein herrlicher Jüngling in festlich weltlichem Gewande steht, wie die freudigste glänzendste Lebenslust neben ruhigem besonnenem, nach innen gewandtem behaglichem Genießen. Dann von Philippo Lippi eine seiner holdseligsten Madonnen in einer Photographie nach dem Original. Und Benozzo Gozzoli! Aus der Bilderreihe des Campo Santo zu Pisa, welche die Geschichten des alten Testaments darstellen, ist jenes Bild gewählt, das die kräftige und doch so harmonische Daseinsfreudigkeit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hinreißend anmuthig zum Ausdruck bringt: Noah bei der Weinlese, der Patriarch, der, wie andere Geschichten lehren, dem Weine hold war, die Hand auf das Haupt eines Knaben, eines Enkelkindes, gelegt, herrliche weibliche Gestalten um ihn mit der schweren Last der Trauben beschäftigt, und durch den rankenden Wein hindurch die Aussicht auf eine sonnige lustathmende Gegend. Von Rafael eine herrliche Auswahl, uns wieder besonders erfreulich der Triumph der Galathea, welche als siegende Göttin der Schönheit durch die Wogen zieht, immer neu auch den Kunsthistoriker anziehend als ein doch noch nicht ganz gelöstes Problem in Bezug auf den Stoff, von höherer Gewalt jedoch durch die siegprangendste Schönheit. Niemand, der das Glück hatte, sie in den Gemächern des farnesinischen Palastes zu Rom zu sehen und wieder zu sehen, vermag ihr in der Abbildung zu begegnen, ohne daß diese ganze Rafael'sche Welt der Schönheit, die in dem Palast so sonnig ausgebreitet ist, vor ihm mit einem Male stände, alle Erinnerungen an das Land der Schönheit wach würden; sie ist wie der concentrirteste Ausdruck jener glückseligen Epoche und Landschaft, in der sie entstand.

Wir sprechen heute nicht über die anderen Photographiedrucke; genug, Auswahl und Ausführung sind vorzüglich, und wir werden noch öfter von dem Verlauf des trefflichen Unternehmens unseren Lesern Mittheilung machen.

Aus dem Gebiet der Landschaften empfangen wir eine sehr anmuthige Gabe in einer Reihe von Radirungen von B. Mannfeld. „Durchs deutsche Land." Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich. In Original-Radirungen von B. Mannfeld. Nebst begleitendem Text. Berlin, Verlag von Alexander Duncker.

Es sind die Wanderungen eines Ma-

lers quer durch deutsches Land; man sieht ihn rasten an Ruinen, in engen Gassen alter Städte, dann wieder vor mächtigen späteren Bauten, in alten verlassenen und doch von der Poesie durchwehten Winkeln, in denen üppige Natur Reste der Vergangenheit überwuchert. Wir denken ihn uns gern jung und noch voll Hoffnungen, denn seine Radirungen sind in der Stimmung und Auffassung von echter Originalität, in den Detailausführungen freilich zuweilen in der freien Behandlung des Gegebenen die Grenzen der strengen Wiedergabe überschreitend. Welche echte Poesie weht uns z. B. aus dem Städtebild Brandenburgs an: eine Winternacht, in welcher der Sturm jagt und der Vollmond von den vorüberjagenden Wolken halb verhüllt ist; in tiefem Schnee das Rathhaus, die Katharinenkirche, der Markt, vorn mächtig aufragend aber der Roland, das mächtige Steinbild mit hoch gehobenem Schwert, welches zeigt, daß hier der Richter den Blutbann übte in alten Zeiten.

Durch kräftigste Behandlung erfreut auch die Darstellung des Inneren des Doms von Andernach und ein Blick von außen auf die Stephanskirche. Auch die Holstenstraße in Lübeck tritt mit anschaulichster perspectivischer Macht uns entgegen. Dann wieder sind die weinumsponnenen Ruinen des Frauenklosters Seebach im Hardt mit einer reizenden Zartheit des Natursinnes aufgefaßt. Und Gelnhausen in Hessen, wo einst Barbarossa sich seine Kaiserburg erbaut hatte, eine köstliche Radirung, die seltsam verbogenen Thurmspitzen der Marienkirche und die ärmlichen Häuser der nun verödeten Stadt, im Vordergrunde ein alter Wachthurm, aber das Alles umwogt von einem üppigen Reichthum der in allen Jahrtausenden gleich mächtig waltenden Natur: ein Contrast von ergreifender Gewalt.

Drei Lieferungen liegen uns bis heute vor; wir hoffen unseren Lesern bald vom Fortgange des Unternehmens berichten zu können, welches unser lebhaftes Interesse erregt hat.

Aus demselben Verlage geht uns eine Lieferung zu von: „Heine'sche Lieder im Bilde." Silhouetten von Heinrich Braun. Berlin, Verlag von Alexander Duncker. Druck der Westermann'schen Officin in Braunschweig.

Gerade für die Schattenbilder Heinescher Muse ist die Silhouette ein glückliches Darstellungsmittel; diese Blumengesichter und schattenhaften Bilder würden in einem stärkeren Grade von Leibhaftigkeit nicht mehr so ganz den Gedichten entsprechen, in denen sie ihr wunderliches Wesen treiben. Besonders gefiel uns die Silhouette, welche die Mutter in den Anblick des todten Sohnes versenkt zeigt: „Der kranke Sohn und die Mutter, die schliefen im Kämmerlein 2c."; in dem Blick der Mutter ist eine schöne ruhige Tiefe. Manches Andere erwies sich weniger bedeutend. Doch mögen wir noch kein eingehenderes Urtheil auf Grund der wenigen Blätter fällen.

In zweiter Auflage geht uns zu: „Abenteuer und Reisen des Freiherrn von Münchhausen." Neu bearbeitet von Edmund Zoller. Illustrirt von Gustav Doré. Stuttgart, Verlag von Eduard Hallberger.

Eine wunderbare Fabel! Wer glaubte nicht hier einer uralten volksthümlichen Figur zu begegnen, und wie entstand sie? Ein alter hannoverscher Cavallerieofficier, aus russischen Diensten zurückgekehrt, der im vorigen Jahrhundert auf seinem väterlichen Gute beim Wein von wunderbaren Reisen und Abenteuern erzählte, und ein deutscher Bibliothekar, Raspe, der die Lügengeschichten aller Nationen auf dies eine Haupt zusammentrug — so entstand Münchhausen, eine der volksthümlichsten Gestalten aller Literaturen. Habent sua fata libelli! Die Bearbeitung des im vorigen Jahrhundert (1785) erschienenen Buches, die hier geboten wird, liest sich eben so lustig als angenehm. Und das war in der That ein Buch für den französischen Illustrator, den König der Illustratoren. Die Franzosen haben jederzeit eine besondere Vorliebe für den Typus, den sie als fanfaron bezeichnen. So gehören denn diese Illustrationen zu Doré's übermüthigsten komischen Arbeiten. Solche See- und Landungeheuer, solche Menschen durch die Lüfte schleppende Adler, solche Sultane und Harems, solche Götter, Göttinnen und Bestien aller Art schüttelt nur Doré mit Leichtigkeit aus den Aermeln. Ingeniös ist, wie Münchhausen sich an dem

Zopf herauszieht! ein hageres Pferd, ein hagerer Mann, ein starker Zopf, der mit mächtigem Ruck gezogen wird und den Durchsichtigen sammt seinem flüchtigen, wie zum Flug einger[illegible]ten Roß ganz augenscheinlich in die Luft zieht!

Soll man Ernst Haeckel's neueste Publication zu den populären Schriften oder zu den Illustrationen rechnen? „Arabische Korallen.“ Ein Ausflug nach den Korallenländern des rothen Meeres und ein Blick in das Leben der Korallenthiere. Populäre Vorlesung mit wissenschaftlichen Erläuterungen von Ernst Haeckel. Mit fünf Tafeln in Farbendruck und zwanzig Holzschnitten. Berlin, Georg Reimer.

Damen, die am mittelländischen Meer, in Venedig oder Neapel Korallen in allen Formen gemustert, geprüft, gekauft, echte, solche, die sie für echt hielten — sie alle bringen gewiß der neuesten Schrift des berühmten Führers der Darwinisten in Deutschland ein sehr lebhaftes Interesse entgegen. Und in der That werden sie in ein Wunderland geführt, und die Zaubergärten in der Tiefe des Meeres erschließen sich vor ihnen mit ihren Geheimnissen; an der Hand eines sicheren Führers gehen sie, gleich Dante an den Händen Virgil's, durch Ungeheuer der Tiefe von allen Arten hindurch, und auch darin gleicht der Führer dem des Dante, daß er aller Dinge kundig ist und die Rede überzeugend von seinen Lippen strömt.

Die farbenprächtigen Korallenbänke des rothen Meeres sind der nächste Ort, wo der Europäer wirkliche Korallenbänke und zwar Riffe voll der prächtigsten Steinkorallen sehen kann, Korallengärten von wunderbarer Pracht, die nicht selten verhängnißvoll sind für den Schiffer in diesen Meeren. Diese Zaubergärten des rothen Meeres erschlossen sich dem deutschen Naturforscher, da der Vicekönig von Aegypten ihm ein Dampfschiff der ägyptischen Kriegsflotte zur Verfügung stellte. Und so entstanden diese anschaulichen Bilder und die farbenglühenden Illustrationen, die das vorliegende Werk darbietet. Es ist ein Muster eines populären naturwissenschaftlichen Prachtwerkes.

Literaturbriefe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

XI.

Indische Literaturgeschichte. Von A. Weber. — Jean Jacques Rousseau. Von F. Brackerhoff. — Victor Hugo. — Aus und über England. Von K. Hillebrand. — Memoiren einer Idealistin. — Ernst Wilhelm Hengstenberg. Von Bachmann. — Albrecht Dürer. Von M. Thausing. — Norica. Von A. Hagen. — Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß. Von A. Wollmann. — Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde. Von M. P. L. Bouvier. — Die Technik des Dramas. Von G. Freytag. — Briefe von Moritz Hauptmann an Ludwig Spohr. Von F. Hiller. — Musikalisches und Persönliches. Von F. Hiller.

Auf dem Gebiet der Geschichte von Literatur und Kunst herrscht nach wie vor eine sehr rege Thätigkeit; insbesondere sind es die großen Aufgaben der Kunstgeschichte, welche eine nach der anderen Bearbeiter finden, die ihnen gewachsen sind.

Vor einer Reihe von Jahren machte Albrecht Weber, damals noch im Jugendmuth, der manche kühne Unternehmung hervorruft, einen ersten Versuch indischer Literaturgeschichte. „Indische Literaturgeschichte.“ Von Albrecht Weber. Zweite Auflage. Berlin, Ferdinand Dümmler, 1876.

Die Grundlage derselben war ein Handschriftenkatalog gewesen, welchen Weber für die Berliner Bibliothek unternahm; chronologische Bestimmung der Hauptwerke, Herstellung einer inneren Chronologie der indischen Literatur war die Hauptabsicht des Unternehmens gewesen. Konnte doch nur auf diese Weise eine wirkliche Geschichte vorbereitet werden. Diese neue Auflage bietet zwar zunächst einen Wiederabdruck seines älteren Textes, aber eine Fülle von Anmerkungen gestattet, die bedeutenden Fortschritte der Wissenschaft seit dem ersten Erscheinen des Werkes für dasselbe nutzbar zu machen.

Fragen, welche für die innere Geschichte der Menschheit von entscheidender Bedeutung sind, werden in der indischen Literaturgeschichte ihre Entscheidung finden müssen. Zunächst ist es die innere Entwicklung der in dem Ganzen der vedischen Literatur niedergelegten Weltansicht, welche das Interesse aller Gebildeten auf sich

zieht. Alsdann aber hat sich eine merkwürdige Frage erhoben in Bezug auf das Verhältniß der wissenschaftlichen Ergebnisse in Griechenland und Indien zu einander; Sprachwissenschaft, Mathematik und Astronomie, sowie Medicin stehen sichtlich unter griechischem Einfluß, und die Ausdehnung desselben ist ein wichtiges Problem der Geschichte der Wissenschaft.

Weber hat in seiner indischen Literaturgeschichte mit kühnem Griff eine erste Grundlage für alle Forschungen dieser Art geschaffen, für unsere ganze Einsicht in den inneren Bau und die Entwicklung dieser wichtigen Literatur.

Aus dem Gebiet der neueren Literatur liegt jetzt ein interessantes Werk abgeschlossen vor uns: „Jean Jacques Rousseau." Sein Leben und seine Werke von F. Brackerhoff. Drei Bände. Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1863.

Die Biographie Rousseau's ist eine der interessantesten Aufgaben, welche die Geschichtschreibung der Menschennatur überhaupt kennt. Der Verfasser begreift sehr wohl die ganze Bedeutung derselben, und es ist ihm durchaus um einen inneren Aufbau des Charakters von Rousseau zu thun. Wir sind nur nicht ganz einverstanden mit ihm in Bezug auf die kritische Stellung, welche er zu Rousseau's eigenen Bekenntnissen einnimmt. Liest man diese Bekenntnisse kritisch, so kann der Widerspruch zwischen den Thatsachen und der Auffassung der Personen nirgends entgehen, und wo 1792 seine Correspondenz die Controle ermöglicht, kann dieser Widerspruch auch aus den Quellen festgestellt werden. Es liegt in diesen Bekenntnissen eine Art von beinahe frivoler poetischer Verklärung von Verhältnissen, welche ihrer Natur nach widrig und mit bitteren Schmerzen erfüllt waren; etwas von dem Ton der Abenteurerromane klingt in dieser dichterischen Darstellung an. Der Verfasser der vorliegenden Biographie theilt nun die kritische Ansicht nicht, welche wir in Betreff der Bekenntnisse Rousseau's haben.

Die Geschichte Rousseau's ist die Geschichte seines Gemüthes und des Verhältnisses desselben zur Welt. Aus gährenden Affecten, nicht aus einer Verknüpfung von Gedanken entsprang ihm seine Weltansicht, und er stand in seinem vierunddreißigsten Jahre, als er zuerst im Zusammenhange sich die in ihm gährenden Gefühle und Ideen aufzuklären unternahm, als er zur Unterstützung d[illegible] nach den Schriften der Philosophen griff. Wiederum vergingen mehrere Jahre, und der Einfluß von Paris mit seinem gährenden Literatenthum wirkte auf ihn, bevor der Moment eintrat, in welchem seine Auffassung des Menschen und der Cultur feste Gestalt gewann.

Es ist bekannt, daß die originelle Preisfrage, ob der Fortschritt in den Künsten und Wissenschaften die Sitten befördert oder verschlechtert habe, in ihm eine Entscheidung herbeiführte, deren plötzliche Gewalt er selber mit den lebhaftesten Farben schildert:

„Eine Fülle von lebendigen Ideen drang auf mich ein, mit solcher Kraft und in so bunter Mischung, daß ich in eine unbeschreibliche Unruhe gerieth. Mein Kopf wurde von einer bedeutenden Aufregung ergriffen, die fast der Trunkenheit glich; ein heftiges Herzklopfen beengt mich, hebt mir die Brust; außer Stande, gehend Athem zu schöpfen, sinke ich unter einem der Bäume nieder und verbringe hier eine halbe Stunde in einer solchen Aufregung, daß ich beim Aufstehen die vordere Seite meiner Weste von Thränen durchnäßt fand, die ich, ohne es zu merken, vergossen hatte."

„Erst mit dem 9. April 1756," so schrieb Rousseau später, „habe ich angefangen zu leben." Es war dies der Tag, an welchem er die berühmte Einsiedelei bezog, in der er zu gleicher Zeit an seinen drei großen Werken arbeitete, der Heloise, dem Emil und dem Gesellschaftsvertrag. Er war damals vierundvierzig Jahre alt, als er zuerst im Zusammenhange zu schaffen begann.

Die Materialien seiner Lebensgeschichte mehren sich, wie man in derselben voranschreitet. Seine Berührungen mit den größten Schriftstellern seiner Zeit ermöglichen uns von hier ab das völlige Verständniß der seltsamen Zustände seines Gemüthes, und die Biographie legt dies Alles mit eben so viel Kenntniß als Unparteilichkeit dar.

Einen merkwürdigen Einblick in das innere Leben eines anderen hervorragen-

den französischen Schriftstellers erhalten wir durch die folgende Publication: „**Victor Hugo.**" Thaten und Werke. Gesammelte Reden. Erster Band (1841 bis 1851). Stuttgart, A. Auerbach, 1876.

Victor Hugo ist bei uns infolge der Reden und Schriften seines Alters eine Art von komischer Person geworden. Indem man diese Reden seiner früheren Jahre durchliest, bemerkt man, daß hier nur die Entartung einer ursprünglich hochbedeutenden, ja genialen Begabung vorliegt. Wir geben hier die Worte, welche er am 2. December 1851 sprach. Die Abgeordneten waren in einem Privathause versammelt, während Louis Napoleon mit seinen Soldaten sich der Stadt bemächtigt hatte. Da sie zur Nachtzeit verhandeln, stürzt ein Mann in einer Blouse erschrocken heran mit der Nachricht, daß eine Abtheilung Soldaten sich gegen das Haus in Bewegung setze. Inmitten der tumultuarischen Bewegung, welche entstand, sprach Victor Hugo: „Hören Sie und geben sich Rechenschaft von dem, was Sie thun! Auf der einen Seite stehen hunderttausend Mann, siebzehn bespannte Batterien, Arsenale, Munition und Kriegsbedarf genug, um einen russischen Feldzug damit zu machen; auf der anderen Seite hundertundzwanzig Abgeordnete, tausend oder zwölfhundert Patrioten, sechshundert Gewehre, zwei Patronen pro Mann, kein Trommler, um Generalmarsch und Sammlung zu schlagen, keine einzige Glocke, um Sturm zu läuten, keine einzige Buchdruckerei, um eine Proclamation zu drucken, kaum da und dort eine lithographische Presse, ein Keller, wo man in Eile und verstohlen ein Placat mit der Bürste abziehen wird; Todesstrafe für den, welcher ein Pflaster aufbrechen wird, für denjenigen, welcher sich auf der Straße mit Anderen zusammenfindet, Todesstrafe für den, welcher in einer geheimen Versammlung betroffen werden wird, Todesstrafe für den, welcher einen Aufruf zu den Waffen ankleben wird; wenn Ihr während des Kampfes ergriffen werdet, droht Euch der Tod, werdet Ihr nach dem Kampfe ergriffen, die Deportation und das Exil. — Auf der einen Stelle eine Armee und das Verbrechen, auf der anderen eine Hand voll Menschen und das Recht. Das ist der Kampf, nehmt Ihr ihn an?" Ein allgemeiner bejahender Zuruf antwortete, und die Berathung begann unter tiefem Ernst und Schweigen von Neuem. Die Sammlung führt, wie man sieht, in die parlamentarische Geschichte Frankreichs auf anschauliche Weise ein.

Die geistigen Zustände Englands in unserem Jahrhundert empfangen eine interessante Beleuchtung in einem neuen Bande der „Zeiten, Völker und Menschen", von Karl Hillebrand, von dessen Arbeiten in den letzten Jahren wir kürzlich in diesen Heften ein Bild entwarfen. „**Aus und über England.**" Von **K. Hillebrand.** Berlin, Oppenheim, 1876.

Es ist insbesondere der englische Roman in seinem Verhältniß zur englischen Wirklichkeit, welcher den mit der Literaturgeschichte so genau Vertrauten fesselt. Sterne, Fielding, Thackeray, Dickens, Bulwer werden solchergestalt vertrauter und treten näher. Alsdann entwirft er ein scharfes, wenngleich einseitiges Bild von der Wirkung John Stuart Mill's auf den englischen Geist.

Der Gesammteindruck, welchen Hillebrand von seinem Aufenthalt empfing, schließt sich wohl an das Urtheil an, welches seiner Zeit Lothar Bucher gewann. England hat seinen politischen Höhepunkt hinter sich; die beiden alten Parteien des Landes herrschen nur noch nominell, in Wirklichkeit herrscht seit zehn Jahren die radicale Partei. England und Deutschland haben ihre Rollen getauscht; in demselben Maße, in dem Deutschland aus einer philosophischen eine politische Nation ward, hat sich in England der umgekehrte Verlauf vollzogen. Die Grundgedanken der neuen englischen Bildung sind in Darwin's Hauptwerk, in Mill's Freiheit, in Buckle's Culturgeschichte ausgesprochen, und von diesen Grundgedanken aus durchdringt die Philosophie Alles in England, Naturwissenschaft, Geschichtschreibung, Nationalökonomie, ja die Staatswissenschaft. Dies ist der merkwürdige Totaleindruck, den Hillebrand von dem Zustande des gegenwärtigen England gewonnen hat.

Auf englischem Boden bewegen sich auch die interessanten Erzählungen einer echt deutschen Natur. „**Memoiren einer Idealistin.**" Drei Bändchen. Stuttgart, Auerbach, 1876.

Das Flüchtlingsleben dieses Landes wird vor uns entrollt; die Charaktere eines Mazzini und Herzen werden hier aus intimstem Einblick geschildert. Eine Deutsche aus bekannter adeliger Familie, ward die Verfasserin nach England verschlagen, genöthigt, dort selbst sich ihre Existenz zu begründen. Sie wird Erzieherin im Hause des berühmten Führers der radicalen Russen, und nie vielleicht sind Schwierigkeiten und Bedeutung einer solchen Aufgabe mit ähnlicher Aufrichtigkeit dargelegt worden. Daß sie persönlich in dem Cultus von Wagner und Schopenhauer und in einem radicalen Pessimismus endigt, verdirbt den Eindruck ihrer liebenswürdigen Persönlichkeit dem billigen Beobachter nur wenig, da das Leben ihr die Seiten zeigte, welche wohl pessimistisch machen müssen.

In deutsche Kreise ganz anderer Art führt uns: „Ernst Wilhelm Hengstenberg. Sein Leben und Wi ken. Von Bachmann. Bd. I. Gütersloh, Bertelsmann, 1876.

Der Einblick, den wir in diesem Bande von den Zuständen empfangen, welche er umfaßt, ist wenig erfreulich. Man mißverstehe uns nicht! Wir meinen nicht die Gesinnungsgenossen Hengstenberg's etwa allein, denn wir sind nicht so engherzig, nachdem diese Richtung auf lutherisches Staats- und Hofkirchenthum für alle Zeiten vom Schauplatz abgetreten, gerade gegen sie eine ausschließliche Antipathie zu empfinden. Nein, das Ganze der Universitätsverhältnisse, in welches man blickt, erfüllt mit Unbehagen. Alles hinter den Coulissen, Tendenz von dem Minister bis zu dem Professor, die Tendenz vergiftet in dieser Epoche den wissenschaftlichen Geist. Die Hegelianer arbeiten mit allen Mitteln der Staatsmaschine für sich, die neuen pietistischen Lutheraner streben nach denselben Vortheilen. Man muß das lesen, um zu begreifen, warum auf die große Generation, die damals in hohem Alter stand, eine so schwächliche wissenschaftliche Gesellschaft folgte. In diesen Zuständen war Hengstenberg der rechte Mann, der pietistisch-lutherischen Partei ihren Weg zu bahnen. Die Erzählung, wie sich das vollzog, ist von einem Schüler Hengstenberg's mit begeisterter Hingebung für seinen Helden geschrieben. Und man darf rühmend sagen, daß sie in einem sachlichen Tone gehalten ist und sich damit genügen läßt, das reichhaltige Material, welches ihm die Familie zur Verfügung stellte, zu verbinden. So wird das Buch nicht nur bei Freunden Hengstenberg's, sondern auch bei den Gegnern desselben Interesse erregen: es ist nichts Erfreuliches, was in diesem Spiegelbilde der Berliner wissenschaftlichen Verhältnisse in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts sich darstellen wird — aber erfreulich sind eben die Sachen auch nicht gewesen.

* * *

Indem wir zu einigen Leistungen auf dem Gebiet der Kunstliteratur übergehen, haben wir ein treffliches Werk unseren Lesern anzuzeigen, durch welches endlich eine klaffende Lücke unserer Kunstgeschichte ausgefüllt wird. „Albrecht Dürer.“ Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. Von M. Thausing. Mit Titelkupfer und Illustrationen. Leipzig, Seemann, 1876.

Lange Zeit hieß es unter den Kunstgelehrten, daß uns Anton Springer mit einer Biographie Dürer's beschenken werde. In der That hätte man Niemanden sich denken können, der zur Lösung dieser Aufgabe so geeignet gewesen wäre: denn die Geschichte Dürer's ist zugleich ein gutes Stück unserer deutschen Culturgeschichte, und culturgeschichtliche müssen sich mit kunstgeschichtlichen Kenntnissen in dem Biographen Dürer's verknüpfen. Wenn auch Thausing in dieser culturgeschichtlichen Beziehung nicht jene Fülle der Kenntniß zeigt, welche sich in Büchern solcher Art so charakteristisch gerade in der Anschaulichkeit der biographischen Bilder zeigt: es ist in dem Buche eine ernste und genaue Tüchtigkeit, welche es zu einem höchst zuverlässigen Führer auf dem so viel umstrittenen Gebiete macht. Indem Thausing die Literarhistorie jener Zeit mit den Kunstwerken verknüpft, erreicht er hier und da sehr glänzende Resultate. So empfängt das berühmte Blatt: Melancholie auf diesem Wege seine volle Interpretation. Das geschieht in einem Zusammenhange, in welchem Thausing einen tiefen Blick in Dürer's innerste Richtung thut. Pirckheymer widmete Dürer 1527 seine

Ausgabe der Charaktere des Theophrast mit Hinweisung auf den Zusammenhang dieses Buches mit den Aufgaben der Malerei. Hierüber bemerkt Thausing:

„Damit scheint mir die geistige Richtung gekennzeichnet, die in diesem erlesenen Freundeskreise herrschte, bevor noch das Auftreten Luther's ihre ganze Aufmerksamkeit fesselte. Sie arbeiteten zusammen an der Erforschung des Menschen — des Menschen in seiner äußeren Erscheinung, wie in seinen geistigen Anlagen. Indeß Dürer rastlos bemüht war, die äußeren Verhältnisse und das Wachsthum des menschlichen Körpers zu ergründen, unterstützten ihn die gelehrten Freunde auch in der Erfassung der inneren Welt des Menschen, in der Seelenmalerei. Nachdem er sich bis zum Jahre 1513 in den ergreifendsten Darstellungen vom Leben und Leiden Jesu erschöpft hatte, vertiefte er sich nun in die Lösung der gemeinsamen humanistischen Probleme. Die gläubige kirchliche Stimmung des Meisters wird von einer allgemein menschlichen speculativen überstiegen. Er sucht zunächst in der genauen Durchbildung componirter Männerköpfe geistige Persönlichkeiten, völlige Charaktere zu schildern. In diesem Sinne beginnt er bereits 1514 eine Folge von Apostelgestalten in Kupferstich, die er zwar nie vollendet hat, die ihn aber, wie wir sehen werden, über ein Jahrzehnt beschäftigt und ihn in Verbindung mit einer anderen damals gefaßten Idee zu seiner letzten künstlerischen That begeistert."

Er beabsichtigte nämlich, den Menschen unter dem Gesichtspunkt der vier Temperamente darzustellen, wie er denn geradezu darin die Ursache der verschiedenen Gestalt desselben sieht. So wurden denn die vier Temperamente zum Gegenstande seines regsten Studiums, und es entstehen seine Kupferstiche, die zugleich auf der Höhe seiner schöpferischen Kraft wie seiner technischen Vollendung stehen. Es sind dies die „Melancholie" und „Ritter, Tod und Teufel", jene Blätter, die heute noch am meisten entzücken, obwohl ihr Sinn immer räthselhaft geblieben ist. Sie athmen die tiefste allgemein menschliche Empfindung, etwas von dem Gewissenskampfe, den das deutsche Volk durchzumachen hatte; es ist das faustische Element seiner Epoche, welches auch aus dem Blatt der Melancholie zu uns spricht, dem geflügelten Weibe, das düster sinnend zwischen den Werkzeugen von Arbeit, Kunst und Wissenschaft sitzt, dem Symbol der menschlichen Vernunft, die an dem Rande ihres Vermögens angelangt ist.

Mit besonderem Interesse haben wir auch den Abschnitt über Dürer's Heirath und Hausstand gelesen, in welchem wieder eine jener kunsthistorischen Mythen zerstört wird, mit denen Neid und Haß der Kunstgenossen und müßiger Klatsch der Literaten das Leben des Künstlers umgeben hat. Eben jetzt geht uns eine neue Auflage des anmuthigen Nürnberger Novellenbuches zu, welches auf diese kunstgeschichtlichen Mythen gebaut ist, die Dürer's und Pirckheymer's Leben umgeben: „**Norica**", das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts. Von **Aug. Hagen**. Fünfte durchgesehene Auflage. Leipzig, Verlag von J. J. Weber, 1876.

Hier erscheint Dürer's Frau, die böse Agnes, als eine zweite Xantippe, und Pirckheymer's Beziehungen zu der Rosenthalerin erscheinen auch nicht im besten Lichte. Thausing hat nun den Nachweis geliefert, daß alle diese Erzählungen aus unwissender, philiströser und neugieriger Auslegung von ein paar Briefen entstanden, welche ganz andere Auslegungen gestatten. Darin freilich geht er uns zu weit: der Brief Pirckheymer's über die böse Agnes läßt wenigstens die Auffassung gewisser Charakterzüge zu, welche Pirckheymer im Unmuth und von seinem Podagra gequält ein gut Stück übertrieben haben mag; aber warum sollte er sie erfunden haben?

Ein sehr nützliches Geschenk empfängt die Kunstgeschichte in: „**Geschichte der deutschen Kunst im Elsaß.**" Von Dr. **Alfred Woltmann**. Mit 74 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1876.

Es ist erfreulich, wie sich die Ergebnisse der Durchforschung des Elsasses mehren. Für die Kunstgeschichte aber hat dasselbe eine besondere Anziehungskraft. Seit der frühesten Periode des Mittelalters war kein Theil Deutschlands so schöpferisch in der bildenden Kunst wie das Rheinland, und wie Vieles auch gerade im Elsaß in

den verwüstenden Kriegen der Bauern der dreißig Jahre und Ludwig's XIV. untergegangen ist: diese Kunstdenkmale waren eines der wichtigsten Pfänder unzerstörbaren deutschen Wesens, an sie rankte sich deutsche Empfindungsweise an, und so begrüßen wir mit Dank das Unternehmen, ein Bild der künstlerischen Arbeit im Elsaß zu entwerfen. Naturgemäß hat es an Straßburg und seinem Münster seinen Mittelpunkt. Der Biograph Holbein's hat das Talent, lebendige Bilder zu entwerfen, und vortreffliche Illustrationen unterstützen die Anschaulichkeit seiner Darstellung.

Hier mag ein Buch angeschlossen sein, welches nunmehr seit einer langen Reihe von Jahren Künstlern und Kunstfreunden Anweisung in Bezug auf die Technik der Oelmalerei giebt: „Handbuch der Oelmalerei für Künstler und Kunstfreunde." Von M. P. L. Bouvier. Fünfte Auflage. Nach der vierten Auflage gänzlich neu bearbeitet von Professor A. Ehrhardt. Nebst einem Anhang über Conservirung, Regeneration und Restauration alter Gemälde. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn (M. Bruhn), 1875.

In allen Auflagen hat die schöne Schrift sich treulich ihren Charakter gewahrt, sie hat die Fortschritte der malerischen Technik benutzt, aber sie hat den Ausschreitungen gegenüber, welche Glanz der Farben auf Kosten ihrer Haltbarkeit anstreben, sich warnend und abwehrend verhalten. Es sind einige französische und belgische Maler, insbesondere ist es wohl Makart, gegen welche die Worte gerichtet sind:

„Der heutzutage vielfach eingerissenen Zuchtlosigkeit der Technik gegenüber wird allerdings Vieles, was in diesem Buche angerathen ist und gelehrt wird, hausbacken und pedantisch erscheinen. Ein Künstler aber kann sich der natürlichen Ordnung der Technik seiner Kunst nur unter denselben Nachtheilen entziehen wie ein Mensch, der sich in ungebundener Freiheit den Beschränkungen, d. h. den Bedingungen seiner Natur entziehen will. Eine kürzere Dauer des Lebens hier, der Werke dort, wird die unausbleibliche Folge sein. Da muß ein Jeder selbst wählen und sich entscheiden."

Die Anweisung baut sich auf in einer Folge von Vorlesungen, welche zuerst mit den Farben bekannt machen, ihre Bereitung lehren und von da allmälig zur Technik der Malerei in ihren verschiedenen Zweigen voranschreiten; überall werden gar keine Vorkenntnisse schwierigerer Art vorausgesetzt, und der plane sachliche Ausdruck entspricht dem Zweck.

Zugleich mag eines Buches gedacht werden, welches beabsichtigte, denselben Dienst den dramatischen Dichtern zu leisten: „Die Technik des Dramas." Von Gustav Freytag. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Sal. Hirzel, 1876.

Das Buch knüpft so zu sagen unmittelbar an den Schluß der Dramaturgie an; dort warf Lessing ein paar Worte von der wahren Technik des Dramas hin, die in der Poetik des Aristoteles schon enthalten sei. Ein solches System, auf Aristoteles gegründet, unternimmt Freytag aufzubauen, unterstützt durch die Mittel der umfassenden literarhistorischen Kenntniß, die uns heute zu Gebote stehen. Er steht damit ganz auf der Seite von Lessing in Bezug auf die Nothwendigkeit strenger dramatischer Form, und man braucht seine Aeußerungen nur neben gewisse Stellen von Lessing zu halten, um diese ganze Einstimmigkeit wahrzunehmen. Lessing sagt:

„Den englischen Stücken fehlten zu augenscheinlich gewisse Regeln, mit welchen uns die französischen so bekannt gemacht hatten. Was schloß man daraus? Dieses: daß sich auch ohne diese Regeln der Zweck der Tragödien erreichen lasse; ja daß diese Regeln wohl schuld sein können, wenn man ihn weniger erreiche. Und das hätte noch hingehen mögen. Aber mit diesen Regeln fing man an, alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben, was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz, wir waren auf dem Punkte, uns alle Erfahrung der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen und lieber von den Dichtern zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs Neue für sich erfinden solle."

Es ist wie eine Fortsetzung desselben Gedankens, wenn nunmehr Freytag bemerkt:

„Der Dichter der Gegenwart ist geneigt, mit Verwunderung auf eine Methode der Bearbeitung herabzusehen, die den Bau der Scenen, die Behandlung der Charaktere, die Reihenfolge der Effecte nach einem überlieferten System fester technischer Regeln einrichtete. Leicht dünkt uns solche Beschränkung der Tod eines freien künstlerischen Schaffens. Nie war ein Irrthum größer. Gerade ein ausgebildetes System von Detailvorschriften, eine sichere, in nationaler Gewohnheit wurzelnde Beschränkung der Wahl der Stoffe und Bau der Stücke sind zu verschiedenen Zeiten die beste Hülfe der schöpferischen Kraft gewesen. Ja sie sind, so scheint es, nothwendige Vorbedingungen jener reichlichen Productivität, welche uns in einigen Perioden der Vergangenheit räthselhaft und unbegreiflich erscheint."

Noch ist die Zeit nicht da, welche uns ein deutsches Drama bringt, und noch ist wenig Neigung vorhanden unter den dramatischen Schriftstellern, es in dem höchsten Sinne ernst mit der Technik ihrer Kunst zu nehmen, wie der Geist dieses Buches ist. Aber die Reihenfolge seiner Auflagen zeigt doch, daß es in der Stille weiterwirkt, und wenn die Zeit des deutschen Dramas gekommen ist, wird es eine nicht unnütze theoretische Vorarbeit desselben sein.

Zur Geschichte der Musik haben wir zwei schöne Arbeiten von Hiller empfangen: „**Briefe von Moritz Hauptmann an Ludwig Spohr.**" Von Dr. **Ferdinand Hiller.** Neue Folge der Hauptmann'schen Briefe. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1876. „**Musikalisches und Persönliches.**" Von Dr. **Ferdinand Hiller.** Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel, 1876.

Auch hier tritt uns wieder die geschlossene gewaltige Persönlichkeit des Leipziger Theoretikers der Musik auf das Erfreulichste entgegen; es wäre leicht, die interessantesten Kernworte über die neuere Musik aus dem Bändchen zu ziehen, aber wir wollen unseren Lesern ihren Genuß nicht verkümmern, sie selber zu suchen. Nur eine Stelle über Alt und Classisch kann ich mir nicht versagen mitzutheilen; sie zeigt recht seine Art, den Kern der Sache zu erfassen, ohne Mühe, unmittelbar:

„Die Vorfahren haben nicht alterthümlich bauen wollen; das Alterthümliche hat sich gemacht dadurch, daß der Bau so war, daß er lange dauern konnte. So wird's wohl mit aller Kunst sein; wenn etwas für seine Zeit gesund und tüchtig ist, wird's alt werden können und für alle Zeit gut bleiben. Bach und Händel sind nicht classisch, weil sie alt sind, sie konnten alt werden, weil sie classisch sind. Schumann sagt, man solle die Neueren studiren, weil da die Alten mit drin enthalten seien. Goethe sagt, man solle die Alten studiren; daß sie alt geworden sind, sei die Probe ihrer Güte und ihres Gehaltes, und der wird wohl Recht haben. Manch Neues kann gut scheinen. Das Alte muß gut sein, wenn es hat dauern können."

Die Briefe sind an eine größere Anzahl von Freunden gerichtet, die meisten derselben an Spohr. Sehr schöne Briefe sind auch an Otto Jahn, den Verfasser der Mozartbiographie gerichtet.

Die Sammlung der Aufsätze Hiller's zeigt wohl den hervorragenden Capellmeister und Musiker dem größeren Publicum von einer neuen Seite: er ist ein höchst anmuthiger und interessanter Erzähler und Schriftsteller. Studien und Reiseerinnerungen mannigfacher Art sind in dem zierlichen Bande verbunden; die meisten berühmten Personen, über welche er hier redet, sind ihm in persönlicher Anschauung nahe getreten.

Literarisches.

Neue musikalische Charakterbilder. Von Otto Gumprecht. Leipzig, Verlag von H. Haessel.

Einer der berufensten Wächter an den Pforten der musikalischen Kunst bietet in dem vorliegenden Buche eine Reihe von Aufsätzen, in welchen er eben so wohl seine ernste und gediegene Auffassung vom Wesen der Musik, wie auch seine genaue Kenntniß der gegenwärtigen Kunstverhältnisse und der Bedürfnisse und Neigungen des Publicums in wahrhaft edler Form in geistvoller und besonnener Weise darlegt. Otto Gumprecht steht seit Jahren als Kritiker über die musikalischen Vorgänge in Berlin in hoher Achtung, und die Art und Weise, wie er sein Amt ausübt, darf geradezu mustergül-

tig genannt werden. Er vermittelt in der tactvollsten Weise zwischen der künstlerischen Production und dem Urtheil des Publicums, ohne sich irgend welcher Einseitigkeit schuldig zu machen. Diese neuen Charakterbilder bringen Essays über „die Frauen in der Musik", über „Klatschen und Zischen" und geben außerdem höchst interessante Beiträge zur Beurtheilung der wichtigsten musikalischen Frage der Gegenwart, des durch Richard Wagner introducirten Kunstwerks der Zukunft. Für den Standpunkt Gumprecht's spricht namentlich der Schlußaufsatz des Buches, der dem Gedächtniß Beethoven's gewidmet ist. Auch die Charakteristik des Balladencomponisten Löwe, sowie der Artikel über Josef Joachim sind beherzigenswerthe Beiträge zur Beurtheilung der gegenwärtigen Verhältnisse auf dem Felde der Musik. Und so möge denn dies Buch allen denjenigen warm empfohlen sein, die ein ehrliches gediegenes Urtheil dem Zuge der Mode und dem Treiben der Parteien vorziehen.

Ueber die humoristische Prosa des 19. Jahrhunderts. Von Anton Schönbach. Graz, Leuschner & Lubensky.

Ein interessantes Problem, welches jedoch der strengeren Behandlung außerordentliche Schwierigkeiten bietet. Die gefälligen Skizzen des Verfassers machen weder an sich, noch an ihre Leser Anforderungen solcher Art und werden, wenn sie auch wenig neue Beobachtungen enthalten, um des interessanten Stoffes willen mit Vergnügen gelesen werden.

Deutsche Jugend. Illustrirte Monatshefte für Knaben und Mädchen. Herausgegeben von J. Lohmeyer. Leipzig, A. Dürr.

Beim Herannahen der Weihnachtszeit wollen wir nicht verfehlen, unsere Leser auf diese illustrirte Jugendzeitschrift aufmerksam zu machen. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß diese Monatshefte ganz den richtigen Ton getroffen haben, der dem kindlichen Gemüth entsprechend ist. In Scherz und Ernst, in Prosa und Poesie werden darin gediegene Beiträge geboten, und wir können nur wiederholen, daß die „Deutsche Jugend" einen verwandtschaftlichen Zug mit unseren Monatsheften zeigt. Auch die Illustrationen sind sämmtlich von wahrhaft künstlerischem Werthe, und die Verlagshandlung scheut offenbar keine Kosten, um das Unternehmen fortwährend auf gleicher Höhe zu erhalten. Die kleineren Zugaben an Räthseln, Sprüchen und Kinderspielen unterbrechen in angenehmer Weise die größeren Erzählungen und Abhandlungen. Möge der beste Erfolg dem Unternehmen zur Seite bleiben.

Unser höheres Schulwesen gegenüber dem nationalen Interesse. Von J. Ostendorf, Realschuldirector. Düsseldorf, Schaub'sche Buchhandlung.

Der Verfasser der vorliegenden Broschüre hat für seine Reformgedanken ein nicht geringes Interesse bei den Schulmännern gefunden, und er ist von der Regierung als Vertreter der am meisten radicalen Idee in Rücksicht dieser Reform zu den Conferenzen zugezogen worden, welche unser Unterrichtsgesetz vorbereitet haben. Die vorliegende Broschüre entwickelt den Inbegriff seiner Reformideen über das höhere Schulwesen.

Die Reception des römischen Rechtes. Von Dr. W. Modderman. Autorisirte Uebersetzung, mit Zusätzen herausgegeben von Karl Schulz. Jena, Verlag von Hermann Dufft.

Der Vorgang, in welchem das römische Recht bei uns Gültigkeit und Fortbildung erlangte, bildet einen der Wendepunkte unserer Nationalgeschichte. Es wird daher das größere Publicum interessiren, eine vorzügliche Darlegung der gegenwärtigen Resultate deutscher und niederländischer Forschung in diesem Werkchen zu empfangen.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 52 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 244.

Westermann's
Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1877.

Zwei Gefangene.

Novelle

von

Paul Heyse.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Aus dem Omnibus, welcher die Reisenden vom Bahnhof nach dem Gasthof „Zu den drei Helmen" brachte, stieg nur eine einzige Person. Nur auf einen Augenblick ließ sich der dicke Oberkellner, der heute in großer Gala war, unten im Hausflur blicken, warf einen raschen Menschenkennerblick auf die Reisende, und als er gesehen, daß es ein unhübsches, unjunges, unelegantes Frauenzimmer war, das mit einem Reisetäschchen am Arm stumm und scheinbar unbeholfen auf der Schwelle stehen blieb, rief er dem träge herbeischlendernden Hausknechte die Nummer eines Zimmers zu und stieg, seine weiße Halsbinde zurechtzupfend, würdevoll die Treppe wieder hinauf.

Dem einsamen Frauenzimmer war die wenig respectvolle Manier, mit der sie hier empfangen wurde, nicht entgangen. Mit einer gewissen Schärfe im Ton befahl sie daher dem Hausknecht, ihren Handkoffer, der noch im Wagen sei, ihr nachzutragen und sie auf ein Zimmer zu führen, wo sie es ruhig und nicht zu heiß hätte. (Es war mitten im Sommer.) Sie leide an Schlaflosigkeit und werde vielleicht eine Woche hier bleiben müssen. Dann nahm sie ihr

Sonnenschirmchen und eine Hutschachtel an sich und ging, ohne auf den Führer zu warten, auf die Treppe zu.

Es war dunkel und kühl in dem geräumigen Hausflur. Man hatte, aus der grellen Sonne kommend, Mühe, die Stufen zu erkennen, und zudem lag allerlei darauf herum, was den Schritt unsicher machte. Erst auf dem Stiegen-Absatz, der Licht durch das Hoffenster erhielt, erkannte die Reisende, daß die Treppe mit Blumen und grünen Zweigen bestreut war.

„Ist eine Hochzeit im Hause?" fragte sie den Hausknecht, der jetzt mit dem Kofferchen ihr nachkam. Sie konnte an seinem weingerötheten Gesicht und der Sonntagsjacke, die auch er trotz des Werkeltages trug, die Antwort vorwegnehmen. „Wer hat denn geheirathet?" fragte sie weiter, nur um etwas zu sagen; denn im Grunde war es ihr sehr gleichgültig, ein paar ganz fremde Namen zu hören.

Es sei eine sehr schöne Heirath, versetzte der Bursch diensteifrig; die Tochter des reichsten Kaufmannes in der Stadt und der Sohn des Gerichtsdirectors, ein flotter junger Mann, der wohl ein bischen lustig gelebt und seinem Papa allerlei Sorgen gemacht habe; aber nun sei er vernünftig geworden und seine Schulden brauchten ihn nicht mehr zu drücken. „Eine schöne Heirath, Fräulein, und eine sehr splendable Hochzeit. Die Champagnerflaschen sind nicht erst gezählt worden, wie's bei so knauserigen kleinen Beamten Mode zu sein pflegt. Dafür hat schon der Bräutigam gesorgt. Und ein feiner Champagner, Fräulein, von der feinsten Clique."

Er drückte die schwimmenden Aeugelchen ein und schnalzte mit der Zunge.

Das Fräulein erwiederte nichts, sputete sich, die Treppen hinaufzukommen, ohne auf eine Blume zu treten, obwohl nicht eine mehr unversehrt geblieben war, und warf, als sie an dem offenstehenden Speisesaal vorüberkam, keinen Blick in das Hochzeitsgewühl. Erst als sie den zweiten Stock erreicht hatte, blieb sie wieder stehen.

„Geht es noch höher hinauf?"

Der Bursch nickte. „Alle Zimmer besetzt, Fräulein, alle Verwandten des Herrn Gerichtsdirectors sind angereist gekommen und logiren noch bis morgen bei uns. Es ist nur noch eine Stube im dritten Stock frei, aber morgen, wenn Fräulein wünschen sollten — und das Zimmer ist recht sauber und hat nur in der Frühe eine halbe Stunde lang die Sonne."

Er lief ihr voran und schloß droben in dem einfach weißgetünchten Mansardengeschoß die letzte Thür des langen Corridors auf, aus dem eine kühle aber muffige Luft herausdrang. Das Gemach schien sehr selten bewohnt zu werden, da der Fremdenverkehr nur bei besonderen Anläßen, an Fest- und Markttagen, alle Räume der „drei Helme" bevölkerte. Als aber erst die beiden Fenster geöffnet und die großen Nachtschmetterlinge von den Roßhaarkissen des kleinen Sophas hinausgetaumelt waren, war das Zimmer nicht so unwirthlich, wie es auf den ersten Blick erschien. Man sah unter dem breit vorspringenden Dach des Hauses auf den Markt hinab, zu der alten Kirche und dem Schlößchen hinüber, das auf dem Burghügel zwischen hohen Bäumen stand, und dabei hörte man hier oben nichts von dem Gläserklirren und Hochrufen der Hochzeitsgäste und konnte seiner Nachtruhe sicher sein.

Der Hausknecht sah mit stiller Genugthuung, daß die Reisende gegen dieses Unterkommen nichts einzuwenden hatte. Er stellte den Koffer hin, verschwand auf kurze Zeit und kehrte mit einem Kruge voll frischen Wassers zurück, den er auf den kleinen weiß angestrichenen Waschtisch stellte.

Das Zimmermädchen könne gerade jetzt unten nicht abkommen, sie hätte alle Hände voll zu thun mit Abräumen und Abspülen, da nun bald der Ball anfangen würde.

Wenn das Fräulein sonst nichts mehr zu befehlen hätten, wolle er gleichfalls wieder hinunter.

Er lächelte dabei so verschmitzt, daß man deutlich sehen konnte, eine jener ungezählten Champagnerflaschen sei noch nicht ganz erledigt und warte drunten auf ihn.

Die Fremde schüttelte nur den Kopf und wandte sich dann dem Fenster zu. Auch nachdem sie allein gelassen war, dachte sie noch nicht daran, den kleinen schwarzen Hut mit dem verblichenen Band und den zerdrückten Blumen abzunehmen und die Hände von den grauen gewirkten Handschuhen zu befreien. Ihr Blick hing unverwandt an dem Schlößchen drüben hinter dem Kirchendach, und je länger sie in die sonnigen Wipfel der Kastanien und Ulmen schaute, je melancholischer wurde der Ausdruck ihres Gesichtes. Eine scharfe kleine Falte zeigte sich an dem einen Mundwinkel; ein Menschenkenner konnte daraus sehen, wie oft und mit wie trotziger Geringschätzung diese Lippen einem versagten Wunsch, einer gescheiterten Hoffnung Lebewohl gesagt hatten.

Von dem hohen Glockenstübchen des Kirchthurms gegenüber kamen jetzt sechs langsam dröhnende Schläge. Es war, als ob sie den Bann der Versunkenheit brächen, der sich über die Einsame droben am Fenster gelagert hatte. Sie machte ein paar Schritte durch das Zimmer und trat dann vor den kleinen verstaubten Spiegel, mit jener gleichgültigen Geberde, wie sie Frauenzimmern eigen ist, die wissen, daß Jeder an ihrem Gesicht vorbeisieht, ohne nur einen Augenblick darüber nachzudenken, ob es hübsch oder häßlich sei. Zu den Gemeinplätzen, die einen alten Irrthum verewigen, gehört auch die Behauptung, daß selbst der Häßlichste sich endlich an sein Antlitz gewöhne und keinem Menschen die eigenen Züge unangenehm seien. Und doch giebt es Viele, zumal unter den Frauen, die allein geblieben, denen nichts peinlicher ist als ein Blick in den Spiegel.

Sie musterte auch nur flüchtig ihre Toilette und schien zu überlegen, ob sie mit dem verblichenen Hütchen sich in die Stadt wagen, oder den neuen aus der Hutschachtel nehmen solle. Aber mit einem Zucken des Fältchens am Mundwinkel entschied sie, daß ja doch nicht das Mindeste daran liege, in welchem Aufzug sie hier erscheine. Nur Gesicht und Hände kühlte sie sich mit dem frischen Wasser und verließ dann das Zimmer.

War es Zerstreutheit oder Unbehülflichkeit, — sie verfehlte die Treppe, auf der sie heraufgekommen war, und sah sich plötzlich am Ende des Corridors, so daß sie wieder zurück mußte. Dabei gerieth sie an ein Seitentreppchen und stieg, in der Meinung, alle Stiegen müßten endlich ins Freie führen, immer in ihre Gedanken verloren hinab. Auf einmal erkannte sie, daß sie sich auf eine Galerie verirrt hatte, die oben an dem großen Speisesaal die eine Wand einnahm und für die Tanzmusik hergerichtet war. Die Notenpulte standen schon in ihrer richtigen Ordnung, der große Contrabaß lag wie ein schlafender Riese über zwei Stühle ausgestreckt und hatte ein Waldhorn als Kopfkissen und eine Clarinette quer überm Gesicht. Es war aber noch Niemand von den Spielern erschienen, auch standen unten noch die Tische, die erst hinausgeschafft werden mußten, um Platz für die Tänzer zu machen. Da konnte die verirrte Fremde doch nicht umhin, ein paar Augenblicke in der Glasthür stehen zu bleiben und die Gesellschaft unten zu mustern.

Dieselbe nahm sich nicht viel anders aus als die meisten Hochzeitsgesellschaften zwischen Diner und Tanz. Satte, weinrothe Väter, denen es in ihren weißen Cravatten zu eng wurde, und behäbige Mütter in lilaseidenen Festkleidern

mit großen Blondenhauben, die bei den vielen Umarmungen schief gerückt oder zerknittert worden waren; süß lächelnde Brautjungfern mit dicken Kränzen und dünnen Schultern, Arm in Arm durch den Saal wandelnd und bald neckisch, bald schmachtend sich in die Ohren wispernd; allerlei Jünglinge in Balltoilette, die das letzte Glas Champagner langsam zu ihrer Cigarre ausnippen und, wenn sie nicht gerade verliebt sind, es höchst unbequem finden, bei dieser Hitze und am hellen Tag ihre Tanzkünste aufbieten zu müssen; dann in einem Winkel ein Rudel Kinder, die fortfahren, aus ihren Taschen Confect zu essen, und aufzählen, was sie Alles bei Seite gebracht haben. Die Thränen der Rührung sind längst versiegt, die Weihestimmung der Toaste ist verflogen. Eine sehr unfestliche Verdauungsmüdigkeit hat sich der Gäste bemächtigt, und Jedem wäre am wohlsten in einem stillen Winkel, wo er, statt galant und verbindlich zu sein, seiner Siesta fröhnen könnte.

Die Fremde droben auf der Musikbühne hatte oft genug an Hochzeiten guter Freundinnen Theil genommen, von Jahr zu Jahr in resignirterer Stimmung, die sich trefflich zum Beobachten fremder Schwächen schickt, um auf den ersten Blick die geputzte Langeweile, die unten verstohlen hinter Battisttaschentüchern gähnte, zu durchschauen. Auch fing das bewußte Fältchen an der Unterlippe alsbald an zu zucken, und sie hätte keine fünf Minuten das unerquickliche Schauspiel aus ihrer Loge mit angesehen, wenn ihr nicht das Brautpaar aufgefallen wäre, das sich allerdings nicht ganz in herkömmlicher Weise betrug.

Die Braut nämlich war, während alle Gäste sich erhoben hatten, auf ihrem Platz mitten an der langen Tafel sitzen geblieben, als ob sie den Nachmittagsschlaf des dicken alten Herrn mit der offenen weißen Weste bewachen müßte, der zu ihrer Rechten in einem großen Armstuhl lag. Es mochte ihr Schwiegervater sein, der sich dies Ausruhen auf seinen Lorbeeren wohl gönnen durfte, da er seinen Sohn so gut versorgt hatte. Freilich war das Gesicht unter dem Myrtenkranz durchaus nicht reizend, und das dürftige Figürchen konnte selbst in der Wolke von Silbergaze und dem Brautschleier, der noch darüber lag, nicht verbergen, daß die eine Schulter höher war als die andere. Aber die Steine in ihrem Halsschmuck und den Armreifen waren groß und funkelnd genug, um die Blicke von diesen kleinen Mängeln abzulenken, und die Augen der armen jungen Person leuchteten aus den vom Weinen gerötheten Lidern so sanft und treuherzig hervor, daß man das Gesicht doch nicht ungern betrachtete. Die Traurigkeit, die darauf lag, schien nicht allein in der beklommenen Hochzeitsstimmung ihren Grund zu haben. Sie hatte ein kleines Mädchen, das ihre Schwester sein mochte, auf den Schooß gezogen und unterhielt sich leise und eifrig mit dem Kinde. Dabei drückte sie von Zeit zu Zeit ihre überquellenden Augen gegen das weiche Haar und das Rosenkränzchen, das die Kleine trug. Aber Niemand bekümmerte sich darum, Der am wenigsten, dem diese verstohlenen Thränen galten. Jener lange, tadellos gekleidete junge Mann mit dem dünnen blonden Haar am Scheitel mußte der Bräutigam sein. Er benahm sich, auf einem der Sophas ausgestreckt, die Cigarre zwischen den weißen Zähnen, mit einer möglichst kühlen, gönnerhaften Herablassung gegen ein paar kleinstädtisch geschniegelte Vettern, die vor ihm standen und jeden seiner Witze mit unmäßigem Lachen honorirten. Dazwischen gähnte der Gegenstand ihrer Bewunderung völlig zwanglos und machte endlich den Vorschlag, ob sie sich nicht ins Nebenzimmer flüchten und einen Tarok spielen wollten. Erst als der Aeltere der Vettern, während

der Jüngere die Idee „capital“ fand, die Besorgniß äußerte, die alten Damen würden diese Absonderung vielleicht noch übler nehmen als die jungen, verzichtete der Bräutigam auf seinen Einfall, erklärte aber, von Tanzen könne für ihn gleichwohl keine Rede sein, er sei viel zu groß für seine kleine Frau und tanze überhaupt nur mit fremden Weibern.

Von diesen Reden verstand die Fremde droben natürlich kein Wort, aber das Mienenspiel, das sie begleitete, sagte ihr genug. Sie konnte es nicht länger auf ihrem Späherposten aushalten, sondern glitt geräuschlos, wie sie gekommen war, zurück und tastete sich durch allerlei enge, dunkle Treppchen und Kammern zuletzt glücklich nach einer Thür, die sich in den Garten des Gasthofs öffnete.

Dann war sie bald in einer schattigen Nebenstraße und schien sich nun in bekanntem Revier zurechtzufinden. Noch ein paar Gassen und Gäßchen, und sie hatte den Fußweg erreicht, der unter jungen Akazien am Saum einer kleinen Parkanlage hinlief. Hier war es lieblich und still, Kinderfrauen saßen auf den Bänken und hatten die Wägelchen mit ihren schlafenden Pfleglingen neben sich stehen, während die größeren Kinder im Grase spielten. Die Sonne neigte sich schon zu den Hügeln hinab, und während unten die langen Schatten der Bäume über Felder und Flußgelände hinkrochen, stand droben auf der Anhöhe das Schlößchen in voller Abendglorie mit blitzenden Fenstern, alle Wipfel umher in warme Gluth getaucht.

Das Alles schien der Fremden nicht unbekannt. Denn nachdem sie einen flüchtigen Blick um sich her geworfen, ging sie ihres Weges fort, wie wenn ihr an der Umgebung und dem wechselnden Reiz derselben wenig gelegen sei und nur die Bewegung im Freien ihre Sinne wohlthätig errege. Sie athmete oft recht aus der tiefsten Brust, stand auch wohl einen Augenblick, schloß die Augen und bewegte seltsam beide Arme in die Höhe, wie ein Vogel, der, aus dem Käfig entkommen, seine Flügel prüft, ehe er sich den freien Lüften anvertraut.

So kam sie endlich an den Fluß, der ruhig mit glatter, gediegener Welle zwischen den umbüschten Ufern dahinzog. Ein Floß trieb eben zu Thal, der eine Schiffer stand am Steuer, das er kaum zu bewegen brauchte, der andere lag auf einer Decke, die glimmende Pfeife hing ihm nachlässig im Munde, er schien im Begriff einzuschlafen, so sorglos fühlte er sich in dieser abendstillen Gegend. Das einsame Mädchen am Ufer, wie das Floß an ihr vorbeitrieb, bedachte einen Augenblick, ob es dem Steuermann zurufen sollte, anzuhalten und sie aufzunehmen. So den Fluß hinunter — und in den großen Strom, in den er mündete — und durch den hinaus ins Meer — und immer weiter ins Ungewisse, Unbegrenzte —

Die Schiffer waren längst vorübergeglitten, da erst rüttelte sich die Träumerin aus ihrem starren Brüten auf und verfolgte den Weg, der nach der steinernen Brücke, wieder zur Stadt zurückführte. An Gärten und ländlichen Häusern kam sie vorbei, auch die kannte sie alle und merkte auf die Veränderungen, die in den letzten Jahren mit ihnen geschehen waren. Dann blieben ihre Blicke an einem größeren Gebäude haften, das ganz neu aufgeführt zu sein schien, einen Porticus mit sechs schmächtigen, schön marmorirten Holzsäulen hatte, darüber einen flachen griechischen Giebel, auf dessen Spitze irgend eine allegorische Figur angebracht war, durch einen starken Eisenstab im Rücken gehalten, den man nur leider von rechts und links zu sehen bekam. Auf dem breiten Architrav über den Säulen stand in großen neuvergoldeten Buchstaben die Inschrift „Theater“; zwei Zettel an den beiden Ecksäulen verkündigten, daß heute

Abend das „classische Trauerspiel unseres Nationaldichters Fr. von Schiller, ‚Kabale und Liebe'" gegeben werde.

Die Vorstellung hatte schon seit einer halben Stunde begonnen, der Mann an der Casse wollte eben sein Schiebfensterchen schließen und die heutige Einnahme zusammenrechnen, als das fremde Fräulein herantrat und ein Parketbillet verlangte. Während sie das Geld aus ihrem Täschchen nahm, schien sie sich plötzlich ihrer gewirkten Handschuhe und der übrigen, nicht eben sorgfältigen Toilette zu schämen. Sie hatte aber schon das Billet in Empfang genommen, und da eine hohe Nummer darauf stand, konnte sie darauf rechnen, in einem vollen Hause sich unbemerkt unter der Menge zu verlieren.

Wirklich achtete Niemand darauf, daß die Thür des Parkets mitten in der Schlußscene des ersten Actes noch einmal geöffnet wurde und ein unscheinbares Frauenzimmer geräuschlos ihren Sitz auf der letzten Bank einnahm. Gleich darauf erscholl ein betäubender Lärm von Klatschen und Hervorrufen, die Stimmung schien bereits auf der Höhe und das Publicum mit den Künstlern ungemein zufrieden zu sein.

Nun stand im Zwischenact Alles auf, theils um sich während der Pause im Freien ein wenig zu lüften, theils um die Bekannten rings umher zu begrüßen. Denn natürlich kannte sich hier Jedermann. Die Fremde hatte schon beim Eintritt ihren Schleier herabgelassen und vertiefte sich jetzt angelegentlich in die Lectüre des Theaterzettels, als fürchte sie von irgend Jemand erkannt zu werden. Nur ihren Nachbar musterte sie mit einem verstohlenen Blick und sah zu ihrem Erstaunen, daß auch er es nicht viel anders machte als sie, und statt umherzuschauen oder Grüße nach den oberen Rängen hinaufzusenden, still vor sich hinblickte und offenbar sich nicht allzu behaglich fühlte.

Er mußte hier fremd sein, wie sie. Beim Schluß des Actes hatte er keine Hand gerührt, obwohl sein blühendes junges Gesicht in großer Spannung nach der Bühne gerichtet war. Auch sonst war allerlei Wunderliches an ihm. Seine großen, starken Glieder steckten in einem Sommeranzug, der ihm überall zu knapp und zu kurz war, und ein Halstuch von blauer Seide war in einem unbeholfenen Knoten um seinen Hals geknüpft. Einen Strohhut hatte er auf den Knieen, ein silberknopfiges Stöckchen in der Hand. Das Sonderbarste aber war, daß er, so gesund und stattlich er aussah — gewiß nicht älter als siebenundzwanzig — dennoch schon eine Perrücke trug, die noch dazu nicht genau von der Farbe seines eigenen Haares, sondern um eine Schattirung heller war und ihm nicht genau auf den Kopf paßte.

Das Alles aber fiel in dem Zwielicht des Parkets, und da er auf der letzten Bank saß, Niemand auf als seiner Nachbarin; der erste günstige Eindruck, den das jugendkräftige Gesicht des Unbekannten, seine halb nachdenkliche, halb naive Miene auf sie gemacht hatte, wurde durch die Entdeckung all dieser Sonderbarkeiten wieder verdrängt, und sie war froh, daß er eben so wenig wie sie ein Verlangen zeigte, den Zwischenact zum Anspinnen einer Unterhaltung zu benutzen. Wofür sie ihn halten sollte, weß Standes und Berufs er sein mochte, beschäftigte sie gleichwohl im Stillen, selbst während der ersten Scenen des folgenden Actes, bis das Stück auch ihre Gedanken völlig in Beschlag nahm.

Ein wundersames Stück! Das einzige in seiner Art. Oder wo fände man sonst noch so viel Schwärmerei der Jugend, so viel überspannte, leidenschaftlich gereizte Empfindung eines Neulings im Leben mit so reifer künstlerischer Kraft, so virtuoser Herrschaft über den Effect in Einem Werk

vereinigt? Demselben Geist ist früher oder später nichts Aehnliches entsprossen, und während seine anderen Gestalten auch auf der Bühne nur unter glücklichen Umständen zu vollem Leben gelangen, sind die Gestalten dieses Jugendwerks selbst in der kümmerlichsten Darstellung eines kleinen Provinztheaters ihrer ergreifenden Wirkung gewiß und zwingen selbst einen zerstreuten oder blasirten Zuschauer unwiderstehlich in ihren Kreis hinein.

So geschah es auch hier. Der Darsteller des Ferdinand war ein hagerer Jüngling mit einer dünnen, kreischenden Stimme, seine Louise ein gelbliches kleines Geschöpf mit einem steinernen Schmerzensausdruck, der mehr auf Zahnweh, als auf Liebesgram schließen ließ, und Lady Milford hatte gar einen Ansatz zum Kropf, den ein breites schwarzes Sammetband nicht ganz verstecken konnte. Und doch folgte das Publicum in athemloser Andacht, und das reisende Fräulein auf der letzten Bank hatte ihr unheimliches Vorurtheil gegen ihren Nachbar völlig vergessen, als dieser im nächsten Zwischenact sich plötzlich zu ihr wendete und mit einer leisen, sehr wohlklingenden Stimme irgend eine Aeußerung über das Stück und die Darstellung an sie richtete.

Seine Art sich auszudrücken verrieth eine nicht gewöhnliche, ja gelehrte Bildung, und doch gestand er gleich bei den ersten Worten, daß er dieses Stück noch nie gesehen, überhaupt den Dichter nur vom Lesen kenne. Sie erwiederte, auch ihr sei das Theater fast völlig fremd, sie lebe in einem ganz kleinen Städtchen, wohin sich kaum einmal eine elende Wandertruppe verirre, und in ihrer frühen Jugend, die sie hier in dieser Stadt zugebracht, habe man auch hier noch kein stehendes Theater, geschweige ein eigenes Schauspielhaus gekannt, sondern nur dann und wann Komödie spielen sehen in dem großen Saal des Gasthofs zu den drei Helmen, wohin sie aber kaum ein oder zweimal mitgenommen worden sei.

„Mir fehlen sogar so vereinzelte Jugenderinnerungen," versetzte er mit einem wehmüthigen Lächeln, das seinem vollen Munde einen eigenen Reiz verlieh. „Ich bin ganz unterirdisch aufgewachsen und habe weder von der Welt noch von den Brettern, die die Welt bedeuten, irgend eine lebendige Vorstellung gehabt. Wie ich dann erwachsen war und nun ins Leben hinaus sollte, war die Welt, die mir zum Wirkungskreise angewiesen wurde, ein Dorf. Die Schicksale der Menschen sind wunderbar. Zum Glück giebt es eine höhere Weisheit, der das Alles klar ist, was uns unbegreiflich und unbillig scheint."

„Das also glauben Sie doch auch," versetzte sie rasch, indem sie den Schleier zurückschlug, unter dem es ihr heiß zu werden anfing. „Freilich, wenn es keine gerechte Weltregierung gäbe, die endlich doch einen Ersatz, einen Ausgleich in einem besseren Leben uns vorbehielte, so wäre ja diese ganze Komödie unseres Lebens das Entree nicht werth. Auch ich, obwohl ich immer in Städten gelebt habe und auch wohl hätte reisen können, wenn ich durchaus gewollt hätte — die Umstände haben es so gefügt, daß auch ich so gut wie ‚unterirdisch' meine Tage hinbringen mußte. Oft habe ich mich gefragt, warum ich nicht das bischen Leichtsinn erschwingen könnte wie Andere, die nur an sich denken und sich ihr Leben schaffen, wie sie es brauchen und wünschen, und darum doch keine Gewissensbisse haben. Aber obwohl mir's manchmal war, als ob ich in der Enge ersticken müßte, ich konnte mich doch nie überwinden, eine Glasscheibe in meinem verschlossenen Fenster einzustoßen. Man wird so kleinlich in kleinen Verhältnissen."

„Nun," sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit, die zu seiner Jugend nicht

recht zu passen schien, „wer weiß, ob Ihnen nicht noch ein Hinaustreten ins Weite und Freie beschieden ist. Haben Sie doch jetzt schon die Freude, die Stätten Ihrer Jugend wiederzusehen; eine Freude, die mir nie zu Theil werden kann. Denn dahin, wo ich jung war, denke ich ganz ohne Sehnsucht und Heimweh zurück."

Sie schwieg eine Weile.

„Woher wissen Sie, daß ich gern hierher zurückgekommen bin?" sagte sie dann. „Ein Geschäft hat mich hergeführt. Ich habe keine Freunde, kaum noch Bekannte in dieser Stadt, und wenn ich denke, mit welchen kindischen Gefühlen ich vor Jahren mich hier herumgetrieben habe, wie ich mir die Zukunft vorstellte, wenn ich als kleines Mädchen draußen am Fluß spielte und den Schloßberg hinaufsprang, und wie es nun so ganz anders gekommen ist —"

Das Aufgehen des Vorhanges machte, daß sie den Schlußsatz für sich behielt. Sie sah, wie ihr Nachbar sofort wieder mitten in der Handlung des Stückes war und ihre Gegenwart völlig zu vergessen schien. Sie selbst aber hatte Mühe, ihre Gedanken von dem unterbrochenen Gespräch wieder abzulenken. Es kam ihr jetzt ganz unglaublich und äußerst unschicklich vor, daß sie mit dem völlig Fremden so plötzlich ihre intimsten Empfindungen ausgetauscht hatte. Offenbar interessirte sie ihn sehr wenig. Er war ihr zwar mit dem Vertrauen entgegengekommen und hatte von persönlichen Verhältnissen das erste Wort gesagt, aber sie hätte zurückhaltender antworten und die Unterhaltung nicht gleich so ins Innere fortführen sollen. Sie beschloß, im nächsten Zwischenact sich um so ablehnender zu verhalten, und wenn er auf das Frühere zurückkommen sollte, lieber ganz abzubrechen oder das Theater zu verlassen.

Doch konnte sie nicht umhin, sich mit ihm in Gedanken weiter zu beschäftigen. Was er gesagt hatte, klang traurig und ergeben zugleich, und sein ruhiges Gesicht mit den schönen schwarzen Augen schwebte ihr beständig vor, obwohl sie sich überwand, ihn auch im Profil nicht mehr anzusehen. Was er wohl sein mochte, und wie er auf dem Dorfe aushalten konnte? Er wird ein Schullehrer sein, in einem Seminar aufgewachsen, armer Leute Kind. Und doch war etwas in seinem Wesen, das zu dieser Vermuthung nicht ganz stimmen wollte.

Wie nun auch der dritte Act zu Ende gegangen war, wandte sie sich recht geflissentlich nach der anderen Seite, so daß sie ihm fast den Rücken zukehrte. Da hörte sie ihn plötzlich sagen:

„Macht Ihnen die Dichtung auch den Kopf so warm, daß Sie am liebsten aus dem Theater wegliefen, um nur draußen gleich irgend etwas recht Großartiges zu vollbringen oder zu erleben, am liebsten etwas, wobei man sein Leben in die Schanze schlüge, nur um etwas überflüssiges Blut zu verlieren? Es kann sein, daß es nur auf mich so wirkt, weil ich es gar nicht gewöhnt bin. Ich meine aber, ähnlich so müßte Jeder empfinden."

Sie konnte nicht umhin, sich wieder nach ihm umzukehren.

„Ich glaube nicht," sagte sie. „Sehen Sie sich nur die Gesichter an. Auch sind die Zeiten anders geworden. Freilich, Unterschied der Stände und des Vermögens giebt es auch heute noch. Aber man hat sich mehr darein gefunden, man läßt Alles gehen, wie's Gott gefällt, und nun gar solch eine überschwengliche Liebe — wo findet man die noch heutzutage?"

„Auf dem Dorfe freilich giebt es weder einen Ferdinand noch eine Louise," sagte er mit einem feinen Lächeln. „Was ich aber von den Städten gelesen oder gehört habe — nehmen Sie nur die Criminal-

fälle in den Zeitungen, um von erfundenen Romangeschichten zu schweigen — am Ende ist das Menschengeschlecht seit ein paar tausend Jahren nicht viel anders geworden. Aber das ist ein langes Capitel, für einen Zwischenact viel zu lang."

Sie schwiegen nun Beide und sahen wieder ganz fremd und gleichgültig an einander vorbei. Aber auch er konnte es nicht lassen, sich allerlei Gedanken über seine Nachbarin zu machen. Er fand ihr Gesicht nichts weniger als schön, nur die Farbe und Fülle ihres Haares fiel ihm auf und die wie Gold glänzenden Augenbrauen, und der Mund, der, wenn sie schwieg, noch jugendlich und fast reizend erschien, sobald sie aber zu sprechen anfing, trotz der untadeligen weißen Zähne durch jenes bittere Fältchen entstellt wurde. Auf seinem Dorfe, wo kein sonderlich schmucker Mädchenschlag ihm vor Augen kam, hatte er dennoch wohl einmal an einem frischen runden Gesicht Gefallen gefunden, aber ein lebhafteres Gefühl war nie erregt worden. Wie kam es, daß er hier, wo weder Jugend noch Anmuth ihm gefährlich werden konnte, dennoch insgeheim sich angezogen fühlte? War es nur der Klang ihrer Stimme oder der Inhalt ihrer Worte, der auf ein Leben voll Entsagung, ähnlich wie das seine, schließen ließ? Oder hatte die Gluth, die aus dem Werk des Dichters ihnen entgegenschlug, allerlei Funken in sein Inneres geworfen, daß er nun Alles in seiner Nähe mit wärmerem Herzschlag betrachtete?

Er war gewohnt, viel über sich nachzudenken, wie Alle, die in einer unebenbürtigen Umgebung leben. So fuhr er fort, sich den Eindruck zu enträthseln, den die Fremde auf ihn gemacht, und während sie aus seinem Schweigen schloß, er sei der sonderbaren Zwiesprach überdrüssig geworden, wiederholte er sich im Stillen Alles, was sie bisher gesagt hatte, und suchte sich einen Vers darauf zu machen.

Bis ihn dann das Stück wieder ganz in Beschlag nahm. Man konnte den Wechsel der Stimmungen, wie sie in der Dichtung auf einander folgten, deutlich in seinem Gesicht gespiegelt sehen, Furcht und Mitleid, leidenschaftliche Empörung, Verachtung, Zorn und Begeisterung. Seine Stirn röthete sich, seine Lippen athmeten hörbar, die Nasenflügel bebten und gegen den Schluß füllten sich die starr geöffneten Augen mit leise überquellenden Tropfen, die, ohne daß er es zu merken schien, über die kräftigen, aber blassen Wangen herabrollten.

Das Alles sah seine Nachbarin. Sie konnte sich eines wachsenden Interesses für den wunderlichen Neuling nicht erwehren, obwohl der erste unheimliche Eindruck, der hauptsächlich von dem falschen Haar herrührte, immer noch im Hintergrunde ihrer Seele festhaftete. So beeilte sie sich auch, als der Vorhang zum letzten Mal gefallen war, aufzustehen, ihren Schleier wieder herabzulassen und mit einem kurzen stummen Gruß den Ausgang zu suchen.

Sie sah, daß er noch sitzen geblieben war, gleichsam wie verzaubert, und ihr Abschiedsnicken unerwiedert ließ. Sie selbst begriff diesen Eindruck des Stückes nicht. Sie kannte es ja hinlänglich, um vom Stoffe nicht mehr ergriffen zu werden, und das Spiel, zumal der Louise, war ihr von Act zu Act verzerrter und abgeschmackter erschienen. So athmete sie draußen in der Abendkühle ordentlich erleichtert auf und schlug den Weg wieder ein, den sie gekommen war, am Flußufer entlang, um die dumpferen Straßen mitten in der Stadt zu vermeiden. Einige Sterne standen schon am Himmel, eine blasse Mondsichel hing überm Wald und rings war eine tiefe Stille, die nur durch

ein paar musicirende Grillen und Frösche belebt wurde.

Noch aber hatte sie sich keine dreißig Schritte von dem Theater entfernt, als sie eine Stimme hinter ihrem Rücken sagen hörte:

„Sie wollen auch noch einen Spaziergang machen, Fräulein? Erlauben Sie, daß ich Sie eine Strecke begleite. Es ist mir unmöglich, jetzt schon nach Hause zu gehen; ich meine, ich müßte da ersticken.“

Sie antwortete nur mit einem kaum merklichen Neigen des Kopfes. Es war ihr in demselben Augenblicke lieb und unlieb, daß er ihr nachging. Aber wie sollte sie sich seine Gesellschaft verbitten, da er so bescheiden sich ihr näherte?

Er hatte den Strohhut noch nicht aufgesetzt und nahm sich, wie er ihn linkisch in der Hand trug und das Stöckchen mit dem silbernen Knopf in der anderen hin und her schwang, nicht eben vortheilhaft aus, obwohl seine hohe, rüstige Gestalt und der kleine Kopf auf den breiten Schultern im Gehen noch deutlicher hervortraten. Die Augen hatte er gegen den hellen Streif des Himmels gerichtet, und ein Hauch wie von Verzückung lag noch auf seinen Zügen.

„Welch ein glückseliger Mensch!“ sagte er halblaut. „Finden Sie nicht auch, Fräulein? Er hat wahrscheinlich den Druck dieses Erdenlebens so gut empfunden wie wir; vielleicht noch schwerer, da er nur für die Freiheit geboren war; und um so herzzerreißende Schicksale zu schildern, wie diese Liebenden sie erlebt, muß man da nicht Aehnliches durchgemacht haben, wenn auch nur als Zuschauer und Freund? Und doch ist es immer, als ob er aus höheren Regionen davon Zeugniß gäbe, in einer Sphäre athmete, zu der kein Dunst und Qualm hinauf könnte, in einer ewigen himmlischen Freiheit, und so lange wir in seiner Nähe sind, wir arme Gefangene, so lange fühlen auch wir unsere Fesseln nicht, es rinnt uns wie ein heiliges Feuer durch Mark und Bein, wir trauen uns zu, die unerhörtesten Heldenthaten zu verrichten, wie jener Ferdinand unsere ganze armselige Welt und Gesellschaft herauszufordern und lieber unterzugehen, als in solch ekelhaftem Brodem länger zu athmen. Wenn dann der Vorhang gefallen ist, sind wir freilich wieder schwache Menschen, die ihre Handschellen höchstens von einer Stelle zur anderen schieben, um den Druck eine Weile zu mildern.“

Er seufzte und stand plötzlich still.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie mit so melancholischen Betrachtungen unterhalte,“ sagte er dann, indem er zu lächeln versuchte. „Aber ich habe Ihnen schon bekannt, daß ich nie ins Theater komme; da ist es, wie wenn Einer niemals Wein trinkt, schon ein Glas eines ganz geringen Gewächses steigt ihm gleich zu Kopf, und er plaudert dann Alles aus, wovon sein Herz voll ist. Wenn Ihnen meine Gesellschaft unbequem ist —“

„Nicht im Geringsten,“ sagte sie hastig und schlug wieder den Schleier zurück. „Es ist ja so natürlich, daß man sich aussprechen möchte nach so einem Eindruck. Auf mich hat es weniger stark gewirkt. Lieber Gott, die Geschichte, wie ein gutes schwärmerisches Mädchen in der Welt keinen Platz findet und vom Schicksal zerknickt wird wie ein schwaches Rohr, ist so alltäglich und kann Unsereins weniger rühren als die Herren der Schöpfung, die meist die Schuld davon tragen und, während so etwas gespielt wird, wenigstens ein wenig von Reue geschüttelt werden.“

„Ich kann Sie versichern,“ erwiederte er mit sehr sanftem Ton, „daß ich nicht zu diesen gehöre. Was mich gerührt hat, waren die großen, hinreißenden Gefühle dieses unglücklichen Paares, die sie doch wieder für alles Leid entschädigen. Wer

so starke Leidenschaft fühlt, muß überhaupt ein kräftigeres Lebensgefühl in sich tragen als wir Anderen, denen ein Tag wie der andere hinschleicht, von Pflicht zu Pflicht, nie ein übermächtiges Wonnebeben, nie ein scharfer glühender Schmerz. O, und dabei jung sein und sich sagen müssen, so soll es fortgehen, bis die Haare weiß werden und die Knie wanken! Davon aber haben Sie schwerlich eine Vorstellung. Frauen wird früh gelehrt, daß sie zum Dulden und Dienen auf die Welt gekommen sind."

„Wenn man nur jede Lehre auch annehmen könnte und nichts dagegen einzuwenden hätte!" sagte sie bitter und stieß ihren Sonnenschirm heftig in den weichen Sand des Fußweges. „Aber woher käme in der Brust jedes menschlichen Wesens, gleichviel welches Geschlechts, die Sehnsucht nach Licht und Luft, Freiheit, Glück und Sonnenschein, wenn gewisse Stiefkinder Gottes ein- für allemal auf die Erfüllung dieses Verlangens verzichten müßten? Es giebt freilich Pflanzen, die im Schatten gekeimt haben und nun da aufwachsen und verwelken müssen. Aber ein Mensch, der seine gesunden Glieder hat und sich bewegen kann von einem Ort zum anderen, daß der so still halten muß, wo er nun einmal hingepflanzt ist, blos weil er zu gewissenhaft ist, über ein paar unsichtbare Zäune und Hecken zu steigen, die man ihm als unübersteiglich vorgehalten — sagten Sie nicht, daß wir uns in der Nähe eines solchen Freiheitsdichters wie Gefangene vorkommen? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich jeden wirklichen Sträfling um seine Handschellen beneide. Wenn man Hände und Füße frei hat und die Kerkerthür offen steht, und man kann sich doch vor lauter pedantischem Pflichtgefühl das Herz nicht fassen, hinauszufliehen, ist das nicht viel erbärmlicher, viel demüthigender?"

Er antwortete nicht sogleich. Sie fühlte, daß er einen langen prüfenden Blick auf sie warf, und als er wieder zu reden anfing, klang seine Stimme noch weicher und herzlicher.

„Darf ich fragen, mein Fräulein, was das für Pflichten sind, die Ihnen ein Leben nach Ihren Wünschen unmöglich machen?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Was kann Ihnen daran liegen? Es ist eine ganze Lebensgeschichte, so alltäglich und langweilig wie tausend andere; nur wer sie gerade erlebt, der mag sehen, wie er mit ihr fertig wird. Sie meinen es gewiß gut mit Ihrer Frage," setzte sie hinzu, „aber ich kann Sie versichern, daß Sie nichts dabei verlieren, wenn ich Ihnen die Antwort lieber schuldig bleibe. Und helfen können Sie mir doch nicht."

„Helfen? Wer weiß, liebes Fräulein. Es geschehen alle Tage noch Wunder."

Er wehte sich mit dem Strohhut die feuchte Luft zu, die vom Flusse aufstieg, und sein Gesicht nahm auf einmal einen heiteren Ausdruck an, muthig, fast übermüthig, wie wenn er einen sehr glücklichen Einfall gehabt hätte.

Sie blieb stehen und sah ihn ernsthaft an.

„Ich glaube, Sie wollen Ihren Spaß mit mir haben. Sie kennen mich nicht, ich erkläre Ihnen, daß ich es überflüssig finde, Sie mit meinen persönlichen Verhältnissen zu langweilen, und Sie sprechen davon, mir zu helfen."

„Verzeihen Sie," sagte er, „es war mir ganz ernst mit dem, was ich sagte. Aber Sie haben Recht, es giebt keine Recepte für Krankheiten, die man nicht kennt. Wenn ich es Ihnen denn ehrlich sagen soll, wie ich zu dieser Rede kam: ich glaubte zu verstehen, daß Sie aus Ihrer Gefangenschaft, wie Sie es nennen, nur darum nicht fliehen könnten, weil — nun ja, weil Ihnen die Mittel fehlten, weil Sie Andere darum nicht an-

gehen dürften oder möchten, die das Ihrige nicht entbehren könnten — es giebt ja so viele Noth und Hülflosigkeit unter den Menschen, der mit einer geringen Summe abzuhelfen wäre! — wie manches Mädchen verließe den Ort, wo sie lebt, und suchte sich anderswo eine günstigere Stellung, wenn sie nur über ein kleines Capital zu verfügen hätte. Und sehen Sie, da ich nun gerade auf eine unverhoffte Weise ein Capitalist geworden bin —"

„Mein Herr —!"

„Nein, Sie dürfen mir das nicht übel nehmen, mein Fräulein. Ich weiß wohl, daß viele Menschen lieber alles Andere von einem ihnen bisher Unbekannten annehmen als eine Summe Geldes. Wenn Sie jetzt dort in den Fluß stürzten und ich mein Leben daran wagte, Sie herauszuholen, würden Sie unbedenklich sich dieses Opfer bringen lassen und gar nichts Unpassendes darin finden. Aber ein paar tausend Gulden, die ich Ihnen anzubieten wagte, nicht wahr, die anzunehmen, schiene Ihnen höchst undelicat? Es ist seltsam, was für Vorurtheile über das Geld unter den Menschen herrschen. Und gerade Diejenigen, die am wenigsten haben und daher gelernt haben sollten, es am meisten zu verachten, pflegen am empfindlichsten in allen Geldangelegenheiten zu sein."

„Weil ihr einziger Reichthum ihr Stolz ist."

„Ein recht bettelhafter Reichthum — nehmen Sie mir's nicht übel, mein Fräulein. Geld hat von allen irdischen Gütern am wenigsten mit meiner Selbstachtung zu schaffen. Vor acht Tagen hatte ich nicht viel mehr als zehn Gulden im Vermögen, da erhalte ich die Nachricht, daß ein alter Vetter von mir, der sich Zeitlebens nie um mich bekümmerte, hier in dieser Stadt gestorben sei und mich zu seinem Erben eingesetzt habe. Ich konnte erst gestern hier ankommen und meine Erbschaft in Empfang nehmen, eine Junggeselleneinrichtung, Möbel, Kleider, alte Bilder und eine baare Summe von drei- bis viertausend Gulden. Wenn ich dies Geld vor zehn Jahren besessen hätte, wie dankbar wäre ich dem guten Vetter gewesen! Ich hätte etwas Anderes studiren können und wäre jetzt — ein anderer Mensch. Was hilft mir der Reichthum heute, wo ich, um in unserem Bilde zu bleiben, in meiner Gefängnißzelle auf Lebenszeit sitze? Daß ich dafür ein besseres Glas Wein und eine feinere Cigarre kaufen kann, soll mich das für alles verscherzte Glück schadlos halten? Und wenn ich nun, da reiche Leute sich ja allerlei Launen gestatten dürfen — wenn ich nun Jemand finde, der mit dieser Summe vielleicht noch aus seiner Haft loszukaufen wäre, könnten Sie es mir als einen Mangel an Zartgefühl auslegen, wenn ich anfragte, ob man mir diesen unnützen Schatz nicht vielleicht abnehmen möchte?"

Sie waren Beide stehen geblieben und standen ein paar Augenblicke stumm neben einander, in den Fluß schauend, dessen glatte Strömung sich eben durch den Schimmer des Mondes zu versilbern anfing.

„Mein Herr," sagte sie endlich, „Alles, was Sie mir sagen, klingt so menschlich edel und einfach, ich schäme mich, Ihre Gesinnung nicht gleich erkannt und Ihnen gedankt zu haben. Aber wenn ich auch mich überwinden und Ihr ungewöhnliches Anerbieten annehmen wollte, es wäre jetzt zu spät, Geld könnte mich nicht mehr glücklich machen. Daß es mir früher gefehlt hat, das hat allerdings ganz wie bei Ihnen zu meinem verfehlten Leben mitgewirkt. Aber nun ist nichts mehr zu ändern."

Sie machte eine rasche Bewegung, wie wenn sie sich von ihm verabschieden wollte.

Als er aber mit einer leichten respectvollen Verbeugung stehen blieb und sie dabei wieder mit seinem stillen, resignirten Gesicht ansah, konnte sie es nicht übers Herz bringen, den sonderbar treuherzigen Menschen abzuweisen wie jeden ersten Besten, der ihr aus dem Stegreif seine Dienste angeboten hätte. Sie trat wieder auf ihn zu und sagte, indem sie einen freundlicheren Ton anschlug:

„Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, mein Herr, daß Sie mir so viel Vertrauen schenken, mir, gleich nachdem wir nur ein paar Worte gewechselt haben, Ihr ganzes Vermögen zur Disposition stellen. Jedenfalls wäre es undankbar, wenn ich Ihnen nun so ohne Weiteres gute Nacht sagte, zumal wir, wie ich glaube, nicht blos ähnliche Schicksale haben, sondern, ganz eigentlich gesprochen, Collegen sind. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich Sie für einen Schullehrer halte, dem seine Dorfschule zu eng ist. Nun sehen Sie, ich bin auch eine Lehrerin, und wenn mein bischen Kenntnisse mich auch nicht für einen höheren Wirkungskreis befähigten, so wüßte ich mir doch auch etwas Erfreulicheres, als ein Dutzend Mädchen in französischer Grammatik und Handarbeiten zu unterrichten."

Er hatte auf ihre Frage nach seinem Beruf kaum merklich mit dem Kopf genickt; sie erwartete aber keine ausdrücklichere Antwort, da sie ihrer Sache sicher zu sein glaubte.

„Sind Sie an einer öffentlichen Schule angestellt?" fragte er nach einer Weile, während sie jetzt ihr langsames Wandeln am Flußufer fortsetzten.

„Nein. Ich habe meine kleine Schule auf eigene Hand eingerichtet, da es in unserem dürftigen Nest nach der Volksschule an jeder Fortbildung für halbwüchsige Töchter fehlte. Ich selbst hatte einen mehr zufälligen Unterricht genossen, von meiner Mutter, die aus einer großen Stadt war, und sogar ein wenig Geschichte beim Herrn Pfarrer gelernt, als wir noch hier lebten. Sie müssen nämlich wissen, mein Vater war Schloßverwalter bei dem alten Grafen droben, der vor einem Vierteljahr gestorben ist. Sehen Sie die beiden Fensterchen in dem Seitenflügel da oben, dicht neben dem Eckthurm, die jetzt eben im Mondschein glänzen? Da habe ich meine Kindheit zugebracht bis in mein dreizehntes Jahr; das war die Wohnstube meiner Eltern. Da habe ich oft mit der kleinen Comtesse gespielt und mir nicht träumen lassen, daß ich nach vielen Jahren einmal als eine Fremde hier unten in der Nacht spazieren gehen würde. Dann wurde mein Vater, da er bei einem nächtlichen Brande sich zu sehr strapazirt und heftig erkältet hatte, von der Fußgicht befallen, und nachdem er ein halbes Jahr das Bett gehütet und seinen Dienst nicht hatte versehen können, mußte er wohl seinen Abschied nehmen. Für eine große Pension hatte er noch nicht lange genug gedient. Was der Graf ihm bewilligte, reichte nur knapp hin, um in einer noch viel kleineren Stadt — zwei Eisenbahnstunden von hier — so um Gotteswillen sich durchzuschlagen. Damals lebte die Mutter noch, meine einzige Schwester war vier Jahre jünger als ich, wir schränkten uns aufs Aeußerste ein, und so hätten wir bei allem Unglück noch nicht zu klagen gehabt, wenn die Gemüthsstimmung meines Vaters ihm und uns nicht das Leben verbittert hätte. Er hat die Meinung, daß er nur unser Bestes wolle und stets gewollt habe, aber er allein hat uns um allen Frieden und alle Hoffnungen gebracht. Als ehemaliger Schloßverwalter glaubte er mehr zu sein als die kleinen Spießbürger, höchstens den Bürgermeister und Kreisphysikus ausgenommen, und so sollten wir mit Niemandem umgehen. Daß wir bei all diesem lächer-

lichen Hochmuth oft unsere Nachbarn, eine Schusterfamilie, um ihren Fleischtopf beneideten, konnte natürlich auf die Länge nicht verborgen bleiben. Und dabei sollten wir nicht für Andere arbeiten, um, wie die Redensart war, unserem Stande keine Unehre zu machen. Wir arbeiteten freilich doch im Geheimen unter der Anleitung unserer guten Mutter Stickereien und Weißzeug, die wir dann in der Residenz verkaufen ließen. Es war aber ein trauriger Erwerb. Und über Tag saß der Vater mit umwickelten Füßen in seinem Lehnstuhl, rauchte und fluchte, und ich mußte ihm vorlesen, das Tageblatt und ein paar Bände einer alten Weltgeschichte. Das dauerte bis in mein zwanzigstes Jahr. Dann starb die Mutter. Nun war vollends nicht daran zu denken, das auszuführen, was ich mir oft in unglückseligen Kummernächten ausgedacht hatte: daß ich fortgehen und irgendwo in der Welt mein Brot verdienen wollte, gleichviel womit; selbst zur Kammerjungfer wär' ich mir nicht zu gut gewesen. Nun aber mußte ich bleiben. Meine Schwester war erst eben aus den Backfischjahren. Wie konnte sie das Hauswesen führen, den Vater pflegen, dabei noch arbeiten, um ein kleines Stück Geld in die Küche zu verdienen?

„Der Vater machte sich nie Sorge. Er rechnete bestimmt darauf, durch seine jüngere Tochter, die er für eine große Schönheit hielt, noch einmal sein Glück zu machen und den Abend seines Lebens dann in einem seidenen Schlafrock zu verbringen und in der Kutsche seines reichen Schwiegersohnes spazieren zu fahren. Daß ich mich je verheirathen würde, kam ihm unwahrscheinlich vor, wenn er überhaupt darüber nachdachte. Ich war nie hübsch gewesen, eine gute Partie war ich auch nicht, ob ich etwas mehr Verstand oder Herz hatte, als so im Durchschnitt bei meinem Geschlecht zu finden, wer fragte danach? Wenigstens in unserem Nest keine Seele. Und ich war blaß und blutarm, da ich nicht immer satt wurde, und dürftig gekleidet. Es gab wohl eine Zeit, wo auch ich, wenn ich in besserer Lage und glücklicher gewesen wäre, einem Manne hätte gefallen können. Mit Manchen hab' ich mich verglichen, die häßlicher und dümmer waren als ich und doch einen braven Mann und ein Haus voll lieber Kinder bekommen haben, blos weil sie nicht wie die Kirchenmäuse dasaßen und Brosamen knusperten. Ich aber, wenn von mir und meiner Schwester die Rede war, hieß schlechtweg die Clara, meine Schwester aber die ‚hübsche‘ Landolin — das ist unser Familienname. Gott weiß, ich war meiner bevorzugten Schwester nicht neidig. Wie gern hätte ich es ihr gegönnt, sich gut zu verheirathen; denn auch ihr bekam es nicht gut, so im Schatten zu sitzen und weder Thau noch Sonnenschein zu genießen. Entbehrung und Sorge sind schlechte Schönheitsmittel. Nun ist es schon ein gutes Weilchen her, daß Niemand mehr von der ‚hübschen Landolin‘ spricht. Unsere jungen Nachbarssöhne, die ihr sonst auf kleinen Tanzunterhaltungen Sträußchen brachten und Fleuretten sagten, sind sämmtlich viel zu gute Rechner gewesen, um sich nicht anderswo nach einer Frau umzusehen. Und nun ist das arme Ding noch übler dran als ich, da sie über getäuschten Hoffnungen brütet, während ich von Anfang an mir nichts weiß gemacht hatte.“

Sie waren zu einem Bänkchen gekommen, das unter einer schönlaubigen Esche dicht am Ufer stand. Hier setzte sie sich, das eifrige Sprechen schien sie erschöpft zu haben; er aber blieb vor ihr stehen, den Rücken gegen das mondbeschienene stille Hügelland gekehrt, die Augen ruhig auf ihre gesenkten Wimpern geheftet.

„Wie traurig ist das Alles, was Sie

mir da beichten!“ sagte er. „Wenigstens aber scheinen Sie durch Ihr eingezogenes Leben vor dem Traurigsten bewahrt geblieben zu sein — vor einer hoffnungslosen Leidenschaft.“

„Ist das so etwas Trauriges?“ versetzte sie. „Allerdings habe ich, so seltsam es klingt, nie erfahren, was man Liebe oder auch nur Verliebtheit nennt. In wen hätte ich mich verlieben sollen? Die Handlungsreisenden, die regelmäßig auch in unser Nest kamen, machten mir nicht einmal Fensterparade, viel weniger gaben sie sich viel mit mir ab, so lange ich noch um meiner Schwester willen auf unsere vornehmen ‚Casinobälle‘ ging. Da war die ‚hübsche‘ Landolin ihnen lieber. Und ich selbst verschmerzte das leicht. Ich verschaffte mir allerlei interessante Bücher; da kam es wohl zuweilen, daß ich eine sehr innige Liaison mit einer erfundenen Person oder mit dem Schriftsteller selbst anknüpfte. Hoffnungslos waren diese Passionen natürlich von vornherein. Aber sie thaten mir doch wohler als die graue, kühle Gleichgültigkeit, in der ich sonst hinlebte, und ich wünschte mir oft so ein recht herzhaftes Herzensunglück, eine schöne rothe Wunde. Wenn da das warme Blut herausrieselt, dacht' ich, fühlt man doch, daß man überhaupt Blut in den Adern hat, und wenn auch das Leben selbst mit hinausströmen sollte, was läge daran? Stürbe man so nicht besser als an Langeweile und Altersschwäche, ohne je recht gelebt zu haben?“

„Vielleicht haben Sie Recht, liebes Fräulein. Und doch — Sie haben es noch nicht erfahren, wie gewisse Schmerzen an Einem reißen und brennen können. Ich selbst — was ich davon weiß, stammt auch aus längst vergangener Zeit. Es ist möglich, daß ich es jetzt auch nicht mehr durchmachen würde, ohne daran zu Grunde zu gehen. Ja, wenn freilich Alles immer so endigte wie in dem Trauerspiel heute, daß jeder Ferdinand mit seiner Louise zusammen aus der Welt ginge! Aber dann so weiter leben, das Eine hier, das Andere dort, Eins allein und das Andere — aber warum noch daran denken! Ich habe Sie in Ihrer Lebensgeschichte unterbrochen.“

„Sie sind sehr gütig, daß Sie das eine Geschichte nennen, in der nicht das Geringste geschieht, ein Capitel so farblos wie das andere, nur die Tinte immer blasser, je mehr Blätter beschrieben werden. Aber nein, daß ich dem unbekannten Verfasser nicht Unrecht thue: es kam noch einmal zu einer recht spannenden Verwicklung.

„Ein Hauptmann außer Dienst hatte sich vor mehreren Jahren in unserem Städtchen niedergelassen, gerade im Hause gegenüber. Man erzählte ihm nach, er habe seinen Abschied nehmen müssen wegen Mißhandlung seiner Leute; Andere sagten, wegen allerlei unsauberer Geldgeschichten. Genug, unsere ehrbaren Bürgersleute wollten nicht recht mit ihm warm werden, und wie er das merkte, schloß er sich eifrig an meinen Vater an, der über den Umgang mit einem Officier und einem gebildeten Manne höchst vergnügt war und gegen alle üblen Nachreden seine Ohren verstopfte. Da kam nun der neue Nachbar jeden Nachmittag herüber, rauchte eine Pfeife nach der anderen neben dem Krankenstuhl, spielte eine Partie Sechsundsechzig um die andere und machte meiner Schwester scherzhafterweise den Hof. Er mochte um dreißig Jahre älter sein als sie. Um mich schien er sich so gut wie gar nicht zu bekümmern, was mir sehr lieb war, denn er war mir von der ersten Stunde an verhaßt, und ich mußte mich überwinden, nur höflich gegen ihn zu bleiben.

„Denken Sie sich nun meinen Schrecken, als mein Vater mir eines Morgens eröffnete, der Hauptmann habe gestern Abend, nachdem er die fünfte Pfeife ausgeraucht, um meine Hand angehalten.

„Er rauchte sonst nur drei. Aber an jenem Tage hatte ihm seine Haushälterin gekündigt, die es vermuthlich bei dem harten und hämischen Mann nicht länger aushalten konnte, und da war er auf den Einfall gerathen, ob er nicht besser thue, für eine Nachfolgerin zu sorgen, die ihm nicht so von heut' auf morgen den Dienst aufsagen könne.

„Ich erklärte, ohne mich eine Minute zu besinnen, daß ich diesen zweideutigen Menschen nie und nimmer heirathen würde. Zuerst versuchte mein Vater, der mich wohl kannte, daß mit Gewalt nichts bei mir auszurichten sei, mich im Guten zu bereden. Der Hauptmann sei wohlhabend und würde unser Leben auf einen besseren Fuß bringen. Als ich fest blieb, gerieth er in eine solche Wuth, daß er mir Dinge sagte, die mein Herz für immer von ihm loslösten, so schwache Fäden uns auch bisher an einander geknüpft hatten. Unter Anderem warf er mir vor, wie lange ich ihm schon zur Last gefallen sei, während Töchter in meinem Alter sonst schon die Stütze ihres Vaters seien. Daß er mich nie von sich gelassen hatte, wie ich so oft gebeten, hielt ich ihm vergebens vor. Er war aber viel zu leidenschaftlich, um auf irgend eine Einwendung zu hören.

„In dieser Nacht war ich nahe daran, aus der Welt zu gehen. Ich glaube auch, selbst der Gedanke an Gott hätte mich nicht zurückgehalten, aber ich hatte nicht den Muth, mir das erste beste Küchenmesser in die Brust zu stoßen, und gelindere Todeswaffen, Gift oder eine Pistole, konnte ich nicht auftreiben.

„Als ich am anderen Morgen wieder vor den Vater hintrat, erklärte ich ihm meinen Entschluß, nicht einen Bissen Brot und nicht einen Groschen Geld je wieder von ihm anzunehmen, nur, um das Aufsehen und Gerede zu vermeiden, das Obdach in seinem Hause, und auch dafür wollte ich eine Miethe bezahlen. Von dem Tage an richtete ich meine Schule ein. Ich dachte ernstlich daran, lieber gleich ganz wegzugehen, am liebsten nach Amerika. Aber davon hielt mich das Mitleid mit meiner Schwester zurück.

„Auch ihr graute vor dem Hauptmann, der ihr so schönthat. Warum er doch lieber um mich geworben hatte, konnte ich nur so erklären, daß er der ehemals „Hübschen" nicht so viel Anspruchslosigkeit und Aufopferungstalent zutraute, wie er sie von seiner Sclavin forderte. Auch war das arme Kind etwas zerstreut und machte im Hause Manches verkehrt, was ich dann wieder zurechtbringen mußte. Jetzt, da ich ihm einen Korb gegeben, schien er sich mit dem Gedanken, die Jüngere heimzuführen, mehr und mehr zu versöhnen; sie aber traute sich nicht zu, wenn ich ihr nicht gegen den Vater beistände, tapfer zu bleiben und der verhaßten Heirath zu entgehen.

„Ich hatte es freilich dahin gebracht, daß der Vater eine Art Furcht vor mir hatte. Er redete mir nichts mehr dazwischen, ließ mich meine Schule eröffnen und that, als ob er wegsähe, als ich das erste Sümmchen, was ich als Miethsgeld bestimmt, auf seine Commode legte. Ich behielt auch noch täglich eine Stunde Zeit, ihm wie sonst vorzulesen. Wir wechseln aber kein überflüssiges Wort mehr mit einander, nun schon zwei ganze Jahre lang.

„Sie werden darum vielleicht eine schlechte Meinung von mir bekommen. Sagen Sie es nur offen: eine Tochter, die mit ihrem Vater wie mit einem Halbfremden umgehen kann, kommt Ihnen abscheulich vor, ein herzloses, unnatürliches Geschöpf. Aber bin ich Schuld daran, daß ihm manche fremde Menschen weit näher stehen als seine eigene Tochter, daß er mich, außer für seine Bequemlichkeit, keinen Augenblick vermissen würde, wenn ich heute noch vom Blitz getroffen oder sonst von ihm getrennt

würde? Wie traurig das ist, wenn die sogenannten natürlichen Bande wie eine Kette drücken, fühlt Niemand mehr als ich, und das Traurigste ist, daß er selbst es gar nicht zu fühlen scheint. Er sieht mich kommen und gehen wie einen bezahlten Dienstboten; und ich wundere mich oft, wie Menschen das sehr zweifelhafte Verdienst, Anderen das Leben gegeben zu haben, so sehr überschätzen können, daß sie meinen, diese Wohlthat könne nur wieder durch das Opfer dieses ganzen Lebens aufgewogen werden.

Meine Schwester ist noch glücklich. Sie hat nicht die unselige Gewohnheit, sich über Alles Gedanken zu machen. Seit nun die Gefahr mit dem Hauptmann abgewendet ist — er ist vor Jahr und Tag wieder weggezogen, da er immer weniger respectirt wurde — seitdem scheint sie gar nichts zu vermissen. Nicht Glück, nicht Freiheit, nicht Liebe, nicht einmal ihren alten Ruhm als die „hübsche" Landolin. Sie begreifen, daß ich auch da keinen Anhalt und Trost habe, und meine Schulkinder — nun, Sie wissen wohl aus Erfahrung, was es mit der Phrase auf sich hat, daß der ‚Umgang mit der Jugend jung und heiter erhalte'."

Er antwortete nicht. Noch immer stand er unbeweglich vor ihr und las in dem höchst lebendigen Mienenspiel ihres Gesichts den Commentar zu Manchem, was ihre Erzählung im Dunkel ließ. Noch immer fand er dies Gesicht nicht hübsch, und das zuckende Fältchen, das sich im Verlauf ihrer Beichte immer tiefer grub, gab dem Mund einen unselig herben Ausdruck. Und doch zog die ganze Person ihn immer lebhafter an. Ihre Art zu sprechen, ihr Ton und die Geberde ihres Kopfes dabei, — er hatte das Gefühl, daß er hier ein Wesen gefunden, dem er all seine geheimsten Gedanken sagen könne, sein ganzes, seit Jahren verschlossenes Innere ausschütten. Nur fürchtete er sich anzufangen; wie sollte er vor morgen früh ein Ende finden?

Wie er noch darüber grübelte, was er ihr erwiedern sollte, stand sie plötzlich von ihrem Bänkchen auf.

„Es ist nachtschlafende Zeit," sagte sie. „Hören Sie wohl? da schlägt es halb Elf. Ich muß ins Hotel zurück, wir haben uns unerhört verschwatzt. Aber ich bin Ihnen recht dankbar, daß Sie mir so geduldig zugehört haben. Und eigentlich ist es auch lange nicht so sonderbar, wie es scheint, daß man einem Menschen, den man zum ersten Male sieht und dann sein Lebtag nie wieder sehen wird, Dinge erzählt, die man seinen nächsten Bekannten um keinen Preis der Welt anvertrauen würde. Es ist, als schriee man seine Schmerzen so in die unbekannte weite Welt hinaus, wie man sie sonst seinem himmlischen Vater anvertraut, wenn man zu ihm betet, obwohl man ihn ja auch nicht näher kennt. Und da man nie weiß, ob das Gebet auch wirklich erhört wird, so ist ein fremdes Menschengesicht, das Einen gutherzig und theilnehmend dabei anblickt, zur Abwechselung eine wahre Wohlthat. Kommen Sie aber jetzt. Ich will auf dem directesten Wege nach Haus."

Er bot ihr unwillkürlich, da der Mond hinter eine Wolke trat und die Landschaft plötzlich verfinstert wurde, seinen Arm; sie nahm ihn ohne Bedenken an, und sie schritten rüstig durch die Anlagen der Stadt zu. Sie empfand es angenehm, daß er um einen guten Kopf größer war und sie in der That sich ohne Scheu, ihm beschwerlich zu fallen, auf seinen kräftigen Arm stützen durfte. Sie fühlte sich nun doch von aller ungewohnten Aufregung des Tages etwas erschöpft.

„Wie lange bleiben Sie noch, Fräulein?" fragte er.

„Ich weiß es selbst noch nicht. Ich bin in einer Angelegenheit hier, die vielleicht morgen schon, durch einen einzigen

Besuch, erledigt wird, vielleicht aber mich einige Tage hinhält. Da Sie doch einmal stillgehalten haben zu meinem langen Lebensabriß: sehen Sie, der alte Graf oben im Schlößchen ist, wie ich Ihnen schon gesagt, vor einigen Monaten gestorben. Nur so lange er lebte, war meinem Vater die Pension zugesichert. Nun soll ich morgen eine Bittschrift, die mein Vater an den jungen Grafen aufgesetzt, persönlich überreichen und ihn noch mündlich zum Fortbewilligen der Summe zu bewegen suchen. Eine schöne Commission für Jemand meines Schlages, wie Sie wohl denken können. Ich habe dafür gestimmt, daß meine Schwester diese diplomatische Reise unternehmen sollte. Aber da sie nicht mehr „hübsch" genug ist, um mit ihrem bischen Larve Eindruck zu machen, und im Uebrigen, was ihre Klugheit und Beharrlichkeit betrifft, der Vater ihr nicht viel zutraut — sie ist ihm immer noch „das Kind" und er ließe sie am liebsten in kurzen Kleidern gehen — so habe ich wieder mich opfern müssen. Es war kein zu schweres Opfer. Ein paar Tage Freiheit und andere Gesichter — es ist wie wenn ein armer Kettenhund einmal loskommt und in Wald und Feld springen kann. Darum hätte ich gar nichts dagegen, wenn die jungen gräflichen Herrschaften, wie ich unterwegs auf der Eisenbahn hörte, augenblicklich in der Residenz wären und erst in einigen Tagen zurückerwartet würden. Ich möchte mich einmal recht betrinken in freier Luft und Ungebundenheit, so recht müde laufen hier auf meine eigene Hand, wo ich jeden Weg und Steg kenne, und vergessen, wie viel Wasser dort im Fluß an der Stadt vorbeigelaufen ist, seit ich zum letzten Male darin gebadet habe.

„Sie sind aber ganz still geworden. Ich habe Ihnen doch wohl zu viel vorgeschwatzt. Nun, Sie sind selbst Schuld daran mit Ihrem großmüthigen Anerbieten, mir helfen zu wollen. Wenn ich Ihre Erbschaft gemacht hätte, was finge ich jetzt damit an? Vor zehn Jahren, da wär' es eine Lebensrettung gewesen!"

„Und was hätten Sie damals mit dem Gelde angefangen?"

„Die Hälfte hätte ich meinem Vater gegeben, mit der anderen wäre ich auf und davon gegangen, nach Frankreich, Italien oder gar übers Meer. Ich war noch jung genug, um mir ein menschlicheres Leben zu schaffen, als in unserem Krähwinkel möglich ist; auch wenn ich etwas Freiheit und geistige Bewegung gehabt hätte, und vor Allem einen kleinen Haufen Geld, wäre ich am Ende hübsch genug gewesen, einen recht passabeln Mann zu finden, und glücklich wollte ich ihn schon gemacht haben. Ich habe wenig Tugenden, aber noch weniger Fehler; man kann sehr gut mit mir leben, Notabene, wenn man mich mag. Bei vielen Frauen ist ihre Liebenswürdigkeit, die man ihnen nachrühmt, nichts weiter, als daß sie haben, was sie wünschen, und wahre Teufel sein müßten, wenn sie dennoch unzufrieden und undankbar wären. Und wie hätte ich's einer Familie, die mein eigen gewesen wäre, angenehm und wohnlich machen wollen! Aber jetzt ist daran nicht mehr zu denken, mit allem Geld der Welt nicht mehr; und darum kann ich auch so ruhig davon sprechen, was ich mir Alles zugetraut hätte. Jetzt, wenn Gott grausam genug ist, mich noch lange so gesund zu erhalten, wie ich bin, jetzt werde ich eines Tages mein fünfundzwanzigjähriges Lehrerinnen-Jubiläum feiern, und die Eltern werden mir eine Ehre anthun mit irgend einem Präsent und meine Schülerinnen mir in frischgewaschenen Firmelkleidern einen Choral singen und ein Gedicht declamiren, und wenn ich dann noch zehn Jahre geschulmeistert habe, trägt man mich eines schönen Tages hinaus, wo noch andere gute Leute von einem verfehl-

ten Leben ausruhen, und wer dann den wohlklingenden Namen „Clara Landolin" auf meinem hölzernen Kreuzchen liest, denkt wohl nicht, welch' eine malconcente alte Jungfer unter diesem Hügel ihre Auferstehung und mit derselben die Lösung ihres Lebensräthsels heranwartet."

Dies Alles sagte sie in ganz lustigem Ton, ihre Augen glänzten, wie wenn sie die ergötzlichsten Dinge erzählte, und selbst das Fältchen am Munde zuckte nicht bei all dem Galgenhumor, der aus ihr heraussprühte. Er sagte sich, daß sie eine starke und nicht gemeine Seele haben müsse, um ihrem Schicksal so ruhig ins Gesicht zu sehen. Unwillkürlich zog er ihren Arm fester an sich, als wollte er sie seiner brüderlichen Sympathie versichern.

Sie schien es gar nicht zu bemerken.

„Das wird noch eine unruhige Nacht geben," fuhr sie nach einer Weile fort. „Wenn wir Beide hochzeitlicher gekleidet wären, würde ich Ihnen vorschlagen, ein wenig mitzutanzen auf der Hochzeit, die in den „drei Helmen" gefeiert wird; man hört die Musik gewiß im ganzen Hause, und es pflegt immer ein kleiner improvisirter Nebenball arrangirt zu werden. Solch eine Hochzeit wie diese — ich glaube, ich ginge lieber zu Grunde! Ich habe mir die Brautleute angesehen, eine von den gewöhnlichen Geldheirathen, ein armes garstiges Goldfischchen, das von einem brutalen Hecht nur so aus Gnade mitverschluckt wird, nachdem er schon so und so viel Andere verspeist hat und mehr als halbsatt geworden ist. Wie oft habe ich mich um meine Armuth glücklich gepriesen! Eine größere Entwürdigung kann einem Mädchen doch nicht werden, als wenn es um sein Geld geheirathet wird. Das Gegentheil, daß eine arme Schönheit einem widerlichen Millionär verkauft wird, ist nicht halb so entehrend. Da beweist ihr der Mann doch, daß ihm wirklich an ihrer Person gelegen ist, wenn sie auch vielleicht eben so viel gegen die seine einzuwenden hat. Weder schön, noch reich, ist also vielleicht das Beste; da bleibt man vor jeder Versuchung sicher und kann auf oder über fremden Hochzeiten ganz sorgenfrei einen Tanz mitmachen."

Er gestand ihr zögernd, daß er überhaupt nie tanzen gelernt habe. Dann sprachen sie noch eine Weile vom Heirathen, und sie fragte ihn, ob er jetzt nicht in die Zeitung setzen würde: ein junger Mann, der ein Vermögen von drei- bis viertausend Gulden besitze, suche eine Lebensgefährtin, die so und so beschaffen sein müsse. Er wurde aber plötzlich sehr ernst und still, sie wußte nicht, womit sie ihn verletzt haben sollte, machte sich aber Vorwürfe, überhaupt einen so übermüthigen Ton angeschlagen zu haben, und ging nun ebenfalls schweigend an seinem Arm dahin.

So kamen sie an den Gasthof. Alle Fenster waren erleuchtet, in allen Räumen schien es hoch herzugehen. Sie hörten die Tanzmusik die Stiegen herabdröhnen, und die Fenster zitterten von dem Gestampf der herumwirbelnden Paare. Dazu drang ein süßlicher Geruch von schlechtem Punsch, frischem Kuchen und verwelkten Blumen ihnen entgegen, aber die Straße vor dem Hause war ganz leer und dunkel.

„Ich muß hier von Ihnen Abschied nehmen," sagte das Fräulein. „Haben Sie Dank für Ihre freundliche Begleitung und daß Sie so viel Geduld und Interesse für eine ganz fremde Person bewiesen haben. Wir werden uns wohl schwerlich wieder begegnen. Denken Sie aber zuweilen freundlich an Ihre ferne Collegin."

Sie reichte ihm die Hand und erwartete, daß er etwas sagen würde. Er schien aber so zerstreut, daß sie schon im Begriff war, ohne gewechselten Händedruck und Gutenachtwunsch ihren wunderlichen Be-

gleiter auf der Straße stehen zu lassen, als sie auf einmal sich von seinen Armen umfaßt und einen lebhaften Kuß auf ihren Lippen fühlte.

Im nächsten Moment hatte sie ihn zurückgestoßen und war in den Hausflur geeilt. „Fräulein! Bestes Fräulein!“ hörte sie ihn hinter sich her rufen. Sie sah aber nicht um und blieb nicht stehen, bis sie auf dem Treppenabsatz des ersten Stockes angekommen war; da, in dem hellen Flur, gegenüber dem wirbelnden Tanzgewühl, das durch die offene Flügelthür sichtbar wurde, lehnte sie ein paar Minuten an dem Geländerpfosten, um Athem zu schöpfen und sich von ihrem Schrecken zu erholen.

Wie war das nur möglich gewesen? Der ernste, ehrerbietige, etwas linkische Mensch — welch ein Geist war plötzlich in ihn gefahren, daß er sich so weit vergessen konnte? Und was bedeutete dieser Kuß? War er nichts weiter als eine seltsame Besiegelung ihres überhaupt nicht ganz alltäglichen Begegnens, so brüderlich gemeint, wie sie Alles genommen, was er ihr gesagt hatte? Oder nahm er die ganze nächtliche Zwiesprach doch wie ein galantes Abenteuer, das nicht mit einem bloßen Händedruck beschlossen werden konnte?

Sie hatte so wenig Erfahrung! Seit Jahren hatte kein Männermund ihre Lippen berührt. Wie sollte sie wissen, welch ein Unterschied zwischen einem brüderlichen und einem verliebten Kusse sei? Zwar — wenn sie sich recht entsann — eine etwas stürmische Gluth hatte ihr Gesicht gestreift, der Druck dieser Lippen war lebhafter und begehrlicher gewesen, als gute Cameraden, Leidensgefährten, Collegen sich zu grüßen pflegen. Sie fühlte, wie die Scham ihr in die Wangen loderte — und zugleich ein anderes Gefühl, das sie sich selbst nicht einzugestehen wagte. Also war sie doch nicht zu alt und verblüht, um einem jungen Manne, der sie näher kennen gelernt, nicht noch immer eines leichtsinnigen Wunsches werth zu erscheinen? Vielleicht war es nur so in ihm aufgeflackert, vielleicht schämte er sich jetzt, daß er sich hatte fortreißen lassen; aber es war doch geschehen, es hatte geschehen können! Ein verworrenes Gefühl seliger Beklommenheit und verstohlener Wonne überkam sie, noch viel süßer, als in der wirklichen Jugend ein eben aufblühendes Mädchen das Nachgefühl des ersten Kusses in die Einsamkeit mit fortnimmt.

Sie sah durch die Thür die Hochzeitsgesellschaft vorüberwirbeln, Paar um Paar, und der Contrabaß dröhnte so stark, daß die Dielen, auf denen sie stand, schütterten. Bräutigam und Braut schienen sich schon entfernt zu haben. Die jungen Vettern schwangen die Kranzjungfern durch den Saal, die schön frisirten Lockenköpfe der Herren waren schon zerwühlt, die Blumen-Coiffüren der Damen bedenklich zerflattert, der Champagner schien aber die Lust immer noch zu schüren. Mit einem unsäglich gleichgültigen, fast verächtlichen Blick ließ die Fremde draußen, die Niemand beachtete, das Gewühl an sich vorüberschwirren. Es war ihr zu Muthe, als ob sie allein eine eigentliche Feststimmung in sich trüge und trotz ihrer Verlassenheit besser daran sei als all jene Ballschönen. Sie war arm und weder jung, noch hübsch, noch geputzt. Und doch hatte sie so aus dem Stegreif, ganz ohne es zu wissen und zu wollen, eine Eroberung gemacht, an einem Menschen, der an Liebenswürdigkeit gewiß all diese geschniegelten jungen Philister aufwog.

Der kleine Hausknecht, jetzt noch etwas unsicherer auf den Beinen als vorher, kam mit einer frischgefüllten Punschbowle die Treppe herauf und störte sie in ihrer träumerischen Weltvergessenheit. Er fragte zutraulich, ob sie nicht den „Stoff“ zu

kosten wünsche, er könne ihn empfehlen. Sie dankte kurzangebunden und befahl ihm, ihr eine Tasse Thee auf ihr Zimmer zu bringen. Dann stieg sie langsam in das oberste Stockwerk hinauf und betrat ihr abgelegenes Zimmer.

Das weit überhängende Dach ließ die Mondstrahlen nicht unmittelbar hereindringen, aber von dem Wiederschein des hellen Himmels draußen war doch bis in die Mitte des großen Raumes eine Dämmerung verbreitet, in der man alle Gegenstände deutlich unterschied.

Sie warf ihr Sonnenschirmchen auf den Tisch und trat sogleich vor den Spiegel zwischen den beiden Fenstern, in den sie vor ein paar Stunden so gleichgültig hineingeblickt hatte. Nun war es, als ob sie ihr Gesicht vergessen hätte und ganz von Neuem kennen lernen müßte. Zum ersten Mal mißfiel sie sich selber nicht. Sie versuchte zu lächeln und fand, daß ihre Zähne noch alle weiß und ihre Lippen röther als gewöhnlich seien. Dann nahm sie den Hut ab und zog ein paar Nadeln aus ihrem Haar, daß ihre Flechten über den Rücken hinabfielen. Es ist doch kein falsches Haar an mir, dachte sie. Wie viele von den Brautjungfern unten sich das wohl nachsagen können? — Nun schüttelte sie den Kopf. Wenn ich das Haar so in zwei Flechten frei hängen ließe, sähe ich um sechs Jahre jünger aus. Aber die Kinder bei uns würden mich ausspotten. Man darf nur in großen Städten sich kleiden, wie es Einem steht.

Dann setzte sie sich auf einen Stuhl ans Fenster und sah auf den mondhellen Platz hinunter und zu den kleinen Fenstern drüben in den hohen Giebelhäusern, wo hie und da eine Lampe brannte und eine Familie oder ein paar einsame Menschen noch wach waren. Nun haben sie wieder einen Tag hinter sich, dachte sie. War er wohl der Mühe werth? Und morgen stehen sie wieder auf, um denselben schlichten grauen Faden ihres unbedeutenden Alltagslooses weiterzuspinnen, und endlich reißt er ab, und der Nachbar spinnt den seinen weiter, als ob der dauerhafter wäre oder echte Perlen daran aufgereiht werden sollten. So geht es schon ungezählte Jahre, Jahrhunderte, Jahrtausende fort. Der Herr der Welt mag diese grauen Fäden wohl nöthig haben in seinem großen Teppich, damit die bunten Muster desto mehr wirken auf dem farblosen Hintergrunde. Aber wer so als Füllung mitverbraucht wird, was hat der von der künstlichen Stickerei?

Dazwischen klang immer die Tanzmusik gedämpft zu ihr herauf. Sie war nicht ungehalten über die Unruhe im Hause. Sie hätte ohnehin nicht so bald an Schlaf denken können. Nur ihr festes Kleid streifte sie ab und band sich ein leichtes Umschlagetuch um den bloßen Hals, das aber die Arme frei ließ. Sie strich mit den Händen an ihren Armen herunter, wie wenn sie sich selber streicheln wollte. Ihre Gestalt war nicht das Verblühteste an ihr, die Arme nicht sehr voll, aber wohlgeformt und sehr weiß. So ging sie nach dem Tact der Musik halb tänzelnd das lange Zimmer auf und nieder, und das Herz klopfte ihr von ungewohntem Lebensgefühl und einer plötzlichen heimlichen Freude an ihrem eigenen Dasein.

Ein kleiner Hunger stellte sich jetzt ein. Sie wollte sich noch etwas zum Nachtessen bestellen, bemerkte aber, daß der Glockenzug neben der Thür abgerissen war. Was hätte es auch geholfen? tröstete sie sich. Ueber dem Tanzlärm würde mich Niemand hören. Wenn der Hausknecht den Thee bringt, werde ich es noch immer bestellen können.

In ihrem Reisetäschchen hatte sie ein kleines Brot und etwas Naschwaare, die ihr die Schwester fürsorglich auf die weite Reise von zwei Stunden aufgedrungen hatte. Das holte sie hervor und fing eben an

zu essen, als sie ein Klopfen an der Thür hörte.

In der Meinung, es sei der Hausknecht mit dem Thee, rief sie „herein", indem sie nur ihr Tuch sorgfältiger zurechtzog. Die Thür ging langsam auf, aber sobald der Eintretende die Schwelle überschritten hatte, warf er die Thür wie in fieberhafter Angst hinter sich ins Schloß und trat hastig auf die Fremde zu, die einen leisen Schrei ausstieß und ein paar Schritte zurückthat, wie um sich hinter dem Tischchen am Sopha zu verschanzen.

Sie hatte den Eintretenden mit dem ersten Blick erkannt, die hellen Sommerkleider, den Strohhut, das blasse runde Gesicht. Er sprach nicht gleich etwas, er streckte die Hand mit einer bittenden Geberde nach ihr aus und seine Augen suchten flehentlich die ihren. Auch ihr hatte der plötzliche Ueberfall die Sprache gelähmt. Mit zitternden Händen tastete sie auf dem Tisch nach dem Feuerzeug, um eine Kerze anzuzünden. Dann schien ihr der Gedanke zu kommen, daß sie nicht mehr vollständig angekleidet sei und besser thue im Zwielicht zu bleiben. Die Knie versagten ihr, sie glitt auf das Sopha und konnte endlich mit der äußersten Anstrengung das erste Wort hervorbringen.

„Mein Herr — es ist unverantwortlich — ich begreife nicht —"

„Mein Fräulein," stammelte er, „ich bitte inständigst um Verzeihung, — nur fünf Minuten — was ich Ihnen mitzutheilen habe, ist so ernst und dringend —"

Sie richtete sich wieder auf. Wieder suchte sie nach dem Feuerzeug, und in der That flammte jetzt der kleine blaue Blitz des Streichhölzchens zwischen ihnen auf, und gleich darauf brannte die Kerze.

„Ich kann nur glauben, daß Sie ebenfalls in diesem Gasthof wohnen und sich im Zimmer geirrt haben," sagte sie jetzt ganz gefaßt und mit nachdrücklichem Ton. „Was Sie mir etwa noch zu sagen haben, dafür wird morgen am Tage Zeit genug sein."

Sie erwartete, daß er jetzt mit einer Entschuldigung den Rückzug antreten würde. Aber seine unsichere Haltung war auf einmal verschwunden. Nur einen Schritt trat er wieder zurück, blieb dann aber gegen die Thür eines großen Schrankes gelehnt ruhig stehen und sagte ehrerbietig aber fest, wie ein Mensch, der sich in seinem Entschlusse nicht so leicht irren läßt:

„Die Stunde ist ungewöhnlich, mein Fräulein, ich weiß es wohl; aber was ich Ihnen zu sagen habe, ist es noch mehr; so mag Eins das Andere entschuldigen. Auch ist vielleicht Gefahr im Verzuge; wer kann wissen, was morgen mit uns geschieht? Ich brauche nur einem meiner Kerkermeister zu begegnen, so werde ich in die Haft zurückgeschleppt und die Rettung ist vielleicht für ewige Zeit verscherzt.

„Erschrecken Sie nicht, es ist nur bildlich gesprochen. Ich bin kein entsprungener Sträfling, wie Sie vielleicht einen Augenblick geglaubt haben. Nur in dem Sinne, wie Sie selbst sich eine Gefangene nannten, bin auch ich an Händen und Füßen gebunden, viel fester und härter freilich, als Sie: meine Handschellen schneiden ins Fleisch; ich kann sie nur abfeilen, nicht mehr abstreifen.

„Aber setzen Sie sich doch, Fräulein. Ich fürchte sonst noch mehr, Sie zu ermüden, — obwohl ich mich kurz fassen will. Hoffentlich haben wir ja noch später Zeit, all unsere überstandenen Leiden ausführlich auszutauschen. O, mein theuerstes Fräulein, verzeihen Sie nur, daß ich es überhaupt gewagt habe — wenn Sie wüßten, wie es in mir aussieht — diese Stürme — diese unterdrückten Qualen — und dabei eine gefaßte Miene machen und Anderen Trost spenden, die oft nicht halb so elend sind —"

Sie sah ihm prüfend ins Gesicht, wie wenn sie ihn zum ersten Mal betrachtete.

„Sie sind nicht was Sie scheinen, mein Herr. Diese Kleider gehören Ihnen nicht — Sie sind — ein Priester!“

Er ließ statt aller Antwort den Kopf auf die Brust sinken und starrte ins Licht.

„Mein theures, theures Fräulein,“ fuhr er nach einer langen Pause fort, „verurtheilen Sie mich nicht, ehe Sie mich gehört haben. Meine Geschichte ist kurz. Ich bin ein Findelkind, in früher Jugend von einem guten Geistlichen in sein Haus genommen und wie ein Sohn gehalten, dann in einem Seminar unterrichtet worden, und als ich die ersten Weihen empfangen hatte, in ein gräfliches Haus als Erzieher zu ein paar Knaben gekommen. Eine sehr alltägliche Geschichte, wie Sie sehen. Auch das soll nicht selten sein, daß in einem zwanzigjährigen, an aller Lebensfreude verkümmerten und verkürzten jungen Gottesknecht plötzlich in wärmerer Luft und auf einem üppigeren Boden allerlei irdische Triebe keimen und mit Gewalt hervorbrechen. Es war da eine Tochter in diesem Hause, die noch ganz anderen Leuten den Kopf verdrehte, als dem unbeholfenen Instructor im geistlichen Gewande. Und sie war trotz dieses Gewandes nicht so unempfindlich für das Unheil, das sie angestiftet, um ein für allemal den armen Schwarzrock für eine andere Art von Geschöpfen zu halten, der man keinerlei menschliche Gefühle schuldig sei. Um es kurz zu machen, ich mußte das Haus nach einem Jahre verlassen. Der Erzbischof, der mich sehr in Affection genommen und der Gräfin selbst empfohlen hatte, war so erbittert darüber, daß ich ihm Schande gemacht, daß er mich zur Strafe in das armseligste Dorf verbannte, auf eine Cooperatorstelle zu einem grilligen, völlig verbauerten alten Pfarrer. Da habe ich nun fünf Jahre die Schuld gebüßt, ein schönes, liebenswerthes und hochherziges Menschenbild schön und liebenswerth gefunden zu haben. Anfangs tröstete mich meine Hoffnungslosigkeit. Ich vergrub mich in den Abgrund dieses ewigen Verlustes, ich riß meine Wunden allnächtlich wieder auf und freute mich daran, wie schön sie bluteten. Genau das, was Sie so beneidenswerth fanden. Und wirklich brachte es mich eine Zeit lang über das Gefühl meiner Lage, über den Ekel an meinen Verhältnissen hinweg. Aber zuletzt vernarbte der Riß, und als ich eines Tages hörte, die Comtesse sei verheirathet worden, war's kaum noch ein stärkeres Herzklopfen, mit dem ich mich erkundigte, wer sie denn heimgeführt habe.

„Seitdem habe ich gelebt wie auf einer Galeere und nur daran eine Freude gehabt, daß ich mir einbildete, der Stumpfsinn, der sich meiner bemächtigte, wachse wie eine Rinde um mein Innerstes und werde endlich jede Regung der Freiheit ersticken. Sie wissen nicht, Fräulein, was es heißt, auf gewissen Dörfern den Seelsorger machen, welch ein Blick in menschliche Rohheit, Niedertracht und Verwahrlosung sich da aufthut. Es ist kein Wunder, daß so Viele meines Standes zuletzt denen ähnlich werden, die sie gottähnlicher zu machen verzweifeln müssen. Man erträgt es nicht in der unerhörten Vereinsamung, wo man doch wieder nicht mit sich allein gelassen wird. Und nicht Eine Seele, der man sein Inneres aufschließen kann, nirgend ein Freund — eine Freundin — o und dabei jung sein müssen und wissen, welche überschwängliche Freuden für die Jugend vorhanden sind, wenn Alles mit rechten Dingen zugeht! Ein einziges Mal beichtete ich meinem alten Pfarrer den Zustand meines Gemüths. Werden Sie es glauben, daß er mich ganz unverblümt auf ein paar junge Weiber in unserer Gemeinde aufmerksam machte, die mit ihren Männern in Unfrieden lebten? Seitdem ist kein

Wort der Klage mehr über meine Lippen gekommen. Es fraß desto heißer nach innen, ich hatte Tage, wo ich dachte, ich müsse, wie man es von Säufern erzählt, an Selbstverbrennung von innen heraus zu Grunde gehen.

„Und nun noch das Letzte. Die alte Haushälterin starb, der Pfarrer nahm eine jüngere Person ins Haus, ich hatte das Unglück, Gnade vor den Augen dieses Geschöpfs zu finden, und da ich ihr unverhohlen erklärte, daß ich nichts mit ihr gemein haben wolle, warf sie einen tödtlichen Haß auf mich und hätte mich am liebsten fortgedrängt, wenn meine Strafzeit — Gott weiß, wie lang sie mir zugemessen ist — schon abgelaufen wäre. Ich wohne nun für mich, esse nicht mehr im Pfarrhaus, aber im Uebrigen ist Alles wie vorher, um mich und in mir eine Wüste und Leere — und Gespenster, die mich heimsuchen wie St. Antonius, nur daß ich kein Greis bin und kein Heiliger. O mein Gott, wenn ich Ihnen schildern könnte — aber nein, Sie sind selbst nicht glücklich, wozu Ihnen das Herz schwer machen mit fremdem Elend!“

Er hatte sich auf einen Stuhl geworfen, der am Fenster stand, und starrte in die Mondhelle hinaus. Sie wußte nicht, was sie aus seinem Verstummen machen sollte, und daß er sich so ohne Aufforderung bei ihr niederließ und ihre Gegenwart zu vergessen schien, fing an sie zu beunruhigen.

„Ich beklage Sie gewiß,“ sagte sie endlich. „Sie leben fast noch unmenschlicher als ich. Aber warum Sie, um sich gegen mich auszusprechen, diese späte Stunde gewählt haben — warum das Alles nicht bis morgen —“

Er sprang in die Höhe und trat wieder vor sie hin. „Mein Fräulein,“ stieß er hastig hervor, „haben Sie noch zehn Minuten mit mir Geduld — es wird mir schwer — ich sehe es wohl — in Ihren Augen nicht als ein Wahnwitziger zu erscheinen — vielleicht bin ich es auch schon halb und halb — wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert — Sie kennen ja das Wort — nun denn, es ist vielleicht schon weit gekommen, aber noch nicht zum Aeußersten. Noch bin ich heilbar, gerade wie auch Sie noch nicht ganz verloren sind, und *wenn* es eine Vorsehung giebt — verzeihen Sie dies ‚wenn‘, aber ich war oft nahe daran, an meinem Herrgott irre zu werden! — Nun, er reicht mir jetzt den Finger und wird nicht zürnen, wenn ich die ganze Hand ergreife. Es fuhr mir wie eine himmlische Erleuchtung durch den Sinn — schon vorhin, als wir am Fluß spazieren gingen — und dann — jedes Wort von Ihnen hat mich in meinem Glauben bestärkt — und wenn ich nun dachte, irgend ein Zufall vereitelt wieder die Rettung — werden Sie es für eine strafbare Zudringlichkeit halten, daß ich den kleinen Verstoß gegen das Herkommen wagte und hier bei Ihnen anklopfte, gleichviel was der Kellner davon denken mochte, als ich ihn nach der Nummer Ihres Zimmers fragte?“

Sie wurde über und über roth. „Mein Gott,“ sagte sie, „daran hab' ich noch gar nicht gedacht. Freilich — wie konnten Sie auch mein Zimmer finden? Und jetzt — jetzt weiß man im Hause, daß Sie hier bei mir sind — jetzt — o es ist schändlich, es ist unbarmherzig, unverantwortlich — so werde ich bestraft für mein Vertrauen, meine Theilnahme —“

Sie stand auf und ergriff das Licht. „Entweder Sie verlassen mich auf der Stelle, oder Sie zwingen mich, aus dem Zimmer zu gehen —“

Er war ihr in den Weg getreten und hatte mit sanfter Gewalt ihre Hand ergriffen und sie wieder nach dem Sopha zurückgeführt.

„Machen Sie es nicht ärger, mein theures Fräulein. Beruhigen Sie sich;

der Mensch, den ich fragte, hatte seine fünf Sinne kaum noch beisammen, er wußte Ihren Namen nicht, den ich ihm auch nicht nannte, nur daß ein Fräulein mit dem Abendzuge angekommen und auf dies Zimmer geführt worden sei. Mich kannte er eben so wenig, und wenn er morgen seinen Rausch ausgeschlafen hat, wird er nichts mehr wissen von diesem späten Besuch. Ich bin, wie Sie wohl schon vermuthet haben, in den Kleidern meines Vetters, und da mich die Lust anwandelte, ins Theater zu gehen, was ich als Geistlicher in dieser sehr strenggläubigen Gegend nicht gedurft hätte, habe ich meine Tonsur unter einer seiner kleinen Haartouren versteckt, so gut es gehen wollte. Als ich diese Verkleidung vornahm in der ganz verlassenen Wohnung meines alten Verwandten, dachte ich noch nicht, wie weit mich das führen würde. Aber schon im Theater, als die Feuerworte des Dichters in meine Seele drangen, befestigte sich der Gedanke in mir: jetzt oder nie müsse ich meine Rettung versuchen. Und dann lernte ich Sie kennen — wieder ein Menschenleben, das verloren sein soll, verwaist an allem Glück, wieder eine starke, lebensdurstige Seele, die in einer Wüste verschmachten soll — und da rief eine Stimme in mir: rette auch Die! Dies edle, tapfere, stolze Mädchen, das deine Hülfe von der Hand gewiesen, weil ihr mit Geld nicht mehr zu helfen ist, weil sie Liebe bedarf und eine Seele, die sie versteht, die ihr verwandt und ebenbürtig ist — o mein theuerstes Fräulein, wenn ich so stumm neben Ihnen her ging, war es nur, weil ein zu heftiges Gewühl von Empfindungen mir durchs Herz ging, und ich zuletzt mir nicht anders Luft zu machen wußte, als indem ich meine Arme um Sie schlang und Ihren Mund küßte. Es war kein frecher, leichtsinniger Raub einer Zärtlichkeit, die Ihren Mädchenstolz kränken müßte; es war auch kein Abschied, vielmehr in meinem Sinne, den Sie freilich nicht ahnen konnten, ein stilles, aber sehr ernstliches Gelübde, daß ich mein Leben Ihnen weihen, Sie und mich zugleich retten, uns in die Freiheit, ins Leben hinaus flüchten wollte, und zwar ohne Besinnen, auf der Stelle, in diesem Augenblicke, wenn Sie Muth und Vertrauen genug zu mir fassen können, jetzt, da Sie wissen, wen Sie vor sich haben!"

Er trat ganz dicht vor sie hin und wollte ihre Hand fassen; seine Wangen brannten, seine dunklen, schwärmerischen Augen waren in fieberhafter Spannung auf sie gerichtet.

Das Fältchen an ihrem Munde zuckte unmerklich.

„Sie sind toll!" sagte sie tonlos. „Sie wollen mir einreden, daß Sie sich in mich verliebt haben? Gehen Sie! Für so thöricht können Sie mich selbst nicht halten, daß ich mir einbilden sollte, Sie Hals über Kopf bezaubert zu haben. Wenn wir auf einer Robinsonsinsel uns gefunden hätten, Sie der einzige Mann und ich das einzige Weib, würde ich am Ende mir einreden lassen, wir seien für einander geschaffen, wenigstens auf einander angewiesen. Aber wohin wir auch fliehen möchten — wenn es nicht gerade in einen Urwald wäre —"

„Und warum nicht in einen Urwald?" unterbrach er sie und ergriff nun doch ihre Hand, die sie ihm vergebens zu entziehen suchte. „Ich verstehe Sie nicht. Warum soll ich Sie nicht lieben? Sind Sie denn nicht liebenswürdig? Ich versichere Ihnen, ich habe nie ein weibliches Wesen getroffen, auch vor meiner Verbannung auf das Dorf, die einen so wundersamen Eindruck auf mich gemacht hätte. Sie lächeln so seltsam, Sie wollen mich an die Comtesse erinnern. Mein Gott, das war eine erste Liebe, so thöricht und besinnungslos, wie sie gewöhnlich sein sollen. Sie war jung und schön, und ich

sah sie täglich, und es war eine verbotene Frucht im Paradiese meiner Jugend. Jetzt — ist es jetzt nicht ganz anders? Sie sind nicht mehr jung, wie Sie sagen — und ich habe gelebt und gelitten. Und wir sind geistesverwandt und leiden das gleiche unerträgliche Knechtsschicksal und begegnen uns auf einem und demselben Rettungswege. Aber nein, davon Nichts mehr! Nicht aus bloßer Noth klammere ich mich ja an Sie an. Wer hinderte mich, jetzt mit meinem Erbtheil allein auf und davonzugehen, mir meinen Urwald zu suchen und vergessen und verschollen als ein freier Mann mein Leben von vorn anzufangen? Ich kann aber nicht fort ohne Sie; ich habe Sie einmal in meinen Armen gehalten und würde ewig eine Leere fühlen, wenn Sie nicht für immer eine Zuflucht an meiner Brust suchten. Sie kennen sich nicht, wie ich Sie kenne. Sie haben Ihr Gesicht, Ihre Gestalt, Ihr ganzes Wesen jahrelang in dem blinden, trübangelaufenen Spiegel eines kleinen Nestes gesehen. Glauben Sie mir, Sie sind noch jung genug, noch reizend genug, um einen Mann über alle Maßen glücklich zu machen, wenn Sie sich entschließen können, sich ihm ganz zu ergeben, Freud und Leid mit ihm zu theilen, bis in den Tod!" —

Er konnte ihr Gesicht nicht sehen, während er diese Worte in hastigem Schwall hervorstammelte. Sie hatte das Kinn tief in ihr Umschlagetuch gedrückt, die Augen geschlossen, die Zähne dicht auf einander gepreßt. Nur daß mehrmals ein Schauer sie überlief, konnte er bemerken, und die Hand, die er in der seinen festhielt, war kalt und feucht.

Er beugte sich zu ihr hinab; ehe er es wußte und wollte, war er auf den Boden vor ihren Füßen hingesunken, hatte auch ihre andere Hand ergriffen und suchte in ihr Gesicht zu blicken. „Clara," rief er flehentlich, „habe ich Sie gekränkt? Sie schweigen — Sie wollen nichts von mir wissen —"

Sie entzog ihm plötzlich ihre Hände und machte eine ungeduldig ängstliche Bewegung, wie um ihn wegzudrängen. Aber er drückte ihre Knie an seine Brust und blieb wo er war.

„Was thun Sie?" stieß sie mühsam hervor. „Stehen Sie auf — Sie sind nicht bei Besinnung — Wenn Jemand käme — wenn man Sie so vor mir kniend fände — Sie, einen Priester — o mein Gott, bedenken Sie denn nicht, daß das Alles unmöglich ist, was Sie da gesagt haben, zehnmal, tausendmal unmöglich? Mir graut vor Ihnen — muß ich es Ihnen noch erst sagen? — nicht daß ich Sie hassenswürdig oder gar verächtlich fände — dazu hab' ich zu viel Mitleid mit Ihnen — aber wer nimmt Ihnen die Weihen je wieder ab? Können Sie auch Ihr Gewissen verstecken, wie Ihren geschorenen Kopf? Und die Todsünde, die Sie begehen wollen — um Wen wollen Sie die begehen? Um ein verblühtes armes Ding, das älter ist als Sie, und muthloser, hoffnungsloser, das Ihnen nur zu bald nicht mehr der Sünde werth scheinen wird! Gehen Sie nach Hause und schlafen Sie diesen wahnsinnigen Einfall aus. Ich bin überzeugt, morgen beim Tageslicht werden Sie selbst nicht begreifen, wie Sie zu diesem abenteuerlichen Rausch gekommen sind."

Er rührte sich nicht. Sie fühlte seinen heißen Athem an ihren Knien. Das Blut schoß ihr immer ungestümer gegen das Herz. Unten schwirrte und dröhnte die Tanzmusik unermüdlich fort.

„Ja wohl," sagte er jetzt und trocknete sich mit der einen Hand die Stirn, „es muß wohl so etwas sein wie Wahnsinn, was jetzt aus mir spricht, und eben deshalb liegt Alles daran, daß wir gleich thun, noch in dieser Nacht, was uns retten kann. Wenn morgen, wie Sie sagen,

am hellen Tage der Wahnsinn verraucht ist, sind wir vielleicht wieder feige und schwache Menschen und ducken uns wieder unter das Joch. Gewisse Dinge gelingen nur, wenn man nicht ganz bei Verstande ist. Aber fürchten Sie nichts. Sehen Sie, ich gebe Sie ganz frei" — er erhob sich vom Boden, wo er gelegen hatte, — „und nun entscheiden Sie. Um halb ein Uhr kommt der Nachtzug hier durch, wir können morgen früh in Leipzig sein, Abends in Hamburg. Unser Geld hab' ich bei mir, alles Andere findet sich unterwegs. Sie haben Urlaub auf unbestimmte Zeit, ich auf eine Woche. Früher also kräht kein Hahn nach uns. Kommen Sie. Sie haben noch nicht einmal ausgepackt, wie ich sehe. Um so besser. In einer Stunde können wir schon unsere Fahrt in die Freiheit angetreten haben."

„Ich hindere Sie nicht," erwiederte sie dumpf. „Thun Sie, was Sie verantworten können, und ich wünsche Ihnen alles Glück auf die Reise. Ich — können Sie glauben, daß ich es mit meinen Pflichten so leicht nehme wie Sie? Wenn Zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe, hab' ich einmal sagen hören. Sie sind leichtsinniger als ich, Sie werden damit vielleicht weiter kommen, ich aber kann mich nicht anders machen als ich bin, jetzt nicht mehr. Der Druck hat mich zu lange um alle Schwungkraft gebracht, ich bin kleinlich und bedenklich, ich wäre ein Bleigewicht an Ihren Füßen, immer spräche etwas in mir: Du bist nicht dazu gemacht, in die weite Welt zu laufen wie eine Zigeunerin, du bist eine armselige Kleinstädterin, die nur so hätte verbraucht werden müssen, was suchst du in Amerika? Nichts hast du gelernt, als Ketten tragen; nun hast du ein Heimweh nach deinem Gefängniß — und es geschieht dir Recht."

Sie hatte sich ganz von ihm losgemacht, war ans Fenster getreten und hatte ein paar Athemzüge in die Nacht hinaus gethan. Dann wandte sie sich rasch wieder um.

„Sind Sie noch hier? Haben Sie mich noch nicht verstanden? Da sehen Sie, wie wenig wir zwei zu einander taugten. Sie können mir zutrauen, mich von Ihnen entführen zu lassen, daß dann mein Vater vergebens auf eine Antwort vom Grafen wartete und der am Ende aus meiner Flucht einen Vorwand nähme, einem Manne, der eine Landstreicherin zur Tochter habe, keine Unterstützung mehr geben zu wollen. Zum letzten Mal also: lassen Sie mich allein. Ich weiß es wohl zu schätzen, daß Sie mir diese unsinnigen Vorschläge gemacht haben, Sie sind in Ihrer Art ein edler Mensch, nur überspannt und kennen die Welt noch nicht. Vielleicht — an Ihrer Stelle — obwohl ich nicht begreife, warum Sie sich gerade mich ausgesucht haben —"

„Gut denn!" unterbrach er sie. „Ich werde Sie jetzt verlassen, mein Fräulein. Aber nur unter der Bedingung, daß dies nicht Ihr letztes Wort ist. Morgen, gegen Mittag, komme ich wieder, und Sie haben dann Alles reiflich überlegt und sagen mir Ihren Entschluß. Ich wiederhole es, wenn Sie mich auch eigensinnig und verrückt nennen: ich fliehe nicht ohne Sie. Ich würde meiner Freiheit nicht froh werden, wenn ich Sie zurückgelassen hätte. Denken Sie davon wie Sie wollen, ich liebe Sie, und wenn Sie mir nicht angehören wollen, ist es mir sehr gleichgültig, was ferner aus mir wird. Auf morgen also, nicht wahr?"

Er stand mit so ernster und treuherziger Geberde vor ihr, daß sie nicht umhin konnte, ihm zum Abschied die Hand zu reichen, die er respectvoll an die Lippen drückte, und Alles zu versprechen, um was er gebeten hatte.

Dann blieb sie allein.

* * *

Sie schloß kein Auge diese ganze Nacht. Der Hochzeitslärm war längst verhallt, Alles im Hause schlief bis in den hellen Morgen hinein, oben aber in dem letzten Zimmer unterm Dach saß eine ruhelose arme Seele in dem Lehnstuhl am Fenster und sah mit weitoffenen Augen in den Himmel, bis er sich nach und nach durch alle Schattirungen des Morgenzwielichts wieder zu voller Sonnenklarheit gelichtet hatte. Da erst warf sie sich aufs Bett. Es schien, als ob sie jetzt mit ihrem streitenden Innern ins Reine gekommen sei, oder doch einen Waffenstillstand geschlossen habe. Denn trotz des lebhaften Marktgetümmels unter ihren Fenstern schlief sie fest ein und holte in zwei Stunden fast alles Versäumte nach.

Denn als sie aufstand und vor den Spiegel trat, wunderte sie sich selbst über ihr unverwachtes Gesicht und ihre klaren Augen. Sie hatte sogar Farbe auf den Wangen, und das Fältchen an der Unterlippe schien gänzlich verschwunden. Nun kleidete sie sich langsam und mit aller Sorgfalt an, versuchte verschiedene Haarfrisuren und entschloß sich endlich, ihre beiden starken Zöpfe frei über den Rücken hängen zu lassen. Eben so dauerte es lange, bis sie sich entschieden hatte, welches Kleid von den beiden, die sie im Koffer mitgebracht, ihr besser stehen möchte. Für das seidene, ihr Staatskleid, war ihr der Tag zu sommerlich. Auch begriff sie jetzt nicht, warum sie es eingepackt hatte. Zu einem Bittbesuch wollte der Staat, wenn er auch ziemlich verblichen war, ihr nicht passend dünken. Es kam ihr sehr kleinstädtisch und dabei kopflos vor, daß sie sich gedacht hatte, um sich einem jungen Grafen vorzustellen, müsse sie sich durchaus in Gala werfen. Also entschloß sie sich zu einem hellen Mousselinfähnchen, mit Schmetterlingen und kleinem Rankenwerk bedruckt, das ein wenig altmodischer war, ihr aber doch besser stand, zumal wenn sie den großen Strohhut mit dem schwarzen Bande dazu aufsetzte.

Der Hausknecht, dem sie unten im Flur begegnete, machte eine Bewegung des Erstaunens, wie wenn er Mühe hätte, in dem lustig dahinschwebenden Fräulein das graue, simple Frauenzimmer von gestern wiederzuerkennen. Sie bemerkte es natürlich, und das unfreiwillige Compliment that ihr heimlich wohl.

So schritt sie mitten durch den Markt nach dem Schloßberg zu. —

Eine halbe Stunde später kam aus einer der Seitengassen ein junger Mann, der gegenüber dem Gasthof „Zu den drei Helmen“ stehen blieb und aus dem Schatten einer der steinernen Bogengänge des alten Hauses auf der anderen Seite scharf nach den obersten Fenstern des Hotels hinaufspähte. Die zwei letzten unterm Dach, auf die es ihm ankam, waren mit grünen Rouleaux verschlossen. Er blieb also nicht lange auf seinem unergiebigen Lauerposten, sondern beschloß, die Zeit bis zum Mittag in dem Wäldchen am Fuß des Schloßberges zu verschlendern.

Auch er war in seinem Aussehen verwandelt gegen gestern Abend. Statt der zu knappen, kurzen und fast lächerlichen Erbkleider trug er einen bequemen einfarbigen Sommeranzug, den er in einem Kleiderladen fertig gekauft hatte, und um den Hals hatte er ein loses schwarzes Seidentuch geknüpft mit lang herabhängenden Zipfeln. Er sah viel besser aus als gestern, die Mädchen schauten ihm nach, er aber sah weder rechts noch links, sondern ruhig vor sich hin, und seine vollen Lippen waren dicht auf einander gepreßt.

So war er nachdenklich den sanft ansteigenden Schloßberg eine Strecke weit hinaufgeschlendert, als er plötzlich aufblicken mußte mit einem lauten Ausruf der Freude und Ueberraschung. Die, an die er eben gedacht, kam ihm den schmalen

Fußweg hinab zwischen den schattigen Bäumen entgegen und begrüßte ihn so heiter und unbefangen, wie er es sich nicht erhofft hatte. Sie schien Vergnügen daran zu haben, daß er sie von Kopf bis Fuß mit großen Augen musterte und als eine fast neue Bekanntschaft betrachtete. Doch sagte er ihr kein galantes Wort über die vortheilhafte Veränderung, und auch sie behielt ihre Bemerkung für sich, wie schön er ihr vorkam in den passenderen Kleidern. Seinen Arm ihr anzubieten, schien er aus Schüchternheit zu unterlassen, fragte mit einem leichten Erröthen, wie sie geschlafen habe, und als sie lächelnd erwiederte: Die ganze Nacht keine halbe Stunde! — verstummte er und ging zerstreut und trübsinnig neben ihr den Schloßberg wieder hinab.

Sie blieb aber freundlich und gesprächig und erzählte ihm, daß sie droben bei dem jetzigen Schloßverwalter eine Visite gemacht und sich nach der Rückkehr der Herrschaften genauer erkundigt habe, die allerdings erst in fünf bis sechs Tagen zu erwarten seien. Als ihn das noch mehr niederzuschlagen schien, lenkte sie davon ab und fragte ihn, womit er sich seine Morgenstunden vertrieben habe.

Er sei in der Wohnung des seligen Vetters umhergegangen und habe Alles darauf angesehen, was er etwa von der fahrenden Habe desselben mitnehmen solle. Von einer Hauseinrichtung, die der Selige vor vielen Jahren angeschafft, da er auf Freiersfüßen gegangen, sei noch das Meiste, da sich die Sache wieder zerschlagen, ungebraucht, ja unausgepackt in Schränken und Commoden vorhanden, Tisch- und Bettzeug, Bestecke und Küchengeschirr, Alles so reichlich und solid, daß eine junge Wirthschaft trefflich damit auszustatten wäre. Er habe immer angefangen, diesen Hausrath, „für alle Fälle“ — wie er mit neuem Erröthen sagte — in ein paar feste Kisten zu packen, eine andere mit den Büchern des Verstorbenen zu füllen. Was mit den Möbeln geschehen solle — ob „man“ sie mitnehmen oder besser verkaufen lassen solle — aber freilich würde Letzteres seine Schwierigkeiten haben, wenn man es nicht hier in Person noch abmachen könnte. Dies Alles habe er überhaupt halb mechanisch gethan, nur um die Zeit zu tödten. Was sei an dem alten Trödel gelegen? Ein Wandervogel richte sich überall sein Nest ein, wie er es brauche, und schleppe die Halme dazu nicht mit übers Meer.

Auf diese Aeußerung erwartete er ohne Zweifel, daß sie nun auf die Hauptsache kommen und, da die Bedenkzeit verstrichen, ihm ihre Entscheidung mittheilen würde. Sie schien aber all' seine Anspielungen zu überhören, plauderte wieder von ganz gleichgültigen Dingen, und da sie unvermerkt aus der Stadt herausgekommen waren und sich einem Wirthshäuschen näherten, das zwischen dem Schloßberg und dem Fluß am Fuße der waldigen Hügelreihe lag, schlug sie vor, in dem Garten dort, der ihr aus alter Zeit wohl bekannt sei, zusammen zu Mittag zu essen. Das Haus sei damals berühmt gewesen für seine gute Küche und werde hoffentlich den alten Ruhm nicht ganz und gar eingebüßt haben.

Er war mit Allem einverstanden, was sie wünschte und wollte. Sie schienen über Nacht die Rollen vertauscht zu haben, er war schüchtern geworden, sie zuversichtlich und unternehmend. Und Beide standen sich gut bei diesem Tausch. Ihn kleidete seine sanfte Jünglingsmiene, während doch die Augen von verhaltener Feuerkraft glänzten, besser als die aufgeregte Geberde des Abenteurers, die sie gestern Nacht erschreckt hatte. Und daß ihr Gesicht durch das lange nicht mehr geübte Lachen wieder jung und fast lieblich werden mußte, ist begreiflich.

So betraten sie den noch ganz menschen-

leeren Garten, suchten sich eine der schattigsten Lauben aus und bestellten bei dem Wirth, der nicht recht zu wissen schien, was er aus dem seltsamen Paar machen sollte, ihr Mittagessen. Es war heiß und die Rosen dufteten stark herein. Sie hatte ihren Strohhut sogleich abgelegt, und er sah nun, wie feingeformt ihr Kopf war, da die Flechten ihr im Rücken hingen. Aber mit keiner Silbe verrieth er, daß sie ihm heute noch viel besser gefiel als gestern. — Ob er nicht auch seinen Hut abnehmen wolle, fragte sie; da er aber stumm den Kopf schüttelte, wurde sie plötzlich roth. Sie begriff, daß er sich am hellen Tage schämte, sich in der Perrücke des seligen Vetters sehen zu lassen.

Nun aßen sie. Ein zwölfjähriges Mädchen, die Tochter des Wirthes, der seit einigen Monaten Wittwer geworden war, bediente sie. Die Mägde seien alle beim Heuen, hatte der Wirth gesagt, um die Mängel der Bedienung zu entschuldigen. Das Kind trug ein schwarzes Band um den Hals und graue Kleider und sah ganz tiefsinnig aus den Augen. Als Clara ihm ihr Glas voll Wein hinreichte, daß es einmal trinken sollte, brachen ihm plötzlich die Thränen aus den Augen. Es ließ sich lange nöthigen, bis es sagte, warum es zu weinen anfange. So habe ihm immer die Mutter ihr Glas hingereicht! sagte das arme Ding und lief eilig aus der Laube, ließ sich auch nicht wieder sehen.

Das machte die Beiden eine Weile stumm. Dann aber brach Clara ein frisches Gespräch vom Zaun und wußte es so klug und munter zu führen, daß ihr scheuer Gefährte bald aufgethaut war. Sie hatte von ihrem Glauben und Nichtglauben angefangen, wo er sich dann in seinem Fahrwasser fühlen mußte. Es war seltsam, daß sie Beide ungefähr dieselben Scrupel mit sich herumtrugen und auf die nämliche Art sich bemüht hatten, darüber hinwegzukommen. In diese theologische Gewissensprüfung vertieften sie sich so angelegentlich, daß sie nicht merkten, wie die Zeit verging, der Mittag zum Nachmittag wurde und der Garten sich mit Kaffeegästen aus der Stadt füllte, die alle mit befremdeten Blicken an dem eifrig disputirenden Paar in der Geißblattlaube vorübergingen. Erst das Rollen und Dröhnen einer Kugel auf der nahen Kegelbahn schreckte sie auf.

„Es ist spät geworden," sagte Clara. „Was fangen wir nun an? Ich fühle es jetzt erst, daß ich Nachts um meinen Schlaf gekommen bin. Am Ende thue ich gut, ein Nachmittagsschläfchen zu machen, ich weiß sonst nicht, wie ich's bis Abend aushalte."

„Der Wirth hat unzweifelhaft ein stilles und kühles Zimmer, wohin Sie sich zurückziehen können. Wir wollen uns gleich erkundigen."

Er leerte sein Glas und trat dann aus der Laube. Seine Haltung war freier und sicherer, als da er ihr am Vormittag begegnet war, er bemächtigte sich, als ob es sich von selbst verstände, ihres Armes und führte sie durch die neugierig aufblickenden Gruppen an den kleinen Tischen dem Hause zu.

Der Wirth geleitete sie in den oberen Stock und schloß ein Zimmer auf, das nicht nach der Gartenseite hinausging. Man sah die Thürme und Giebel der Stadt und ein Stück vom Schlößchen durch die Kastanienbäume blicken.

„Hier werden die Herrschaften nicht gestört sein," sagte der Mann und ging eilig wieder zu seinen Gästen hinab.

Sie standen neben einander am Fenster, noch immer Arm in Arm, wie sie heraufgekommen waren.

„Es ist kühl hier!" sagte sie nach einer Weile und schauerte leicht zusammen. Ihre Hand glitt leise aus seinem Arm, sie fuhr sich über die Stirn, wie wenn sie

einen Nebel von den Augen wegwischen wollte.

„Wie seltsam ist das Leben!“ sprach sie dann vor sich hin. „Von da oben sieht mich meine Jugend an, und ich stehe hier und es kommt mir vor, als wäre die ganze Zeit dazwischen ausgestrichen aus meinem Leben, ich sähe noch in die Welt mit denselben Augen wie damals vom Schloßberg herunter. Das sind wohl recht kindische Gedanken.“

„Clara,“ sagte er jetzt kaum hörbar, „Sie sind mir noch immer die Antwort schuldig auf die Frage, die ich gestern Nacht an Sie gethan habe. Oder soll ich das als Antwort nehmen, was Sie eben gesagt haben?“

Er hatte ihre Hand ergriffen, sie war wieder feucht und kalt wie gestern Nacht, aber er sah, daß ihre Wangen brannten.

Sie blickte an ihm vorbei in das Grün der Bäume vor dem Fenster.

„Wissen Sie, was ich heut' auf dem Schloß erfahren habe? Ich wollte mich blos nach der Rückkehr der jungen Herrschaften erkundigen. Daneben fragte ich so beiläufig, wie der junge Graf sich zu den Beamten seines Vaters gestellt habe. Die Frau des Schloßverwalters, die wohl merken mochte, was mich hergeführt, sagte mir sogleich, der junge Herr Graf wolle Alles beim Alten lassen. So habe sie auch schon die Anweisung gesehen auf das nächste Quartal von unserer Pension. Wenn ich weiter nichts hier wollte, könnte ich ruhig wieder nach Hause reisen. Sie werden nun begreifen, warum ich heut' so viel fröhlicher war als gestern.“

Er drückte ihre Hand, wie wenn er ihr für diese Fröhlichkeit besonders zu danken hätte.

„Und nun?“ flüsterte er.

„Und nun — nun ist nicht Vieles anders als gestern, nur eins, was ich mir im Stillen zur Bedingung gemacht hatte. Ein Unsinn, eine Thorheit ist es und bleibt es, und bereuen wird man sie jedenfalls, *eine* wenigstens. Aber man wird nicht umsonst wieder einmal jung, wäre es auch nur auf vierundzwanzig Stunden. Glauben Sie nicht, daß ich nicht noch so viel Besinnung hätte, um nicht ganz gut zu wissen, was für eine tollkühne Person ich bin, auf Ihre Frage nicht Nein zu antworten. Aber das nur zu wohlbekannte Leben, in das ich zurück soll — tausendmal mehr graut mir davor als vor allem Unbekannten, in das Sie mich hineinlocken wollen, wenn ich auch den Hals darüber brechen sollte oder das Herz. Um Mitternacht, sagten Sie, geht der Schnellzug? Wenn ich hier noch ein paar Stunden geschlafen habe, sollen Sie eine ganz muthige Reisegefährtin an mir finden.“

Er hatte sie vom Fenster zurückgezogen. Sie standen mitten im Zimmer einander gegenüber.

„Nur eine *Reise*gefährtin?“ stammelte er. „Nicht mehr?“

Es kam keine Antwort. Er zog sie näher an sich, sie widerstrebte einen Augenblick, dann sank sie willenlos in seine Arme.

* *
*

Zehn Tage waren vergangen.

Durch die Straßen Hamburgs ging ein Paar, dem mehr als Ein Begegnender nachsah, obwohl ihr Aeußeres in einer Hafenstadt, die von exotischen Erscheinungen wimmelt, nicht sonderlich auffallen konnte. Am wenigsten der stattliche junge Mann in Strohhut und grauem Sommeranzug, das volle, lebhaft geröthete Gesicht zur Hälfte mit einem kräftig sprossenden schwarzen Stoppelbart schattirt, aus dem die dunkelrothen Lippen und weißen Zähne übermüthig hervorlachten. Seltsamer war schon der Aufzug seiner Gefährtin, deren helles Mousselinkleid in Stoff und Schnitt nach einem alten Ladenhüter aussah, wie auch der Strohhut mit dem schwarzen

Bande um ein halb Dutzend Jahre hinter der Mode zurückgeblieben war. Aber befremdlicher als diese kleinstädtische Kümmerlichkeit war der Gegensatz der Stimmung und Haltung, in denen die Beiden neben einander hinschritten.

Der junge Mann hatte den Hut ein wenig tief in den Nacken gerückt, so daß seine hohe weiße Stirn bis an die Haarwurzeln frei wurde. Er schlenderte mit großen langsamen Schritten, überall hin frohe, feurige Blicke werfend wie ein Student in den Ferien, der einen Ausflug macht und die Welt darauf ansieht, welches Stück von ihr er am liebsten in die Tasche stecken möchte. So oft ihm etwas Hübsches oder Neues aufstieß, lachte er, ein kurzes, höchst vergnügliches Lachen, wie es auch Leuten eigen ist, die von einem guten Wein gerade genug zu sich genommen haben, um ihrer fünf Sinne noch leidlich Meister zu sein, aber drauf und dran sind, Traum und Wirklichkeit zu verwechseln, was man in einigen Gegenden mit dem freundlichen Ausdruck „sie haben einen Glanz“ zu bezeichnen pflegt. Und doch hatte er nichts getrunken als eine bescheidene halbe Flasche Medoc, von der er seiner Begleiterin ein Glas aufgenöthigt hatte. Der „Glanz“, der ihm aus den Augen leuchtete, war der Rausch von Jugend, Freiheit und Abenteuerlust, der um so weniger sich zurückhalten ließ, je bitterer der Druck gewesen war, unter dem diese siebenundzwanzig Jahre bisher geschmachtet hatten.

Er sprach viel und laut und gesticulirte dabei lebhaft mit dem rechten Arm, während er seine Dame an dem linken führte. Dabei bemerkte er nicht, daß sie Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Sie ging immer mit gesenktem Kopf, und ihr unscheinbares Gesicht sah ängstlich abgespannt auf, wenn er einmal stehen blieb, um ihr an einem Schaufenster etwas zu zeigen, was ihm aufgefallen war. Um so weniger wollten die beiden langen Zöpfe, die ihr mädchenhaft über den Rücken herabhingen, zu der schüchternen ältlichen Erscheinung passen.

„Sieh' nur das schöne blaue Kleid! Was es für einen Seidenglanz hat und kostet doch nur zwanzig Thaler. Soll ich es dir kaufen, Clara? Es müßte dir gut stehen.“

„Ich glaube, du spottest, Josef! Mit meinem Teint! Und überhaupt weißt du, daß ich mir nichts von dir schenken lassen will. Ich kann den Gedanken ohnedies kaum ertragen, daß ich so lange noch auf deine Kosten leben soll, bis wir drüben sind und ich mir selbst mein Leben verdienen kann.“

„Deine närrischen Vorurtheile!“ lachte er gutmüthig. „Gehörst du nicht zu mir wie ich zu dir? Wenn wir schon getraut wären, könntest du dann gegen unsere Gütergemeinschaft etwas einzuwenden haben? Aber wie du willst. Vielleicht würde in Amerika eine Lehrerin in Blau nicht so viel Vertrauen erwecken wie in Schwarz oder Grau.“

„Ich wollte, wir wären erst dort!“ sagte sie kaum hörbar, während sie weitergingen.

„Auch mir wäre es recht,“ versetzte er nach einer Pause. „Obwohl ich deine Sorge nicht theile, daß noch etwas dazwischenkommen könnte. Vermißt werden wir noch lange nicht, da ich ja meinem alten Pfarrer geschrieben habe, die gerichtlichen Formalitäten wegen der Erbauslieferung zögen sich so in die Länge, und deine Leute glauben, die gräflichen Herrschaften würden erst in drei Wochen zurückerwartet. Also hätt' ich nichts dagegen, mir diese schöne große Stadt noch recht gründlich anzusehen. Wer weiß, ob New-York uns so gefällt. Jedenfalls muß man dort anfangen, englisch zu sprechen, und ist nicht mehr auf deutschem Boden. Aber ich hoffe, Clara, du sollst drüben wieder hellere Augen bekommen.“

„Ich sehe nur allzu hell!“ sagte sie tonlos, indem sie ihr Sommermäntelchen, als ob sie friere, fester um die Schultern zog.

Er blieb stehen und sah sie an. Ihr Arm glitt aus dem seinigen.

„Bist du krank?“ fragte er mit dem Ton herzlicher Sorge. „Was hast du, Clara? Hab' ich dir was zu Leide gethan? Nun gar eine Thräne! Was für ein wunderliches Wesen du bist! Hier auf offener Straße — da wir eben so heiter getafelt haben — und jetzt der schöne Spaziergang in der lustigen Stadt beim herrlichsten Abendwetter — ich verstehe kein Wort von dem Allen!“

„Verzeih'!“ hauchte sie, indem sie rasch mit der Hand über die Augen fuhr. „Es war nur eine Anwandlung — du weißt, daß ich ein schwerfälliges Herz habe, während du ein leichtes hast — und ich bin so schwach und thöricht, Alles, was mir durch den Kopf geht, gleich herauszusagen. Ich will mich zusammennehmen — du bist so gut zu mir, Josef, es ist unverantwortlich, wie ich dir's lohne; aber gewiß, nun will ich mich besser betragen. Diese melancholischen Launen sollen dir nicht mehr das Leben verderben.“

„Nein!“ rief er und faßte ihre Hand, die er wieder in seinen Arm legte, „sage mir nur Alles, ich habe ein Recht darauf, du bist meine Frau, meine Lebensgefährtin, wir müssen Alles theilen, was der Himmel schickt. Wie manchmal hab' ich das zwei Brautleuten vorgehalten, die ich zusammengab! Jetzt kommt es an mir selbst zur Ausführung. Aber wenn du mich lieb hast, Clara, sieh' es nun so an wie ich selbst. Wir können nicht mehr zurück, wir müssen vorwärts mit gutem Winde. Freilich begreife ich, daß dir das Herz manchmal schwerer ist als mir. Du hast doch immer Menschen zurückgelassen, die dir nahe standen, wenn sie dich auch quälten; ich nur ein Amt, das mir eine Hölle war. Nun haben wir nichts als uns selbst; daran mußt du dich nun gewöhnen. Wenn ich klüger gewesen wäre und dich besser gekannt hätte, hätte ich nimmermehr zugeredet, daß wir hier noch Station machen sollten. Es war im Grunde eine recht kindische Grille, daß wir die Ueberfahrt lieber mit dem ‚Schiller‘ machen wollten als mit einem früheren Schiff, blos weil wir uns in ‚Kabale und Liebe‘ kennen gelernt hatten. Nun ist's einmal geschehen, und die Zeit bis morgen Abend wird ja auch noch vergehen. Sieh' nur nicht immer vor dich hin, Liebste, sondern mach' es wie ich und schaue dir die Straßen an, die Läden und die Menschen. Ist es nicht wie in einem fabelhaften Guckkasten? Man kann gar nicht zur Besinnung kommen, so schnell wechseln die Bilder.“

Sie drückte leise seinen Arm.

„Du bist gut, Josef!“ flüsterte sie. „Habe nur Geduld mit mir. Ich hoffe, ich werde noch einmal jung!“

Sie waren ohne Plan und Ziel ihres Weges gegangen und kamen jetzt, da die Sonne nur noch die obersten Spitzen der Kirchthürme röthete, nach der Vorstadt St. Pauli hinaus, dem sogenannten „Hamburger Berge“, wo bekanntlich Haus an Haus den oft sehr zweideutigen Vergnügungen einer seefahrenden Bevölkerung gewidmet ist. Tanzlocale, kleine Theater, Menagerien, Schenken und Schaubuden reihen sich im bunten Wechsel an einander, und in den Straßen spaziert um die Dämmerung eine bunt zusammengewürfelte Menge von allen Ständen und Zonen, die in allen Sprachen der Welt sich unterhält und morgen nach allen Richtungen der Windrose sich über Land und See zerstreuen wird.

Die Augen des jungen Mannes, die eine Weile durch den Trübsinn seiner Gefährtin verdunkelt worden waren, leuchte-

ten wieder hell auf, als sie dies fremdartige Gewoge überblickten. Eben wurden die ersten Laternen angezündet, vor den Schaubuden zuckten die hellen Gasflämmchen auf, und die Ausrufer, die jetzt zur Abendvorstellung einen neuen Anlauf nahmen, schrien mit ihren heiseren Stimmen durch einander, um womöglich die Drehorgeln und die türkische Musik vor den Reiter- und Thierbuden zu überschreien. Clara drückte sich fester an den Arm ihres Führers, als ob ihr das Gewühl unheimlich sei. Und doch achtete jetzt in der immer dichter hereinsinkenden Dämmerung kein Mensch mehr auf sie. Aber sie sah, wie manches Auge aus schwarzen und blonden Wimpern ihren Freund streifte, dessen hohe Gestalt mit dem offenen Gesicht den vorüberwandelnden Frauenzimmern auffiel, während er ganz harmlos die Sache nur wie ein ungewohntes Schauspiel zu betrachten schien.

„Du wirst müde sein," sagte er jetzt, da er fühlte, daß sie sich schwerer an ihn hing. „Diese Völkerwanderung, weiß ich, ist nicht nach deinem Geschmack. Es ist curios, daß ich, der ich doch aus einem Dorfe komme, nie zu viel Getümmel um mich haben kann, während dir keine Straße still genug ist. Weißt du was? da seh' ich ein Haus, wo etwas anständigere Gesellschaft hineingeht, dort das große weiße mit den zwei Säulen überm Eingang und den großen Anschlagzetteln: ‚Concerthalle der englischen Nationalsänger.' Ich dächte, wir wagten es, hörten da drinnen eine Weile zu, bis du dich ausgeruht hast, und gingen dann recht solide nach unserem Hotel, um die letzte Nacht auf dem festen Lande gehörig auszuschlafen."

Sie nickte und drückte wieder zärtlich seinen Arm. Ihre Stimmung schien etwas heiterer geworden zu sein, sie machte ihn selbst auf einige auffallende Gestalten aufmerksam, die an ihnen vorüberkamen, ein paar türkische Kaufleute mit rothem Fez, einen riesigen Neger, der laut singend in der Trunkenheit durch die Menge taumelte, und dergleichen überseeische Figuren mehr.

„Wir haben uns aus unserem Gefängniß in die weite Welt gesehnt," sagte er lachend. „Nun haben wir hier gleich im Auszug alle vier Welttheile beisammen. Schade, daß wir diese Gegend erst am letzten Abend entdecken. Hier hätten wir schon öfter Vorstudien machen können für das, was uns drüben erwartet."

So hatten sie sich dem Hause mit den beiden Säulen genähert und betraten, im Strome mitschwimmend, das Portal, um ihre Billets zu lösen. Durch einen hell erleuchteten Vorraum gelangten sie dann ins Innere, aus welchem ein wüstes Stimmengewirr ihnen entgegenbrauste. Es war eine weite Halle, in deren Hintergrunde auf einer kleinen Bühne die Sänger sich producirten. Eine Galerie zog sich an den drei übrigen Seiten herum, auf Säulen ruhend, nach Art eines ersten Theaterranges in Logen eingetheilt. Auch dort aber standen Tische und Stühle und liefen Kellner ab und zu, während unten der Saal so dicht gefüllt war, daß die dienstbaren Geister sich nur mit Mühe und Gefahr für das, was sie trugen, zwischen den Gästen durchwinden konnten. Ueber dem Allen lag eine schwere blaue Wolke von Dunst und Qualm, durch die man die rothen Gasflammen nur trübe hindurchblinzeln sah.

Als das Paar eintrat, war eben eine Pause, die Jedermann benutzte, um mit seinem Nachbar das Gespräch fortzusetzen, das der Gesang unterbrochen hatte. Die Gesellschaft, so gemischt sie war, schien nicht die schlechteste. Man sah viele goldbetreßte Marineuniformen, die Damen trugen sämmtlich Hüte, und so zwanglos sich Jeder betrug, schien doch auf Anstand gehalten zu werden. Aber Lärm und

Qualm drangen so betäubend auf Clara's empfindliche Sinne ein, daß sie ihrem Freunde zuflüsterte:

„Laß uns wieder fort! Ich halt' es hier keine Viertelstunde aus."

Er nickte und sah sich um, wie sie am besten den Rückzug antreten könnten. Es war keine Möglichkeit, gegen den Strom von Nachdrängenden anzukämpfen, der den letzten Raum bis an die Eingangsthür füllte.

„Es muß ein Seitenpförtchen geben," sagte er. „Sobald ich einen Kellner sehe, will ich ihn befragen. Wenn du nur einen Augenblick erst ausruhen könntest. Aber alle Plätze sind besetzt. Nein, dort an dem kleinen runden Tisch sitzt nur eine einzelne Dame, zwei Stühle neben ihr scheinen belegt, aber auf fünf Minuten wird man sich dort wohl niederlassen dürfen."

Er steuerte, sie fest am Arme haltend, durch das Gewühl nach der Stelle, wo er die einzigen leeren Plätze entdeckt hatte. Eine junge Person saß da in einer wunderlichen Haltung, die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf gesenkt, wie wenn sie eingeschlafen wäre. Auf dem Tisch vor ihr standen zwei Gläser mit irgend einem Getränk, beide noch unberührt. Einer der Stühle diente ihr als Fußschemel, auf dem anderen lag ihr kleiner Hut aus einem fremdartigen feinen Strohgeflecht, mit einem Kolibri und einem seltsam verschlungenen golddurchwirkten Bande geschmückt.

Als das Paar sich ihrem Tischchen näherte, sah sie plötzlich auf. Zwei große funkelnde Augen richteten sich auf den jungen Mann, dann starrte sie wieder mit einem finster verzogenen Mündchen wie ein Kind im Schmollwinkel in ihren Schooß.

„Die Plätze scheinen nicht mehr frei zu sein," sagte er jetzt mit einiger Befangenheit. „Vielleicht aber erlauben Sie, Fräulein, daß die Dame sich, nur bis Ihre Gesellschaft wiederkommt, hier ausruht."

„O bitte!" erwiederte die Fremde, indem sie ihre Füße rasch von dem einen Sessel zurückzog und ihren Hut von dem anderen wegnahm, „bedienen Sie sich nur dreist der Stühle. Ich weiß gar nicht, ob sie überhaupt noch besetzt sind. Der eine war es keinenfalls."

In diesem Augenblick hörte man auf einem Clavier einige präludirende Accorde anschlagen. Die noch fortbrausenden Stimmen wurden zur Ruhe gezischt, auf der Bühne im Hintergrunde erschien ein sehr geputztes Frauenzimmer mit langen blonden Locken und so stark geschminktem Gesicht, daß man das Weiß und Roth durch allen Tabacksdunst leuchten sah. Während sie sich vor dem Publicum verneigte, hatte unser Paar eben Zeit, sich auf den frei gewordenen Sitzen niederzulassen, und Beider Aufmerksamkeit wurde sofort von ihrer Tischnachbarin so völlig in Beschlag genommen, daß sie weder die Erscheinung noch das Lied der Sängerin im Geringsten beachteten.

Es war in der That ein Gesicht, das nicht nur diesen weltfremden Beiden ungewöhnlich erscheinen konnte: weiche runde Wangen von der zartesten, fast kinderhaften Frische, eine schmale, von schwarzen krausen Haaren umrahmte Stirn, unter welcher zwei stahlgraue Augen blitzten, von feinen schwarzen Brauen und langen Wimpern überschattet, ein kurzes, ganz gerades Näschen, dessen Flügel zuweilen zitterten, der volle, nicht eben kleine Mund immer halb geöffnet, auch wenn die kleinen weißen Zähne fest auf einander gedrückt waren. Die Haut war von einem ebenmäßigen gelblichen Ton, ganz ohne Röthe, nur mit einem leisen Perlmutterglanz überhaucht, Hände und Füße klein wie von einem achtjährigen Kinde. Sie trug zwei große Perlen in

den winzigen Ohren und viele blitzende Ringe an den Fingern, im Uebrigen war sie nachlässig gekleidet, ihr bleiches Hälschen trotz der Hitze im Saal mit einem leichtgewebten indischen Shawl umwickelt, darüber hing eine feine goldene Kette mit einem Opalherz.

Während die Sängerin mit schneidend scharfer Stimme ein englisches Lied herunterwirbelte, dessen Refrain die Zuhörer jedesmal zu einem lauten Ausbruch beifälliger Heiterkeit veranlaßte, veränderte die Einsame weder eine Miene, noch hob sie die Augen auf, um ihre neuen Nachbarn zu mustern. Clara dagegen konnte den Blick nicht von ihr wenden. Das Ungewöhnliche, Phantastische der ganzen Erscheinung fesselte sie mit dem Reiz des Räthselhaften, während der Ausdruck des Gesichtes ihr — sie konnte sich nicht erklären warum — einen heimlichen Widerwillen einflößte. Auch der junge Mann mußte das fremdartig schöne Wesen beständig betrachten, aber mit einer naiven Bewunderung, wie wenn man in einer Menagerie einen tropischen Vogel mit seltsam schillerndem Gefieder ansieht. Auch er hörte nicht auf den Gesang, von dem er überdies keine Silbe verstand.

Als die Sängerin zum letzten Mal ihren gellenden Refrain hinausgeschmettert hatte und der Saal von wüstem Gelächter und Händeklatschen erdröhnte, stand er auf.

„Ich will sehen, ob ich einen Kellner erwischen kann," flüsterte er Clara zu. „Vielleicht kann ich dir ein Glas Zuckerwasser verschaffen, ehe wir uns wieder auf den Weg machen."

Er verneigte sich im Fortgehen unwillkürlich vor der Fremden, und da er dabei an einen Nebentisch anstieß, wurde er über und über roth. Die junge Person schien gar keine Notiz davon zu nehmen.

Er hatte sich aber kaum unter der Menge verloren, als sie plötzlich sich zu ihrer Nachbarin umdrehte, der sie bisher den Rücken zugekehrt hatte.

Ein starker Ambraduft wehte dabei zu Clara hinüber, der sich trotz des Tabackrauchs bemerklich machte. Er schien von den Haaren zu kommen oder aus dem Shawl, den sie um den Hals trug.

„Ist das Ihr Bruder?" fragte sie, indem sie ihre großen Augen fest auf die Erröthende heftete, die nur leise den Kopf schüttelte. „Nun, er sieht Ihnen auch gar nicht ähnlich. Ein sehr hübscher Mensch. Wie kommen Sie denn zu ihm? Ihr Mann kann er doch nicht sein, dazu ist er viel zu jung. Hm! Was geht es mich auch an? Jedenfalls sind Sie besser mit ihm daran wie ich mit meinem. Er behandelt Sie so respectvoll, als ob Sie seine Mama wären. Meiner dagegen — sehen Sie nur, wie er da drüben sitzt und kümmert sich so wenig um mich, als ob ich gar nicht auf der Welt wäre! Sehen Sie, der da mit dem rothen Backenbart in der Capitänsuniform, der neben der garstigen Blondine sitzt und ihr so empressirt die Cour macht. Sie ist ihm ganz gleichgültig, oh, er hat keinen so schlechten Geschmack; aber um mich zu ärgern — blos weil wir uns ein bischen gezankt haben — ist er hier vom Tisch weg, sobald er die fade Person gesehen hat — er sagte, es sei eine alte Bekanntschaft, er müsse ihr nur guten Abend sagen — und nun sitzt er schon dreiviertel Stunde wie angenagelt neben ihr, obwohl sie auch nicht allein gekommen ist. Wie finden Sie das?"

Sie hatte mit einer weichen, nur etwas gebrochenen Stimme, wie wenn der Aerger ihr die Kehle zuschnürte, das Alles an Clara hingesprochen, wobei ihre grauen Augen blitzten und das Näschen seine Flügel zucken ließ. Ihr Deutsch klang fremdartig, dann und wann mischte sie einen französischen Ausdruck ein, aber ihre Art zu sprechen, wobei sie die Zähne nur

wenig öffnete, hatte einen eigenthümlichen leidenschaftlichen Reiz, dem selbst Clara nicht ganz widerstehen konnte.

„Haben Sie denn keine Macht mehr über ihn?“ erwiederte diese endlich. „Wenn er Sie wirklich liebt, muß es ihm doch bedenklich scheinen, Sie so lange hier allein zu lassen, wo sich Viele finden möchten, die sich Ihnen zum Ritter antragen würden, wenn er Sie zum Aeußersten treibt.“

Sie wunderte sich über sich selbst, daß sie sich herabließ, so vertraut mit einem Geschöpf zu sprechen, über dessen Charakter sie nicht mehr im Zweifel sein konnte.

Die Schöne warf wieder einen raschen, bösen Blick nach ihrem Ungetreuen hinüber und sagte dann:

„Glauben Sie, daß es mich viel kostete, ihn ganz einfach zu ‚plantiren‘ und mir einen Anderen zu suchen? Gott sei Dank, wer so aussieht, wie ich, ist noch nicht auf Einen angewiesen. Aber er hat noch einen ganzen Koffer voll schöner Sachen, Schmuck und Stoffe, den gönn' ich keiner Anderen. Uebrigens, wenn er es noch lange so treibt —.“

Sie ballte ihre kleine Faust und knirschte mit den Zähnen.

Der alte Widerwille stieg wieder in Clara's Seele auf. Unwillkürlich rückte sie ihren Stuhl ein wenig von ihrer Nachbarin zurück.

„Ich verstehe Sie nicht!“ sagte sie mit unverhohlener Verachtung. „Ich habe nicht das geringste Mitleiden mit Ihrem Schicksal, wenn es Ihnen nur auf die Geschenke Ihres Geliebten ankommt, nicht auf ihn selbst.“

Die Schöne sah ihr mit der Miene des unschuldigsten Staunens ins Gesicht.

„Mein Geliebter?“ sagte sie rasch. „Ich habe nur einmal einen Geliebten gehabt, einen sehr schönen jungen Franzosen, welcher Untersteuermann war auf einer kaiserlichen Fregatte. Der hat mich von Ceylon, wo meine Eltern lebten, entführt, ich war noch ein halbes Kind, und da sind wir zwei Jahre mit einander herumgefahren, und endlich hat er mich hier in Hamburg ausgesetzt, ‚gelöscht‘, wissen Sie, wie der Ausdruck ist, wenn man eine Waare ausschifft, denn er war schon verheirathet und mußte jetzt nach Hause. Seitdem kann ich keinen Mann mehr lieben. Aber weil ich jung und schön bin, will ich nicht die Närrin sein, mein Leben zu vertrauern. Wenn einer hübsch und lustig ist und mir schöne Sachen schenkt, besinne ich mich nicht lange und frage auch nicht, ob die Herrlichkeit eine Woche dauert oder ein halbes Jahr. Mit meinem Geliebten damals hat's zwei Jahre gedauert; was hat es mir geholfen? Zuletzt wird doch die schönste Liebe ‚gelöscht‘, wie ein Sack mit Java-Kaffee oder ein Faß Zucker. Sehen Sie, so denke ich davon, und wenn Sie das nicht verstehen, kann ich nur mit Ihnen Mitleid haben. Sie werden es auch noch einmal verstehen lernen, wie Jede von uns, wenn Ihr Freund auch ein so ehrsames Gesicht macht, wie der englische Prediger, den wir einmal nach Buenos-Ayres an Bord hatten.“

Ihr hastiges Reden schien sie durstig gemacht zu haben. Sie griff nach dem einen der beiden Gläser auf dem Tisch und leerte es auf einen Zug bis zur Hälfte.

„Der Punsch ist gut, nur ein bischen schwach,“ sagte sie dann mit so gleichmüthigem Ton, als ob sie nicht soeben ihre ganze traurige Lebensweisheit ausgekramt hätte. „Wollen Sie nicht das andere Glas nehmen? Er hat noch nicht einmal davon gekostet.“

Clara schüttelte nur den Kopf. Sie war in Gedanken versunken, aus denen sie nicht herausfand. Wie kam es, daß sie dies Mädchen, das ihr einen stillen Abscheu einflößte, doch wieder mit einer unabweislichen Theilnahme betrachten mußte?

„Und bei diesen trostlosen Ansichten über die Welt und die Männer können Sie überhaupt noch ein Vergnügen haben?“ fragte sie nach einer Pause.

„Trostlos? Wozu brauche ich einen Trost? Weil ich überhaupt auf der Welt bin? Nun, das passirt Anderen auch. Oder weil ich keine Prinzessin bin? Dann wäre ich vielleicht mit einem alten grauköpfigen Prinzen, den ich nie mit Augen gesehen, verheirathet worden und langweilte mich jetzt zum Sterben auf meinem goldenen Thron. Statt dessen kann ich jetzt jeden Augenblick thun, was ich will, und habe keiner Seele Rechenschaft abzulegen, nicht einmal meinen Eltern mehr — für die bin ich lange todt, auch keinem Mann, den ich liebe, und dem ich, weil er mich wieder liebt, allerlei zu Gefallen thun müßte. Ich weiß aber wohl, was Sie meinen. Sie meinen, ich würde nicht immer jung und hübsch und gesund bleiben, und dann würde mir Niemand auch nur ein Glas Punsch einschenken und ich müßte auf dem Stroh verfaulen. Nein, Madame, dahin wird es mit mir nicht kommen. Denn Niemand kann mich zwingen, zu leben, wenn es mir kein Vergnügen mehr macht. Jetzt freilich, wo es noch alle Tage was Neues giebt, jetzt graut mir auch vor dem Sterben. Aber wie einer den Tod fürchten kann, wenn er leben soll wie ein Hund, das habe ich nie begriffen. Einstweilen denke ich nicht viel darüber nach. Wenn ich nur ihm einen Tort spielen könnte! Ha, da fällt mir was ein. Sie müssen mir Ihren Schatz auf fünf Minuten borgen. Da kommt er eben zurück. Der gute Mensch! Bis ans Buffet hat er sich durchgedrängt und bringt Ihnen ein Stück Kuchen und zwei große Apfelsinen. Wissen Sie, daß er wirklich sehr hübsch ist? Soll ich ihn Ihnen ein bischen abspenstig machen? Aber werden Sie nur nicht gleich böse! Sie wissen ja, es liegt mir an Keinem was, und Ihrer wäre mir viel zu zahm. Ich glaube wahrhaftig, er trinkt auch nur Zuckerwasser, wie Sie.“

In diesem Augenblick trat der Gegenstand dieser leichtfertigen Rede wieder an den Tisch und legte, was er für Clara gekauft hatte, vor sie hin.

„Ich habe drei verschiedenen Kellnern eine königliche Belohnung versprochen, wenn sie dir etwas zu trinken brächten,“ sagte er lächelnd. „Es hat aber Jeder hundert Bestellungen im Kopf. Einstweilen —.“

„Ich danke dir. Aber wir wollen die Pause lieber benutzen und gehen.“

Das schöne Mädchen lachte.

„Sie haben eine sehr eifersüchtige Frau, mein Herr. Denken Sie, ich bat sie eben, daß sie mir auf fünf Minuten Ihren Arm abtreten möchte, nur daß Sie mich ein paar Mal an jenem Tisch vorbeiführen, wo Jemand sitzt, der mich hierher gebracht hat, um mich jetzt sitzen zu lassen. Nun fürchtet sie, ich würde Sie entführen. Sind Sie schon in fünf Minuten herumzubringen? Danach sehen Sie doch gar nicht aus.“

Er blickte Clara fragend an. Ihr Stolz hatte ihr alles Blut ins Gesicht getrieben.

„Ist das Scherz oder Ernst?“ fragte er.

„Keines von Beiden, oder Beides. Das Fräulein möchte sehen, ob ich ihre Ansichten von den Männern theile. Wenn es dir nicht widerstrebt, ihr bei diesem Experiment behülflich zu sein — ich habe nicht das Mindeste dagegen.“

„Ich danke,“ sagte die Fremde und stand auf. „Wenn es Ihnen also recht ist, mein Herr, so geben Sie mir Ihren Arm; den Weg werde ich Ihnen anzeigen. Ich liefere ihn nach fünf Minuten unbeschädigt wieder ab,“ rief sie lachend zu Clara zurück, indem sie Josef's Arm nahm und ihn alsbald in das Gewühl hineinzog, nach der Richtung, von wo die

goldenen Tressen der Capitänsuniform herüberblitzten.

Ein unsäglich bitteres Gefühl stieg in Clara auf, wie sie das Paar verschwinden sah. War es möglich, daß er sich von dieser Abenteurerin zu ihrem coketten Spiel mißbrauchen ließ? Hatte er überhört, was für eine Angst und Empörung aus ihrer Stimme klang, als sie jene gezwungen gleichgültige Antwort gab? Hatte er ihr nicht an den Augen abgelesen, daß sie nichts dringender wünschte, als so rasch und so weit als möglich dieser Luft zu entfliehen? Er hatte freilich, während sie sprach, nur das Gesicht der Anderen angestarrt, mit einem Ausdruck so aufrichtiger Bewunderung und Hingerissenheit, als sähe er erst jetzt, wie reizend ihre Tischnachbarin war. Vorher war sie auch ganz in sich versunken da gesessen, während sie jetzt all' ihre Künste spielen ließ, ihr Lachen, ihren allerliebsten Hohnblick, die schlanke und doch üppige Anmuth ihrer jungen Gestalt. Und nun folgte er ihr, ohne sich etwas dabei zu denken, ohne nach seiner Freundin umzuschauen und ihr mit einem Blick zu sagen: er werde gleich wieder da sein, sie solle sich in das Unvermeidliche so gelassen fügen wie er!

Nur auf fünf Minuten! Was kann nicht Alles in fünf Minuten durch einen armen Menschenkopf gehen, wie viel ungestüme Blutwellen durch ein banges Weiberherz stürmen! Sie schloß die Augen, wie um Alles rings umher, den Ort, wo sie war, die von Trinken und Lachen erhitzten gleichgültigen Gesichter, die kalten, frechen Augen, die von der Galerie herabsahen, auf fünf Minuten zu vergessen. Es ward ihr aber nur trauriger zu Muth in dieser Verfinsterung, als säße sie mitten im brausenden Weltmeer auf einer nackten Klippe und sähe in einem Boot den einzigen Menschen, an dem ihr Herz hing, sich entfernen, weiter und weiter, und winkte ihm mit Augen und Händen zu, daß er umkehren möchte, und aus dem Boot richtete sich eine Mädchengestalt auf und ließe einen Shawl als Wimpel flattern, um ihr zu zeigen, daß der Wind von der Klippe weg, nicht zu ihr zurückwehe, und dann hörte sie über die Brandung fort ein helles höhnisches Lachen, fast wie der Schrei einer Möwe, und in ihr rief etwas: „Willst du feiger sein als dieses Geschöpf, das Niemand liebt? Wie kann man sich vor dem Tode fürchten, wenn man leben soll wie ein Hund!“ — —

Da weckte sie ein lauter Ton, der in der That mehr wie ein Hundegeheul, als wie der Laut aus einer Menschenkehle klang. Sie sah einen großen Neger im schwarzen Frack mit weißer Cravatte auf der Bühne stehen, um das „Nationallied des havannesischen Niggers“, das auf dem Programme stand, zum Besten zu geben. Es schien eines der Glanzstücke der Gesellschaft zu sein, nach dem dröhnenden Beifall zu schließen, mit welchem das Publicum schon die ersten unarticulirten Töne des Sängers begrüßte. Dieser verneigte sich grinsend nach allen Seiten und begann von Neuem, seinen bestialischen Gesang mit läppischen Geberden des dicken Wollenkopfes und der behandschuhten Hände begleitend. Als er zu Ende war, wurde so stürmisch da capo gerufen, daß er noch einmal anfangen mußte und ein neues Niggerlied vortrug, das erste noch überbietend an possenhaft thierischen Lauten, zuletzt sich selbst in solche Lustigkeit steigernd, daß er zu tanzen anfing und wie ein Affe um das Clavier herumhüpfte. Neuer Jubel, neue da capo-Rufe, bis der gefeierte Künstler unter den abgeschmacktesten Verbeugungen sich hinter die Coulissen zurückzog.

Was war aus den fünf Minuten geworden? Länger als zwanzig hatte die Production des Negers gedauert, und noch spähten die Augen der Verlassenen

vergebens durch die blauen Rauchnebel nach ihrem Freunde. Er hatte wohl während des Gesanges sich nicht von der Stelle bewegen können und nothgedrungen an der Seite des fremden Mädchens aushalten müssen. Aber warum zauderte er jetzt noch, da längst wieder Alle sich zu rühren, zu kommen und zu gehen angefangen hatten?

Wenn es sie gelüstet hätte, ihre scherzhafte Drohung zu verwirklichen, ihn ihr abspenstig zu machen? Er — würde er ihren Verführungskünsten widerstehen, zu Der zurückkehren, die ihre ganze Lebenshoffnung auf ihn gebaut hatte? War es denn nicht wahr, daß sie viel zu alt für ihn war? „Respectvoll wie eine Mutter" behandelte er sie — was lag ihr daran? Warum konnte er sie nicht mit solchen Augen ansehen, wie jenes leichtfertige Wesen, das ihm ganz fremd war, aber mit ihm machen konnte, was sie wollte, vielleicht in diesem Augenblick ihm zuraunte, daß er ein viel zu hübscher junger Mensch sei, um mit einer verblühten trübseligen Kopfhängerin die Reise in eine neue Welt, in ein neues Leben anzutreten? Und wenn er das Alles sehr überzeugend fand, konnte sie ihn darum hassen?

Nein; sie hatte ihm Unrecht gethan! Da taucht sein Gesicht unter dem Strohhut, den er, wie die Meisten der Gäste, aufbehalten hatte, in der Menge wieder auf. Auch scheint er nicht widerwillig zu ihr zurückzukehren, seine Augen lachen, er ist in der muntersten Stimmung, jetzt neigt er sich zu seiner Begleiterin herab und sagt ihr etwas, worüber auch sie lachen muß, dann aber fliegt sein Blick über die Gruppen im Saal, er sucht den Tisch, an welchem er seine Freundin zurückgelassen hat, und da er sie erkennt, winkt er ihr freundlich zu und beschleunigt seinen Schritt.

Gleich darauf steht er vor ihr, das Mädchen läßt seinen Arm fahren und sieht mit einem Kopfnicken und listigen Lachen Clara dreist in die Augen.

„Ich habe es durchgesetzt," sagt sie, ihren Shawl, der herabgeglitten war, wieder um den Hals schlingend. „Er ist wüthend, da wir zweimal dicht an ihm vorbeigegangen sind. Sehen Sie, eben steht er auf und wird nun gleich hier sein, um mir eine kleine Scene zu machen, die darum eben nicht sanfter verlaufen wird, weil er hier nicht schreien kann. Aber er soll nur kommen; ich fürchte mich kein bischen, au contraire. So muß man die Männer zahm machen, wenn sie über die Schnur hauen. Der Ihre wird es hoffentlich nicht nöthig haben, der ist sehr brav, ich kann ihn nur loben, und hier, wie Sie sehen, liefere ich ihn unbeschädigt wieder ab. Mille graces, Monsieur. Vergessen Sie mich nicht ganz!"

Er verneigte sich vor ihr, ohne etwas zu erwiedern; Clara entging es aber nicht, daß er verlegen war und ihr hastig seinen Arm bot, um sie hinauszuführen. Sie selbst wechselte kein Abschiedswort mit dem Mädchen, das sich schon wieder abgewendet hatte und seinem Galan entgegensah, einem langen, kräftig gebauten Menschen, der mit zornfunkelnden Augen und gekniffener Lippe sich eben zu ihrem Tische durchdrängte.

Das andere Paar suchte stumm den Ausgang zu gewinnen. Erst unter der Thür stand der junge Mann plötzlich still und warf einen Blick in den Saal zurück.

„Was hast du?" fragte Clara mit erregter Stimme.

„O nichts. Mir fällt nur ein, daß du deine Apfelsinen vergessen hast. Soll ich sie dir holen?"

„Glaubst du, daß ich etwas anrühren würde, was aus diesem Saale kommt? Ich würde denken, die Früchte seien vergiftet, da sie so lange in dieser Luft gelegen haben!"

* * *

Der Himmel hatte sich inzwischen bewölkt. Als sie hinaustraten, empfing sie ein leichter Sprühregen, so erquicklich nach dem schwülen Tage, daß von den Menschen, die auf dem breiten Trottoir im Zwielicht der Laternen dahingingen, keiner daran dachte, auch nur seinen Schritt zu beschleunigen oder einen Schirm aufzuspannen.

Der junge Mann nahm den Hut ab. „Welche Wohlthat!“ sagte er.

Sie erwiederte Nichts.

Sie hatte ihre Hand in seinem Arm ruhen, so leicht, daß er es kaum fühlte.

„Hänge dich fester ein, Liebste!“ bat er. „Ich werde dich sonst wahrhaftig noch einmal in der Menge verlieren.“

„Es ist keine Gefahr!“ sagte sie kurz. „Wenn man wirklich zusammengehört, verliert man sich nicht so leicht.“

Darauf schwiegen sie wieder und gingen ihres Weges neben einander, als ob sie sich seit vielen Jahren kennten und sich nichts mehr zu sagen hätten. Erst als sie schon wieder in die innere Stadt gelangt waren, sagte Josef plötzlich:

„Weißt du, an wen sie mich lebhaft erinnert hat?“

„Wer?“

„Nun, das Mädchen aus der Concerthalle. An meine junge Comtesse.“

„Deine erste Liebe? Ich hoffe, die sah ein wenig vornehmer aus; sonst würd' ich dich bedauern, dein Herz zum ersten Mal so unter dem Werth weggegeben zu haben.“

„Mißverstehe mich nicht. Ich meine nicht im Ausdruck, nur in der äußeren Form des Gesichts, besonders im Profil und auch im Gang und wie sie manchmal die Achseln zuckte. Es fiel mir gleich auf, wie ich an ihr Tischchen trat. Sonst ist freilich nicht der Schatten einer Verwandtschaft, weder an Geist, noch an Gemüth.“

„Du bist sehr gütig, überhaupt von Geist und Gemüth bei dieser verlorenen Person zu reden.“

Er stand einen Augenblick still.

„Meinst du wirklich, daß sie so tief gesunken ist, um sich nie wieder aufrichten zu können?“

„Ich weiß nicht. Ich mag auch nicht darüber nachdenken, weil schon der Gedanke an dieses Geschöpf mir das Blut empört. Bei dir ist es etwas Anderes. Du warst daran gewöhnt, Sünderinnen die Beichte abzunehmen. Aber wenn du mich lieb hast, sprich mir nichts mehr von ihr. Ich will versuchen, diesen ganzen Abend aus meiner Erinnerung wegzuwischen. Ich habe zu viel gelitten.“

„Komm!“ sagte er begütigend, indem er ihren Arm wieder fester an sich zog. „Du bist übermüdet und mußt gleich zu Bette. Wir wollen eine Droschke nehmen, es regnet stärker, und ich fürchte, ich verfehle den Weg in der Dunkelheit.“

So fuhren sie nach dem Hotel und gingen sofort auf ihr Zimmer. Der Kellner, der ihnen hinaufleuchtete, berichtete, daß während des Nachmittags Leute vom „Schiller“ gekommen seien, um ihr Gepäck an Bord zu schaffen. Die sieben Kisten, die den Hausrath des Vetters enthielten, habe er ihnen ausgeliefert und einen Schein darüber empfangen.

„Es ist gut!“ sagte der junge Mann, das Papier mechanisch in die Tasche steckend. Er schien an ganz andere Dinge zu denken.

Oben angelangt, fing Clara sofort an, sich auszukleiden. Josef ging, die Hände auf dem Rücken, in dem geräumigen Zimmer auf und ab; er pfiff eine Melodie vor sich hin, es machte ihr — sie wußte nicht warum — eine höchst peinliche Empfindung, ihn pfeifen zu hören. Sie sagte es ihm endlich.

Sogleich hörte er auf und trat vor sie hin. „Verzeih',“ sagte er. „Ich hatte vergessen, daß du Kopfweh hast. Der Schlaf wird dir gut thun.“

Er öffnete die Arme, um sie an sich zu ziehen. Sie wandte ihm das Gesicht ab, daß seine Lippen nur ihre Schläfe streiften.

„Was hast du nur heute?" forschte er besorgt. „Du bist so kalt. Bekomme ich nicht wenigstens einen Kuß zur Gutennacht?"

„Morgen! Mir ist heute zum ersten Mal, als wenn es eine Sünde wäre."

„Und wenn es eine wäre, kann ich dich nicht davon lossprechen, Liebste?"

„Josef!" rief sie und hob flehend die Hände auf, „um Gotteswillen, Alles, nur das nicht, nur erinnere nicht daran! Ich habe mir so viel Mühe gegeben, es zu vergessen — und du kannst leichtfertig darüber scherzen! — O Gott!"

Er starrte sie befremdet an.

„Du bist in der That krank," sagte er milde und mitleidig. „Deine Lippen sind ganz blaß. Was hast du da für ein Fältchen an der Unterlippe? Es zuckt so seltsam —"

Er hatte es nie bisher bemerkt; vielleicht war es all die Tage bis heute verschwunden gewesen, und kam jetzt erst wieder zum Vorschein. Als er sah, daß sie über den ganzen Leib zitternd an dem Bettpfosten stand, ergriff er ihre beiden Hände und küßte sie herzlich.

„Geh' zu Bett, liebe Frau!" sagte er. „Ich — ich will noch ein wenig aufbleiben, den Roman auslesen; ich kann noch nicht schlafen. Gute Nacht und gute Besserung!"

Eine Viertelstunde nachher lag sie im Bett und schien sanft zu schlafen. Er hatte sich auf das Sopha gesetzt und die beiden Kerzen auf dem Tisch brannten vor ihm. Das Buch lag auf seinen Knien, in dem er eifrig las. Als sie aber nach einer Stunde die zugedrückten Lider verstohlen öffnete, um nach ihm hinüber zu spähen, war das Buch auf den Boden geglitten, er selbst saß zurückgelehnt und starrte mit offenen Augen träumend in die flackernden Kerzenflammen.

* * *

Am anderen Tage regnete es, das Zimmer, in welchem ihnen eine Woche in heimlichem Glück wie jungen Hochzeitsreisenden vergangen war, sah sie mit den grelltapezirten Wänden unheimlich ernüchtert an, und sie erduldeten die sonnenlose Stimmung um so schwerer, als sie keine Beschäftigung mehr zu ersinnen wußten, die schleichenden Stunden zu überstehen. Clara nahm eine Stickerei vor, die sie für ihren Freund angefangen hatte; dieser schrieb sich aus einer englischen Grammatik Vocabeln aus und übte sich halblaut, sie auszusprechen. Sie sprachen wenig mit einander und vermieden es, sich in die Augen zu sehen. Aber Alles, was sie sagten, war sehr freundlich, schonend und sanft, wie Menschen mit einander sprechen, die kürzlich einen großen Verlust erlitten haben, den Jeder dem Anderen möchte tragen helfen. Und doch dachte er nach den ersten Erkundigungen, wie sie sich heute fühle, kaum noch daran, was sie wohl so seltsam verschleiert und verstimmt haben mochte. Er hatte in Blick und Geberde etwas Zerstreutes, Rastloses, das ihn an keiner Stelle lange ausdauern ließ. Sie bemerkte es nur zu wohl.

Als sie ihr Mittagsmahl, stummer und hastiger als sonst, auf ihrem Zimmer eingenommen hatten — sie vermieden es, sich unten an der Wirthstafel zu zeigen; es hätte der Zufall sie doch mit einem bekannten Menschen zusammenführen können — stand Josef plötzlich auf und sagte, das Gesicht abwendend, wie wenn er das Wetter prüfen wollte:

„Ich habe ganz vergessen, Herz, daß ich ja noch unser Geld wechseln lassen muß, das wäre eine fatale Ueberraschung gewesen, wenn ich mich erst auf dem Schiff

Digitized by Google

daran erinnert hätte. Zwar die Ueberfahrt ist vorausbezahlt. Aber drüben würden wir einen großen Verlust erleiden an unserem süddeutschen Papier. Ich will geschwind gehen und einen zuverlässigen Banquier aufsuchen."

„Sollte der Wirth hier im Hotel dir nicht am besten dabei behülflich sein?"

„Der Wirth? Wo denkst du hin! Der würde mir den allerniedrigsten Cours vorspiegeln. Ich bin viel praktischer als du denkst. Ich mache das Geschäft nicht gleich bei dem ersten Wechsler, den ich um Auskunft bitte, sondern gehe noch zum zweiten und dritten, und erst, wo ich das Meiste bekomme, das ist mein Mann. Es kann daher etwa ein Stündchen dauern, bis ich zurück bin. Aber da wir vor sechs Uhr nicht an Bord zu gehen brauchen —"

„Ich wußte noch gar nicht, daß du in Geldsachen so genau bist," sagte sie, indem sie ihm einen stillen Blick zuwarf, vor dem er die Augen niederschlug. „Bisher hab' ich dich für einen Verschwender gehalten. War dir doch nichts zu theuer für mich, und wenn ich nicht abgewehrt hätte, wäre dein Capital noch bedenklicher zusammengeschmolzen."

„Eben deshalb," brachte er mit gezwungenem Lachen heraus. „Meine ökonomische kleine Frau hat mich schon ein wenig gebessert. Nun also auf Wiedersehen!"

Er nahm hastig Hut und Schirm und verließ das Zimmer.

* *
*

Die Stunde war längst vorüber, dann noch die zweite und dritte. Draußen rieselte der Regen grau und eintönig herab, und das Summen und Brausen des Menschenstromes, der durch die Straße wogte, klang schläfrig und verdrossen herauf. Vor dem Hotel hielt dann und wann ein Wagen, es kamen Schritte die Treppe herauf und verhallten in den langen Corridoren. Immer noch nicht sein Schritt.

Endlich — es hatte eben fünf geschlagen — rasselte unten eine Droschke, der Schlag wurde aufgerissen und ein eiliger Schritt kam die Stufen bis in den zweiten Stock heraufgestürmt. Als Josef die Thür öffnete, sah er Clara auf dem Sopha sitzen, eine Schreibmappe vor sich, auf der ein angefangener Brief lag. Sie fuhr, da er eintrat, zu schreiben fort, als überhöre sie seine Rückkehr.

„Da bin ich endlich!" rief er, indem er den Schirm in die entfernteste Ecke des Zimmers trug. „Du hast keine Vorstellung, was ich für Mühe gehabt habe, wie oft ich irre gegangen bin, und zuletzt, da ich einen ehrlichen Hebräer aufgetrieben, der mich christlicher als unsere Leut' bedienen wollte, mußte ich in seinem Comptoir eine Stunde warten, bis er das Geld links und rechts zusammengesucht hatte. Ist dir inzwischen die Zeit lang geworden? Aber du schreibst ja! An wen hast du noch zu schreiben?"

Er trat an den Tisch heran, seine Bewegungen waren unsicher und auf seinem Gesicht flackerte ein unstätes Roth.

„Darf ich nicht wissen, an wen du schreibst?" wiederholte er, da sie nicht gleich antwortete.

„Gewiß. Ich habe nur an dich geschrieben."

„An mich?"

„Ich nahm an, daß du überhaupt nicht wiederkommen würdest, oder wenn du kämest, daß du mich nicht mehr hier finden würdest. Für diesen Fall sollte dich doch noch ein letztes Wort von mir darüber aufklären, warum ich fortgegangen, und daß es sehr überflüssig sein würde, mich zu suchen."

„Clara! Ich bitte dich um Alles in der Welt —"

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn und wehrte mit der Hand die seine ab, die sich um ihren Hals legen wollte. „Es ist entschieden; ich habe reiflich darüber

nachgedacht — Zeit dazu hast du mir ja gelassen — es ist besser so, Josef, und wir wollen kein unnützes Wort darüber verlieren. Da der Brief nun doch einmal geschrieben ist — da, lies ihn! Es würde mir sauer werden, das Alles mündlich zu wiederholen. Auch sagt man so leicht mehr, als man sagen will und darf. Lies ihn! Aber gehe damit ans Fenster, ich kann deine Nähe nicht ertragen, du bringst einen so seltsamen Duft, nach Ambra und Sandelholz, mit herein — siehst du, es ist umsonst, mir etwas vorlügen zu wollen, das Comptoir des Wechslers wird schwerlich so geduftet haben."

Er blieb regungslos am Tische stehen, wie vom Blitz gerührt. Als er keine Miene machte, sich von ihr zu entfernen, erhob sie sich mit einer müden Geberde, nahm ihr Schreibgeräth zusammen und sagte:

„Lies! Indessen will ich dies noch in den Koffer thun, und dann — adieu!"

Seine Augen fielen auf das Blatt, das sie ihm hingeschoben hatte. Er las mechanisch, ohne mehr als die Hälfte dessen, was er las, zu verstehen, die folgenden Zeilen:

„Ich weiß, wohin du gegangen bist, Josef. Ob du wiederkommen wirst oder nicht, kann ich noch nicht ahnen. Es ist auch einerlei. So wie du gegangen, wirst du doch nicht zurückkehren. Und darum muß *ich* gehen.

„Ich wußte es schon gestern Abend. Plötzlich hatte ich dich verloren, eine ganz Fremde hatte dich mir entfremdet. Was sie mir vielleicht von dir lassen wird, ist nicht genug für mich, nachdem ich eine kurze Woche hindurch mir eingebildet hatte, ich könnte dich *ganz* besitzen.

„Es war eine Thorheit. Nur *mir* darf ich darum zürnen, nicht dir. Du bist jung und gutherzig und ritterlich, und hast dir leicht Unmöglichkeiten vorspiegeln können. Ich hätte um so viel klüger sein sollen, als ich älter bin. Aber der Rausch eines oft geträumten Glücks, das nun doch noch wahr zu werden schien, hat mir alle Besinnung genommen. Er ist nun verflogen. Wenn die Ernüchterung weh thut — was kannst du dafür?

„Wenn zwei Gefangene ausbrechen und mit einander fliehen wollen und dem Einen sind in der langen Haft alle Glieder gelähmt worden, so daß er unten am Thurm, wo er eben den ersten Athemzug der Freiheit gethan, zusammenbricht, soll dann der Andere, der gesunde Kräfte und jungen Muth hat, sich ewig an ihn ketten, um entweder wieder in den Kerker zurückgeschleppt zu werden, oder nur so weit zu fliehen, als er seinen Cameraden mit fortbringen kann?

„Es war eine großmüthige Täuschung, Josef, daß wir unser Leben vereinigen könnten. Nur Liebe konnte uns an einander binden. Aber du hast mich nie geliebt, nur einer ritterlichen Empfindung nachgegeben, als du mich so lebensunlustig und hoffnungsleer auf deinem Wege fandest. Es giebt aber Menschenschicksale, die unheilbar sind, selbst mit so heroischen Mitteln. Ich bin nun kränker am Herzen als vorher, vor dem gewaltsamen Heilversuche, so krank, daß ich an meinem Aufkommen zweifle.

„Gleichviel! Ich will dir zu Allem, was ich dich gekostet, nicht noch ein schweres Herz und eine schlimme Erinnerung in dein neues Leben mitgeben. Reise glücklich! Ich vergebe dir deine Untreue, obwohl ich sie deinetwegen beklage, da ich dich zu hoch halte, um ohne Schmerz zu sehen, wie du dich wegwirfst. Aber drüben wird früher oder später dir in der Freiheit ein wahres und reines Glück begegnen. *Das* gönne ich dir, *das* zu ergreifen und ans Herz zu drücken soll dich keine Rücksicht abhalten auf ein altes, längst dir abgestorbenes, nur noch durch kümmerliche Pflicht lebendig erhaltenes Gefühl. Und weil es mir dann noch

weher thun würde, dich hinzugeben, als jetzt, weil ich dann noch mehr Zeit gehabt hätte, mich an das Glück zu gewöhnen, darum ist es besser, ich warte jetzt deine Rückkehr nicht ab, sondern vertraue diesem Blatte Alles an, was ich schwerlich —"

Hier hatte sein Eintreten die Schreiberin unterbrochen.

Er hatte längst zu Ende gelesen, aber seine Augen starrten immer noch auf das Blatt. Erst als er hörte, wie sie den Schlüssel im Schloß ihres Handkoffers umdrehte, machte er eine gewaltsame Anstrengung und riß sich in die Höhe.

„Clara!" rief er mit erstickter Stimme, ohne sie anzusehen, „kannst du mir vergeben? Ich weiß es, du kannst nicht, und doch — du mußt, oder du machst uns Beide unglücklich unser Leben lang."

Sie richtete sich auf, nahm ihr Tuch um die Schultern und griff nach ihrem Hut. Er machte eine Bewegung, wie um sie aufzuhalten, sie fuhr aber fort, als ob sie allein im Zimmer wäre.

„Es ist unmöglich!" murmelte er. „So, so soll es enden? Clara, wenn du bedenkst, — wenn du mich nur anhören wolltest, ehe du mich von dir stößest — hab' ich dir nicht schon gestern gestanden, an wen sie mich erinnerte? Es war wie eine Bezauberung, ich glaubte es nicht zu überleben, wenn ich dies Gesicht nicht noch einmal —"

„Großes Kind!" unterbrach sie ihn, und ihre Stimme zitterte, so sehr sie sich zusammennahm. „Hab ich dir's nicht schriftlich gegeben, daß ich dir verzeihe, daß ich Alles ganz natürlich finde? O! nur allzu natürlich, so sehr, daß ich's hinnehme wie andere Naturgesetze, z. B., daß die Sonne sticht und der Regen näßt und ein alter Baum nicht mehr daran denken soll zu blühen. Und was ich noch sagen wollte, ich hätte dir's auch geschrieben, wärst du nicht zu früh dazu gekommen: ich habe diesem Geschöpf Unrecht gethan. Sie mag immerhin eine verlorene Dirne sein, am Ende ist sie doch respectabler als ich. Was sie thut, thut sie ohne sich was dabei zu denken, ganz aus dem Vollen. Was kann sie dafür, daß sie nichts Besseres kennt? Ich aber, eine armselige Sünderin, immer hin und her gezerrt zwischen Wunsch und Reue, zwischen Willen und Schwäche, der bei jedem Schritt in die Freiheit die Kette nachklirrt, eine engbrüstige Seele, die im Luftballon aufsteigen möchte, während ihr droben der Athem vergeht — nein, Josef, und wenn du ein Heiliger wärst, solch ein Wesen könntest du nicht lieben. Du bist aber kein Heiliger; eben weil du keinen Beruf zur Heiligkeit hast, bist du ja geflohen. Nun setze deinen Weg fort. Was ein Mensch dem anderen geben kann, hast du mir gegeben. Ein Wunder verlang' ich nicht von dir."

Die Erschöpfung durch den Kampf dieser letzten Stunden schien sie zu überwältigen. Sie glitt auf den Sessel am Bette und bedeckte das Gesicht mit der Hand.

Er war zu ihr hingestürzt und lag vor ihr auf dem Fußboden, ihre Hand fest mit seinen beiden umklammernd.

„Clara, — ich bitte dich bei Allem, was heilig ist, sieh' mir noch einmal ins Gesicht, sieh', ob ich es ehrlich meine, ob du noch einen Schatten von einem anderen Gefühl — aber das glaubst du ja selber nicht! das ist ja unmöglich! du und ich wieder getrennt, du wieder in den alten Kerker zurück, und ich —"

„Nein!" rief sie, indem sie ihre Hand aus seinen Händen loszumachen sich mühte, „zurück nimmermehr! Aber auch nicht in in die Freiheit mit dir! Ja, wenn Eins nicht wäre, wenn ich in dir nur einen Beschützer und Reisegefährten sähe, und drüben angekommen, dankte ich dir für freundliche Bemühung und Jeder ginge seiner Wege! Aber ahnst du es denn

nicht, Unseliger, daß es ganz anders ist, daß ich dich liebe, mit allen Kräften meiner armen alten Seele liebe, wie man nur in der heißen jungen Zeit zu lieben pflegt, und daß es mich zum Wahnsinn bringt, dich so kühl und gütig und — wie sagte doch die Person? — respectvoll wie gegen eine Mutter neben mir hingehen zu sehen? Nein, das kann Niemand mir zumuthen, das ist schlimmer als Trennung und Tod, da muß das Weltmeer zwischen mir und dir sein, wenn ich es ertragen soll, und darum gehst du jetzt zu Schiff, und ich — ich bleibe hier!"

Er sprang plötzlich auf. Seine Haltung war völlig verändert; eine ruhige Entschlossenheit leuchtete aus seinen Augen.

„Gut!" sagte er. „Ich kann dich nicht zwingen, etwas zu thun, was dir widerstrebt. Du willst frei sein und mich wieder frei geben. Dann aber thu' auch ich, was ich will und muß, und so erkläre ich dir: ich bleibe auch. Wenn du mich nicht mehr neben dir dulden willst, es stehen noch Zimmer in diesem Stockwerk leer. Du kannst mir nicht verwehren —"

„Josef!" unterbrach sie ihn, „du rasest, du weißt nicht, was du thust. Dein Platz auf dem Schiffe, den du vorausbezahlt hast, all dein Gepäck, das schon an Bord ist —"

„Was liegt an dem Bettel!" rief er leidenschaftlich. „Jetzt, da ich wieder allein bin, brauche ich ja nicht mehr zu knausern. Und wer weiß, wie lange der ganze Spaß überhaupt dauert? In acht Tagen werden sie doch unruhig werden, ob der Vogel auch wirklich in seinen Käfig zurückkehren möchte. Und bis dahin — man lebt lustig in Hamburg. Der Wein ist gut, die Weiber —"

Sie fuhr zusammen. Der Gedanke beschlich sie, was aus ihm werden möchte, wenn er Ernst mit seinem Vorsatz machte und das Schiff abfahren ließe, wie er drohte. Hier — auf deutschem Boden — in so gefährlicher Nähe — —

Sie stand auf und band ihren Hut fest.

„Wir sind ein paar recht kindische Leute," sagte sie und versuchte zu lächeln. „Verzeih' mir, Josef. Ich war so überreizt, so nervös, ich habe mich, als ich auf dich wartete und immer nur den Regen rauschen hörte, in diese verrückten Gedanken hineinphantasirt. Aber du hast Recht, es ist ja unmöglich, wir sind nun einmal auf einander angewiesen auf Tod und Leben. Freilich, wie gesagt: wenn ich dich weniger liebte, und du selbstsüchtiger und unritterlicher wärst —! Aber wir können uns nun einmal nicht anders machen als wir sind. Komm! Klingle dem Kellner, daß er uns eine Droschke besorgt und die Koffer hinunterschaffen läßt. Es eilt mir, an Bord zu kommen, wenigstens aus diesem Zimmer — ich habe zu viel darin ausgestanden!"

Er schloß sie in überströmender Freude in die Arme, sie duldete jetzt seine Umarmung, aber die Lippen entzog sie ihm standhaft. Dann berichtigte er die Rechnung und ließ die Koffer voraustragen, während er sie am Arm die Treppe hinabführte.

Eine Stunde darauf geleitete er sie sorgsam die schwanke Schiffstreppe hinan, auf der sie von ihrem kleinen Boot an Bord des „Schiller" stiegen.

* * *

Das Schiff war überfüllt, und trotz des Regens wimmelte das Verdeck von Passagieren jeder Art, die das Schauspiel des Auslaufens aus dem Hafen sich nicht entgehen lassen wollten. Clara aber verlangte sofort in ihre Cabine sich zurückzuziehen. Er begleitete sie in den unteren Raum, zeigte ihr im Vorbeigehen den eleganten Speisesaal des ersten Platzes und fragte,

ob sie nicht gleich etwas zu essen wünsche. Sie schüttelte den Kopf. Heute verlange sie nichts mehr. Wenn sie diese Nacht noch hinter sich habe, werde ihr ganz wohl sein.

Er folgte ihr dann in die enge Cabine. „Hier kann nichts mehr zwischen uns treten," scherzte er. „Hier ist nur gerade Raum für uns Beide." — Sie nickte und versuchte freundlich und sorglos auszusehen. Aber das Fältchen an der Unterlippe war wieder tief eingegraben, nur daß er es heute nicht bemerkte.

Da sie sich gleich niederlegen wollte, er aber noch auf dem Verdeck ein paar Stunden zubringen, sagte er ihr gleich jetzt gute Nacht. „Fahre nur fort mich zu lieben," bat er, indem er sie in die Arme schloß. „Mit der Zeit kommst du doch wohl zu der Ueberzeugung, daß du die Kosten nicht allein trägst. Und — du hast mir verziehen, ganz und für immer, nicht wahr?"

„Für immer und ewig!" sagte sie leise und drückte ihm mit einer eigenen Feierlichkeit die Hand. Dann drängte sie ihn sanft von sich und rief ihm nur durch die Thür noch eine Gutenacht! zu.

Als ihn nach einigen Stunden der stärker herabrauschende Regen wieder hinunter trieb, hatte sie sich schon in dem unteren der beiden Kojenbetten zur Ruhe gelegt und athmete in festem Schlaf. Er stand eine Weile, ehe er sich auf seine Lagerstatt hinaufschwang, und betrachtete ihre stillen bleichen Züge. All seine guten und edlen Triebe schwollen ihm zum Herzen, wie er das müde Dulderinnengesicht in dem Halbdunkel auf dem kleinen Kissen ruhen sah. Er gelobte sich im Stillen, ihr Alles zu vergüten, was das Leben ihr bisher zu Leide gethan, und bei dem Gedanken an die schneidende Kränkung, die er selbst ihr heute zugefügt, stieg ihm das Blut in die Wangen. Er beugte sich auf die Hand herab, die sie auf ihrer Brust ruhen hatte, und drückte sacht seine Lippen darauf.

„Ich danke dir, Josef, — für Alles!" hauchte die Schlafende. Er wußte nicht, ob der Kuß sie einen Augenblick geweckt, oder ob sie aus dem Traum gesprochen hatte.

Dann schlief er selbst ein, und träumte — von einem schönen, jungen, leichtsinnigen Geschöpf mit schlanken Gliedern und schwarzem Haar, das nach Ambra duftete.

* * *

Als er am Morgen erwachte und sogleich Clara's Namen rief, kam keine Antwort. Er sprang aus dem Bett herab und sah, daß das untere Lager leer war.

Sie wird schon lange aufgewacht sein, dachte er. Es ist hoher Tag, und sie ist gestern so früh schlafen gegangen.

Eilig warf er sich in die Kleider und stieg aus dem dumpfen Kajütenraum auf das Verdeck hinauf.

Die Sonne schien auf das hohe Meer, dessen ruhige Fluth das Schiff in steter Eile durchschnitt. Es war Alles voll Leben und froher Bewegung auf dem Verdeck, Alle labten sich nach der dumpfen Nacht an der frischen Morgenbrise, die um Masten und Segel strich.

Der junge Mann hatte schon zum dritten Mal das ganze Verdeck durchsucht, ohne eine Spur von seiner Gefährtin zu finden. Er trat jetzt, das Gesicht von tödtlicher Angst gespannt, an den Capitän heran und fragte, ob seine Frau vielleicht in der Nacht aufgestanden, von Seekrankheit überfallen, und dann beim Rückweg sich in eine falsche Cabine verirrt haben könne.

„Es ist unmöglich, Herr," war die Antwort. „Alle Cabinen sind besetzt. Die Dame würde ihren Irrthum sofort eingesehen haben. Wenn sie nicht im Quarterdeck — "

Ein kleiner Schiffsjunge, der in der

Nähe stand und Frage und Antwort mit angehört hatte, näherte sich jetzt schüchtern und zog die Kappe ab, sich am Kopf krauend.

„Eine Dame, Sir, in einem weißen Kleid mit so Blumen darauf? Die ist nach Mitternacht heraufgekommen, ich lag auf Wache dort beim Steven, sah, wie die Dame sich über Bord neigte, calculirte, sie müsse wohl seekrank geworden sein, sah dann eine Weile weg, Sir, und wie ich wieder hinsehe, ist die Dame weg. Calculirte, sie wird wieder in die Cajüte hinuntergegangen sein, habe nicht weiter daran gedacht, Capitän, weiß auch nicht —"

Das Wort erstarb ihm plötzlich im Munde. Der Fremde, dem er seinen Bericht abgestattet, war lautlos zusammengebrochen und lag ohnmächtig auf den Planken des Verdecks.

Meine

Erinnerungen an Eduard Mörike.

Von

Theodor Storm.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Auf der alten Gelehrtenschule meiner Vaterstadt wußten wir wenig von deutscher Poesie, außer etwa den Brocken, welche uns durch die Hildburghausensche „Miniaturbibliothek der deutschen Classiker" zugeführt wurden, deren Dichter aber fast sämmtlich der Zopf- und Puderzeit angehörten. Zwar lasen wir auch unseren Schiller, dessen Dramen in der Stille eines Heubodens oder Dachwinkels von mir verschlungen wurden, und selbst ein altes Exemplar von Goethe's Gedichten cursirte einmal unter uns; daß es aber l e b e n d e deutsche Dichter gebe, und gar solche, welche noch ganz anders auf mich wirken würden, als selbst Bürger und Hölty, davon hatte mein siebzehnjähriges Primanerherz keine Ahnung.

Erst auf dem Lübecker Gymnasium, das ich vor dem Abgang zur Universität noch eine Zeit lang besuchte, las ich Goethe's Faust und Heine's Buch der Lieder, und mir war dabei, als seien durch diese beiden Zauberbücher doch erst die Pforten der deutschen Dichtung vor mir aufgesprungen. Von den neueren schwäbischen Dichtern kam nur Uhland in meine Hände; aber trotz der schönen frühlingsklaren Lyrik blieb dessen dichterische Persönlichkeit mir ferner, vielleicht weil in der Sammlung der Gedichte die Balladenpoesie einen so breiten Raum einnimmt, die man damals ganz in den Vordergrund geschoben hatte, zu der, mit wenigen Ausnahmen, ich aber niemals ein Verhältniß finden konnte.

Die Gedichte Eduard Mörike's, des letzten Lyrikers von zugleich ursprünglicher und durchstehender Bedeutung, der während meines Lebens in die deutsche Literatur eingetreten ist, lernte ich erst mehrere Jahre nach ihrem ersten Erscheinen (1838) während meiner letzten Studentenzeit in Kiel kennen. Wir waren dort derzeit eine kleine übermüthige und zersetzungslustige Schaar beisammen, die geneigt war, möglichst wenig gelten zu lassen; aber vor diesem Buche machten wir unwillkürlich Halt. Da war Tiefe und Grazie, deutsche Innigkeit verschmolzen oft mit antiker Plastik, der rhythmisch bewegte Zug des Liedes und doch ein klar umrissenes Bild darin; die idyllischen, vom anmuthigsten Humor getragenen Stücke der Sammlung von farbigster Gegenständlichkeit und doch vom Erdboden losgelöst und in die reine Luft der Poesie hinaufgehoben. „Mich kann nichts so gefangen nehmen, als solche Ergüsse, die uns jählings umwogen und aus jedem Fleck der Erde eine Insel machen, von der man ungern wieder scheidet;" schreibt kurz vor dem Erscheinen der Gedichte Mörike's vertrautester Jugendfreund Ludwig Bauer in seinen unten zu erwähnenden Briefen; und wir waren in ähnlicher Weise von diesen Dichtungen getroffen. In dem später (Kiel, 1843) von uns herausgegebenen jugendlichen „Liederbuche dreier Freunde" findet sich aus jener Zeit unter der Ueberschrift „Eduard Mörike" ein Sonett von Th. Mommsen:

Vorüber fluthen stolz des Elbstroms Wellen,
Die Schiffe tragend mit dem goldnen Horte —
Der Reichthum wohnt hier wohl am weiten Porte;
Allein der Friede weilet bei den Quellen.

So will der Strom der Dichtung auch sich schwellen
Und weiter strebt er von der stillen Pforte,
Wo Blumen wuchsen am verborgnen Orte,
Und wo am Waldsaum gaukelten Libellen.

Ach! Wir sind oft anmuthig, oft erhaben;
Allein Gervinus stellt uns zu der Prose,
Und Recht behält er, sind wir erst begraben.

Da fand ich in dem eignen Bett von Moose,
Erblühend im geheimsten Thal von Schwaben
Des reichen Liedersommers letzte Rose.

Man sah durch diese Gedichte wie durch Zaubergläser in das Leben des Dichters selbst hinein, das zwar auf einem kleinen Erdenfleck beschränkt, aber dafür mit diesem auch desto inniger vertraut und überdies mit einem phantastischen Märchenduft umgeben war, der bei aller anmuthigen Fremdheit dennoch dem Boden der Heimath zu entsteigen schien, und aus dem die bald zarten, bald grotesken Gestalten,

Die sel'gen Feen,
Die im Sternensaal
Beim Sphärenklang und fleißig mit Gesang
Die goldnen Spindeln hin und wieder drehn,

wie der gespenstische Feuerreiter mit seiner rothen Mütze bis zur sinnlichen Deutlichkeit hervortreten. Diese Poesie erregte, wie von E. Kuh in seinem schönen „Gedenkblatt“ treffend bemerkt ist, ganz von selber den Wunsch, die besonnten Rebhügel, die heimlichen Waldplätze oder stillen Dorfseiten aufzusuchen, denen sie entstammt ist; noch lieber, in Dichters Pfarrgarten einzutreten und bei ihm selber anzusprechen. Aber freilich dazu fehlte mir derzeit auch das bescheidenste Legitimationspapier.

Nach den Gedichten lasen wir auch die Novelle „Maler Nolten“, und trotz der mystischen Zwiespaltigkeit der Dichtung und des Mangels befriedigender Lösung der darin angeregten Conflicte, welches Beides auch einem jugendlichen Leser nicht leicht entgehen kann, waren wir doch darüber einig, daß der Dichter, wie sein Freund Bauer gleich nach dem Erscheinen des Buches schreibt, „seinen Nolten aus dem dämmernden Brunnenstübchen hervorgeholt habe, wo Kunst und Natur als nachbarliche Quellen rauschen;“ ja, daß in einzelnen Partien vielleicht das Höchste geleistet sei, was überall der Kunst erreichbar ist. Noch entsinne ich mich, wie ich eines Tages beim Eintritt in mein Zimmer einen unserer Genossen, einen eifrigen Juristen, mit feuchten Augen vor meinem Clavier auf einem Stuhle hängend fand; in der einen Hand hatte er das Heft der von Mörike selbst geschätzten Compositionen von Hetsch, welche damals dem Buche beigegeben waren; mit der anderen suchte er unter Heraufbeschwörung seiner vergessenen Notenkenntniß auf den Tasten sich Agnesens Lied zusammen:

Rosenzeit, wie schnell vorbei
Bist du doch gegangen!

Leider verfiel ich, da ich nach abgelegtem Staatsexamen in meiner Vaterstadt seßhaft geworden war, in den seltsamen Irrthum, meine Begeisterung auch bei allen anderen Menschen vorauszusetzen; derart, daß ich den „Nolten“ der Lesegesellschaft unserer „Harmonie“ höchst dringend anempfahl. Das Buch wurde auch angeschafft; aber — ich konnte mich bald kaum noch irgendwo sehen lassen, ohne ein mitleidiges Kopfschütteln der rüstigen Geschäftsleute und Beamten dafür einzucassiren. Ich hatte mich von vorn herein um allen Credit gebracht. — Setzte es doch sogar einen Schriftsteller, wie A. v. Sternberg, mit dem ich in den fünfziger Jahren zusammentraf, in Erstaunen, daß ich Mörike überhaupt eine Bedeutung einräumen wollte. Er hatte zur Zeit, da dieser an seinem Nolten arbeitete, ihn persönlich kennen lernen, wußte von ihm aber nur mit herablassendem Lächeln zu erzählen, wie Mörike ihn eines Tages gefragt habe, ob er wohl auch eine Gräfin könne Staub wischen lassen, worauf er ihn dann beschieden, ja wenn es grad' nicht nöthig sei, da könne auch wohl einmal eine Gräfin zum Staubtuch greifen. — Die Stelle findet sich übrigens Bd. I. S. 225 im Nolten, und wird von Vischer in seinen „Kritischen Gängen“ gegen einen Recensenten vertheidigt, da der Vorgang als ein ungewöhnlicher psychologisch motivirt sei.

Und hier stehen wir vor der Frage: woher kommt es, daß Mörike selbst in Betreff der Gedichte noch heute ein so kleines Publicum hat? — Der gänzliche Mangel der flüssigen Phrase und jener aus der Alltäglichkeit der Anschauungen hervorgehenden bequemen Verständlichkeit schließt allerdings bei unserem Dichter den größten Theil der Jugend, insbesondere der jugendlichen Frauenwelt von vorn herein aus; abgesehen davon, daß die Stoffe vielfach jenseits des gewöhnlichen Gesichts-

kreises dieses Alters und Geschlechtes liegen. Aber auch reifere Frauen oder Männer, denen man sonst wohl etwas zumuthen kann, wissen oft sich nicht hineinzufinden.

Ich möchte Nachstehendes hervorheben. Einmal hat das Phantastische, das bei Mörike überall hindurch spielt, gegenwärtig überhaupt wenige Liebhaber; hier aber hat es noch dazu in mehreren Gedichten — so in der, allerdings köstlichen, 16 Seiten einnehmenden Erzählung vom „sicheren Mann“ — eine mythische Welt zur Voraussetzung, die nur dem Dichter selbst und seinem engeren Kreise bekannt war. Als Tübinger Studenten auf einsamen Spaziergängen oder in einem fremden Gartenhause auf dem Oesterberge, wo sie sich heimlicher und nächtlicher Weise einnisteten, erschufen Mörike und Bauer diese Welt, die irgendwo im stillen Ocean liegende Insel Orplid mit der Hauptstadt gleiches Namens und ihrer Schutzgöttin Weyla, deren auf und über der Erde spielende Geschichte bis ins Einzelne von ihnen ausgebaut wurde. Bauer schrieb später auf Grund dieser Erfindungen seine Dramen: „Der heimliche Maluff“ und „Orplid's letzte Tage“; Mörike die in den Nolten aufgenommene Scene „Der letzte König von Orplid“. Die in letzterer enthaltenen und dieser Mythenwelt entsprungenen kleineren Gedichte: „Gesang Weyla's“, „Gesang zu Zweien in der Nacht“, „Elfenlied“, „Die Geister am Mummelsee“, sind dann auch, und freilich mit vollem Rechte, in die Sammlung der Gedichte übergegangen, aber sie beruhen sämmtlich auf unbekannten oder ungewohnten Voraussetzungen. Weniger noch als mit diesen und dem „sicheren Mann“ werden manche Leser mit dem gleichfalls dem Nolten entnommenen Cyklus „Peregrina“ anzustellen wissen; die reizende Gestalt des Wundermädchens ist wie ein Irrlicht, von dem wir nicht wissen, ob wir es wirklich sehen oder ob es nur ein Bild der eigenen Phantasie vor unseren Augen spielt.

Es kommt noch ein Anderes hinzu. Insbesondere die Idyllen, die einen großen und köstlichen Theil der Sammlung ausmachen, haben in ihrer Vortragsweise, in Ausdruck und Redewendung etwas, das der antiken Dichtung abgelauscht und das, so fein und anmuthig es sich der heimischen Weise einfügt, denen, die keine classische Schulbildung hinter sich haben, nicht sofort geläufig sein mag. Wie es bei der Persönlichkeit dieses Dichters nicht anders sein konnte, die Welt seiner Studien verschmilzt sich mit seiner eigenen; der Verfasser schnupft zwar nicht, aber unleugbar ist es, daß er Lateinisch und vortrefflich Griechisch kann; und das von ihm verspottete „Schulschmäcklein“ kommt hie und da, wenn auch in stets graciöser oder bewußt humoristischer Weise, in seinen eigenen Gedichten zur Erscheinung.

Das Alles sollte freilich die ernsteren Leser nicht veranlassen, das unvergleichliche Buch nach dem ersten Einblick ungelesen zur Seite zu legen; gleichwohl vermag ich nach eigener Erfahrung, trotz meiner vielfachen Bemühungen dafür, eine Vergrößerung der Mörike-Gemeinde nicht zu verzeichnen. Scheint doch auch, nach dem eingeklebten Titelblatt, die letzte, sechste Auflage der Gedichte nur eine maskirte fünfte zu sein.

Nachdem von Mörike bereits 1846 die „Idylle vom Bodensee“ und 1848 die zweite Auflage der „Gedichte“ erschienen war, ließ auch ich ein wenig bemerktes Buch „Sommergeschichten und Lieder“ in die Welt gehen, worin eine Auswahl meiner Gedichte und meine ersten Prosadichtungen zusammengestellt waren. Mit diesem in der Hand, wagte ich es bei Mörike, wenigstens aus der Ferne, anzuklopfen; im November 1850 schickte ich es ihm und schrieb ihm dabei von seinen norddeutschen Freunden und meiner dauernden Liebe zu seiner Dichtung, den Ausspruch eines heiteren Genossen nicht verschweigend:

Die echten Lieder halten aus in Sommern und in Wintern;
Sie haben aber Kopf und Fuß, dazu auch einen H—.

Es vergingen ein paar Jahre, ohne daß ich über die Aufnahme meiner Sendung etwas erfahren hätte. — Dann im Mai 1853 erhielt ich aus Stuttgart das eben erschienene „Hutzelmännlein“, das die Perle der von dem Dichter erfundenen Sage von der schönen Lau enthält, zugleich mit dem herzlichsten Schreiben, das mir diesen Frühlingstag zu einem der schönsten meines Lebens machte. Was mir später von Oesterreich aus entgegengekommen ist,

schrieb mir schon derzeit Mörike: „Höchst angenehm frappirt hat mich die große Aehnlichkeit Ihres Nordens mit unserer süddeutschen Gefühls- und Anschauungsweise“; und näher dann auf den Inhalt meines Büchleins eingehend: „Ihre Neigung zum Stillleben thut gegenüber dem verwürzten Wesen der Modeliteratur außerordentlich wohl. Der alte Gartensaal, der Marthe Stube und so fort sind mir wie altvertraute Orte, nach denen man sich manche Stunde sehnen kann.“ — — — „Das (Gedicht) von den Katzen wußte ich bald auswendig und habe Manchen schon damit ergötzt. Von wem ist das? frug ich unlängst einen Freund. Nu, sagte er lächelnd, als wenn es sich von selbst verstünde — von dir! Die Zuversichtlichkeit des schmeichelhaften Urtheils hat mich natürlich nicht wenig gaudirt.“ — Mörike wird sich bei dieser freundlichen Aeußerung freilich wohl bewußt gewesen sein, daß dies Gedicht, wenn es auch nicht von ihm herrührt, schwerlich so entstanden sein würde, wenn der Verfasser nicht fleißig bei ihm in die Schule gegangen wäre. Schließlich wünschte er eine Andeutung meiner äußerlichen Existenz; das Eine wolle mich zum Arzt, das Andere zum Prediger machen.

Ich ließ mich selbstverständlich nicht vergebens bitten.

Später, in den Jahren, die ich während der Dänenherrschaft in dem großen Militär-Casino Potsdam verlebte, sandte ich ihm das aus unserem Berliner Kreise hervorgegangene belletristische Jahrbuch „Argo“. Ich sammelte damals für ein Album zum Geburtstage meiner Frau Erinnerungsblätter aus der Heimath und handschriftliche Gedichte von mir bekannten Verfassern. Kugler hatte mir sein „An der Saale hellem Strande“ schreiben müssen; von Eichendorff, mit dem ich in des Letzeren gastfreiem Hause — „am ewigen Heerd“ — im Freundes- und Frauenkranze einen heiteren Tag verlebt hatte, erhielt ich das: „Möcht' wissen, was sie schlagen, so tief in der Nacht“; nun bat ich auch Mörike um sein „Früh, wenn die Hähne kräh'n“.

Und rechtzeitig im April 1854 langte zur Antwort eine reiche Sendung bei mir an; dem ausführlichen Briefe war außer dem gewünschten Autograph und einem desgleichen von Kerner mit dem charakteristischen Datum „Weinsberg im unglücklichen April 1854“ — er hatte damals eben sein „Rickele“ verloren — eine werthvolle Gabe beigeschlossen: „Ludwig Bauer's Schriften; nach seinem Tode in einer Auswahl herausgegeben von seinen Freunden.“ Das Buch ist ohne Angabe eines Verlegers 1847 zu Stuttgart erschienen. Mörike's Frau, Gretchen, geb. v. Speth, auf welche, wie der Dichter mir verrathen und ich wohl weiter ausplaudern darf, sich die in seiner Sammlung befindlichen Gedichte „Ach muß der Gram“, „O Vogel, es ist aus mit dir“, „An Elise“, „Wehet, wehet liebe Morgenwinde“ beziehen, hatte es mit einer Widmung an die „Freunde in Schleswig“ begleitet. Er selbst schrieb dazu: „Sie werden den herrlichen Menschen bald darin erkennen. Was die vorangedruckten Briefe betrifft (an deren Auswahl ich natürlich einen Antheil habe) — wenn Sie im Stande wären, Alles gehörig abzurechnen, was jugendliche Freundschaft nach der ihr eigenen Uebertreibung Gutes an ihrem Gegenstande findet, so könnte es mir schon lieb sein, daß Ihnen ein Stück Leben von mir und meinem Kreis damit vorgelegt wird.“

Und in der That sind diese Briefe Allen zu empfehlen, denen daran liegt, den Jugendspuren unseres Dichters nachzugehen. Man sieht die beiden Freunde in die Sommernacht hinausschwärmen, und sich auf einsamen Berghöhen und Waldplätzen zu künftigen Werken begeistern; von Mörike erfahren wir (1824), daß er ein Trauerspiel vollendet, aber dann verbrannt habe, weil es nicht die ganze Höhe seiner Idee erreichte. Ueberall aber zeigt sich die beiden Freunden gemeinsame Neigung zum Phantastischen und Geheimnißvollen; noch als Pfarrer zu Ernsbach macht Bauer den Vorschlag, sich für Tag' und Nächte in dem verödeten Schloß zu Ingelfingen einzuquartieren, „in einem Zimmer, wo, wenn man allein ist, man sich zu Tode bängeln kann.“ Es ist, als ob die jungen Dichter aus der Einsamkeit in der Natur, aus der Stille der Nacht die Offenbarung der Poesie erwarteten; und die „Felsenglocke Orplid's, von welcher nur die Gazellen geweckt werden, seitdem die Gassen der heiligen Stadt ver-

ödet sind", klingt überall hindurch. Hie und da in diesen Briefen wird uns, als läsen wir ein Gedicht von Mörike selbst.

Zwischen den Blättern dieses so willkommenen Buches fand sich überdies die Nummer einer würtembergischen Kirchen-Zeitung mit dem ersten Abdruck des trefflichen „Thurmhahns", worüber Mörike mittheilte, daß er als Pfarrer zu Cleversulzbach aus Anlaß einer Kirchenreparatur solch' ein altes Inventarienstück zu sich genommen habe, während das Ganze unter Sehnsucht nach dem ländlich pfarrlichen Leben entstanden sei.

Auch die Silhouetten des Dichters, seiner Frau und seiner Schwester Clara, der beständigen Genossin seines Lebens, waren beigefügt.

In seiner liebenswürdigen und bescheidenen Weise gab Mörike dem jüngeren Freunde über die Entstehung einzelner seiner größeren Dichtungen Auskunft; in Betreff seines „Nolten" schrieb er: „Verschiedene Partien im ersten Theil desselben sind mir selbst widerwärtig und fordern eine Umarbeitung. Was denken Sie deshalb für den Fall einer zweiten Auflage? Ich möchte Sie nicht gern zum zweiten Mal als Corrector unzufrieden machen."

* * *

Im August 1855 wurde mir die Freude, mit meinen Eltern eine Reise in den deutschen Süden zu machen. Das Endziel war Heidelberg, wo mein Vater einst als Student der Rechte zu des alten Thibaut Füßen gesessen hatte, auch mit ihm befreundeten Söhnen eines Hainbundgenossen mitunter von dem alten Johann Heinrich Voß in dem Rebgange seines Gartens war empfangen worden. Ich aber dachte noch ein paar Meilen weiter zu einem lebenden Dichter, nach Stuttgart, wo Mörike derzeit mit seiner jungen Frau und seiner Schwester sein bewegliches Wanderzelt aufgeschlagen hatte. Während nun mein Vater, nur von seinem spanischen Rohre begleitet, in Heidelberg die Stätten seiner Jugend aufsuchte, setzte ich mich auf die Eisenbahn und fuhr nach Stuttgart.

Mörike war nicht im Wartesaal, wie er mir geschrieben hatte. Meine Ankunft war mit einer Literaturstunde zusammengefallen, die er derzeit als Professor am Catharineum zu geben hatte. Als die Menge sich verlaufen, blieb ich mit einem schwarzen Herrn auf dem Perron zurück, der nach dem mir bekannten lithographirten Bilde von Weiß jedenfalls nicht Mörike sein konnte; der aber bald auf mich suchend Umherblickenden zutrat und mir ein mit Bleistift geschriebenes Billet überreichte. „Salve Theodore!" schrieb Mörike, „Negotio publico distentus amicum, ut meo loco te excipiat, mitto carissimum."

Dieser Freund war Wilhelm Hartlaub, dem die erste Auflage der Gedichte gewidmet ist, und der jetzt von seiner Dorfpfarre bei dem Dichter auf Besuch war. „Sie kommen zur glücklichen Stunde;" sagte dieser, als wir durch die Straßen schritten; „der Eduard hat grade etwas fertig, was von überwältigender Schönheit ist." — Die Dichtung, welche er meinte, war die Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag".

In der einfach aber nett eingerichteten Wohnung, freilich mehrere Treppen hoch, wurde ich von Frau und Schwester empfangen. Mörike selbst war noch nicht da; aber während ich mich an einem Glase jungen Weins, noch aus dem Garten zu Mergentheim, nach der heißen Fahrt erquickte, trat auch er herein. Er war damals erst 51 Jahre alt; in seinen Zügen aber war etwas Erschlafftes, um nicht zu sagen Verfallenes, das bei seinem lichtblonden Haar nur um so mehr hervortrat; zugleich ein fast kindlich zarter Ausdruck, als sei das Innerste dieses Mannes von dem Treiben der Welt noch unberührt geblieben.

Er faßte mich an beiden Händen und betrachtete mich mit großer Herzlichkeit. „Gelt, Alte!" sagte er dann zu seiner Frau, „so habe wir ihn uns ungefähr gedacht. Als ich eben da herauf gegangen bin, da hab' ich mir die Stufe angesehen und gedacht, ob wohl der Storm da herüber gestiegen ist?"

Bei den Gesprächen, in die wir bald vertieft waren, offenbarte sich überall der ihm inwohnende Drang, sich Alles, auch das Abstracteste, gegenständlich auszuprägen; die Monaden des Leibnitz erschienen ihm wie Froschlaich; von den kleinen Naturbildern des ihm befreundeten Dich-

ters Karl Mayer sagte er: „Er kann nichts passiren lassen, ohne es auf diese Art gespießt zu haben.“ — Ueber dem Sopha zwischen den Lichtbildern von mir und meiner Frau, die wir als Erwiederung der Silhouetten gesandt hatten, hing eine in Oel gemalte Mondscheinlandschaft; Mörike meinte, es stecke ein Gedicht darin. „Eine Nachtuhr!“ sagte er und zeigte auf einen Felsblock im Vordergrunde des Bildes, über den, vom Mond beleuchtet, ein rieselndes Wasser tropfenweise herabfiel. Aber so viel ich weiß, ist dies schon keimende Gedicht nicht zur Entfaltung gediehen. Wir kamen auf Heine zu sprechen. „Er ist ein Dichter ganz und gar;“ sagte Mörike; „aber nit eine Viertelstund' könnt' ich mit ihm leben wegen der Lüge seines ganzen Wesens.“ — Dagegen fühlte er sich zu Geibel und Heyse, dessen eben erschienene „L'Arrabbiata“ er „eine ganz einzige Perle“ nannte, hingezogen und wünschte sich nur Jugend und Gesundheit, um ihnen recht feurig entgegenkommen zu können; auch von unserer persönlichen Begegnung wünschte er, daß sie in eine frühere Zeit seines Lebens gefallen sei.

Von mir, der ich damals erst im Beginn meiner Prosa-Dichtung stand, hatte Mörike kurz zuvor die kleine Idylle: „Im Sonnenschein“ zugesandt erhalten. „Als ich das gelesen,“ sagte er, „da habe ich gleich gesehen, das ist so mit einem feinen Pinsel ausgeführt; das mußt du Satz für Satz lesen. — Wisse Sie was!“ fuhr er dann fort; „drei Stellen daraus möchte ich auf Porzellan gemalt haben.“ — Er hatte eben nicht Unrecht mit dieser freundlichen Kritik. Dann aber meinte er wieder: „Sie habe das an sich, so leise zu überraschen: Es war eine andere Zeit!“

Ich hatte ihm erzählt, daß mein Vater, ein Müllersohn vom Dorfe, von seiner Jugend her eine Liebhaberei für Vögel habe und noch jetzt mit Behagen dem Treiben der Staare um die ausgehängten Brutkästen zuschaue. Als wir später bei der Besichtigung der Wohnräume in das Zimmer kamen, wo sein erst einige Monate altes Töchterlein in einer Wiege schlief, sagte er mir, daß er diese Liebhaberei meines Vaters theile, und zeigte auf zwei Rothkehlchen, die im Bauer vor dem Fenster standen: „Richtige Gold- und Silberfäde ziehe sie heraus; sie singe so leise, sie wollen das Kind nit wecke.“

In meiner Heimath, wo das Plattdeutsche der Volkssprache sich schärfer von der Schriftsprache scheidet, ist man nicht gewöhnt, einen derartigen Anflug von Dialekt in der Unterhaltung zu hören; auch Mörike's Gedichte, hatte ich sie nun laut oder leise gelesen, waren mir stets nur in meiner eigenen Sprache dagewesen. Nun hörte ich den Dichter selber in behaglichster Weise sich in der Sprache seiner schwäbischen Heimath ergehen, insbesondere beim Mittagstische im Gespräch mit seinem Jugendfreunde Hartlaub. Als ich ihm meine Gedanken darüber kund that, legte er zutraulich die Hand auf meinen Arm und sagte lächelnd: „Wisse Sie was? Ich möcht's doch nit misse.“ — Noch ein Anderes hatte mich stutzen gemacht, ohne daß ich gleicherweise einen traulichen Bescheid darauf bekommen hätte. Es war dies das Tischgebet, das Mörike kurz vor Beginn der Mahlzeit sprach. Ich mußte schweigend darüber nachsinnen, ob das ein Rest des früheren Pfarrlebens sei, oder vielleicht nur einer allgemein schwäbischen Haussitte angehörte; eine solche formulirte Kundgebung wollte mir zu dem Dichter Mörike nicht passen, wenngleich in seinen Gedichten sich nichts findet, das dem Glauben an eine persönliche dem Herzensdrange des Menschen erreichbare Gottheit widerspräche. Die Verse aber:

... Aus Finsternissen hell in mir aufzückt ein Freudenschein:

Sollt ich mit Gott nicht können sein,
So wie ich möchte, Mein und Dein?
Was hielte mich, daß ich's nicht heute werde?

Ein süßes Schrecken geht durch mein Gebein!
Mich wundert, daß es mir ein Wunder sollte sein,
Gott selbst zu eigen haben auf der Erde!

sind erst in der Ausgabe von 1867 veröffentlicht.

Als das Gespräch sich auf das poetische Schaffen überhaupt wandte, meinte Mörike, es müsse nur so viel sein, daß man eine Spur von sich zurücklasse; die Hauptsache aber sei das Leben selbst, das man darüber nicht vergessen dürfe. Er sagte dies fast so, als wolle er damit den jüngeren Genossen warnen. Und daß es nicht ein blos hingeworfenes Wort gewesen, beurkunden seine Gedichte, in denen der In-

halt eines reichen, wenn auch noch so stillen Lebens wie von selber ausgeprägt ist.

Am Nachmittag wurde mir zu Ehren auf nordische Weise der Theetisch hergerichtet; Mörike meinte, o sie kennten das hier auch. Dann schleppte er mir selbst aus seinem Studirstübchen seinen großen Lehnstuhl herbei, und als ich mich hineingesetzt hatte, begann er seinen „Mozart“ vorzulesen. Die noch jugendliche Frau des Dichters ging indessen, wie ein freundlicher Hausgeist, ab und zu; die wirthschaftliche Sorge für die Gäste hatte sie genöthigt, sich dem pantomimisch kundgegebenen Wunsche ihres Mannes, sich mit in unseren Kreis zu setzen, mit dem liebenswürdigsten Ausdruck des Bedauerns zu entziehen. — Mörike las, wie mir damals schien, vortrefflich; jeder Anflug von Dialekt war dabei verschwunden. Auch hier aber hatte ich Gelegenheit zu bemerken, welch' hohe Stellung der Dichter bei seinen Jugendgenossen einnahm und wie sie überall nur das Schönste und Beste von ihm erwarteten. Schon 1823 schreibt Bauer in den erwähnten Briefen an ihn: „Aber dies ist mir lieb, daß nur dann dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen, und die Wünschelruthe meines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt. Die Poesie des Lebens hat sich mir in dir verkörpert, und Alles, was noch gut an mir ist, sehe ich als ein Geschenk von dir an;“ und an einer anderen Stelle: „Du bist mir schon so heilig, wie ein Verstorbener.“ — Der jetzt gegenwärtige Hartlaub folgte der Vorlesung mit einer verehrenden Begeisterung, die er augenscheinlich kaum zurückzuhalten vermochte. Als eine Pause eintrat, rief er mir zu: „Aber, i bitt Sie, ist das nun zum aushalte!“ — Ich selbst freilich war von dieser Meister-Dichtung, in der mir nur eine Partie, die mit den Wasserspielen, weder damals noch später hat lebendig werden wollen, nicht weniger freudig ergriffen. Daß außer einzelnen Gedichten, wie „Erinna an Sappho“ oder „Besuch in der Carthause“, diesem Werke kein weiteres mehr von ähnlicher Bedeutung folgen sollte, ahnten wir damals nicht.

Nach beendeter Vorlesung wandte das Gespräch sich auf den „Maler Nolten“, dessen erste Auflage vergriffen war. Der Verleger beabsichtigte eine neue; aber Mörike wollte den unveränderten Abdruck nicht gestatten; er hatte schon damals eine Umarbeitung desselben begonnen, welche er trotz der ihm noch vergönnten zwei Decennien nicht vollenden sollte. Es wolle ihm nicht gelingen, bekannte er; er habe sogar das Buch schon einmal vor Ungeduld an die Wand geworfen. — Als wir Anderen ihm dann zuredeten, er möge sich doch lieber neuen Schöpfungen zuwenden, meinte er, es werde doch kein Maler, dem Gelegenheit gegeben sei, ein Bild zu wiederholen, mit Bewußtsein dieselben Verzeichnungen wieder hineinmalen. — Und so ist er denn fortgefahren, Zeit und Kräfte an dem ihm fremd gewordenen Werke zu erschöpfen.

Durch die Erwähnung Kerner's, den aufzusuchen mir leider, trotz Mörike's dringender Empfehlung, der einmal festgestellte Reiseplan verwehrte, geriethen wir in das nicht nur in Schwaben leicht aufzuritzende Reich der Geister. Mörike, der die Sache ernst nahm, behielt sich vor, mir bei besserer Gelegenheit brieflich desfallsige Mittheilungen aus seinem eigenen Leben zu machen. Aber bekanntlich war er kein zu starker Briefschreiber; erst viele Jahre nachher durch einen meiner Söhne, der ihn als Tübinger Student mehrfach in seinem derzeitigen Wohnorte Nürtingen besuchte, habe ich etwas von diesen Vorgängen erfahren, welche nach dessen Aussage Mörike ihm mit einer die Nachtruhe gefährdenden Meisterschaft erzählt hatte.

Eine Reihe derselben steht in unmittelbarer Beziehung zu Kerner's seltsamem Buche: „Die Seherin von Prevorst.“ Nachdem nämlich der Dichter nicht lange zuvor mit Mutter und Schwester von seinem Pfarrhause zu Cleversulzbach Besitz genommen, geht er eines Sommernachmittags in sein Weinbergshäuschen hinauf, um dort, wie es komme, ein bischen zu lesen oder zu schlafen. Zufällig hat er unter seinen Büchern die erwähnte „Seherin“ gegriffen und liest darin — die Geschichte steht S. 274 — was einem Pfarrer H. zu C. und dessen Nachfolger S. im Pfarrhause mit einem spukenden Amtsvorgänger Namens R—sch begeg-

net ist. Eben am Eindämmern, fährt es ihm durch den Kopf: „Ganz dieselben Wahrnehmungen hast du ja auch gemacht!“ Die Anfangsbuchstaben der Pfarrer und der nächsten Vorgänger passen ebenfalls; nur der Name des Spukenden ist ihm nicht bekannt. Eiligst begiebt er sich auf sein Studirzimmer und schlägt im Kirchenregister nach; und da steht es! „Rabausch“ hatte der Pfarrer geheißen, der hier vor längerer Zeit gelebt und über den noch allerlei finstere Erzählungen im Schwange gingen. — Von der Zeit an hätten er und seine Hausgenossen die Aeußerungen des Geistes mit Aufmerksamkeit beobachtet.

Diese Hinneigung des Dichters zu einer von der Wirklichkeit getrennten, geheimnißvoll in sich abgeschlossenen Welt ist ein bezeichnender Zug seines Wesens, das überall dahin drängt, sich von der in fluthender Bewegung tosenden Welt des Tages zurückzuziehen.

Bei einem Abendspaziergange durch die Stadt wurde mir die Steinfigur des Hutzelmännleins gezeigt, welche oben an der Ecke eines Hauses hukte; weiterhin trat Mörike in einen Laden und kaufte mir ein paar weiße Kreidestifte, deren ich mich, wie er zu thun pflege, zum bequemen Niederschreiben poetischer Productionen auf eine Schiefertafel bedienen möchte.

Am anderen Vormittage kramte unser Gastfreund allerlei, besonders handschriftliche Raritäten aus: so, trotz seiner Abneigung gegen dessen Persönlichkeit, ein sehr durchcorrigirtes Gedicht von Heine; mehrere von Hölderlin, darunter eines aus der Zeit seines Irrsinns, aber auch ein Concept des schönen Gedichtes „An Heidelberg“; endlich kam ein Blatt mit allerhand colorirten Zeichnungen. So viel ich mich entsinne, sollte es von einem alten Zeichenlehrer aus dem vorigen Jahrhundert stammen; Mörike, der eine mir entfallene Classenbenennung für diese Art von Künstlern gebrauchte, hatte selbstverständlich den Mann nicht gekannt; aber während er auf die verschiedenen altfränkischen Dinge aufmerksam machte, mit denen der Bogen bedeckt war, begann er, leise und behaglich redend, mit dramatischer Lebendigkeit die Figur des alten Herrn in immer deutlicheren Zügen vor uns hinzustellen, so daß ich es zuletzt mit Augen vor mir sah, wie das fettige Zöpflein sich auf dem blanken Rockaufschlage hin und wieder rieb. — Nach einem Gemälde von Orplid, das nach Bauer's Angabe in Mörike's Besitz sein sollte, erkundigte ich mich vergebens; es schien nicht mehr vorhanden. Dagegen sah ich eine Zeichnung, welche den Dichter in seiner früheren Jugend als einen besonders schönen Knaben zeigte. Das lithographirte Bild von Weiß, so viel mir bekannt, das einzige aus den kräftigeren Mannesjahren des Dichters, schien mir nicht ganz ähnlich; auch Mörike selbst meinte das.

Gegen Mittag kamen meine Eltern, mit denen ich am Nachmittag nach Heilbronn und dann anderen Tags den Neckar hinab nach Heidelberg zurückfahren sollte. — Die nordischen Leute schienen Mörike zu gefallen; als wir mit ihm und seiner Schwester einen Spaziergang durch die Stadt und die umliegenden Anlagen machten, faßte Mörike mitten aus der Unterhaltung heraus mich unter den Arm und raunte mir zu: „Aber en passant, Sie habe recht liebe, liebe Eltern!“ Und noch mehrmals kam er darauf zurück: „Ich komme noch nit aus mei Staunen und mei Freud; Sie habe wirklich prächtige Eltern!“

Noch sehe ich ihn mit meinem Vater, den alten Poeten und den alten Advocaten, in aufmerksamer Betrachtung vor der Schiller-Statue stehen; Beide die Hüte in den Nacken gerückt; der Eine mit seinem Regenschirm, der Andere mit seinem spanischen Rohr unter dem Arm. Plötzlich wendet Mörike sich zu mir und sagt mit großer Herzlichkeit: „Wisse Sie was? Ihr Herr Vater hat so was von einem alte Schweizer!“ Dies Compliment, wofür er es ansehen mußte, da ihm die Schweizer nur als ideale Gestalten aus Schiller's Tell bekannt waren, konnte mein Vater unmöglich annehmen. „Ach wat,“ rief er lachend in unserem Plattdeutsch, „ick bün man en Westermöhlner Burjung!“ Möglich, daß das nun wieder Mörike nicht verstanden hat. — Auch meine Mutter zu charakterisiren schien dieser ein freundliches Bedürfniß zu empfinden; sie habe „so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes,“ meinte er.

Aber der Tag verging. Beim Abschiede empfing ich als Gastgeschenk von Frau Gretchen aus der Garderobe des Haus-

töchterchens ein paar gestrickte Schühchen für meine gleichaltrige kleine Tochter, von Mörike für meine Frau eine Art schelmischen Schönheitsdiploms, ein zierlich, jedoch verkehrt auf Glanzcarton gedrucktes Gedicht, wodurch die Adressatin genöthigt wird, damit vor den Spiegel hinzutreten:

„Und was kein Schmeichler ungestraft gewagt,
Ihr eigen Bild hat es ihr nun gesagt."

Er habe, bemerkte Mörike, das Blatt für Agnes Schebest machen lassen, pflege es aber auch wohl an andere würdige Personen zu verabreichen. — In seine Sammlung ist übrigens dies Gedicht nicht aufgenommen.*

Dann verließen wir Stuttgart, und ich habe Mörike nicht wiedergesehen; auch geschrieben hat er mir, außer einem Gruß auf seinem „Mozart", nur noch einmal, da mich ein großes Leid betroffen hatte. Grüße und kleine Sendungen sind noch einzeln hin und wieder gegangen, bis dann der Tod auch dem ein Ende machte.

* * *

E. Höfer hat in einem nach des Dichters Tode erschienenen Aufsatze die Kundigen aufgefordert, zur Herstellung seines wirklichen Bildes beizutragen, mit dem Hinzufügen: denn die Spuren eines so stillen und engen Daseins, die selbst während des Lebens nur von Wenigen bemerkt und beachtet worden sind, pflegen nach dem Tode mit erschreckender Schnelligkeit vollends zu verschwinden.

Möge man denn zu den seitdem veröffentlichten werthvollen Aufzeichnungen von Kuh, Waldmüller, Fr. Notter u. A. die vorstehende als eine, wenn auch bescheidene, Ergänzung gelten lassen. Nichts aber würde uns, nach meiner Ansicht, den Dichter lebendiger vor Augen führen helfen, als, worauf schon Notter hinsichtlich der Correspondenz mit Moritz Schwind hingewiesen hat, die Veröffentlichung einer Auswahl seiner Briefe; denn selten dürfte sich in solchen so die Persönlichkeit des Schreibers ausprägen, und wiederum selten die menschliche und die dichterische Persönlichkeit sich in solchem Grade decken, wie dies bei Mörike der Fall ist.

* Es findet sich vollständig abgedruckt in den Monatsheften; dritte Folge, Bd. VIII, S. 64.

Hoffen wir, daß bei einer zu erwartenden Gesammtausgabe diese Pflicht gegen den Dichter und sein Publicum nicht versäumt werde.

Literarisches.

Karl XII. als König, Krieger und Mensch. Ein Lebensbild von Oskar II. Zweite Auflage. Berlin, J. Imme's Verlag.

Als dritter Sohn des schwedischen Königs geboren, rechnete Oskar nicht auf die schwedische Krone, und unter solchen Umständen füllten wissenschaftliche Beschäftigungen seine Jugend aus. Dichtungen, welche die schwedischen Seehelden verherrlichen, Uebersetzungen Herder's und Goethe's, wissenschaftliche Beschäftigungen lassen ihn jetzt, da er durch unerwartete Umstände auf den schwedischen Thron gelangt ist, als einen Monarchen von ungewöhnlich umfassender intellectueller Ausbildung erscheinen. Auch der hier veröffentlichte Vortrag wird in dieser Rücksicht das Publicum interessiren. Er ward übersetzt zu der Zeit, als der Besuch des nordischen Fürsten in Berlin erwartet wurde. Das Urtheil über Karl XII., welches in der Geschichte so unsicher schwankt, ist hier wohl mehr von schwedischem Patriotismus beeinflußt, als unbefangene Geschichtschreibung billigen kann.

Ausgewählte Werke Friedrich's des Großen. Ins Deutsche übertragen von Heinrich Merkens. Eingeleitet von Dr. F. Franz Wegle. Band II. Zweite Hälfte. 1. Abtheilung. Geschichte des siebenjährigen Krieges (Schluß). Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung.

Mit diesem Bande empfangen wir die Fortsetzung eines Unternehmens, welches wir in diesen Heften seiner Zeit mit Freude begrüßt haben. Die Gedanken Friedrich's des Großen verlieren nichts, indem sie ihres französischen Gewandes entkleidet werden. Weiß man doch, wie Voltaire über das Französisch des Preußenkönigs dachte. Aber sie gewinnen ein weites Publicum, auf das sie Anspruch haben. Die Uebersetzung sucht die Eigenschaften der Schreibweise des großen Königs so genau als möglich zu bewahren, und sie liest sich doch wie ein deutsches Originalwerk. Der vorliegende Band beendet die Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Die vergrabenen und eingemauerten Thongeschirre des Mittelalters.

Von

Ludwig Hänselmann.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19. v. 11. Juni 1870.

Als zu Hannover 1737 bei Abbruch eines Hauses hinter der Marktkirche eine mit Asche und Brandschutt gefüllte Urne ausgegraben wurde, nahmen Christoph Ulrich Grupen und andere heimische Antiquarier sie ohne Weiteres für einen heidnischen Begräbnißtopf und somit für ein Zeugniß zu Gunsten gewisser Vorstellungen, denen der sanctus amor patriae jener Zeit mit Vorliebe nachhing.

„Hieraus," schrieb damals Nicolaus Seeländer in den Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen, „hieraus siehet man das Alterthum von Hannover und daß solches schon vor tausend Jahren, ehe noch der große Kaiser Karl diese Länder besuchet und nebst der christlichen Religion die ordentliche Begrabung der Todten eingeführet hat, bewohnt gewesen sei."

Und dieser Fund war weder der erste noch der letzte, der solche Deutung erfuhr. Sie behauptete ihren Platz fast noch hundert Jahre, bis 1834 Dr. F. W. Wiggert zu Magdeburg den Gegenstand einer kritischen Prüfung unterzog, die all jene Phantasiegewebe grausam zerriß. (Neue Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins für Erforschung des vaterländischen Alterthums, Bd. I, S. 101 ff.) Ziemlich rathlos freilich machte auch Wiggert Halt vor der Frage: was nun? Seitdem ist der Betrachtung ein ungleich reicheres Material zugewachsen; ähnliche Funde haben sich vieler Orten wiederholt, und namentlich in Braunschweig ist man während der gesteigerten Bauthätigkeit der letztvergangenen Jahre beinahe täglich auf vergrabenes oder eingemauertes Thongeschirr gestoßen. So mag es denn an der Zeit sein, diese immerhin auffällige Thatsache von Neuem einmal ins Auge zu fassen. Bietet sich auch noch keine in aller Weise befriedigende Lösung, so gelingt es vielleicht doch, die Richtung anzudeuten, von wo mit einiger Wahrscheinlichkeit weitere Aufschlüsse erwartel werden dürfen.

Schon Wiggert wies nach, an welchen Merkmalen sich heidnische Aschenkrüge von den hier in Frage stehenden Gefäßen, die er für Erzeugnisse des Mittelalters erkannte, auf den ersten Blick unterscheiden.

Erstere sammt ihren Beigefäßen, mit Ausnahme der höchst seltenen Stücke fremden Ursprungs, sind ungebrannt und da-

her in der feuchten Erde bröcklich, wennschon sie in freier Luft meist sehr bald und oft zu bedeutender Stärke erharten. Je nach Verschiedenheit des Thons sind sie gelblich, grau oder schwarz, seltener schwarzblau, weiß und ziegelroth, viel häufiger matt als mit Graphit oder einem dunklen Schwarzglanz überzogen, im Bruche, wenigstens nach dessen Mitte hin, mehr oder weniger schwarz und mit Sand- und Quarzkörnern oder mit bindender Asche durchwirkt. Sie sind endlich nicht auf der Scheibe oder doch nur auf einer sehr unvollkommenen, in der Regel vielmehr aus freier Hand, in seltenen Fällen vielleicht mittels einer Form hergestellt und zeigen Verzierungen, die entweder mit der Spitze oder dem Nagel eines Fingers, oder mit einem oft sehr regelmäßig und berechnet aufgesetzten Stempel ein- oder herausgedrückt, oder aber mit der Fläche des Fingers, mit einem Stifte von Holz oder Knochen, mit einem eingekerbten Holze gezogen, oder endlich mit einem spitzen Werkzeuge eingepunktet sind.

Anders die irdenen Gefäße des Mittelalters. Diese sind auf der Scheibe gedreht, von Farbe sowohl außerhalb als auch im Bruche blaugrau, seltener bräunlich; dabei hartgebrannt, zuweilen sehr dünnwandig und meist mit parallelen, oft sehr zahlreichen und dicht an einander schließenden Furchen überzogen, deren äußerste Kanten mitunter sehr scharf sind, was bei heidnischen Urnen fast niemals vorkommt. Zuweilen haben sie eine umgekrämpte und daher sehr dicke Mündung, oft einen kugelichten Boden, so daß sie nur aufrecht stehen, wenn sie unterstützt oder in eine weiche Masse, Sand, Asche oder dergleichen, eingedrückt werden.

Außerdem wies Wiggert darauf hin, daß die mittelalterlichen Gefäße auch in ihren Formen eine ungleich größere Mannigfaltigkeit zeigen als jene älteren. Als Fundorte waren ihm Aecker, wo sie sich ganz oder in Bruchstücken Jahrhunderte hindurch gehalten haben, die Stätten ehemaliger Dörfer, solcher zumal, die schon im 14. Jahrhundert eingegangen sind, die Grundmauern alter Burgen und Kirchen, als ergiebigste aber kellerartige Gewölbe und die Mauern von Kirchen und Klöstern bekannt geworden.

Eine Anzahl solcher Funde führt er des Nähern auf. So zwei kannenartige Gefäße, von denen eins im hohen Chore des Magdeburger Domes und zwar einige Fuß tief in dem aufgeschütteten, vielleicht noch von der Entstehung des jetzigen Gebäudes herrührenden Boden, das andere im Kloster Bergen gefunden ist. Letzteres hat mehrere kurze Füße nach Art unserer Leimtiegel und fünf nach verschiedenen Richtungen gehende Tüllen, welche zuletzt wahrscheinlich zum Ausgießen einer gypsartigen Materie gedient haben, von der sich noch Spuren zeigten. Von drei anderen, ebenfalls noch auf bergischem Grund und Boden gefundenen Gefäßen ist das größte 7 Zoll hoch, in seinem kugelichten Bauche etwa 4½ Zoll weit und oberhalb desselben mit acht Parallelstreifen verziert; das zweite, ähnlich gestaltet, aber nur 6 Zoll hoch und ohne Streifen; das dritte, von 5 Zoll Höhe und 4 Zoll Bauchdurchmesser, steht auf drei kurzen zapfenartigen Füßen. Einen Henkel hat keins. Im Jahre 1710 wurden zu Vendeleben bei Weißensee auf dem Hofe des Vorwerks zwei Gefäße mit je drei kurzen Füßen und kugelichten Böden ausgegraben, die mit Asche und Erde angefüllt waren; neben ihnen fand sich ein messingener Wagebalken, ein kleines Beil, verrostetes Eisen, Holzkohlen, Eisenschlacken, Schaf- und Hühnerknochen. Wiggert setzt diese Fundstücke ins 13., 14. oder 15. Jahrhundert, während in der „Diplomatischen Nachlese" von Schöttgen und Kreysig (Th. I, S. 15 bis 17) Merkwürdigkeiten aus einem heidnischen Grabe darin vermuthet werden. Auch die „Beschreibung einer in den Jahren 1826 und 1827 zu Stendal in der Altmark aufgefundenen alten heidnischen Grabstätte" von Heinrich v. Minutoli (Berlin 1827) berichtigt Wiggert, indem er aus dem schwarzgrauen Thon, der durch ungleiches Brennen bald mehr bald weniger grau oder bräunlich angelaufen ist, aus der Festigkeit der Masse, aus der kugelichten Bauchform, aus dem im Verhältniß zum oberen Rande weit geöffneten, stark umgekrämpten und zum Theil mit zahlreichen Parallelstreifen versehenen Halse, sowie endlich aus der Art, wie die dort gefundenen Gefäße aufgestellt waren, deren mittelalterlichen Ursprung erweist. Die Fundstätte war ein kellerartiges Gewölbe

unter einem städtischen Wohnhause, in Mauersteinen aufgeführt; darin ein stark geschwärzter Feuerherd, an der Giebelseite ein Gitterfenster. Hier standen die Gefäße, 75 an Zahl, mit der Mündung nach unten auf Bohlen von Eichenholz in Sand eingedrückt, in regelmäßigen Reihen, deren eine sich dadurch auszeichnete, daß auf dem — wie schon bemerkt, nach oben gekehrten — Boden jedes Gefäßes ein verrostetes eisernes Kreuz lag; bei ihrer Erhebung floß Wasser heraus, mit Knochen und Asche vermischt. Neben ihnen fand man einen messingenen Zapfhahn und etliche Ribbenknochen. Zu dem nämlichen Schlusse gelangt Wiggert in Betreff des vom Pastor P. W. Behrends in der Neuhaldensleben'schen Kreischronik (Neuhaldensleben 1824, I, S. 11) beschriebenen Fundes. In einem Gehöfte der vormals zu den Besitzungen der Herren von Santersleben gehörigen Stadt Neuhaldensleben wurde im August 1823 ein Urnenlager entdeckt. Es lag etwa 4 Fuß unter dem jetzigen Boden, hatte eine Grundlage von versteintem Gußkalk und war mit Gemäuer eingefaßt. Vierzig bis fünfzig große und kleine Urnen, eisenfarbig, von einfacher, unten gerundeter Form und mit geränderten breiten Oeffnungen standen hier in drei und zwei Reihen, umgekehrt, d. i. die Oeffnungen nach unten. Die Zwischenräume waren mit jenem beinahe in Stein verwandelten Kalk ausgegossen und das Ganze mit einem Backsteinpflaster bedeckt. In den Urnen befand sich grober Kiessand, in einer auch Spuren von Asche. Während nun Behrends vermuthete, die Dynasten von Haldensleben hätten nach Annahme des Christenthums dergestalt die Asche ihrer heidnischen Vorfahren „auf eine den Ansichten ihrer Zeit gemäßere Art" beerdigt, setzt Wiggert diese eingekalkte Topfschicht in die Zeiten des 13. bis 15. Jahrhunderts, findet darin allerdings aber etwas „bis jetzt Unerklärbares". Ferner berichtete die „Zeitung für die elegante Welt" 1823 Nr. 164: „Bei der Ausbringung eines ziemlich tiefen Brunnens im Hofe des Georgshospitales vor Helmstedt traf man (1823) im Grunde auf eine Lage mächtiger Steine, räumte sie hinweg und fand darunter zwölf thönerne Gefäße von alterthümlicher Form, aber sämmtlich leer. Einige davon waren unten bauchig, mit zehn (?) Füßen versehen und außen gerippt, am oberen engeren, mit einem Henkel und einer Tülle versehenen Theile aber geringelt, aus schwarzem Schieferthon wie häufig die Urnen; ein anderes, ziemlich kugelrundes, aus bläulichem Thon, alle aber mittels eines schwarzglänzenden Ueberzuges von Wasserblei glasirt. Es hat schon längst die Sage gegeben, daß in der Gegend, wo man jetzt diese Gefäße entdeckt hat, die zwölf Apostel vergraben seien, und Mancher, der geglaubt, sie seien von Silber, hat hier und da, aber vergebens, nachgegraben. Wahrscheinlich also (?) sind es den zwölf Aposteln geheiligte Votivgefäße, welche die in der besagten Vorstadt seit alten Zeiten wohnhaften Töpfer bei der ersten Anlage des Brunnens gleichsam wie unter einen Grundstein eingesenkt haben. Aus sehr rohen Zeiten der Töpferkunst rührt die Arbeit her." Wiggert giebt zu, die letzte Aeußerung des Berichterstatters, sofern sie etwa auf eine dicke grobe Masse der Gefäße ziele (?), hauptsächlich aber der erwähnte schwarzglänzende Ueberzug von Wasserblei könnte allenfalls für deren heidnischen Ursprung sprechen; andererseits jedoch macht er geltend, daß alsdann angenommen werden müßte, sie seien bei Anlage des Brunnens etwa in einer oberen Erdschicht gefunden und hernach in der Tiefe wieder eingegraben, was doch wenig wahrscheinlich; auch erkennt er — abgesehen von jener unverbürgten christlichen Sage — namentlich in dem bläulichen Thone des einen Gefäßes, sowie in den Füßen und der Tülle Merkmale einer späteren Zeit. Gegen den vorchristlichen Ursprung ähnlicher Funde, z. B. unter einem abgebrochenen Hause in Neubrandenburg, bei Lüchow im Lüneburgischen und am Rathhause zu Liegnitz, erweckt ihm der Umstand Zweifel, daß sie an bewohnt gewesenen oder noch bewohnten Orten gemacht sind. Die Beobachtung endlich, daß mehrere solcher Fundstätten im Bezirke frommer Stiftungen gelegen sind, drängt ihm die Frage auf: „Sollte, wo sich solche Gefäße in größerer Menge zeigen, eine heilige Stätte gewesen, sollten sie bei der Weihe des Platzes gebraucht worden sein?" Seine Hoffnung ist schließlich, daß die glückliche Entdeckung irgend einer bezüglichen Schrift-

stelle des Mittelsalters mehr Licht über die Dunkelheiten des Gegenstandes verbreiten werde.

Weiterhin dann fährt Wiggert fort: „Wenn nun schon diese Gefäße in der Erde uns räthselhaft bleiben, so sind es fast noch mehr die hin und wieder vorkommenden Nachrichten von Urnen in und an Kirchen.“ Auch hierfür stellt er einige Beispiele zusammen. Bei Abbruch der alten Kirche bei Edersleben zu Sangerhausen wurden in der Mauer oben rechts vom Altar fünf Urnen entdeckt, die den in der Erde gefundenen ganz gleich waren. Der Berichterstatter (im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ 1833, S. 190) stellt die Hypothese auf, diese Kirche rühre aus der Zeit des heiligen Bonifacius her, und ihr Gründer habe hier an geweihter Stätte die Gebeine (!) heidnischer Vorfahren beigesetzt. Wiggert verweist dem gegenüber auf Durandi rationale divinorum officiorum, wo es I, 5, § 14 ausdrücklich heißt: In coemeterio Christianorum non nisi baptizatus sepeliri debet. Auch in der Giebelmauer der alten Klosterkirche zu Marienstuhl vor Egeln fand man ungefähr achtzehn irdene Gefäße eingemauert, und zwar so, daß von unten nur ihre runden Mündungen zu sehen waren. Auch sie waren von der blaugrauen Masse des Mittelalters, nach oben mit dicht bei einander liegenden, ringsumlaufenden Streifen bedeckt, von $^1/_2$ bis 1 Fuß Bauchdurchmesser, aber ohne dicken Rand und leer. In gleicher Weise, die Oeffnungen ebenfalls in der Mauer sichtbar, waren auch Gefäße im Innern der Kirche zu Plötzky bei Gommern unter dem Dachgesimse eingemauert (Thorschmidt, Antiquitates Plocenses, Leipzig 1725, S. 15). Ebenso hat man 1828 bei Abbruch des Barfüßerklosters zu Halle auf der Stätte des jetzigen Universitätsgebäudes mehrere der Kugelform sich nähernde Gefäße eingemauert gefunden. Wiggert gesteht, über den Zweck dieser Töpfe völlig im Unklaren zu sein, hält selbige jedoch weder für Aschenurnen noch für Reliquienbehälter, noch auch für Mittel zur Verstärkung des Schalles — letzteres unter Berufung auf die Vorschrift Vitruv's (De architectura 5, 5): Vasa aerea — collocentur ita, ut nullum parietem tangant circaque habeant locum vacuum etc. Aufschluß erwartet er wiederum nur von einem schriftlichen Zeugniß. In Erwägung, daß diese Töpfe in den Mauern alter Klosterkirchen saßen, von denen die zu Plötzky 1270, die zu Egeln 1262, die zu Halle muthmaßlich kurz vor 1300 entstanden ist, räth er, auch in anderen Klosterkirchen aus jener Zeit und namentlich denen der Cisterzienser nachzuforschen, ob dort nicht die nämliche Erscheinung und vielleicht auch irgend welche Ueberlieferung nachzuweisen, die den wahren Zusammenhang der Sache erkennen ließe.

So weit hatte Wiggert die Untersuchung gefördert. Seine Ausführungen sind, so viel ich weiß, nur auf einen Widerspruch gestoßen: L. von Ledebur in der Beschreibung des Museums vaterländischer Alterthümer in Berlin (Berlin 1838, S. 134) nahm den Fund zu Stendal als germanisch in Anspruch. Mit geringem Glück freilich, da die beigegebene Abbildung (Taf. III des genannten Buches unter Nr. I, 60) allein schon genügen würde, ihn gründlich zu schlagen. Andere Kenner — man vergleiche die Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde, Bd. II, B. S. 34 — zollten der Arbeit Wiggert's anerkennende Zustimmung, und in der Hauptsache ist dieselbe seitdem bei Beurtheilung der meisten ähnlichen Funde maßgebend gewesen und probehaltig befunden. Immerhin jedoch werden einzelne ihrer Ergebnisse nunmehr zu berichtigen, näher zu bestimmen und weiterzuführen sein.

Zunächst muß anerkannt werden, daß einige der von Wiggert für die mittelalterlichen Gefäße aufgestellten Kriterien auch bei heidnischen Aschenurnen vorkommen. Schon 1840, im 5. Bande der Mecklenburgischen Jahrbücher, B. S. 73, sprach Pastor Sponholz die Vermuthung aus, daß die äußerst fest gebrannten altmittelalterlichen Töpfe aus feingeschlämmtem blaugrauen Thon, deren Scherben auf einem Wendenkirchhofe in der Nähe von Neubrandenburg zu Tage gefördert waren, in den letzten Zeiten des wendischen Heidenthums wohl auch als Aschenurnen benutzt sein könnten. Freilich zeigen diese Scherben der blaugrauen Hauptmasse noch Kiessand beigemengt, was Pastor Sponholz als Merkmal einer Uebergangstechnik geltend macht. Ent-

scheidender sind die im December 1862 auf dem Engesoder Berge bei Hannover gefundenen Gefäße, welche aus schwarzgrauem Thon, von kugelichter Bodenform, mit Reifen verziert, auf der Drehscheibe verfertigt und gut gebrannt, bei alledem aber ganz unzweifelhaft heidnischen Ursprungs sind, indem darin außer Knochenresten auch Armbänder und Schmucknadeln von Bronze mit edlem Rost überzogen, daneben Eisengeräth, Schmuckgegenstände und eine Speerspitze zum Vorschein kamen. Nach der der Beschreibung Dr. J. H. Müller's (in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1863, S. 377) beigefügten Abbildung waren mehrere dieser Urnen mit Deckeln von der Form der Unterschale unserer Blumentöpfe geschlossen, wie deren auch das städtische Museum in Braunschweig besitzt, die hier neuerdings in Häuserfundamenten gefunden und entschieden mittelalterlichen Ursprungs sind. Ob der Bruch der Engesoder Gefäße auch eingemengten Kiessand zeigt, wie er sich in germanischen Urnen fast durchgehends findet, ob die Hauptmasse mit feingeschlämmtem Thon überzogen und nach germanischer Art mit Graphit oder durch Rauch geschwärzt, ob ihre Farbe jenes bläuliche Schwarz der mittelalterlichen Geschirre ist: über diese Punkte giebt die vorliegende Beschreibung keine Auskunft. Wie aber dem Allem auch sei, keinesfalls könnte mehr daraus gefolgert werden, als daß die kugelrunde Bodenform und die reifenartige Horizontalverzierung der mittelalterlichen Thongefäße, sowie die Anwendung der Drehscheibe und des Töpferofens bis in die vorchristliche Zeit hinaufreicht. Ueber die Eisenepoche hinaus, der der Engesoder Fund angehört, sind dafür allerdings noch keine Belege vorhanden.

In Betreff der Fundstätten sodann ist der Bericht Wiggert's einigermaßen zu ergänzen. Einmal nämlich finden sich Gefäße der beschriebenen Art nicht nur auf wüsten Dorfstätten, sondern mindestens eben so häufig in noch bestehenden Dörfern, und hier ohne Unterschied auf den Höfen, unter den Hausfundamenten, auf den Dorfstraßen und im freien Felde. Das städtische Museum in Braunschweig besitzt Thongefäße, die theils in Bauerhöfen zu Wendhausen und Hondelage, theils auf der Dorfstraße zu Voigtsdahlum ausgegraben sind. Letztere Fundstätte, welche 1842 entdeckt und zuerst damals, dann wieder im Jahre 1850 ausgebeutet wurde, ergab in einer Tiefe von etwa 4 Fuß zwei Reihen ganz schlichter kugelförmiger Gefäße von grauschwarzem Thon mit weiter Oeffnung und umgekrämptem Rande, augenscheinlich auf der Drehscheibe verfertigt und im Ofen gebrannt. Sie standen in der Richtung von Osten nach Westen, immer je zwei etwa 1 Fuß von einander, sämmtlich umgekehrt mit der Oeffnung am Boden, und enthielten nichts als dessen gelben Sand; an beiden Enden der Doppelreihe fanden sich Spuren vermoderter Eichenblöcke. Herr Hilmar von Strombeck, der diesen Fund (in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, 1864, S. 355) beschrieben hat, hält denselben für germanisch, was den von ihm selber beigebrachten Merkmalen widerstreitet. Aber nicht in Dörfern allein, auch in Städten werden dergleichen Gefäße gefunden, in Braunschweig so häufig und an so verschiedenen Punkten, daß man sich, ehe der Unterschied der vorchristlichen und der mittelalterlichen Töpferei wahrgenommen war, zu dem Schlusse berechtigt glaubte, Braunschweig sei in vorchristlicher Zeit schon eben so ausgedehnt gewesen wie jetzt. Sie kommen vor in den Fundamenten fast jedes in neuerer Zeit abgebrochenen oder im Keller ausgetieften Gebäudes, dessen Ursprung mindestens in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts hinaufreicht. Meistens freilich erst in großer Tiefe, bis zu 16 Fuß unter dem Niveau des heutigen Straßenpflasters. Allein dieser Umstand kann nicht befremden, wenn man bedenkt, wie bedeutend die Grundflächen der Städte nach und nach in die Höhe gewachsen sind: stieß man doch im Gebäude des Collegii Carolini auf dem Bohlwege bei Aushebung der Gießgrube für das Lessingstandbild auf zwei verschiedene, bis zu bedeutender Tiefe hinabreichende alte Knüppeldämme — eine Beobachtung, die sich seitdem bei jeder Canalisirung, bei jeder Anlage von Gas- und Wasserleitungen wiederholt hat. Von da zumeist schreibt sich die reiche Ausbeute her, Dank deren die Sammlungen mittelalterlichen Thongeschirrs im städtischen Museum zu

Braunschweig jetzt eine der umfänglichsten ihrer Art sein dürfte. Aber auch die Fundamente und das Gemäuer von öffentlichen Bauwerken haben dazu beigetragen. Mehrere der hier zusammengebrachten Thongefäße stammen aus den Grundmauern der Hohenthorsbrücke und des vormaligen Hagen-Rathhauses, zwei aus dem Mauerwerk eines Thorthurmes des Fleckens Ihlfeld, andere aus der Brüdern-(Franziskaner-)Kirche und dem Cisterzienserkloster Riddagshausen. Hier, in einem kellerartig ummauerten Raume unter dem Niveau des Hofes, lagen neben mehreren becher- und kannenartigen Gefäßen aus schwarzem Thon, Kruken von braunglasirtem Steingut, wonach denn auch jene Stücke verhältnißmäßig jungen Alters sein dürften. Beim Abbruch der Grundmauern der wahrscheinlich noch von Heinrich dem Löwen herrührenden Paulscapelle bei St. Martini kam außer einem stark verrosteten Eisendolche ein ungefähr 3 Fuß hoher Schmelztiegel von Graphit zu Tage, leider zertrümmert, da die Maurer Schätze darin vermutheten, so daß das städtische Museum nur Bruchstücke aufzuweisen hat. Wichtig aber scheint dieser Fund vornehmlich deswegen, weil er bezeugt, daß der Brauch, Gefäße zu vergraben, sich nicht auf Thongeschirr beschränkt hat.

Auf die große Mannigfaltigkeit der Formen dieses Geschirrs machte ebenfalls schon Wiggert aufmerksam, und auch das städtische Museum zu Braunschweig besitzt ihrer eine große Auswahl. Die häufigste und charakteristischste, man möchte sagen die Grundform aller dieser Gefäße ist die kugelichte mit durchgehends sehr weitem, theils fast senkrecht aufsteigendem, theils in einer schwungvollen Kreislinie ausladendem Halse (siehe Figur 1 und 2.)* Die Höhe des Halses ist sehr verschieden: zuweilen vertritt seine Stelle ein einfacher Reif, wie bei Fig. 3; anderenfalls ist die Halsöffnung entweder scharfkantig (Fig. 1), oder gleichermaßen zu einem Reife umgekrempt (Fig. 2). Einige dieser Kugeltöpfe sind ganz unverziert (Fig. 2), andere tragen als Schmuck eine Reihe wagerechter Parallelstreifen am Halse (Fig. 3). Auf einigen dieser Gefäße hat man als Deckel theils einfache Schieferplatten, theils gebrannte Thonscheiben gefunden, auf deren einer (Fig. 4: das Original besitzt Herr Eisenbahnbaumeister Fuldner in Braunschweig) rings um einen Mittelknopf lanzettförmige Blätter und kammradähnliche Figuren mit Stempeln eingedrückt sind.

Die ursprüngliche Kugelform des Bodens geht dann aber mehrfache Abwandlungen ein. Bald spitzt sie sich unten kegelförmig zu, so daß das Gefäß ohne Stütze umkippt (Fig. 5), bald ist sie unten fast wagerecht abgeplattet (Fig. 6), bald zu einer wirklich wagerechten Bodenplatte eingedrückt (Fig. 7), bald endlich mit drei von innen hervorgedrückten, buckelartigen Ausladungen versehen, die sich als primitive Fußansätze darstellen (s. Fig. 13). Mit dem Auftreten wirklicher Füße, welche

Figur 1.

meist schlicht zapfenförmig und etwa 2 Zoll 4 Linien lang sind, stellt sich wieder die volle Kugelgestalt des Bodens ein, und hinzu kommen alsdann von der Randöffnung bis zum Bauchansatze hinabreichende Henkel (Fig. 8). Auch diese mit Füßen und Henkeln ausgestatteten Gefäße sind theils schlicht, theils mit wagerechten Halsstreifen geschmückt. Alle bisher beschriebenen Gefäße aber, mit Ausnahme vielleicht des hier als Fig. 6 abgebildeten, welches sein flachgerundeter Boden und sein steil ansteigender, wenig ausladender Hals als Becher kennzeichnen dürfte, wird man aller Wahrscheinlichkeit nach für nichts Anderes als Kochgeschirr zu halten haben.

Mit einer wesentlichen Modification der reinen Kugelform giebt sich dann aber eine andere Bestimmung der Gefäße kund. Der Untertheil nimmt die Gestalt einer Fußplatte an, der Hals verengt sich, erhält einen Henkel und biegt sich am Rande

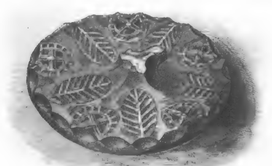
* Die hier beigefügten Abbildungen zeigen, mit Ausnahme von Fig. 4 und 20, ein Sechstel der natürlichen Größe.

zu einer Tülle aus. Damit haben wir die Kanne vor uns, wie solche sich, oberhalb des Bauches mit wagerechten Streifen, am Bauche selbst mit schräg herabgehenden Streifen verziert, in Fig. 9 darstellt. Ein anderes Exemplar (Fig. 10), mit sehr weiter Bauchung, verhältnißmäßig kurzem Halse und sehr großem Henkel, am Halse gestreift, am Rande der Fußplatte mit halbrunden Fingereindrücken verziert, hat keinen Ausguß. Wieder andere Formen zeigt Fig. 11. Die nach ober und unten zugespitzte Kugelform mit

Figur 2.

beschriebenen Fußansätze und am Halse etliche wagerechte Streifen; das dritte, am Untertheile in die Eiform übergehend, ist mit wagerechten Streifen bedeckt. Indem dann aber die weite Halsöffnung bei den ersten beiden viermal, beim dritten fünfmal aus- und wieder eingebogen und so mit vier und fünf Ausgüssen versehen ist, gestalten sich diese drei Gefäße zu Bechern. Gesellt sich endlich solchen mehrfachen Ausgüssen noch ein Henkel, wie bei Fig. 15, 16, 17 und 18, so wird aus dem Becher ein Krug. Der praktische Zweck dieses Tüllenkranzes ist klar: augenscheinlich lassen sich derartige Gefäße gleich bequem nach allen Seiten handhaben. Wird endlich die Kugel unten abgeplattet und in der Mittellinie der Bauchung durchschnitten, so entsteht ein Gefäß, das den Unterschalen unserer Blumentöpfe ähnelt (Fig. 19). Geschirr dieser Art kommt in sehr verschiedener Größe vor, seine Form hingegen zeigt immer nur unerhebliche Abweichungen. Als Deckel von Kugeltöpfen ward es bei dem vorhin erwähnten Enge-

Figur 3.



Figur 4 (1/2 der natürlichen Größe).

ausladender Fußplatte, engem Halse und mäßig geschweiftem Halsrande läßt in ihrer schlanken Gestalt eine Art Flasche erkennen. Eine neue Eigenthümlichkeit kommt dann an den als Fig. 12, 13 und 14 abgebildeten Gefäßen zum Vorschein. Ersteres ist nur 2 Zoll 6 Linien hoch, sein wagerecht gestreifter Bauch unten abgeplattet; das zweite zeigt unten die vorhin

soder Funde beobachtet; daß es außerdem auch, ja vornehmlich, als Schüssel und Teller diente, steht außer Frage.

Urnen und Kannen von den vorbeschriebenen Formen werden auch in kleinster Gestalt, von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll Höhe gefunden. Unter Anderem kam neben größerem Geschirr eine Diminutivkanne von braunglasirtem Thon mit Henkel und Tülle 1864

Figur 5.

beim Abbruch des alten Hoftheaters in Braunschweig zum Vorschein, das auf den Fundamenten des vormaligen Hagen-Rathhauses stand. Stücke dieser Art können kaum etwas Anderes als Kinderspielzeug gewesen sein. Merkwürdig und bis jetzt unerklärt ist ein zehn Fuß tief unter

Figur 6.

einem Hause an der Schuhstraße gefundenes Gebilde von hellrothem Thon (Fig. 20): 4 Zoll hoch, in Leuchterform, an den Ecken ausgefaßt; die Aufsicht des im rechten Winkel ausladenden Obertheils zeigt einen viereckigen Stern; fünf eingebohrte Löcher könnten zur Aufnahme kleiner Kerzen bestimmt gewesen sein, wenn für diesen Zweck ihr Abstand von einander nicht gar zu gering wäre.

Werfen wir nun noch einen Blick auf den Inhalt unserer Gefäße. Sämmtliche Kugeltöpfe des Fundes von Voigtsdahlum waren, wie gesagt, mit der Mündung nach unten gekehrt und mit dem Sande des Bodens der Fundstätte angefüllt. Von den in Braunschweig unter dem Woltersschen Hause an der Gülden- und Echternstraße gefundenen Töpfen standen einige aufrecht, andere ebenfalls umgekehrt; einige waren mit Deckeln geschlossen, andere nicht, einige leer, in anderen entweder gleichfalls Lehm und Sand, oder

Figur 7.

aber Asche und Kohlen, hie und da mit Eischale vermengt. Am Neuenwege stieß man bei Austiefung eines Kellers auf urnenförmige Töpfe, welche mit gänzlich oxydirtem Eisengeräth angefüllt

Figur 8.

waren, darunter noch kenntlich einige Nägel. Dagegen zeigten sich die am Steinwege und im Sacke gefundenen Gefäße wiederum völlig leer. Dann wieder, beim Abbruch der Häuser auf der Nordseite des Altstadtmarktes, kamen außer etlichen leeren Gefäßen auch solche zu Tage, die Kalk, Lehm oder Sand enthielten. Gleiches Ergebniß lieferten die an der Breitenstraße beim Bau des neuen Gymnasiums entdeckten, nur daß in deren einem Asche und ein unversehrter Kalbsknochen

Digitized by Google

war. Von calcinirten Menschenknochen aber in diesen Fällen und in all den zahlreichen anderen nirgend auch nur die mindeste Spur: schon hieraus dürfte abzunehmen sein, was von den meisten jener älteren Berichte zu halten ist, nach denen in Städten und Dörfern so vielfach Aschenurnen gefunden wären. —

Figur 9.

Wie aber erklärt sich nun die immerhin doch verwunderliche Erscheinung, daß im Schooß der Erde gewöhnliches Hausgeschirr in so großer Menge geborgen ist?

Figur 10.

Vorab leuchtet ein, daß unter den beobachteten Fällen nicht ganz wenige sind, denen irgend welche bewußte Absicht überhaupt nicht darf untergelegt werden. Die Kanne, welche Fig. 18 zeigt, wurde bei der Freilegung der städtischen Realschule in Braunschweig an einer Stelle gefunden, die sich mit ziemlicher Sicherheit als eine verschüttete Düngergrube zu erkennen gab; und von gleicher Beschaffenheit scheint die Stelle gewesen zu sein, wo beim Bau der neuen Synagoge auf dem Grundstücke der alten Posthalterei neben hölzernen Tellern und Schüsseln eine größere Anzahl schwarzgrauer, zum Theil zerbrochener Gefäße verschiedener Form zu Tage kam. In Nordhausen fand man Kugeltöpfe von röthlichem Thon 1869 auf dem Hütersberge,

Figur 11.

15 Fuß tief unter einer Gartenfläche, am Grunde zweier in eine Schicht von Kiesel und Gemeng eingeschnittener Spalten, die bis zu 5 Fuß Höhe mit Schlamm gefüllt waren und sonach für alte Wasserrinnen gelten dürfen. (Zeitschrift des Harz-V. f. Gesch. u. Alterthumsk. 1869, Bd. II, S. 175.) Die Vermuthung liegt nahe, daß jene Fundstücke einst beim Wasserschöpfen hineingefallen: hier wie dort also hat man es ohne Zweifel mit solchen zu thun, die als unbrauchbar beseitigt

Figur 12.

oder unabsichtlich verloren gegangen sind. Jenes kellerartige Gewölbe in Stendal sodann mit seinem Feuerherde und Fenster kennzeichnet sich deutlich genug als Küche oder Feuerwerkstatt, und mit ziemlicher Gewißheit darf auch aus der großen Zahl der dort gefundenen Töpfe vermuthet werden, daß man es dort mit einem Geschirrvorrath zu thun hatte,

Digitized by Google

den, so wie er auf Eichenbohlen für den Gebrauch gereiht war, irgend welche Fügung der Nachwelt erhalten hat. Und eine ähnliche Bewandtniß wird es mit dem Riddagshäuser Funde haben.

Eben so faßlich ist ferner bei einigen anderen der aufgeführten Funde ein praktischer Zweck. Das Urnenlager, welches man zu Neuhaldensleben in einem ummauerten Raume 4 Fuß unter einem Backsteinpflaster in Gußkalk eingebettet

Figur 13

fand, hat aller Wahrscheinlichkeit nach als Isolirschicht für den Boden eines unterirdischen Keller- oder Küchenraumes gedient. Vergegenwärtige man sich dann den Befund des Topflagers in Voigtsdahlum. Die in eine Thalmulde hinabsteigende Dorfstraße entlang lagen Kugeltöpfe in einer regelmäßigen Doppelreihe

Figur 14.

mit der Mündung nach unten, zu beiden Seiten Stücke vermoderter Eichenblöcke. Fast unabweislich drängt sich die Annahme auf, daß man es hier mit Resten eines alten, an grundloser Wegstelle erforderlichen Knüppeldammes zu thun habe, deren Hauptträgern eben jene Töpfe als Unterlage dienten.

Bautechnische Zwecke sind insbesondere auch für das über der Erde vermauert gefundene Topfgeschirr in Anspruch genommen. Zwar Topfgewölbe, wie solche vor Zeiten namentlich in Italien hergestellt wurden — ihr berühmtestes Beispiel ist die Kuppel der im 6. Jahrhundert unter Theodorich erbauten Kirche San Vitale in Ravenna — sind meines Wissens in Deutschland nicht nachgewiesen. Eine andere Anwendung aber zeigt der Eschenheimer Thurm zu Frankfurt a. M.: dort sind die Rüstlöcher mit eigenthümlich

Figur 15.

geformten Thonkrügen zugesetzt und mit Mörtel verputzt, um bei künftigen Arbeiten leicht wieder gefunden und geöffnet werden zu können. (Erbkam's Zeitschr. f. Bauwesen, Berlin 1868, Heft 1—2, S.

Figur 16.

74.) Und auch Schallgefäße dieser Art hat man geglaubt nachweisen zu können. Auf der Beobachtung fußend, daß es hin und wieder in Rußland, Schweden, Dänemark, Deutschland und Frankreich Kirchen giebt, deren Mauern und Gewölbe sich mit Töpfen besetzt zeigen, hat Prof. F. W. Unger (in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland Bd. XXXVI, S. 35 ff.) die Vermuthung vorgebracht, aus den antiken

Theatern seien die Vitruvischen Echea zunächst in den byzantinischen Kirchenbau, und von Byzanz weiter, wenn auch ohne rechtes Verständniß, in jene westlicheren Länder übertragen. Wiefern diese Vermuthung haltbar ist (man vergleiche ebend. Bd. XXXVII, S. 67 ff. die Be-

Figur 17.

richtigungen und Zusätze Wieseler's und Cohausen's) und ob sie etwa geeignet, eine befriedigende Erklärung für den Befund in den Kirchen von Edersleben und Plötzky zu liefern, welcher Wiggert räthselhaft geblieben war, darf hier unerörtert bleiben.

Figur 18.

Denn unberührt von allen bis jetzt aufgewiesenen Möglichkeiten bleiben alle die zahlreichen Fälle, die uns hier in erster Linie angehen: daß Thongeschirr aus den Fundamenten mittelalterlicher Gebäude zu Tage kommt. Welches aber war endlich der Zweck, um des willen diese Gefäße dergestalt beigesetzt wurden?

Irren wir nicht, so kam schon Wiggert der Lösung dieser Frage ziemlich nahe, indem er den Brauch aus abergläubischen Beweggründen, aus der Absicht einer Ortsweihe herzuleiten geneigt war. Festere Gestalt hätte seine Vermuthung schon ein Jahr später annehmen können, nachdem (1835) Jakob Grimm's deutsche Mythologie in dem Abschnitte vom „Einmauern" über den räumlich wie zeitlich weit verbreiteten Volksglauben berichtet hatte, daß die Erde, welche die Last eines Baues auf sich dulden soll, gleichsam als Preis für dessen Haltbarkeit ihr Opfer verlange. Ursprünglich wurden als solches lebende Wesen, Thiere und Menschen, dargebracht;

Figur 19.

die mildere Sitte einer späteren Zeit ließ es bei dem Symbol leerer Särge: auf eine Zwischenstufe, die Benutzung von Leichen, deutet möglicher Weise der mit Kindergebein angefüllte kleine Sarg, wel-

Figur 20 ($1/2$ der natürlichen Größe).

cher vor Jahren im Fundamente der Kirche zu Barbeke, eines Baues aus dem 15. Jahrhundert, gefunden wurde. Daß dazu auch andere Gegenstände und insbesondere Thongeschirr gedient hätte, erweist keines der von Grimm beigebrachten Beispiele; doch tritt dafür von anderer Seite ein bisher, wie es scheint, noch nicht be-

achtetes Zeugniß ein. Im vierten Gesange des „Rasenden Roland“ singt Ariost von einem Zauberschlosse in den Pyrenäen, auf dem Atlas seinen Schützling Rudiger gefangen hält, um ihn vor drohender Gefahr zu bergen. Bradamante folgt der Spur des Geliebten; durch die Kraft eines Zauberringes von ihr besiegt, muß Atlas seine Gefangenen freigeben, sein Werk zerstören. Und wie stellt er dies an?

Di su la soglia Atlante un sasso tolle
Di caratteri e strani segni sculto.
Sotto vasi vi son, che chiamano olle,
Che fuman sempre e dentro han foco occulto.
L'incantor le spezza, e a un tratto il colle
Riman deserto, inospite ed inculto:
Nè muro appar, nè torre in alcun lato,
Come se mai castel non vi sia stato.

Nach der Uebersetzung von Hermann Kurz (Stuttg. 1840 I, S. 79):

Die Schwelle ruht auf einem Felsenstollen
Auf dem ein Talisman geschrieben stand.
Gefäße birgt der Stein, man nennt sie Ollen,
Sie rauchen stets von innerlichem Brand.
Zerbrochen läßt er sie zu Boden rollen,
Und öd' auf einmal steht die Felsenwand:
Die Mauern und die Thürme sind verschwunden,
Als hätte nie sich hier ein Schloß befunden.

Offenbar weist auch diese Stelle auf eine Vorstellung hin, welcher Ollen, unter der Schwelle eingesenkt, als Träger eines Bausegens galten, wie solchen in Deutschland z. B. an der Ringmauer des Schlosses Reichenfels ein lebendig eingemauertes Kind wirken sollte: auch hier „bezeichnet die Stelle ein hervorragender Stein; wollte man ihn herausreißen, würde die Mauer alsogleich zusammenstürzen“ (Grimm a. a. O. S. 1095). Und so wird man denn jene Darstellung Ariost's unbedenklich auch zur Deutung des Brauches heranziehen dürfen, von dem all jenes in Fundamenten und Mauern entdeckte Thongeschirr Kunde giebt. Einerlei, ob für Wohnhäuser oder öffentliche Gebäude angewandt — hier wie dort scheint es Mittel und Symbol eines Zaubers gewesen zu sein, der die Haltbarkeit des Baues verbürgte.

Das also dürfte im Allgemeinen als Sinn des Brauches festzuhalten sein. Im Einzelnen freilich bleibt Manches noch dunkel. Was vor Allem befremdet, ist die große Mannigfaltigkeit des Inhalts unserer Gefäße und die Abweichungen in der Art und Weise ihrer Aufstellung. Sieht man an, wie sie bald aufrecht bald umgestülpt, bald offen bald verdeckt, bald leer bald mit dieser oder jener Füllung dastehen, so scheint der Schluß unabweislich, daß über diesen Umständen keinerlei Regel, sondern lediglich das Spiel der Laune oder des Zufalls gewaltet haben könne. Und doch ist dieses, eine symbolische Bedeutung des Brauches einmal angenommen, wenig glaubhaft. Erinnert man sich ferner, wie bei Ariost die Töpfe des Atlas von verborgenem Brande rauchen, so scheint eine sinnvolle Absicht wenigstens für die Füllung mit Asche, Kohlen, Knochen und Eischale gesichert: paßte es doch auch sehr wohl in den Rahmen jenes Grundgedankens, wenn den geheimen Mächten, um deren Gunst man warb, an Stelle der lebend eingemauerten Opfer einer älteren Zeit demnächst etwa Speise von Lebendigem auf einer dem Herdfeuer entnommenen Kohlengluth dargebracht wäre. Unerklärt bleiben dann aber die bloß mit Erde gefüllten sowie die ganz leeren, bald verdeckt bald offen aufgestellten und in letzterem Falle mit der Mündung entweder nach oben oder nach unten gerichteten Töpfe. Und gesetzt auch, für all diese Verschiedenheiten böten sich mehr oder minder annehmbare Deutungen dar — wie sollte man dann das gleichzeitige Nebeneinander so mannigfacher Abwandlungen eines und desselben Brauches erklären? Denn die Annahme, daß sich in ihnen etwa dessen verschiedene Entwicklungsstufen ausgeprägt haben, ist durch die Thatsache ausgeschlossen, daß alle diese Formen gelegentlich an einer Fundstätte vorkommen.

So stehen wir denn am Schlusse dieser Betrachtung, abermals mit dem Wunsche, von dessen Erfüllung allein schon Wiggert die volle Lösung aller Bedenken und Zweifel erwartete: daß der leitende Faden uns aus irgend einer bisher übersehenen Ueberlieferung des Mittelalters an die Hand falle. Mancherlei culturgeschichtliche Geheimnisse beginnen die in unseren Tagen mehr und mehr gewürdigten Rechnungen der alten Zeit uns zu entschleiern; diese aber werden die gesuchte Andeutung schwerlich liefern. Denn es gehörte zu den Erfordernissen jedes Zaubers, daß er stillschweigend, unbeschrieen geübt wurde, und gegen dieses Gebot würde der Mei-

ster zu verfehlen geglaubt haben, wenn er ein vermauertes Opfergefäß etwa in der Rechnung mit angesetzt hätte. Mehr Hoffnung dürfte auf eine andere Art alter Aufzeichnungen zu setzen sein: auf Beichtspiegel und Predigten, die unter anderen Sünden der Zeitgenossen vielfach auch unheimliche Bräuche, Wickerei und Zauberei rügen. Hier also möchte zunächst nachzuforschen sein. Vielleicht aber lebt auch irgendwo noch im Munde des Volkes eine Sage, ein Reim, ein Wort, das auf den gesuchten Schlüssel hinführen könnte. Möge denn, wer dergleichen kennt, sein Wissen an geeignetem Orte zu weiterer Kunde bringen.

Der erste lebende Gorilla in Europa.

Von

Fr. Lichterfeld.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die Entdeckung eines Affen von ungefähr Menschengröße, wie sie Savage im Jahre 1847 am Gabunflusse gemacht hat, mußte unter den Naturforschern natürlich Sensation erregen. Eines Affen, der den Schimpanse in Körpergröße weit hinter sich zurücklasse, haben zwar schon frühere Reisende Erwähnung gethan, aber keiner derselben hat die Existenz desselben so zweifellos dargethan und wissenschaftlich begründet wie Savage. Der erste Reisende, welcher mit Bestimmtheit von dem Affen spricht, dem Jener zur Erinnerung an die wilden Menschen in Hanno's „Periplus"* den Namen Gorilla gab, ist Andreas Battell, dessen „seltsame Abenteuer" Purchas in seinen „Pilgrimages or Relations of the World and the Religion" im Jahre 1625 veröffentlichte. Battell wurde nach einer beschwerlichen und gefährlichen Reise in Südamerika und nach einer ersten Gefangenschaft bei den Indianern Brasiliens gegen 1590 an die Westküste von Afrika geschickt, war hier nach einander Gefangener der Portugiesen zu Angola und Massangano im Innern, fiel, durch die Wälder irrend, auf einem anderen Punkt des Innern den Negern in die Hände, lebte dann als Freigelassener unter ihnen, und kam erst, nachdem er 18 Jahre in Westafrika und besonders in Congo zugebracht, welche Gegend kein Europäer besser kennen gelernt hat als er, — nach England zurück:

„In den Wäldern von Mayomba, im Königreich Loango, giebt es", nach Battell's Bericht,* „zwei Sorten von Scheusalen, von denen die größten Pongos heißen, die anderen Enjokos (Engécos). Die ersten haben eine genaue Aehnlichkeit mit dem Menschen, sind aber viel dicker und von sehr hoher Figur. Das Gesicht ist menschlich mit sehr tief liegenden Augen. Hände, Wangen und Ohren sind haarlos, mit Ausnahme der sehr langen Augenbrauen. Obgleich der übrige Körper ziemlich behaart ist, so steht doch das Haar von brauner Farbe nicht sehr dicht. Der einzige Theil, der diese Affen von den Menschen unterscheidet, ist das wadenlose Bein."

Daß hier von Gorilla und Schimpanse die Rede ist, liegt auf der Hand. Is. Geoffroy St. Hilaire führt in den „Archiven des Museums der Naturgeschichte" (1858—1861) noch andere Stellen aus Reisewerken des 17. Jahrhunderts an, aus denen jedoch der Hinweis auf jenen Affen nicht mit Bestimmtheit hervorgeht. Dadurch kam Battell's Pongo in Vergessenheit und erst durch Bowdich's Reise in das Land der Aschantis im Jahre 1817 wurde seine Existenz wieder außer Zweifel gestellt.

„Man findet" — nach Bowdich's Reisebericht — „in dem Lande Gabun den Orangutang Afrika's. Der einzige, den ich daselbst sah, war zwei und einen halben Fuß hoch; man sagte mir, daß er noch wachse. Ich bot einen Preis, der mir angemessen schien. Die Thiere waren nicht selten, und ich wollte nicht mehr geben, da ich erfuhr, daß bereits einer in England sei. Die Neger nennen ihn Inchego. Der, den ich sah, hatte den Schrei, das Gesicht und die Geberden eines Greises; er gehorchte der Stimme seines Herrn.

„Es giebt in der dortigen Gegend eine große Verschiedenheit von Affen. Der In-

---

* Siehe Nr. 33 der Monatshefte, S. 637.

* Histoire générale des Voyages par l'abbé Prevost t. V. p. 87.

Digitized by Google

gena, der im Vergleich zum Orangutang bedeutend größer ist, war unser Lieblingsthema. Nach Aussage der Eingeborenen soll er fünf Fuß hoch, und von einer Schulter zur anderen vier Fuß breit sein. Er nährt sich von wildem Honig. Die Reisenden von Kaylie behaupten Ingenas gesehen zu haben, die sich verbergen, um die Vorübergehenden anzugreifen. Sie sollen sich, wie die Neger übereinstimmend berichten, Wohnungen herrichten, denen des Landes ähnlich, jedoch außerhalb derselben schlafen, auf der Erde oder auf dem Dach. Wenn ihnen ihr Junges stirbt, so tragen sie es, an die Brust gedrückt, so lange mit sich herum, bis es ganz verfault ist."

Es ist klar, daß dieser Inchego von mittlerer Figur und der riesige Ingena nichts Anderes sind als der Engeco und der Pongo Battell's: der Enché-éko oder N'tchégo und der Engé-éna, N'gina, Gina oder D'jina der neueren Autoren. Später gelang es dem Capitän Thouret sogar, eine Haut des neuen Affen aufzutreiben, die er im Jahre 1836 dem Museum von Havre in leider sehr defectem Zustande überlieferte. Da man aber damals den Schimpanse noch nicht im erwachsenen Zustande kannte, so war der Balg, wie Is. Geoffroy St. Hilaire sich ausdrückt, mehr Anzeichen als Beweis einer neuen menschenähnlichen Art von riesiger Figur. — Der jüngste Vorgänger Savage's in der Entdeckungsgeschichte des nachmaligen Gorillas war Gautier-Laboullay, der Wundarzt der Hospital-Corvette l'Aube.

Kopf des jungen Gorilla im Berliner Aquarium.

Die Landschaft Gabun, welche früher einer der Hauptherde des Negerhandels war, steht seit den vierziger Jahren unter der Autorität und dem Protectorat Frankreichs, welches daselbst einen militärischen Posten (Blockhaus) und eine Schifffahrtsstation unterhält. Gautier hatte, wie er am 6. April 1849 an die Administration des Museums berichtet, bereits im Jahre 1846 Kenntniß einer „sehr gefürchteten Affenart, deren Nachbarschaft den dortigen Schwarzen den größten Schrecken einflößt". Ob es sich dabei um eine neue Art für die Wissenschaft handle, war ihm

noch zweifelhaft, als er in einer Wohnung einen Schädel fand, den er sich verschaffte. Ueberrascht von dem „wilden und furchtbaren Typus", den er vor Augen hatte, war Gautier darauf bedacht, seiner Sammlung von Skeleten auch den Repräsentanten einer so bemerkenswerthen Art einzuverleiben. Er wendete sich zu diesem Zweck an die amerikanischen Missionäre Walker und Wilson, welche zahlreiche Bekanntschaften in dem Lande hatten und im Interesse des naturwissenschaftlichen Museums zu Boston sich auch ihrerseits mit dem Gegenstande beschäftigten. Savage kam Gautier jedoch in der Bekanntmachung und wissenschaftlichen Begründung der neuen Affenart zuvor, und ihm gehört daher auch zweifellos die Ehre der Entdeckung.

Dr. Savage war Missionär der episkopal-protestantischen Niederlassung von New-York und correspondirendes Mitglied der Gesellschaft für Naturgeschichte zu Boston. Ein glücklicher Umstand für die Wissenschaft führte ihn im April 1847 an die Ufer des Gabuns, wo er mit Wilson, dem Chef der amerikanisch-protestantischen Mission, zusammentraf, der seit mehreren Jahren in dem Lande wohnte und verschiedene seltene und seltsame Gegenstände gesammelt hatte, darunter den Schädel eines „durch Größe und Wildheit" merkwürdigen Affen. Die Form des Schädels und die Auskunft, welche er bei einigen Eingeborenen einzog, brachten Savage auf den Gedanken, daß der Schädel einer neuen Art „Orang" angehöre. Er theilte Wilson seine Ansicht mit und forderte ihn auf, zur Lösung der Frage durch Beschaffung eines lebenden oder todten Exemplars mit beizutragen. Aber weder seine noch Wilson's Bemühungen hatten Erfolg. Nicht einmal den Balg eines dieser Affen vermochte er von den Eingeborenen zu erhalten. Dagegen gelangte er in den Besitz männlicher und weiblicher Schädel verschiedenen Alters und anderer Skelettheile. Mit diesem Material begründete er unter Beihülfe des Osteologen Dr. Jeffries Wyman die Species Troglodytes Gorilla und gab damit das Signal zu zahlreichen Nachforschungen nach der neuen Affenart. Noch vor Ausgang des Jahres 1847 sollte es dem Capitän G. Wagstaff gelingen, drei Gorillaschädel aufzutreiben, über welche Owen der zoologischen Gesellschaft zu London im Februar 1848 eine vergleichende Vorlesung hielt. Bald darauf kamen die Missionäre Walker und Wilson in den Besitz zweier erwachsenen Gorillakörper. Den seinigen bestimmte Walker für Boston, den anderen überließ Wilson dem schon erwähnten Gautier-Laboullay. Da der Cadaver bereits stark in Verwesung begriffen war und es an dem nöthigen Alkohol fehlte, so war Gautier außer Stande, ihn ganz nach Europa zu schaffen. Er mußte sich darauf beschränken, ihn zu beschreiben und zu skeletiren. Das Skelet und drei Schädel wurden anfangs April 1849 dem naturgeschichtlichen Museum in Paris überliefert. Ein junges Männchen, welches lebend an Bord kam, aber auf der Ueberfahrt in den letzten Wochen des Jahres 1851 mit Tode abging, und ein von Dr. Franquet den Negern abgekauftes altes Männchen von riesiger Figur verdankt die Anstalt dem Capitän Penaud. Von da ab kam der Gorilla in Alkohol oder als Skelet und Balg öfter nach Europa, aber vergebens waren alle Versuche und Bemühungen, ihn lebend dahin überzuführen. Schon galt die Hoffnung, es je so weit zu bringen, für Chimäre, da erfüllte sie sich durch Dr. Falkenstein.

Dr. Falkenstein gehörte der ehemals Güßfeldt'schen Expedition an und wurde später der Führer ihrer Reste. Als er mit seinem Collegen Dr. Pechuel-Lösche von einer Erforschungsreise in das Kuilu-Gebiet zurückkehrte und nach dem ca. zwei Tagereisen von der Station Chinchoxo gelegenen kleinen Orte Pontanegra kam, fand er daselbst in der Behausung des Portugiesen Antonio dos Santos einen jungen Gorilla. Seine erste Lebenszeit hatte dieser in den Urwaldschluchten seiner bergigen Heimath unter Obhut seiner Mutter zugebracht, da traf diese das Geschoß des geräuschlos schleichenden Negers, und M'Pungu — das heißt der Teufel, wie die Eingeborenen der Loangoküste den Gorilla nennen — wurde zum Gefangenen gemacht und an dos Santos verkauft, der ihn am 2. October 1875 dem Dr. Falkenstein in Anerkennung seiner ärztlichen Verdienste zum Geschenk machte. Der Affe war damals etwa 15 Monate

Der Gorilla.

Digitized by Google

alt, aber nur 15 Pfund schwer und gewährte wenig Hoffnung, ihn am Leben zu erhalten. Wider Erwarten erholte er sich jedoch unter der Pflege seines neuen Herrn, und auch eine schwere Kinderkrankheit, von der er im November befallen wurde, überstand er glücklich. Im Januar 1876 spielte M'Pungu schon wieder mit den Thieren und der Jugend von Chinchoxo. Am 5. Mai traten unsere Afrika-Reisenden auf dem Dampfer „Loanda" unter Capitän Clancy ihre Heimfahrt an, und jung M'Pungu machte als allgemeiner Liebling der Gesellschaft die Reise als Cajütenpassagier unentgeltlich mit, trotzdem er keineswegs „stubenrein" war. In Liverpool, wo Dr. Falkenstein und seine Gefährten am 21. Juni landeten, wurde ihnen von Männern der Wissenschaft und dem Volke ein ehrenvoller Empfang zu Theil, und der greise Darwin, den Kränklichkeit verhinderte, persönlich zu erscheinen, beglückwünschte Dr. Falkenstein brieflich zu der Lösung der schwierigen Aufgabe. Der Gorilla war der Gegenstand der lebhaftesten Bewunderung, und sofort wurden 600 Pfund für ihn geboten, eine Summe, die sich später bis auf 2000 Pfund steigerte. Bis Hamburg, wo unsere Reisenden am 26. Juni ankamen, wurde jung M'Pungu als Freipassagier behandelt. Die Ankunft in Berlin erfolgte am 29. Natürlich erregte der Affe auch hier Sensation. Die deutsch-afrikanische Gesellschaft, die contractliche Eigenthümerin sämmtlicher durch die Expedition erworbenen Thiere, übergab ihn am 30. dem Aquarium und überließ ihn der Anstalt gegen eine Kaufsumme von 20000 Mark.

M'Pungu wog bei seiner Ankunft gut 30 Pfund und erfreute sich anscheinend der besten Gesundheit; seine Größe betrug ca. 27 Zoll. Sein Fell ist dunkelschwarzgrau, eisenfarbig, mit einzelnen weißen Haaren gemischt. Das Gesicht und die mit Bindehäuten zwischen den kurzen dicken Fingern versehenen Hände, beziehungsweise Füße, sind schwarz und nackt. Die Nase ist länger wie beim Schimpanse, breit und großnüstrig wie beim Neger. Von der Behaarung und dem auffallend starken Gebiß abgesehen, macht die ganze Erscheinung den Eindruck eines recht plumpen, dickbäuchigen Negerkindes, strotzend von Muskelkraft. Im Gebahren erinnert der junge Gorilla an den Schimpanse, nur ist er bei aller Zahmheit wilder, ungestüm und bengelhaft. Die Physiognomie hat im Vergleich mit dem Schimpanse einen ziemlich gemeinen Ausdruck. Die Augen blicken schalkhaft, aber auch bösartig. Sein Behagen drückt er durch grunzende Laute aus und streckt dabei die Zunge etwas heraus; in der Erregung stößt er ein durchdringendes Geschrei aus. Wenn er recht vergnügt ist, klatscht er allerdings frappant menschenähnlich in die Hände oder schlägt sich damit auf die Brust.

Leider haben sich die Aussichten, den seltenen Affen längere Zeit am Leben zu erhalten, getrübt. Er hat zwar an Körpergewicht etwas zugenommen, eine Luftröhrenentzündung, von der er im September befallen wurde, glücklich überstanden, aber seit dem Umschlag der schönen Octobertage bis Mitte November litt er an einer Art Scorbut.

Literarisches.

Anthropologie als Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen. Von Maximilian Perty. Zwei Bände. Leipzig und Heidelberg, Winter'sche Verlagshandlung.

Unter Anthropologie versteht man in Deutschland das Studium des ganzen Menschen in seinen Beziehungen zur Natur wie zur Geschichte. Es sind dieselben Probleme, die Lotze in seinem Mikrokosmos behandelt und welche hier zur Erörterung gelangen. Der Aufbau des körperlichen Lebens wird ausführlich dargelegt, andererseits, nachdem dann das geistige Leben in derselben Weise geschildert worden, die Verzweigung des Menschengeschlechtes in Racen und Völkern und die Culturentwicklung der Menschheit.

Perty ist in seinen Büchern stets belehrend und zugleich interessant. Eine Fülle von Thatsachen aus den verschiedensten Gebieten stehen ihm zu Gebote, und er hat eine glückliche Art, sie vorzulegen und aus ihnen Schlüsse zu ziehen. Bücher, welche die Thatsachen voraussetzen, aus welchen sie schließen, sind heute nicht mehr an der Tagesordnung; ein Buch wie dieses wird überall mit Interesse gelesen werden.

Jeremias.

Eine Erzählung

von

Karl Heigel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

IX.

Wie Eduard Jeremias Goldheim den König empfängt.

Auch Lopdäl rüstete zur Feier. Niemand konnte im Wirbel ruhig bleiben, Jeder hatte seine besondere Sorge und Arbeit. Die zahlreichen Anschlagezettel, Autographe der jungen Lopdäler Schreibekünstler, welche „das Festcomité auf heute Abend zu einer geheimen Sitzung" in den rothen Adler oder goldenen Anker beriesen, vermehrten die Spannung der Gemüther. Die Mitglieder des Comités, die ersten Bürger und Beamten, drückten coram publico die Wichtigkeit ihrer Geschäfte in Gang und Miene aus und kamen aus der Sitzung niemals vor Mitternacht und immer entsetzlich nach Bier und Taback riechend nach Hause. Aber auch die strengste Gattin hatte kein Tadelwort dafür. Sie, die Hausfrauen, ließen schneidern und scheuern, als wäre eine Hochzeit in Aussicht. Die Handwerker arbeiteten mit der doppelten Anzahl Gesellen. Niemand machte Feierabend, denn der Lopdäler war auch noch Schützen- oder Sangesbruder. Sogar die Säuglinge trugen zum Lärm und zur Unruhe das Ihrige bei, indem sie über ihre Vernachlässigung Zeter schrien.

Von den Vorbereitungen auf Froschweiler drangen nur Gerüchte ins Städtchen, denn der Eintritt in den Park wurde keinem Fremden mehr gestattet. Die Einen wollten wissen, daß das Schloß in den Landesfarben angestrichen werde, und weil man Bäume fällen hörte, behaupteten Andere, der ganze Wald würde gefällt und als Freudenfeuer verbrannt.

Allerdings ging es droben bunt und laut genug her, daß einem Laien die Enträthselung und Ordnung des Chaos hoffnungslos erscheinen konnte. Goldheim hätte ohne den Grafen über dem Wirrwarr längst den Muth und über die nicht endenden Ansprüche an seinen Geldbeutel

die Geduld verloren. Doch jener hielt ihn am Gängelbande, indem er seinen Ehrgeiz entflammte und Klagen und Befürchtungen eisig zurückwies.

So zahm und nachgiebig der Commerzienrath Sabatzky gegenüber war, so tyrannisch benahm er sich gegen die Seinigen. Er eröffnete Adelheid mit dürren Worten seine Absicht, Majestät den Grafen als ihren Verlobten vorzustellen, und brachte seine Frau durch unerfüllbare Aufträge und unbegründete Vorwürfe zur Verzweiflung. Ihre trauten Schlummerstündchen auf der Veranda hatten ein Ende, und wenn Frau Sidonie einmal in irgend einem verborgenen und abgelegenen Winkel einnicken konnte, träumte sie von Feuersbrunst und Wassersnoth. Auch ihr Bruder machte ein betrübtes Gesicht. Sein Vorschlag, den König vom Söller herab mit einem Schalmeiensolo zu begrüßen, brachte ihm vom Schwager grimmigen Hohn ein, so daß er seine Ehrenclarinette wehmüthig in die Tiefen seines Wäscheschrankes vergrub. (Letzterer enthielt außer drei reinen Oberhemden verschiedene nicht hineingehörige Gegenstände: leere Pappschachteln, deckellose Tabacksdosen, vergilbte Notenhefte, Kerzenstumpfe u. dgl.) — Künstler sind eigene Leute. Der alte Herr, der Eduard Jeremias als Genius der Menschheit und seinen Wohlthäter bisher blind vergötterte, fühlte das Veto bei dieser Gelegenheit als tiefste Kränkung. Er wankte kummervoll umher und sah zerzauster und lotteriger denn jemals aus, trotzdem er täglich ermahnt wurde, als Schwager der berühmten Firma eine bessere Figur zu machen. Dem Froschweiler Tyrannen ein anderes Aergerniß war sein „Adjutant" Perlmann. Freilich benahm sich Letzterer sehr frei — Goldheim nannte es frech — er klopfte seinem Wirth auf die Schulter, fiel ihm in die Rede, erinnerte ihn in Sabatzky's Gegenwart an die bescheidenen Geschäftsanfänge und gemeinschaftliche, nicht immer zweifellose Unternehmungen, sagte zum Grafen „junger Freund" und zum Geheimrath „alter Schlaukopf", füllte bei Tisch seinen Teller bis zum Rand, nahm von den feinsten Leckerbissen zweimal und schmatzte beim Essen. So hatte Goldheim zum Fieber großer Erwartungen kleinen Aerger und nagenden Verdruß. Ferner die Angst, daß der Hauptzauber bei eintretendem Regenwetter zum Teufel gehe, und endlich die letzte, schrecklichste Besorgniß, daß auch Souveräne nicht über das Morgen gebieten und Politik oder Krankheit die ganze Königsreise vereiteln könne.

Doch nein, das war Gespensterfurcht, nur schlafloser Nachtstunden Ausgeburt. Goldheim glaubte an seinen Stern. Welche Aussichten eröffneten sich ihm! Daß er das Ritterkreuz des Schwanenordens erhielte, stand außer Frage, daß er im nächsten Winter zu Hofe gezogen würde, war selbstverständlich, aber die Wünsche und Hoffnungen zeigten immer lockendere Früchte. Nicht nur durch seinen Reichthum, sondern auch durch seinen staatsmännischen Fernblick, sein mercantilisches Genie und seine wirthschaftlichen Erfahrungen wird er Eindruck machen. Crösus war nach dem, was Goldheim von ihm gehört hatte, in Finanzsachen ein Esel, während ein Rothschild —

„Gehorsamer Diener, Herr von Goldheim," sagte der Glücksvogel, so oft er sich im Spiegel sah.

Währenddessen wurden die Arbeiten auf dem Festplatze munter gefördert, mehr und mehr ließ die künstlerische Absicht sich erkennen und endlich kam der Tag, an welchem das Ganze nur noch der künstlichen Beleuchtung und des Hintergrundes einer Sommernacht bedurfte, um selbst an königlichen Glanz gewöhnte Augen zu blenden. Alle Vorbereitungen waren getroffen, es blieb nichts mehr zu thun, als Gerüst, Podium und Treppe

des Riesenzeltes, in welchem bei günstigem Wetter getafelt werden sollte, mit Stoffen zu bekleiden, an den Masten die Flaggen aufzuhissen und Kränze und Gewinde aufzuhängen. Dazu war in der elften Stunde Zeit.

Der Commerzienrath stolzirte wie ein Truthahn unter den Herrlichkeiten einher, Sabatzky machte den Führer, während derjenige, welcher den Plan entworfen, die Ausführung überwacht, geleitet und gefördert hatte, ein junger Baukünstler, bescheiden hinter Beiden sich zurückhielt.

„Die Idee ist folgende," sagte der Graf, „das Blumenparterre wird durch Tausende von Gasflämmchen einem ungeheuren Diamantenfelde gleichen, aus dem sich das Schloß ganz von Gold erhebt. Wir bewirken Letzteres durch elektrisches Licht. Der Apparat ist, wie Sie sehen, über dem Baldachin angebracht. Also Gold und Diamanten. Sie verstehen —"

„Ein Capitaleinfall," sagte Goldheim, „ein Capital," setzte er seufzend hinzu. „Doch wie dem sei, wenn das Fest gelingt, bin ich zufrieden. Uns Börsenleute reizt nicht nur der Gewinn, sondern auch das Wagen. Ich kann dem Spieler nachfühlen, der Alles auf eine Karte setzt. Hui, wie das Einem im Blut prickelt! — Erschrecken Sie nicht, Herr Graf, für meine Tochter ist gesorgt."

Sabatzky verneigte sich leicht und sagte mit seinem Satyrlächeln:

„Ein Diamant ist kostbar auch ohne Fassung."

Zwar war das noch keine offene Werbung, doch war Einer des Anderen sicher; Beide wußten, daß man am 29. auch eine Verlobung feiern werde.

„Apropos," ließ sich der Commerzienrath zu einer Bemerkung an den Baumeister herab, „elektrisches Licht ist gut, machen Sie recht viel elektrisches Licht; es erinnert ans Ballet, und Majestät lieben das Ballet."

„Alles ist wohl berechnet," erwiederte jener. „Das galvanische Kohlenlicht drückt die Gasleuchtkraft todt, darin lag die Schwierigkeit."

Goldheim erschrak.

„Kohlenlicht, Gaslicht! Machen Sie mir keine Geschichten! Ich wär' auf ewig blamirt."

„Auf uns können Sie zählen; wenn nur das Wetter sich hält —"

„Es wird doch," fiel Goldheim mit einem Aufblick zu dem heiteren Himmel ein, „es gäbe keine Gerechtigkeit droben, wenn ich um die Hälfte zu theuer gekauft hätte."

* * *

Die Zuversicht Goldheim's auf die himmlische Gerechtigkeit wurde bedenklich erschüttert. Schon am Nachmittag desselben Tages — es war der 28. — zogen Schatten über den Froschberg, und als es dämmerig wurde, drang kein Stern durch das Gewölk, so dicht und schwer hatte es sich gesammelt. Dafür zuckte bald hier, bald da ein Wetterleuchten auf und zeigte des Himmels drohende Miene. Es rauschte der Wald und herrschte doch Schwüle.

Der Commerzienrath war gräßlicher Laune, und Alle im Schloß, mit Ausnahme Sabatzky's, mußten sie fühlen, am unangenehmsten, als man im schon geschmückten Speisesaal saß, wo Lorbeeren, Palmen und Dracänen gefällige Gruppen, Guirlanden von Blumen, Schling- und Kletterpflanzen abwechselnd mit breiten farbigen Seidenstreifen das zierlichste Dach bildeten. Zu dieser heiteren Umgebung paßte die kleinliche Wuth und das Gekeife des Wirthes gar zu schlecht.

Ein spöttischer Blick Adelheid's auf die Königsbüste, die aus dem Grün sich erhob, wurde vom Vater bemerkt und setzte ihn in helle Flammen.

„Was willst du damit sagen?" brach er

los. „Heraus damit! Ich duld' es nicht, daß man über meine Arrangements die Schultern zuckt und den Mund verzieht und unter vier Augen lästert. Die Büste ist sehr schön und von Marmor — jeder Andere hätte sich mit einer aus Gips begnügt. Ich erlaube dir keine Gedanken über die Büste!"

Mit Adelheid war seit mehreren Tagen eine Wandlung vorgegangen; ihr Blick, ihr Lächeln, ihre ganze Erscheinung waren anders als bisher: weicher, weiblicher, sogar ihre Stimme klang verändert. Rasch in der Laune wechselnd, war sie, himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, und doch nicht mehr launenhaft. Niemand hatte in der lauten Geschäftigkeit auf diese stillen Wunder eines Liebesfrühlings Achtung; der Einzige, der über das seltsame Wesen und Gebahren des Mädchens tiefsinnig wurde, war Onkel Salburg, aber oft löst gerade der Tiefsinn nicht die leichtesten Räthsel.

Der Mann, der sie am grausamsten aus den freud- und leidvollen Stimmungen heimlicher Liebe riß, war ihr Vater. Deshalb hatte ihr Antlitz den herben, hochmüthigen Zug, ihre Stimme den harten Klang von ehedem, als sie dem Zänker erwiederte:

„Ich dachte, wenn der steinerne Gast dort dich jetzt hören könnte —"

„Ein Mann von Stein horchen! Dummer Einfall!" Und doch warf er einen bedenklichen Blick auf die schlohweiße Majestät, als ob er sie einer solchen Indiscretion nicht ganz unfähig hielte. Der gute Commerzienrath mußte eben in seinen alten Tagen noch erfahren, was Nerven sind.

„Und dann dachte ich, wenn er doch sprechen möchte wie der Gouverneur im Don Juan."

„Gott, welche Phantasie!" forderte Frau Sidonie den Grafen zur Bewunderung ihrer Einzigen auf. Allein der beobachtete im Streit zwischen Vater und Tochter kluge Neutralität.

„Phantasie? Sag' lieber Faselei!" rief Goldheim mit steigendem Aerger. „Warum soll er sprechen? was soll er sprechen? Wir führen hier keine Opern auf."

„Aber eine Komödie," entgegnete der Trotzkopf. „Die königliche Gnade steht zu diesen Opfern in keinem Verhältniß. Und wenn der stille Zeuge dort plötzlich lebendig würde, weiß ich, was er sagen würde: weniger Lärm und mehr Freude im Hause wäre mir lieber; denn der Prunk thut's nicht, sondern die Gesinnung. Auf eine Gastfreundschaft, die den Wirth Wochen lang Aerger und die Seinigen Thränen kostet, verzicht' ich."

Papa Goldheim saß eine Weile starr.

„So, so," hob er dann mit wuthverschleierter Stimme an, „die Jungen kritisiren die Alten. Der Geheime Commerzienrath Goldheim weiß nicht, wie man einen Souverän empfängt, aber seine Tochter weiß es. Eine Tasse Thee, meint sie, und ein Butterbrot seien genug."

„Vom Menu war nicht die Rede, sondern —"

Ein Schlag auf den Tisch unterbrach sie.

„Ruhe, oder dort ist die Thür. Ich bin kein Türk', ich dulde keine Palastrevolution."

Mit einem kalten Blick auf Sabatzky, der flehend die Hände gegen sie ausstreckte, verließ Adelheid die Tafel.

„Du hattest sie gereizt," wagte die Mutter ihr Kind zu vertheidigen.

„Gereizt? gereizt?" rief Goldheim mit einem stechenden Blick. „Wir haben sie verzogen. Aber Sie werden ihren Trotz brechen, lieber Graf, Sie werden ihn brechen."

„Brechen? Ich denke nicht daran! Denn dieser Trotz steht ihr zum Entzücken. Ich finde gnädiges Fräulein nie

anbetenswerther, als wenn sie ungnädig ist. O mein Gott, wenn ich mir denke, wie sie mich behandeln würde, wenn — — Wie einen Sclaven! Glauben Sie nicht auch, Herr Perlmann?"

Der Angeredete entwickelte heute seinen gesegneten Appetit ohne die gewohnte Redseligkeit. Die Stirnadern traten wie Strähne hervor, sein Blick war scheeler und seine Nase krummer denn je. Als er den Mund zur Antwort öffnete, erinnerte er an einen Nußknacker.

„Was soll ich glauben?" sprach er. „Ich glaube gar nichts. Aber ich hoffe, daß Sie von ihr werden nach Verdienst genommen werden." Und hupp hatte er wieder ein Hühnerbrüstchen zwischen den Zähnen.

Sabatzky blies zwar die Nüstern auf und zuckte mit den Bartspitzen, doch forderte er keine nähere Erklärung. Dem Commerzienrath war das verdächtige Wort entgangen, denn soeben lenkte Schwager Salburg seinen Zorn auf sich, indem er eine Compotière auf den Tisch fallen ließ.

„Gott sei Dank, die Schale ist ganz!" fuhr der unglückliche Schalmeienbläser empor und warf dabei sein volles Glas Rothwein um.

Gerechter Himmel! wenn das unter den Augen Seiner Majestät geschehen wäre!!

Schrecken und Wuth schlugen dem Commerzienrath in die Leber. Er warf seine Serviette hin und stürmte aus dem Saal hinauf ins Zimmer mit den Sechzehnendern, wo er ruhelos jetzt auf einen Stuhl sich warf, jetzt ans Fenster sprang, um die Faust gegen die regendrohenden, unbezwinglichen Mächte draußen zu schütteln. Aber auch seine Abwesenheit verbesserte die Stimmung drunten nicht. Einer nach dem Anderen von den Tischgenossen stahl sich hinweg, und nachdem die Diener das Geschirr abgetragen hatten, blieb der Raum verlassen. Wenn ein Windhauch das Waldesrauschen durch die offenen Fenster trug, regten sich alle Zweige und Blätter im Saal, die Palmenstengel und Blumengewinde schwankten hin und her und trieben ein Schattenspiel, nur das Königsbild stand still und ernst und sah dorthin, wo Eduard Jeremias gesessen hatte.

* * *

Während Goldheim nach dem Wetter spähte, drohte seinem Hause schlimmeres Unheil als Wasser und Wind. Adelheid hatte sich auf den Schloßplatz begeben; sie richtete dort einige müßige Fragen an den Architekten, der mit Arbeitern vor dem Lustzelt stand, sah eine Weile lang den Frauen und Kindern zu, die zwischen Haufen duftender Tannenreiser saßen und Kränze und Guirlanden wanden, schlug sodann langsam einen Waldpfad ein, blieb jedoch bald wieder stehen und spähte umher. Nahebei war Niemand; nun eilte sie leichtfüßig, daß sie kaum das dürre Laub rascheln machte, bergab. Sie ängstigte sich nicht vor der Nacht, noch scheute sie die Schuld. Ihr Herz klopfte nur von der Hast des Ganges, in der Ungeduld der Erwartung.

Durch eine selten benutzte Thür im Parkzaun gelangte Adelheid ins Freie, wo das Erdreich wie Wellen sich hob und senkte. Auch dort wußte und wählte sie sofort ihren Weg. Ein Kreis gewaltiger Felsblöcke krönte einen der zahllosen Hügel, wie das Hünengrab in Andersen's „Bilderbuch ohne Bilder" dem Landmann ein ärgerlicher wüster Steinhaufen, dem Reisenden ein geheimnißvolles Denkmal der Urzeit, unserer Nachtwandlerin aber ein Wahrzeichen der Liebe, ein Tempel in Paphos' Hain. Bald ruhte sie droben an der Brust Edgar's, seinen Betheuerungen selig lauschend, seine Herzensfragen mit Betheuerungen erwiedernd. Dann ließ er sie sanft von sich, nur noch ihre Rechte lag in der seinigen.

„Adelheid," flüsterte er, „weißt du, was uns das Morgen bringt? Hab' ich dich ganz, willst du es wirklich wagen?"

„Morgen," erwiederte sie mit fester Stimme, „flieh' ich mit dir."

„Und wenn uns deine Eltern nicht verzeihen?"

„Dann mußt du um so zärtlicher sein, dann zähle ich auf deine Treue um so fester."

„Die ist dir gewiß." Er sagte es aufrichtig. Doch seine Stirn war nicht klar. Dem Blick der Liebenden entging der Schatten nicht.

„Edgar" — ihre Finger schlangen sich fester um seine Hand — „wenn du mir aus meiner Willfährigkeit einen Vorwurf machtest —!"

„Wie kannst du's denken!" fuhr er erschrocken auf. „Aber die Welt, die Welt —"

„Meine Welt bist du."

„Eine sehr bescheidene Welt im Verhältniß zu der großen, welche du aufgiebst."

„Wie viel oder wenig ich aufgebe, weißt du: das Leben einer Dame nach der Mode, Glanz ohne Wärme, Hast ohne Zweck, geschäftigen Müßiggang und müßige Beschäftigungen."

Edgar mußte lachen.

„Und ich hielt dich anfangs für eine exemplarische Modedame. — Aber, liebes Kind, wenn man in die Sonne geblickt, sieht man eine Zeit lang Alles schwarz. Wirst du mit dem Tausch dauernd zufrieden sein?"

„Ja, denn ich habe mich in dir von Anfang an nicht getäuscht. Du bist kein Monsieur Alamode."

„Nein," sagte er treuherzig. „Wie ich sehe, machen dich alle meine Bedenken nicht klug, und da wir uns lieb haben und kein überzeugender Grund vorhanden scheint, uns zu trennen, nachdem uns die Eltern zusammengeführt —"

„Das haben sie," sprach Adelheid mit Nachdruck.

„Und ich habe ehrlich um dich gefreit. Mein Brief —"

„Ich wußte die Antwort voraus. Papa ist nur noch Tyrann."

„Bleibt uns also kein anderer Ausweg, als durchzugehen."

„Pfui, das Wort ist abscheulich. Vergiß nicht, daß ich mündig bin. Wir verschwinden in einer Rosenwolke."

„Das finde ich als praktischer Mensch zu hoch. Nein, Adelheid, wir bleiben auf der Erde, die auch nicht ohne Rosen ist; nicht arm, nicht reich, aber zufrieden, Mann und Weib!"

Sie drückte ihm warm die Hand.

„Alle Umstände begünstigen uns. Hier wird man dich im Lärm und in der Aufregung morgen nicht so bald vermissen."

„Mein Vater gewiß nicht."

„Um vier Uhr erwart' ich dich hier. Mein Freund, der unser Freund ist, bringt uns selbst nach Seldin, wo um fünf der Dampfer nach Malmö abgeht. Bevor der König hier ankommt, schwimmen wir auf offener See. Uebermorgen früh sind wir auf schwedischem Boden oder können, wenn du willst, nach dem schönen Kopenhagen hinüber. Wirst du auch kommen?!"

„Und wenn ich über Nacht todtkrank würde, ich käme morgen. Nun lebe wohl; denk', es ist die letzte Trennung; morgen hast du mich für immer!"

Noch einmal bot sie ihm Hand und Mund, dann schieden sie. An eine Felsensäule gelehnt, sah Edgar der Flüchtigen nach, bis sie hinter dem Gitter verschwand. Eine Stimme sprach in seinem Inneren: du thust Unrecht, allein sie hatte nicht die Kraft eines Commandos; noch waren Nerven und Blut von Adelheid's Kuß, von ihrem tröstenden „morgen!" erregt. Er blickte in die Finsterniß empor und

wünschte, daß dies Morgen schon jetzt sein hellleuchtend Auge aufschlüge.

* * *

Zu derselben Zeit fand im Park ein zweites Stelldichein statt, wobei für Goldheim nicht minder verhängnißvolle Dinge als beim vorigen zur Sprache kamen — zwischen dem Adjutanten a. D. Herrn Perlmann und dem Grafen Sabatzky.

„Drehen Sie sich um!“ sagte jener mit wutherstickter Stimme. „Sehen Sie das Schloß? Von hier aus sehen Sie es nicht, aber Sie kennen's. Was eine Pracht! Ein Grafen-, was sag' ich, ein Herzogssitz! Wer jedoch, wer hat ihn hineingesetzt in das Daunennest? Ich! mit göttlicher Hülfe und meinem Verstand und meiner Diplomatie. Die Hacken lief ich mir ab — für ihn. Ich habe wie ein Löwe gebrüllt und mich klein gemacht wie eine Maus — für ihn. Ich färbe mir, so wahr wir hier stehen, seitdem mein Haar, und mein Gewissen schreit Ach und Weh — Alles für ihn. Was ist mein Lohn? Wie der Mohr von Venedig sagt er jetzt: Hast du deine Schuldigkeit gethan, kannst du gehen! — Hab' ich von ihm Geld geliehen wie der alte Frosch? Gott soll mich bewahren, nein! Speculire ich auf seine Tochter wie der Lieutenant? Ich bin ein verheiratheter Mann und habe Kinder fast so groß wie ich. Warum also setzt er mir gerade heute den Stuhl vor die Thür?! — Weil der König kommt. Gott erhalte den König! Ich bin ein loyaler Mann und reclamire nicht, trotzdem sie mich Jahr für Jahr um mindestens zwanzig Percent zu hoch einschätzen. Warum also soll ich nicht dem König guten Tag sagen, wenn die Gelegenheit dazu da ist? warum nicht an der Tafel sitzen, wo ein Narr wie Goldheim's Schwager mitißt? Doch Geduld! Ultimo rechnen wir ab.“

„Pfui,“ sagte Sabatzky, „ein Gentleman rächt sich durch Edelmuth.“

„Giebt man einem Gentleman einen Tritt? Auge um Auge, alter Freund! Auge um Auge!“

„Was werden Sie thun?“

Perlmann wiegte schmunzelnd seinen borstigen Kopf.

„Halten Sie mich für so unklug, Ihnen das zu sagen? Ich kann schwatzen und kann schweigen, ich weiß nichts und weiß Alles. So zum Beispiel wußt' ich ganz genau, warum ich gerade Sie bei ihm einführte, und schien Ihnen doch nichts zu wissen.“

Sabatzky fuhr zusammen, als legte sich plötzlich eine schwere Hand auf seine Schulter.

„Ich verstehe Sie nicht —“

„Soll ich deutlicher werden? Ich kenne einen Namensvetter von Ihnen in Warschau —“

„Deren giebt es viele!“

„Der, den ich meine, ist ein armer jüdischer Mann, lebt schlecht und recht vom Handel mit alten Kleidern. Er hat ein einzig Kind, einen Sohn, in Ihrem Alter.“

„Das ist sehr möglich,“ sagte der Graf. Er versuchte wiederholt spöttisch zu lächeln, allein die Mundwinkel erschlafften schnell und nur die Bartspitzen zuckten.

„Der hat viel gelernt,“ fuhr der Andere, ohne abzusetzen, fort, „und doch nichts Gescheidtes; er ist dies und das geworden und doch nichts Rechtes, er hat die halbe Welt und auch das Zuchthaus gesehen, denn zweimal ist er bestraft worden wegen —“

Sabatzky packte Perlmann an den Schultern.

„Schweigen Sie,“ sagte er mit mehr furchtsamen als fürchterlichen Blicken, „oder ich drehe Ihnen den Hals um.“

Doch der Andere machte sich mit leichter Mühe von dem Kraftlosen frei, rieb sich vergnügt die Hände und hüpfte wie ein Kobold.

„Wäre Goldheim ein gerechter Mann gegen mich,“ sprach er, „könnten Sie würgen, ich würde schreien, ausschreien Alles, was ich weiß. So aber weiß ich nichts, nichts, nichts. Packen Sie ihn, junger Schlaukopf, packen Sie ihn und halten Sie fest! Wen Gott verderben will, schlägt er mit Blindheit. Der große Goldheim geprellt, geprellt von einem — Pst! ich sage nichts mehr als: halten Sie fest! Schließen Sie das Geschäft morgen ab!“

Hierauf gingen sie die Strecke bis zum Schloßplatz schweigend neben einander her. Dort sah Sabatzky zum Himmel auf.

„Mich dünkt,“ sagte er, „der Commerzienrath hat mit dem Wetter morgen kein Glück.“

„Mit göttlicher Hülfe, wir wollen's hoffen, nein!“

* * *

Um Mitternacht sprang Eduard Jeremias plötzlich aus dem Bett und lief im Hemd ans Fenster. Es regnete nicht, doch das Wetterleuchten zeigte ihm die dichtgelagerten lauernden Wolken. Brummend kroch er in die Federn zurück, warf aber bald die Decke wieder ab und setzte sich aufrecht, den Kopf auf die aufgestemmten Arme stützend. Der gesunde Schlaf seiner Gefährtin ärgerte ihn. Er rüttelte sie wach.

„Ist's schon zum Aufstehen Zeit?“ fragte die Gutmüthige.

„Schon!?“ warf er ihr das harmlos gebrauchte Wörtchen vor. „An deiner Stelle hätte ich mich gar nicht niedergelegt. Ich kann nicht schlafen.“

„Wenn du willst, leist' ich dir Gesellschaft. Soll ich dir ein Brausepulver geben?“

„Laß das! Was ich sagen wollte — Schwager Heinrich darf mir nicht zur königlichen Tafel.“

Da war die Commerzienräthin plötzlich ganz munter und zum ersten Male in ihrem Leben zum Widerstand gegen ihren Eheherrn entschlossen.

„Ist das dein Ernst?“

„Mein voller Ernst. Er hat kein Benehmen, keine Noblesse. Basta.“

„Eduard Jeremias,“ sagte sie feierlich, „wir haben die silberne Hochzeit gefeiert, wir könnten noch die goldene feiern, glücklich in und mit einander, doch wenn du meinem Blut die Schande anthust, wenn du an deinem Ehrentage den leiblichen Schwager verleugnest, bleibe ich keine Stunde mehr unter einem Dache mit dir. In deinen und meinen besten Tagen verlaß ich dich.“

„Das kannst du nicht.“

„Ich kann's, und sollte mir das Herz darüber brechen.“

Sie schluchzte, blieb aber für Droh- und Schmeichelworte taub.

„Wenn wir dir zu schlecht sind,“ sagte sie, „laß dich von mir scheiden und nimm dir eine Prinzeß.“

„Von dir war nicht die Rede, sondern vom Schwager. Er ist nun mal ein Mensch ohne Chic.“

„Eine Mutter hat uns unterm Herzen getragen! Gott erhalt' ihn, wie er ist.“

„Nun, so hab' deinen Willen! Wenn der König mich nicht nobilisirt, ist der Schwager schuld.“

Eduard Jeremias legte sich stöhnend in die Kissen zurück.

X.

Der König der Könige hält bei Eduard Jeremias Einkehr.

— Aber er fuhr am Morgen des 29. mit einem Freudenschrei empor, denn ein Sonnenstrahl stahl sich durch die Fenstervorhänge bis zu seinem Bett, so goldig, so warm — Heidi, war er auf den Beinen und lugte hinaus.

„Ich wußt' es ja, Eduard Jeremias Goldheim hat Glück!“

Es blaute der unbewölkte Himmel und blitzte die wellenlose See. Tirili tönte es hoch in den Lüften und Bum dröhnte es aus der Tiefe. Die Lopdäler Schützen thaten einen Freudenschuß.

Es klopfte an die Thür.

„Sind Sie's, Josef?"

„Ja, ich habe eine Depesche."

„Eine Depesche. Ich komme gleich." Rasch in den Schlafrock und ins andere Zimmer.

Hastig riß er die Depesche auf. Wenn's eine Absage wäre! Nein, Eduard Jeremias hat Glück:

„Majestät werden 29. Abends halb neun auf Froschweiler eintreffen."

„Wie viel Uhr haben wir jetzt?"

„Halb sieben, Herr Geheimrath."

„Ist der Perlmann schon fort?"

„Der Wagen fährt eben vor."

„Wenn Sie Perlmann noch sehen, sagen Sie ihm, ich hätte mich erkältet und läge noch zu Bett. Lasse ihm glückliche Reise wünschen."

„Sehr wohl, Herr Geheimrath."

Das Glückskind lief wieder ins Schlafzimmer zurück und weckte Frau Sidonie, aber diesmal ganz sanft.

„Heda, süßes Murmelthierchen, wach auf! wach auf!"

Dann klopfte er an die Thür seiner Tochter:

„Adelheid! Täubchen! es ist Zeit, aufzustehen; Majestät werden heute Abend Punkt halb neun bei mir eintreffen."

Wieder ins andere Zimmer und dem Kammerdiener geklingelt.

„Wo ist der Baumeister? Alle Fahnen auf! Horch, da schießen sie schon wieder. Wer commandirt unsere Artillerie?"

„Der Förster."

„Er soll auch schießen, aber dreimal so stark wie die Lopdäler soll er schießen lassen."

Wieder ins Schlafzimmer.

„Aber bist du denn noch nicht auf, mein Mäuschen!"

„Gleich, gleich, mein Herzkönig. — Aber, nicht wahr, Bruder Heinrich darf —"

„Ach, du mein Gott, ja! Verdirb mir die Stimmung nicht!" —

Um zehn Uhr saßen Mutter und Tochter in einem Rococosälchen, das an den großen Speisesaal stieß, und erwarteten die Herren zum Dejeuner. Adelheid schmiegte sich zärtlich an die Mutter.

„Du scheinst auch sehr angegriffen zu sein, liebes Kind," sagte diese. „Gott, wenn nur Alles gut vorübergeht. Deine Minna muß mich à la Pompadour frisiren, und dazu nehm' ich mein neues Brillantdiadem ins Haar."

Sabatzky war der erste Ankommende. Man sah's ihm an, daß er sich in seinem coketten Morgencostüm unwiderstehlich däuchte. Lächelnd drückte er auf jedes Fettgrübchen in Frau Sidoniens Hand ein Küßchen und sagte mit seinem weichsten Ton:

„Bon jour, meine theure maman!"

So hatte er sie noch nie genannt.

„Und wie haben die Damen geruht? Dem Aussehen nach vortrefflich. Sie blühen wie die Rosen."

Er erwartete von Adelheid eine Antwort, allein sie hatte Onkel Heinrich zu begrüßen, welcher sich im fadenscheinigen Hausrock und Pantoffeln durch die Thür schob.

„Aber Heinrich," sagte seine Schwester mit einem Blick auf seine Fußbekleidung, „wenn das mein Mann, der Geheimrath, sieht —"

„Ja, denke dir, liebe Sidi, der Schuster aus Lopdäl hat mir die neuen Stiefel gebracht, aber ich kann nicht hinein, und meine alten sehen schlechter aus als meine Pantoffel."

„Unmöglich! Bedenke, wenn Majestät —"

Er lächelte wehmüthig.

„Liebe Sidi, ich glaube nicht, daß mir der König auf die Stiefel sieht, daß er sich überhaupt mit meiner Person beschäftigen wird. Ja, vielleicht, wenn ich das Solo hätte blasen dürfen —"

Da wurden beide Thürflügel geöffnet, und auf der Schwelle zeigte sich der Schloßherr, vom pomadeglänzenden Scheitel bis zum Lackstiefel bereits in Gala.

Er ließ den Anwesenden Zeit, ihn in seiner ganzen Glorie zu betrachten. Dann erst trat er näher.

„Du hast dich schon jetzt so schön gemacht?" hatte Sidonie ihre Bedenken.

„Gewiß, denn später bleibt mir keine Zeit dazu. Wie sitzt der neue Frack! He!" Er verdrehte in eitler Selbstbetrachtung den Hals, daß er im Gesicht roth und blau wurde.

„Du wirst wieder der Nobelste sein," sagte Frau Sidonie.

„Guten Morgen, lieber Graf. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie froh ich bin, daß der Perlmann fort ist. Ein ganz brauchbarer Mensch sonst, aber seine Manieren! Er war bei meinem besten Willen nicht präsentabel. Nun sind wir ganz unter uns, ganz en famille."

„Ich hoff' es," seufzte Sabatzky und richtete einen jener Blicke, welche die Mutter „fascinirend" fand, auf die Tochter. Doch diese stand während der ganzen Unterhaltung ohne Theilnahme mit gesenkten Wimpern bei Seite.

„Aber nun rasch gefrühstückt," klatschte ihr Papa in die Hände, „denn wir müssen Probe halten."

„Probe?!"

„Nun ja, wie man vor Majestät geht und steht."

„Wenn ich dabei nicht unbedingt nöthig bin, dispensiren Sie mich, bester Geheimrath," sagte Sabatzky. „Ich bin heute — o, Sie werden es später begreifen — so bewegt. Meine Psyche flattert zwischen Furcht und Hoffnung."

Sein feuchtes Auge rollte zur Zimmerdecke und traf just denjenigen der dort wimmelnden Amoretten, der ihm die am wenigsten psychische Seite zukehrte.

„Herr Geheimrath," fuhr der Komödiant plötzlich mit feierlicher Stimme und Miene fort, sich militärisch emporrichtend, „es ist zehn, darf ich Sie Punkt elf um eine wichtige Unterredung bitten?"

Endlich! Mama Goldheim spitzte den Mund. Adelheid warf den Kopf in den Nacken und maß den Freier mit einem feindseligen Blick. Nur ihr Onkel begriff das Flattern der Psyche nicht.

„Mein theurer Graf," erwiederte der Commerzienrath und stieß denselben traulich in die Seite, „für Sie bin ich jederzeit zu sprechen. Ich habe heute wahrlich den Kopf voll, doch da die Unterredung — he, he — wichtig ist, stehe ich Ihnen Punkt elf zu Diensten."

Kaum war Sabatzky nach dem Dejeuner aus dem Zimmer, erhob sich der Commerzienrath und klopfte, um größere Aufmerksamkeit zu erregen, an sein Glas.

„Und so werde ich," begann er mit der Salbung eines Grabredners, „Seiner Majestät einen Schwiegersohn in der Person des Grafen Fedor Fedorowitsch Sabatzky vorstellen können."

„Bist du überzeugt, daß er sich endlich erklären wird?"

„Ueberzeugt. Uebrigens ist die Ehre nachgerade auf seiner Seite. Er ist Ausländer, und die Verbindung mit mir kann ihm am hiesigen Hofe nur nützlich sein."

„Adelheid aber scheint mir trüb gestimmt," wagte Salburg zu bemerken. Sein Schwager antwortete für sie.

„Meine Tochter kennt ihre Stellung, Schwager. So lange es mir leider nicht vergönnt ist, einen Erben zu besitzen —"

„Aber Edu!"

„Mich nicht unterbrechen! — einen Erben zu besitzen, übernimmt sie so zu

sagen das Familienbanner und stickt mit fester Hand eine Grafenkrone hinein. Gräfin Sabatzky-Goldheim, ich bin mit Ihrer Wahl zufrieden.“ Er sprach nur noch in Toasten.

„Und nun, lieber Schwager, stelle dich dorthin. Du bist Majestät, die eben aus dem Wagen gestiegen, und wirst von mir empfangen. Sidi steht mir zur Linken, der Graf mit Adelheid zur Rechten. Bum! bum! Böllerschüsse und rauschender Tusch!“

Er machte vor dem Schwager, der sich in seiner Rolle sehr unbehaglich fühlte, eine Verbeugung bis zur Erde und begann seine wohlstudirte Anrede herzusagen:

„Allergnädigster König! Königliche Majestät! Die Gefühle, welche mich in diesem schönsten Augenblick meines Lebens bewegen, die Dankbarkeit, Ehrfurcht und Bewunderung, welche ich für Eure Majestät von meiner Geburt an im Herzen trug und bis zum Grabe tragen werde, die unschätzbare Ehre, welche mir heute durch Eurer Majestät allerhöchste Gnade zu Theil wird, machen mich sprachlos. Ich kann daher nur bitten, Eure Majestät möge das frugale Mahl unter dem bescheidenen Dach eines schlichten Bürgers nicht verschmähen, kann nur mit schwacher Stimme rufen: Willkommen“ — Goldheim brüllte dabei, daß sein Schwager erschrocken zurückfuhr — „Majestät, willkommen auf Froschweiler! Seine Majestät, unser allergnädigster König, lebe hoch! Bum! bum! tratarata! — — — Nun, sprich doch was!“ fuhr er Salburg an, der wie ein Storch auf einem Beine stand. „Majestät werden doch etwas entgegnen!“

„Ja, was soll ich denn sagen?“

„Himmlische Einfalt! — ‚Es freut mich, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Herr Geheimer Commerzienrath; habe viel von Ihnen gehört. Schöner Park. Ist das Ihre Gemahlin, die Frau Geheime Commerzienräthin?‘ Worauf ich dich vorstelle: zu dienen, Majestät, meine Frau, Sidonie, geborene Salburg. — Einen Knix, Sidi! — tiefer! tiefer! — Und hier: Graf Fedor Fedorowitsch Sabatzky, Rittergutsbesitzer aus der Krim, Bräutigam meiner Tochter Adelheid! — Wo ist Adelheid? Ist sie auch fort? Warum ist sie fort? Ich werde — doch ich will mir die Stimmung nicht verderben. Also weiter!“ Er zeigte hinter sich. „Mein Schwager Salburg —“

Salburg, der König, machte unwillkürlich eine Verbeugung, wofür er sich einen Verweis zuzog.

„Außerdem war deine Verbeugung miserabel. Laß mich mal der König sein. Es wäre ja möglich, daß er auch an dich einige Worte richtet.“ Goldheim stützte die eine Hand auf den Tisch und steckte die andere in den Busen.

„Mein Schwager Salburg,“ wiederholte er das Stichwort. „So mach' doch dein Compliment — genug! genug! Du streckst ja den Kopf hin, als solle dir Majestät die Haare scheiteln! Pfui, welche Haltung! Steh' fest, aufrecht, militärisch stramm! Freilich, in Hausschlorren. — ‚Sehr angenehm,‘“ schrie er an Königs Stelle, daß Salburg abermals zurücktaumelte. „Steh' doch fest! — ‚Sehr schönes Schloß das!‘ — — Kreuzschockschwerenoth, erwiedere etwas!“

„Ja, was meinst du in diesem Fall? Soll ich aus Bescheidenheit nein sagen oder Majestät Recht geben?“

Der Commerzienrath schlug die Hände über dem Kopf zusammen und machte einen wüthenden Lauf durchs Zimmer. Dann stellte er sich vor den Unglücklichen hin:

„Aus dir wird niemals ein Hofmann!“

„Gott sei Dank, nein, lieber Schwager.“

Was war zu thun? Goldheim mußte,

wollte er nicht „die Stimmung" verlieren, die Probe aufheben.

Er dachte noch an seinen mißrathenen Schwager, als er den Frack, der ihm zu eng und heiß wurde, mit seinem bequemen Nankingrock vertauschte, dachte noch an ihn, als er auf den Schloßplatz trat, wo es wie auf einem Weihnachtsmarkt nach Tannen roch und alle Flaggen aufgehißt waren. Das fatale Bild Salburg's verließ ihn nicht, trotzdem er innerhalb der nächsten zwanzig Minuten mit einem Dutzend Menschen die wichtigsten Dinge besprach. Der Abstand zwischen dem gräflichen Schwiegersohn und dem leiblichen Schwager däuchte ihm immer unerträglicher. Sollte ihn auch der König, der ein guter Herr ist, übersehen, sein Gefolge bemerkt denselben gewiß. Man hat in jenen Sphären feine Nasen und scharfe Zungen. Die anspruchsvollen Herren von Frosch, den flegelhaften Perlmann ist er los, aber der Schlimmste, der gutmüthige Tolpatsch ist ihm geblieben. Wie bringt er diesen dunklen Flecken aus dem Lichtbild? wie hält er den weiland Clarinettisten vom Feste fern? Mit Gewalt, durch einen Ukas geht es nicht. So widerborstig hat er seine Sidi noch nie gesehen. Es könnte nur durch List bewerkstelligt werden.

Eine gräßliche Hitze! Während er stehen blieb, um sich die Stirn zu trocknen, betrachtete er wohlgefällig das kostbare künstlerisch drapirte Scharlachzelt.

„Ein Meisterstück! Wir werden wie auf einer Bühne sitzen. Bravo, Herr Baumeister, bravo!"

Der Belobte stand vor der breiten Freitreppe und überwachte das Befestigen der funkelnden Kronleuchter und die Aufstellung der Credenztische. Jedes Stück der Einrichtung war nach seiner Zeichnung neu gefertigt worden. Nun bei Tag sah Alles prahlerisch und theatralisch aus, doch sollte es ja die Vorstellung von Reichthum erwecken, nur bei künstlicher Beleuchtung gesehen werden und nur den Zwecken dieses einen Abends dienen.

„Meinen Sie nicht, Herr Baumeister," wollte sich Goldheim als Kritiker zeigen. Doch der junge Mann schnitt ihm kurzweg das Wort ab. Er meine nicht, sondern er wisse, was er mache, und entweder würde es genau so gemacht, oder der Herr Rath möge die Verantwortung übernehmen.

„Du lieber Himmel, man darf sich doch aussprechen —"

„Bitte, Herr Rath, stehen Sie hier nicht im Wege!" Die Aufregung vor der Schlacht hatte den bescheidenen Künstler völlig verwandelt.

Der Commerzienrath, so vernünftig, die Impertinenz mit diesem Umstande für begründet zu erachten, schmunzelte, klopfte dem Grobian auf die Schulter und sagte: „Sie haben Recht."

Das Zelt in den Schauplatz einzufügen und mit der Waldwand zu vermitteln, dienten zunächst Pflanzengruppen, in der Farbenabtönung und Formenmannigfaltigkeit mit Bedacht gestellt, Pergolen von zierlichem vergoldeten Gitterwerk zogen, guirlandengeschmückt, links und rechts sich hin, Säulen mit Fahnentrophäen und Candelabern für mächtige Gasflammen brachten Abwechselung in das Grün. Der glückliche Festgeber trat, um auch hinter die Coulissen einen Blick zu werfen, in das Gehölz. Ach, war es da kühl und still! Er machte einen Rundgang um die Försterei. Sie lag verlassen, Alles war auf dem Schloßplatz beschäftigt. Er nahm auf einer Bank hinter dem Hause Platz, um den Schatten zu genießen. Da fiel sein Blick auf den Eingang zu den alten Gewölben, und mechanisch tastete seine Hand nach den Schlüsseln, die ihm Herr Archibald überreicht und an die er in der Aufregung dieser Tage nicht mehr gedacht hatte. Eine Idee durchzuckte ihn. Wie,

wenn er nach der inhaltsschweren Unterredung um elf Sabatzky und Salburg zum berühmten Rauenthaler ins geheime Gelaß lüde? Er — Goldheim — kannte die Kraft dieses Saftes und die Schwäche seines Schwagers. Wenn der ein paar Glas Wein geschlückert hat, schwatzt er Unsinn und nach dem sechsten schläft er ein und ist vor vierundzwanzig Stunden nicht mehr zu erwecken. Wie, wenn er seinen Schwager betrunken machte, und wenn sie ihn dann schlafen, in dem kühlen, lauschigen, reizenden Kämmerchen schlafen ließen? Aber Sidonie — bah, die Aufregung über die beiden Tagesereignisse, ihrer Tochter Verlobung und des Königs Besuch, wird auch ihr den Kopf verdrehen, und schließlich kann sie doch Majestät keinen betrunkenen Bruder vorführen.

Unter diesen Ueberlegungen hatte er sich dem Keller genähert, die Thür aufgeschlossen, sein Taschenfeuerzeug hervorgeholt und leuchtete nun mit einem Wachskerzchen die Stufen hinab. Wie frisch es da unten; das ist so gut wie ein Bad; und es riecht auch nicht schlecht. Er zieht den Schlüssel ab und versucht, ob er auch von innen schließt — ja. Die kleine Leuchte reicht bis zum geheimen Gang, dort wird's wieder hell, und in der Klause findet er Kerzen. Vorsichtig schließt er die Thür hinter sich ab und steigt in die Tiefe, wo er gebückt vorwärts geht, obwohl er aufrecht noch lange nicht an die Decke reicht, von Gelaß zu Gelaß. Da liegt der Wein. Bordeaux, Rheinwein, Champagner — nein, den hat der alte Schurke Frosch ausgetrunken. Bald ist er im geheimen Gang. — O, was werden sie Augen machen! — Schnapp, ist die Eisenthür auf und fällt wieder hinter ihm ins Schloß. Das Wachslicht brennt ihm bereits auf die Finger; er könnte es fortwerfen, aber der wahre Oekonom ist im Kleinen sparsam; er benutzt es noch, um die Kerzen anzuzünden. Nun sieht er sich um und leuchtet hierhin und dorthin. Das Kämmerlein gefällt ihm heute unendlich besser als beim ersten Besuch. Wahrhaftig, es heimelt ihn an. Da ist der tragbare Flaschenbehälter, da sind die altmodischen Gläser, da für ein ungestörtes Schläfchen Kissen und Decken. Was will der Schwager mehr! Wenn das Zauberfest vorüber ist, holt Goldheim ihn ab, und es giebt noch zu lachen, und dem guten Alten selbst wird es am Ende viel lieber sein, sich im Schlafrock die Herrlichkeiten erzählen zu lassen, als sie in tausend Aengsten und Verlegenheiten miterlebt zu haben. So nimmt die Sache die glücklichste — eine humoristische Wendung.

„All right,“ schmunzelt Eduard Jeremias, „in einem Stündchen bin ich wieder da.“

Die Thür ist zu — bah, als vorsichtiger Mann hat er auch den Schlüssel vorher abgezogen. Und er paßt — — aber das Schloß versagt. Er dreht und dreht — im Nu ist er in Schweiß gebadet. Die Klinke folgt seinem Druck, das Schloß dagegen gehorcht nicht. Wäre denn der alte Frosch kräftiger als er? Ungeduldig nimmt er den anderen Schlüssel zu Hülfe; knack, ein Druck — der Bart ist abgedreht. Nun stürzt er sich wild auf die Thür, rüttelt am Schloß — kindisches Bemühen! Die halten für Jahrhunderte fest. Eduard Jeremias ist gefangen!

* * *

Punkt elf läßt sich Sabatzky beim Geheimrath melden. Der Kammerdiener kehrt aus dem Zimmer seines Gebieters zurück. Der Herr Geheimrath sind ausgegangen. Nach einer halben Stunde fragt Sabatzky wieder an, doch der Herr Geheimrath sind noch nicht zurück. Man erkundigt sich bei Frau Sidonie. Sie hat

ihren Gemahl seit dem Dejeuner nicht gesehen. Jedenfalls wird er irgendwo bei den Arbeiten im Park sein. Der Besitzer der Silberminen in Utopien findet die Unpünktlichkeit zwar sehr tactlos, geht aber selbst mit dem Diener den künftigen Schwiegerpapa suchen. Auf dem Schloßplatz ist derselbe nicht. Jemand sah ihn den Weg nach Lopdäl einschlagen.

„Wann?"

„Es kann eine Viertelstunde, kann aber auch länger her sein."

„Ja, ja," sagt der Kammerdiener, „vor einer Viertelstunde war der Bürgermeister hier und hat nach unserem Herrn gefragt."

Sofort meldet sich ein anderer Jemand, der Beide den Froschberg hinabgehen sah. — — Sabatzky wartet bis zwölf, dann begiebt er sich zur gnädigen Frau. Diese lebt im Wahn, die Herren hätten sich unterdessen längst getroffen. Auch sie findet das Ausbleiben ihres Eduard unbegreiflich und schickt einen Boten nach Lopdäl. Athemlos, in Schweiß gebadet, kommt derselbe nach drei Viertelstunden zurück.

„In Lopdäl geht es drunter und drüber; von allen Himmelsgegenden strömen dort Fremde, Städter und Landleute zusammen. Vor den Gasthöfen reihen sich Hunderte von Fuhrwerken, in den Straßen ist kaum durchzukommen —"

„Und mein Mann?"

„Der war weder beim Bürgermeister, noch beim Pastor, noch im Wirthshaus, noch sonstwo zu finden."

Sidonie beginnt zu weinen, Adelheid, die hinzugekommen, tröstet sie.

„Papa hat einen Spaziergang gemacht und sich verirrt."

Man durchstöbert das Schloß von unten bis oben; Knechte, Mägde und Kinder werden aufgeboten, im Park und auf den angrenzenden Wiesen nach dem Vermißten zu fahnden. Der alte Salburg läuft treppauf, treppab, schreit in Zimmer, in denen er schon zwanzigmal gewesen, stürmt, seine Clarinette unterm Arm, um Signale zu geben, in den Park, kommt kraftlos, athemlos zurück und kniet zuletzt in einem Winkel nieder, um zu beten.

Die Försterei, die Ställe und Scheunen sind durchsucht.

„Wohin führt diese Thür?" fragt Adelheid.

„Zu den alten Kellern."

„Ist der Schlüssel dazu da?"

Ach ja, der Schlüssel kam nicht aus Frau Sidoniens Gewahrsam. Dennoch erschließt man die Gewölbe. Ein Dutzend Menschen steigen mit brennenden Kerzen hinab und vollführen einen Höllenlärm. Wie vorauszusehen war, wecken sie nur das Echo, und dort — sie beleuchten das feuchtschimmernde Mauerwerk — hat das Gewölbe ein Ende. Zurück ans Licht!

Die Schloßuhr schlägt vier. Frau Sidonie sitzt, noch im Morgenkleid, blaß und abgehärmt im Zimmer mit den Hirschgeweihen. Adelheid — ihre Augen haben einen fieberhaften Glanz — streichelt ihr die Hand. Auch der „Herr Graf" ist da. Weil er mehr wüthend als traurig ist, bringt er es nur zu Grimassen. Onkel Salburg — ja, wo läuft der umher!?

„Wenn — wenn mein Mann nicht zurückkommt," schluchzt Sidonie, „was machen wir mit dem König?"

„Aber Papa kommt vor Abend zurück," tröstet das Mädchen. „Du wirst sehen, er hatte sich verirrt und ist dann in irgend einem Förster- oder Bauernhause, sich ausruhend, eingeschlafen."

„Nein, nein, denn vorher hätte er mir Jemand zur Beruhigung geschickt. Mein Edu! wo ist mein Edu? Es giebt so viele Räuber auf der Welt, Herr Graf. Ich seh' ihn blutig auf der Erde liegen! Hülfe! Barmherzigkeit!"

Sabatzky drehte und drehte an seinem Schnurrbart. Ein Spitzbube und Schwindler ist wahrem menschlichen Schmerz ge-

genüber dumm und stumm, er fühlt den Strick um den Hals.

„Herr Graf," bat die Räthin nach einer Weile gefaßter, „wenn mein Mann heute Abend nicht zurück ist, empfangen Sie den König — er wird mir's nicht nachtragen, wenn, wenn ich unter diesen Umständen mich entschuldigen lasse. Ach, ich will ja gern wieder arm und niedrig werden, erhalt' ich nur meinen Mann zurück."

„Seien Sie wegen des Empfangs ohne Sorge," schnarrte Sabatzky, „ich habe schon verschiedene allerhöchste Herrschaften in — hm, in fatalen Situationen empfangen. Wenn Sie erlauben, meine Damen, ziehe ich mich zurück, um Toilette zu machen."

Toilette machen! Es schauderte Frau Sidonie bei dem Gedanken. Sie winkte dem Gecken mit der Hand Adieu und entzog sie ihm, als er sie küssen wollte.

Bald darauf bat auch Adelheid, sich entfernen zu dürfen.

„Ja, ja, sieh' auf dem Schloßplatz und im Hause nach," bat Frau Sidonie selbst, „denn wenn Papa heimkommt und nicht Alles in Ordnung findet, geräth er außer sich. Ach, und er ist so bös, wenn er zürnt. Alle guten Menschen sind jähzornig."

Adelheid holte aus ihrem Zimmer Hut und Shawl. Als sie über den Schloßplatz schritt, begegnete sie überall verstörten Gesichtern — die Leute waren um den Arbeitgeber, nicht um den Menschen Goldheim besorgt — aber ihr eigenes Antlitz war am bleichsten. Sie wandte sich waldein — O, wie schön war der Tag! Doch die zarten Saiten in ihrer Brust waren gesprungen; sie sah nur noch auf den Weg und schritt mit Hast, sie wollte pünktlich sein — zur Flucht?!

Fedor Fedorowitsch Sabatzky dachte nicht daran, Toilette zu machen, sondern ließ sich Gänseleberpastete, Hummersalat und andere leckere Dinge nach seinem Zimmer bringen, leerte die Schüsseln trotz seines Ingrimms mit Appetit und trank ein Glas ausgezeichneten Amontillado dazu. Dann mit hochgezogenen Beinen auf dem Sopha liegend, dachte er nach. — Eine verdammte Geschichte das! Vor wenig Stunden noch des Erfolges so sicher, sieht er nun durch ein Räthsel Alles in Frage. Hol' der Teufel den Commerzienrath — wenn er ihn nicht schon geholt hat! — Er, Sabatzky, soll den König empfangen! Sapristi, es ist ein Unterschied zwischen vorgestellt werden und sich selber vorstellen. Wäre Goldheim da, übernähme dieser gleichsam die Garantie; die Flagge deckte die Ladung. Aber nun sich selber anzutragen und unbequemen Fragen auszusetzen. — Er macht sich wahrlich aus Gott und der Welt nichts, dennoch wird ihm bei dem Gedanken schwül zu Muthe, daß er wie den Speculanten heute auch einen König frech belügen soll. Und wenn auch das Heute glimpflich endet, so wird morgen die Polizei im Hause sein. — Alles erwogen, hält er für rathsam, Froschweiler vorläufig Adieu zu sagen. Er kann es mit leidlichem Anstand. Er sucht den Freund, den Vater seiner Angebeteten. Und da es heutzutage keine Hörselberge giebt, wird man ja bald von Goldheim's Schicksalen hören — vielleicht knüpft sich der Faden wieder an. Ist er verunglückt, hat die Grafenrolle ohnehin hier ausgespielt. Denn wenn Fräulein Adelheid Sitz und Stimme erhält, wird er nicht der Erbe der Millionen. Enfin, sein Plan war kühn und wäre beinahe gelungen. Nur keine Reflexionen über Seifenblasen! Es lebe der nächste Betrogene!

Er klingelte dem Diener und befahl einen Wagen.

„Haben Sie eine Spur?" fragte der Bediente neugierig.

„Ich glaube, ja. Rufen Sie mal den Schwager!"

Der Schwager, wieder das Clarinettenfutteral unterm Arm, stolperte zur Thür herein.

„Sie wissen?!“ schrie er.

„Wissen, wäre zu viel gesagt, aber ich ahne. Sagen Sie aufrichtig, hatte der Commerzienrath in jüngster Zeit bedeutende Verluste?“

Salburg sah ihn mit großen Augen an; erst nach einer Weile wurde ihm der Zusammenhang der Frage mit dem Verschwinden seines Schwagers klar.

„Sie glauben doch nicht, daß er bankerott zu werden fürchtete — Barmherzigkeit! dann wäre er todt!“

So viel er aus Theaterstücken weiß, wählt ein Kaufmann immer lieber den Tod, als daß er seinen Bankerott erlebt.

Sabatzky betrachtete ihn mit einem Anflug von Theilnahme.

„Mein Gott, wie naiv Sie sind! Sie müssen nicht viel mit Ihrem Schwager und Seinesgleichen verkehren. Bankerott klingt überhaupt viel zu ernst. Der Berliner sagt dafür Pleite. Ein Mann wie Goldheim macht Pleite, aber er stirbt nicht.“

„Herr, ich lasse meinen Schwager nicht beschimpfen. Er ist —“

„Er ist ein Talent, und Sie sind ein Charakter. Mein Interesse für ihn mögen Sie daraus ersehen, daß ich selbst und sofort, auf das schöne Fest heute Abend verzichtend, nach Seldin reise, wo ich sicher bin, Ihren Schwager zu finden. Sie werden einwenden: eine Depesche aus Lopdäl an die Seldiner besorge das auch. Aber, wie gesagt, ich habe meine Gedanken über sein Verschwinden. Und die Behörden sind in ihren Meldungen so kurz angebunden und unverblümt — wogegen ich Ihnen ein telegraphisches Billetdoux verspreche. Sie sollen sehen, ich treffe ihn auf dem Seldiner Quai, wenn er nicht schon schwimmt — das heißt mit dem Schiff. Vertrösten Sie damit die Damen und versichern Sie denselben meinen Respect. — Fertig mit dem Packen, Franz? Ja? — Dann avanti!“ — —

Daß demjenigen, der selbst in einer Wolke ging, im Hause graute, über dem ein Geheimniß brütete, war naturgemäß und für die Zurückbleibenden ein Glück. Ein anderer, männlicherer Beschützer ward ihnen zu Theil. Adelheid kam in Edgar's Begleitung ins Schloß zurück, warf sich der erstaunten Mutter zu Füßen und gestand mit schöner Leidenschaftlichkeit Alles. Im Glück hätte sie die Ihrigen verlassen gekonnt, im Leid könne sie es nun und nimmer. Und er — Edgar — gebe ihr Recht.

„Nun stoß uns von deinem Herzen, wenn du es vermagst!“

„Nein, bleibt! bleibt bei mir!“ rief die hülflose Frau, durch die Beichte ihres Kindes noch verwirrter. „Ich habe von Anfang an euren Bund gewünscht — da kam der böse Geist, der russische Graf, ins Haus. — O, Gott sei gedankt, daß der fort ist.“

Edgar ergriff die Zügel mit sicherer Hand. Seine Ruhe theilte sich den Schloßbewohnern mit; die Vorbereitungen zum Empfang, die schon ins Stocken gerathen waren, wurden wieder aufgenommen und zu Ende geführt. Es gelang ihm sogar, die Commerzienräthin zur Theilnahme an der Feier zu bewegen.

„Es ist sehr möglich,“ sprach er, „daß das Räthsel eine höchst einfache, ja vielleicht heitere Lösung findet; warum also jetzt schon handeln, wie wenn das Schrecklichste gewiß wäre? Damit wäre Ihr Gemahl, er kann noch in der zwölften Stunde erscheinen, am wenigsten einverstanden. Nein, Sie müssen den König empfangen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Der Hofmarschall, der jedenfalls vor dem König eintrifft, ist mein Gönner; ich werde ihn mit wenigen Worten über die Situation aufklären, und der zartesten

Rücksicht und Schonung von Seiten des Königs wie seiner Begleiter sind Sie gewiß. — An Stelle des Commerzienraths aber muß Ihr Herr Bruder eintreten."

„Ich!" rief Salburg erschrocken.

„Heinrich?" rief Frau Sidonie ungläubig.

„Ja, Sie, mein Herr! Sie werden an die Ehre der Familie denken und Ihre Sache vortrefflich machen."

Salburg stand plötzlich militärisch fest, aufrecht, wie der Commerzienrath bei der Probe vergeblich commandirt hatte.

Und er machte seine Sache vortrefflich. Mit Edgar's Hülfe gelang ihm auch die Umwandlung des äußeren Menschen. Er sah wie ein bescheidener, aber sehr Vertrauen erweckender Landpfarrer aus. Sogar die neuen Stiefel drückten ihn nicht mehr. Und als die gestirnte Nacht den König brachte, empfing er den hohen Gast in so würdiger, tactvoller Weise, daß der mit wahrer Herzlichkeit den Gruß erwiederte und ihm als einem echten Mann die Hand drückte. Dann bot Majestät mit ritterlicher Höflichkeit Frau Sidonie den Arm, die — wir sind dessen nicht ganz gewiß — in diesem Augenblick ihren Eduard Jeremias zu vergessen schien. So strahlend wenigstens war ihr Gesicht. Der Zug begab sich nach dem Königszelt. Das machte jetzt nicht nur einen prächtigen, sondern auch wohlthuenden Eindruck. Alles war so harmonisch. Zu dem satten, prunkenden Roth des Hintergrundes und der Seitenwände — durch keine Spiegel beunruhigt — stimmte der wahrhaft orientalische Ueberfluß an Goldgefäßen, Majoliken, farbigem Porzellan und in der Lichtfülle schillerndem Krystall, Blumen und Früchten auf den Credenzen und der Tafel. Das matte Silber war verpönt, das Weiß der Gedecke durch bunte Arabeskenstickerei gedämpft. Die Augen schwelgten in Farbengluth. Blickte man aber auf den Schloßplatz, glaubte man die Phantasie eines Märchenerzählers verwirklicht zu sehen. Der breite Platz war mit Tausenden Demanten übersät, und Demanten stäubten rauschende Fontänen hernieder, ganz von Gold aber stand die gewaltige Burg, wie der Königsaar, der über sie die Fittige schwang. Im Hintergrunde, den Felsenabgrund herauf, lohte vulcanische Gluth, als wäre dort die Esse des Zauberwerkes! Rechts vom Schloß that sich die Waldwand aus einander, und eine Lichtstraße eröffnete sich bis an des Berges Fuß hinab und weiter bis zu der im Mondschein blitzenden See, wo, mit Hunderten farbigen Ampeln erleuchtet, mit wehenden Wimpeln geschmückt, Seiner Majestät Dampffregatte vor Anker lag. Droben spielte ein mächtiges, aber den Gästen unsichtbares Orchester die Königshymne, und Kanonenschüsse gaben den Tact.

Die Ueberraschung des erlauchten Gastes war nicht blos Höflichkeit, und er verabschiedete sich von den Damen wie von dem bis zum Schluß sattelfesten Salburg mit den schmeichelhaftesten Dankesworten in größter Huld.

Ach, Niemand ahnte, welche Höllenqual der Festjubel dem Spender aller dieser Herrlichkeiten verursachte! — —

* * *

Nachdem der unglückliche Goldheim die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß sein Mühen, sein Rufen vergebens sei, und er nur durch eine außerordentliche Schickung des Zufalls befreit werden könne, erfaßte ihn gräßliche Wuth. Mit schäumendem Munde Verwünschungen ausstoßend, zertrümmerte er Alles, was im Gelaß nicht niet- und nagelfest war, schleuderte Leuchter und Gläser, den Tisch und den Flaschenbehälter gegen die Thür, zerriß Decken und Kissen und wüthete dann gegen sich selbst, bis er ohnmächtig hinsank. Von

den Scherben verwundet, vom Wein triefend und durch dessen Dünste dumpf und wirr, erwachte er. Um ihn war Finsterniß. Wieder stieß er verzweiflungsvolle Rufe aus — jedem Schrei folgte Grabesstille. Der Einzige, der außer ihm das Geheimniß der Gewölbe kennt, ist von ihm selbst aus Froschweiler vertrieben worden; des letzten Trostes, des Lichtes, und der einzigen Nahrung, des Weines, hat er sich in wahnsinniger Wuth selbst beraubt.

Allmälig gewöhnten sich seine Augen an die Dunkelheit, und er kroch auf die Lade und überdachte sein Verhängniß, wenn äußerste Verzweiflung und Todesangst Denken genannt werden können. Einmal war's ihm, als höre er fern ein Geräusch, aber das gaukelten ihm seine Wünsche vor; als er schrie, antwortete Niemand, kam Niemand!

Und auch morgen und die folgenden Tage wird Niemand den Weg zu ihm finden! Er ist verloren.

Wodurch hat er dies Schicksal verdient!

Alte, längst vergessene Sprüche fielen ihm ein, die Worte des Jeremias — ach, eines besseren Jeremias: „Er hat mich in Finsterniß gelegt wie die Todten in der Welt," und: „Wehe dem, der sein Haus mit Sünden bauet und seine Gemach mit Unrecht, der seinen Nächsten umsonst arbeiten läßt und giebt ihm seinen Lohn nicht."

Nun fand er Thränen, Thränen der Zerknirschung und Reue. Ja, eitel war sein Wollen und Sünde sein Thun gewesen, aber räche dich nicht so, ruft er, der du allein herabsiehst in meinen Kerker!

O, wie träge schleicht, da er ganz auf sich angewiesen und in sich gekehrt ist, wie träge schleicht die Zeit! Wie soll er diese öde, klang- und lichtlose Ewigkeit ertragen! — Aber es ist keine Ewigkeit, die Stunden sind gezählt, es giebt eine letzte, den Tod auf ihrem Fittig! Hinweg, grausiges Bild, ich will nicht sterben, so nicht sterben! O Hoffnung, gnadenreicher Engel!

Er denkt an Frau und Kind. Warum suchen sie nicht, wühlen die Erde nicht auf, um in ihren Eingeweiden den Vermißten zu finden!

Dann wurde er stumpf.

Die Kanonenschüsse schreckten ihn auf.

„Fluch," rief er, „über meine Gier nach Ehren, die ich doch nicht verdient, nur erkauft habe! Sie führte mich hierher! Fluch über meine eitlen Wünsche! Was hab' ich auf diesen Tag gebaut, was diesem Tag geopfert, und wie endet dieser Tag!"

Horch, nun tönt Musik — ach, sie war kein Trost, sondern der Hohn höllischer Dämonen!

Und wieder ward es todtenstill.

Er fühlt Hunger und Durst und schlürft von der kostbaren Lache, die sich über die Steinfließe ergossen. Allein die Blume des Weines, von der das ganze Gemach erfüllt ist, ekelt ihn an. — Seine Gedanken verwirren sich, er fühlt sich über einem ungeheuren Abgrunde von einer unsichtbaren Hand an schwankem Seile hin- und hergeschwungen, hin und her. Ihm schwindelt's, die eisige, unheimlich sausende Luft drückt sein Gehirn wie mit ehernen Krallen — hin und her, hin und her über dem furchtbaren, bodenlosen Schlunde —

„Hülfe! Hülfe!"

Da zucken Blitze, da rauscht es über tausend donnernde Wolken einher, und er sieht —

Ihm, der über den Urgrund der Dinge niemals gedacht, wird in der Stunde der Noth das Unbegreifliche Wirklichkeit —

Mit gerungenen Händen in die Knie brechend, ruft er:

„Gott!!"

XI.

Herrn Goldheim's Glücksstiefel werden neu besohlt.

Baron Maltitz, der Vater, auf dessen Gut sich Herr Archibald von der Trauer über den Verlust seiner Güter erholt, lud am Morgen des 30. seinen Gastfreund zu einer Weinprobe in seinen Kellern ein. Auf Archibald's Rath waren Sophas in das Probirstübchen gebracht worden, und da saßen denn nun die beiden Alten im kühlen Dämmer bei köstlichem Tropfen seelenvergnügt, als Edgar, der sich Tags vorher zu einem Ausflug nach Schweden beurlaubt hatte, wie der Sturm in das Stillleben brach. Mit hastigen Worten theilte er die Ereignisse auf Froschweiler mit. Erst hörte ihn sein Vater mit ziemlich ernsthafter Miene an, plötzlich jedoch flog es wie Wetterleuchten über sein Gesicht, es zuckte in allen Fältchen, und er brach in gellendes Gelächter aus.

„Papa, die Sache ist ernst."

„Ernst? Ich sage dir, Edgar, mit diesem Trank im Leibe hältst du nichts für ernst. Ein Capitalspaß ist's, ich lache mich mindestens fünfzehn Jahre jünger."

„Weißt denn du, wo er ist?"

„Ob ich es weiß? Liebes Kind, wenn ich guten Wein trinke, habe ich immer einen Prophetenblick. Wo er ist? Wo wir sind! ‚Im tiefen Keller sitz' ich hier —'"

„Archibald, du bist doch eine verdrehte Schraube," sagte sein Wirth.

„Verdreht? Ich bin allein der Weise, sag' ich dir. ‚Im tiefen Keller sitz' ich hier,'" stimmte er abermals an, daß das Gewölbe wiederhallte.

„Lieber Vater," drängte Edgar.

„Aber ein lütten Glas Wein kannst du doch trinken, min Jung," sagte der Hausherr zum Lieutenant.

„Dem von dem Wein!" schrie Archibald dazwischen. „Alterchen, das wäre Verschwendung. Er soll nichts haben als seinen Schwiegervater. Kamst du kutschirt oder geritten?"

„Im Wagen, Papa, im Wagen. Wenn du mir nur sagen wolltest —"

„Nichts, als daß ich glühende Kohlen auf das Haupt meines Manichäers sammeln werde. Selbstverständlich muß er capituliren. Trink' aus, Alterchen; auf fröhliches Wiedersehen! Und wenn ich dir rathen darf: trink' nicht mehr; zu viel ist vom Uebel." — —

Auf Froschweiler trat Herr Archibald, durch die rasende Fahrt in frischer Morgenluft ziemlich ernüchtert, fest und frohgemuth den angstvoll harrenden Frauen entgegen. Seine vergnügte Stimmung beleidigte sie nicht, sondern flößte ihnen Hoffnung ein. Seine erste Frage war:

„Wo ist der Kellerschlüssel? ich meine den Schlüssel zu den alten Gewölben? Ist ein geschickter Schlosser zur Hand?"

Dank dem Königstage: Schlosser, Tischler, Feuerwerker, Stubenmaler &c., so viel er haben wollte.

Wer zur Zeit auf dem Froschberg war, schloß sich dem Zuge nach den unterirdischen Gewölben an, Alle gespannt, Wenige gläubig. Und als eine groteske Fortsetzung des gestrigen Nachtfestes ergoß sich der Schwarm mit bunten Illuminationsampeln, Fackeln, Windlichtern und Stalllaternen durch die ungastlichen Hallen.

„Nichts!" riefen diejenigen, die am frühesten ans Ende des Gewölbes gelangt waren, dem geschlossenen Zuge der mit dem Herzen Betheiligten entgegen.

„Maul halten!" erwiederte Herr Archibald, verschwand hinter dem Pfeiler und kam wieder zum Vorschein, um den zitternden Frauen in den geheimen Gang zu winken. Bald stand man vor der Eisenthür, und der Führer klopfte mit seinem Spazierstock kräftig an.

„Zu Hülfe! zu Hülfe! ich sterbe!" klang's aus dem Inneren.

Digitized by Google

„Der Stimme nach noch nicht," sagte Archibald trocken. „An die Arbeit, meine Herren!"

* * *

Als Goldheim von der Erschütterung einigermaßen sich erholt hatte und wieder menschlich aussah, fragte Sidonie, die sich mit Niemand in die Wartung theilte, ob er sich zu Bett legen wolle, und ob sie den Doctor aus Lopdäl rufen dürfe. Zum Schlafen war er noch zu aufgeregt; einen Arzt wollte er nicht, aber einen Teller Suppe.

Während er diesen Göttertrank schlürfte, ließ er Sidonie erzählen: die Angst um ihn, das Suchen und Verzweifeln, Adelheid's Bekenntniß, das wackere Benehmen Edgar's und das schändliche des Grafen, Salburg's Triumphe vor dem König, das schön gelungene Fest und die darauf folgende entsetzliche Nacht —

Da wurde ihm eine Depesche überbracht. Doch es flimmerte ihm vor den Augen. Seine Frau mußte sie ihm vorlesen:

„‚Perlmann gratulirt dem Geheimen Commerzienrath Goldheim zur Verlobung seiner Tochter —'"

„Das ist doch schön von Perlmann," sagte Eduard Jeremias.

„O, hör' nur weiter! ‚Wenn der Geheime Commerzienrath über seinen Schwiegersohn Specificirtes erfahren will, erkundige er sich bei der Warschauer Polizei nach Kleidertrödler Wladislaus Gerson Sabatzky und dessen Sohn Thaddäus, genannt der Graf, was zweimal gesessen. Mit göttlicher Hülfe nach Froschweilerstrapaz glücklich hier angekommen. Perlmann, Generalagent.'"

„Hat er sich die doppelte Tax' kosten lassen, mich zu ärgern," sagte Goldheim, „aber es ist ihm nicht gelungen. Mein Unglück war mein Glück. Während ich in der Tiefe jammerte, zog die Wolke der Schande über meinem Hause hinweg; in der Bitterkeit der Verzweiflung ward meine Seele süß; in der Finsterniß lernte ich sehen."

Hierauf bat er, daß Alle hereinkämen: Kind und Schwager und seine beiden Lebensretter. Er ließ die noch immer gespenstischen Augen vom Einen zum Anderen wandern, dann wandte er sich an Archibald:

„Herr von Frosch," sagte er, „morgen feiern wir die bewußte Verlobung; heute bin ich noch zu schwach. — Und jetzt laßt mich schlafen, Kinder!"

„Soll ich die Jalousien herunterlassen, Edu?"

„Nein, nein! ich bin der Sonne so gut!"

Dann legte er sich in die Kissen zurück. Ach, welche Wonne, sich im Bett zu dehnen und zu strecken! Doch bevor er einschlief, richtete er sich nochmals empor:

„Sidi," sagte er feierlich, „sobald wir nach der Residenz kommen, müssen meine alten Stiefel, du weißt, die Glücksstiefel, wieder unter den Glassturz!"

Der Cicisbeo.

Von
Paul Heyse.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

„Ihr Cicisbeo!" Wie ihr bei dem Wort
Die Lippe rümpft in sittlichem Erschrecken,
Ihr kühlen Deutschen aus dem kalten Nord!

Denkt ihr sofort an den lombard'schen Gecken,
Gebrandmarkt durch Parini's Rügelied,
Um sein Geschlecht aus üpp'gem Schlaf zu wecken?

Wohl! doch vergeßt mir nicht den Unterschied:
Spukt heute noch sein Schatten hier im Lande,
Ist die verstohl'ne Nacht nur sein Gebiet.

Nicht mehr am hellen Tage prahlt die Schande;
Nicht mehr im Eh'vertrag hat sein Asyl
Der Ehebruch, vorausverbriest am Rande.

Was einst der Sitte sittenloses Spiel,
Ward bitt'rer Ernst. Denn sagt: wer möchte missen
Für übermächt'gen Druck ein Nothventil?

Doch schiebt nicht uns den Nothstand ins Gewissen!
So lang die Eh' ein ewig Sacrament,
So lang ein armes Weib, mit Noth entrissen

Unwürd'ger Pflicht, im Höllenpfuhle brennt,
Wenn sie ihr Herz an würd'ge Pflichten bindet,
So lang ist Nothwehr, was ihr Sünde nennt.

Mag sein, daß ihr dies Wort jesuitisch findet.
Lebt etwas länger unter uns, und seht,
Ob nicht zuletzt die herbe Meinung schwindet.

Das Paar auf dem Altane dort, — gesteht,
Ihr saht auf einer Frauenstirn noch selten
So sanften Ernst, so stille Majestät.

Und er, — nicht für den Schönsten kann er gelten,
Doch trug die Erde keinen edlern Mann,
Und die ihn liebt, ist wahrlich nicht zu schelten.

Ich weiß, wie all das Herzeleid begann;
Ich war der Arzt im Haus, schon in den Tagen,
Da sie ein Kind, und ward ihr Freund sodann.

's ist kein Geheimniß. Jeder kann's euch sagen
Im Ort hier. Doch am Ende weiß nur ich,
Was sich in ihren Herzen zugetragen.

Ein gutes Stückchen Zeit seitdem verstrich,
Wohl zwanzig Jahr'. Grau schimmert's in den Haaren,
Doch ihre Seelen glüh'n noch jugendlich.

Damals kam er im Schritt nach Haus gefahren;
Man hob ihn bei Magenta auf für todt.
Er bat, man sollt' ihm lange Qual ersparen.

Doch ich: Bald seid Ihr wieder frisch und roth,
Mein Capitän. Ei was! So flink ins Grab?
Italien thun lebend'ge Helden Noth.

Nach sieben Wochen hinkt' er schon am Stab
Im Haus umher: bald wagt' er's auszugehen
Und stattet links und rechts Visiten ab.

Viel Lieb's und Gutes war ihm lang geschehen,
Auch von der Gräfin, seiner Nachbarin;
Die hatt' ihn fleißig mit Charpie versehen,

Mit Büchern, Früchten, Wein — was passend schien,
Den Stolz des Orts, den wunden Mann zu laben;
Doch noch mit keinem Auge sah sie ihn.

Sehr einsam lebte sie mit ihrem Knaben
Und schien den Jugendfreuden lange schon,
Fast ohne Schmerz und Kampf, entsagt zu haben.

Ihr junger Gatte, da sie kaum den Sohn
Ihm erst geschenkt, nahm's mit den Vaterpflichten
So leicht, wie's hie und da noch guter Ton.

Jung, eitel, leer, — wie konnt' er auch verzichten
Auf Spiel und Kurzweil der jeunesse dorée,
Auf Tänzerinnen und Duellgeschichten!

Vielleicht that's ihrem Stolz im Stillen weh,
Dem Herzen kaum. Wie hätt' sie lieben sollen,
Was kalt und fern blieb wie der Berge Schnee?

Früh hatt' ihr Vater sie vermählen wollen;
Sie wußt' es anders nicht; ihr fiel nicht ein,
Dem Schicksal oder dem Gemahl zu grollen.

Dann in ihr Leben trat das Kind hinein.
Da fragte sie mich strahlend: Doctor, bin ich
Nicht ein beglücktes Weib? — Nicht sagt' ich Nein.

Wer damals sie geseh'n hat! Sanft und innig,
Ein gold'nes Herz! Nie kannt' ich eine Frau,
So wenig eitel, neidisch, wankelsinnig.

Zu der nun ging mein Capitän, — genau
Ein Mann, wie sie ein Weib war, ausgenommen
Die Schönheit. Nun, sein Bart war noch nicht grau,

Ein junger Held ist Weibern stets willkommen.
Lang blieb er dort. Als ich ihn Abends sah,
War hastiger sein Puls, die Brust beklommen.

Ich merkte, was ihm über Tag geschah,
Doch — acqua in bocca! Bei gewissen Schäden
Steht Unsereins nur wie ein Tölpel da.

Nur fing er selber plötzlich an zu reden.
Ich war sein Freund, da sprudelt' er's heraus,
Daß sie sein Herz umstrickt mit Zauberfäden;

Ein Engel! eine Göttin! und ihr Haus
Ein Eden! — die weltalte Cantilene
Der Liebenden. Ich zog die Stirne kraus.

Dann hielt ich meinem wackern Capitäne
Die schönste Predigt, die ein weiser Mann
Je einem Rasenden warf in die Zähne.

Er sollt' halsüberkopf, rieth ich ihm an,
Die Luft verändern, eh's unheilbar würde.
Pah! einem Fiebertollen rathe man!

Item, ein Jeder trägt die eigne Bürde.
Wir kamen davon ab. Noch einmal ihn
Zu warnen, hielt ich unter meiner Würde.

Bald war das Unheil hoch ins Kraut gedieh'n,
Tagtäglich er im Haus auf viele Stunden,
Wo sie nur ungern ihn zu dulden schien.

Er aber hatt' ein Mittel ausgefunden,
Daß sie ihn dulden mußte; denn das Kind
War bald auf Tod und Leben ihm verbunden.

Was sonst ein treuer Vater nur ersinnt,
Er schleppt's herbei, den Kleinen zu ergötzen.
Dank hofft' er wohl: doch sä't' er in den Wind.

Zwar schien sie heimlich sich beglückt zu schätzen,
Daß solch ein Freund ihr nahe war, bemüht,
Was sie verlor, ihr zehnfach zu ersetzen.

War sie nicht jung, nicht feurig ihr Geblüt?
Wer hätte sie gescholten, armes Wesen,
Hätt' sie erwiedernd für den Freund geglüht?

Doch konnt' ich klar an seiner Stirne lesen:
Sein Werben, ernst und stumm, blieb hoffnungslos.
Und dennoch wünscht' er selbst nicht zu genesen.

Oft fand ich ihn, den Knaben auf dem Schooß
Dort im Salone, spielend mit Soldaten,
Festungen bauend, die ein Fingerstoß

Umstürzte, oder ihm von Heldenthaten
Erzählend, — und die Gräfin saß dabei,
Nie Farbe wechselnd, wenn Besucher nahten.

Ihr Leben — welch ein traurig Einerlei!
Und niemals eine Klage! und sie wußte
Nur allzugut: ihr Gatte gab sie frei.

Der kam nur nach der Villa, wenn er mußte,
Um den Verwalter anzugeh'n um Geld
Für Pferde, Weiber, Pharao-Verluste.

Dann räumte still der Capitän das Feld.
Ich weiß nicht, sagt' er mir, wie ich's ertrüge,
Säh' ich den Engel diesem Wicht gesellt! —

Ein schöner Eh'stand! die sociale Lüge
Ganz ohne Feigenblatt! Zum Glücke trug
Der Knabe nur der Mutter reine Züge.

Und seltsam: wie auch sonst hier dumm und klug
Die Leute schwatzen — auf der Gräfin Ehre
Fiel nie ein Schatten. — Da auf einmal schlug

Des Schicksals Hand mit ungefüger Schwere
An dieses Hauses Thor. Zwei Jahre schon
In gleicher Trübsal spielte die Affaire;

Da, eines Abends, als mit ihrem Sohn
Und seinem Freund die Gräfin ging im Garten,
Vernahm man einen wohlbekannten Ton,

Der nie erwünscht war. Rasche Räder knarrten
Im Kies, die Peitsche klang, so kam der Graf
Manchmal heraus auf seinen tollen Fahrten.

Spät war's, die halbe Ortschaft schon im Schlaf,
Doch die Laterne blitzt mit hellem Strahle
Vom Bock. Der Gräfin spähend Auge traf

Dort auf dem Sitz, zur Seite dem Gemahle,
Ein fremd Gesicht, nein, fremd nicht ganz und gar:
Sie sah schon Bild und Namen im Journale.

Ja wohl, das war das freche Augenpaar —
Der üpp'ge Mund, — das Hütchen auf dem Ohr —
Die Ballerina, die in Mode war.

Sie halten am verschloss'nen Gitterthor,
Die Peitsche knallt: „Wo steckt das faule Heer?"
Da tritt die Gräfin aus den Schatten vor.

„So spät noch mein Gemahl? Es freut mich sehr.
Gleich kommt der Gärtner, um Euch einzulassen;
Doch sonst empfang' ich heute Niemand mehr,

Niemand!" — Sie sah vor Jähzorn ihn erblassen.
„Pardon!" sprach er zu seiner Dirn' und lacht',
„Es scheint, wir müssen in Geduld uns fassen.

„Battista! Carlo! Schurken, aufgemacht!
Die Peitsche lehrt ein ander Mal euch springen."
Sie aber sprach zu ihrem Freunde sacht:

„Ich bitte Sie, den Knaben fortzubringen."
Dann: „Eures Hauses Ehre, mein Gemahl,
Hab' ich zu wahren hier vor allen Dingen.

Ihr selbst, so hoff' ich, dankt es mir einmal,
Daß ich Entehrung wies von dieser Schwelle."
Da traf sie eines höhn'schen Blickes Strahl.

„Wir stören, Graf. Ihr seht ja: Eure Stelle
Ist schon besetzt. Wir kehren wieder um.
Sans gêne, Madame! So delicate Fälle —

Wir sind discret, haha!" — Und sie blieb stumm.
Kein Wort, kein Blick an das Geschöpf verschwendet;
Sie litt wie Heil'ge im Martyrium.

Doch er, von Wuth und Leidenschaft verblendet,
Geberdet sich wie rasend, flucht und schilt —
Wer weiß, wie noch der wüste Lärm geendet!

Da trat, so ruhig wie ein Marmorbild,
Mein Capitän heran. Ein Wort nur rief er
Dem Tollen zu, da war der Sturm gestillt.

Sogar das Weib, das giftige Geziefer,
Hört' auf zu zischen. Was er sagte, ich
Erfuhr es nie. Doch schärfer traf's und tiefer,

Als jener Peitschenhieb, den, außer sich,
Der Graf durchs Gitter schnellte nach dem Gegner;
Noch heut an dessen Schläfe flammt der Strich.

„Dies nur auf Abschlag! Hütet Euch, Verwegner!
Wir treffen uns." — Kein Peitschenknall fürwahr
Kam je im schlimmsten Augenblick gelegner.

Die Pferde zogen an, das saub're Paar
Saus't wider Willen fort im raschen Wagen —
Für heut war abgewendet die Gefahr.

Dann — selbstverständlich — hat man sich geschlagen;
Pistolen, drei, vier Kugeln; nur der Graf
Hat einen lahmen Arm davongetragen.

Warum er, fragt' ich ihn, nicht besser traf?
Weil zwischen mir und ihr, versetzt' er bitter,
Zur ew'gen Schranke ward — sein Epitaph.

Doch war die Luft durch dieses Ungewitter
Noch nicht geklärt. Nur engelhafter schien
Die Dame, melancholischer ihr Ritter.

Ich alter Galeotto — warb für ihn.
Und sie: „Weil And're ihrer Pflicht vergessen,
Darf ich darum der meinen mich entzieh'n?"

Mir schien's ein wenig überspannt. Indessen
Längst gab mir diese selt'ne Frau das Maß,
Der Menschen Werth und Unwerth d'ran zu messen.

Da, eines Tags, als ich zu Hause saß,
Just heimgekehrt von meiner Krankenrunde,
Ruft Carlo mich hinüber, leichenblaß.

Das Kind — man suche mich seit einer Stunde —
Es lieg' in Zuckungen — starr jedes Glied —
Es röchle stark — Schaum steh' an seinem Munde.

Ich hingestürzt — zu spät! Mein Auge sieht
Das ganze Haus geschaart schon um den Knaben,
Der eben — auf der Mutter Schooß — verschied.

Ein Blick der Gräfin nur, so schmerzerhaben
Wie einer Niobe; der Capitän —
Als wollt' er selbst sich in die Erde graben.

Wie's kam? Perdio! Leicht war's zu versteh'n.
Das Kind war seiner Wärterin entsprungen,
Nach einer fremden alten Frau zu seh'n.

Die hatte zugenickt dem schönen Jungen,
Sein Haar gestreichelt, aus der Tasche dann
Confect geholt — die Unthat war gelungen.

O Höllenniedertracht! — Ihr starrt mich an?
Der eigne Vater? seinen einz'gen Sprossen?
Ein holdes Kind, das ihm kein Leid's gethan?

Nein, Herr! So ganz der Menschlichkeit verschlossen
Ist doch kein Vaterherz. Giftmischerei
Ist Weiberhandwerk. Seine Thränen flossen;

Auch schrieb er, wie er ganz vernichtet sei —
Er liege krank! — Da wenig Wochen schwanden,
War's mit der schönen Reue schon vorbei,

Und er — kaum glaublich! — in den alten Banden
Der Natter, der sein Kind zum Opfer fiel,
Ob sie den Mord auch freilich nie gestanden.

Das edle Paar sucht' in Paris Asyl,
Da man sie hier wie Pestbefallne scheute;
Da trieben sie so fort das alte Spiel.

Die Gräfin aber — fast des Todes Beute!
So lag sie mondenlang. Als sie genas,
War ihre seidne Locke grau wie heute.

Und er — mein Capitän — ohn' Unterlaß
Um sie bemüht, im Traume wie im Wachen,
Mit Allem, was er hatte und besaß.

Er ließ ganz insgeheim ein Bildniß machen
Des lieben Knaben, ganz so wie er war,
Man meinte fast, der Marmor würde lachen,

So lieblich Alles, Augen, Mund und Haar;
Der Meister hatt' ihn einst geseh'n im Leben
Und traf Gestalt und Ausdruck wunderbar.

Am Todestag, da nun die Mutter eben
Aus ihrem Hause ging, das Grab zu kränzen,
Schritt er aus seinem und ging stumm daneben.

Da sah sie fern schon etwas Weißes glänzen
Von jenem Hügel, der ihr Liebstes deckt —
Wie es sie traf, Ihr selber mögt's ergänzen.

All ihr verlornes Glück war neu erweckt!
Doch ließ sie nicht das Bildwerk auf der Stelle,
So schön es stand, mit Rosen rings umsteckt.

Sie schuf im Haus ihm eine Gruftcapelle,
Um stundenlang allein und unbelauscht
In Thränen dort zu knien am Fußgestelle.

Den Hügel ziert ein schlichtes Kreuz, umrauscht
Von Immergrün. Doch vor dem Bild des Kindes
Ward insgeheim ein Treueschwur getauscht.

Kein Schwur in Worten. Nur ein seelenblindes
Bethörtes Volk mag bauen auf ein Wort
Und wähnen, ewiglich die Herzen bind' es.

Die Beiden aber waren Eins hinfort
In heil'ger Treue, fest und ohne Wanken,
Sie seine Welt, er ihres Lebens Hort.

Kein Vorwurf traf sie je, nicht in Gedanken!
Ihr aber sollt sie seh'n. Ihr Haus ist offen
Für jeden Gast; Ihr werdet es mir danken,
Und rümpft nicht mehr die Lippe, will ich hoffen.

Kunst und Künstler des Mittelalters.*

Es bleibt immer eine sehr dankbare Aufgabe, das Leben und den Entwicklungsgang berühmter Künstler zum Gegenstande in anziehender Weise die Schicksale erzählen, unter denen sich das Genie bis zu jener ungewöhnlichen Höhe ausgebildet hat.

Gewöhnlich zeigt das Leben der Künstler einen etwas absonderlichen Verlauf, denn kein anderer Beruf ist so ausschließ-

Landschaft von Hobbema. Galerie in Buckingham-Palace.

von Schilderungen zu machen, die dem größeren Publicum nicht nur das Verständniß für den Inhalt unserer berühmtesten Museen vermitteln, sondern auch lich durch das innere Wesen des Menschen bedingt. Darum gewährt es aber auch einen ganz ungemeinen Reiz, das Privatleben der Künstler zu verfolgen und zu beobachten, wie sich die einzelnen Fäden knüpfen und verschlingen, um ein Resultat hervorzubringen, welches für alle Verehrer der höchsten menschlichen Eigenschaften von Werth und Bedeutung ist.

* Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. Robert Dohme. Leipzig, E. A. Seemann

Wir haben hier ein Werk vor uns, welches unter sehr umsichtiger Leitung uns in systematischer Anordnung eine Reihe von Malerbiographien aus dem Mittelalter und der Neuzeit vereinigt, deren Verfasser sämmtlich in diesem Fache bereits bewährte und anerkannte Autoritäten sind.

In gruppenweiser Anordnung begegnen wir den hervorragendsten Vertretern der verschiedenen Malerschulen, und der Leser wird auf die angenehmste Weise überall orientirt. Es ist wie eine Wanderung durch die verschiedenen Kunstcabinette und Museen an der Hand kundiger Führer, die es nicht verschmähen, dem Verständniß entgegenzukommen und in liebenswürdiger Weise die Erklärungen auch durch mancherlei Anekdoten und pikante Einzelheiten aus dem Privatleben der großen Meister zu würzen.

Facsimile einer Handzeichnung in den Uffizien zu Florenz.

Die rühmlich bekannte Verlagshandlung hat das Werk in splenditester Weise ausgestattet und bietet an trefflich ausgeführten Porträts der einzelnen Meister und zahlreichen Abbildungen ihrer Werke eine Fülle künstlerischen Materials, welches das Auge erfreut und das Verständniß bedeutend erweitert.

Es ist uns gestattet worden, einige der

Louis Schulz del.

Madonna del Sacco. Wandgemälde im Kreuzgange des Servitenklosters in Florenz

Abbildungen unseren Lesern vorzuführen, und wir geben dieselben ohne weitere Erläuterungen, da wir nicht beabsichtigen, das von Herrn Dr. Robert Dohme herausgegebene Werk durch Auszüge zu empfehlen, sondern nur, indem wir unseren Lesern die Versicherung geben, daß die einzelnen Mitarbeiter sämmtlich schon durch ihren Namen demselben zur Empfehlung dienen, und daß die Verlagshandlung in jeder Hinsicht Alles aufgeboten hat, um dem Werke dauernden Werth zu verleihen und dasselbe namentlich durch die große Anzahl vorzüglicher Illustrationen zugleich zu einer wahren Zierde jeder Bibliothek und jedes Büchertisches zu machen.

Madonna della Misericordia, S. Romano zu Lucca. Nach dem Stich bei Rosini.

Literaturbriefe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

XII.

Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. Von G. F. Hertzberg. — Die Antonine (69 bis 180 n. Chr). Von E. Döhler. — Dante Allighieri's göttliche Komödie. Von K. Witte. — Geschichte der italienischen Kunst. Von E. Förster. — Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Herausgegeben von K. Elze. — Hamlet. Von H. v. Struve. — Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland. Von F. Bobertag. — Deutscher Bücherschatz des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Von W. v. Maltzan. — Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. — Berthold Georg Niebuhr. Von J. Classen. — Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie v. Galitzin. — Lebensbild der heimgegangenen Marie Nathusius, geb. Scheele. — Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege. Von W. Oncken. — Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor v. Schön. — Geschichte der socialen Bewegung und des Socialismus in Frankreich. Von E. Jäger.

Man bezeichnet Deutschland nicht umsonst als das Land der Gelehrten; der größte Theil wissenschaftlicher Arbeiten in unserem Lande wird fortdauernd auf historische Sammlung und Untersuchung verwandt; und wenn wir auch von keiner historischen Arbeit großen Stils zu berichten haben, so ist doch wiederum eine Reihe von trefflichen Leistungen auf diesem Gebiete hervorzuheben.

Nachdem Gibbon und später in etwas anders gefaßtem Umfange der Aufgabe Gregorovius die Geschichte Roms, der Stadt und des Reiches, seit dem Untergange der classischen Zeit behandelt haben, beginnt ein ähnliches Unternehmen für die Geschichte Griechenlands seit seinem politischen Untergange der durch seine griechischen Studien seit längerer Zeit rühmlich bekannt gewordene Gustav Friedr. Hertzberg: „Geschichte Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart.“ Von Gustav Friedrich Hertzberg. Erster Theil: Vom Kaiser Arcadius bis zum lateinischen Kreuzzuge. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1876.

Das Werk schließt sich an die Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer von demselben Verfasser an.

In der Theilung des römischen Reiches nimmt es seinen Ausgangspunkt, und der erste Band behandelt in zwei Büchern acht Jahrhunderte, von dem Jahre 395 und der Theilung des Reiches führt er bis zum Jahre 1204 und dem lateinischen Kreuzzug.

Es ist eine Geschichte, deren Feststellung für den Forscher von den größten Schwierigkeiten umgeben ist, deren Bild in dem Leser elegische Gefühle von ähnlicher Art hervorruft, als diejenigen waren, welche Gibbon empfand, da er auf Rom herabblickte und der Gedanke seines allmäligen Verfalls und der ergreifenden Geschichte desselben während des Geläutes der Glocken von der ewigen Stadt herüber durch seine Seele zog.

Auf der einen Seite gilt es das Reich der Römer und die Politik derselben gegen die sie rings bedrohenden Feinde zur Darstellung zu bringen. Für diese Aufgabe sind hervorragende Vorgänge und vorzügliche Vorarbeiten vorhanden; denn dies byzantinische Reich und seine Vorwelt ist ein Gegenstand von ganz außerordentlichem Interesse. In der Mitte zwischen feindlichen Gewalten haben die Rhomäer die Aufgabe gelöst, einen Staat ohne ausgeprägte Nationalität, ja ohne ein herrschendes Volksthum als reines politisches Kunstwerk zu erhalten. Bis in die höchsten Aemter dieses Reiches dringen Germanen aller Stämme, Slaven und Bulgaren, Perser und Armenier. Daß dies künstliche Ganze sich erhalte inmitten der anstürmenden Völkermassen, hierauf concentrirt sich die ganze Aufgabe der byzantinischen Staatskunst. Sie tritt das Erbe der römischen Staatskunst an, und sie ihrerseits wird wiederum die Lehrerin der venetianischen. Aber eine merkwürdige Erfahrung, welche bestätigt, in welchem Umfange die Sittlichkeit auf dem Nationalgeist ruht: in diesem aus Völkersplittern aufgebauten politischen Kunstwerk entwickelt sich eine so gänzlich rücksichtslose und sittenlose Politik, daß Römer wie Venetianer in ihren sittenlosesten Zeiten sich hell dagegen abheben. Centralisation äußersten Grades, eine vorzügliche und höchst mächtige Büreaukratie mit festen Amtsgewohnheiten, eine auf Werbung gegründete, aus den verschiedensten streitbaren Völkern des Reiches zusammengewürfelte, aber durch eine in jener Zeit einzig dastehende Kriegskunst, theo-

retisches Studium der Tactik und Entwicklung der Cavallerie, hierdurch entwickeltes militärisches Selbstgefühl mächtige Armee, endlich eine Diplomatie, die aller Hülfsmittel der großen römischen Zeiten mächtig war, zu ihnen aber rücksichtslosesten Gebrauch aller Mittel bis zum Meuchelmord in herzloser Berechnung hinzufügte, Feder und Gold und wieder das Schwert wechselnd anwendend: diese Elemente wirken in dem Staate der Rhomäer zusammen. In dem ganzen Verlaufe des Mittelalters kann man mit unseren modernen Staaten nur diesen an einander halten, alsdann Venedig, den sicilischen Staat Friedrich's II. Das Bild dieses Staatswesens und seiner Schicksale ist von Hertzberg scharf, klar und mit einer höchst anerkennenswerthen genauen Mäßigung und Nüchternheit entworfen worden.

Es gilt auf der anderen Seite die Schicksale der griechischen Bevölkerung in diesem Reiche darzustellen, welche seit Fallmerayer die gelehrte Welt so leidenschaftlich bewegt haben. Es ist die Frage von der Nationalität der heute Griechenland bewohnenden Bevölkerung. In der Zeit der lebhaftesten Begeisterung für die Griechen und ihre politische Unabhängigkeit warf derselben Fallmerayer seine berühmte Theorie von der fast vollständigen Ausrottung der Hellenen und deren Ersetzung durch Slaven und Albanesen entgegen. Die vorliegende Schrift schließt sich im Ganzen den Ansichten der neuesten Forscher an, welche dieses Ergebniß nur auf einem verhältnißmäßig eng begrenzten Terrain anerkennen, sie hat aber das außerordentliche Verdienst, die Geschichte dieses Processes zum ersten Male unparteiisch und gründlich darzulegen; zuerst die Geschichte der Slavisirung des alten Hellenenlandes, alsdann die allmälige Herausbildung des neuen Griechenvolkes.

Neben diesem Werk mag ein anderes erwähnt werden, welches einen Theil der älteren römischen Kaiserzeit der Untersuchung unterwirft; es ist die Bearbeitung eines französischen. „Die Antonine (69 bis 180 n. Chr)." Nach dem von der französischen Akademie gekrönten Werke des Grafen de Champagny deutsch bearbeitet von Dr. Eduard Döhler. Erster Band: Nerva und Trajanus. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1876.

Der vorliegende erste Band beschäftigt sich hauptsächlich mit der Regierung des Trajan, welchen der Verfasser weniger günstig betrachtet, als man dies bisher gewohnt war. Die Darstellung zeigt alle die Vorzüge, welche französische Geschichtswerke auszeichnen. Besonderes Interesse werden die culturhistorischen Abschnitte über Monotheismus sowie über Philosophie und Christenthum in dieser Epoche erregen. Wenn aber der Verfasser den Hauptantheil an der moralischen Umwandlung dieser Epoche, an dem Fortschritt der Ideen des Monotheismus und der Brüderlichkeit des Menschengeschlechts den Wirkungen des Christenthums zuschreibt, so werden solche tendenziöse Auffassungen die Ergebnisse der gründlichen deutschen Forschung nicht zu modificiren im Stande sein.

* *
*

Kein Werk von denen, die im Mittelalter zu uns gekommen sind, hat die Geister anhaltender beschäftigt als Dante's göttliche Komödie, welche das ganze Licht der mittelalterlichen Philosophie in sich concentrirt. Mit lebhafter Freude begrüßen wir die dritte Auflage der Uebertragung und Erklärung dieses Werkes von dem ersten jetzt lebenden Danteforscher. „Dante Allighieri's Göttliche Komödie." Uebersetzt von Karl Witte. Zwei Bände. Berlin, Verlag der königl. Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. von Decker), 1876.

Es sind nun fünfzig Jahre, daß der Uebersetzer die Regeln aufgestellt hat, welche ihm alsdann für die vorliegende Uebertragung leitend geworden sind. Ein halbes Jahrhundert hindurch hat er mit der Treue, welche gerade Dante in so vorzüglichem Grade denen einflößt, die sich mit ihm beschäftigen, an dieser Uebertragung gearbeitet und gebessert gemäß den Grundsätzen, welche er damals aufstellte. Nichts ist auffallender an den älteren Uebertragungen als die gesuchte Dunkelheit des Ausdrucks an ihm. Sie ist vorzugsweise hervorgerufen durch die Schwierigkeit, den kurzen und originellen Ausdruck im Versmaß des Originals wiederzugeben. Witte, welcher davon ausgeht, daß treue Wiedergabe des Sinnes

und völlige Verständlichkeit desselben die einzigen unnachläßlichen Forderungen einer Uebertragung sind, hat den Reim aufgegeben und dafür, indem er sonst das Versmaß beibehielt, die eben erwähnten Vorzüge eingetauscht. Es wäre umsonst, durch Umschreibung von der vorzüglichen Art der Uebertragung eine Vorstellung zu geben, daher wir die vier ersten Terzinen, welche ja Jedermann geläufig sind und dadurch die Beurtheilung erleichtern, hier in Witte's Uebertragung mittheilen:

„Es war in uns'res Lebensweges Mitte,
Als ich mich fand in einem dunklen Walde,
Denn abgeirrt war ich vom rechten Wege.

Wohl fällt mir schwer, zu schildern diesen Wald,
Der wild verwachsen war und voller Grauen
Und in Erinn'rung schon die Furcht erneuet,

So schwer, daß Tod zu leiden wenig schlimmer.
Doch um das Heil, das ich dort fand, zu künden,
Will, was ich sonst gesehen, ich berichten.

Wie ich hineingelangt, kann ich nicht sagen,
So schlafbenommen war ich um die Zeit,
Als ich zuerst den wahren Weg verlassen."

Der zweite Band giebt eine Einleitung und Anmerkungen zu dem Gedicht; es wäre anmaßend, über diese Anmerkungen etwas zu sagen, welche in jeder Zeile den ersten unserer Dantekenner zeigen. Und so sei denn das Ganze dieser Uebertragung und Erklärung bei seinem dritten Erscheinen im Publicum demselben auf das Lebhafteste empfohlen.

„Geschichte der italienischen Kunst." Von Ernst Förster. Vier Bände. Leipzig, T. O. Weigel. 1870.

Wenn die Beschäftigung mit der Poesie der Italiener sich bei uns Deutschen wesentlich an Dante anschließt, so breitet sich kunstgeschichtliche Erforschung in Bezug auf diese kunstbegabteste aller neueren Nationen immer weiter aus; Monographien häufen sich, das Bedürfniß zusammenfassender Darstellungen, welche den ungeheuren Stoff beherrschen, wird immer dringender. Unter diesen Umständen begrüßen wir das tüchtige und rasche Voranschreiten des vorliegenden Werkes mit Freude. Niemand wird den trefflichen Verfasser desselben mit einem Burkart, Cavalcaselle auf eine Stufe stellen. Aber Ernst Förster zeigt eine Reihe von Vorzügen, welche ihn wohl geeignet machen, eine Geschichte der italienischen Kunst für einen größeren Leserkreis zu schreiben, die allen Anforderungen desselben genugthut. Vor Allem, er ist eine künstlerische Natur; aus der Schule von Cornelius hervorgegangen, in einer Zeit von hellerer Begeisterungsfähigkeit aufgewachsen, ist Genießen und Schreiben bei ihm überall glücklich verbunden. Er hat die malerische Technik selbst geübt, er ist im Zeichnen und Nachbilden von Kunstwerken wohl erfahren, und so verbindet er eine immer noch jugendliche Begeisterungsfähigkeit mit künstlerischem Glück. Zu der gelehrten Beschäftigung mit der Kunst, die die Quellen kritisch zerlegt und die Archive heranzieht, wurde er durch Rumohr's unvergleichliche italienische Forschungen zuerst angeleitet; ist auch das, was er in früheren Werken wie in dem gegenwärtigen hierfür leistet, erheblich zurückstehend hinter den Forschungen italienischer und deutscher Genossen: er benutzt wenigstens die Leistungen seiner Vorgänger und Mitarbeiter meist mit Fleiß und Genauigkeit.

Der erste Band umfaßt die Kunstthätigkeit in Italien vom Eintritt des Christenthums bis gegen Ende des 12. Jahrhunderts. Eine traurige Geschichte von allmäligem und tiefem Verfall aller künstlerischen Kräfte. Nach und nach mit dem 13. Jahrhundert treten günstigere Bedingungen auf. Die tiefe moralische, politische und intellectuelle Versunkenheit, die Vergessenheit selbst des Wenigen, was im Anfang des Mittelalters noch in Ausübung und Kenntniß zurückgeblieben war, das Aufhören des Standes von Künstlern: dieser ganze elende Verfall weicht nun, als Venedig neue Fäden geistiger Verbindung mit dem Orient knüpft, das Bürgerthum sich erhebt und der deutsche Einfluß in Italien eine neue Zeit heraufbeschwört. Die Baukunst übernimmt nunmehr die Führung, und während Bildnerei und Malerei noch lange in armseliger Unbeholfenheit verharren, treten Gebäude hervor, welche uns durch Anlage und Ausführung noch heute zur Bewunderung hinreißen. Der romanische Baustil entspringt.

Der zweite Band behandelt nun jene schönen und glücklichen Zeiten des 14. Jahrhunderts, die heroischen Zeiten dieser neuen italienischen Gesellschaft, die Epoche des mächtigsten Ausstrebens. Giotto, der Dante der italienischen Malerei, steht im

Mittelpunkte dieses Bandes. Gerade ihn haben wir mit besonderem Vergnügen gelesen. Schnaase's treffliche Behandlung dieser Epoche, die classische Bearbeitung der Malerei in ihr bei Crowe und Cavalcaselle geben hier überall eine musterhafte Grundlage, und die früheren Arbeiten Förster's haben ihn gerade mit dieser Zeit innig vertraut gezeigt. Sehr richtig schildert Förster die Wirkungen dieses centralen Genius der Malerei des 14. Jahrhunderts folgendermaßen:

„Unbemessen waren die Folgen von Giotto's künstlerischem Wirken. Fast zahllos waren die Talente, die plötzlich der neu auflebenden Kunst zu Gebote standen; und doch schien Italien nicht Hände genug gehabt zu haben, um der überall erwachten Begeisterung für malerische Ausschmückung zu genügen. Keine Capelle und Kirche wurde gebaut, ohne daß man ihre Decken und Wände mit Gemälden bedeckte, und wo sie in älteren Gebäuden fehlten, mußten sie noch nachträglich hinzugefügt werden. Kein Altar durfte mehr ohne Altarbild sein, kein Capitelsaal, kein Kreuzgang eines Klosters kahle Wände behalten, und auch die den weltlichen Geschäften gewidmeten öffentlichen Paläste verlangten für ihre Versammlungssäle die Weihe der Kunst. Mit Giotto's symbolischen Gemälden war bei der noch immer einflußreichen Scholastik der Gedankenmalerei ein weites Gebiet aufgethan und der Ueberschreitung der durch das alte und neue Testament gezogenen Grenzen in die Märchenwelt der Legenden ein eben so reicher als durch Neuheit und Mannigfaltigkeit reizender Stoff geboten. Bald gab es in ganz Italien, vom Fuß der Alpen bis in die Südspitze Calabriens und Siciliens, keine Stadt, keine Abtei, kein Kloster, wo nicht Maler vollauf beschäftigt gewesen wären."

Indem sich Förster's Kunstgeschichte in ihrem dritten Bande dem 15. Jahrhundert zuwendet, schlägt sie mit vollem Recht einen anderen Weg der Darstellung ein: sie nimmt nun breitere Dimensionen der Darstellung an, und sie zerlegt ihren Stoff nach örtlichen Gruppen.

Die Heroenzeit dieser italienischen Gesellschaft ist vorüber; jene empfindungsgewaltige und phantasiereiche Vorstellung der Welt, welche einst Himmel und Erde umfaßte, weicht verständigerer Betrachtung: die Dichtung weicht dem Humanismus, die Kriegskunst weicht den Finanzen, das classische Alterthum steigt auf den Trümmerstätten Italiens auf, mit ihm die Architektur jener großen Zeiten; aber nicht hier allein, überall in der Kunst waltet sein Einfluß. Indem er den Geist der Kunst mächtig belebt, entspringen nunmehr die Kunstschulen von Venedig, der Lombardei, Bologna, Toscana, Umbrien.

Der dritte Band behandelt die florentinische Kunst in ihren verschiedenen Zweigen, der vierte die von Umbrien. Sobald das weit und bedeutend angelegte Bild der Kunst des 15. Jahrhunderts abgeschlossen sein wird, kommen wir auf das treffliche Werk zurück.

* * *

Einen weiteren Mittelpunkt deutscher historischer Studien ähnlich Dante bildet seit einer Reihe von Jahren Shakespeare. Und zwar hat sich hier im Laufe der Jahre eine Gesellschaft gebildet, und diese hat in ihrem Jahrbuch ein Organ erhalten, durch welches gründliche philologische Methode in der Behandlung des alten englischen Theaters bei uns einheimisch geworden ist. Mit Vergnügen haben wir auch wiederum den letzten Jahrgang dieses Jahrbuches durchblättert: „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft." Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch Karl Elze. Elfter Jahrgang. Weimar, in Commission bei A. Huschke, 1876.

Unter den mannigfachen Aufsätzen erregen zunächst einige ein lebhaftes Interesse, welche so zu sagen von Quellen Shakespeare'scher Werke handeln. Der Altmeister dieser Forschung, der treffliche Delius, untersucht in einer classischen Abhandlung den Coriolanus Shakespeare's in seinem Verhältniß zu dem des Plutarch. Es ist bekannt, daß sich Shakespeare bei der Dichtung seiner drei Römerdramen ausschließlich auf die englische Uebersetzung der Biographien des Plutarch stützte, und man findet in den Ausgaben dieser Dramen eine große Arzahl von Parallelstellen, welche so für sich genommen den Glauben erregen können, als habe Shakespeare diese Biographien ein-

fach dramatisirt und so zu sagen aus Plutarchischer Prosa in Shakespeare'sche Verse übertragen. Diese Ansicht wird von Delius als unhaltbar nachgewiesen und die Art, wie das dramatische Genie mit seinem Stoff verfährt, an Coriolan in einem classischen Beispiel dargestellt. Alsdann behandelt ein Aufsatz von Karl Paul Schulze die Entwicklung von Romeo und Julie, und ein anderer von Fritz Krauß führt den Nachweis, daß eine Quelle des Sommernachtstraumes höchst wahrscheinlich in dem spanischen Schäferroman La Diana zu suchen sei, dessen englische Uebersetzung damals handschriftlich existirte, und der ein großes Aufsehen erregt haben muß, wie er denn auch das Muster für den berühmten Roman Arcadia geworden ist.

Ein anderer höchst interessanter Aufsatz von Wilhelm König untersucht das Verhältniß Shakespeare's zu Giordano Bruno. Bekanntlich ist das Verhältniß des großen Dichters zur Philosophie der Gegenstand vielfacher Untersuchung geworden. Der Einfluß der Essays von Montaigne auf den großen Dramatiker konnte mit völliger Sicherheit nachgewiesen werden. Weniger gelang der andere Versuch, welcher an sich sehr nahe lag, den Einfluß Bakon's zu zeigen, der sich nur auf die Essays von diesem in erster Linie würde beziehen können. Hier wird nun mit vielem Glück der Versuch gemacht, Giordano Bruno als einen der Schriftsteller aufzuzeigen, aus denen Shakespeare seine tiefere allgemeinwissenschaftliche Bildung schöpfte. Denn wer möchte heute noch an einer solchen zweifeln? Bekanntlich lebte der Märtyrer-Philosoph zwei Jahre (1583 bis 1585) in England und insbesondere in London die glücklichsten und ruhigsten Zeiten seines von Drangsalen und Kämpfen erfüllten Lebens. Wie er denn hier in der höfischen Gesellschaft sich vielfach bewegte, sind Berührungen mit Shakespeare sehr möglich. Eine genaue Vergleichung macht nun höchst wahrscheinlich, daß wenigstens einige der sechs italienisch geschriebenen Werke Bruno's einen Einfluß auf Shakespeare gewannen. Und wir stehen nicht an, in diesem Nachweis eine bedeutende Förderung unserer Erkenntniß der Entwicklung Shakespeare's anzuerkennen.

Hier mag denn auch des folgenden Buches gedacht werden: „Hamlet.“ Eine Charakterstudie von Dr. Heinrich von Struve, Professor an der Universität zu Warschau. Weimar, A. Huschke, Hofbuchhandlung, 1876.

Freilich die Methode dieser neuen Analyse des Hamletcharakters können wir nicht billigen. Er entwirft ein psychologisches Bild dieses Charakters aus Worten und Handlungen, gleich als ob derselbe ein Bestandtheil der Wirklichkeit wäre. In Wirklichkeit kann der kritische Standpunkt in der Analyse dichterischer Charaktere nur von dem Problem ausgehen, welche Absichten des Dichters in Bezug auf die Construction des Charakters aus den vorliegenden Elementen, Handlungen und Reden seiner Person erschlossen werden können. Unter Voraussetzung dieser Differenz wird man manche geistvolle Bemerkung in dem anspruchslosen Buche finden.

In die deutsche Literatur derselben Zeit führt uns der Beginn eines Werkes, dessen Plan wir mit der lebhaftesten Freude begrüßen: „Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland.“ Von Dr. Felix Bobertag, Docent an der Universität Breslau. Erste Abtheilung bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts. Erster Band. Erste Hälfte. Breslau, Verlag von A. Gosohorsky's Buchhandlung, 1876.

Ein solches Buch füllt eine wichtige Lücke in unserer literarhistorischen Kenntniß aus. Der Roman, die kunstvolle Erzählung überhaupt, mag sie nun Roman oder Novelle sein, sie entstand bei den südlichen Völkern; die Auflösung des ritterlichen Epos in französischen und spanischen Darstellungen, die italienische Novelle: hier liegen die Ursprünge. Selbständigere Bearbeitungen der ritterlichen Stoffe zeigen das nächste Stadium auf seinem Wege zur Selbständigkeit, und in dem unsterblichen Ritter von der traurigen Gestalt sieht man in Beziehung und Gegensatz zu dieser herrschenden Richtung das vollendete Muster desselben hervortreten.

Keinen Beitrag zu dieser seiner Entwicklung hat Deutschland gegeben, und es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt,

daß unser Vaterland erst mit Werther's Leiden in diesen Zweig der Weltliteratur productiv eingreife.

Schlägt man demgemäß etwa Dunlop's Geschichte der Prosadichtungen auf, so tritt die außerordentlich spärliche Berücksichtigung deutscher Arbeiten auf diesem Gebiete vor dem 18. Jahrhundert vor Augen. Ein solcher Mangel an Berücksichtigung ist nach den vorliegenden Thatsachen nur allzu erklärlich. Aber es ist die Sache der deutschen Forschung, es ist die Pflicht derselben, denjenigen geringeren Antheil, welchen unsere Nation an der Ausbildung und den Umgestaltungen dieses großen Zweiges europäischer Literatur genommen hat, einer genaueren Untersuchung zu unterwerfen. Diese Pflicht zu erfüllen, unternimmt das vorliegende Werk, und angesichts der entsetzlichen Breite und Eintönigkeit der deutschen Romanliteratur vor dem 18. Jahrhundert ist es eine oft recht sauere Pflicht, und manches Jahr wird vergehen, bevor der Geschichtschreiber die öden Steppen des deutschen Romans im 16. und 17. Jahrhundert durchmessen hat.

Aus der Einleitung heben wir gern einen Gedanken heraus, welcher uns ein helles Licht auf das plötzliche Interesse an Prosadichtungen zu werfen scheint. Es ist der Bücherdruck, es ist die Gewöhnung an rasches Durchlaufen umfangreicher Schriften, welche an die Stelle der Aufführung und des Vortrages das lautlose Lesen setzen; seitdem aber diese Veränderung vorgegangen war, überwiegt in ganz Europa das Interesse an der prosaischen Unterhaltungslectüre weitaus dasjenige an in metrischer Form dargebotenem Unterhaltungsstoff. Dieser Satz wirft auf die constante Ursache der Verdrängung epischer Dichtungen durch den Roman ein helles Licht. Zwei Capitel führen alsdann in die ältesten deutschen Romane und Sammlungen von Schwänken ein. Hier bricht vorläufig das Werk ab.

Mit wenigen Worten, aber um so nachdrücklicher weisen wir auf ein Buch hin, welches eine unentbehrliche Grundlage für jede Arbeit derart bildet, wie die Bobertag's ist. Einer der ersten, redlichsten, solidesten Forscher auf dem Gebiete unserer neueren Literaturforschungen, Wendelin von Maltzan, hat eine wundervolle Bibliothek seltener deutscher Schriften zusammengebracht, welche vom 16. Jahrhundert ab sich bis in das 19. erstreckt. Er beabsichtigt sich von dieser Sammlung zu trennen, wünscht aber dieselbe Deutschland und der wissenschaftlichen Forschung in diesem Lande erhalten zu wissen. So publicirt er diesen unvergleichlichen Schatz mit bibliographischen Anmerkungen. „Deutscher Bücherschatz des 16., 17. und 18. Jahrhunderts." Gesammelt und mit bibliographischen Erläuterungen herausgegeben von W. von Maltzan. Jena, Druck und Verlag von Fr. Mauke, 1875.

Niemand wird für irgend einen Zweck literarischer Art diesen Bücherschatz ohne die reichste Belehrung zur Hand nehmen. Möchte doch eine der großen deutschen Bibliotheken diese köstliche Sammlung kaufen und dadurch der allgemeinen Benutzung der Gelehrten zugänglich machen.

* * *

Indem wir uns der neueren Zeit zuwenden, theilen wir zunächst mit, daß wir nunmehr auch eine unverkürzte Ausgabe der Correspondenz zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt empfangen haben. „Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt." Zweite vermehrte Ausgabe. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1876.

Die erste Ausgabe war bekanntlich von W. von Humboldt selber veröffentlicht und es war natürlich, daß derselbe manches damals als gleichgültig wegließ, was heute von großem historischen Interesse ist.

Und so möge denn an dieser geistestiefen Correspondenz von Neuem unsere Nation sich erfreuen. In der Bibliothek keines gebildeten Hauses sollte sie fehlen. Humboldt's historische Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung steht mit Recht wieder an der Spitze seines Briefwechsels. Mit welchem Entzücken haben wir wieder die wenigen Seiten dieser Einleitung des Briefwechsels gelesen! Besonders interessant erschien wieder als Ergänzung der Briefe die Mittheilung Humboldt's über Schiller's Kunst des Gespräches: „Dagegen ist es vielleicht dem Leser dieses Briefwechsels angenehm, wenn ich mit Wenigem zu entwickeln versuche,

wie diese meine Ansicht von Schiller's Eigenthümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinnerungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand."

„Was jedem Beobachter an Schiller am meisten als charakteristisch auffallen mußte, war, daß in einem früheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Anderen, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dies zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkte, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herder'schen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen, als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf."

„Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstand. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und dafür war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchungen keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte; und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab."

„Barthold Georg Niebuhr." Eine Gedächtnißschrift zu seinem hundertjährigen Geburtstage, den 27. August 1876. Von Johannes Classen. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1876.

Dieser edle und großsinnige neuere Zeitgenosse von Schiller und Wilhelm von Humboldt, welcher mit dem Letzteren in mannigfachen geschäftlichen und geistigen Beziehungen gestanden hat, ist uns bisher aus den bekannten Lebensnachrichten über ihn nahe getreten; jetzt, da das Jahrhundert seit seiner Geburt sich erfüllt hat, ist das Bedürfniß einer Biographie desselben in wissenschaftlichem Stile immer dringender geworden, und wir haben Grund zu der Annahme, daß eine solche dem Publicum nächstens vorgelegt werden wird. Inzwischen wird das Publicum mit vielem Vergnügen den vorliegenden Lebensabriß lesen, welcher von einem der größten Kenner alter Literatur und Geschichte herrührt.

Zwei Mittheilungen aus dem Leben von Frauen kommen uns zu, von denen die eine dem vorigen Jahrhundert, die zweite dem unserigen angehört, welche aber sowohl durch den Reichthum ihres Geistes, als auch durch die besondere christliche Richtung ihrer Denkart eine nahe Beziehung zu einander zeigten. Und doch welch ein Gegensatz der Naturen und der Zeitalter inmitten der Verwandtschaft! Amalie von Galitzin in vornehmen zerrütteten Lebensverhältnissen, selbstquälerisch in ihrer Frömmigkeit, brütend über ihren Fehlern und den Fehlern Anderer, welche sie als Sünden zu bezeichnen liebt, und die unseren Lesern wohl bekannte Marie Nathusius, in den glücklichsten bürgerlichen Lebensverhältnissen, ihre reiche Natur genießend, in Allem das Muster einer hochbegabten, das Höchste und Kleinste künstlerisch gestaltenden Frauennatur, allein ausgenommen die Enge ihrer religiösen Denkart.

„Briefwechsel und Tagebücher der Fürstin Amalie von Galitzin." Neue Folge. Tagebücher der Fürstin aus den Jahren 1783 bis 1800 enthaltend. Münster, Adolf Russel's Verlag.

„Briefwechsel und Tagebücher

der Fürstin Amalie von Galitzin." Briefe der Fürstin an den Philosophen Franz Hemsterhuys. Münster, Ad. Russel's Verlag, 1876. Wir haben seiner Zeit erste Mittheilungen aus diesem Nachlaß besprochen; inzwischen sind diese weiteren Quellen über ihr Leben gefunden und wir freuen uns, sie publicirt zu sehen, so wenig uns auch die selbstquälerischen, von innerem und äußerem Widerstreit starrenden Tagebuchblätter und Briefe erfreulich berühren. Zuerst philosophische Grübelei, dann christliche. Merkwürdig ist, wie sie und Hemsterhuys sich durch beständige Analyse ihres Charakters und ihrer Fehler quälen.

„Lebensbild der heimgegangenen Marie Nathusius, geborene Scheele." Für ihre Freunde nah und fern. Sammt Mittheilungen aus ihren noch übrigen Schriften. 3 Bände. Erster Band: Mädchenzeit. Zweiter Band: Frauenleben in Althaldensleben. Dritter Band: Frauenleben in Reinstadt. Zweite verkürzte Auflage. Halle, Verlag von Julius Fricke, 1876.

Wie wir es schon aussprachen, ausgenommen die einseitige religiöse Richtung, ein höchst erfreuliches Lebensbild, das auch Leserinnen von anderer Denkart gern in die Hand nehmen werden.

* * *

Näher noch der Gegenwart ist zweier Werke über die Epoche der Freiheitskriege zu gedenken. „Oesterreich und Preußen im Befreiungskriege." Urkundliche Aufschlüsse über die politische Geschichte des Jahres 1813 von Wilhelm Oncken. Erster Band. Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1876.

Das Studium dieser großen Zeit ist in ein neues Stadium getreten. Die Werke von Häuser und Sybel entstanden in einer Epoche, in welcher der Nachweis, daß die nationale Führung Preußen gehöre, von höchstem politischen Werthe war, und sie entstanden, während das Archiv von Wien ängstlich verschlossen gehalten wurde, wodurch naturgemäß die Verdachtsgründe gegen die österreichische Politik sich erheblich steigerten. Man verdankt es Alfred von Arneth, daß in das österreichische Staatsarchiv ein neuer Geist eingezogen ist. Die Veröffentlichungen aus demselben haben uns schon die wichtigsten Früchte gebracht. Es ist das Verdienst des vorliegenden Buches, daß nunmehr an der Hand einer gleichmäßigen Durchforschung der preußischen und österreichischen Staatsarchive der Proceß zwischen Oesterreich und Preußen in Betreff der Rolle, welche sie in der napoleonischen Zeit gespielt haben, einer Revision unterzogen wird. Ob einer endgültigen? wer mag es sagen; hier und da scheint es, als ob der Eifer, welchen die neuen Gesichtspunkte in dem Verfasser hervorriefen, ihn seinerseits wieder zu weit führen. Die österreichische Politik tritt hier insbesondere in Bezug auf ihren Weitblick in ein höchst günstiges Licht, und das in den Wiener Verträgen erlangte Uebergewicht dieses Staates in Deutschland wird zurückverfolgt in die glückliche Politik desselben aus den Zeiten der Vorbereitung des Befreiungskrieges.

„Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön." Zweiter und dritter Band. Mit zwei Lithographien und einem Facsimile. Berlin, Verlag von Franz Duncker, 1875 und 1876.

Wir haben seinerzeit über den Angriff Lehmann's berichtet, welcher gegen den ersten Band dieses Werkes, gegen die Mittheilungen Schön's über seine Rolle in den Freiheitskriegen überhaupt gerichtet wurde, und der in der historischen Welt außerordentliches Aufsehen machte. Schon damals erklärten wir, uns denen nicht anschließen zu können, welche in Lehmann's Werk eine die Sache objectiv erledigende kritische Untersuchung priesen. Inzwischen sind manche Stimmen in diesem Sinne laut geworden, und es ist höchst erwünscht, daß die Publicationen aus dem Nachlasse Schön's weiter schreiten und ein objectives Urtheil über diese Natur immer mehr ermöglichen, aus welcher alsdann auch der kritische Streit wichtige Materialien empfängt.

Der zweite Band der Publicationen enthält höchst interessante Briefe Niebuhr's, Humboldt's, Stein's, Scheffler's, alsdann die außerordentlich interessanten eigenhändigen täglichen Notizen Schön's vom Ende des Jahres 1808 bis zum folgenden. Er

schreibt am 29. November 1808 und diese Aeußerung enthält den Kern seiner Ansicht von Stein, auch seiner Irrthümer über diesen:

„Stein fiel, fiel durch elende Menschen, weil er seine Kraft gegen sie nicht gebrauchte, weil er anfangs, als er Macht hatte, schwankte und sie zuletzt, als die Stimme der Elenden schon erwacht war, versuchte. Er hat viel gethan, aber nur im ersten Anfang und Ende. Er debütirte mit dem Edict vom 9. October a. p., welches er fertig fand und dessen Generalisirung nur sein Verdienst, vor den Menschen, die ihn umgaben, zunächst Nagler, Altenstein, Beguelin, entfernt Golz, Schrötter, Stägemann. Als er klar sah, daß diese seinem Geist nicht entsprachen, als er fand, daß sein officieller Werth zu sinken anfing, erwachte aufs Neue seine Kraft. Es entstand die Generalconferenz, der Angriff auf die Patrimonial-Jurisdiction und das Herrenrecht, die Idee der National-Repräsentation wurde lebendig. So lange Gefahr war, war der Hof gegen ihn stumm. Die gekränkten Diplomatiker, die gewohnt waren, Alles zu gebieten, verbissen ihren Haß darüber, daß sie dem Inneren untergeordnet waren. Die Altaristokraten wagten es nicht, laut zu werden, so lange sie ein anderes Gouvernement fühlen mußten, welches ihnen Alles nahm. Von dem Augenblick an, wo mit Frankreich abgeschlossen war, wo man also die alte Ordnung der Dinge erwartete, erwachte Alles.“

Er schreibt dann um die Weihnachtszeit 1808:

„Die Sache geht so fort, wie sie ging. Von allen großen Stein'schen Ansichten ist die Rede nicht mehr. Man flickt im Kleinen und lebt in der Beglückung einzelner Menschen durch Anstellung. Ein großes Werk für einen Minister! Und dabei, selbst dabei, bei dieser Lumperei greift man grenzenlos fehl und würde nicht wissen, was man thun sollte, wenn N. nicht wäre. Das System der Pfiffigkeit ist jetzt das herrschende, aber es ist so platt, daß es sich nicht halten kann. So wird N. General-Postmeister-Adjunct und woher? für welches Verdienst? für welche besondere Kenntniß in diesem Fach? Er soll sehr vollkommen Briefe öffnen können. — Man legt Stein zur Last, er sei nicht verschwiegen genug gewesen. Das ist consequent, denn Pfiffigkeit muß Offenheit scheuen, sonst ist sie nichts. Der große Mann verachtet solche erbärmliche Ansicht. Daß Stein schweigen konnte, folgt daraus, daß er sich Niemandem ganz geöffnet hat, mir am meisten, aber bei Weitem nicht ganz. Es ist aber herabwürdigend für den großen Mann, ihn gegen solches Wurmvolk noch vertheidigen zu wollen.

Der dritte Band enthält vor Allem Aufzeichnungen Schön's aus seinem Leben von 1813 bis 1840; dieselben gehören dem Jahre 1844 an. Auch hier wieder ein merkwürdiges Bild Stein's aus der Zeit des Waffenstillstandes nach der Schlacht von Bautzen, als in Reichenbach das diplomatische Hauptquartier sich befand. „Niebuhr war da, Czartorisky kam hin, Pozzo di Borgo hielt sich einige Tage da auf und wir erneuerten unsere Londoner Bekanntschaft. Sir Frances d'Ivernois war bei der englischen Gesandtschaft, Gerlmann war mehrmals in Reichenbach. Allgemein hoffte man, daß Oesterreich zutreten würde. Das Zaudern Oesterreichs machte auf Stein einen besonders üblen Eindruck; er fing an, besorgt zu werden. Und merkwürdiger Weise äußerte sich seine Unruhe dadurch, daß er gegen einzelne Männer sich starke Aeußerungen erlaubte, daß er der Reformation den Mangel an Enthusiasmus unter den Deutschen zuschrieb und auf Luther sehr böse war. Diese üble Laune nahm noch zu, als die Schriftsteller ihn als einen liberalen Mann darstellten und Oesterreich ihn nicht günstig ansah. Der russische Kaiser zog sich sichtbar von ihm zurück. Alles dies verstimmte ihn dermaßen, daß Niebuhr und ich einige Tage lang vermutheten, er würde katholisch werden. Gegen Niebuhr war er so ausfahrend, daß dieser meinte, daß es zum Duell kommen würde. Nur Cancrin belebte ihn mit seinem Witze. Die Ruhe und der ungewisse Zustand waren ihm unausstehlich.“

Die gleichzeitigen Umwälzungen in Frankreich werden unter dem socialen Gesichtspunkt in einem Werke dargelegt, dessen erster Band uns zugeht. „Geschichte der socialen Bewegung und des Socialismus in Frankreich.“ Von Dr. Eugen Jäger. Erster Band. Frankreich

bis zur ersten Revolution. Berlin, Verlag von G. van Muyden.

Die frühere Schrift des Verfassers über den modernen Socialismus läßt von vornherein erwarten, daß derselbe zur Lösung der bedeutenden Aufgabe, welche er sich gestellt, einige wesentliche Eigenschaften mitbringt. Vor Allem Kenntniß des Problems selber, dessen Geschichte er schreibt, Kenntniß der wirthschaftlichen Fragen, rechtlicher und politischer Verhältnisse. Quellenstudien eingehender Art liegen offenbar außer seiner Absicht, und dem Verfasser ist nur darum zu thun, die Ergebnisse der französischen Forschungen in echtem geschichtlichem Zusammenhang darzulegen.

Der vorliegende erste Band behandelt die Schicksale der Gesellschaft unter dem Feudalsystem des Mittelalters und in der Epoche des absoluten Königthums. Wir stehen am Abschluß desselben, an der Pforte der Revolution.

Literarisches.

Zwei Briefe über Verursachung und Freiheit im Wollen, gerichtet an John Stuart Mill. Von Rowland G. Hazard. Im Auftrage des Verfassers aus dem Englischen übersetzt. New-York, B. Westermann & Comp.

Es ist bezeichnend für die Richtung der gegenwärtigen deutschen Philosophie, daß die Arbeiten unserer westlichen Nachbarvölker in ganz anderem Umfange als früher Interesse in Deutschland erregen. Dies geschieht infolge der Thatsache, daß der empiristische Geist immer mehr auch von Deutschland Besitz nimmt, welches doch seit Jahrhunderten die Burg einer speculativen Philosophie war. Dieser Neigung kam in unserer Generation ein besonderer Umstand zu Statten: die empiristischen Arbeiten einer langen Reihe von Denkern seit Bacon wurden von einem Kopfe zusammengefaßt, welcher keine hervorragende Originalität besaß, aber ein seltenes Vermögen überzeugender Verknüpfung vieler und nicht leicht mit einander zu verbindender Arbeiten früherer Generationen. Ich meine natürlich John Stuart Mill, dessen Verlust für die Philosophie aller Länder ein unersetzlicher ist. Auf diese Weise ist es gekommen, daß heute die heranwachsende Generation in Deutschland sich weit mehr mit den Arbeiten englischer, amerikanischer, französischer Denker beschäftigt als, den einzigen Kant ausgenommen, mit denen unserer eigenen älteren Philosophen. Man findet in den Händen eines heutigen Studenten viel häufiger die Logik Mill's als die Hegel's oder als Fichte's Wissenschaftslehre.

Hierdurch ist zum ersten Male die Möglichkeit einer allgemeinen, von nationalen Vorurtheilen befreiten Philosophie angebahnt. Aber ein solcher Vortheil ist auch von einigen nicht geringen Nachtheilen begleitet. Es ist eine außerdeutsche Schule, an welche man sich anschließt. Unter diesen Umständen begrüßen wir die Veröffentlichung dieses neuen Buches mit doppeltem Vergnügen. Diese Uebertragung wird dazu beitragen, die Beziehungen der außerdeutschen Philosophie bei uns zu verstärken, und sie führt uns zu gleicher Zeit einen Bundesgenossen zu in dem Kampfe gegen die Einseitigkeit der von Mill vertretenen Schule. Es sind Briefe, welche an Mill gerichtet sind, deren ersten er beantwortete. Sein Tod hinderte ihn, sich mit dem zweiten aus einander zu setzen. Diese Briefe bekämpfen eine Theorie von John Stuart Mill, auf welcher seine ganze Auffassung der Geisteswissenschaften beruht. John Stuart Mill war Determinist, und er sah in der Annahme der Nothwendigkeit aller menschlichen Handlungen die Grundlage strenger Wissenschaften des Menschen, der Gesellschaft und der Geschichte. Gegen diesen fundamentalen Satz Mill's wendet sich die vorliegende Schrift. Ihr Grundgedanke ist: daß die Aeußerung des Willens in dem Vorgange der Willensentscheidung eine neue Kraft schaffe, welche die Kette von Ursachen durchbreche, wie sie aus der materiellen oder geistigen Vergangenheit bis zu uns hinüberreiche. Wenn die Aeußerung vor einem gegebenen Augenblick auf die Bildung eines Charakters zu wirken vermochte, so vermag sie es auch in demselben, inmitten der Willensentscheidung selber. Demgemäß muß das intelligente handelnde Wesen als eine der zukünftig schaffenden unabhängigen Kräfte oder erste Ursache betrachtet werden.

Dies ist der Grundgedanke. Die Ausführung desselben, welche insbesondere durch die hier aufgestellte Beziehung des Willkürlichen zu der Intelligenz originell ist, verfolgen wir an dieser Stelle nicht weiter. Aber wir empfehlen die Schrift demjenigen Theil des Publicums, welcher für die großen Probleme der Menschenexistenz Interesse hat. Ihre Schreibart ist so klar, daß auch ein größeres Publicum sehr wohl von ihr Notiz nehmen kann.

Allein und Frei. Ein Roman von Theodor Hermann. Zweite Auflage. 2 Bde. Mitau, E. Behre.

Es gereicht uns in der That zur ganz besonderen Freude, unseren Lesern die zweite Auflage dieses vortrefflichen Romans anzeigen zu können. Neigte der Verfasser zur Richtung der Sensation oder hätte er irgend eine bestimmte Tendenz ins Auge gefaßt, so würde er vielleicht bereits zu den bekanntesten deutschen Romanschriftstellern zählen, denn sein Talent stellt ihn in die erste Reihe. „Allein und Frei" ist eben ein Familienroman und in diesem Genre ein Kunstwerk von großer Vollendung. Die Charaktere sind sämmtlich meisterhaft gezeichnet, die Handlung ist äußerst spannend und von großer Wirkung, und die Localfärbung aus dem Nordosten des deutschen Reiches giebt dem ganzen Werke einen besonders realistischen Anstrich. Möge das prächtige Buch so viele Leser finden, daß recht bald eine dritte und vierte Auflage zu verzeichnen ist.

Bozena. Erzählung von Marie Freifrau v. Ebner-Eschenbach. Stuttgart, Cotta.

Die Verfasserin hat sich bereits durch einen Band Novellen vortheilhaft eingeführt; sie gehört als Schriftstellerin zu den seltenen Erscheinungen, denn ihr Stil ist knapp und anschaulich, ihre Figuren sind von großer Lebenswahrheit. Die Heldin dieser Erzählung ist eine böhmische Dienstmagd, die durch drei Generationen hindurch mit aufopfernder Treue eine bestimmte Aufgabe verfolgt, aber dabei keineswegs eine abstracte Romanfigur, sondern ein Wesen von richtigem Fleisch und Blut ist. Gerade darin liegt der Vorzug des Buches, daß alle Personen vom allerindividuellsten Leben erfüllt sind und dabei ist die Auswahl eine ziemlich mannigfaltige. Das reiche, aber im Innern baufällige Haus des Kaufmanns, das zerfallende Schloß des verarmten Grafen, beides ist mit großer Meisterschaft geschildert, und das hoffnungsreiche blühende Leben, das zum Schlusse sich aus all den Wirrnissen zum schönsten Glücke entwickelt, läßt den Leser von der fesselnden und anregenden Geschichte mit vollster Befriedigung scheiden.

„Zoolyrische Ergüsse" von Schmidt-Cabanis. Berlin, Denicke.

Ein sehr amüsantes Buch von dem bekannten Humoristen, der seit Jahren neben Glasbrenner die Berliner Montagszeitung redigirt hat und sie nach dessen Tode allein weiterführt. Den drolligen Gedichten, welche sich zum Theil als Parodien allgemein bekannter Lieder und Balladen geben, sind ganz vorzügliche, ebenfalls humoristische Holzschnitte beigefügt, die von dem bekannten Illustrator Gustav Mützel herrühren. Die Ausstattung ist eine vorzügliche, so daß sich das Buch trefflich zum Weihnachtsgeschenke eignet.

Unter dem Titel **„Knackmandeln und harte Nüsse"** von Dr. R. Löwicke ist im Verlage von Wilhelm Nitzschke in Stuttgart ein sehr empfehlenswerthes Kinderbuch erschienen, welches unterhaltend und belehrend ist und dessen Inhalt zum Theil in der Jugendschrift „Illustrirte Monatshefte für die deutsche Jugend" veröffentlicht wurde. Es handelt sich um anregende arithmethische und räthselartige Aufgaben, welche das Nachdenken wecken und angenehm unterhalten.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 53 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 245.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1877.

Die Mutter.

Novelle

von

Karl Frenzel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Bis die eiserne Gitterthür des Gartens klirrend ins Schloß fiel, hatte Agnes von dem Balcon des kleinen Hauses, halb hinter den hohen darauf stehenden Blattgewächsen verborgen, dem Manne nachgeblickt, der, ohne das Gesicht zurückzuwenden, dem Ausgange zugeschritten war. Auch jetzt noch, wo er hinter den Bäumen der Straße, die an dem Garten vorbeilief, entschwunden war, blieb sie auf ihrem Platze, nur den Kopf senkte sie mit einem leisen Seufzer auf die Brust und schloß ihre Augen, als blendeten sie die Strahlen der untergehenden Sonne. Eine Hand legte sich auf ihre Schulter: die Mutter stand hinter ihr. Nach Kräften bemühte sich Agnes die Unbefangene zu spielen und die Mutter kam ihrem Bemühen auf halbem Wege entgegen. „Es ist kein italienischer Frühlingsabend, mein Kind," sagte sie freundlich, „und du thätest besser, ins Zimmer zu treten." Sie war eine hohe, kräftige Gestalt und hatte eine klangvolle Stimme. Trotz ihrer dreiundvierzig Jahre würde sie neben ihrer Tochter jedem Bildhauer als die vollkommenere Schönheit erschienen sein. Die Form und der Ausdruck des Kopfes,

das in breiten Wellenlinien gescheitelte dunkle Haar, die großen ein wenig starren Augen hatten, nach der Kunstsprache, etwas Junonisches. Dagegen nahm sich die schlanke, zierliche Agnes beinahe dürftig aus — eine Dienerin neben einer Fürstin. In den Gesichtszügen Beider ließ sich wohl eine ungefähre Aehnlichkeit entdecken, aber, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, bildeten Mutter und Tochter in ihren Erscheinungen einen auffallenden Gegensatz.

Auf das Behaglichste, mehr noch mit den überflüssigen als den nothwendigen Dingen des „Comforts" war der dreifensterige Salon hinter dem Balcon eingerichtet. Durch die offene Thür fluthete der rothgoldene Lichtstrom des Sonnenunterganges. Die Ausstattung des Zimmers, der wohlgepflegte Garten, um dessen kreisrunden, sammetweichen, lichtgrünen Rasenplatz hohe Platanen standen, das mäßig große, einstöckige, nur von ihr allein bewohnte Haus bezeugten den Wohlstand — Andere sagten den Reichthum der Frau Marianne Anker. Vor drei Jahren war ihr Gatte, ein Großhändler der Residenz, gestorben und hatte sie und die Tochter zu den einzigen Erbinnen seines Vermögens eingesetzt. Seine Verwandten waren über das Testament noch entrüsteter gewesen als seiner Zeit über die Heirath, aber sie hatten sich in dem einen wie in dem anderen Falle grollend fügen müssen. Frau Marianne gehörte in der festen Selbständigkeit ihres Wesens nicht zu denen, die sich um das Urtheil der Leute kümmern. So viele böse Nachreden hatte sie ertragen müssen, daß die Gerüchte, Anklagen, Schmähungen und Verleumdungen, die nach dem Tode ihres Mannes laut oder leise um sie schlichen, kaum noch einen Eindruck auf sie machten. Je nach der Richtung des Windes ändert sich die öffentliche Meinung über Menschen und Dinge; das Ereigniß von heute stellt das Ereigniß von gestern in Schatten — und jetzt, wo Frau Marianne mit ihrer Tochter nach einer längeren Abwesenheit in die Hauptstadt und in ihr Haus zurückgekehrt war, sprach Niemand mehr von den vergessenen Geschichten.

Dem Verhältniß zwischen Mutter und Tochter fehlte der feinste Schmelz hingebender Zärtlichkeit. Der Ruhe und Kälte Mariannens mochte der aufbrausende leidenschaftliche Charakter des jungen Mädchens, der gern in Neigung wie in Abneigung den stärksten Ausdruck liebte, nicht nur peinlich fallen, sondern auch trübe Sorgen über das Schicksal eines so gearteten Kindes einflößen. Es gab darum, bei allem kindlichen Gehorsam und aller Willigkeit der Tochter, zwischen ihr und der Mutter etwas wie einen heimlichen Krieg. Die Anschauungen widersprachen einander wie die Wünsche. Nur konnte es der Mutter mit ihrer Willenskraft, die Agnes im Stillen eine eiserne und tyrannische schalt, nicht schwer werden, die trotzigen Anwandlungen eines Mädchens zu beugen, dem jeder neue lebhaftere Eindruck einen neuen Wunsch, eine andere Laune einflößte. Marianne war nicht geneigt, die Schuld dieser Mißstimmung, die sie mit ihrem Scharfsinn wohl erkannte, von sich abzulehnen. Mein Kind, sagte sie sich in nachdenklichen Stunden, ist zu lange fern von mir unter fremden Menschen erzogen worden; es wird vielleicht niemals eine rechte Liebe zu mir fassen; ich muß es tragen und nur, so lange ich es vermag, jedes Unheil von ihm abzuwenden suchen. Mit sechzehn Jahren war Agnes aus der Genfer Pension in das väterliche Haus zurückgekommen; bis dahin hatte sie den Vater wie die Mutter nur in längeren Zwischenräumen und immer „auf der Reise" gesehen. Den Vater fand sie schon an einem Herzleiden krank und hinsiechend, aber ihre Munterkeit

verschönte wenigstens seinen Lebensabend. Sie fühlte, daß sie ihm werth und theuer, daß sie ihm etwas war, und freute sich, seine überströmende Zärtlichkeit durch ihre Liebe und Dankbarkeit erwiedern zu können. Was konnte sie der Mutter gewähren? die ging so sicher und so gemessen durch das Leben, immer in gerader Linie, immer, wie es Agnes schien, vollauf sich selbst genügend und bedürfnißlos, daß sie weder die Neigung noch die Hülfe eines Anderen brauchte. Eine in sich abgeschlossene, reiche oder beschränkte Natur, die keine Wärme von sich ausstrahlte, aber auch nach keiner wärmeren Empfindung der Anderen verlangte. Dennoch übte sie, wie Agnes es bald bemerkte, durch ihre idealische Schönheit und die Vornehmheit ihrer Haltung einen bestechenden Eindruck auf Jeden aus — es war ein Licht, das leuchtet, ohne zu wärmen. Das Haus des reichen Handelsherrn war ein Sammelplatz der gebildeten Gesellschaft; gern verkehrten Künstler und Schriftsteller mit der geistvollen schönen Frau, große Kaufleute und Gelehrte mit dem weitgereisten, vielgewandten Hausherrn, der in seinem engeren Kreise für ein kaufmännisches Genie galt — und wenn Agnes mit einem gewissen Stolze schnell entdeckte, daß ihre Mutter die schönste von allen Frauen ihrer Bekanntschaft sei, so wurde sie zugleich eigenthümlich davon berührt, daß die Mutter auch nicht das Geringste that, durch theilnahmsvolle Freundlichkeit oder ein anmuthiges Entgegenkommen den Zauber ihrer Erscheinung zu verstärken. Geflissentlich wich sie jeder Huldigung aus. Nach dem Tode Anker's steigerte sich noch das Unnahbare Mariannens. Höflich gegen Jedermann, gastfrei und immer bereit, ihrer Tochter zu Gefallen, ein Gartenfest oder einen Tanz zu veranstalten, hatte sie weder einen Freund noch eine Freundin. Während ihrer Reise und ihres Aufenthaltes in Italien hatte es der schönen Frau und der munteren Tochter nicht an mancherlei Gefährten, an bunter wechselnder Gesellschaft gefehlt: aber Niemand war es gelungen, zu Frau Anker in ein näheres Verhältniß zu treten. Ihre graublauen Augen hatten einen eigenen blitzähnlichen Blick, der fernhielt und abschreckte. Und wie lebenslustig und heiter auch Agnes war, die beständigen Ermahnungen der Mutter blieben nicht ohne Einfluß auf sie. „Leben," sagte Frau Marianne, „heißt im eigentlichsten Sinne des Wortes kämpfen, zumeist für ein reiches Mädchen. Du hast dein Vermögen, deine Freiheit, dein Selbst stündlich zu vertheidigen — nicht gegen diesen oder jenen Bewerber, sondern gegen die ganze Welt und deine Neigungen. Denke immer, daß dein Reichthum und deine Schönheit deine gefährlichsten Feinde sind."

Zu lange hatte Agnes in Abhängigkeit und strenger Zucht, die einen Anstrich klösterlichen Wesens nicht verleugnen konnte, in der Pension gelebt, um nicht wenigstens eins der Güter, welche die Mutter pries, die Freiheit, nach Gebühr, ja vielleicht noch darüber hinaus zu schätzen. In ihrem väterlichen Hause und noch mehr auf der Reise drückte sie kein lästiger Zwang, sie war Herrin ihrer Zeit und konnte ungestört ihren Träumen nachhängen oder ihren Launen nachgehen. Mit vollen Zügen genoß sie diese lang entbehrte, sehnlich herbeigewünschte „Selbständigkeit" und Freiheit der Bewegung. Nicht um ein Geringes gelobte sie sich, dieselbe hinzugeben. Mit dieser Neigung zugleich keimte in ihrem jungen Herzen ein sehr natürliches Mißtrauen gegen die Männer, die sich ihr näherten, auf. Die Vermuthung, daß sie nicht dem Mädchen, sondern der reichen Erbin zu gefallen wünschten, lag zu nahe. Gegenüber der schönen und klugen Mutter kam sich Agnes

so unbedeutend und noch so unreif vor, daß sie, nach ihrer eigenen Meinung, nichts Besseres thun konnte, als im Schatten zu bleiben. In ihrer Freude an der schönen Welt, die sich ihr zum ersten Male glänzend erschloß, wollte sie gar keinen Eindruck machen; es hätte ihre Heiterkeit und Sorglosigkeit beeinträchtigt, auf Andere Rücksicht nehmen zu müssen. So war sie neunzehn Jahre und darüber geworden, ohne daß ihr Herz auch nur ein einziges Mal stärker bei dem Anblick oder den Worten eines Mannes geschlagen hätte. Je länger und schärfer sie in das Geheimniß des Lebens schaute, je mehr sich ihrem Blicke die gesellschaftlichen Verhältnisse entschleierten, um so deutlicher trat ihr die Wahrheit aus den Behauptungen der Mutter entgegen. Immer, wenn man ein ruhiges und behagliches Dasein sich schaffen will, muß man auf der Hut sein — gegen sich selbst, gegen Alle. Wenn Agnes die glänzende, ernstheitere Stirn der Mutter mit dem von Gram oder Leidenschaft durchfurchten Antlitz viel jüngerer Frauen verglich; wenn sie so manche heftige und widerwärtige Auftritte in den Familien ihrer Bekannten, von denen sie zuweilen gegen ihren Willen Zeugin geworden, von dem Frieden ihres Hauses aus betrachtete — wie gab sie der Weisheit der Mutter in allen Punkten Recht! Wohl empfand sie, daß die leuchtenden Farben der Welt unter dieser strengen und kühlen Philosophie ihre Kraft und ihren Schmelz verloren; daß ein allgemeines Verblassen, eine Art Dämmerung für den eintrat, der durch diese Gläser Menschen und Dinge beobachtete; daß dem Leben damit der feurige Funke entzogen werde, der allein es werthvoll und bedeutend macht, aber lohnte der flüchtige Glanz, lohnte die plötzlich auflodernde und schnell verlöschende Flamme der Leidenschaft die Schmerzen, die danach folgten? „Ein Augenblick, gelebt im Paradiese, wird nicht zu theuer mit dem Tod gebüßt“ — hatte Agnes einmal in einer schwärmerischen Aufwallung ausgerufen. „Mit dem Tode gewiß nicht, denn der ist auch nur ein Augenblick,“ erwiederte die Mutter gelassen — „aber mit zehn, mit zwanzig Jahren voll Elend und Jammer, voll Schuld und Reue? Möchtest du diese Rechnung ziehen?“

Es war in einer herrlichen Mondscheinnacht auf dem obersten Rand des römischen Amphitheaters gewesen, daß Mutter und Tochter so gesprochen. In größerer Gesellschaft waren sie mit Fackeln die düsteren wiederhallenden Gänge und Treppen des riesigen, phantastisch schrecklichen Baues hinaufgestiegen. Frau Marianne, die eine schöne Altstimme besaß, hatte halb in unwillkürlicher Bewegung, die dieser Raum in der Brust eines Jeden hervorruft, halb der Bitte eines ihrer Begleiter folgend, einen altlateinischen Hymnus gesungen — einen Hymnus, den vielleicht die Märtyrer angestimmt, wenn sie aus den unterirdischen Gefängnissen herauf in diese Arena geführt wurden. Und als sie nun oben standen und die Arena im Mondlicht zu ihren Füßen tief unten sich ausdehnte, hier gespenstisch schimmernd, dort dunkel, und ihre Blicke über die Ruinen hinweg nach dem Capitol schweiften, die ewigen Sterne von dem wunderbar klaren Himmel ruhig leuchteten, war einer jener seltenen unbeschreiblichen und unvergeßlichen Augenblicke über sie gekommen, in denen aus dem unerschöpften Born ewiger Jugend und Schönheit ein Tropfen auch in die Vergänglichkeit unseres Daseins zu fallen scheint. Für Agnes war es eine Wendung ihres Schicksals gewesen. Heute noch, wo so manche Monate voll mannigfaltiger Eindrücke an ihr vorübergezogen waren, empfand sie jenen Moment in seiner ganzen Erhabenheit, in all' seiner Bedeutung für sie. Wieder wie damals

stand in dem Mittelpunkt des Bildes, das die Erinnerung vor ihr aufrollte, die Gestalt eines Mannes — desselben Mannes, dem sie vorhin, als er durch den Garten schritt, nachgeblickt hatte. Hätte die Heirath ihres Vaters mit ihrer Mutter nicht störend in seine verwandtschaftlichen Verhältnisse eingegriffen, so würde sie ohne Zweifel ihren Vetter Gerhard Dorneck, den einzigen Sohn der Stiefschwester des Vaters, längst gekannt haben und viel vertraulicher mit ihm umgegangen sein. Vermuthlich würde sie dann weder sein Kommen herbeigewünscht, noch sein Scheiden leise bedauert haben. So aber hatte das Zusammentreffen mit ihm, der Verkehr, der sich daraus zwischen ihnen entwickelte, das Wesen und die Gestalt Gerhard's eine andere, beinahe romantische Färbung gewonnen. Auf der italienischen Reise hatte ein Zufall ihn mit den Damen zusammengeführt; er fand Gelegenheit, ihnen einige jener kleinen Dienste zu leisten, die an sich nichtsbedeutend sind, aber in der Fremde, in einer ungewohnten Umgebung um so werthvoller erscheinen. Erst nach einigen Tagen des Beisammenseins nannte er seinen Namen und erfuhr den der Damen. Die Weltgewandtheit Mariannens half über die Verlegenheit, die sich ihrer sowohl wie Gerhard's bei dieser Enthüllung bemächtigt hatte, bald hinweg, aber er hielt es doch für schicklich, fortan mit einer gewissen Absichtlichkeit jeden Schein zu vermeiden, als suche er den näheren Umgang der Damen oder wolle ihnen seine Begleitung aufdrängen. Daß sie sich wiederholt in den Museen und Kirchen, bei Spazierfahrten und Ausflügen, in Florenz und Rom trafen, daß ein und ein anderes Mal ein gemeinsamer Besuch des Vaticans oder der Trümmerwelt des palatinischen Hügels verabredet wurde, brachte die Eigenart des modernen Reiselebens mit sich. In Rom nahm man Abschied von einander; Mutter und Tochter wollten nach Neapel gehen, Gerhard riefen Geschäfte nach der Heimath zurück. Hatte Frau Marianne ihm schon wegen seines zurückhaltenden und vorsichtigen Benehmens Dank gewußt, so nahm seine Ruhe beim Abschiede sie noch mehr für ihn ein. Während Agnes ihre Bewegung nicht verbergen konnte, denn seine Nähe, seine gebildete und kenntnißreiche Unterhaltung waren ihr allmälig lieb und lieber geworden, hielt er sich streng auf der Linie einer flüchtigen Reisebekanntschaft und zeigte sich noch frostiger und ablehnender als sonst. Indem sie ihm die Hand zum Lebewohl reichte, ließ Marianne das Wort fallen, daß es in nicht allzu langer Frist für sie in der Heimath hoffentlich ein glückliches Wiedersehen geben würde.

Weder zu hastig noch zu lässig hatte Gerhard diese Erlaubniß, Mutter und Tochter zu besuchen, seit den zwei Monaten, daß sie wieder in der Hauptstadt weilten, benutzt. Seinen dreißig Jahren wie seinem Berufe — er war Arzt — stand das gesetzte, fein abgewogene Benehmen wohl an; ohne sich irgendwie vorzudrängen, wußte er sich überall seinen Platz zu wahren und so durch sein kluges Schweigen wie durch seine Beredtsamkeit am rechten Ort und zur rechten Zeit aufzufallen. Tiefer und lebendiger, als es in jener Mondscheinnacht im Colosseum geschehen, konnte sich sein Bild in das Herz des jungen Mädchens zwar nicht einprägen, aber mit jeder Stunde, die er mit ihr verbrachte, wurde er ihr vertrauter. Allmälig, ihr selbst unbewußt, steigerte sich ihr Wunsch, ihn zu sehen, mit ihm zu reden; er fing an, ihr unentbehrlich zu werden. Ist dies Liebe? fragte sie sich mit leisem Erbeben und hohem Erröthen, als sie jetzt, die Hände lässig im Schooß, der Mutter gegenübersaß. Mariannens Gedanken mochten zu demselben Punkte gelangt sein, denn nach einer kur-

zen Weile, in der sie schweigend ihre Tochter betrachtet hatte, sagte sie: „Herr Dorneck ist dir heut zu früh gegangen?"

„Er hatte neulich versprochen, mir ein Musikstück von dem merkwürdigen Manne vorzuspielen."

„Dem er das Leben gerettet haben will? Und darüber bist du verstimmt? Er kann seine heutige Nachlässigkeit ja bei seinem nächsten Besuche wieder gut machen."

„Glaubst du, daß Herr Dorneck uns hinsichtlich jener Krankheit nicht die Wahrheit gesagt hat?" entgegnete Agnes hastig, mit zitternder Stimme. Es that ihr weh, daß die Mutter darüber ihre Zweifel zu haben schien.

Marianne lächelte: „Du bist ein Kind. In einer großen Stadt muß ein junger Arzt einige glänzende Curen, Lebensrettungen wie er sagt, ausgeführt haben, um bekannt zu werden und emporzukommen. Je merkwürdiger der Kranke, je seltener der Fall — um so besser ist es für den Arzt. Daß in diesen Dingen die Phantasie ein wenig nachhelfen muß: wer will es tadeln? Es ist ein Zwang, den das Leben Jedem auferlegt. In der Gesellschaft, wie sie einmal ist, kann Niemand die volle Wahrheit sagen, wir begnügen uns Alle mit halben Wahrheiten."

„Und so könnten wir nie aus den Worten eines Menschen seine wahre Gesinnung erkennen? Keinem ins Herz sehen?"

„Da du dich selbst nicht auskennst, wie sollte ein Anderer Alles, was in dir liegt, entdecken oder errathen? Sind unsere Worte etwas Anderes, als Räthsel, die Jeder nach dem Maß seines Verstandes auslegt?"

„Das ist traurig, seine Empfindungen verbergen oder gar verleugnen, immer fürchten zu müssen, daß ein falscher Schein, ein falscher Ton uns trügt."

„Statt zu klagen, leg' dir doch einmal die Frage vor, ob wir stets wahr sein wollen, wahr sein können? Wenn ich jetzt zu dir sagte: Mein liebes Kind, ich sehe dich auf einem abschüssigen Wege, in einer großen Gefahr, was vermöchtest du mir zu antworten?"

„Ich verstehe dich nicht, Mama," stammelte verlegen Agnes und suchte dem Blick der Mutter, der sich forschend auf sie richtete, zu entgehen.

„Du verstehst in diesem Augenblicke vielleicht dein eigenes Herz nicht, aber du empfindest doch sein unruhiges Pochen. Wie lange noch — und du wirst wissen, daß die Liebe — die Liebe zu Herrn Dorneck dich bewegt und den Frieden deines Lebens zu stören beginnt."

„Mama!" Sie schlug die Hände über ihr erröthendes Antlitz. „Verbietest du mir ihn zu lieben?"

„Ist deine Leidenschaft schon so weit vorgeschritten? Kind, Kind, du übertreibst und regst dich ohne Grund auf. Was wäre eine Liebe, die ein Verbot ersticken könnte! Ich möchte dich warnen, daß du es nicht zu diesem Aeußersten kommen ließest."

„Gerhard — Herr Dorneck mißfällt dir? Du wünschest nicht, daß er fernerhin in unserem Hause verkehrt?"

„Nicht doch. Was hätte ich an Herrn Dorneck in gesellschaftlicher Beziehung auszusetzen? Aber du kennst ihn so wenig, wie ich ihn kenne. In einem Salon zeigt kein Mensch sein wahres Gesicht. Bist du, weil er dich auszeichnet, schon überzeugt, daß er dich liebt? Und selbst wenn er dich liebt, wenn er dich heirathet — was würde dein Loos sein? Eine Alltagsehe. Und das wäre noch das günstigste Geschick. Bei deiner Jugend ist deine Lebenserfahrung so gering, du bist deiner Gefühle, deines Willens noch so wenig sicher, du ahnst noch nicht die schrecklichen Wandlungen des Herzens und willst ein Joch auf dich nehmen, das Jeden wund drückt, der sich ihm fügte!"

„Auch dich, Mama?" rief Agnes und

warf sich vor ihr nieder, die Knie der Mutter mit ihren Armen umschlingend.

Marianne beugte sich so tief zu der Tochter herab, daß diese ihr nicht ins Gesicht sehen konnte; schweigend hielten sich Beide eine Weile umschlungen.

„Was vorüber ist, mein Kind," sagte dann Frau Marianne wieder mit ihrer gewohnten Fassung, „kümmere dich nicht. Auf deine Stirne soll aus der Vergangenheit kein Schatten fallen. Dein Vater — mein Gatte war ein vortrefflicher Mann, gescheidt, herzlich, zu dir wie zu mir von einer immer sich gleichbleibenden Güte. Aber macht die Tugend das Glück einer Ehe aus? Männer von rohen Sitten, die ihre Frauen vernachlässigen und mißhandeln, werden von ihnen angebetet. Von allen Einrichtungen der Gesellschaft ist die Ehe die geheimnißvollste und widerspruchsreichste. Verargst du es deiner Mutter, wenn sie dich, ihren letzten und kostbarsten Schatz, nicht leichtsinnig in diesen Abgrund sinken sehen will?"

„Du hast Recht, Mama," entgegnete Agnes, die ihre Stellung zu den Füßen der Mutter nicht geändert hatte, vor sich hinblickend. „Ueber mein thörichtes Herz! Ich weiß nicht einmal, ob er mich liebt!"

„Du bist jung und reich — er ist ein mittelloser Arzt, dem dein Vermögen eine Stellung in der Gesellschaft verschaffen würde. Wie sollte er dich nicht lieben? Was die Männer so lieben nennen! Seine großen Fähigkeiten, seine wissenschaftliche Begabung kämen erst, auf der Grundlage eines gesicherten Daseins, zu voller Entwicklung. Er braucht ein Vermögen, es ist die erste Staffel der Leiter, die in die Höhe führt."

„Nein, nein! Habsüchtig, geldgierig ist er nicht."

„Nicht im gemeinen Sinne. Aber er ist ehrgeizig. In keinem Falle wäre er deiner werth, wenn er es nicht wäre. Jeder Mann, der über das Mittelmaß der Menschen auch nur um einen Zoll hervorragt, strebt einem bedeutenden Ziele nach. Wir Frauen sind ihm Mittel auf seinem abenteuerlichen Zuge nach dem Glück, nach Ehre, Macht oder Reichthum. Es ist ein Naturgesetz und du wirst es nicht wandeln."

„Als hätten die Frauen nicht immer die Männer beherrscht!" Obgleich es ihr trüb vor den Augen war, mußte Agnes lachen. „Mama, du schilderst unser Schicksal zu schwarz. Wickeltest du nicht den Willen des Vaters wie einen leichten Faden um deinen kleinen Finger?"

„Meinst du? Ich fürchte, da hat mein verständiges Kind trotz ihres Scharfsinns nur die Oberfläche der Dinge gestreift. Du gehörst auch nicht zu dem Stamme derer, die zum Herrschen geboren sind."

Und indem nun Beide auf den Lippen der Anderen einem Lächeln begegneten, das der letzte Strahl der Sonne vergoldete, nahm das Gespräch, das so ernsthaft begonnen hatte, eine heitere Wendung. Die Mutter fühlte, daß ihre Vorstellungen einen tiefen Eindruck auf Agnes' Gemüth ausgeübt, und zog es vor, still die Nachwirkung derselben abzuwarten, statt durch Wiederholung und Betonung ihrer Ansichten vielleicht den Gegensatz hervorzurufen. Gerade ihre Mäßigung dämpfte die Erregung des jungen Mädchens und stimmte es nachdenklich. Selbst wenn der Schleier trüber Erinnerungen der Mutter die hellen und bunten Farben der Welt verbarg, so konnte Agnes doch nicht die überzeugende Kraft ihrer Behauptungen wegleugnen. Vielleicht liegt die große Täuschung des Lebens nicht in den Dingen, sondern in unserer Vorstellung von ihnen, und wer sie in ihrer ganzen Dürftigkeit und Blöße erkennt, bleibt vor den schlimmsten Irrthümern und den schmerzlichsten Offenbarungen bewahrt. Jung, wie ich bin, sagte sich Agnes zuletzt, kann ich warten und wählen; die Mutter hat

Recht. Wenn er mich liebt, wird meine Zurückhaltung seine Neigung nur verdoppeln, man darf den Männern den Sieg nicht gar zu leicht machen.

Inzwischen hatte derjenige, von dem so eifrig in dem Balconzimmer gesprochen wurde, ahnungslos seinen Weg fortgesetzt. Eine breite, mit Bäumen beschattete Straße, die auf der einen Seite von stattlichen Häusern mit kleinen Vorgärten eingefaßt war, auf der anderen nach den tieferen Theilen des Parks sich öffnete, führte in mannigfacher Windung nach dem Thor der Hauptstadt. Hinauf und hinab belebten sie Wagen, Reiter, Fußgänger, ein fast ununterbrochener Strom der verschiedenartigsten Gestalten. Nach den forschenden Blicken, die Gerhard hinüber und herüber sandte, erwartete er unter den Spaziergängern einen Bekannten zu treffen. In dieser Fluth war der Einzelne nur wie ein verlorenes Atom. Agnes mochte immerhin in Gerhard etwas wie ihr Ideal sehen und grüßen, in der Menge fiel er nicht auf. Da gab es genug junge Männer, schlank und stark wie er, mit blauen Augen und blondem Vollbart, die in keiner Weise, weder in ihrem Aeußeren noch in ihrer ritterlichen Haltung hinter ihm zurückstanden. Er war eben Einer unter Vielen, und zwar einer der Letzten an der Tafel des Lebens. Ein Arzt, dem die glänzend bestandene Staatsprüfung, die Empfehlungen der Oberärzte an dem städtischen Hospital noch immer keine Kundschaft, wie sie seinen Wünschen genügt, verschafft hatten; der sein geringes Vermögen mehr und mehr bei den Ausgaben, die seine Stellung erforderte, und bei kostspieligen Gewohnheiten, die er nicht aufgeben konnte, hinschwinden sah. Aber Niemand hatte noch auf seiner Stirn die Falte einer Sorge bemerkt, kaltblütig und gelassen, wie das Leiden eines Kranken, beobachtete er das Zehrfieber seines Capitals. Ein Jahr noch vermochte er sein Leben in der bisherigen Weise fortzuführen — innerhalb dieser Frist mußte sein Wille oder der Zufall seine Lage umgestaltet haben, sonst — allein welcher Spieler denkt an ein trostloses Ende, der noch so viele Treffer in der Hand hält! Ein reiches Mädchen, dessen Neigung zu ihm sich schon mehr als einmal verrathen hat; die Hoffnung, daß sein Ruf sich weiter verbreitet und der Kreis seiner Patienten sich ausdehnt. Besitzt er doch an dem merkwürdigen Manne, den er aus augenscheinlicher Lebensgefahr und vor einem noch schlimmeren Ausgang des Fiebers, vor dem Wahnsinn, gerettet hat, eine „Reclame", wie er sie sich nicht besser und origineller wünschen kann.

Ein halbes Jahr ist es her, als er im Herbstnebel, spät in der Nacht, bei trüb brennenden Laternen durch die vornehmste Straße der Stadt schreitet. Das unfreundliche Wetter, die Mitternachtsstunde hat alles Leben von ihr weggescheucht. Längst sind die Läden, die Restaurants geschlossen. Nur zuweilen rollt noch ein verspäteter Wagen über das Pflaster. Ein heller Lichtschein, der aus einem Fenster des zweiten Stockwerks fällt, macht Gerhard stutzen: er tritt auf den Fahrdamm und schaut hinauf. Weit offen stehen die beiden hohen Fenster; ein Gaskronenleuchter brennt im Zimmer, taghell ist Alles erleuchtet; im grauen Mantel geht ein Mann in dem Gemach auf und ab, eine Violine im Arm, er setzt sie ans Kinn, er streicht mit dem Bogen darüber hin und her, aber sie giebt keinen Ton. Der Mann wirft die Geige zur Erde, wirft den Mantel ab — im nächsten Augenblick wird er ans Fenster eilen, wird sich herausstürzen. — Mit raschem Entschluß hat indessen Gerhard die Hausglocke gezogen. Es ist in einem der vielen hier dicht neben einander gelegenen reichen und prächtigen Gasthäuser. Der erschrockene Hausdiener weist Gerhard

zurecht; die Thür zu dem Gemache des Fremden ist zum Glück nicht verschlossen — gerade als der Unglückliche auf das Fensterbrett steigen will, reißt ihn Gerhard mit kräftigem Arm zurück. —

Mr. Edgar Gordon wohnte seit mehreren Monaten im „Petersburger Hofe“, ein wunderlicher Herr, aber ein pünktlicher Bezahler seiner Rechnungen und dabei kein Knauser. Er war geraden Wegs aus London gekommen, ein Kaufmann, der sich aus einem Wollwaarengeschäft zurückgezogen hatte und eine Weile in Deutschland leben wollte. Mit überraschender Geläufigkeit und Sicherheit, nur hier und dort mit einem fremden Ton, redete er die deutsche Sprache. Was die Gäste des Hauses am meisten verdroß, war seine Gewohnheit, bis in die Nacht hinein die Geige zu spielen. Manchmal vergingen Wochen, ohne daß er sein Instrument berührte, kam aber, wie er sagte, der Geist von Rameau's Neffen über ihn, konnte er vier, fünf Tage hinter einander die Ruhe des Hauses bis zur Mitternacht stören. Ueber den Werth oder den Unwerth seiner musikalischen Leistungen waren die Meinungen unter denen, die ein Urtheil darüber abgeben konnten, sehr getheilt. Während die Einen das Spiel des Mr. Gordon als stümperhaft, als einen Ausdruck des Blödsinns verurtheilten, gab es Andere, die darin, zumeist wenn er eigene Phantasien spielte, eine ganz merkwürdige Kraft und seltene Vollendung fanden. All das hatte für Gerhard nur so viel Wichtigkeit, als es ihm einen Schluß auf den Gemüthszustand des Kranken erlaubte. Er hatte ein typhöses Fieber schon eine Weile mit sich herumgetragen, allerlei Mittel aus eigener Machtvollkommenheit dagegen versucht und war schließlich von der Nervenaufregung und dem Ausbruch des Fiebers in seinen bedauernswerthen Zustand versetzt worden. Auf diese Weise war der Arzt zu seinem Kranken gekommen; seine unermüdliche Pflege, seine klugen Maßregeln, die Arzeneien, die er verordnet, hatten das Uebel vollständig gehoben und auch das Gleichgewicht der Geisteskräfte wieder hergestellt — so weit eben, sagte sich Gerhard mit seiner unerbittlichen Logik, in dem Gehirn eines Wollwaarenhändlers, der eigentlich zu einem genialen Künstler veranlagt war, von einem Gleichgewicht die Rede sein kann. Ich gebe keinen Pfennig dafür!

Dieser Gedanke wurde gerade jetzt auf das Lebhafteste in ihm wieder angeregt, als er in einiger Entfernung Mr. Gordon unter den Spaziergängern erblickte. Mit großen Schritten brach er sich gleichsam Bahn durch die Menge, in heftiger und doch gleichmäßiger Bewegung der Arme, wie einer, der im Strom schwimmend mit Wind und Wellen kämpft. Uebersehen ließ sich die lange hagere Gestalt nicht leicht. Mit Ausnahme seiner weißen Halsbinde war Gordon ganz in Schwarz gekleidet. Die grauen Haare, die strähnenartig über den Kragen seines Rockes fielen, gaben ihm das Aussehen halb eines Musikenthusiasten, halb eines schwärmerischen Predigers. Aber die tadellose Sauberkeit und Feinheit seines Anzugs standen ebenso wie sein wettergebräuntes, wilddurchfurchtes Gesicht, das eher einem Weltreisenden, einem blitz- und sturmgeprüften Seemann anzugehören schien, mit dieser Annahme in Widerspruch. Als Gordon nun auch seinerseits Gerhard's ansichtig geworden war, zog er die Uhr —

„Pünktlich eingetroffen, Herr Dorneck,“ sagte er. „Sechs Uhr fünfundvierzig Minuten sieben Secunden. Das nenne ich Wort halten.“

„Guten Abend, Mr. Gordon.“ Und die Männer schüttelten sich die Hände.

„Der Abend ist frisch und schön, recht zum Spazierengehen einladend. Machen wir noch einen Gang durch den Park?“

„Ich stehe Ihnen ganz zu Gebote, Mr.

Gordon, und freue mich über Ihr kräftiges Aussehen und Ihre Rüstigkeit."

„Wem danke ich es, als Ihnen? Aber Keiner singt auch Ihr Lob so laut wie ich. Wenn ich reich genug wäre, würde ich Ihnen den Vorschlag machen: seien Sie ausschließlich mein Arzt, widmen Sie mir Ihre ganze Kunst."

„Kunst? Aber, Mr. Gordon, Sie glauben ja nicht an die Heilkunst."

„Meinetwegen, Ihre Taschenspielerei, Ihre Magie. Ich würde in Ihrer Gesellschaft noch ein Jahrzehnt leben und mir kein weißes Haar darum wachsen lassen, daß durch meinen Egoismus vielleicht ein paar hundert Menschen, denen Sie das Leben hätten retten können, ins Gras beißen müssen; Jeder ist sich selbst der Nächste."

„Vollkommen einverstanden. Und darum werde ich versuchen, nach Kräften auch noch Anderen das Leben, wie Ihnen, zu erhalten."

„Soll ich Ihnen offen meine Meinung sagen?"

„Wird mir sehr angenehm sein, die Meinung eines so vortrefflichen Gentleman und eines so tiefsinnigen Philosophen zu erfahren."

„Vom ersten Augenblick an, wo ich Sie gesehen, habe ich eine sympathische Bewegung in mir empfunden, Herr Dorneck; die Atome Ihres Leibes üben eine starke Anziehungkraft auf die meinigen aus. Wo dieser psychische Einfluß des Arztes auf seinen Kranken nicht stattfindet, ist in einem Falle, wie dem meinigen, an keine Heilung zu denken."

„Also bin ich Ihnen gegenüber eine Art Magnetiseur?" lachte Dorneck.

„So ungefähr."

An manche Aussprüche, Anschauungen und Wunderlichkeiten Gordon's war Gerhard schon gewöhnt und schenkte ihnen keine besondere Beachtung mehr. Heute sah er ihn doch scharf von der Seite an: die lange hagere Gestalt mit den grauen stechenden Augen, in dem steifen schwarzen Anzug mit der weißen Halsbinde und dem hohen schwarzen Cylinderhut, der dem Manne fast im Nacken saß, erinnerte ihn unwillkürlich an Hoffmann'sche Figuren. Mr. Gordon glich viel eher einem Magnetiseur, einem wunderlichen Heiligen als er, der gar nichts von einem Original hatte.

Plötzlich blieb Gordon stehen: es war gegenüber dem Anker'schen Hause, auf der anderen Seite der Straße. Das Haus lag versteckt hinter den Platanen und den sechs sorgfältig verschnittenen Taxuspyramiden, die wie eine zweite Schutzwehr hinter dem eisernen Gitter standen.

„Was haben Sie?" fragte Gerhard, denn es war ihm, als hätte sein Begleiter eine hastige Bewegung mit der Hand nach seinem Herzen gemacht.

„Ich habe mir das Haus da drüben schon öfters angesehen, mit dem Wunsch, es zu kaufen. Ich bin reisemüde und trage den Gedanken mit mir herum, mein Leben hier zu beschließen. Das Haus würde meinen Bedürfnissen entsprechen," antwortete Gordon gelassen und schritt wieder vor.

Aus einem doppelten Grunde erregte die Sache Gerhard's Aufmerksamkeit, einmal des Verhältnisses wegen, in dem er selbst zu den Besitzerinnen des Hauses stand, und dann um der Theilnahme willen, die ihm sein Kranker einflößte.

„Ist das Haus nicht unverkäuflich?" warf er ein.

„Gleich bei meinem ersten Spaziergang in dem Thiergarten ist mir das Haus aufgefallen; ich erkundigte mich nach dem Besitzer, er war gestorben, seine Wittwe auf Reisen. Die Krankheit hat mich dann verhindert, meinem Plan weiter nachzuhängen. Ist die Frau jetzt zurückgekehrt?"

„Seit einigen Wochen." Kaum war Gerhard das Wort entschlüpft, bereute er

es auch und suchte in den Zügen Gordon's einen — er wußte selbst nicht recht welchen Eindruck, den es hervorgebracht, zu lesen. Aber in dem Gesicht Gordon's regte sich nichts.

„Ich verhandle nicht gern mit Frauen," meinte er. „Sie sind umständlich, zaghaft, wetterwendisch, man ist bei ihnen nie seiner Sache sicher. Mit Herrn Anker wäre es etwas Anderes gewesen."

„Kannten Sie ihn?"

„Sein Haus stand mit unserem Hause in London in Geschäftsverbindung. Ich glaube sogar, es giebt zwischen uns noch eine kleine Rechnung auszugleichen. Das wäre ein unverfänglicher Anknüpfungspunkt gewesen. Wetter, der Mann ist mir zur Unzeit gestorben."

Es klang etwas in dem Ton, was Gerhard nicht gefiel, zugleich aber ging es ihm durch den Sinn, daß er Gordon's Unterstützung vielleicht bei seinen eigenen Plänen hinsichtlich Agnesens gebrauchen könnte. Dunkel fühlte er, daß er mit seiner Werbung der Mutter gegenüber einen schweren Stand haben würde; sehr möglich, daß er andere Mittel anwenden mußte, ihr Jawort zu erhalten, als seine Bitte und seine Liebenswürdigkeit. So bemühte er sich denn, Gordon in diesem Gespräche festzuhalten.

„Meines Wissens ist das Haus überhaupt nicht zu verkaufen; es ist so zu sagen ein unveräußerliches Inventarstück der Familie Anker, das von Vater auf Sohn darin fortgeerbt."

„Hat Herr Anker Kinder hinterlassen?" fragte Gordon.

„Eine Tochter."

„Sieh, sieh, eine Tochter!" lachte Gordon. „Jung und hübsch ohne Zweifel?"

„Etwa neunzehn oder zwanzig Jahre, nach dem flüchtigen Anblick zu urtheilen," antwortete Gerhard, Ruhe erkünstelnd.

„Zwanzig Jahre! Haha! Bravo!" Und Gordon schwenkte seine langen Arme wie Windmühlenflügel auf und ab. Was er dann noch zwischen den Zähnen murmelte, verstand Gerhard nicht. „Sieht dem Vater hoffentlich ähnlich?" spottete er mit hämischem Gelächter.

Was hatte ein englischer Wollwaarenhändler aus London mit der Tochter der Frau Marianne, dem Kinde des verstorbenen Anker zu schaffen? Auch nicht den kleinsten Lichtschimmer vermochte Gerhard in diesem dunklen Labyrinth zu entdecken. Nur tappend konnte er vorwärts kommen.

„Wie weit das Fräulein ihrem Vater ähnlich sieht, kann ich Ihnen nicht sagen, ich bin ihr nur flüchtig auf der Reise begegnet."

„Eine Reisebekanntschaft! Ich vermuthe, daß Sie dieselbe hier nicht vernachlässigen werden."

„Das würde für einen Arzt ohne Praxis eine große Thorheit sein. Frau Anker ist eine reiche Dame und spielt eine Rolle in der Gesellschaft."

„Und die Tochter reizt Sie gar nicht?"

„Sind Sie ein Untersuchungsrichter, Mr. Gordon, oder ein Mitglied der Londoner Polizei?"

„Nein, sondern ein Mann, der Ihnen wohl will, trotzdem ihm im Allgemeinen die Menschen gleichgültig oder verächtlich sind. Sie haben mir das Leben gerettet — und ich weiß es Ihnen Dank. Seit wenigen Minuten doppelten, dreifachen Dank. Ich glaube, eine Gelegenheit gefunden zu haben, Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen — "

„Aber zwischen uns ist Alles längst ausgeglichen."

„Sie meinen, in Ihrem Liebesabenteuer wäre ich die überflüssige, dritte Person?"

„Ein Wort zur Aufklärung, Herr Gordon! Die Phantasie geht Ihnen durch. Zwischen dem Fräulein Anker und mir besteht gar kein Liebesverhältniß."

„Um so besser. Wenn Sie das Mädchen nicht lieben, heirathen Sie dasselbe auf der Stelle. Ehen aus Berechnung sind die glücklichsten, man weiß genau, was man einander schuldig ist.“

„Das ist eine Lebensphilosophie, die für einen verständigen Menschen viel Anziehendes hat. Ich könnte sogar sagen, daß sie mir behagt — aber, mein werthester Herr Gordon, ich kann nichts damit anfangen. Ich habe dem Mond, der eben über die Wipfel heraufsteigt, keine Grüße an irgend eine Dame weder des Herzens noch des Verstandes aufzutragen; er erinnert mich nur an meine ärztlichen Pflichten gegen Sie. Es ist Zeit, an den Heimweg zu denken; die Abendkühle taugt Ihnen nicht.“

„Doctor, ich füge mich. Kehren wir um. In der Hauptsache indeß täuschen Sie mich nicht. Sie wollen mir keinen Einblick in Ihre Karten gewähren und spielen den Kalten.“

„Dann spielen Sie den Hitzigen, Herr Gordon, Ihr Puls geht bedenklich rasch.“

„Hat nichts zu bedeuten, ich versichere Sie. Ich habe etwas wie ein Lebenselixir eingenommen. Wenn man plötzlich aus der geschäftlichen Unruhe in den Müßiggang eines reichen Nichtsthuers versetzt wird, erschlaffen die Nerven; dumme, tolle, wahnwitzige Gedanken stellen sich ein. Wozu ist man auf dieser elenden Welt? Ein Wurm auf einem Misthaufen! Man wird melancholisch, man sucht seine Geige hervor, mit ihr die kindischen Jugendträume — man möchte sich aufhängen, um der ganzen schmutzigen Geschichte, die Leben heißt, ein schnelles und angenehmes Ende zu machen. Rameau's Neffe mußte wenigstens betteln und Bocksprünge ausführen, aber ich! Erschrecken Sie nicht, Doctor! Ich habe meinen Verstand ganz gut in Ordnung, besser als seit langer Zeit. Ich hänge meine Geige an den Nagel, ich habe wieder einen Lebenszweck.“

„Der wäre?“

„Sie glücklich zu sehen! Ein junger Mann mit einer reichen Frau ist immer glücklich.“

„Wenigstens auf vier Wochen. Aber ich gestehe Ihnen gern, Herr Gordon, mir wäre es lieber, Sie beschäftigten sich mit Ihrem Glück und ließen mich das meinige auf meine Weise suchen. Jeder ist seines eigenen Glückes oder besser, seines Schicksals Schmied.“

Die Hartnäckigkeit und Aufdringlichkeit Gordon's wurde ihm mehr und mehr verdächtig.

„Sie setzen mich artig mit einem Sprüchwort vor die Thür —“

„Ich muß wohl, zu meiner Selbsterhaltung. Nach Ihren Aeußerungen muß ich annehmen, daß Sie von Ihrer ehemaligen Geschäftsverbindung mit dem verstorbenen Anker her einen Einfluß auf seine Wittwe, seine Tochter ausüben zu können hoffen; Sie stellen mir großmüthig diesen Einfluß zur Verfügung, weil Sie mein Verhältniß zu jenem Hause nicht kennen. Ich bewerbe mich aber durchaus nicht um Fräulein Agnes, ich bin einfach ihr Vetter. So, da haben Sie mein Geheimniß.“

Mr. Gordon antwortete nichts, sondern zog nur seinen Hut vom Hinterkopf tief in die Stirn. Darüber war es dunkel geworden, die Laternen wurden angezündet. Die Gedanken, die in dem Gehirn des Alten sich auf- und niederwälzten, konnten oder wollten sich nicht zu Worten gestalten. Nach einer Weile erst sagte er zu seinem Begleiter: „Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung. Mein Antrag war gut gemeint.“

„So habe ich ihn aufgenommen,“ entgegnete Gerhard. Er war unzufrieden mit sich selbst und fürchtete, daß jede weitere Rede nur seine Unzufriedenheit vermehren würde. So setzten sie einsilbig ihren Weg bis zum Petersburger Hofe fort.

„Ich bin müde und werde früh zu Bette gehen," sagte Gordon.

„Und die Geige nicht anrühren," gebot Gerhard mit erhobenem Finger.

„Ohne Sorge, die Melodie summt mir heute hier oben," und er deutete auf seine Stirn, „nicht im Herzen." Damit schieden sie.

Selten noch hatte sich Gerhard in einer unbehaglicheren Stimmung befunden, als nach diesem Abschied. So aus der Natur seines Wesens heraus wie nach seinem Berufe war er an eine ruhige Beobachtung und an ein überlegtes Handeln gewöhnt. Heute hatte er sich wider seinen besseren Willen durch die fieberhafte Ueberreiztheit Gordon's zu unnützen, wenn nicht gar zu gefährlichen Geständnissen hinreißen lassen. Was hatte er nöthig, dem wunderlichen Manne seine Verwandtschaft mit Frau Marianne, mit ihrer Tochter zu verrathen? Wenn Gordon zu dem verstorbenen Anker in besonderen Beziehungen gestanden hatte — es war nur zu gewiß, daß er sie vor dem Neffen desselben verborgen halten würde. Und welcher Art konnten diese Beziehungen sein? Zu häufig, in tausend unabsichtlichen Kleinigkeiten hatte der Fremde, mochte er auch kein geborener Engländer, sondern ein deutscher Emigrant sein, seine Unbekanntschaft mit der Stadt, überhaupt mit den deutschen Verhältnissen, wie sie der gewaltige Umschwung der Dinge gestaltet, mit den Lebensgewohnheiten und Formen der Gesellschaft gezeigt, um seine Behauptung, daß er seit mehr als zwanzig Jahren nicht in Deutschland gewesen, auch nur dem leisesten Zweifel auszusetzen. Außer der gewohnten Sommerreise aber hatten weder Anker noch seine Frau jemals eine längere Zeit in einem anderen Lande gelebt. Einmal in Bewegung gesetzt, erschuf Gerhard's Einbildungskraft die abenteuerlichsten Geschichten und Verwicklungen des Zufalls — aber schnell, wie sie gekommen, zerflatterten diese Hirngespinnste, wenn er schärfer den Blick darauf richtete.

In einem der kleinen Gärten, die hier hinter den stattlichen Häusern liegen und zu Wein- und Bierschenken eingerichtet sind, hatte er Platz genommen und saß einsam bei seiner Flasche. Zu dieser frühen Abendstunde hatten sich erst wenige Besucher eingefunden, ein paar Gasflammen brannten, melancholisch plätscherte ein dürftiger Springbrunnen, droben vom Himmel leuchtete der Halbmond. Ungestört konnte Gerhard seinen Gedanken nachhängen. Wie von einem Magnet wurden sie von dem Hause unter den Platanen, von Frau Marianne, von seinem Oheim angezogen. Die längst ausgeblaßten und verwischten Bilder aus der Knabenzeit erhielten wieder Farbe und Form. Bis zu seinem zwölften Jahre war er oft in jenem Hause gewesen, ein Liebling des Oheims. Allgemein hieß es in der Familie, er würde von dem Oheim in das Geschäft gezogen werden, einmal werde er ihn beerben. Wiederholt hatte ihm wenigstens später seine Mutter versichert: der Oheim habe nicht heirathen wollen, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, daß der mehr als vierzigjährige Mann eine so junge Frau zum Weibe genommen. Mit der Heirath war dann jede Verbindung zwischen Gerhard und dem Oheim zerschnitten worden. Die Schwester vergab dem Bruder niemals die unpassende und unwürdige Verbindung und da sie wohlhabend war und seiner Unterstützung nicht bedurfte, hatte sie ihn und seine Gattin bei irgend einer Gelegenheit so gröblich beleidigt, daß an keine Versöhnung zu denken war. Harte Herzen, unbeugsame Köpfe, hatten die Geschwister einander nie wiedergesehen. Im Haß gegen die „Fremde", die sich in die Familie und den Reichthum der Ankers eingedrängt, war Gerhard erzogen worden: was man ihr im Grunde zum Vorwurf machte, hatte man ihm we-

der gesagt, noch hatte er danach gefragt. Dem Knaben genügte es, daß die böse Frau ihm und seiner Mutter die Thür des Oheims verschlossen, der Jüngling hatte andere Sorgen, andere Neigungen. In der großen Stadt war es leicht einander auszuweichen. Seine Studienjahre brachte Gerhard auf auswärtigen Universitäten zu, die Mutter, der das Klima der norddeutschen Residenz immer größere Beschwerden verursachte, war nach Wiesbaden übergesiedelt und dort in seinen Armen gestorben. Als er dann unerwartet und ahnungslos mit Frau Marianne in Florenz zusammengetroffen war, hatte er sich anfangs eines leisen Schauers nicht erwehren können, als ob ein Phantom, das ihn in der Jugend geängstigt, leibhaftig vor ihn hinträte.

In all diesen Erinnerungen war kein Platz für Mr. Gordon, den wunderlichen Geigenspieler und Wollwaarenhändler aus London. Niemals, dessen war er gewiß, hatte seine Mutter diesen Namen genannt — und warum sollte sie ihn verschwiegen haben, wenn der Träger desselben in der Geschichte ihres Bruders, ihrer Schwägerin eine Rolle gespielt hätte? Wußte sie doch genug der bösen Nachreden über Marianne. Längst hatte Gerhard die einzelnen Beschuldigungen gegen diese Frau vergessen, nur im Allgemeinen war ihm die Vorstellung einer listigen und herzlosen Cokette geblieben. Und wie wenig hatte diese Vorstellung, wenn er sich jetzt alle Züge ihres Lebens und Wesens, die er kannte, ins Gedächtniß zurückrief, der Wirklichkeit entsprochen! Weiter als jede andere Frau schien ihm Marianne von Gefallsucht und Eitelkeit entfernt zu sein. Statt die Männer an sich zu ziehen, suchte sie dieselben mit einer gewissen Absichtlichkeit aus ihrer Nähe zu verbannen. Bei ihrer immer noch großen Schönheit hatte ihre kühle Gelassenheit und ihre frostige Ablehnung jeder, auch der unschuldigsten Schmeichelei und Huldigung etwas Abstoßendes. So viel ihm vergönnt gewesen, hatte Gerhard sie genau „studirt“, gerade, wie er den Verlauf einer Krankheit beobachtete, klar und kalt, ohne sich durch Wünsche, Hoffnungen, Neigungen täuschen zu lassen. Von dem Augenblick, als er in Florenz den Namen seiner Reisebekanntschaft erfahren, war sein Plan gefaßt gewesen. Er liebte Agnes nicht, als Arzt und Darwinianer glaubte er überhaupt nicht an Liebe, über den geheimen Zug der Natur, der nach Schopenhauer zwei Wesen zu einander führt, nicht ihret-, sondern der Gattung wegen, lachte er — aber dies war beschlossene Sache bei ihm, Agnes zu heirathen. Halb war es das Gefühl der Rache, halb seine Mittellosigkeit, die ihn dazu bestimmten. Sein Oheim hatte ihn durch die Heirath mit Mariannen um große Erwartungen betrogen — welch' ein Triumph war es nun für ihn, wenn er doch das Vermögen Anker's in seine Hände brachte! Marianne hatte seine Mutter gekränkt, beleidigt — seine Heirath mit ihrer Tochter rückte Alles wieder ins Gleichgewicht. Möglich, daß ihm diese Gedanken niemals gekommen wären, wenn er eine sichere Zukunft vor sich gesehen hätte. Aber er gehörte nicht zu den Reichen. Wohlhabend, wie die Mutter war, hatte sie dem einzigen Sohne nichts versagt und er war noch weniger Willens gewesen, sich Beschränkungen und Entbehrungen aufzulegen. Ein junger Mann, voll Geist und Talent, erfahren in seiner Wissenschaft, mit starkem Ehrgeiz, wollte er doch zugleich seine Jugend genießen; wie in der Wissenschaft das Mittelmäßige, war ihm im Leben das Aermliche verhaßt. Mit solchen Anschauungen und solchen Bedürfnissen wäre bald auch eine stärkere Quelle, als sie Gerhard floß, erschöpft worden. Eine reiche Heirath hatte somit immer als ein hervorleuchtender Punkt in seinem Zukunftsprogramm

gestanden. Es war natürlich, daß dieser unsicher hin- und herschwankende Punkt fester wurde und sich bestimmter abzeichnete, als ihn der Zufall mit seiner jungen Verwandten zusammenführte. Je weniger Agnes' Reiz und Liebenswürdigkeit sein Herz rührte, desto klarer überschaute er die Lage und die Hindernisse, die sich seiner Absicht entgegenstellten. Nicht darin lag die Schwierigkeit, das Herz des Mädchens zu gewinnen, sondern das Mißtrauen der Mutter gegen ihn zu zerstreuen und sich ihrer Neigung zu versichern. Und konnte er nicht mit guten Mitteln ihre Zustimmung erwerben, mußte er zu schlimmen greifen. Ein Naturforscher, ein Materialist, wie er, ist so durchdrungen von dem Gedanken, daß auf Erden wie am Himmel Alles auf den Kampf um das Dasein und die Selbsterhaltung gestellt ist, daß ihm die Wahl der Mittel keine Gewissensbeschwerden verursachen würde. Aber wie er auch hin- und hersann, er gewahrte keine verwundbare Stelle an dieser Frau; wie in einem gefeiten Panzerkleide schritt sie einher.

Er hatte die Flasche geleert, das einsame Stillsitzen fiel ihm lästig. Wie Blei lag es ihm in den Gliedern, er verließ den Garten. Eine Uhr schlug die neunte Stunde. Auf dieser schönsten Straße der Stadt war es noch laut, munter und lebendig. Hier ist das Stelldichein aller Müßiggänger. Ueberall hell erleuchtete Fenster, blendendes Gaslicht; hier und dort staute sich die Menge, fröhliches Gelächter, heitere Scherze tönten aus dem Gewühl. Kühl und sternenbesäet spannte sich ein Frühlingsnachthimmel darüber aus. Theilnahmlos, langsamen Schritts, wanderte Gerhard auf und nieder, in sich gekehrt und wenig auf die Menschen achtend, die sich an ihm vorüberdrängten. Vor dem Gasthause, in dem Mr. Gordon wohnte, stand er aus alter Gewohnheit still und sah zu den Fenstern seines „Kranken“ hinauf. Wider Erwarten hatte der Alte Wort gehalten, die Vorhänge waren niedergelassen und dahinter war Alles dunkel. Wie er so empor schaute, streifte ihn ein seidenes Kleid.

Eine hohe Gestalt, tief in Kapuze und Schleier verhüllt, war so nahe an ihm vorbeigegangen, daß sie sich gegenseitig berührt hatten. Gerhard fuhr zusammen; so flüchtig die Berührung gewesen — diese Gestalt kam ihm bekannt vor. Der Wohlgeruch, der von ihr ausströmte — wer liebte ihn denn nur? Da ging sie noch schlank und leicht die Straße entlang, einem Halteplatz für Droschken zu. Aber so sehr er auch seine Schritte beschleunigte, er holte sie nicht mehr ein. Gerade schlug sie den Schlag des Wagens zu, als er ihr gegenüberstand. Ein wenig beugte sie das Gesicht nach vorn, wie in einer unwillkürlichen Regung der Neugierde, zu sehen, wer ihr gefolgt sei, um es eben so schnell wieder zurückzuziehen. Nun war sie schon vorüber, während Gerhard noch immer wie angewurzelt unter der Laterne stand, deren Licht verrätherisch das Antlitz der Fremden gestreift. Für ihn gab es keinen Zweifel, es war Frau Marianne gewesen.

Halte einer, wenn er kann, mit vernünftiger Ueberlegung die Hochfluth der Gedanken zurück! Nichts ist natürlicher, als daß eine Dame in einer Abendstunde einen Besuch bei einer Freundin macht und im Wagen nach ihrem Hause zurückkehrt. Thöricht, an solchen Vorfall Betrachtungen knüpfen zu wollen. Und dennoch vermochte Gerhard nicht die Frage zu verbannen: von wem kam sie? was machte sie zu dieser Zeit hier? Er blickte zurück — unter dem Portal des Hotels sah er den Oberkellner stehen. Es war ihm, als hätte dieser die ganze Scene belauscht. So sehr es sonst gegen sein Gefühl gestritten, sich in das Geheimniß einer

Frau zu drängen, diesmal stand er unter der Gewalt der Leidenschaft.

„Sie kannten die Dame, die dort drüben in den Wagen stieg?“ fragte er mit befehlendem Ton den Diener.

„Ich kenne sie nicht, Herr Doctor.“

„Aber Sie haben mit ihr gesprochen?“

„Ich habe auf ihre Fragen geantwortet, es muß eine vornehme Frau sein.“

„Und nach wem fragte sie? Oder soll es verborgen bleiben?“

„Die Dame hat mir zwar strengstes Stillschweigen auferlegt — aber Ihnen gegenüber, Herr Doctor, ist es vielleicht meine Pflicht —“

„Nun?“

„Sie hat sich eingehend nach Mr. Edgar Gordon erkundigt, nach seinem Aussehen, seiner Lebensweise.“

„Und Sie haben die Wahrheit gesagt?“

„Die reine Wahrheit, ich mußte wohl; sie hat so etwas Herrisches in ihrem Auftreten und in ihrer Stimme.“

„Sonst ist Ihnen nichts in dem Wesen, bei den Fragen der fremden Dame aufgefallen?“

„Wie sollt' es, Herr Doctor! Zu sehen war nichts in ihrem Gesicht. Und bei dem Spleen Mr. Gordon's ist es ja möglich, daß er irgend einen Verstoß gegen die Dame begangen hat.“

„Sehr möglich! Ich danke Ihnen, Heinrich, und Mr. Gordon gegenüber schweigen Sie von der Geschichte — seiner Gesundheit wegen.“

„Wie das Grab, Herr Doctor!“

Gerhard that einen tiefen Athemzug, er fühlte eine plötzliche Erleichterung seiner Brust: es war Gewißheit, zwischen Frau Marianne und Gordon gab es Beziehungen — seltsame Beziehungen, da sie das Licht des Tages scheuten und die Dunkelheit der Nacht aufsuchten. Wenn er geschickt verfuhr, mußte er Herr ihres Geheimnisses werden.

Aber der nächste Tag verging, der zweite, der dritte, ohne daß sich Gerhard auch nur die leiseste Anknüpfung oder Anspielung an die Ereignisse dieses Abends geboten hätte. Gordon schien seine Absicht, das Anker'sche Haus zu kaufen, ganz vergessen zu haben, und als Gerhard, um ihm eine Aeußerung zu entlocken, von Frau Marianne und ihrer Tochter zu erzählen anfing, hörte Gordon schweigend und theilnahmlos zu. Eben so vergeblich suchte Gerhard seine Neugierde durch hingeworfene Worte von geheimnißvollen Damenbesuchen zu erwecken.

„Ich bin heute nicht in der Rameau-Stimmung,“ sagte der Andere, „und habe Wichtigeres zu thun, als an Weiber und an Musik zu denken, ich ziehe meine Bilanz.“ Wie er wollte, mochte der junge Arzt nun annehmen, daß sein „Kranker“ ihn durchschaue oder daß der Londoner Kaufmann einmal wieder über den phantastischen Musiker die Oberhand gewonnen habe.

Erst am vierten Tage ging Gerhard zu Frau Marianne hinaus. Er war zu klug, durch allzu häufige Besuche die Sorge der Mutter vor der Zeit zu wecken, und frei von jedem leidenschaftlicheren Drange, die Tochter zu sehen. Von dem Diener, der ihm die Gitterthür öffnete, hörte er, daß Fräulein Agnes nicht zu Hause sei, daß ihn aber Frau Anker, die ihn schon vom Fenster aus bemerkt, mit Vergnügen empfangen werde. Um so besser, dachte Gerhard, sie ist allein! Es läßt sich freier mit ihr reden, als wenn die Tochter zugegen ist. Sie ist nicht gezwungen, die Maske vor dem Gesicht festzuhalten — vielleicht entfällt sie ihr, vielleicht kannst du sie ihr entreißen. Indem er die Hand auf den bronzenen Thürgriff legte, empfand er doch ein stärkeres Pochen seines Herzens — wenn sie dich neulich erkannt hätte!

Wie immer trat ihm Frau Marianne mit ihrer ernst-heiteren Stirn und ihrer

ruhigen Gemessenheit entgegen, freundlich in den Formen, kalt in ihrem Wesen. In ihrem schwarzen Atlaskleide mit den eng anschließenden Aermeln, dem weißen hohen Kragen, der ihren Hals umschloß, der reichen venetianischen Goldkette, an der sie ihre Uhr trug, sah sie besonders schön aus. Die edlen Formen ihres Gesichtes waren noch durch keine tiefgegrabenen Runzeln entstellt, ihr bräunliches Haar zeigte noch keine graue Strähne. Unbefangen redete sie mit dem jungen Manne, der neben ihr auf dem Balcon Platz genommen, ohne Unruhe, ohne Absicht, das Gespräch nach einem bestimmten Ziele hinzulenken. Er wollte sich freilich durch ihre Künste nicht täuschen lassen, aber sie bot ihm dafür auch keine Stelle zum Angriff.

„Wie unangenehm," sagte sie da unerwartet, „daß Agnes gerade heute das Geburtstagsfest einer Freundin mitfeiert. Sie werden Ihren Besuch morgen wiederholen müssen, Herr Doctor, denn ohne Abschied werden Sie Agnes nicht auf längere Zeit wollen ziehen lassen."

Gerhard brauchte seine ganze Selbstbeherrschung, um ihr seine Ueberraschung, seine Verwirrung nicht zu verrathen. Auf diesen Schachzug Mariannens war er nicht gefaßt gewesen.

„Mißfällt es Fräulein Dorneck so sehr in der Heimath," fragte er zurück, „daß sie, kaum angekommen, sie schon wieder zu fliehen gedenkt?"

„Eine Jugendfreundin aus der Pension her bittet sie, einige Wochen auf ihrem Gute im Rheingau zu verweilen. Warum soll ich durch meinen Einspruch die Freude der Mädchen hindern, sich einmal wiederzusehen, sich auszusprechen und am Rhein, in einer entzückenden Gegend, romantischen Einbildungen, den Blüthenträumen junger Herzen, nachzuhängen? Diese Träume sind so kurz wie der Frühling."

„Und so trügerisch wie er."

„Richtig, Herr Doctor. Aber wer sie nicht genossen hat, was hat er vom Leben? Agnes nun gar mit ihrer liebenswürdigen Schwärmerei! Sie kann sich am Rhein einmal in Poesie ausleben. Für lange wird sie sich nachher mit der Prosa des Daseins abfinden müssen."

„Eine gewagte Cur, gnädige Frau! Es sei denn, daß Sie ein schlimmeres Uebel dadurch zu heilen hoffen."

„Ein schlimmeres Uebel? Nicht doch! Die Eindrücke der italienischen Reise wirbeln in dem Kopfe und im Herzen des Kindes ein wenig wild und wirr durch einander, die große Stadt mit ihren mannigfachen Zerstreuungen und Anforderungen ist wenig geeignet, Ruhe und Sammlung zu begünstigen."

„Und Sie hoffen von der Waldeinsamkeit einer rheinischen Villa die Beruhigung des aufgeregten Herzens?"

„Eine ähnliche Betrachtung mag meinen Entschluß bestimmt haben. Ueberdies habe ich eine Umwandlung des Hauses vor, mancherlei Geschäfte, die mich nöthigen würden, Agnes oft allein, ohne meinen Umgang und meine Aufsicht zu lassen."

„Und Sie fürchten —"

„Sie sehen mich so eigenthümlich ausforschend an, Herr Doctor, als wollten Sie sagen: was hast du nur? Du verbirgst mir deine wahren Gedanken."

„Meine gnädige Frau, wie dürfte ich es wagen!"

„Ihre Lippen nicht, aber Ihre Seele wagt es. Wollen Sie der älteren Frau, der Mutter nicht zürnen, wenn sie Ihnen sagt, was Sie denken?"

Gerhard verneigte sich.

„Nun wohl, Herr Doctor! Sie sind der Ansicht, daß ich Agnes in die Verbannung schicke, um sie von einer Liebeskrankheit zu heilen. Seien Sie überzeugt, es ist ein Irrthum. Ich werde meine Tochter niemals — ich wiederhole es, niemals zu einer Heirath zwingen oder

ihr nur diese oder jene Verbindung empfehlen. Aber da ich mit einem Philosophen rede, will ich Ihnen auch bekennen, daß ich trotz einer glücklichen Ehe keine Freundin dieser Einrichtung bin und, so lange es geht, meine Tochter vor dem Schicksal der meisten Frauen bewahren werde. Bei dem jugendlichen Alter Agnesens, bei ihrer Unmündigkeit wird mir dies nicht schwer fallen, und Sie selbst, Herr Doctor, wissen es ja, daß ich Niemand die Annäherung an meine Tochter wehre."

„Ich weiß es, gnädige Frau, und bin Ihnen dankbar dafür." Vor Zorn biß er sich auf die Lippen. Welche Abfertigung! Aber die stolze Frau sollte es büßen. „Sie erlauben mir also, Sie morgen wieder aufsuchen zu dürfen?" Er war aufgestanden.

„Ich bitte Sie sogar darum, Herr Dorneck. Um so mehr, da es demnächst ungemüthlich bei mir werden wird. Ich will, wie ich Ihnen schon sagte, das Haus umändern und eine Halle nach dem Garten bauen."

„Da fällt mir ein, gnädige Frau — vermuthlich haben Sie schon davon gehört, Jemand möchte Ihr Haus kaufen."

„Kein Wort! Ein Käufer in dieser schlechten Zeit."

„Und kein Geringerer als mein Kranker, Mr. Edgar Gordon aus London."

In den Blick, den er auf sie richtete, hatte er die ganze Kraft seines Willens und seiner Einsicht zu sammeln gesucht. Vielleicht zog sich eine Falte auf ihrer Stirn strenger zusammen, vielleicht wurde ihre blasse Gesichtsfarbe noch um einen Ton blässer — aber das konnten eben so wohl Täuschungen seiner Phantasie sein.

„Das Erste, was ich höre!" sagte sie mit einer gewissen Erregung. „Und erst jetzt und von Ihnen! Sind Sie schon lange der Vertraute dieses Herrn Gordon?"

„Welch ein Verdacht!" scherzte Gerhard. „Gestern sprach mir mein Schützling zum ersten Male von seinem Plan, den ich für eine Thorheit hielt. Wenn Sie freilich bauen wollen, gnädige Frau, wenn das Haus also Ihren Wünschen nicht mehr entspricht —"

„Nein, nein! Ich werde das Haus nicht verkaufen, sicher nicht an Mr. Gordon."

„Er behauptete, mit Ihrem verstorbenen Herrn Gemahl Geschäfte gemacht zu haben."

„Wohl möglich, Geschäfte! Aber gerade darum verkaufe ich nichts an ihn."

„Wenn ein Kranker wie er sich einmal eine solche Idee in den Kopf gesetzt hat, muß man schonend ihn davon wieder zu befreien suchen. Also sein Antrag ist hoffnungslos?"

„Führen Sie das Wort für ihn? Aber was kümmert es mich! Ja, sein Antrag ist hoffnungslos."

Gerhard fühlte, daß er zu weit vorgegangen, und bemühte sich, mit allgemeinen gleichgültigen Reden seinen Rückzug zu decken, aber der Ton Mariannens blieb eisig wie ihr Antlitz. Sie machte kein Hehl daraus, daß sie an eine Art listigen Ränkespiels glaube, welches zwischen Gerhard und Gordon verabredet sei, sie zum Verkauf des Hauses zu bestimmen. Oder, fragte sich Gerhard, als er durch den Garten nach der Pforte schritt, will sie hinter diesem Unwillen nur ihre Angst und Sorge verstecken?

Wie sehr würde er in dieser Meinung bestärkt worden sein, wenn er hinter sich einen Blick zurück in das Gemach Mariannens hätte werfen können! Sie war in einen Lehnstuhl hingesunken, mit gefurchter Stirn, die Hände zornig geballt, die Augen geschlossen, als wolle sie durch keinen Eindruck der Außenwelt in ihren Gedanken gestört werden, oder als sei ihr das Licht des Tages verhaßt. Hastig

hob und senkte sich ihre Brust. Wie im Fluge gingen an ihrem Geist die schmerzlichen Bilder der Vergangenheit vorüber, wie in einen Tropfen feinsten Giftes zusammengedrängt, mußte sie noch einmal ihrer Jugend ganze Bitterkeit hinunterschlürfen! Aber der Krampf löste sich bald, die Stirn glättete sich, ihre Haltung gewann die gewohnte Sicherheit wieder, und als sie die Augen aufschlug, blickten sie mit der alten Klarheit und ruhigen Entsagung in die nüchterne, abendgraue Wirklichkeit. In wenigen Tagen war Agnes bei der Freundin geborgen, keine peinliche Berührung konnte sie dann verletzten, kein Wort der Leidenschaft, keine Offenbarung ihre junge Seele in Sturm und Unfrieden versetzen. Für sich selbst fürchtete Marianne den Kampf mit den Männern nicht. Nur für die Stunden, die Agnes noch unter ihrem Dache zubrachte, bat sie im stummen Gebet die dunkle Macht, die über Allem waltet, um Schutz und Beistand.

Mochte Agnes auch ahnen, daß der Brief der Freundin der Mutter außerordentlich willkommen gewesen, vielleicht sogar von ihr beeinflußt worden sei: sie hatte keine Widerrede gegen den einmal gefaßten Entschluß gewagt. Die Verstimmung, der leise Schmerz, den sie bei dem Gedanken empfand, Gerhard so viele Tage nicht zu sehen, wurde durch das Vergnügen der Reise, durch die Freude, die kindischen und doch so theuren Pensionserinnerungen mit der geliebten Freundin wieder heraufzubeschwören, beinahe aufgewogen. Ganz heimlich regte sich in dem jungen Herzen die Hoffnung eines poetischen Briefwechsels mit Gerhard — er würde natürlich keinen Tag verlieren, ohne ihr nach dem phantastischen Rheinschlosse zu schreiben, in dem sie eine Weile, halb Loreley, halb Dornröschen, weilen sollte. Welche Aussichten! Mit aller Heimlichkeit würde sie die Briefe von der Post holen, auf der einsamsten Bank des Gartens im Anblick des Stroms sie lesen, in einer Mondscheinnacht sich der Freundin vertrauen — Blüthenträume einer Neunzehnjährigen, in denen die Trennung allmälig jedes Schmerzliche verlor. In heiterer Laune war sie von ihrem Fest zurückgekehrt; in verrätherischem Feuer errötheten ihre Wangen, als ihr die Mutter von dem Besuch des Herrn Dorneck erzählte und mit einem feinen Lächeln hinzusetzte:

„Er wird, wie du dir wohl denken kannst, morgen seinen Besuch wiederholen, um dir Lebewohl zu sagen."

Die Mutter hatte noch zu schreiben, die Baupläne, die der Architekt ihr vorgelegt, zu studiren — Agnes war es plötzlich zu heiß in dem Gemach geworden, sie eilte in den abendlichen Garten hinab. Die Brust war ihr so voll, das Herz pochte so ungestüm. Er will sie noch einmal sehen, noch einmal sprechen — allein sprechen, wenigstens schien ihr das Lächeln der Mutter nur diese eine Auslegung zu gestatten. Gewiß, er liebte sie! In seiner ernsthaften Weise, der sie gern einen höheren Schwung, einen leidenschaftlicheren Ausdruck gewünscht hätte. Aber ein Arzt ist eben kein Dichter, er hat ernstere Sorgen, strengere Pflichten als andere Menschen. Und schließlich, müssen wir armen Mädchen nicht die Männer hinnehmen, wie sie sind?

Der Garten dehnte sich hinter dem Hause weit aus, ein Gitter trennte ihn an seinem Ende von der stillen Straße, die hier vorüberlief. Nur wenige Häuser erhoben sich zu ihren Seiten, Garten stieß hier an Garten. Zuweilen auf ihrem Wandelgange blickte Agnes nach dem hohen hellen Fenster zurück, hinter dem die Mutter an ihrem Schreibtisch saß. Sie ist doch zärtlicher und freundlicher, als du glauben willst — ging es wie ein stiller Vorwurf durch die Seele des Mäd-

chens. Wie liebevoll sorgt sie wieder für dich! Sie denkt nur daran, dich zu erfreuen und dir alle Beschwerlichkeiten fern zu halten. Wenn ich zurückkomme, wird das Haus im neuen Glanze strahlen. Wir werden die Galerie, den Saal einweihen, wir werden tanzen. Gerhard wird unter den Gästen sein. Der erste, der liebste! Mir ist es so wohl und frei um das Herz, als wäre die Mutter ihm gar nicht mehr so abgeneigt. Und nun mußte sie beinahe unwillkürlich ihrer Erregung Ausdruck geben, den Bäumen, den Wolken und den Sternen ihre Freude mittheilen, und sie fing zu singen an.

War es nun ihr Gesang, der aus dem Laubgang und den Gebüschen hell herüberklang, ohne daß sie selbst sichtbar geworden wäre, oder das Schimmern ihres weißen Gewandes, das zuweilen, von einem Mondstrahl getroffen, aus dem Grün hervorleuchtete, um eben so schnell wieder zu entschwinden, die den einsamen Wanderer auf der Fahrstraße aufmerksam machten, still stehen hießen und einen plötzlichen Entschluß in ihm erweckten — genug, als Agnes, ihren Gesang beendend, aus dem Schatten der Bäume heraustrat, sah sie einen Mann sich über das Gitter schwingen und auf sie zueilen.

Nur einen leisen Schrei stieß sie aus, sie war nicht schreckhaft, und das Pochen ihres Herzens sagte ihr wie in einer plötzlichen Offenbarung, noch ehe sie ihn erkannt hatte, wer der kühne Eindringling sei.

Gerhard verleugnete auch in dieser halb romantischen, halb komischen Lage die Ruhe und Sicherheit seines Auftretens, die Gewandtheit des Weltmannes nicht.

„Herr Dorneck," hatte ihm Agnes bebend entgegengerufen, am liebsten wäre sie ihm um den Hals gefallen — weiter aber ließ er sie nicht kommen.

„Ich muß Sie zuerst um Verzeihung bitten, mein gnädiges Fräulein, Sie in dieser Weise überfallen zu haben," sagte er. „Ich könnte meine Thorheit, wenn Sie ihr keinen ärgeren Namen geben wollen, mit dem magischen Reiz der Mondnacht, mit Ihrem holden Gesange entschuldigen, allein ich bin Ihnen Wahrheit schuldig. Schon eine geraume Weile erwarte ich Sie vor jenem Gitter, ich hatte die Ahnung, daß Sie noch in den Garten hinabsteigen würden — vielleicht nur, weil ich mit überwältigender Macht die Nothwendigkeit empfand, Sie noch heute zu sprechen."

In vollen Zügen athmete Agnes die Luft eines romantischen Abenteuers, den Duft einer ersten Liebeserklärung ein. Dennoch fragte sie in der unbewußt naiven Schelmerei ihres Alters:

„Hatte dies Aussprechen nicht bis morgen Zeit, Herr Dorneck?"

„Dies ist zugleich ein Spott und ein Vorwurf, mein Fräulein — aber wenn Sie mich nur anhören wollen, ertrage ich beide gern. Wohl ist Ihre Frau Mutter so gütig gewesen —"

„Sie hat mit mir von Ihrem Besuche gesprochen," unterbrach ihn Agnes, der es heiß und schwül um Brust und Stirn wurde, „und wenn ich Ihnen diese seltsame Unterredung gestatte, Herr Dorneck, statt Sie zu bitten, in das Haus zu treten, so geschieht es nur —"

„Weil Sie mein Gefühl theilen, daß wir uns etwas zu sagen haben könnten, was besser zwischen uns allein als in der Gegenwart auch der gütigsten Mutter gesagt wird. Schon in wenigen Tagen wollen Sie verreisen — wie werden Sie zu uns zurückkehren?"

„In derselben Gesinnung, wie ich von hier fortgehe, vielleicht nur noch lustiger und übermüthiger! Sie machen ein so verdrießliches Gesicht, als gönnten Sie mir das Vergnügen nicht."

„Ich kann mich nicht freuen, wenn die

Sonne eines schönen Tages untergeht. In meinem beschwerlichen und arbeitsvollen Leben war es mir ein unbeschreiblich wohlthuendes Gefühl, eine Art süßester Ausgleichung, Sie in meiner unmittelbaren Nähe zu wissen, Tag um Tag mit Ihnen verkehren zu können. Die Mühen des Tages erschienen mir leichter, weil mir am Abend Ihr Gesicht wie ein Stern aufging, weil durch all' die schweren Stunden etwas von der Melodie zog und klang, die Sie mir zum Abschied auf dem Clavier gespielt. Das Alles büße ich nun ein, auf lange Zeit — wer weiß, ob nicht auf immer!"

„Nein, nicht für immer," rief sie in sich vergessender Neigung, „ich verspreche es Ihnen."

„Wie danke ich Ihnen für dies Wort! Leider vermag ich Ihren Glauben nicht zu theilen. Unser Herz ist von Zufällen, von Eindrücken und Stimmungen abhängig, die es oft wider unseren Willen umwandeln und Empfindungen, welche wir für die tiefsten unseres Wesens gehalten, in ihr Gegentheil verkehren. Niemand ist seiner Liebe oder seines Hasses Herr."

„O!" erwiederte sie mit Augen, in denen das Feuer einer schöneren Ueberzeugung glühte, „ich werde meinem Herzen treu bleiben, kein Sturm soll meine Neigung entwurzeln!"

Wie ein kluger Spieler, der seinen Plan vorher berechnet hat und auf alle Züge des Gegners gefaßt und vorbereitet ist, war Gerhard gekommen. Bevor sie abreiste, mußte er sich der Liebe des jungen Mädchens versichern. Dieser Abend, dieses letzte Gespräch mußte sich ihrer Seele und ihrer Phantasie eben so unverlöschlich einprägen wie die Mondnacht in den Ruinen des römischen Amphitheaters. Gerade das, was Frau Marianne ersonnen, um die Keime der Liebe in dem Gemüth der Tochter zu ersticken, die Abreise, sollte ihn zum Ziele führen. Wenn Agnes das Haus verläßt, hatte er sich gelobt, wird sie es nur als meine Verlobte verlassen. Muße genug hatte er gehabt, so lange er sie erwartete, seine Fragen, seine Reden und Betheuerungen zu einem kunstgerechten Ganzen zu verschlingen, und seine Kälte hatte ihn bisher unterstützt, beinahe dieselben Worte zu äußern, die er Stunden lang wie ein auswendig zu lernendes Thema in seinem Kopfe hin- und hergewälzt. Jetzt ergriff ihn unwillkürlich der Gefühlsausbruch, die Schönheit Agnesens — in der Monddämmerung, in der Stille des lauschigen Gartens, in der Verklärung, welche die erhöhte Stimmung ihres Wesens um sie wob, erschien sie ihm idealer und begehrenswerther als je vorher, neben der reichen Erbin trat zum ersten Male für ihn auch die liebliche Gestalt des Mädchens in ihre Rechte.

„Agnes, liebe Agnes!" rief er und ergriff ihre Hand, um sie mit Küssen zu bedecken.

Eine kurze Frist war das junge Mädchen wie willenlos, sprachlos — dann aber entzog sie ihm hastig ihre Rechte und sagte, einen Schritt zurücktretend:

„Was thun Sie! Was haben Sie gesagt!"

„Nun ist das Geheimniß heraus! Wenn es Ihnen noch ein Geheimniß war! Ich liebe Sie, Agnes; ich konnte Sie nicht scheiden sehen, ohne Ihnen dies Geständniß zu machen. Ich erwarte in diesem Augenblick, ich verdiene wegen meines Ueberfalls keine Antwort von Ihnen. Nur daß Sie in der Ferne zuweilen eines treuen Herzens gedenken, das Sie zärtlich liebt; daß Sie mich nicht ganz wie einen der Schatten vergessen, deren so viele in Ihrem reichen Leben auftauchen und versinken. Ihre Frau Mutter betrachtet mich nicht mit günstigem Auge —"

„Meine Mutter! Sagen Sie nichts gegen meine Mutter!" Und Agnes erhob halb bittend, halb abwehrend ihre Hand.

„Wollen Sie es der Liebe, einer unerwiederten, zweifelnden, ängstlichen Liebe, die gegenüber so mächtigen Hindernissen nur eine schwache Hoffnung hat, ihr Ziel zu erreichen, verargen, wenn sie furchtsam überall Gefahren erblickt? Wenn sie sich von dem Argwohn nicht befreien kann, daß Ihre plötzliche Reise ein Mittel sein soll, mich ganz aus Ihrem Gedächtniß zu entfernen?“

„Reden Sie nicht weiter, Herr Dorneck,“ unterbrach ihn Agnes und schlug die Hände über das Gesicht. „Sie martern mich. Ihr Verdacht gegen meine Mutter ist unwürdig —“

„Und noch unwürdiger ist das Benehmen des Herrn Dorneck gegen dich, mein Kind,“ sagte da die klare, kalte, ruhige Stimme der Mutter. Frau Marianne stand hinter ihnen. Ueberrascht von dem langen Ausbleiben der Tochter, von dem plötzlichen Abbrechen ihres Gesanges, war die Mutter in den Garten gegangen und hatte den letzten Theil der Unterredung der Beiden ohne ihren Willen belauscht. Mit einem lauten Schrei des Erschreckens und der Scham warf sich Agnes an ihren Hals und verbarg das Gesicht an ihrer Schulter. Zornbebend, die Zähne zusammenpressend, in dem Bewußtsein der kläglichen Rolle, die er jetzt durch die Ungunst des Zufalls der stolzen Frau gegenüber spielte, stand Dorneck. „Ja, unwürdig, mein Herr,“ fuhr Marianne fort; „da Sie freien Zutritt in mein Haus und zu meiner Tochter hatten, durfte ich wohl von Ihrer Ritterlichkeit erwarten, daß Sie einen anderen Ort und eine andere Stunde zu Ihrer Erklärung gewählt.“ Und da es ihr schien, als wollte Gerhard eine Entschuldigung stammeln, unterbrach sie ihn hart: „Ich wünsche keine Auseinandersetzung — nicht jetzt, nicht in Gegenwart des Kindes.“ Eben führte ein Geschäft den Hausdiener, der vor Einbruch der Nacht die Runde durch den Garten machte, in einiger Entfernung vorüber. „Gute Nacht, Herr Dorneck,“ erhob Frau Marianne ihre Stimme. „Wilhelm, du kannst dem Herrn Doctor die kleine Pforte öffnen.“

„Gute Nacht, gnädige Frau,“ entgegnete Gerhard. Er durfte sich vor dem Diener nicht verrathen.

Nun stand er draußen vor dem Gitter. Längst hatte der Pförtner die Thür wieder geschlossen und sich nach dem Hause zurückbegeben. Gerhard stand noch immer wie regungslos, den Hut krampfhaft in der Hand — er hatte vergessen, als er Frau Marianne gute Nacht! gewünscht, ihn wieder aufzusetzen. Der Widerschein des Mondes lag voll auf dem Wege zu seinen Füßen, drüben blitzte er auf der stillen Oberfläche des Canals. Lautlos war Alles umher, in ihrer Unnahbarkeit und Gleichgültigkeit leuchteten die Sterne vom Himmel. Eine Sternschnuppe kann nicht schneller hinunterschießen und nicht plötzlicher erlöschen als deine Hoffnung, fuhr es durch Gerhard's Sinn. So nahe dem Ziel — und jetzt weit weg verschlagen. Wie er diese Frau haßte! Daß sie seine Pläne durchkreuzte, hätte er ihr verzeihen können, aber nicht, daß sie ihn demüthigte. Vor den Augen ihrer Tochter, in seinen eigenen. So eingebildet war er auf die Ueberlegenheit gewesen, mit der er sich bisher noch allen Vorfällen und Verwicklungen des Lebens gewachsen gezeigt, daß er seine Niederlage nur um so schmerzlicher empfand. Ein heiseres Gelächter riß ihn endlich aus seiner Unbeweglichkeit, zusammenfahrend schaute er mit wildem Blick um sich. Es wäre ihm eine Erleichterung gewesen, Jemand zu finden, an dem er seinen Ingrimm hätte loslassen können, in seiner Leidenschaft hätte er sich in einen Streit auf Tod und Leben stürzen mögen. Langsam löste sich von dem alten Weidenbaum, der jenseits am Wasser mit knor-

rigen niederhängenden Aesten stand, eine Gestalt, die bisher in dem tiefen Schatten wie verwachsen mit ihm erschienen war.

Jeder that dem Anderen einen Schritt näher. „Welcher Dämon führt Sie mir entgegen, Herr Gordon?“ rief Gerhard zornig. „Sind Sie mein Wächter? Warum schleichen Sie mir nach?“

„Sie sind barhaupt, werthester Doctor!“ kicherte boshaft Gordon. „Setzen Sie den Hut auf und lassen Sie uns wie gesittete Menschen den Ort verlassen. Ich habe zwar nichts von Ihrer interessanten Unterredung gehört, aber ich habe von meinem Standpunkt aus Alles angesehen — Sie standen im Mondlicht wie auf einer Bühne — und ziehe meinen Schluß.“

„Aber Sie haben mir noch immer nicht meine Frage beantwortet, Herr Gordon, warum Sie sich so hartnäckig an meine Fersen heften?“

„Ich habe dieselbe Theilnahme für jenes Haus dort drüben wie Sie und wollte den Garten einmal im Mondschein sehen. Daß Sie vor mir auf dem Platze sein würden, wußte ich nicht.“

„Hoffen Sie nicht, mir mit solchen Auskünften zu entkommen.“

Er machte eine so heftige Bewegung, daß Gordon seine langen Arme gleichsam hülfesuchend gen Himmel streckte: „Ueber den Tollkopf! Nicht zufrieden, daß er sich mit der Mutter überworfen hat, will er auch noch den Vater beleidigen!“

Den Vater! Gerhard starrte den wunderlichen Mann an, wie einen, der aus dem Grabe oder aus einer anderen Welt gekommen, mit einer seltsamen, unglaublichen Offenbarung. An den Irrsinn Gordon's mochte er nicht länger glauben.

„Jetzt,“ sagte der Wollwaarenhändler aus London und ließ seine Arme wieder niedersinken, „jetzt sind Sie mit Ihrem Latein zu Ende, Verehrter. Die Philosophie steht vor einer Thatsache, die nicht da sein sollte, aber nun doch einmal da ist. Hart, knorrig, unumstößlich — geben Sie nur Acht, daß Sie sich nicht den Kopf daran stoßen.“

Darüber hatte Gerhard Zeit gehabt, sich von seinem Erstaunen zu sammeln und eine gewisse Ruhe zu erkünsteln. Wenn er in seinem Geiste freilich diese hagere Gestalt mit dem unschönen Gesicht, den eckigen Bewegungen neben die classische Schönheit und Haltung Frau Mariannens stellte, das Sonderlingswesen Gordon's in seiner Mischung von Philisterhaftigkeit und Tollheit mit ihrer sich immer gleich bleibenden Ruhe und vornehmen Sicherheit verglich, wollte ihn die Behauptung des Alten doch wieder wie ein Fiebertraum bedünken. Aber er hütete sich wohl, seinen Zweifeln Ausdruck zu geben.

„Sie müssen es am besten wissen, Herr Gordon,“ meinte er, „in welchem Verhältniß Sie zu Frau Anker und ihrer Tochter stehen, doch werden Sie mir darin nicht widersprechen, daß für uns Andere dies Verhältniß keineswegs so greifbar vorhanden ist, wie Sie anzunehmen scheinen. Zugegeben, daß Ihr Name auf einer Seite im Lebensbuche jener Dame stand — aber das Blatt ist ausgerissen. Sie kennen die Geschichte, die in englischen Romanen eine so große Rolle spielt, von dem Blatt, das aus dem Kirchenbuche gerissen — und das ist doch noch ein amtliches Actenstück.“

„Und das Blatt, auf dem meine Geschichte steht —“

„Wog offenbar viel leichter. Der Wind hat es verweht.“

„Nicht ganz, mein Herr Doctor. Hier“ — und er schlug an seine Brusttasche — „habe ich einen Brief der Frau Anker, der mich zu einer Unterredung mit ihr auffordert.“

„Und Sie erhielten diesen Brief?“

„Vor etwa einer Stunde, gerade als

ich aus dem Gasthause trat, von einem ihrer Diener."

Kaum hatte ich sie also verlassen, hat sie an ihn geschrieben! dachte Gerhard. Welche Entschlossenheit hat diese Frau! „Und wann will man Ihnen diese Unterredung gewähren?" fragte er.

„Am Donnerstag."

„Ach!" rief Gerhard. „Nehmen Sie den Hut ab, Mr Gordon. Diese Frau verdient es. Wenn Sie am Donnerstag zur Besuchsstunde in das Haus dort drüben eintreten, wird das Nest leer sein. Das Fräulein reist in der Nacht vorher ab — nach dem Rhein, auf unbestimmte Zeit — wer weiß, wohin! Reichen wir uns die Hände als Unglücksgenossen, Frau Marianne hat uns Beide aus dem Felde geschlagen."

„Oho!" brauste Gordon auf. „Das ist wieder eine von ihren dämonischen Listen. Aber ich will hinüber, diesen Augenblick, in Gegenwart ihres Kindes werde ich —"

„Sie werden nichts thun, Herr Gordon, am wenigsten eine Scene aufführen, die Sie den unangenehmsten Folgen aussetzen würde. Frau Anker würde ihr Hausrecht gebrauchen und ich vermuthe, daß Sie trotz Ihrer früheren Beziehungen den Kürzeren zögen. Die Polizei ist leider eine ganz andere Macht mit anderen Grundsätzen als die poetische Gerechtigkeit."

„Einen Weg zur Rache muß es doch geben!" schrie Gordon mit geballter Faust nach dem Hause zurückdrohend, das nun schon weit hinter ihnen lag.

„Ich hoffe es auch," betonte Gerhard.

„Sie hassen diese Frau?"

„Wenigstens habe ich keine Ursache, sie zu lieben."

„Sie ist ein Dämon — kalt, herzlos, aber unwiderstehlich. Sie hat mein Leben zerstört" — und er schlug sich gegen die Stirn. „Da kommen sie wieder herauf, die schrecklichen Gedanken, die wüsten Geschichten — hätten Sie Lust, dies Weib kennen zu lernen?"

„Wenn Sie mir vertrauen wollen —"

„Sie sind mein Verbündeter, Sie sollen Alles wissen. Himmel und Erde! Wenn Sie mich auch nachher einen Lumpen schelten — dies Weib hat mich dazu gemacht."

Wie gewöhnlich nach einem solchen Ausbruch der Leidenschaft, versank er in ein tiefes Schweigen, nur hin und wieder verkündeten heisere unverständliche Worte, die sich mühsam aus seinem Innern hervorarbeiteten, ein schmerzliches Stöhnen, das sich seiner Brust entrang, die Qual und den Tumult in seinem Gehirn. Alte, verjährte, vergessene Erinnerungen waren in ihm aufgewacht, unter seinem Schädel tobte der Sturm. Wie ein Trunkener wäre er hin und her taumelnd in die Irre gegangen, hätte ihn nicht Gerhard mit sicherem Arm gestützt und geleitet. Allmälig beruhigte er sich; die Stille und Einsamkeit umher, die nur selten das Rollen eines Wagens unterbrach, wirkte wohlthätig auf ihn ein; als sie das Gasthaus erreicht, hatte er sein Gleichgewicht wieder gewonnen.

„Sie wollen mir also Gesellschaft leisten und die Litanei eines verpfuschten Lebens mit anhören," sagte er, die Treppe nach seinem Zimmer hinaufgehend. „Sich bei lebendigem Leibe seciren — wenn es noch etwas nützte! Wenn Einer an dem Elend des Anderen klug werden könnte! Aber die Bosheit und der Hochmuth, die in uns stecken, lassen uns über den dummen Kerl lachen, der in die Falle gerathen. Wären wir in seiner Lage gewesen — und so setzt sich die uralte Teufelei der Welt ins Unendliche fort und braucht nicht einmal eine neue Maske vorzunehmen, um Narren und Weise zu betrügen."

Für Gerhard's Ungeduld dauerte es eine peinliche Frist, ehe Gordon in seiner

abspringenden Weise, indem er bald dem Diener Aufträge gab, bald sich in satirische Betrachtungen verlor, zu dem Beginn seiner Geschichte kam. Er hatte nur eine Lampe anzünden lassen. „Die Geschichte hört sich besser im Dunkeln an!“ meinte er und ging unruhig hin und her, während Gerhard, nachdem er ein Glas Wein getrunken, sich eine Cigarre angesteckt und in einem Lehnstuhl ausgestreckt hatte. Die dunkelrothen Tapeten des Zimmers sogen das Licht der Lampe beinahe ganz auf, nur zuweilen, wenn Gordon an dem Tisch vorüberging, wurde sein scharfgeschnittenes Gesicht eigenthümlich beleuchtet.

„Vor fünfundzwanzig Jahren,“ fing er an — „haben Sie jemals von dem berühmten Violinisten Baldur gehört?“

„Niemals.“

„Freilich — vor fünfundzwanzig Jahren! Sie lieben auch die Musik nicht?“

„Die Musik wohl, aber nicht die Virtuosen.“

„Meinetwegen! Sie sind Charlatane wie die Aerzte, Hexenmeister — nun, damals hieß ich Edgar Baldur und war ein Mann, der sich sehen lassen konnte. Mein Vater war ein wohlhabender deutscher Kaufmann in Bremen, meine Mutter eine Schottin, eine Gordon. Ich wurde, da ich von frühauf Talent zur Musik bewies, einer Laune meiner Mutter zu Liebe, zum Künstler erzogen. Ich war ein Wunderkind, und als ich herangewachsen war, hielt ich mich für ein Genie. Es ist lächerlich und trübselig zugleich, wenn ein verfallener Mensch, eine von den vielen Millionen Nullen, die durch das Leben wandern, von seinen ehemaligen Triumphen faselt. Wie ein altes Weib, das einen halb zerborstenen Topf mit dem Finger beklopft! Aber ich feierte Triumphe in allen Hauptstädten Europa's. Die Weiber waren vernarrt in mich, die Männer nannten mich den König der Geiger. Oft glaubte ich selbst, ein moderner Orpheus zu sein, der mit den Klängen seiner Violine die Welt und die Menschen bezaubern könnte, so thörichte Huldigungen brachte man mir dar. Verrückt — sagen Sie in sich hinein, und Sie mögen Recht haben. Aber wenn ich ein Adagio spielte — holla, wo ist meine Geige?“ Und er lief nach einem Ecktische, auf dem in einem Polisanderkasten seine Violine lag. Als er jedoch das Schloß öffnen wollte, besann er sich wieder: „Sie würden es doch nicht verstehen!“ meinte er achselzuckend.

„Wenigstens würde ich Ihr Spiel nicht würdigen können.“

Gordon machte erst zweimal seinen Gang durch die ganze Länge des Zimmers, ehe er fortfuhr: „In jener Zeit, auf der Höhe meines Ruhmes, spielte ich in Hamburg. Einige Liedercompositionen hatten mir auch als schöpferischem Musiker einen Ruf verschafft. Es schien mir ein Kinderspiel, Schubert und Mendelssohn auszustechen und mich neben Beethoven in Königseinsamkeit niederzusetzen. Man ist nicht ungestraft jung und berühmt. Ich bin wohl niemals ein schöner Mann gewesen, aber ich galt allgemein für einen unwiderstehlichen Zauberer. Sie mit Ihrem kalten Kopf und Ihrem skeptischen Lächeln können sich die romantisch-genialische Atmosphäre in der Mitte der vierziger Jahre nicht vorstellen — ich selber habe nachher in meinen Arbeitsjahren oft genug gedacht, daß wir Alle damals von einem bacchantischen Taumel erfaßt gewesen seien. Weltschmerz und Genußsucht, das stärkste und heftigste Betonen des Ichs und die Sehnsucht, sich ins All zu verflüchtigen, ein unendliches Erfülltsein von dem ewig Weiblichen und ein tolles Rasen aus dem Arm der Einen an die Brust der Anderen. Ihr seid ein anderes Geschlecht, hart, trocken.“

„Weil wir wissen, daß Welt und Leben

keine süße Frucht sind," entgegnete Gerhard ein wenig ungeduldig. „Die Thatsache, Herr Gordon — wir sind kein Geschlecht für die ewige Melodie."

„In Hamburg lernte ich Marianne kennen, oder sie mich. Von dem Augenblick, wo ich sie zum ersten Male in einem Concerte dicht vor mir gesehen, unsere Augen sich begegneten und mein Bogen sich auf den Saiten verwirrte, wußten wir Beide es, daß wir von Anbeginn der Schöpfung für einander geschaffen seien. Sie soll noch jetzt eine sehr schöne Frau sein —"

„Sehr schön, eine idealische Erscheinung," bestätigte Gerhard.

„Urtheilen Sie, was sie vor fünfundzwanzig Jahren war. Ein lebendig gewordenes Marmorbild von Praxiteles, eine vom Himmel gestiegene Göttin — mehr als das, ein Ideal, das für einen Künstler, das für mich bestimmte Weib, in dessen Besitz ich Götterlust genießen und Unsterbliches schaffen würde. Ich erlasse Ihnen die Schilderung meiner Leidenschaft — ich sage Ihnen nur, sie wurde getheilt. Niemals sind zwei glühendere Seelen in einander geflossen. Aber unserer Verbindung setzten sich die stärksten Hindernisse entgegen. Marianne war eine Kaufmannstochter; der Vater hielt einen Virtuosen für den Zwillingsbruder eines Vagabunden. Mich sah er nun mit besonders scheelen und zweifelhaften Blicken an, da ich aus einer anständigen Familie stammte und ohne Noth zur Violine gegriffen hatte. Meine Bitte um die Hand seiner Tochter wies er schnöde zurück; die Hand habe er schon vergeben, als Künstler möge ich mich mit dem Herzen begnügen, wenn ich dies besitzen sollte. Einen Tag darauf traf ein reicher Kaufmann aus der Hauptstadt ein, Anker mit Namen, und wurde Mariannen als ihr Bräutigam vorgestellt. Was nun Alles, des Thörichten, Ueberspannten und Unsinnigen, von uns geschah, übergehe ich — eines Morgens erwachten wir Beide, glücklich dem väterlichen Zwange entronnen, in London. Wir wurden Mann und Frau."

„Da bin ich neugierig, welche Rolle mein Oheim in dieser romantischen Geschichte eigentlich gespielt hat," sagte Gerhard und blies den Rauch seiner Cigarre dichter um sich. „Denn ein Phantast war der gute Onkel gar nicht."

„Ein kalter, rechnender Bösewicht war er!" schrie Gordon. „Ein Heuchler der schlimmsten Art! Ein Seelenmörder, einer, der seine Unthat ohne Gift und Dolch vollführt."

„Lassen Sie den Todten in Ruh," unterbrach ihn Gerhard ernst. „Erzählen Sie lieber, was er Ihnen that."

„Was er mir gethan?" Mit einem Ton zwischen Schluchzen und Zähneknirschen sank Gordon in einen Sessel. Bald stöhnte er wie ein verwundetes wildes Thier, bald wimmerte er wie ein krankes Kind. Er schlug sich an die Brust und raufte sein Haar. Mit dem Blick des Arztes beobachtete Gerhard unbeweglich auf seinem Stuhl das Steigen und Fallen des Ausbruchs. „Was er mir gethan!" wiederholte der Alte. „Er hat mir mein Weib gestohlen, er hat mich zu einem Lumpen gemacht, er hat mir die Geige aus der Hand geschlagen — aus dem Jünger Apollo's ist ein Schurke, ein Krämer, ein Verrückter geworden! Wirklich?" unterbrach er sich selbst mit einem höhnischen kurzen Lachen. „Spielst du wieder die verfluchte Komödie mit dir selber? Wie die Buhlerin mit Gott und ihrem Gebetbuch? Die Anderen tragen die ganze Schuld — und was bist du denn? Rameau's Neffe: ein verkanntes Musikgenie, ein Strolch, ein Bettler —" er war aufgesprungen, an den Tisch geeilt und hatte sich ein Glas Wein eingeschenkt.

„Nicht mit einem Zuge!" sagte war-

nend Gerhard mit seiner kalten Stimme. Wie ein schneidiges Messer schnitt sie die Ausrufe Gordon's ab. Eine Pause trat ein. Gordon schien sich auf sich selbst zu besinnen. „Ich hatte ganz vergessen, lieber Doctor," meinte er abgebrochen, „daß ich nicht allein bin und daß Sie eine Geschichte von mir erwarten."

„Die Sie aber doch tiefer aufregt und härter prüft, als ich vermuthen konnte. Wollen wir nicht abbrechen?"

„Glauben Sie, daß ich diese Nacht Ruhe finden werde, auch wenn Sie gehen? Bleiben Sie! Wenn man zwanzig Jahre geschwiegen, muß man Einem beichten, dem Priester, dem Richter oder dem Arzt. Denn auf ihrer einen zeigt der Wegweiser eines jeden Lebens."

Wieder ging er der Länge nach durch das Gemach, aber es war, als versagten ihm die Füße den Dienst und er setzte sich dem Arzte gegenüber, nur seine hastigen, heftigen Handbewegungen zeugten von dem noch nicht beschwichtigten Sturm in seinem Innern.

„In den ersten Monaten unserer Ehe," fuhr Gordon fort, „schien uns ein guter Stern zu leuchten. Wir liebten einander zärtlich, leidenschaftlich, wir bauten die herrlichsten Luftschlösser. Im Besitz eines solchen Weibes, von ihrer Begeisterung getragen, mit meinem Talent erhob ich mich im Geiste zu den erhabensten Höhen des Parnasses. Zuweilen kam ich mir in meiner Narrheit wie der Apollogott Raphael's auf dem berühmten Bilde vor. Symphonien, Opern — was weiß ich? klangen melodisch in den Frühlingsnächten an meinem Ohr vorüber. Wenn nur solche Töne, solche Geisterstimmen festzuhalten wären! Aber sobald es zum Niederschreiben kam, erlahmte die Kraft. Wir führten ein Wanderleben, von London waren wir nach Paris, von Paris nach Venedig gegangen. Sorglos, in den Tag hineinlebend, mit künstlerischem Leichtsinn und Frohmuth. Schon hier stiegen ab und zu einige Schatten an unserem Liebeshimmel auf. Marianne vermochte sich wohl in einer Stunde der Leidenschaft über alle Rücksichten und aus der Alltagsgewohnheit des Daseins zu erheben, sie war entschlossen und muthig, wenn es etwas Großes galt — aber sie war keine feurige, keine poetische Natur. Ein Leben ohne regelrechten Wochenabschluß, ohne Erwägung des Soll und Haben dünkte sie unleidlich. Wie sie es von ihrem Vater, ihren Vettern gewohnt war, verlangte sie auch von ihrem Manne eine tägliche Arbeit, ein zu erfüllendes Pensum. Als ob sich der Genius befehligen, als ob sich die Muse herbeirufen ließe! Nein, entgegnete sie in ihrer ruhig klaren Weise auf solche Klagen und Stoßseufzer meines Unmuths, der Genius freilich kommt ungerufen, aber wo giebt es eine Kunst, die nicht eine beständige Uebung erforderte? Niemand erwartet, daß ein Künstler immer Unsterbliches schafft. Uebe neue Stücke auf deiner Violine ein; componire die kleinsten, die leichtesten Lieder — nur sei thätig! Habe an jedem Abend ein Tagewerk vollendet, das wenn nicht deine Kunst doch deinen Fleiß lobt. Und was dergleichen Weisheitssprüche der Mittelmäßigkeit mehr sind! Da sie das Leben ernst nahm, sollte ich es eben auch ernsthaft nehmen. Der Ausflug in das Reich der Ideale war ihr wie ein seltener Sonntagsspaziergang. Allmälig fing sie an, sich über die Zukunft Sorgen zu machen. Ganz unnöthige Sorgen! Ich hatte eine schöne Summe Geldes verdient; in meiner Geige und meinem Bogen besaß ich ein unerschöpfliches Capital. Warum sollte ich mit Pfennigen geizen? Und Marianne selbst, war sie nicht eine reiche Erbin? Ihr Vater hatte sich widerwillig in das Unvermeidliche ergeben; nach einigen Flüchen und Drohungen war er wieder in einen Briefwechsel mit der Tochter getreten; sie

bezog eine kleine Rente von ihm. Und in dieser Fülle des Glücks, der Jugend und Schönheit, unter italienischem Himmel, im Anblick des Meeres von der einsamen Düne des Lido aus, da hätte ich mich mit Zukunftsgedanken quälen und kleine Liederchen componiren sollen? Bei den Musen, ganz andere Pläne hatte ich im Kopf! Haha —" unterbrach er sich selbst. „Herrliche Pläne! Seifenblasen eines Stümpers! Mein Weib erkannte mich bald in der tiefsten Jämmerlichkeit meines Wesens. Ich sehe, ich fühle sie noch, diese durchbohrenden, ernsten Blicke, die sie auf mich richtete, wenn ich ihr von meinen Entwürfen vorphantasirte. ‚So beginne doch!' sagte sie. Ihre volle, tiefe Stimme hatte in solchen Augenblicken etwas Unheimliches für mich, wie der Klang einer Glocke, die einem armen Sünder zum letzten Gange läutet. Wir verbrachten das erste Jahr unserer Ehe in Italien; im Winter wollte ich eine Reise nach Rußland antreten, um Lorbeer und Gold unter den nordischen Barbaren zu ernten. Das Hin- und Herziehen von Stadt zu Stadt, das Gasthofsleben, der beständige Decorationswechsel waren nicht nach dem Geschmack Mariannens. Sie liebte es, behaglich zu genießen und den Genuß auszukosten. Mich trieb eine ewige Unruhe — die Unruhe des Aftergenius, der immer mit seiner Lage, seinen Plänen und Willensanwandlungen unzufrieden ist. An den Kunstschätzen, an den Ruinen fand ich keine Freude. Ich hatte weder Verständniß noch die nöthigen Kenntnisse dafür. Im Gegentheil, es ärgert mich, daß Marianne mit Wärme, mit Bewunderung von antiken Statuen, von Raphael's Bildern redete. So hat sie nie von dir gesprochen, sagte etwas in mir, und eine brennende Eifersucht erwachte in meiner Seele. Eine unerwartete Einladung zu einem großen Concerte nach Paris kam mir in dieser Stimmung um so gelegener, wir reisten ab. Nie war ich vor einem Concert so unsicher, so furchtsam gewesen, als an jenem Abend. Der glänzend erleuchtete Saal, die zahlreiche Versammlung, der Dunst und Schimmer, die mich verwirrten und sich wie ein Flor vor meinen Augen verdichteten, machten mir bang. Ich empfand eine Angst, als ob ich sterben sollte. Und richtig, es war auch mein Todestag! Mit Anstrengung aller meiner Kräfte spielte ich — vortrefflich, nach der Aussage der Leute; kann sein, war es doch mein Schwanengesang. Als ich zu Hause ankam, hatte ich das Nervenfieber. Marianne bewies sich in der langen Krankheit als die sorgsamste und unermüdlichste Krankenpflegerin, aber es war nicht mehr die Liebe, es war die Pflicht, die mich pflegte. Hätte sie mich sterben lassen, es wäre besser für uns Beide gewesen. So erhielt sie mich am Leben, zu meiner Qual und zu ihrem Unheil. Ich genas langsam; das Leiden hatte meine Gestalt verwandelt und meine geistige Kraft gebrochen. War ich schon vorher, in der Fülle des Glücks und der Jugend, zu einer musikalischen Schöpfung unfähig gewesen, so fühlte ich jetzt meine Talentlosigkeit tiefer und schmerzlicher als je. Jakob hat mit Jehovah gerungen, ich rang Tag und Nacht mit dem Dämon, der mir zuflüsterte: du mußt etwas Großes schaffen, du mußt! Und während ich mich von ihm zu befreien suchte und hin- und hersann, ein anderes Handwerk zu ergreifen, das besser für einen Stümper paßte, verstrickte er mich immer enger in seine Umarmungen. Wenn du nur willst, es wird dir gelingen! sagte er — sagte sie mit ihrem zugleich kalten und brennenden Blick. Ohne daß sie es aussprach, wußte ich es längst im Herzen, daß sie mich nicht mehr liebte, daß ich etwas Großes vollführen müsse, um auch nur den dürftigen Rest ihrer Neigung festzuhalten. Sie hatte in mir den genialen

Künstler, den schönen Mann geheirathet: sie kam sich wie entehrt vor, daß dieser Künstler sich nun als ein mittelmäßiger Musikant entpuppte und der Mann vor der Zeit ein Greis geworden war. Zur Hölle mit der Liebe! Zur Hölle mit der Ehe! schrie mein beleidigtes Gefühl. Bin ich schuld, daß sie einen Halbgott in mir vermuthet? Soll ich für ihren Irrthum büßen? Aber da ich sie noch liebte, da sie schöner als je war, zermarterte ich mein armes Gehirn mit Oratorien, Symphonien — mit musikalischen Gespenstern, die mich vollends um den Verstand brachten. Das ging drei, vier Monate so hin; wir waren in Paris stecken geblieben. Ihr gefiel die Stadt, zu ihren Eltern und ihrer Verwandtschaft wollte sie nicht zurück. Sie schämte sich, das Weib eines Krüppels zu sein. Eine Weile mochte sie sich mit der Hoffnung geschmeichelt haben, daß mein erloschenes Genie wieder aufflammen würde; ein und ein anderes Mal flackerte etwas wie der letzte Funke einer erlöschenden Zärtlichkeit in ihrem Verkehr mit mir auf — dann verglomm der Funke wie die Hoffnung. ‚Ich werde daran denken müssen, Arbeit für uns zu suchen,' sagte sie eines Morgens, ‚wovon sollen wir leben?' Ich fuhr empor, wie einer, den die Tarantel gestochen. ‚Du — arbeiten? Für mich! Besitzen wir nichts mehr?' ‚Du bist krank und es ist ungewiß, ob du jemals wieder deine Kunst mit Erfolg üben kannst. Dein Capital ist aufgezehrt. Ich liebe es, vorzusorgen, ehe wir am Abgrund stehen.' Und wie sie dies sagte, mit einem Ton, einem Blick, nicht heftig, zürnend, wie eine gekränkte und geängstigte Frau, sondern mit ihrer überlegenen Ruhe, die Stirn ein wenig zusammengezogen, das Auge hell und scharf, die Lippen von einem dämonischen Lächeln umspielt. Als lächelte sie ironisch und mitleidig über sich selbst, über die Täuschung ihres Herzens und ihrer Phantasie — als wollte sie sagen: und das ist nun Liebe! Vergebung, Ehestandsgeschichten sind immer peinlich und langweilig."

„Im Gegentheil; sie sind für jeden Pathologen von großem Interesse. Und in Ihrem Falle und für mich nun gar von entscheidender Bedeutung. Ich fürchte nur, wie gesagt, die Erzählung thut Ihnen wehe."

„Sie wird gleich lustig. Nur noch ein klein wenig Geduld. Von jenem Tage an wurde es unheimlich in unserer Häuslichkeit. Ein Gewitter braute in der Luft. Entschlossen, ohne mich weiter zu befragen, änderte Marianne herrisch die ganze Weise unseres Lebens. Wir bezogen eine kleine Wohnung in einem abgelegenen Viertel. Wie, weiß ich nicht, aber sie hatte sich bald Arbeit verschafft, sie stickte und nähte. Ihre Schönheit bezauberte die Menschen; alle Nachbarn bewunderten ihren Fleiß, ihre Tugend, ihre sich nie verleugnende kühle Freundlichkeit. Sie opfert sich für ihren kranken Mann auf, hieß es. Welch' eine Frau! Der Mann ist verrückt, ein verschrobener Musiker, häßlich, mürrisch, sie ist ein Engel! Und das hören müssen, täglich, in allen Tonarten, und sich dabei zu sagen: verfluchte Lüge! Die Leidenschaft dieses Weibes hat dich aus deiner ebenen Bahn gerissen, hat unerreichbare Wünsche in dir heraufbeschworen, hat deine Kraft in ihren Küssen verzehrt und, das Unmögliche von dir fordernd, dich wahnsinnig gemacht! Dennoch stachelte ihr Beispiel meine Trägheit an. Ich componirte einige Lieder, aber sie fanden keinen Anklang und verloren sich bald spurlos in der Fluth ähnlicher Erzeugnisse. Dann versuchte ich es mit Musikunterricht, um bald zu merken, daß ich nicht zu einem Lehrmeister geschaffen war. Mir fehlte die Geduld, das Phlegma, das immer wieder mit derselben Ruhe und derselben Beharrlichkeit zu einem Bogenstrich zurückkommt, bis er gelungen ist. Meine

Gedanken waren nicht bei meinen Schülern; unstät irrten sie umher in der freudlosen Weite der Welt. Aber wie auch Alles um mich wirbelte, zwei Punkte blieben fest und unverrückbar: mein Weib und unser Elend. Schlaflos wälzte ich mich in der Nacht auf meinem Lager, in der Morgenfrühe verließ ich das Haus und trieb mich in den Straßen, in den Schenken umher. Nothdürftig verdiente ich mein kümmerliches Leben; auf einer einsamen Bank im Luxembourggarten saß ich und weinte unmännliche Thränen. In den niedrigsten Tanzlocalen spielte ich den Arbeitern auf. Meine Wohnung gähnte mich an wie ein Grab und doch stieg ich jede Nacht schaudernd die fünf Treppen hinauf, um Marianne an ihrem Arbeitstisch hinter ihrer Lampe zu finden. Worte wurden nur noch selten zwischen uns gewechselt — welche Worte! Von dem Apollogott, der sie vor zwei Jahren begeistert, in dessen Arme sie sich trunken geworfen hatte, war ich zu einem schäbigen, nichtswürdigen Musikanten herabgesunken. Der ganze Dunst der Schenken wehte um mich. Einmal nach Mitternacht trat ich in die Stube: sie hörte meine Schritte nicht, ihre Augen waren ihr vor Müdigkeit zugefallen, sie schlief in ihrem Stuhl zurückgelehnt. Ueber ihr blasses, edles Gesicht glitt der matte Schimmer der Lampe. Nie hatte sie mehr einem marmornen Götterkopfe geglichen. Eine Wehmuth beschlich mich, die Erinnerung vergangener, glücklicher Tage. Mitten in meiner Jämmerlichkeit überkam es mich wie eine Ahnung, daß Alles zwischen uns wieder gut werden könnte, wenn — ja! was wühlte da Alles in meinem Kopf und meinem Herzen! ‚Marianne‘ — sagte ich mit dem sanftesten Ton und berührte ganz leise ihre Schulter. Weiter kam ich nicht, mit einem wilden Schrei war sie aufgesprungen und starrte mich an. Mir stockte das Blut in den Adern, das Wort in der Kehle. ‚Verlasse mich nicht,‘ sagte sie eisig, ‚sonst‘ — sie brauchte ihre Rede nicht zu vollenden. Ihre Augen sprachen deutlich genug. Wenn Blicke tödten könnten —“

Eine Pause trat ein. Gerhard hütete sich wohl, durch eine Frage oder eine Bemerkung die Erinnerungen Gordon's zu unterbrechen. Ihm flößte die Geschichte nur eine mäßige Theilnahme ein — es war der Alltagsverlauf einer Heirath aus Liebe, der größten Thorheit, die ein Mann begehen kann; und er wartete ungeduldig auf den Augenblick, wo sein Oheim in diesem Ehestandsjammer als Engel oder als Dämon erscheinen würde: das bildete für ihn den entscheidendsten Punkt des Ganzen, den Punkt, von dem aus er Agnes und ihr Vermögen zu erobern hoffte. Daher erschrak er nicht wenig, als Gordon ihn plötzlich fragte: „Kennen Sie ein kleines Buch Diderot's: der Neffe Rameau's?“ Er fürchtete eine unberechenbare Abschweifung.

„So von ungefähr. Handelt es sich nicht darin um einen Schmarotzer?“

„Ja, aber noch vielmehr um ein Genie, das kein Glück gehabt. Mir fiel das Buch damals in die Hände und ich las es mit Begierde. Ich erkannte mich selbst darin. Hätte mein Weib nur länger gelebt, ruft Rameau aus, ich hätte noch einen Generalpächter für sie gefunden. Unter dem hätte ich es nicht gethan. Sie wäre glücklich geworden und ich hätte Geld in Fülle gehabt. Geld wozu? Um ein neues Leben anzufangen. Verwünschte Welt, in der man Geld braucht, um gute Vorsätze auszuführen. In der Gegenwart, sagte ich mir, giebt es keine Generalpächter mehr, aber es giebt reiche Kaufleute, Männer, rund und voll wie eine Million.“

„Endlich!“ athmete Gerhard auf.

„Denn, nicht wahr, wer wollte mit einer Frau zusammenwohnen, in deren Augen

ein unheimlicher Vorsatz brütet? Seit jener Nacht hieß es zwischen mir und Mariannen: ich oder du! Wir befanden uns im Zustande der Nothwehr einander gegenüber. Die Verachtung, mit der sie mich zurückgestoßen, hatte mir das Blut vergiftet und empört. Nur vom Zufall schien es abzuhängen, ob eine Mordthat oder ein Selbstmord das unnatürliche Verhältniß lösen würde. So schleiche ich eines Morgens, im trüben Herstwetter, an den Häusern unserer Straße entlang, da stoße ich im Nebel auf einen Mann. Es war Anker. Unserem Hause gegenüber, unter einem Thorbogen, schien er schon eine geraume Zeit gewartet zu haben. Ob auf mich? ob auf Marianne? ich wußte es nicht. Wir maßen uns mit den Blicken; wie aber sein Blick, der Blick eines wohlgenährten, wohlhabenden, gut gekleideten Mannes, an meiner hageren Gestalt, meinem abgegriffenen Hut, meinem schäbigen Rock langsam hinunterglitt, mußte ich meine Augen seitwärts richten und konnte nur ein heiseres Hohngelächter aufschlagen, um nicht ganz vor mir zu versinken. ‚Guten Morgen, Herr Baldur,‘ sagte er nach dieser stummen Prüfung, ‚naßkaltes Wetter heut. Wollen wir zusammen frühstücken? Ich habe Ihnen viel zu erzählen.‘ Wirf dich zu Boden, edler Stolz des Genius, krieche im Staube wie ein ekles Gewürm — dachte ich und folgte ihm. Noch hatte ich weder Plan, Absicht — ja nur den Ansatz eines Gedankens — nur wie ein Unbestimmtes, Unbewußtes ging es mir durch den Sinn, daß dieser Mann mich aus dem Abgrunde heraufziehen könne — gerade wie ein Stürzender instinctmäßig nach einer Stütze tastet. Anker war nach seiner Aussage mit Mariannens Familie, auch nach der gescheiterten Verlobung, in Verbindung geblieben; der Vater hatte ihm die letzten Briefe der Tochter mitgetheilt, die, ohne eine bestimmte Thatsache hervorzuheben, Schlimmes befürchten ließen. Darauf hin war Anker rasch entschlossen nach Paris gereist. ‚Ohne Umschweife, Herr Baldur,‘ schloß er seine Erzählung, ‚ich bin gekommen, Sie zu retten. Ich verberge Ihnen nicht, daß ich noch immer großen Antheil an Ihrer Gattin nehme und zu Allem bereit bin, sie einem unwürdigen Schicksal zu entreißen. Es war eine Thorheit des Mädchens, mit Ihnen zu gehen; es war ein Unrecht von Ihnen, das Mädchen durch eine Heirath an sich zu fesseln. Aber das Geschehene ist nicht zu ändern. Wie leben Sie? Was macht Marianne? Welcher Summe bedürfen Sie?‘ Alles, was der Mann sagte, hatte Hand und Fuß, war klar, fest, praktisch. Wenn er geschlossen hätte — hier ist ein Strick, Baldur, hängen Sie sich auf — ich hätte es gethan, so zerknirscht war ich. Wie einen Kehrichthaufen hätte ich mich selbst anspeien mögen. Und dabei war es mir eine Lust, in diesem Kehricht meines verlorenen Lebens, meiner nichtswürdigen Stümperhaftigkeit herumzuwühlen, bald mit Wuthgeschrei, bald mit Thränen meine jammervolle Erzählung unterbrechend. ‚Sie sind in Noth gerathen, Herr Baldur — das kann Jedem widerfahren; es hat Mißverständnisse, Streitigkeiten zwischen Ihnen und Ihrer Frau gegeben — das kommt in jeder Ehe vor. Sprechen Sie sich mit ihr aus, entwerfen Sie gemeinschaftlich den Plan eines neuen Lebens.‘ ‚Wollen Sie nicht den Mittelsmann machen, Herr Anker?‘ unterbrach ich ihn. Wahrhaftig, ich hatte es nicht ironisch gemeint, ich fürchtete eine Auseinandersetzung mit Marianne und hätte, feige wie ich war, gern die Qual und Last auf andere Schultern gewälzt. Anker schloß seine grauen scharfen Augen eine Secunde, blinzelte mich dann wie verloren an und erwiederte: ‚Das ist kein Auftrag für einen Dritten. Ist einmal der Schatten eines Dritten in eine Ehe gefallen — es ist Ihre Angelegenheit,

Herr Baldur; so lange als möglich werde ich vermeiden, mit Ihrer Frau zusammenzutreffen.' So gingen wir an jenem Herbstvormittage auseinander. Hm, wie finden Sie die Handlungsweise Ihres Herrn Oheim?"

„Der Ton, in dem Sie mich fragen, läßt mich schon vermuthen, daß nach Ihrer Ansicht ein Schurkenstreich dahinter steckt. Urtheile ich aber nur nach dem Eindruck Ihrer Erzählung, so gebe ich meinem Herrn Oheim das Zeugniß eines verständigen und wohlwollenden Mannes, der sich leider in einem Punkte vergriff."

„Worin vergriff er sich?"

„Daß er sich Leuten aufdrängte, die ihn nicht gerufen hatten, und sich in Dinge mischte, die ihn nichts angingen."

„Haha! Die ihn nichts angingen! Sie griffen ihm nur zu sehr ans Herz und ins Leben. Warum kam er nach Paris, warum lauerte er mir auf? Weil er Marianne rasend liebte! Weil er sie mir entreißen wollte, wie er sie mir denn auch entrissen hat! Dank seiner teuflischen Verschlagenheit, Dank meiner Dummheit!"

„Aber wenn er Ihnen Geld anbot, warum nahmen Sie es nicht und gingen mit Ihrer Frau nach England, nach Amerika — was weiß ich! Sie waren doch der Herr Ihres Entschlusses."

„Aber nicht meines Weibes! Ich war in die Schlinge gefallen, die er mir gelegt. Während er im Schatten blieb, sollte ich vor Marianne hintreten und sagen: ich habe dich ins Elend gestürzt, ich bin ein Lump, aber da ist ein edler, großmüthiger Mann, der uns retten will, der mir und dir eine sorgenlose Zukunft anbietet — Verfluchte Erinnerung! sie treibt mir noch jetzt die Schamröthe in die Wangen. Als mich Anker verlassen, lief ich die Straßen auf und ab. Der feurige Wein, dessen ich mich längst entwöhnt hatte, war mir zu Kopf gestiegen, ich glich einem Berauschten. In dieser Minute schien es mir außerordentlich leicht, mich mit Mariannen auszusprechen, in der nächsten hatte ich die Empfindung, daß ich keinen Laut über die Zunge bringen würde. Schon im Voraus klebte sie mir am Gaumen fest, ein brennender Durst verzehrte mich. Ich trete in ein Weinhaus, ich trinke. Wie ich in die Tasche greife, um zu bezahlen, ziehe ich ein paar Goldstücke heraus. Hatte sie mir Anker heimlich zugeschoben, hatte ich sie schon als Abschlagssumme eingestrichen? Wetter — ich würde meine Frau an einen Generalpächter verkauft haben, gegen eine anständige Leibrente — grinst Rameau's Neffe aus mir heraus. Ein Betrunkener taumle ich endlich die Treppen zu meiner Wohnung herauf. ‚Lustig,' schreie ich ‚die Thür öffnend, ‚lustig, mein Täubchen, der Täuberich ist da!' Die Arme weit von sich gestreckt, wie um mich abzuwehren, steht Marianne. ‚Trunkenbold!' ruft sie mir zu. ‚Jeden Tag Champagner!' erwiedere ich. ‚Ein Millionär, ein alter Bekannter — mache dich schön, er will uns ein ewiges Fest geben.' — Sie hat mein Lallen verstanden. ‚Anker!' sagt sie zusammenfahrend und doch wie erlöst aufathmend, wie mit einem unterdrückten Jubel: ‚Endlich!' und sie schlägt die Hände über das Gesicht zusammen. Der Mensch ist ein merkwürdiges Geschöpf, Doctor. In der nächsten Secunde war ich nüchtern, so nüchtern, als hätte ich diesen ganzen Tag über nichts als Wasser getrunken. Daß sie nie einwilligen würde, mir nach Amerika zu folgen; daß sie im Stillen seit Wochen, seit Monaten auf Anker als auf ihren Retter und Befreier gehofft hatte und doch zu stolz war, ihn herbeizurufen, das war mir nun klar. Ich mußte aus ihrem Leben verschwinden, sollte sie ein neues beginnen. Am nächsten Tage berichtete ich Anker mein Mißgeschick. ‚Dann muß ich selbst mit Mariannen reden,' antwortete er. 'Und Sie werden Glück haben,

man erwartet Sie schon.' Er veränderte keine Miene in seinem glatten, ausdruckslosen Gesicht. Was die Beiden mit einander gesprochen haben, weiß ich nicht, und kann Ihnen auch nicht meinen Zustand schildern. Man behauptet, wenn das Beil der Guillotine uns den Kopf abschlägt, lebt der Kopf noch eine Weile für sich weiter, vom Rumpfe getrennt. Solch' ein Leben mag ich in jenen Tagen geführt haben."

„Und das Ende?" fragte ihn ungeduldig Gerhard, da er eine lange Pause machte.

„Errathen Sie es nicht? ‚Herr Baldur,' sagte mir eines Abends der Millionär, ‚es ist nun Alles in Ordnung. In den nächsten Tagen reist Frau Marianne zu ihren Eltern.' — ‚Unter Ihrem Schutz, Herr Anker?' — ‚Unter meinem Schutz, Herr Baldur.' — ‚Und ich?' — ‚Und Sie,' denk' ich, ‚steigen in einer Stunde auf den Eisenbahnzug, der nach Havre geht. Dort liegt ein deutsches Schiff vor Anker, die Elisabeth, Capitän Donald. Es geht übermorgen nach Melbourne in Australien. Ich habe ein Billet für Sie gelöst, hier ist es. Sie haben einen ganzen Tag für sich, um sich mit den nöthigen Reisekleidern und Gepäck in Havre zu versorgen. Sie sprechen Englisch.' — ‚Vortrefflich, und wollen Sie mir gütigst sagen, was ich drüben in Australien zu thun habe?' — ‚Was Sie wollen! Werden Sie Farmer, Schafzüchter, Kaufmann, setzen Sie Ihre Künstlerlaufbahn fort — wie es Ihnen beliebt, Herr Baldur. Hier ist Geld, hier sind Anweisungen — Alles in Allem fünftausend Pfund Sterling, doppelt so viel, als Sie besaßen, da Sie Frau Marianne heiratheten.' — ‚Und für dies Alles, für so große Wohlthaten, denn auf einen Schlag befreien Sie mich von der Sorge für meine Frau und machen mich reich, was habe ich zu thun?' — ‚Wenig, Herr Baldur; für uns, für Europa zu sterben.' — ‚Für immer?' — ‚Für immer. Denn es könnte geschehen, daß Frau Marianne sich wieder zu verheirathen wünschte.' — ‚Ah! Mit Ihnen?' — ‚Vielleicht.' — ‚Und bedarf es eines Todtenscheins?' — ‚Nicht nöthig. Wenn wir nach fünf Jahren nichts von Ihnen hören, sind Sie todt.' — ‚Ich danke Ihnen für die gütige Meinung, Herr Anker,' sagte ich und nahm das Geld. Speien Sie mir ins Gesicht!"

„Warum? In Ihrer Lage, mit Ihrem Charakter konnten Sie nicht wohl anders handeln."

„Konnte nicht —"

„Nein, Herr Gordon. Wenn Sie es gekonnt hätten, würden Sie längst durch einen Sprung in die Seine der Komödie ein Ende gemacht haben. Aber lassen wir die Beurtheilung Ihrer Handlungen. Die Menschen handeln wie sie nach dem Gesetz ihrer Natur handeln müssen, nicht wie sie wollen. Sagen Sie mir lieber, was weiter geschah."

„Hm," meinte der Alte und starrte wie abwesend an die Decke, während etwas Unbeschreibliches, wie ein boshaft freches Lächeln um seine Lippen spielte, „da fragen Sie mich zu viel, Verehrtester. Ich habe Frau Marianne und den ehrenwerthen Herrn Anker nicht wiedergesehen. Halten Sie mich für einen ganzen Lumpen? Das ist mein Unglück, ich bin nur ein halber. Meinem Versprechen gemäß reiste ich um ein Uhr Nachts nach Havre, bestieg die Elisabeth und hatte, die Seekrankheit abgerechnet, eine gute Ueberfahrt. Edgar Baldur ist gestorben — im indischen Ocean ertrunken. Mr. Gordon ist ein angesehener Kaufmann, der fünfzehn Jahre lang in Sidney Schafwolle kaufte und verkaufte und von Europa nichts erfuhr, als was der Courszettel und die Handelsberichte meldeten. Er hatte auf dem Schiffe sich vorgenommen, reich zu werden, und merkwürdiger Weise ist dieser Vorsatz zur Ausführung gekommen.

Es war also eine Irrung der Natur gewesen, daß er sich für einen Künstler gehalten, er war nichts als ein Wollhändler. Reich geworden, wurde er der Compagnon eines Londoner Hauses und trat, nach dem Tode des Chefs, für dessen unmündigen Sohn an die Spitze des Geschäfts. Darüber mußte er Australien verlassen und nach Europa zurückkehren. Jetzt hat er sich zur Ruhe gesetzt und hat das Vergnügen, Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit zu danken und herzlich gute Nacht zu wünschen."

Die Mienen, die Geberden des Alten ließen in dem jungen Arzt nicht einmal den Gedanken des Widerspruchs aufkommen; bei seinem überreizten Zustande konnte man nichts Besseres thun, als ihm unbedingt zu gehorchen. Mit einem Handdruck empfahl sich Gerhard, gebot draußen dem Diener, während der Nacht ein wachsames Auge auf den Herrn zu haben, und verließ nachdenklich, von einem unerklärlichen Schauer geschüttelt, das Haus. Er hat dir nicht Alles gesagt, dachte er, irgendwo verbirgt sich in der Geschichte noch die schlimmste That; kein Mensch spricht freiwillig das letzte Wort seines Lebens aus. Wie wäre bei alledem Agnes seine Tochter? Und wenn er in Australien verscholl, hatte da nicht Marianne das gesetzliche Recht erlangt, sich wieder zu verheirathen? Aber was ich erfahren, ist genug, um diese stolze Frau zu demüthigen. Es ist immer ein häßlicher Fleck auf ihrem weißen Kleide; sie wird mir nun schon erlauben müssen, weiter um Agnes zu werben. Wie reizend war sie doch, wie beredt sprachen ihre Augen — und fast wider seinen Willen drängte sich die zarte, schlanke Gestalt des leidenschaftlich trotzigen Mädchens in die ausgeklügelten, kalten Berechnungen seines Verstandes, sie verwirrend — ja zuletzt sie ganz auslöschend.

(Schluß folgt.)

Charles Dickens

und

das Genie des erzählenden Dichters.

Von

W. Dilthey.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870

Ueber die Natur der dichterischen Genialität ist in Deutschland, seitdem durch Baumgarten eine Wissenschaft der Aesthetik gegründet wurde, außerordentlich viel verhandelt worden; ist doch kaum ein Gegenstand von größerem Interesse für den Menschen als der geheimnißvolle Ursprung der höchsten Schöpfungen des menschlichen Geistes. Wie wir andächtig über Gletscher und Schnee hinweg uns der geheimnißvollen Werkstätte der Natur nähern, wo, von Wolken umgeben, von einem ewigen Niederschlag genährt, die mächtigen Ströme ihren Ursprung nehmen, welche unseren Continent durcheilen: so fühlen wir uns geheimnißvoll hingezogen zu den Ursprüngen jener höchsten geistigen Kräfte, welche der menschlichen Gesellschaft inmitten des rastlosen Wetteifers der Existenzen Anschauungen ihres Daseins, welche sie über sich selber erheben, gewähren. Das Problem der dichterischen Genialität wurde denn auch durch Kant als letzte und höchste Aufgabe der von ihm vollbrachten Analyse der ästhetischen Urtheilskraft behandelt, und es war kein Geringerer als Schiller, welcher diesen Theil der Untersuchungen Kant's fortführte. Indem Schiller von dem Gegensatz der naiven und sentimentalen Dichtung ausging, betrat er den Weg, aus der historischen Entwicklung der Dichtung die von Kant gegebene philosophische Auffassung zu bestätigen und zu erweitern. An den von ihm aufgestellten Gegensatz der naiven und sentimentalen Dichtung schloß sich der Versuch von Friedrich und August Wilhelm Schlegel, die Epochen der Poesie und den Gang ihrer Entwicklung festzustellen. Dieser Versuch und der von Winckelmann auf dem Gebiete der bildenden Künste waren die Anfänge der Philosophie der Geschichte unter uns. Sie blieben aber auch leitend

für alle Arbeiten über die Natur und das Wesen des dichterischen Vermögens, also für unsere Aesthetik.

Ein Inbegriff leitender Wahrheiten ist hierdurch für das Verständniß des dichterischen Vermögens festgestellt worden. Aber die Ergebnisse blieben unvollkommen durch den Mangel einer strengen Methode, durch die zu große Enge des Untersuchungsgebietes und durch die damalige Lage der allgemeinen Wissenschaft von psychischen Vorgängen, welche zu jener Zeit unter hemmenden Vorurtheilen armselig daniederlag. Das Glück dagegen, welches den Untersuchungen jener Zeit zu Theil ward, das nicht hoch genug angeschlagen werden kann, und das allen Untersuchungen dieser Art zu jener Zeit eine vornehme Größe giebt, lag in dem Zusammentreffen der analytischen Arbeiten Kant's und der Anschauung des Goethe'schen Genius, in welchem die ganze Natur der Dichtung wie in einer selbständigen und ganz umfassenden Offenbarung sich aufzuschließen schien. Schiller, Humboldt, Schelling, Schopenhauer empfingen von hier aus die wichtigen Aufschlüsse, welche ihre Arbeiten uns gewähren.

Heute ist den ästhetischen Untersuchungen eine strengere und mehr exacte Methode möglich geworden durch die Entwicklung von zwei Hülfsmitteln. Das eine von ihnen liegt in der Physiologie der Sinne, denn alle Kunst bedient sich sinnlicher Eindrücke nicht blos als gleichgültiger Zeichen für die Hervorrufung von Vorstellungen, sondern gerade die Natur dieser sinnlichen Mittel ist es, auf deren Benutzung ein großer Theil ihrer Wirkung beruht. Daher denn das Studium der Physiologie, insbesondere des Auges und des Ohres, die Grundlage jeder exacten Wissenschaft der Künste sein muß. Ein anderes mächtiges Hülfsmittel aber liegt für uns in dem umfassenden, vergleichenden Studium der Kunstwerke aller Zeiten und Völker, in welchem das Material für eine inductive Aesthetik liegt. Und zwar dieses Material erläutert durch alle Mittel historischer Kenntniß den Dichter selber. Es giebt Fälle, welche einen Thatbestand, der Gegenstand der Forschung ist, in besonderer Deutlichkeit zeigen. Solche Fälle haben für die Induction ein hervorragendes Gewicht. Ein solcher Fall ist der berühmte Brief von Mozart, welcher den Einblick in die Art seines Schaffens eröffnet. Ein solcher Fall ist das Gespräch Michel Angelo's mit Vittoria Colonna über die Malerei. Ein Fall geringerer Art waren die in dem Nachlaß von Otto Ludwig enthaltenen Selbstbekenntnisse. Für die Natur des erzählenden Dichters möchte es keinen gleich instructiven Fall geben, als derjenige ist, den die Mittheilungen über Dickens für uns bilden. In Dickens wirkt das Genie des erzählenden Dichters mit einer wunderbaren Ursprünglichkeit, so gut als gar nicht durch irgend eine andere mitwirkende geistige Richtung modificirt.

Es ist das Verdienst von John Forster,* das Material über Dickens in ruhiger Thatsächlichkeit mitgetheilt zu haben. Der Dichter selber hatte seine Biographie begonnen, doch ward diese dann in David Copperfield verarbeitet, und er hatte Forster dazu ausersehen, sein Leben zu schreiben. „Du kennst mich," schrieb er ihm, „in Bezug auf diesen Gegenstand besser, als ein anderer Mensch mich kennt oder mich je kennen wird." Diese vertrauteste persönliche Freundschaft machte Forster ungesucht und naturgemäß zu seinem Biographen, so Manches man auch in anderer Rücksicht an seinem werthvollen Werke vermissen mag.

I.

Das Leben von Dickens bis zu dem Punkte, an welchem er seines Berufes inne wurde, was in seinem 21. Lebensjahre geschah, ist bis zum Erscheinen des Buches von Forster in ein mysteriöses Dunkel gehüllt gewesen. Man wußte wohl in England, daß sein Roman David Copperfield zu einem großen Theil die Geschichte seines eigenen Lebens enthalte. Es gab Personen, welche den Knaben in einem Waarenhause am Strande in niedrigen Beschäftigungen gesehen hatten. Es gab andere, welche auf der Schule in Hampstead-Road dann in einer späteren Zeit neben ihm gesessen hatten. Und von der Zeit nach dieser, in welcher er in der Galerie der Berichterstatter des Parla-

* Charles Dickens' Leben. Von John Forster. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Althaus. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. 2 Bände. Berlin, R. v. Decker.

ments seinen Sitz hatte, sprach er selber später gern, indem er inmitten von Journalisten sich als einen langjährigen Collegen bezeichnete. Aber Niemand kannte ganz das Gewebe aus bitterster Noth, tiefen Demüthigungen und langsamem, willensstarkem Aufsteigen, welches diese Epoche seines Lebens bildet.

Und doch wird man bei ihr Auskunft über die Natur und Entwicklung seines genialen Vermögens suchen. Denn sofort, wie er auftrat, in seinen Londoner Skizzen und in seinen Pickwickiern, waren die am meisten hervorragenden Fähigkeiten des großen Erzählers vollkommen entwickelt.

Das stimmt auch mit seinen eigenen merkwürdigen Aeußerungen über die Zeit, in welche zurück er sein ganz wunderbares Vermögen der Auffassung von Charakteren und Begebenheiten zurückzuverfolgen vermochte. Er läßt sein Abbild im Copperfield noch Erinnerungen aus der Zeit haben, in welcher es begann, gehen zu lernen.

„Das ist," fügt er hinzu, „vielleicht Einbildung, obgleich ich glaube, daß das Gedächtniß der meisten Menschen weiter in die Kindheit zurückgehen kann, als man gewöhnlich glaubt; ebenso, wie ich glaube, daß die Beobachtungsgabe bei vielen Kindern in Schärfe und Genauigkeit ganz wunderbar ist. Ich glaube sogar, daß man von den meisten Erwachsenen, die in dieser Hinsicht stark sind, eher sagen könnte, sie hätten diese Fertigkeit verloren, als sie hätten sie erlangt, um so mehr, als diese Männer wenigstens eine gewisse Frische und Sanftmuth und eine Fähigkeit, sich über etwas zu freuen, besitzen, Eigenschaften, die sie ebenfalls aus der Kindheit behalten haben."

Dies bezog sich nur auf die Bewußtheit und deutliche Auffassung von Zuständen in einer außerordentlich frühen Zeit des Lebens und auf das Gedächtniß, welches ja nichts als die Folge der Lebendigkeit und Stärke von Eindrücken ist. Aus seinem zehnten oder elften Jahre aber haben wir ein höchst merkwürdiges Zeugniß von ihm selber für die damals schon vorhandene Tiefe und Sicherheit in seinen Schlüssen von wenn auch flüchtigen Eindrücken auf Charaktere, sowie von seinem außerordentlichen Interesse hieran, welches ja nur die andere Seite dieses Vermögens ist. Er beobachtet eine Scene im Gefängniß und bemerkt dazu — es ist das ein Fragment aus der von ihm begonnenen Selbstbiographie —:

„Was komisch und was pathetisch in dieser Scene war, bemerkte ich, wie ich aufrichtig glaube, in meiner Ecke damals eben so gut, als ich es jetzt bemerken würde, ob ich es nun zeigte oder nicht. Ich entwarf mir meinen eigenen kleinen Charakter und meine eigene Geschichte von einem Jeden, der seinen Namen auf das Stück Papier setzte. Ich könnte dies jetzt vielleicht mit mehr Naturwahrheit thun, aber nicht mit mehr Ernst und tieferem Interesse. Ihre verschiedenen Eigenthümlichkeiten in Kleidung, Gesichtsbildung, Gang, Manier prägten sich meinem Gedächtniß unauslöschlich ein. Ich freute mich sehr, es zu sehen, als das beste Schauspiel, das je gespielt wurde; ich dachte nachher bei den Töpfen mit Schuhwichse gar oft daran zurück. Wenn ich während Herrn Pickwick's Gefangenschaft mit dem Auge meines Geistes in das Fleetgefängniß hineinblickte, so glaube ich kaum, daß ein halbes Dutzend Leute aus jenem Haufen von Marshalsea fehlten, der bei dem Klange von Capitän Porter's Stimme noch einmal hereindefilirte."

Die Bemerkungen von Dickens über sich selber sind der treue Ausdruck eines thatsächlichen Verhältnisses. Jean Paul setzt in seiner Vorschule der Aesthetik das Wesen des Genies in die Besonnenheit, und dies ist vollkommen wahr, nur zu allgemein. Die ganze Außenwelt ist für den gewöhnlichen Menschen, wenn wir ihn einmal als gar nicht nachdenklich vorstellen, nichts als eine Mannigfaltigkeit von Daten, welche er allesammt zur Befriedigung des Systems seiner Bedürfnisse benutzt; diese Daten haben ihren Zweck in der Orientirung des Menschen für die Befriedigung seiner Bedürfnisse. Wie Jemand eilig durch eine Straße geht, um in einem entfernten Hause ein Geschäft zu verrichten, und alle Häuser und Gärten, an denen er vorübereilt, ihm nur eben so viel Zeichen sind, an denen er seinen Weg abmißt und feststellt, so geht der gewöhnliche Mensch durch das Leben, immer nur von dem einen großen Geschäft erfüllt, entweder seine Bedürfnisse zu befriedigen oder, was Andere nennen, voranzukom-

men, sein Glück zu machen. Dagegen gleicht das Genie einem Reisenden, welcher unbekümmert um ein Ziel Alles, was ihm begegnet, um sein Selbst willen betrachtet und jeden Eindruck als eine Nachricht auffaßt über das Innere der Dinge. Das Auffassen selber ist sein Geschäft, es ist daher besonders fähig, sich zu freuen, im Moment zu leben, dem Eindruck sich frisch, ganz und unbefangen hinzugeben. Daher erklärt sich, daß es immer, und wo es auch auftrete, als Genie für Poesie, Philosophie und Wissenschaften ganz nothwendig von einem Zuge begleitet ist, mehr von der Kindernatur sich bewahrt zu haben inmitten der Berechnungen des Lebens, wie Dickens es von sich hervorhebt. Denn dieser ist es vergönnt, ohne Berechnungen und Pläne in Anschauung und Empfindung, in lebhaft hingegebener Betrachtung zu leben. So sagt Schlichtegroll's Nekrolog von Mozart: „Er wurde früh in seiner Kunst ein Mann, in allen übrigen Verhältnissen aber blieb er stets ein Kind.“ Und von Goethe sagten Herder und Andere tadelnd, er sei ewig ein großes Kind (Riemer I, 184). Andererseits erklärt sich aus dem Interesse und der Energie der Eindrücke das wunderbare Gedächtniß für dieselben, und so möchten wohl die großen Erzähler und Dramatiker wie Dickens naturgemäß auch eine früheste Erinnerung haben.

Worauf nun der betrachtende Blick des Genies sich vorherrschend richte, darüber entscheiden bestimmte Factoren. Die Merkmale des Genies lassen sich allgemein aufstellen, aber es giebt kaum ein allgemeines Genie, soweit wir die Geschichte geistiger Schöpfungen übersehen. Denn die Richtung des Interesses umgrenzt naturgemäß einen bestimmteren Kreis von Eindrücken, denen das Anschauen von vornherein hingegeben ist. Nur Leonardo erscheint als eine Art von Ausnahme; wie er die bildenden Künste, Architektur, Musik, Dichtung, Wissenschaften umfaßte, schien sein Vermögen unbegrenzt. Das Genie empfängt das Maß seiner Größe naturgemäß aus dem Verhältniß von Intensität und von Ausbreitung seines Vermögens; diese beiden Factoren bedingen zusammen das Maß seiner Mächtigkeit, wenn auch nicht immer seines geschichtlichen Einflusses.

Organisation und Umstände geben diese bestimmte Richtung. Für die erstere sind die Verhältnisse uns bis jetzt noch in Dunkel gehüllt. Die Beziehungen der Veränderungen, welche bei geistiger Thätigkeit im Gehirn vorgehen zu dem wunderbar verschlungenen Bau dieses geheimnißvollen Organs und zu seiner Ernährung, liegen für uns noch im Dunkel. Ebenso haben wir über das Verhältniß specifischer Begabungen zu den Sinnen des Auges und Ohres noch keine strengen Wahrheiten. Jedoch liegen auf diesem letzteren Gebiet eine Anzahl von Thatsachen vor, welche geeignet erscheinen, ein erstes Licht in das Dunkel ursprünglicher dichterischer Anlagen zu werfen.

Wir gewahren in einer langen Reihe von Fällen, daß Musik einen die dichterische Stimmung begünstigenden Einfluß hat. Wir wissen von Otto Ludwig und von Heinrich v. Kleist, daß die Musik in dem Aufbau ihrer Dramen und Erzählungen eine wichtige Rolle spielte, und Niemand kann die berühmten Stellen Shakespeare's über die Musik lesen, ohne das besonders innige Verhältniß dieses Dichters zu der Kunst der inneren Welt zu bemerken, während die bildende Kunst ihm infolge der historischen Bedingungen, unter denen er in England lebte, fern stand. Selbst von Goethe, dessen Dichten eine Art von Schauen und Sehen war, finde ich in seinem Tagebuche bemerkt, daß er in jener Epoche, in der Iphigenie entstand und Meister sich ausbildete, Musiker in sein Gartenhaus zu sich bat, als er eines neuen Anstoßes seines Gemüthslebens bedurfte, und daß dann rascher die Bilder und Scenen bestimmte Gestalt und Energie der Empfindung gewannen. Und dies ist natürlich. Denn das Gehör ist für uns das Thor, durch welches die inneren Zustände außer uns vorwiegend in unser eigenes Innere eintreten. Weil in der Sprache, mag sie auch nur Vorstellungen mittheilen wollen, ein bewegtes Innere in den Variationen des Tones, seinen Hebungen und Senkungen klingt und unser Gehör sich von Kind an gewöhnt, die Beziehungen solcher Unterschiede auf Gemüthszustände aufzufassen und, was untrennbar damit zusammenhängt, mitzuempfinden, empfängt die Musik Schemata solcher Beziehungen und wirkt in ihnen schöpferisch. Diese so gestiftete Verbindung

zwischen Tonverhältnissen und den Bewegungen des Inneren macht das Wesen der Musik aus, über welches so viel gestritten worden ist. Es liegt neben der von Helmholtz aufgedeckten physiologischen Grundlage derselben in der Analyse des Gehörs eine andere physiologische Grundlage, deren Untersuchung Gegenstand weiterer Forschung sein wird, in der Analyse der Tonbildung. Hier erkennt man also die innerste Verwandtschaft, welche zwischen der Musik und der Dichtung besteht, rücksichtlich ihrer Mittel des Ausdrucks, rücksichtlich der schematischen Bilder von Tonfolgen, welche Sprache und Musik gemeinsam sind, und ihrer beständigen Association mit Bildern innerer Zustände, rücksichtlich endlich dieser Erregung innerer Gemüthszustände. Und diese Verwandtschaft macht sich demnach in einer gleichen Neigung von Musikern und Dichtern, von Gehirneindrücken zu einer Welt von Gefühlen erregt zu werden, geltend.

Aber weit entschiedener noch tritt bei einigen großen Dichtern eine ursprüngliche Mächtigkeit der Organisation in Bezug auf Aufnahme von Gesichtseindrücken hervor. Denn die Natur der dichterischen Phantasie in ihrem eigentlichsten Verstande steht hiermit in Zusammenhang. Sie ist zunächst nichts Anderes als ein besonders hohes Maß von äußerer Versinnlichung bloßer Vorstellungen.

Wir verlegen Empfindungen aus uns heraus, und es entstehen äußere Objecte. So lange die Empfindung andauert, steht das Object vor uns, sobald wir aber das Auge wegwenden von der Landschaft, die im Sonnenlicht vor uns schimmert, sobald also das Licht nicht mehr in derselben Weise unsere für es empfindsame Netzhaut afficirt, ist das Bild außer uns vorüber; nur in den Phänomenen der Nachbilder erleben wir, nachdem die äußere Ursache für die Veränderungen in unserer Netzhaut nicht mehr wirkt, doch eine Fortdauer ihres veränderten Zustandes und, dadurch bedingt, dann eine Fortdauer des äußeren Bildes. Von diesem Fall aber abgesehen, ist mit dem Aufhören der Wirkung der äußeren Ursache auf unsere Netzhaut das Bild der Außenwelt vorüber, d. h. anders ausgedrückt: ein im äußeren Sehfelde erscheinendes Bild ist im Durchschnitt, d. h. unter mittleren physiologischen Bedingungen gebunden an einen bestimmten veränderten Zustand unserer Netzhaut, und dieser veränderte Zustand ist wieder seinerseits im Durchschnitt, d. h. unter den meist herrschenden physiologischen Bedingungen, gebunden an eine äußere Ursache. — Ein Reich besonderer Fälle wird demnach durch den Inbegriff derjenigen Thatsachen gebildet, in welchen Bilder im Sehfelde gesehen werden, ohne daß äußere Ursachen eine bestimmte Affection der Netzhaut hervorriefen. Das Reich solcher Fälle ist das des Traumes der Thatsachen über Somnambule, der Visionen, der phantastischen Gesichtserscheinungen und einiger Formen des Wahnsinns. Die Bilder äußerer Dinge, zu denen sonst das Gehirn sein Material vom Auge her empfängt, sind hier nur mit im Gehirn stattfindenden Zustandsveränderungen verbunden, so wie das sonst bei Vorstellungen der Fall, die bekanntlich nicht wirklich in den äußeren Sehraum versetzt werden. — Natürlich geschieht dies sehr schwer am hellen Tage, daß wir so zu sagen bloße Vorstellungen im Sehraum gewahr werden, denn dieser ist dann jederzeit erfüllt von den Bildern, die durch äußere Gegenstände hervorgerufen sind. Aber man sagt ja, daß am Abend die Flügel der Phantasie sich mächtiger zu regen beginnen, wann die Bilder der Außenwelt an ihrer Deutlichkeit verlieren und nicht mehr mit so lebendigem und farbenvollem Wechsel die Seele beschäftigen. Schließt sich aber das Auge ganz oder ist es von Dunkel umgeben, dann beginnen jene besonderen Zustände unseres psychischen Lebens Raum zu erlangen, einen Außenraum für die Uebertragung der Bilder eines erregten inneren Vorstellungsvermögens. Ich habe dies besonders hervorgehoben, weil ich sehr bald daran die Erklärung eines der merkwürdigsten Documente über die Natur dichterischen Schaffens knüpfen werde: es betrifft das nächtliche Herumschweifen von Dickens in den Straßen von London, während die Gestalten seiner großen Dichtungen neben ihm her zu schreiten und aus dem Dunkel zu ihm zu reden schienen. Zunächst aber bedarf es noch einiger weiteren Schritte theoretischer Natur.

Die Vorstellungen, welche zurückbleiben, nachdem das Bild im Sehfelde vorübergegangen ist, und die alsdann unter

bestimmten psychischen Bedingungen reproducirt werden, haben in verschiedenen Individuen ein ganz verschiedenes Maß von Deutlichkeit und von Annäherung an das vorübergegangene Bild, in Bezug auf ihre Bildlichkeit so zu sagen. In dem einen Menschen sind sie nur in schwacher Färbung, in verworrenen Linien, in dem anderen steigern sie sich bis beinahe zur Sinnfälligkeit des äußeren Bildes. Alle indessen in Allen werden vorgestellt in der Richtung des Blickes, da, wo auch das Object erscheinen würde, und demgemäß analog in dieser Beziehung den im Sehfelde erscheinenden Bildern selber. Den Grad ihrer Verschiedenheit auch in demselben Individuum kann man sich verdeutlichen, wenn man einen Gegenstand, etwa einen Baum, vor dem Fenster klar auffaßt und danach das Auge schließt. Alsdann erscheint er dem Vorstellen genau an derselben Stelle und in einem ziemlich hohen Grade von Annäherung an das Außenbild selber. Wie anders ist dann, nachdem man längere Zeit im Zimmer sich bewegt hat, das Bild des Baumes, wenn man es reproducirt! So schwindet die Deutlichkeit eines Bildes außerordentlich rasch, unmittelbar nachdem der Eindruck erfahren wurde. — Das Vermögen, diese Deutlichkeit beizubehalten, nennen wir Gedächtniß; eigentlich wäre Gedächtniß doch nichts Anderes als der Grad von Deutlichkeit einer Vorstellung, welche nicht wieder reproducirt wurde, nach Ablauf einer bestimmten Zeit, gemessen an der Deutlichkeit der Vorstellung unmittelbar nach dem Verschwinden des Außenbildes. Wenn wir nun die Grade in der Annäherung einer Vorstellung an alle Eigenschaften des ihr zu Grunde liegenden Bildes unterscheiden, so wird diesen Graden zugleich auch das Gedächtniß für die in Frage stehende Vorstellung entsprechen. Daher Genialität in Schöpfung von Bildern, Begebenheiten und Charakteren jederzeit begleitet ist von dem Gedächtniß für dieselben. Anhäufung eines solchen Schatzes von Vorstellungen im Inneren ist die eine Seite der dichterischen Phantasie, d. h. des Genies für Darstellung einer objectiven dichterischen Welt.

Es ist aber noch ein anderer psychischer Thatbestand hiermit in einer gesetzmäßigen Beziehung. — Das Maß des Interesses, d. h. der Lust, mit welcher diese Bilder gesehen und als Vorstellungen reproducirt werden, steht in einem bestimmten gesetzlichen Verhältniß zu dem Maß ihrer Lebhaftigkeit. Dies kann durch einen einfachen Versuch verdeutlicht werden. Wir können zu gleicher Zeit die Gegend vor unserem Fenster gewahren, eine Musik hören, welche von dort heraufklingt, den Geschmack der Cigarre und ihren Geruch gewahr werden — ja wir können sogar die Empfindung von Zahnschmerzen daneben haben; anders ausgedrückt: wir können gleichzeitig uns der Empfindungszustände unserer sämmtlichen Sinne bewußt sein. Aber nun versuche man einmal, die Melodie, welche heraufklingt, das Zusammenwirken der Instrumente in vollständiger Deutlichkeit aufzufassen: sofort werden die Eindrücke aller anderen Sinne undeutlich bis zu einem Punkte, an welchem sie unter die Schwelle des Bewußtwerdens alsdann herabsinken. Das psychische Wirken, welches die Thätigkeit unseres Gehirns und unseres Nervensystems begleitet, vermindert sich nothwendig nach irgend einem festen Verhältniß in seinem Umfang, während seine Concentration wächst. Demnach kann umgekehrt die höchste Deutlichkeit nur da vorhanden sein, wo das Gewahrwerden des Bildes von dem höchsten Grade von Interesse begleitet war und eben ein solcher Grad von Interesse Grund zu häufigen und lebhaften Reproductionen wird. — Wir erhalten demnach als einen dritten Grundzug des Genies in einer bestimmten Richtung schöpferischen Gestaltens die Stärke des natürlichen Interesses für die Gruppe von Bildern, um welche es sich handelt. Der Begriff dieses natürlichen Interesses kann aber umgesetzt werden in den der Lustgefühle, welche eine bestimmte Classe von Bildern und Vorstellungen begleiten. Keine Absicht, gewahr werden zu *wollen*, scharf aufmerken zu *wollen*, kann diese natürliche Gesetzmäßigkeit, durch welche die begleitenden Lustgefühle die Aufmerksamkeit concentriren, ersetzen. — Ich bemerke schon hier, daß Dickens, weil er so schwer litt unter der Willkür, welche ihm eine seinem ausgeprägten Genie unangemessene Richtung der Aufmerksamkeit aufzwingen wollte, Zeit seines Lebens einen so leiden-

schaftlichen Haß gegen jene Schuldisciplin hegte, welche die Entwicklung dieser natürlichen, auf Lustgefühlen beruhenden Aufmerksamkeit gewaltsam unterdrückt und noch gewaltsamer zu ersetzen sucht durch eine erzwungene und künstliche Concentration der Aufmerksamkeit des jugendlichen Geistes. Sein Haß gegen die Schuldressur und die Mißhandlung der Kinderseele wird bei ihm zu einem der wichtigsten socialen Grundgedanken seiner Schriften.

Das Genie des erzählenden Dichters wird nun nach seinen Ausgangspunkten deutlicher geworden sein. Es ist zunächst ein besonders hohes Maß von äußerer Versinnlichung bloßer Vorstellungen. Dies ist gegründet auf das Interesse, mit dem irgend ein Theil äußerer Bilder gesucht, aufgefaßt, verarbeitet, reproducirt wird. Die natürliche Aeußerung hiervon ist eine wunderbare Treue des Gedächtnisses für diesen Kreis von Bildern. Dies Alles hat das Genie des erzählenden Dichters mit dem Maler und bildenden Künstler gemein. Ich zweifle keinen Augenblick, daß ein gewisser voller, umfassender, ruhender Blick als eine in die Augen fallende physiognomische Eigenthümlichkeit großen erzählenden Dichtern und großen bildenden Künstlern gemeinsam sein, bei ihnen gemeinsam sehr bemerkbar hervortreten wird. An dem Bilde des jugendlichen Dickens ist dieser Zug höchst auffallend, ebenso wie er es an dem von Goethe und W. Scott ist. — Dem erzählenden Dichter aber eignet als unterscheidendes Merkmal seiner ursprünglichen Richtung die Mächtigkeit in dem Mitempfinden der inneren Zustände der Menschen, der Menschenwelt. Diese ist naturgemäß verknüpft mit der Mächtigkeit der Gemüthszustände überhaupt. — Aus diesen Elementen muß sich unter allen Umständen seine Genialität zusammensetzen, und das, was man wohl im engeren Sinne Genie nennt, das erfindende Vermögen des Erzählers, ist jederzeit ein Effect irgend einer Mischung der hier zusammengestellten psychophysischen Anlagen.

Die Aeußerungen von Dickens geben die merkwürdigsten thatsächlichen Belege zu dem hier entwickelten Zusammenhange.

Von seiner Neigung, menschliche Situationen und Charaktere aufzufassen und sich zu verdeutlichen, waren schon Aeußerungen vorgelegt. Diese seine Neigung aber wurde außerordentlich gefördert dadurch, daß er die großen erzählenden Schriftsteller seiner Nation in frühesten Jahren in die Hand bekam, und daß die Beschäftigung mit diesen und andererseits mit der wirklichen Welt in seinem Kindergeist gar kein Gegengewicht hatte in irgend einer durch die Schule ihm zugeführten Nahrung. So verschmolz die Wirklichkeit der Dinge und die poetische Welt jener erzählenden Dichter ihm zu einer Welt geradezu genialer Imagination, vom frischesten Morgenlicht ersten Anschauens gesättigt, in welcher sich dann auch der größte und schönste Theil seiner Romane bewegt. Nie gab es einen Dichter, welcher das Leben der Kindheit und der ersten Jugend mit solcher Tiefe erfaßt hätte, weil niemals so bewußt, mit solcher dichterischen Beobachtung diese Zustände erfahren wurden als von ihm. Und nie hat ein Dichter in solchem Grade den Stoff seiner Schöpfungen aus den Erfahrungen der Kindheit und der Jugend geschöpft wie Dickens. Den Ursprung dieser dichterischen Welt beschreibt er in einer Stelle des Copperfield, welche auch Forster als ein biographisches Document anerkennt. Es bezieht sich auf seine Kinderjahre bis zum neunten:

„Mein Vater hatte eine kleine Büchersammlung in einem kleinen Zimmer im oberen Stock gelassen, zu dem ich Zutritt hatte (denn es stieß an mein eigenes), und um das Niemand sonst im Hause sich je bekümmerte. Aus diesem gesegneten kleinen Zimmer kamen Roderich Random, Peregrine Pickle, Humphrey Clinker, Tom Jones, der Vicar von Wakefield, Don Quichote, Gil Blas und Robinson Crusoe hervor, eine glorreiche Schaar, um mir Gesellschaft zu leisten. Sie hielten meine Phantasie lebendig und meine Hoffnung auf etwas jenseits jenes Ortes und jener Zeit — sie und die ‚arabischen Nächte‘ und die ‚Erzählungen der Genien‘ — und fügten mir kein Uebel zu; denn was etwa Uebles an ihnen war, war nicht für mich da; ich wußte nichts davon. Es ist mir sonderbar, wie ich mich je in meinen kleinen Leiden (die für mich große Leiden waren) damit trösten konnte, daß ich meine Lieblingscharaktere in denselben personificirte. Ich bin eine ganze Woche lang Tom Jones (ein kindlicher Tom

Jones, ein harmloses Geschöpf) gewesen. Ich habe, wie ich wahrhaftig glaube, meine eigene Vorstellung von Roderich Random einen ganzen Monat lang in einem Zuge durchgeführt. Ich verschlang mit gierigem Behagen einige Bände Reisebeschreibungen — ich vergesse nicht, welche — die in jenen Bücherbrettern waren, und ich erinnere mich, daß ich viele Tage ich sitze auf meinem Bett, wie auf Leben und Tod lesend. Jede Scheune in der Nachbarschaft, jeder Stein in der Kirche und jeder Fußbreit des Kirchhofs stand in meinem Geiste in einer gewissen Beziehung zu den Büchern und stellte einen in denselben berühmt gewordenen Ort dar. Ich habe Tom Pipes den Kirchthurm hinaufklettern sehen, ich habe Strap belauscht,

Charles Dickens (Jugendporträt).

lang in meiner Region unseres Hauses umherwanderte, bewaffnet mit dem Mittelstück aus einem alten Stiefelblock, als vollkommene Personification eines Capitäns der britischen Marine, der Gefahr läuft, von Wilden überfallen zu werden und entschlossen ist, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Wenn ich daran denke, so steigt vor meiner Seele immer das Bild eines Sommerabends auf; die Jungen spielen auf dem Kirchhof, und wie er mit seinem Ranzen auf dem Rücken an dem Gartenthor ausruht, und ich weiß, daß Commodor Trunnion seinen Club mit Herrn Pickle in der Gaststube unserer kleinen Dorfkneipe hatte."

Als er nach London übersiedelte, verschmolzen diese Eindrücke mit denen der wunderbaren Contraste von Armuth und Reichthum, der aufregenden Romantik dieses Ortes. Und es war für die ganze Richtung seiner Poesie von entscheidender

Bedeutung, daß er in der armseligen Vorstadt, in die sie zogen, von den Eindrücken der Armuth und des Kampfes um die Existenz ganz umgeben war. „Ich verstand sie damals," so äußerte er sich öfter später, „sicherlich eben so gut als jetzt." Es standen oben am Ende von Bayham Street damals einige Armenhäuser, die Dickens noch nach siebenundzwanzig Jahren wiedersah, und diese aufzusuchen und von dort aus über die Erdhaufen und Felder zu blicken und die Kuppel der Paulskirche darüber durch den Rauch aufdämmern zu sehen, war ihm ein Vergnügen, das ihm Stunden lang Stoff zum Nachdenken bot. Dann ein Spaziergang durch die Stadt, besonders in die Nähe des Covent Garden und des Strandes, erfüllte ihn mit wahrhaftem Entzücken. Der abstoßende District von St. Giles übte indeß die allergrößte Anziehungskraft auf ihn aus. Wenn er seine Bekannten und Freunde verführen konnte, mit ihm durch Seven-Dials zu gehen, war er außer sich vor Freude. „Großer Gott," rief er später oft aus, „was für wilde Visionen von Ausgeburten der Schlechtigkeit, des Mangels und des Bettlerthums steigen aus diesem Orte in meinem Geiste empor!" Ein Buch von Colman, welches eine Beschreibung des Covent Garden Markt enthielt, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er hinschlich, den Ort mit dem Buche zu vergleichen.

Was er von seinem Gedächtniß für Scenen des Lebens erzählte, gehört zu den auffallendsten Thatsachen hierüber. Oft erzählte er Forster, er erinnere sich des kleinen Gartens vor dem Hause in Portsea, das er zwei Jahre alt verließ, und wo er in Begleitung seiner Schwester und von etwas Eßbarem in der Hand umherlief, während ein Kindermädchen durch ein niedriges, mit der Gartenfläche fast auf demselben Niveau liegendes Küchenfenster ihn beobachtete. Einst trug man ihn auf den Platz hinaus und zeigte ihm, wie dort die Soldaten exercirten, und ebendenselben Platz erkannte er zu der Zeit, da er „Nickleby" schrieb, bei einem Ausfluge mit Forster wieder, nachdem ein Vierteljahrhundert verstrichen war, da er ihn als Kind gesehen hatte. Nur daß er später, entsprechend dem Verhältniß des Kindes zu Gegenständen, Alles in Dimensionen sah, welche weit hinter seinen Erinnerungen zurückstanden; er war dann erstaunt, die Hochstraße von Rochester als eine Gasse wiederzufinden, das Rathhaus, nach welchem er sein Bild vom Palast des Aladin gemodelt hatte, als einen elenden kleinen Haufen von Ziegelsteinen.

Besonders interessant für das Studium der Natur des Erzählergenies sind aber die Aeußerungen, welche das selbständige Leben seiner dichterischen Gestalten zeigen; nähern sich dieselben doch geradezu Realitäten der Außenwelt und erhalten dadurch etwas von der Natur der Visionen. Als er in seiner Geschichte „Der Raritätenladen" sich dem Ende einer Lieblingsgestalt, der kleinen Nell, näherte, kostete es ihn die schmerzlichste Ueberwindung. Er bediente sich aller möglichen Entschuldigungen, seine Hand davon abzuhalten, und dehnte die Zeit, innerhalb welcher es vollendet werden mußte, bis an die äußerste Grenze aus.

„Fertig!!" schrieb er am 7. Januar an Forster. „Was denkst du?! Ich werde nicht vor Mittwoch Abend fertig sein. Ich fing erst an, und glaube mir, über diesen Theil der Geschichte kann man nicht rasch hinwegeilen. Ich glaube, es wird herrlich werden — aber ich bin der Elendeste der Elenden. Es wirft den furchtbarsten Schatten über mich, und das Höchste, was ich thun kann, ist, mich überhaupt fortzubewegen. Ich bebe viel mehr, mich dem Orte zu nähern, als Kit, viel mehr als Mr. Gerland, viel mehr als der einzelnstehende Herr. Ich werde mich lange nicht davon erholen; Niemand sie entbehren, wie ich sie entbehren werde. Es ist so tief schmerzlich für mich, daß ich meinen Kummer nicht auszudrücken vermag. Alle Wunden bluten von Neuem; wenn ich nur daran denke, wie ich es thun soll, was das wirkliche Thema sein wird, weiß Gott. Ich kann mir nicht den Trost des Schulmeisters vorpredigen, so sehr ich's auch versuche."

Und nachdem die Geschichte zu Ende gebracht ist:

„Es macht mich tief traurig, zu denken, daß alle diese Leute mir nun auf immer verloren sind, und mir ist, als könnte ich nie wieder in einem anderen Kreise von Charakteren heimisch werden."

Als er dann später in Genua an jener merkwürdigen Geschichte „Die Sylvesterglocken" schrieb, bemerkte er:

„Dieses Buch hat (ob in Hadschi Baba's Sinne, kann ich nicht sagen, aber jedenfalls im wörtlichen Sinne) mein Gesicht in einem fremden Lande gebleicht. Meine Wangen, die anfingen, sich auszufüllen, sind wieder eingefallen; meine Augen sind unermeßlich groß geworden; mein Haar ist sehr dünn; und der Kopf unter dem Haar ist heiß und schwindelig. Lies die Scene am Ende des dritten Theiles zweimal. Ich möchte sie nicht zweimal schreiben. Seit ich am Ende des zweiten Theiles das ausdachte, was im dritten geschehen muß, habe ich so viel Kummer und Gemüthsbewegung ausgestanden, als wäre die Sache etwas Wirkliches, und bin bei Nacht davon aufgewacht. Ich mußte mich einschließen, als ich gestern damit fertig war, denn mein Gesicht war zu dem doppelten seiner Größe angeschwollen und gewaltig lächerlich."

Die Bedingungen aber, unter welchen seine Gestalten Leibhaftigkeit gewannen, selbständige Existenz außer ihm und Bewegung, wurden ihm selber — und es ergriff ihn das als eine merkwürdige Thatsache und ein geistiges Phänomen — damals zuerst deutlich, als er sich längere Zeit von London entfernt hatte und in der wunderbaren Einsamkeit des Genfer Sees über seinem Dombey brütete. Damals, am 30. August 1846, schrieb er an Forster:

„Die Schwierigkeit, mit dem, was ich einen schnellen Schritt nenne, vorzurücken, ist ungeheuer, es ist beinahe eine Unmöglichkeit. Vermuthlich ist dies theilweise die Wirkung von zwei Jahren des Ausruhens und theilweise der Abwesenheit der Straßen und vieler Menschengestalten. Ich kann dir nicht beschreiben, wie sehr ich diese entbehre. Es scheint, als gäben sie meinem Gehirn eine Nahrung, die es, wenn es an der Arbeit ist, nicht entbehren kann. Eine oder zwei Wochen kann ich an einem einsamen Orte (wie in Broadstairs) wunderbar schreiben, und ein Tag in London erfrischt mich und bringt mich wieder in Gang. Aber die Mühe und Arbeit, Tag für Tag ohne diese laterna magica zu schreiben, ist unermeßlich!!! Ich sage dies keineswegs in niedergeschlagener Stimmung, denn wir fühlen uns hier vollkommen behaglich, und der Ort gefällt mir sehr, und die Leute sind noch freundlicher und mögen mich noch lieber leiden als in Genua. Ich erwähne es nur als eine merkwürdige Thatsache, zu deren Entdeckung sich mir bis jetzt noch niemals Gelegenheit geboten hat. Meine Gestalten scheinen geneigt, still zu stehen, wenn kein Menschengewühl sie umwogt. Ich schrieb in Genua sehr wenig (nur die Sylvesterglocken), und es kam mir vor, als empfände ich dort einen derartigen Einfluß — aber, o Himmel! ich hatte doch wenigstens eine halbe Meile von allnächtlich erleuchteten Straßen zum Umherwandern und ein großes Theater, wo jeden Abend gespielt wurde."

Drei Tage danach fügt er zu diesem Selbstbekenntniß noch die folgende Aeußerung:

„Die Abwesenheit zugänglicher Straßen ist mir jetzt, wo ich so viel zu thun habe, noch immer in eigenthümlicher Weise lästig. Es ist wirklich ein geistiges Phänomen. Vermuthlich würde ich, wären Straßen hier, dieselben nicht bei Tage durchwandern, aber Nachts fehlen sie mir unbeschreiblich. Es scheint, als könne ich meine Gespenster nicht anders los werden, als indem ich sie im Menschengewühl verliere. Aber, wie du sagst, es giebt Straßen in Paris und zwar gute gedankenerweckende Straßen, und Ausflüge nach London werden dann sehr leicht sein."

Die Träume von Dickens nahmen bisweilen eine solche Lebhaftigkeit an, daß er noch einige Zeit danach zweifelhaft war, ob nicht eine Vision stattgefunden habe.

II.

Diese Erörterungen müssen das Interesse an dem Leben von Dickens bis zu dem Zeitpunkt, an welchem sein erstes Werk heraustrat, bedeutend verstärken. Denn von diesem Leben wird man Aufschluß nicht nur über die Bedingungen der Gestaltung seines Charakters, sondern auch über das Material und den geistigen Gehalt seiner Dichtungen erwarten müssen. Der Zeitraum, welchen wir damit umfassen, bildet die erste Epoche in dem Leben von Dickens, und diese Epoche schließt mit

dem Hervortreten der Londoner Skizzen, welchen dann die Pickwickier auf dem Fuße folgten.

Dickens liebte es, dem Vorbilde des Tristram Shandy folgend, die Ankunft seiner Helden in dieser Welt mit einem besonderen Feuerwerk von Humor und Philosophie über das Leben zu feiern. Wir aber sind nur zu einer sehr schlichten Erzählung in der Lage.

Charles Dickens wurde am Freitag den 7. Februar 1812 in Landport auf Portsea geboren. Sein Vater war damals Beamter bei dem Zahlamt der Marine. Seine Mutter war die Schwester eines Marinebeamten. Von acht Kindern starben zwei im jugendlichen Alter. Von den überlebenden war Charles das zweite. Von Portsmouth zog die Familie nach London, von da nach Chatham.

Charles war ein sehr kleiner und sehr kränklicher Knabe, heftigen Krampfanfällen unterworfen. Die Behandlung von seinen Eltern war nicht sonderlich freundlich. So suchte er in einer einsamen und liebeleeren Kindheit bei den Dichtern Ersatz, und sie waren ihm eine Schaar von Freunden zu der Zeit, als er keinen einzigen Freund hatte.

Als er von Chatham nach London kam, herausgerissen ward aus der idyllischen Welt, welche er mit den Gestalten seiner Träume bevölkerte, wurden die äußeren Lebensbedingungen für ihn noch trostloser, ja völlig verzweifelt; um mit einem Wort ein Licht in diese seine Lebensbedingungen zu werfen: die Schicksale des berühmten Ehepaars Mr. und Mrs. Mikawber waren die seiner eigenen Eltern, und die Leiden des kleinen David Copperfield waren seine Leiden. Ich weiß keinen stärkeren Beweis für die furchtbare Gewalt, mit welcher diese Zustände auf seinem Gemüth lasteten, als die Thatsache, daß er sie lange allen ihm nächststehenden Personen gegenüber verschwieg, daß er die Straße und das Haus mied, welche die Zeugen seiner schlimmsten Demüthigung gewesen waren. Nie wich das furchtbare Gefühl jener Zeiten aus seinem Herzen.

Sie zogen in einem der ärmsten Theile der Londoner Vorstädte in eine elende Wohnung, und dort verfiel der Knabe in eine verwahrloste Lage, welche er selber später sich nie ganz zu erklären vermochte. Schließlich wird man auf den Charakter seines Vaters verwiesen, über welchen er sich Forster gegenüber sehr zurückhaltend, aber doch in der Zurückhaltung deutlich genug folgendermaßen aussprach:

„Ich weiß, daß mein Vater ein so warmherziger und edler Mensch war als irgend einer, der lebte. Sein ganzes Benehmen gegen seine Frau, seine Kinder, seine Freunde, so wie ich mich desselben erinnere, ist über alles Lob erhaben. Bei mir hat er, wenn ich als Kind krank war, Tage und Nächte gewacht. Er unternahm nie ein Geschäft, einen Auftrag oder eine Verantwortlichkeit, ohne sie eifrig, gewissenhaft, pünktlich, ehrenhaft zu erfüllen. Er war immer unermüdlich fleißig. Er war in seiner Weise stolz auf mich und bewunderte meinen komischen Gesang sehr. Aber bei der Leichtigkeit seines Temperaments und seinem Mangel an Geldmitteln schien er um diese Zeit jeden Gedanken an meine Erziehung völlig verloren und sich der Vorstellung, daß ich irgend welche Ansprüche an ihn habe, entschlagen zu haben. So sank ich dazu herab, daß ich Morgens seine und meine Stiefel putzte und mich bei den Geschäften des kleinen Hauses nützlich machte und nach meinen jüngeren Brüdern und Schwestern sah (es waren unserer jetzt im Ganzen sechs) und die kläglichen Bestellungen ausrichtete, die bei unserer kläglichen Lebensweise auszurichten waren.“

In Betreff dieses Charakters und der ganzen Auffassung der Verhältnisse seines elterlichen Hauses stehen wir vor einer kritischen Frage.

Die Verhältnisse seines Vaters und seiner Mutter sind die von Mr. und Mrs. Mikawber. Eine geheimnißvolle „Urkunde“, die, wie er später erfuhr, ein Vergleich mit Gläubigern gewesen war, spielte in den Verhältnissen seines Vaters dieselbe Rolle als in denen der Familie Mikawber. Wie Mrs. Mikawber „eine Anstrengung machte“ und eine Pension für junge Damen einrichtete, so erklärte auch Mrs. Dickens, als die Verhältnisse immer drückender wurden, die Zeit sei für sie gekommen, sich zu bemühen, „sie müsse etwas thun.“ Man rechnete auf die Verbindungen der Familie in Indien, und es war ein ganz Mikawber'scher Schluß, auf welchen die Familie ihre Hoffnungen setzte:

die Leute in Indien schickten ihre Kinder zur Erziehung immer nach England, indem man also eine Schule für diese Kinder einrichtete, müsse man reich werden. Wie aber, nachdem Mrs. Mikawber ihr Messingschild angeheftet hatte, Niemand erschien, an der Thür zu pochen, als unbezahlte Bäcker und Fleischer, so ging es auch, nachdem ein großes Messingschild an einem hierzu gemietheten Hause Mrs. Dickens' Institut angekündigt hatte; Dickens selber erzählt:

„Ich gab an sehr vielen anderen Thüren sehr viele Circulare ab, die auf die Verdienste des Instituts hinwiesen; doch Niemand kam je in die Schule, noch erinnere ich mich, daß Jemand sich bereit erklärte, zu kommen, oder daß die geringsten Vorbereitungen gemacht wurden, Jemanden zu empfangen. Aber ich weiß, daß wir uns sehr schlecht mit dem Fleischer und dem Bäcker verstanden, daß wir sehr oft nicht zu viel zum Mittagessen hatten, und daß endlich mein Vater verhaftet wurde."

„Endlich kamen," heißt es im Copperfield, „Mr. Mickawber's Bedrängnisse zu einer Krisis, und er wurde eines Morgens früh verhaftet und in das Kings-Bench-Gefängniß gebracht. Als er fortging, sagte er zu mir, daß der Gott des Tages jetzt für ihn versunken sei — und ich glaube wirklich, ihm und mir war das Herz gebrochen. Aber ich hörte später, daß er vor dem Mittag noch ganz fidel eine Partie Kegel spielte."

An diesem Punkt empfinde ich wenigstens am deutlichsten die Mißachtung, die Dickens seinem Vater gegenüber empfand, und welche die obigen Worte vergebens verschleiern. Es ist wiederum eine Scene aus dem Leben seines Vaters, die Dickens hier schildert, eine Scene, welche damals ihm furchtbar und tragisch war und eben darum bei verändertem Gesichtspunkt, als die Vorherverkündigung sich nicht verwirklichte, ihm komisch wurde. Als derselbe in das Schuldgefängniß abgeführt wurde, lauteten seine letzten Worte dahin, daß die Sonne auf immer über ihm untergegangen sei. „Ich glaubte damals wirklich," so erzählte Dickens später seinem Freunde, „sie würden mein Herz brechen."

Alsdann folgte die berühmte Scene, welche ebenfalls beinahe wörtlich in das unsterbliche elfte Capitel des Copperfield aufgenommen wurde; in der Selbstbiographie lautete sie (und man mag Copperfield damit vergleichen):

„Mein Vater erwartete mich in der Wohnung des Thürhüters, und wir gingen in sein Zimmer hinauf (in dem zweitobersten Stockwerk) und weinten laut. Und er rieth mir, wie ich mich entsinne, mir die Warnung zu Herzen zu nehmen und zu bedenken, daß, wenn Jemand zwanzig Pfund jährlich Einkommen habe und neunzehn Pfund neunzehn Schilling und sechs Pence davon ausgebe, es ihm gut gehen werde, wenn er aber einen Schilling mehr ausgebe, so werde er ins Elend gerathen."

Dann ein Capitän Porter, der im Roman als Capitän Hogkins eingeführt wird. Dann das zigeunerhafte Mittagsmahl, instar omnium, im Schuldgefängniß. Elende tägliche Kämpfe. Er trägt die paar Romane, die sein Vater besaß und als seine „Bibliothek" zu bezeichnen pflegte, zum Antiquar, einen nach dem anderen. Er wird mit Trödlern und Pfandleihern auf eine sehr unbehagliche Art vertraut. In den beiden Wohnzimmern des ausgeleerten Hauses schlägt endlich die Familie gewissermaßen ihr Lager auf, Tag und Nacht. Alles, wie es im Copperfield beinahe wörtlich aus dem Fragment der Selbstbiographie entnommen ist. Und dann, und dann — dann kam der letzte Act für den Knaben, der am meisten Beschämung nicht nur für das Kinderherz, sondern auch für den Mann noch viele Jahre nachher in sich zu fassen schien.

Wer erinnert sich nicht, wie der Knabe Copperfield als kleines Knechtchen in dem Waarenlager von Murdstone & Grimby dazu verwandt wird, Flaschen auszuspülen und mit Zetteln zu bekleben, zu korken, zu siegeln. Und wie er mit zwei, drei anderen Kindern in völliger Verwahrlosung Tag für Tag unter unsäglichen Seelenqualen in diesem einförmigen Geschäft verbringt. Das Leben ist in der That manchmal abenteuerlicher als der Roman. Dieser Knabe ist Charles Dickens; ja die Umstände seines Geschäfts waren noch komischer und armseliger; ich verweise hier auf den Theil der Selbstbiographie, der von Forster abgedruckt ist. Es bestand eine Concurrenz mit „Warrens'

Schuhwichse, Nr. 30 Strand"; ein gewisser Jonathan Warren behauptete, der ursprüngliche Erfinder des Recepts gewesen zu sein und hatte dies nebst seinem Namen für eine Leibrente verkauft. Es war auch ein Nr. 30, Hungerfordstairs, Strand (das letzte Wort wurde in den Inschriften und Annoncen groß geschrieben, das vorher sehr klein); lange Jahre mied es Dickens, die Straße wieder zu betreten, und machte lieber Umwege. Dort saß Charles Dickens als ein armer kleiner Sclave für sechs Schillinge die Woche in dem wackeligen, von Ratten erfüllten Hause und — doch er erzähle selber — „bedeckte Schuhwichsetöpfe mit einem Stück Oelpapier, dann mit einem Stück blauen Papier, band einen Faden darum und schnitt dann das Papier ringsum genau und nett, bis es so schmuck aussah wie ein Salbetopf aus einem Apothekerladen."

„Keine Worte können die geheime Seelenqual ausdrücken, die ich erduldete, als ich zu dieser Kameradschaft herabsank, diese alltäglichen Gefährten mit denen meiner glücklicheren Kindheit verglich und meine früheren Hoffnungen, ein gelehrter und berühmter Mann zu werden, in meiner Brust zusammenstürzen fühlte. Der tiefe Schmerz, den ich bei dem Gedanken empfand, völlig verwahrlost und hoffnungslos zu sein, die Scham über meine Lage, das Elend meines jungen Herzens bei dem Gedanken, daß Tag auf Tag Alles, was ich gedacht und gelernt und woran ich Freude gehabt und was meine Phantasie und meine Nacheiferung begeistert hatte, mir entschwand, um nie wiederzukehren, läßt sich nicht beschreiben. Mein ganzes Wesen war so von dem Schmerz und der Demüthigung dieser Gedanken durchdrungen, daß ich selbst jetzt, berühmt, geliebt und glücklich, wie ich bin, in meinen Träumen oft vergesse, daß ich ein liebes Weib und Kinder habe — selbst jetzt, da ich ein Mann bin und trostlos in jene Zeit meines Lebens zurückwandere."

Dies ist der äußerste Punkt von Herabwürdigung und Gefühl derselben in dem Leben von Dickens. Oft, so jung und kindisch war er noch, wenn er Morgens zu seinen Schuhwichsetöpfen ging, vermochte er nicht dem in dem Conditorladen zu halbem Preise ausgestellten abgestandenen Gebäck zu widerstehen und gab das Geld dafür aus, mit dem er sein Mittagessen bestreiten sollte; oder er machte, wenn er kein Geld hatte, einen Gang durch den Covent-Garden-Markt und starrte die Ananas an; am Sonnabend Abend ging er in Schaubuden, um das „fette Schwein", den „wilden Indier" oder die „kleine Dame" zu sehen. Ein besonderes Vergnügen aber waren für ihn die Scenen und Personen in dem Schuldgefängniß, und besonders drastisch war es, als sein Vater eine Petition um ein Geldgeschenk für die Gefangenen abgefaßt hatte, das sie in den Stand setzen sollte, bei Sr. Majestät herannahendem Geburtstag Sr. Majestät Gesundheit zu trinken; diese war dann auf einem großen unter dem Fenster befindlichen Bügelbrett ausgebreitet, und die abenteuerlichen Gestalten der Schuldgefangenen traten nach einander zum Unterschreiben ein. „Ich entwarf mir meinen eigenen kleinen Charakter und meine eigene Geschichte von einem Jeden, der seinen Namen auf das Stück Papier setzte." Er war, wie er selbst erzählt, solch ein kleines Kerlchen mit einem armen weißen Hut, kleiner Jacke und Barchenthosen, daß oft, wenn er in ein Bierhaus kam, um die Wurst und das Brot mit einem Glase Ale oder Porter herabzuspülen, die Leute es ihm nicht geben wollten.

Aus dieser Existenz ward Charles Dickens mit zwölf Jahren endlich gerettet, da die Verhältnisse seines Vaters sich besserten. Es geschah nicht auf so drastische Weise als bei dem kleinen Copperfield, welcher zu der Tante Betsey entfloh — die Thatsache selber war in beiden Fällen dieselbe; er besuchte endlich eine Schule. Es scheint nicht, daß er aus ihr viel mitbrachte. Erfindung einer Sprache, die durch Hinzufügung einiger gleichlautender Buchstaben entstand, und vermöge deren sie auf den Straßen für Ausländer gehalten wurden, Erzählung von Geschichten aus dem Stegreif und Abrichtung von weißen Mäusen, welche Räder drehten und Leitern hinaufliefen: dies scheinen ihm angenehmere Beschäftigungen gewesen zu sein, als der Unterricht ihm gewähren konnte, und er selber meinte später, daß die Jungen die Mäuse besser unterrichtet hätten als der Lehrer die Jungen. Der

Eigenthümer, ein unwissender Tyrann, dessen Hauptbeschäftigung im Prügeln bestand, hat die Ehre genossen, im Copperfield unzähligen Menschen zur Erheiterung zu dienen; auch der unschätzbare Mr. Squeers im Nickleby trägt einige Züge dieses Originals. Dickens erweiterte alsdann seine Erfahrungen über englische Privatschulen noch an einem weiteren Ort, über welchen wir keine Nachrichten haben.

Und wieder that sich ein neuer Bezirk der englischen Gesellschaft vor dem scharfen Auge des Knaben auf. Er war etwa fünfzehn Jahre alt, als er die Laufbahn des Advocatenschreibers betrat. Und ein Herr Blackmore — es war der zweite Advocat, bei dem er eintrat, denn Dickens vermannigfaltigte auch auf diesem Gebiet ohne besondere Absicht seine Erfahrungen — hat später darüber berichtet, daß zu dieser Zeit mehrere Begebenheiten in dem Büreau vorfielen und Personen da verkehrten, welchen die Ehre zu Theil wurde, in Pickwick und Nicholas Nickleby aufgenommen zu werden. Die Stellung, von der aus der große Menschenerforscher hier die bunte Welt des Advocatenbüreaus studirte, war die eines Büreaujungen. Es ist das in der humoristischen Classification der Advocatenschreiber im Pickwick die unterste Classe, nicht Schreiber mit Aussicht auf Advocatur, nicht besoldete Schreiber oder auch nur bloße Abschreiber, sondern „Büreaujungen in ihren ersten Ueberröcken, die eine angemessene Verachtung für Jungen fühlen, die in die Schule gehen, sich Nachts, wenn sie nach Hause gehen, auf gemeinsame Kosten Würste und Porter kaufen und denken, daß das Leben eine herrliche Sache ist". Die Varietäten des Genus Schreiber und Advocatengehülfe von dem biederen Traddle bis auf Uriah Heep bildeten jederzeit eine seiner Specialitäten.

Und abermals ein neuer Bezirk der englischen Gesellschaft! Sein Vater war parlamentarischer Berichterstatter für Zeitungen geworden, und Dickens bereitete sich nun mit der ihm eigenen gewaltthätigen Energie auf diese höhere Stufe von Thätigkeit vor. Denn die Verstärkung dieser Energie war eine der wichtigsten Folgen der nun vergangenen Jahre voll Erniedrigung und Kampf. Wenn er im Copperfield als eine charakteristische Eigenschaft des Schuldners im Gefängniß heraushob, daß derselbe unermüdlich gewesen sei in allen Angelegenheiten, welche für ihn nicht von Nutzen sein konnten, so kämpfte Dickens gegen das, was als Erbtheil hiervon in seinem Blute sein mochte, mit unbeugsamem Willen an. Und wenn er so früh als wenig Menschen die Ursache eines verfehlten Lebens in den Charakteren, auf den Gesichtern der Schuldgefangenen studirt hatte, darunter das Antlitz seines eigenen Vaters, so blieb von daher etwas Hartes und Aggressives in ihm, in seinen Entschließungen etwas, das zuweilen wie Wildheit erschien, in seiner Natur etwas, das seine Entschlüsse, besonnene wie übereilte, unüberwindlich machte; Forster erzählt, wie diese Züge selbst den Freund zuweilen erschreckten. Mit unbändigem Selbstvertrauen verband sich in solchen Momenten eine beinahe weibliche Empfindlichkeit. Noch im Juni 1862 schrieb er an Forster:

„Ich muß dich bitten, einen Augenblick still zu stehen und zu dem zurückzukehren, was du von den Tagen meiner Kindheit weißt, und dich fragen, ob es nicht natürlich ist, daß etwas von der Sinnesweise, welche damals in mir entstand und sich unter glücklicheren Verhältnissen verlor, während der letzten fünf Jahre wieder aufgetaucht ist. Das nie zu vergessende Elend jener Tage brachte eine gewisse scheue Empfindlichkeit in einem gewissen schlecht gekleideten, schlecht genährten Kinde hervor, das mir in dem nie zu vergessenden Elend dieser späteren Zeit wieder zurückgekehrt ist."

Doch macht man von diesem praktischen Ungestüm seines Charakters sich erst den richtigen Begriff, wenn man die Anlage zu demselben in seiner mächtigen Organisation, in seiner außerordentlichen psychischen Erregbarkeit sich verdeutlicht; als Kind litt er an Krämpfen; nachdem er sich kräftig entwickelt hatte, kannte er kein anderes Ausruhen von geistigen Anstrengungen als den Uebergang zu körperlichen; die Gewaltthätigkeit seiner plötzlichen Entschlüsse, wie er halb Europa durcheilt, um seinen Freunden in London eine seiner Dichtungen vorzulesen, um dann Tags darauf die Rückreise anzutreten: dies Alles erinnert an Alfieri oder

an Goethe's brausende Jugendjahre. Er war eine mächtige Natur, welche in ihrem ganzen Bezirk keine Schwierigkeit anerkannte. Und dieser selben Natur war es gegeben, sich selber und Alles um ihn mit einer unerhörten Genauigkeit zu beobachten, in dem Interesse des Beobachtens plötzlich wieder Alles zu vergessen, was auf sein persönliches Geschick sich bezog, mit unerhörter Treue des Gedächtnisses über den Erlebnissen aus allen Bezirken der Londoner Gesellschaft zu schalten. Gerade auf dem Zusammenwirken dieser beiden Seiten seiner mächtigen Natur beruht bei ihm wie bei Goethe und Alfieri die Macht des erzählenden Dichters.

Also er begann nun Punkte, fliegenbeinähnliche Zeichen, Raketen in ihrem seltsamen Zusammenhange mit Vorstellungen seinem Gedächtniß einzuprägen, und dazwischen saß er im britischen Museum, um die Fragmente von Kenntnissen, welche der verworrene Gang seines Lebens ihm zugeführt hatte, durch ein leidenschaftliches Studium zu vervollständigen. Er war der Copperfield, der von sich sagen durfte: „Was ich in meinem Leben zu thun versucht habe, habe ich mit ganzem Herzen versucht, gut zu thun. Wenn ich mich einer Aufgabe widmete, so widmete ich mich ihr ganz. Nie nur eine Hand an das zu legen, worauf ich mein ganzes Selbst wirken lassen konnte, und nie meine Arbeit zu unterschätzen, was sie auch sein mochte, das waren, wie ich jetzt finde, meine goldenen Regeln."

Und auch die Dora fehlt ihm nicht! Von den vielen Menschen, welche sich an der kleinen Dora und ihrem Wachtelhündchen Jip ergötzt haben, einer der schönsten humoristischen Darstellungen der Liebe, wußten wenige zu Dickens' Lebzeiten, daß Dora eine wirkliche Person, daß sie die große Liebe von Dickens war, die zu erlangen er die ungestümen Anstrengungen gemacht hatte, die ihn aus seiner Niedrigkeit emporgeführt haben. Die Mittheilungen, welche Forster macht, reichen nicht zu, das Verhältniß des Originals zu dem berühmten humoristischen Bilde festzustellen. Auch erscheint es gefährlich, solche Schlüsse zu wagen, wenn man z. B. erwägt, welche ganz von der Wirklichkeit ferne Gestalt die Jugendgeliebte von Novalis in dem Ofterdingen empfing, wie fern die Goethe'schen Gestalten den Personen stehen, welche zu ihnen die Anregung gaben. Vergleicht man inzwischen das sonstige Verhältniß der durch Dickens selber garantirten persönlichen Erlebnisse mit den Darstellungen des Copperfield, nimmt man hinzu die Aeußerung von ihm, nach welcher er diesen Theil des Copperfield als die treue Reproduction vergangener Zustände betrachtete, so fühlt man sich unwiderstehlich getrieben, die Dora des Romans nur aus dem humoristischen Lichte zu rücken, in das sie gestellt ist, und möchte dann in ihr die wirkliche Dora erkennen. Das Auffallende der Liebe zu dieser Kindernatur mit Kinderverstand, kindlichem Egoismus und kindlichem Liebreiz ward auch damals von seinem Freunde Forster empfunden, als dieser die wirkliche Dora kennen lernte und nun bemerkte, daß diese Capitel des Copperfield eine thatsächlichere Grundlage hatten, als er hatte glauben wollen. Es schien Forster, nachdem dies Wiedersehen stattgefunden hatte, als überschätze sein Freund die Gefühle jener Zeit, aber die Antwort von Dickens war eine von jenen, die zuweilen ergreifend bei ihm hervortreten; es ist, als blicke man in das Innere dieser vulcanischen Natur:

„Wenn du meine eigenen Gefühle meinst und dich nur besinnen willst, von welch verzweifelter Intensität meine Natur ist, daß ich vier Jahre lang jeden anderen Gedanken aus meinem Geiste ausschloß, zu einer Lebenszeit, wo vier Jahre vier mal vier Jahren gleich sind, und daß ich mit einem Eifer zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten daran ging, der mich wirklich in jenem Zeitungsleben emporhob und über die Köpfe von hundert Leuten hinwegtrug — dann hast du Unrecht, weil dies nicht übertrieben werden kann. Ich bin in der That seitdem über mich selbst erstaunt gewesen! — Und so litt ich und so arbeitete ich und so hämmerte ich und schmiedete ich an den tollsten Romanen, die je in eines Knaben Kopf kamen und sich darin festsetzten, daß es mir noch jetzt meine Selbstbeherrschung raubt, die Ursache von diesem Allen zu sehen. Ohne einen Augenblick aufrichtig zu glauben, daß es besser gewesen wäre, wir hätten uns nie getrennt, verstehe ich nicht, weshalb eine solche Gemüthsbewegung mich

ergreift. Niemand kann sich im Allerentferntesten vorstellen, welchen Schmerz die Erinnerung mir in Copperfield verursachte. Und gerade wie ich dies Buch nie öffnen kann, wie ich irgend ein anderes Buch öffne, kann ich (selbst als Vierundvierziger) dies Gesicht nicht sehen oder diese Stimme hören, ohne daß ich in der wildesten Weise über die Asche jener ganzen Jugend und Hoffnung dahinschwärme."

Sie war nicht Frau v. Stein, sie hatte auch wenig Aehnlichkeit mit den Frauen, welche Lord Byron oder Alfieri begeistert haben. Der Knabe, der in London den Kampf um die Existenz gekämpft hatte und dessen ungestüme Männlichkeit sich jetzt eben einen Platz in dieser harten Welt errang, immer noch ein Knabe dem Gemüth nach, wilden und bizarren Träumen unterthan und dann wieder von Allem entzückt, was im Leben Spiel und leichte Anmuth und reizender Schein ist, zugleich aber männlich durchaus in hartnäckigem Selbstvertrauen, welches nicht bedurfte, an irgend Jemanden sich anzulehnen, sondern stolz darauf war, Andere stützen und tragen zu können — dieser Knabe, an dem zudem die bittere Erinnerung vergangener Niedrigkeit haftete, mußte wohl eine Dora lieben, wie sie ihm, als einer höheren Lebensstellung angehörig, entgegentrat aus einer gesellschaftlichen Sphäre, in welcher die Arbeit ausgeschlossen war, eine Natur, welche des starken Arms bedurfte und welche zum Lohn für alle Anstrengungen das Leben mit einer Poesie von Kindlichkeit, scherzendem Spiel und bezaubernder Anmuth zu verklären versprach. Dickens, wie er damals war, bedurfte nicht einer Frau, die seine Kämpfe theilte und das Ringen seines Geistes verstand; er hatte allein gekämpft bis dahin, sein Leben hatte keinen Raum für ruhige innere Bildung und die gemeinsame stille Arbeit geistiger Fortentwicklung. Dies ist, was man wird sagen können, um seine Liebe zu verstehen; auch dann wird man nur verstehen, was eben Wirklichkeit ist, und daß dies hätte sein müssen, wird Niemand sagen können.

Auch kam eine Zeit, in welcher er ganz anders empfand, und die Gestalten von Frauen, welche später in seinem Leben auftreten, zeigen ein anderes Gepräge. Dem entsprach die humoristische Stimmung, in welcher er selber später diese Liebe betrachtete, als er am Copperfield arbeitete. Damals, als er den Copperfield schrieb, empfand er dies Alles: „Welche Widersprüche und Inconsequenzen in mir waren, wie es deren so viele in uns giebt; was vielleicht anders und besser hätte sein können, was ich gethan und worin ich der eigenen Stimme meines Herzens ungehorsam geworden — von alle dem wußte ich nichts." „Welch eine müßige Zeit, welch eine körperlose, glückliche, thörichte Zeit! Von allen meinen Zeiten, welche der Gott der Zeit in seiner Faust hält, giebt es keine, über welche ich bei einem einzigen Rückblick halb so viel lächeln, an die ich halb so zärtlich denken kann."

In diesem Lichte sah er diese Zeit, als er später mit seiner Frau in dem Hause seiner jugendlichen Dora einen förmlichen Besuch machte, und damals vermochte er ihren ausgestopften Liebling „Jip", dem er in der Vorhalle begegnete, mit stillem Gleichmuth zu betrachten. Als er zu dieser Zeit den Roman „Little Dorrit" begann, entwarf er noch einmal in der Flora desselben ein Bild ihres Wesens. Es ist in diesen humoristischen Darstellungen etwas, was an die Stimmung erinnert, in welcher Thackeray in seinem berühmtesten Roman seinen edelsten Charakter ein Leben hindurch um den Besitz einer Frau ringen läßt, deren Natur sich ihm dann als gerade so endlich und eingeschränkt zeigte, wie Alles das war, wonach in dieser Welt der Eitelkeiten Andere neben ihm gerungen haben.

Für eine Grundauffassung jedoch in Dickens' Leben und Dichtungen bleibt dieser erste Vorgang bezeichnend. Er geht überall aus von einem starken Gefühl des Gegensatzes in Natur, Bildung, Lebensaufgabe der Männer und der Frauen; im Gegensatz zu Männlichkeit und Genialität, als dem Ideal des Mannes, schränkt er überall das der Frau auf innige hingebende Güte ein. Die Frau, welche mit selbstthätiger Energie im Leben mitzuringen Neigung hat und keines Mannes bedarf, erscheint ihm nur in der humoristischen Gestalt der — — „Miß Trotwood".

Dies waren die Gefühle, welche die ersten Bemühungen von Dickens begleiteten, als Berichterstatter und Stenograph englischer Blätter thätig zu sein. In den

Stellungen, welche er hier nach einander hatte, lag ein gründliches realistisches Gegengewicht gegen die Poesie seiner Liebe. Es ist, als ob das Schicksal ihn besonders geleitet hätte, ihn für seine Aufgabe vorzubereiten, der epische Darsteller der Zustände Englands in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu werden. Nun lernte er nach einander die Gerichtshöfe und die politischen Körperschaften seines Landes auf das Gründlichste kennen. Fast zwei Jahre lang fungirte er als Berichterstatter für eins der Bureaux in Doctors' Commons; die vernichtende Kritik, welche er in seinem Copperfield gegen diese Institution eines halb kirchlichen Gerichtshofes schleuderte, ruht auf dieser Grundlage. Es ist die Kritik des Dichters und des Humoristen, welche durch die Hinstellung der Charaktere selber, durch die Schilderung der „Familienzusammenkünfte" dieser ehrwürdigen Körperschaft geübt wird; aber so ungestüm ist sein Haß, daß er persönlich heraustritt und mit Mr. Spenlow persönlich anbindet in jener wundervollen Verspottung der Schlußweise englischer Conservativer: „Unter dem Registraturamt sei das Land groß und glücklich gewesen. Treibe man also einen Keil in das Registraturamt, dann würde das Land aufhören, groß und glücklich zu sein."

Von da gelangt er auf die Galerie der Berichterstatter im Parlament. Man muß sich immer wieder sagen, daß unsere deutschen Verhältnisse keine Analogie für eine so frühe Selbständigkeit darbieten: als dies geschah, war Dickens neunzehn Jahre alt.

Eine neue Gruppe von Thatsachen begann sich ihm hiermit zu erschließen. Es waren nicht nur die Sitzungen des Parlaments, über die er Bericht erstattete, sondern überall im Lande, wo ein wichtiger Wahlkampf stattfand, waren diese Berichterstatter zu finden. Und das zu einer Zeit, in welcher die Fahrten durch das Land mit Abenteuern aller Arten verbunden waren. „Ich habe," erzählte er später, „die Kosten für ein halbes Dutzend Umstürze binnen einer Zeit von einem halben Dutzend Mal so viel Meilen zu berechnen gehabt. Ich habe Ersatz zu fordern gehabt für den Schaden, den das Herabtröpfeln des Wachses von einer lodernden Kerze meinem Ueberrock zufügte, wenn ich in den frühesten Morgenstunden in einem schnell dahinfliegenden Wagen schrieb. Ich habe wohl fünfzigmal während einer einzigen Reise für alle möglichen Beschädigungen Kosten berechnen müssen, solcher Art waren die Folgen der gewöhnlichen Schnelligkeit, mit der wir uns fortbewegten. Ich habe für zerbrochene Hüte, zerbrochenes Gepäck, zerbrochene Stühle, zerbrochenes Pferdegeschirr Kosten berechnet — für Alle außer einem zerbrochenen Kopf, für den sie ungern bezahlt haben würden." Während eines Wahlkampfes in Devonshire schrieb er eine Rede des Lord John Russel inmitten eines lebhaften Handgemenges auf. Diese Berufsthätigkeit hatte für ihn einen Zauber, den er noch in späten Zeiten empfand und noch 1865 erklärte er, daß er morgen wieder damit anfangen könnte. Während langweiliger Tischreden sah man seine Hand, mit imaginären Aufzeichnungen beschäftigt, auf dem Tischtuch hin- und hergehen. Es gab, erklärte ein Zeuge dieser Tage, nie einen solchen Stenographen.

Er bildet sich aber zugleich in Betreff dessen, w a s er stenographirte, eine Ueberzeugung, welche er im Verlauf seines Lebens niemals geändert hat: „Prophezeiungen, die niemals in Erfüllung gehen, Versprechungen, die niemals gehalten werden, Auseinandersetzungen, die nur den Zweck haben, zu mystificiren." Sein Haß gegen „die parlamentarischen Dudelsäcke" geht durch alle seine Schriften. Auch in dieser Beziehung ward er ein mächtiges Werkzeug im Dienste des Radicalismus und er und Thackeray zusammen haben nicht weniger den Aberglauben an das Parlament untergraben als John Stuart Mill, Buckle und George Grote. Im Copperfield schildert er mit Jubel, wie er „in einer freudevollen Nacht" zum letzten Male die abgeleierten parlamentarischen Melodien niedergeschrieben habe. Er rechnete im Ganzen die parlamentarische Intelligenz gewöhnlichen Schlages dem Gesammtbegriff des Pickwick'schen Verstandes unter und er fand schon im Nicholas Nickleby Gelegenheit, seinem Haß gegen das Parlamentstreiben Ausdruck zu geben.

Schon im Jahre 1833, damals 21 Jahr alt, trat er vor dem Publicum auch als Schriftsteller auf; das Entwerfen humoristischer Skizzen war unter dem Einfluß seiner

großen Vorbilder schon ganz früh von ihm versucht worden; als Knabe in Chatham hatte er die Gewohnheit, Geschichten aus dem Stegreif zu erfinden, kleine komische Lieder vorzutragen und versuchte sich mit einer Tragödie; in der Schule blieb das Improvisiren von Geschichten ihm eine Lieblingsbeschäftigung; so war das Fabuliren mit ihm herangewachsen, und als er seine erste Londoner Skizze „Mr. Minns und sein Vetter“ eines Abends im Jahre 1833 verstohlen in einen dunklen Briefkasten eines dunklen Postbureaus mit der Adresse für ein damaliges Magazin steckte, so war dies nur der erste Versuch, Lieblingsbeschäftigungen vor das Publicum zu bringen, die ihm von frühen Kinderjahren her vertraut waren.

Die Jahre der Vorbereitung waren nunmehr vorüber.

Später fragte einmal ein Freund seinen Vater: „Wo hat Ihr Sohn denn seine Erziehung erhalten, Mr. Dickens?“ — „Nun Sir, man kann sagen — ha, ha, — daß er sich selbst erzogen hat!“ Es war eine echt Mikawber'sche Antwort.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Ueber die Dichtung der ersten Scene des „Rheingold“ von Richard Wagner. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Dichters von Edm. v. Hagen. München, Christian Kaiser.

Es macht uns Vergnügen, unsere Leser an dem Genuß folgender Stelle theilnehmen zu lassen:

„Ich schließe diese Betrachtung mit einem kurzen Hinweise auf die weltgeschichtliche und überweltliche Stellung Richard Wagner's. Richard Wagner ist eine weltgeschichtliche Persönlichkeit, aber wohl gemerkt! eine weltgeschichtliche Persönlichkeit nur in dem von uns eben erörterten guten Sinne des Wortes. Wagner's bedeutende Eigenart bannt allgewaltig allen wahrhaft werthvollen Wahn des Weltwesens in ihre Sphäre, drückt den Stempel des Genius darauf und schenkt ihn schön gestaltet hochherzig der Mit- und Nachwelt. Die Welt bietet sich Wagner dar, er bringt sie aus sich selbst neu hervor, das Gegebene wird ihm ein Erzeugtes, das Datum wird Product, das Erkennen wird Wollen, das Wissen wird Ueberzeugung, sein Geist ist Charakter, sein Wesen Energie.“

Im Uebrigen beruhigt uns die Erklärung des Verfassers, daß ihm diese Schrift eine Nothwendigkeit war, somit hat sie wohl ihren Zweck erreicht.

Die religiöse Zukunft der civilisirten Völker. Von Emil von Laveleye. Nördlingen, C. H. Beck'sche Verlagshandlung.

Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker. Von Emil von Laveleye. Autorisirte Ausgabe, mit Vorwort von Dr. J. C. Bluntschli. Nördlingen, C. H. Beck'sche Verlagshandlung.

Der Mensch ist nach dem Standpunkte des Verfassers ein seinem Wesen nach religiös angelegtes Geschöpf. Die Moral findet ihre Basis, sowie die Bestätigung ihrer Principien ganz allein in den religiösen Ideen, es giebt kein Recht ohne Moral, keine Gerechtigkeit, keine sociale Ordnung. Das Christenthum Jesu ist die absolute Religion, diejenige, welche bei richtiger Anwendung alle socialen Schwierigkeiten lösen könnte; wenn irgend eine Religion berechtigt ist, fortzuexistiren, so wird dies für die Zukunft nur das Christenthum Jesu sein. Der Liberalismus in seinem Kampfe gegen den Klerikalismus kommt auf den Punkt, den Krieg auf das religiöse Terrain hinüberzuspielen. Wenn er glaubt, daß die Civilisation sich auch ohne religiöses Ideal weiter entwickeln kann, so genügt es einfach, das Letzte zu zerstören; glaubt er es nicht, so muß er sich an die Zukunftsreligion anschließen, und diese ist das Christenthum des Evangeliums. Es ist der Standpunkt von Laurant, welchen die beiden wohlgesinnten und beredten Broschüren vertheidigen.

Erzählende Dichtungen. Von R. Gottschall. Breslau, Trewendt.

Zwei Bändchen derselben sind uns bis jetzt zugekommen. Es sind gute alte Bekannte. Das Talent Gottschall's für Sprache und Vers, ein Talent, welches die Grundlage für jeden Dichter bildet, wie das der Farben für den Maler, sein lebendiger, historisch und philosophisch gebildeter Geist, welcher Allem Gehalt giebt, das von ihm ausgeht, die lebendige Kraft seiner Phantasie machen diese Erzählungen zu einer fesselnden Lectüre.

Das

Kalendersystem der civilisirten Nationen von Mexico.

Von

Hubert H. Bancroft.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Der stärkste Beweis für die vorgeschrittene Civilisation der Nahuas ist vielleicht ihre Methode, die Zeit zu berechnen, welche, was Scharfsinn der Erfindung und Richtigkeit betrifft, allen Systemen ihrer Zeitgenossen unter den europäischen und asiatischen Nationen gleichkam, wenn sie dieselben nicht übertraf.

Die Nahuas waren mit den Bewegungen der Sonne, des Mondes und selbst einiger Planeten wohl bekannt, während andere Phänomene des Himmels, wie zum Beispiel Eklipsen, wenn sie dieselben auch unnatürlichen Ursachen zuschrieben, doch sorgfältig von ihnen beobachtet und aufgezeichnet wurden. Sie hatten außerdem ein genaues System, um den Tag in bestimmte Perioden einzutheilen, die ungefähr mit unseren Stunden correspondiren, und wie der gelehrte Sr. Leon y Gama gezeigt hat, benutzten sie den aztekischen Kalenderstein, den man auf der Plaza der Stadt Mexico fand, nicht allein als ein dauerhaftes Register, sondern zugleich als Sonnenuhr.

Obgleich das System des aztekischen Kalenders als ein Ganzes klar und leicht verständlich ist, so ist es doch außerordentlich schwierig, viele seiner Details mit Bestimmtheit zu beschreiben, weil fast alle früheren Reisenden, welche Mexico besuchten, die widersprechendsten Behauptungen aufstellen. Sie fanden dort in verschiedenen Localitäten Ueberreste, die sie als Kalender der Mexicaner beschrieben, ohne in Betracht zu ziehen, daß die vielen getrennten Königreiche, welche das Territorium der Azteken umgaben, wenn sie auch im Wesentlichen dasselbe System gebrauchten, doch in vielen wichtigen Punkten davon abwichen, wie unter Anderem in den Namen der Jahre, Monate und Tage, dem Jahresanfang ꝛc. Diese Schwierigkeit wächst noch, wenn wir den Versuch machen, mexicanische Daten mit unseren eigenen in Uebereinstimmung zu bringen. Selbst Boturini, der seine Untersuchungen in Mexico machte, irrt oft; und Veytia, dem wir das Verdienst lassen müssen, den Gegenstand gründlich studirt und in ein klares System gebracht zu haben, ist in vielen Punkten im Irrthum.

Von den älteren Schriftstellern, wie Sahagun, Las Casas, Duran, Motolinia

und Anderen, ist keiner ausführlich genug, um ihm ganz zu folgen, und die Details, welche sie geben, widersprechen sich meistens. Torquemada, welcher einen großen Theil seines Materials von Motolinia bekommen, widerspricht sich selbst zu oft, um zuverlässig zu sein. Leon y Gama ist ebenfalls in einige Irrthümer verfallen, obgleich er viele Arbeit darauf verwandt hat, das System gründlich zu erforschen; vielleicht ist die Ursache davon, daß er nicht die werthvolle Hülfe von Sahagun's Schriften besaß, oder weil er sich zu sehr auf die Schriften Torquemada's und das Manuscript des Indianers Cristóbal del Castillo verließ, wie in der Kritik von Gama's Werk, von Sr. José Antonio Alzate in den Gacetas de Literatura gezeigt wird. Humboldt's Beschreibung, die werthvoll ist wegen ihrer ausgedehnten Vergleiche, die er zwischen den mexicanischen, asiatischen und ägyptischen Kalendern zieht, ist eben deshalb zu verwickelt, um leicht verständlich zu sein. Von allen diesen Beschreibungen haben Gallatin, Mc Culloh und Müller nebst einigen Anderen uns Jeder ein gutes Résumé gegeben, aber ohne den Versuch zu machen, alle Widersprüche zu vereinen.

Die erste Kunde, welche wir von einem regelmäßigen Kalender haben, ist uns von Ixtlilxochitl gegeben, der erzählt, daß in dem Jahre 5097 nach der Erschaffung der Welt eine Versammlung von gelehrten Männern in der Stadt Huehuetlapallan zusammenkam und beschloß, daß die Berechnung der Jahre, Monate und Tage, der Schaltjahre und eingeschobenen Tage in der Ordnung bleiben sollte, in der man sie zur Zeit der Eroberung fand. Vor dieser Zeit wird behauptet, daß die einzige Berechnung, die gemacht wurde, sich nach dem jährlichen Wachsen des jungen Grases und der Kräuter richtete, wovon der Name des mexicanischen Jahres: xihuitl, neues Gras, herkommt. Es wird auch gesagt, daß eine oberflächliche Berechnung der Zeit nach dem Mond gemacht wurde, von

Der aztekische Cyclus.

seiner Erscheinung bis zu seinem Verschwinden, und daß man diese Periode metztli, der Mond, nannte, und sie in zwei gleiche Theile theilte, von denen einer mextozolitzli, die Zeit, wo der Mond wach oder sichtbar, und der andere mecochiliztli, der Schlaf des Mondes, oder die Zeit, wo er unsichtbar ist, hieß. Ueber die größeren Eintheilungen der Zeit sind die Nachrichten sehr widerstreitend. Zwei, drei, vier und fünf Zeitalter werden von verschiedenen Schriftstellern angenommen, am Ende eines jeden wäre die Welt zerstört und am Anfang jedes folgenden wieder erschaffen.

Der allgemeine Glaube der Eingeborenen war indeß, daß zur Zeit der Eroberung die Welt durch drei Zeitalter gegangen sei, und im vierten begriffen wäre. Das erste Zeitalter oder „die Sonne", wie es auch genannt wurde, war die Sonne des Wassers, atonatiuh; das zweite die Sonne der Erde, tlalchitonatiuh; das dritte die Sonne der Luft, ehecatonatiuh. Dies ist ungefähr Alles, was wir von der Eintheilung der Zeit vor der Versammlung von Huehuetlapallan, welche den regelmäßigen Kalender eingeführt haben soll, wissen.

Der mexicanische Kalender enthält die folgende Eintheilung der Zeit: „das Zeitalter", aus zwei Perioden von je 52 Jahren bestehend, wurde huehuetiliztli genannt. Der „Cyclus", aus vier Perioden von je 13 Jahren bestehend, hieß xiuhmolpilli, xiuhmolpia oder xiuhtlalpilli, was das Aufknoten der Jahre heißt. Jede Periode von 13 Jahren, oder wie es von den spanischen Geschichtschreibern genannt ist, jede indiccion, wurde als ein tlalpilli oder Knoten betrachtet, und jedes einzelne Jahr hieß, wie oben gesagt: xihuitl oder neues Gras. Das „Zeitalter" wurde im gewöhnlichen Rechnen nicht gebraucht, und wird nur selten erwähnt, um einen langen Zeitraum zu bezeichnen.

Die Zahl der Hieroglyphen, welche zu dem Namen irgend eines Jahres in dem Cyclus hinzugefügt waren, betrug nicht mehr als vier, und um diesen Plan auszuführen, wurden vier Zeichen gebraucht, welche tochtli, Kaninchen, calli, Haus, tecpatl, Feuerstein, und acatl, Rohr (Zuckerrohr), hießen. So fingen die Azteken also an, das erste Jahr im ersten Cyclus unter dem Namen oder der Hieroglyphe: Ce tochtli, eins, mit dem Zeichen des Kaninchens zu zählen; das zweite war Ome acatl, zwei, Rohr; das dritte Yey tecpatl, drei, Feuerstein; das vierte Nahui calli, vier, Haus; das fünfte Macuilli tochtli, fünf, Kaninchen; das sechste Chicoace acatl, sechs, Rohr; das siebente Chicome tecpatl, sieben, Feuerstein; das achte Chicoey calli, acht, Haus; das neunte Chiconahui tochtli, neun, Kaninchen; das zehnte Matlactli acatl, zehn, Rohr; das elfte Matlactli oce tecpatl, elf, Feuerstein; das zwölfte: Matlactli omome calli, zwölf, Haus; und das dreizehnte Matlactli omey tochtli, dreizehn, Kaninchen. Diese Numerirung wurde in derselben Weise fortgesetzt, das zweite tlalpilli fing wieder mit „eins, Rohr"-an, das dritte tlalpilli mit „eins, Feuerstein", das vierte mit „eins, Haus" und so weiter bis zu dem Ende des Cyclus von 52 Jahren. Es ist leicht zu ersehen, daß während der 52 Jahre keiner von diesen vier Namen zwei Mal von derselben Nummer begleitet werden konnte, und daher konnte keine Verwirrung entstehen. Anstatt also zu sagen, daß ein Ereigniß im Jahr 1850 stattfand, wie wir es nach unserer Rechnungsweise thun, sprechen sie davon, als sei es z. B. im Jahre drei, Kaninchen in dem zwölften Cyclus geschehen. Doch ist einige Verwirrung unter verschiedenen Schriftstellern dadurch entstanden, daß die verschiedenen Nationen von Anahuac ihren Cyclus nicht alle mit demselben hieroglyphischen Zeichen anfingen. So fingen die Tolteken mit dem Zeichen tecpatl, Feuerstein, an, und die Mexicaner oder Azteken mit tochtli, Kaninchen, während wieder andere acatl, Rohr, und einige calli, Haus, als ihren ersten Namen gebrauchten. Ein Cyclus wurde in ihren Malereien durch die Figuren von tochtli, acatl, tecpatl und calli repräsentirt, die jede dreizehn Mal wiederholt und in einen Kreis gebracht waren, um welchen eine Schlange mit dem Schwanz im Maule gemalt war. Diese machte auf den vier Cardinalpunkten jedes Mal eine Schlinge mit ihrem eigenen Körper, wie die Abbildung auf S. 501 zeigt, und hierdurch wurde der Cyclus in vier tlalpillis getheilt.

Die vier Zeichen: Kaninchen, Rohr,

Feuerstein und Haus wurden auch nach Boturini dazu benutzt, um die vier Jahreszeiten zu bezeichnen. So bedeutete z. B. tecpatl zugleich Süden, calli Osten, tochtli Norden und acatl Westen. Auf dieselbe Weise wurde tecpatl gebraucht, um Feuer, calli, Erde, tochtli, Luft und acatl, Wasser zu bezeichnen.

Das bürgerliche Jahr war wiederum in achtzehn Monate und fünf Tage eingetheilt. Jeder Monat hatte seinen besonderen Namen, aber die fünf extra Tage wurden nur als nemontemi oder „unglückliche Tage" bezeichnet, und Kinder, die an diesen Tagen geboren waren, oder Unternehmungen, die dann anfingen, betrachtete man als unglücklich. Diese Monate wurden in hieroglyphischen Malereien ebenfalls in einem Kreise dargestellt, in dessen Mitte ein Gesicht, das entweder die Sonne oder den Mond vorstellte, gemalt war. Dieser Kreis hieß xiuhtlapohualli oder Zählung des Jahres.

Was die Ordnung anbetrifft, in welcher die Monate auf einander folgten, und den Namen des ersten Monats, stimmen kaum zwei Schriftsteller überein, ebenso finden wir, daß manchen Monaten drei oder vier verschiedene Namen gegeben sind. Es scheint vernünftig, anzunehmen, daß der Monat, welcher gleich auf die nemontemi folgt, die immer am Ende des Jahres hinzugefügt wurden, der erste war, und die einzige Schwierigkeit hierbei ist, zu erfahren, in welcher Richtung die Azteken schrieben, ob von rechts nach links oder von links nach rechts.

In dem Kreise der Monate, den Veytia giebt, und von dem man glaubt, daß er von einem Original copirt sei, sind diese fünf Tage zwischen die Monate: Panquetzaliztli und Atemoztli eingeschoben, und wenn man von links nach rechts rechnet, würde dies Atemoztli zum ersten Monat machen, was mit Veytia's Behauptung übereinstimmt. Aber Gama und Andere weichen entschieden von dieser Meinung ab, und geben andere Monate als die ersten an.

Ich spare eine weitere Betrachtung dieses Gegenstandes für einen anderen Platz in diesem Capitel auf, wo er in Verbindung mit den übrigen Gegenständen eingehender besprochen werden kann.

Jeder Monat wurde, wie vorhin gesagt, durch seine eigene Hieroglyphe repräsentirt, welche eine bestimmte Bedeutung hatte, und sich gewöhnlich auf irgend ein Fest oder ein Naturereigniß bezog, wie das Reifen des Obstes, oder das Fallen des Regens während des Monats, obgleich auch in diesem Fall viel Verschiedenheit unter den Schriftstellern in Bezug auf die Bedeutung der Namen herrscht.

Titil, welcher nach Gama der erste Monat war, ist von Boturini als „unsere Mutter" oder „Mutter der Götter" übersetzt, während Cabrera es durch „Feuer" übersetzt. — Itzcalli überträgt Boturini mit „Regeneration"; der Codex Vaticanus übersetzt es „Geschicklichkeit" und Veytia „das Hervorsprossen des Grases". — Atlcahualco bedeutet „das Sinken der Wasser". — Der Tlascatekenname dieses Monats, Xilomanaliztli meint „das Anbieten des grünen Mais". — In anderen Gegenden war dieser Monat auch unter dem Namen Quahuitlehua bekannt, „das Brennen der Berge" oder eigentlich der Bäume auf den Bergen, was dem Säen voranging.

Tlacaxipehualiztli heißt das Schinden der Menschen (wörtlich Hautabziehen). Der andere Name dieses Monats Cohuailhuitl ist „das Fest der Schlange". Tozoztontli, Tozcotzintli und Hueytozcotztli sind respective „das kleine und das große Fasten oder Nachtwachen"; während Einige diese Worte mit „Stechen der Adern", „Blutvergießen" oder „große und kleine Buße" übersetzen. Toxcatl ist ein „Kragen" oder „Halsband". Etzalqualiztli wird von Boturini „gedämpfte Bohnen" oder „das Essen der Bohnen" übersetzt, während Veytia es „das Essen von Maissuppe" nennt. Tecuilhuitzintli und Hueytecuilhuitl bedeutet „das kleine und große Fest des Herrn".

Miccailhuitzintli wird sowohl als „das Fest der todten Kinder" gedeutet, als auch als „das kleine Fest der Todten"; ein anderer Name für diesen Monat ist Tlaxochimaco, was „Vertheilung der Blumen" besagt. — Hueymiccailhuitl ist entweder das „Fest der todten Erwachsenen" oder „das große Fest der Todten". Xocotlhuetzin, ein anderer Name für diesen Monat, bedeutet „das Reifwerden des Obstes". — Ochpaniztli ist „das Reinigen der Straßen". — Teotleco, oder „die

Ankunft der Götter", war der nächste Monat, er wurde auch Pachtli oder Pachtontli genannt; das Letztere wird durch „Demüthigung" und das Erste durch „Moos, das von Bäumen niederhängt" übersetzt. — Hueypachtli war „das große Fest der Demüthigung" und hieß auch Tepeilhuitl oder „das Fest der

Jeder Monat enthielt zwanzig Tage, welche in vier Gruppen oder Wochen, wie wir sie der Bequemlichkeit wegen nennen können, vertheilt waren. Am Ende einer jeden Gruppe wurde ein öffentlicher Markt oder eine Messe gehalten. Es giebt keine Meinungsverschiedenheit mit Bezug auf die Namen der

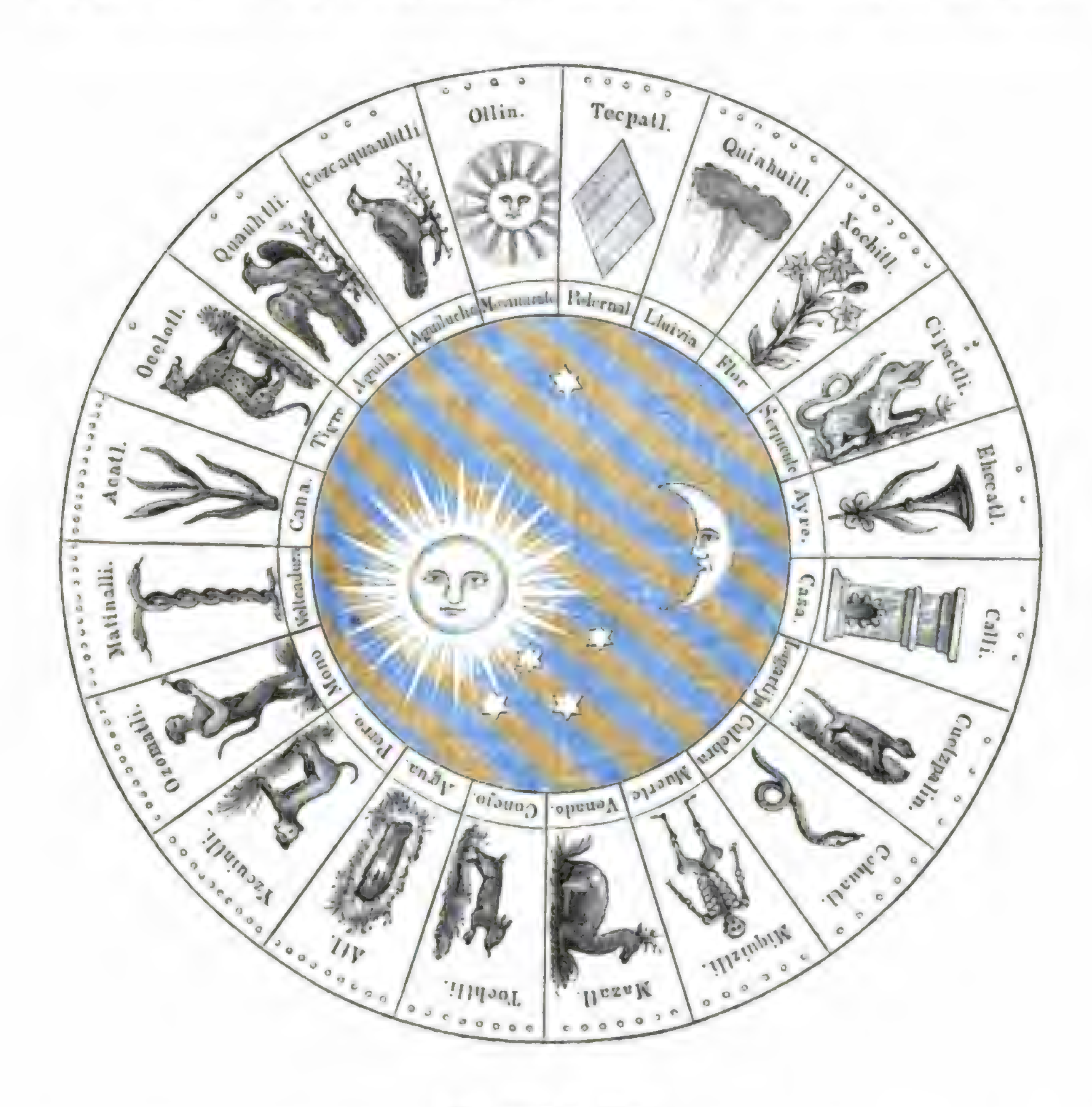
Das aztekische Jahr.

Berge". — Quecholli bedeutet „Puterhahn", aber der Ausleger des Codex Telleriano-Remensis übersetzt es „die Schlange der Wolken". — Panquetzaliztli ist „das Aufziehen der Flaggen und Banner". — Atemoztli, der letzte Monat, bedeutet „das Austrocknen der Wasser".

Die vorstehende Abbildung zeigt die Reihenfolge der Monate und die Bilder, durch welche sie repräsentirt wurden.

Tage, oder die Ordnung, in welcher sie einander folgten, aber es ist sehr schwierig und in vielen Fällen unmöglich, die verschiedenen hieroglyphischen Zeichen, welche diese Tage darstellen, mit einander zu vereinen, mögen sie nun in den Büchern oder in den verschiedenen Darstellungen des Kalenders vorkommen. Die Namen der Tage sind: Cipactli, ein Name, wofür es fast unmöglich ist, eine richtige Deutung zu geben, da er verschiedentlich als ein

Thierkopf mit offenem Maule, bewaffnet mit langen Stoßzähnen, als ein Fisch mit einer Anzahl von steinharten Messern auf seinem Rücken, als eine Art von Eidechse mit sehr langem über dem Rücken aufgerollten Schwanze, und in vielen anderen monströsen Formen repräsentirt wird. Er heißt „das Seethier", „der Schwertfisch", Regen, und Xochitl Blume. Man wird bemerken, daß die Tage, welche die Namen oder Zeichen der Jahre tragen, nämlich: Tochtli, Calli, Tecpatl und Acatl die ersten jeder Woche sind. Die fünf Nemontemi hatten keinen besonderen Namen. Die hier folgende Abbildung zeigt die Art und Weise, wie die Azteken ihren Monat dar-



Der aztekische Monat.

die mit „Harpunen bewaffnete Schlange" und Anderes. Ehecatl ist Wind, Calli Haus, Cuetzpalin Eidechse, Coatl Schlange, Miquiztli Tod, Mazatl Hirsch, Tochtli Kaninchen, Atl Wasser, Itzcuintli Hund, Ozomatli Affe, Matinalli Strauchwerk, oder verworrenes Gras, Acatl Rohr, Ocelotl Tiger, Quauhtli Adler, Cozcaquauhtli eine Art von Geier, in Mexico als rey de los zopilotes bekannt, Ollin Bewegung, Tecpatl Feuerstein, Quiahuitl, stellten, und die hieroglyphischen Namen eines jeden Tages.

Da 365 Tage das Jahr nicht vollständig machen, so zählten die Mexicaner die übrigen dreizehn Tage am Ende des Cyclus von zweiundfünfzig Jahren zu. Aber Gama versichert, daß sie unserer correcteren Berechnung noch näher kamen, und nur zwölf und einen halben Tag zuzählten.

Man hat oft versucht, genau die

Zeit zu bestimmen, wann das mexicanische Jahr unseren Daten nach anfing, aber in diesem Punkt findet zwischen den alten Geschichtschreibern keine Uebereinstimmung statt, und obgleich viele ausführliche Berechnungen gemacht worden sind, um die Richtigkeit der einen oder der anderen Behauptung zu beweisen, so ist das Resultat in jedem Falle ein verschiedenes. Gama berechnet und Humboldt und Gallatin bestätigen seine Behauptung, daß das erste Jahr des mexicanischen Cyclus am 31. December alten Styls, oder am 9. Januar des neuen Styls anfinge, und zwar mit dem Monat Tititl und dem Tage Cipactly.

Wir kommen nun zu einer anderen Art der Rechnung, die unter dem Namen „Kirchlicher Kalender" bekannt ist, und die, wie der Name voraussetzen läßt, benutzt wurde, um die religiösen Feste und Gebräuche und alles dazu Gehörende zu reguliren. Die vorher beschriebene Rechnungsweise richtete sich nach der Sonne, während die des kirchlichen Kalenders sich nach dem Monde richtete. Die Perioden, in welche er eingetheilt wurde, hatten dreizehn Tage und umfaßten somit ungefähr die Hälfte der Zeit, wo der Mond sichtbar war. Das Jahr enthielt ebenso viele Tage als der Sonnenkalender, aber sie waren in gänzlich verschiedene Perioden eingetheilt. So gab es in Wirklichkeit gar keine Monate darin, sondern nur zwanzig Wochen, von je dreizehn Tagen, und da diese kein volles Jahr ausmachen, wurde dieselbe Weise der Berechnung für 105 Tage weiter fortgesetzt, und am Ende des tlalpilli wurden dreizehn Tage eingeschoben, um die verlorenen Tage zu ersetzen. Die Namen der Tage waren dieselben als in dem Sonnenkalender, aber sie wurden gezählt wie folgt. Vor den ersten Tag wurde die Nummer 1 gesetzt, vor den zweiten 2, vor den dritten 3, und so weiter bis zu dreizehn. Der vierzehnte wurde wieder eins genannt, der fünfzehnte zwei und so wieder bis zu dreizehn; und nach derselben Weise zählte man weiter bis zum Ende des Jahres. Aber da bei dieser Rechnung es natürlich vorkommt, daß ein Name dieselbe Nummer zwei Mal hat, so wurden ergänzende Zeichen zu den regulären Namen hinzugefügt. Man nannte sie quecholli, „Herren oder Beherrscher der Nacht". Es gab ihrer neun, xiuhtecutli, tletl, Herr des Jahres, Feuer, tecpatl, Feuerstein, xochitl, Blume, centeotl, Göttin des Mais, miquiztli, Tod, atl, Wasser, repräsentirt durch die Göttin Chalchihuitlicue, tlazolteotl, Göttin der Liebe, tepeyollotli, eine Gottheit, von der man annahm, daß sie das Innere der Berge bewohne, quiahuitl, Regen, dargestellt durch den Gott Tlaloc.

Wie oben gesagt, nahm man an, daß eins dieser Zeichen den gewöhnlichen Namen eines jeden Tages begleite, vom ersten Tage des Jahres anfangend, aber sie wurden nie mit den ersten 260 Tagen geschrieben oder erwähnt, sondern nur mit den letzten 105 Tagen, um diese von den ersten zu unterscheiden. Um dieses System verständlich zu machen, schiebe ich einige Monate des mexicanischen Kalenders ein, welche das Solar- und Lunarsystem zusammen zeigen, wie es von Gama aufgestellt ist.

Monate und Tage unserer Era.	Monate und Tage des mexicanischen bürgerlichen oder Solarkalenders.	Tage und Wochen des mexicanischen kirchlichen oder Lunarkalenders.	Begleitende Zeichen oder Herrscher der Nacht.	
Januar 9	Tititl 1	1 Cipactli	Tlotl	1
10	2	2 Ehecatl	Tecpatl	2
11	3	3 Calli	Xochitl	3
12	4	4 Cuetzpalin	Centeotl	4
13	5	5 Coatl	Miquiztli	5
14	6	6 Miquiztli	Atl	6
15	7	7 Mazatl	Tlazolteotl	7
16	8	8 Tochtli	Tepeyollotli	8
17	9	9 Atl	Quiahuitl	9

Die fünf Nemontemi wurden in diesem Kalender wie andere Tage gezählt, das heißt sie bekamen die Namen, welche in der regelmäßigen Ordnung auf sie fielen, aber trotzdem hielt man sie für unglückliche Tage, auch hatten sie keine begleitenden Zeichen.

Außer der vorhergehenden Tabelle des mexicanischen Kalendersystems, wie es von Gemelli, Careri, Veytia und Anderen dargestellt ist, ist der Kalenderstein zugleich die zuverlässigste Quelle, aus welcher man die Ausdehnung der astronomischen Wissenschaft der Azteken erfahren kann.

Gama und nach ihm Gallatin geben sehr genaue Beschreibungen dieses Stei-

nes. Ich schiebe hier ein Résumé von dem letzteren Verfasser ein. Auf diesem Stein ist in Hochrelief ein Zirkel eingegraben, in welchem vermittelst gewisser Hieroglyphen die Sonne und ihre verschiedenen Bewegungen, die zwanzig Tage des Monats, einige Haupt-Fasttage und andere Gegenstände dargestellt sind. Die Mittelfigur repräsentirt die Sonne, wie sie gewöhnlich von den Mexicanern abgebildet wurde. Um sie herum, außerhalb eines kleinen Kreises, sind vier Parallelogramme mit den Zeichen der Tage, Nahui Ocelotl, Nahui Ehecatl, Nahui Quiahuitl und Nahui Atl. Zwischen den beiden oberen und unteren Parallelogrammen sind zwei Figuren, welche Gama für zwei Klauen erklärt, die Hieroglyphen von ein paar bedeutenden Astrologen, Mann und Frau sein sollen. Gama deutet diese vier Zeichen der Tage an diesem Platze ferner als auf die vier Epochen der Natur Bezug habend, von welchen die Traditionen der Azteken sprechen. Die erste Zerstörung der Sonne hat der Sage nach in dem Jahre Ce Acatl und an dem Tage Nahui Ocelotl stattgefunden. Die zweite Sonne, nahm man an, sei im Jahre Ce Tecpatl und an dem Tage Nahui Ehecatl gestorben, die dritte Zerstörung geschah auch im Jahre Ce Tecpatl und an dem Tage Nahui Quiahuitl, und die vierte und letzte Zerstörung fand im Jahre Ce Calli am Tage Nahui Atl statt. Aber Mr. Gallatin denkt, daß diese vier Parallelogramme noch eine andere Bedeutung hatten, weil am zweiundzwanzigsten Mai und am sechsundzwanzigsten Juli, den Tagen Nahui Ocelotl und Nahui Quiahuitl, wenn wir den einunddreißigsten December als ersten Tag des mexicanischen Cyclus annehmen, die Sonne den Meridian der Stadt Mexico passirte. In diesem Falle können indeß die beiden anderen Tage Nahui Ehecatl und Nahui Atl nicht in Verbindung mit irgend einem anderen astronomischen Ereigniß erklärt werden. Zwischen den unteren Parallelogrammen sind zwei kleine Vierecke, und in jedem daran sind fünf längliche Zeichen, welche die Zahl zehn bedeuten, und da die Mittelfigur die ollin tonatiuh oder Sonne ist, so wird vorausgesetzt, daß die Zahl 10 in diesen beiden Vierecken den Tag Matlactli Ollin bezeichnet. Unter diesem sind wieder die Hieroglyphen Ce Quiahuitl und Ome Ozomatli. Der Tag Matlactli Ollin im ersten Jahre des Cyclus ist der zweiundzwanzigste September; Ce Quiahuitl in dem Jahre Matlactli omey Acatl, das oben an dem Sterne eingeschrieben ist, ist unser zweiundzwanzigster März; und Ome Ozomatli im selben Jahre würde unser zweiundzwanzigster Juni sein. Hier sind daher drei der bedeutendsten Phänomene aus dem ersten Jahre des Cyclus bezeichnet, nämlich zwei Durchgänge der Sonne durch den Zenith und das Herbstäquinoctium. Ferner sind das Frühlingsäquinoctium und die Sommer-Sonnenwende angegeben. In einem diese Figuren umgebenden Kreise sind die zwanzig Tage des Monats dargestellt. Von der Mittelfigur der Sonne geht auswärts bis an den Zirkel der Tage ein Dreieck, dessen oberer und kleinster Winkel zwischen die Tage Cipactly und Xochitl zeigt, und so die Idee bestätigt, daß Cipactly immer der erste Tag des Monats war. Aber Gama, Gallatin, Humboldt, Dupaix und alle Anderen, die von ihnen copirt haben, stellen die Charaktere auf diesem Steine nicht so dar, wie sie in Wirklichkeit erscheinen.

Aus einer Photographie von M. Charnay, von welcher das Bild auf Seite 508 eine Copie ist, ersieht man, daß alle Figuren, die der Tage sowohl als die Parallelogramme, auf den Abbildungen der eben genannten Verfasser umgekehrt sind; das heißt der Graveur hat beim Aufzeichnen die Figuren nicht umgedreht, ehe er sie auf Stein zeichnete, ein Irrthum, der im folgenden Abdruck beseitigt ist. Deshalb laufen also statt von rechts nach links, die Tage in Wirklichkeit von links nach rechts.

Von dem Kreise der Tage gehen vier Dreiecke oder Strahlen aus, welche den Stein genau in vier Theile theilen. Jeder daran hat zehn sichtbare Vierecke, und da die Strahlen zwölf mehr bedecken, würde das im Ganzen zweiundfünfzig machen. In jedem Viereck befinden sich fünf längliche Zeichen, die mit zweiundfünfzig multiplicirt, zweihundertundsechzig geben, oder die erste Periode des mexicanischen Kirchenjahres. Außerhalb des Kreises von Vierecken sind die vier Vier-

tel jedes wieder durch einen kleineren Strahl eingetheilt, und wie vorhin gesagt, oben an dem Stein über dem Hauptdreieck befindet sich das Zeichen des Jahres Matlactly Omey Acatl. Rings um die äußere Kante ist eine Anzahl von anderen Figuren und Hieroglyphen, welche noch nicht entziffert sind, oder deren Deutungen von den verschiedenen Schriftstellern so viele Widersprüche bieten, daß sie hier keinen Werth haben würden.

Intecamoni, Interupihi, Intamohui, Inizcatolohui, Imatatohui, Itzbachaa, Intoxihui, Intaxihui, Intechaqui, Intechotahui, Inteyabchitzin, Intaxitohui. Die fünf eingeschalteten Tage wurden intasiabire genannt. Die Tage des Monats, welche durch die obenerwähnten vier Hauptzeichen in vier gleiche Theile eingetheilt waren, hießen: Inodon, Inicebi, Inetluni, Inbeari, Inethaati, Inbani, Inxichari, Inchini, Jarini, Inpari, Inihon, Inthahui, Intzini,

Der Kalenderstein.

Die einzige Kunde, welche wir von dem Kalender haben, der in Michoacan benutzt wurde, ist uns durch Veytia gegeben, und sie ist nur fragmentarisch. Es ist indeß hinlänglich davon bekannt, um zu zeigen, daß ihr System dasselbe war, als das der Azteken. Statt der vier Hauptzeichen der Azteken: tecpatl, calli, tochtli und acatl wurden in Michoacan die Namen inodon, inbani, inchon und intihui gebraucht. Von den achtzehn Monaten sind nur vierzehn dem Namen nach erwähnt. Diese sind: Intacaci, Indehuni, Intzoniabi, Intzimbi, Inthihui, Inixotzini, Inichini, Iniabi, Intaniri.

Die Zapotehen in Oajaca benutzten, der Beschreibung von Burgoa nach, denselben Kalender wie die Azteken, nur mit dem Unterschiede, daß das Jahr immer am zwölften März anfing, und daß das Schaltjahr in jedem vierten Jahre dadurch berichtigt wurde, daß anstatt fünf, sechs intercalirte Tage zugezählt wurden.

Die Republik Costa-Rica
in Central-Amerika.

Von

H. Polakowsky.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Da die deutsche Regierung in neuester Zeit einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Costa-Rica, der südlichsten der fünf mittelamerikanischen Republiken, abgeschlossen hat, so dürften einige nähere Angaben über die Verhältnisse dieses Landes, über den Culturzustand desselben, von einigem Interesse sein.

Costa-Rica ist ein Gebirgsland. Wohl vier Fünftel des ganzen Terrains der Republik ist durch Gebirgszüge und Hochthäler eingenommen. Besonders an der Seite des stillen Oceans ist der Strich der Tiefebenen sehr schmal, dieselben erheben sich nur wenige hundert Fuß über den Meeresspiegel. Das Klima in denselben ist sehr heiß und erschwert die Arbeit und Cultur. An der Ostseite, nach dem Rio San Carlos, Sarapiqui und Colorado zu, liegen große Tiefebenen, dieselben sind aber mit unermeßlichen Wäldern bedeckt, und fast gänzlich unbewohnt. Es ist dieser Holzreichthum, diese enormen Wäldermassen der Ostabhänge der central-amerikanischen Gebirgszüge sowohl in Costa-Rica als auch in Guatemala sehr bemerkbar und wichtig. Die oben angegebenen Ströme, welche wenigstens im unteren Theile ihres Laufes schiffbar sind, erleichtern die Ausfuhr des Holzes, den Transport nach San Juan del Norte und von da nach Europa. Auf diesem Wege wird aber bis heute sehr wenig Holz aus Costa-Rica ausgeführt.

Man kann das ganze ca. 21000 Quadratmeilen (nach Oersted 23000, 60 auf einen Grad gerechnet) umfassende Gebiet der Republik in drei Zonen theilen. Die Tiefebenen repräsentiren die heiße Zone, hier ist eine intensive Cultur unmöglich, da die allzu große Hitze, das zu schnelle Wachsthum, nur Bananen, Cacao und Zuckerrohr gut, Mais leidlich gut gedeihen lassen. Die Höhenzüge des Innern schließen zahlreiche Hochplateaus, von den Spaniern mesas, Tische genannt, ein, und hier ist das vortheilhafteste Klima für Menschen und Hausthiere und für die Cultur zahlreicher werthvoller Gewächse. Nur einige dieser Hochebenen sind bis heute gut angebaut, und dennoch hat die fleißige Cultur dieses Bruchtheiles des vorhandenen, überaus fruchtbaren Terrains genügt, um alle Einwohner nicht nur zu ernähren, nein, auch noch zu bereichern durch die Einnahme einer großen Exportation. Diese Hochplateaus bilden die sogenannte gemäßigte Zone. Die dieselben einschließenden Höhenzüge, denen zahlreiche Vulcane aufgesetzt, und welche besonders am Ostabhange mit dichten Urwäldern bedeckt sind, bilden die kalte Zone und sind nur bis zu einer gewissen Höhe der Cultur zugänglich. Die Kartoffel ist die Pflanze, welche besonders bei Cartago in Höhe bis zu 8000 Fuß (an einigen Stellen noch darüber) cultivirt wird.

Wie schon erwähnt, kommt, wenn man von Costa-Rica spricht, nur der kleine centrale Theil in Betracht, welcher auf der großen Hochebene, die sich von Alajuela bis Cartago erstreckt, gelegen ist. Der übrige Theil ist fast unbewohnt und zum größten Theile, wie z. B. der ganze Theil südlich von dieser Hochebene bis zu den Ebenen von Chiriqui, fast unbekannt.

Der Monte Aguacate, ein zum größten Theile aus Melaphyr und Diabas bestehender Gebirgszug, an dessen Fuße mächtige, sehr goldreiche Quarzgänge eingelagert sind, trennt dieses Plateau von der schmalen Tiefebene der Küste des Stillen Oceans, und ein hoher Gebirgszug, welcher von West nach Ost fast quer über den Continent zieht, und zahlreiche erloschene oder seit längerer Zeit ruhende Vulcane trägt, welche mit Ausnahme der Vulcane von Barba und Irazu fast unbekannt sind, bildet die Grenze gegen Norden und Osten. Dieser Gebirgszug beginnt am Vulcan von Irazu, welcher 10800 Fuß hoch ist und seit langer Zeit kein Lebenszeichen von sich gegeben hat. Der nur durch ein tiefes, aber durchaus unwegsames Thal vom Irazu getrennte Vulcan Turrialba gehört zur Hauptkette der Cordilleren, welche in der Nähe des Atlantischen Oceans verläuft und zahlreiche erloschene Vulcane trägt, von denen

die wichtigsten, von Chiriqui an gezählt, die Vulcane Pico Blanco, Ravala und Chiripó sind. Die südliche Grenze des Hochplateaus bildet der Rio Reventazon und dahinter, d. h. in südlicher Richtung gelegen, kreidehaltige Gebirgszüge, welche den Namen Candelaria-Gebirge führen. Diese Höhenzüge treffen mehr nach Südwest mit den Ausläufern des Dota-Gebirges zusammen.

Diese große Hochebene ist durch einen Gebirgszug in zwei Theile getheilt, das größere, niedere Plateau ist das von San José (Höhe ca. 3000 Fuß), das höhere, kleinere, mehr südöstlich gelegene, das von Cartago (Höhe 4500 bis 5000 Fuß). Der trennende Gebirgszug bildet auch die Wasserscheide zwischen beiden Oceanen. Diese ganze riesige Hochebene ist jetzt von Urwäldern befreit, mit Städten und Dörfern besät, mit guten Wegen versehen, und gleicht einem großen Garten! Hier herrscht in der That ein ewiger Frühling, und ein gesunderes Klima dürfte wohl kaum zu finden sein.

Nach Molina* schwankt die Temperatur während des ganzen Jahres nur zwischen 65 und 75 Grad F. (14 bis 19 Grad R.). A. S. Oersted** giebt als mittlere Temperatur der Hochebene 17 Grad C. an. Die Differenz zwischen dem heißesten Monat (Juli) und kältesten (November) betrage nur 2 Grad, er nimmt als Durchschnittstemperatur des Juli 18 Grad C. an. Wie wir später sehen werden, ist dies entschieden zu niedrig gegriffen, oder das Klima muß sich eben in 30 Jahren bedeutend geändert haben. Dies wird allerdings von dem älteren Theile der Bewohner einstimmig behauptet, und ist durch die massenhafte Ausrottung der Wälder auf der Hochebene wohl erklärbar. Zwischen Maximum des Tages und Minimum der Nacht giebt Oersted 4 Grad als größte Differenz an. Von Januar bis April falle kein Tropfen Regen. Dies läßt sich durchaus nicht so bestimmt behaupten. Anfang Januar 1876 regnete es ziemlich stark, drei oder vier Tage hindurch. Oersted sagt weiter, es sei selten, daß es mehr als zwei Stunden des Tages regne, dann aber gleich darauf: die gewöhnliche Regendauer sei eine bis vier Stunden, die Regenmenge stürze aber sehr schnell herab, die Niederschläge seien rapide. Derartige Ergüsse dauern allerdings selten länger als eine bis zwei Stunden, sehr häufig aber fällt der Regen langsamer und dann anhaltend, mindestens vier Stunden lang. Es fallen nach Oersted 10 bis 12 Zoll Regen im Monat, was 70 bis 80 in der Saison (Mai bis November) entspricht. December sei Uebergangsmonat. Ich möchte den November als Uebergangsmonat bezeichnen, in demselben sind die Niederschläge vereinzelt, im December selten. Natürlich beziehen sich alle diese Angaben nur auf die Hochebene von San José. Nach Oersted läßt der Regen Ende Juni und Anfang Juli nach, dieses Nachlassen tritt aber jetzt im August ein, dann herrscht der sogenannte „kleine Sommer" (veranillo). Oersted publicirt zugleich mit diesen Angaben folgende Tabelle, welche ohne Angabe der Jahreszahl (sie ist aus den Jahren 1846 bis 1848) die Temperatur von Mai bis December angiebt. Die Beobachtungen sind in der Hauptstadt San José gemacht.

Zeit.	Temperatur. Celsius.	Regen. Zoll.
15. Mai bis 15. Juni	17,4	13
15. Juni bis 15. Juli	18,0	10
15. Juli bis 15. Aug.	17,5	10
15. Aug. bis 15. Sept.	17,0	12
15. Sept. bis 15. Oct.	17,0	11
15. Oct. bis 15 Nov.	16,0	12
15. Nov. bis 15. Dec.	16,5	8
Durchschnitt	17,5	Sa. 76

In Cartago fallen die Thermometer oft bis auf 13 Grad C., leider fügt Oersted nicht die Tageszeit bei. An Spätabenden habe ich selbst 8 Grad C. in Cartago beobachtet, und man sagte mir, daß es oft noch kälter sei. Hier, auf der Hochebene von Cartago, herrschen zwei Regenzeiten, die erste von November bis Februar, und die andere im Sommer in den Monaten Juni und Juli. April und Mai, desgleichen September und October seien trockene Monate. Der die Wasserscheide machende Höhenzug zwischen den Hochebenen von San José und Cartago und zwischen dem Stillen und dem Atlan-

* Felipe Molina. Bosquejo de Costa-Rica. New-York, 1851.

** A. S. Oersted. L'Amérique centrale. Copenhague, 1852.

tischen Ocean, dieser Höhenzug trennt also auch die Klimate. Ich war zu selten in Cartago, um eigene Erfahrungen über die Vertheilung der Jahreszeiten und der Niederschläge zu besitzen, man versicherte mir aber, daß sich für diese Vertheilung keine bestimmte Regeln geben lassen, es wechseln regenlose Tage mit Regentagen.

Während am Abhange nach dem Stillen Ocean die allzu große Hitze belästigt, aber der Regenfall nicht bedeutender als auf den Hochebenen, und deshalb das Klima noch immer gesund, fieberfrei ist, ist dies von der atlantischen Seite, wo es bei derselben Temperaturhöhe fast das ganze Jahr regnet, und dichte Wäldermassen die Sonnenstrahlen nicht bis zu dem Moder des Bodens gelangen lassen, nicht zu sagen. Hier treten sehr häufig furchtbare Fieber auf, welche in wenigen Stunden die kräftigsten Männer des Gebrauches selbst der Sprache berauben! Das Furchtbarste ist, daß diese Fieber, selbst wenn sie durch richtige Behandlung und große Dosen Chinin verdrängt, in regelmäßigen Zwischenräumen von drei, acht oder selbst vierzehn Tagen öfters repetiren, selbst wenn man einige oder einen Tag vor dem erwarteten Eintritte größere Dosen Chinin genommen. Der Europäer leidet aber im Allgemeinen nicht so sehr durch diese Fieber als die Eingeborenen, von welchen alljährlich ein leider bedeutender Bruchtheil der in Matina in den Cacaopflanzungen, oder an den Wegen nach Limon arbeitenden Leute dem Fieber erliegen.

Die Regenzeit, hier Winter genannt, beginnt auf der Hochebene zu Ende des April und dauert, mit gelinder Unterbrechung im August, bis zum November; die übrigen Monate sind fast regenlos, selten fällt im December oder Anfang Januar Regen. Die trockene Jahreszeit wird hier Sommer genannt. Es ist dies um so weniger als richtig zu bezeichnen, als die niedrigsten beobachteten Temperaturen des Jahres stets in den December und Januar fallen. So, wie eben angegeben, ist die Witterung am Abhange nach dem Stillen Ocean und auf den Hochebenen der Mitte. Molina führt an, daß diese Vertheilung von Regen und Trockenheit die umgekehrte wäre am Abhange nach der atlantischen Seite, daß es hier vom November bis Mai regne, die übrige Zeit hindurch aber trocken sei. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Regenmasse am Ostabhange der Cordilleren und in den sich anschließenden Tiefebenen von Jahr zu Jahr zuzunehmen scheint, so daß es jetzt hier fast das ganze Jahr hindurch regnet. Molina ist ein ausgezeichneter Beobachter, und auch andere, seit länger als zwanzig Jahren hier im Lande wohnende Europäer haben mir gesagt, daß es früher weniger im östlichen Theile des Landes geregnet. Jetzt regnet es daselbst fast das ganze Jahr, allerdings fällt die größte Menge im Februar bis Mai. Das Thal von Matina scheint eine Ausnahme zu machen, es war immer seiner enormen Regenmasse wegen bekannt. Schon Navarro, ein Ingenieur der spanischen Regierung, sagt in seinem Buche über das alte Königreich Guatemala, als dessen südlichste Provinz Costa Rica galt, vom Jahre 1745: Wegen der furchtbaren Wege seien zehn Tage nothwendig, um von Cartago nach Matina zu gelangen, und man kenne daselbst weder Sommer noch Winter, da es das ganze Jahr hindurch regne. Die Thäler von Matina sind das Centrum der Cacaocultur, während der Kaffee, dessen ausgedehnte Cultur Costa-Rica so reich gemacht hat, nur auf den Hochebenen gut gedeiht, aber daselbst auch mehr und mehr die anderen Culturen verdrängt.

M. Wagner und C. Scherzer* sagen in ihrem vor ca. zwanzig Jahren erschienenen Buche, daß die Temperatur in den Tagesstunden zwischen 65 Grad F. (14 Grad R.) und 75 Grad F. (19 Grad R.) schwanke, die höchste Hitze überstiege nicht 22 Grad R. und das Thermometer sänke nicht unter 11 Grad R. In den Tiefebenen gegen den Stillen Ocean betrage die Temperatur im Mittel 72 bis 85 Grad F. An der Ostseite regne es fast immer, am stärksten aber vom December bis März, wo starke Temporalien (Landregen) oft vier bis acht Tage anhielten.

Die meisten dieser Angaben sind richtig; während des Jahres 1875 habe ich in San José auch nur geringe Schwan-

* Moritz Wagner und C. Scherzer, Die Republik Costa-Rica in Central-Amerika. Wien, 1856.

kungen im Thermometerstande beobachtet, und selbst wenn man die Beobachtungen von des Morgens 5 Uhr bis Abends 10 Uhr mitrechnete, betrug die Differenz zwischen der größten Hitze und Kälte nicht über 8 Grad C. Weil die Schwankungen des Barometers und Thermometers hier so unbedeutend sind, bilden sich viele Leute ein, die in Europa angefertigten Instrumente taugen für Costa-Rica nicht, sie „gingen nicht“ (no sirven!). Die genauen meteorologischen Beobachtungen, die in den letzten zehn Jahren in San José de Costa-Rica von einem Deutschen, Herrn Maison, Secretär im statistischen Bureau der Republik, angestellt worden, sind in Nr. 7, Jahrgang 1876 und in Nr. 20, Jahrgang 1873 der Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie von Jelinek und Hann besprochen. Hier seien nur kurz einige Auszüge angeführt. Nach den Beobachtungen des Herrn Maison war die Temperatur des Jahres 1875 die folgende:

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Oct.	Nov.	Dec.
7 Uhr Morgens . . .	16,80	16,55	18,35	19,19	19,13	19,63	19,56	19,09	19,30	19,23	19,12	18,40
2 Uhr Mittags . . .	23,17	23,52	24,59	25,37	23,58	23,39	22,76	23,53	23,83	22,97	23,08	22,40
9 Uhr Abends . . .	18,22	18,15	18,69	19,93	19,71	20,39	20,22	20,16	20,23	19,77	19,93	19,83
Durchschnitt	19,40	19,74	20,54	21,50	20,81	21,14	20,85	21,06	21,12	20,66	20,68	20,21

Mittlere Temperatur des Jahres: 20,64. Alle Angaben in Centigraden.

Heißeste Tage: 22. August 21,5 Grad (7 Uhr M.); 25. April und 20. Juni 27,5 Grad (2 Uhr N.); 24. April, 8. Juni 22,0 Grad (9 Uhr A.).

Kälteste Tage: 18. Januar 14,5 Grad (7 Uhr M.), 17. Januar 19,0 Grad (2 Uhr M.); 17. Januar 15,5 Grad (9 Uhr A.).

Die Differenz zwischen der größten Kälte und Hitze in zehn Jahren überschreitet nicht 11 Grad C.! Es regnete an 170 Tagen (im Jahre 1875) durch 533 Stunden 15 Minuten und fielen 53½ Zoll (spanisch) Regen. (1 span. Fuß = 10 Zoll oder 28 Centimeter.)

Die Existenz dieser großen Hochebenen, die überaus glückliche Temperatur und genügende Regenmenge, welche hier fällt, und die Fruchtbarkeit des sehr humusreichen Bodens (Grundlage: trachytischer Porphyr und Tuffstein) bestimmen und befähigen Costa-Rica zu einem Ackerbau treibenden Lande. Die Lösung dieser Aufgabe, die Erfüllung dieser durch geographische Lage &c. nahe gelegten Pflicht wird wesentlich erleichtert durch den Charakter der Bewohner. Dieselben arbeiten sämmtlich; Arbeit ist hier, vielleicht allein hier von allen Ländern des spanischen Amerika's, keine Schande. Der Landmann, welcher ein Vermögen von 10000 Dollars und mehr besitzt, arbeitet mit der Machete (großes flaches Messer) in seiner Hacienda wie der geringste Arbeiter, schickt seine Frau und Töchter mit Früchten auf den zunächst gelegenen Markt und verschmäht es nicht, in der trockenen Jahreszeit, wenn es nach der Kaffeeernte an Arbeit in den Hacienden fehlt und zum Export des Kaffees zahlreiche Carreten gebraucht werden, selbst eine seiner Carreten zu führen, mit dem Spieß auf der Schulter vor seinen Ochsen nach Puntarenas hinabzumarschiren. Diese Landbevölkerung Costa-Rica's muß als ausgezeichnet erklärt werden; dieselbe mischt sich nicht in Politik, wenigstens geht von ihr nie eine gewaltsame Revolution, welche stets einen Rückschritt in der Entwicklung des Landes repräsentirt, aus.

Die Revolutionen besorgen die sogenannten besseren Classen, unter denen sich noch immer viele Elemente befinden, welche auf Umsturz der bestehenden Regierung nur deshalb sinnen, weil sie selbst eine Stellung als höhere Beamten in der respectiven neuen Regierung erlangen wollen.

Ehe wir an unsere eigentliche Aufgabe, eine Schilderung der Culturmethoden der wichtigsten hier angebauten Pflanzen, herantreten, dürfte es interessant und nothwendig sein, einige Bemerkungen über die Größe der Exportation und Importation der Republik vorauszuschicken.

Wie schon bemerkt, ist Costa-Rica ein eminent Ackerbau treibendes Land, die Exportation beschränkt sich heute fast nur auf Kaffee, Ochsenhäute und Holz, deshalb ist auch die Importation eine sehr

große und mannigfaltige. Das Nachbarland Nicaragua ist arm und wird nie seine Zukunft von der Entwicklung der Landwirthschaft erwarten können. An der Stelle, wo in Costa-Rica und Guatemala die großen fruchtbaren Hochebenen gelegen, befinden sich in Nicaragua die Seen; die Hauptstädte des Landes liegen in den heißen Tiefebenen, wo ein Europäer nicht im Freien arbeiten kann, wo selbst der Eingeborene nur das Nothwendigste arbeitet. Der Canal zwischen beiden Oceanen, der nur in Nicaragua mit Benutzung des Rio San Juan angelegt werden kann, dieser Canal wird Städte, Werften, Fabriken rc. an den Gestaden der wunderbar schönen Seen erstehen lassen, in der paradiesischen Wildniß, wo jetzt ewiges Schweigen herrscht, werden gewaltige Anlagen für Lagerung der durchpassirenden Güter, Ausbesserung der einlaufenden Schiffe rc. entstehen, und so wird Nicaragua einen Hauptplatz im Weltverkehr einnehmen und auch seine natürlichen Schätze an den Markt bringen können.

Banane.

Die Größe seines jetzigen Ex- und Importes verdankt Costa-Rica außer den oben angegebenen Gründen hauptsächlich

Digitized by Google

der Anlage der Isthmus-Bahn. Der Gewinn, welchen die Kaffeecultur gewährte, war gering, weil der Kaffee den weiten Weg um das Cap Horn machen mußte, auf demselben oft durch die Länge des Transportes litt und so schlechte Preise auf den europäischen Märkten erzielte. Es existirt jetzt eine intensive Kaffeecultur, welche die des Indigo, der Baumwolle, des Getreides verdrängt hat. Die Indigopflanze gab oft schlechte Erträge, weil das Klima zu feucht für dieselbe ist. Das allzu feuchte Klima hat auch verschiedene Versuche der Baumwollencultur als unpraktisch erscheinen lassen, Baumwolle wird nur in geringer Menge im nordwestlichen Theile des Landes angebaut. Cochenille, welche zu ihrer Zucht der Cacteen bedarf, welche nur in trockenem, sandigem Terrain gut gedeihen, verbietet sich aus dem gleichen Grunde in Costa-Rica. Die Cochenillezucht findet in größter Ausdehnung nur noch bei Amatitlan in Guatemala statt, nimmt aber auch dort mehr und mehr ab.

Nach F. Molina liefen im Jahre 1848 bis 1849 70 Schiffe in Puntarenas ein mit einem Gehalt von 7188 Tonnen Importwaaren, diese liefen aus beladen mit Exportartikeln, und von Matina aus per Hafen Limon an der atlantischen Seite wurden 1200 Tonnen im selben Jahre exportirt. Es waren darunter 150000 Quintal Kaffee (1 Quintal = 4 Arcobas, 1 Arcoba = 25 Pfund) und erzielten, an Bord des Schiffes gebracht, nur 6 Dollars (= 24 Rmk.) pro Quintal. Gleichfalls wurden im Jahre 1848 10000 Stück Ochsenhäute exportirt und mit 5 Dollars pro Quintal bezahlt. Außerdem wurde viel Sarsaparille und Brasilholz ausgeführt; desgleichen Perlmutter und kleine Quantitäten von Perlen aus der Bucht von Nicoya, auch wenig Schildpatt und Gold.

Den besten Begriff über die Zunahme der Production und Consumtion des Landes giebt folgende Tabelle, welche eine Uebersicht der Staatseinnahmen aus den hier angeführten Erzeugnissen der Landwirthschaft und damit eng verbundenen Gewerben, wie Spiritusbrennerei und Verkauf von wildem Terrain, welches für die Cultur vorbereitet werden soll, der letzten zehn Jahre giebt.

	1866/67	1867/68	1868/69	1869/70	1870/71	1871/72	1872/73	1873/74	1874/75	1875/76
	Dollars	Dollars	Dollars	Dollars	Dollars	Dollars	Dollars	Dollars	Dollars	Dollars
Einnahme aus Tabak	226700	256600	219300	204700	187100	213300	328800	385000	386500	384300
Einnahme aus Spiritus	292900	403600	366000	356100	416100	519600	621800	775700	868800	788600
Einnahme aus dem Zollhause in Puntarenas	287500	258900	193100	278500	332400	534800	755200	970700	620900	464900
Einnahme aus dem Zollhause im Norden*	—	—	—	—	—	4000	100	1600	100	—
Einnahme aus dem Verkauf wilden Terrains	4500	7200	9100	8500	8700	10400	9400	9600	7700	12900
Einnahme aus fremden Liqueuren	—	—	—	—	—	—	18400	55500	43300	22700
Einnahme aus dem Export von Kaffee	79000	94300	17100	?	?	83200	166300	179400	162200	56900
Summa	890600	1020600	804600	847800	944300	1365300	1900000	2377500	2089300	1730300

* Ueber S. Juan del Norte (Nicaragua), den Rio S. Juan und Sarapiqui bis zum Zollhause und von da über den Gebirgspaß des Desengano nach Alajuela.

Die Abnahme der Einnahmen aus Taback erklärt sich durch Freigabe der Einfuhr von geschnittenem Taback, welche bis zum Jahre 1871 verboten war; der Gesammtconsum an Taback hat hierdurch aber nur zugenommen. Weshalb Angaben über die Exportation des Kaffees in den Jahren 1869 bis 1870 und 1870 bis 1871 fehlen, ist mir unbekannt; wie ich erfahren, war dieselbe gering. Die Gesammteinnahmen des Staates betrugen im Jahre 1866 bis 1867 1095465 Dollars, im Jahre 1875 bis 1876 2396156 Dollars, die höchste Einnahme ist die vom Jahre 1873 bis 1874, 2812584 Dollars.

Diese Einnahmen sind gewiß als hoch zu bezeichnen und nur erklärbar durch die Höhe des Ex- und Importes. Erstere erklärt der Reichthum des Bodens und der Fleiß der Bewohner, letztere die erhöhten Anforderungen an das Leben, welche die Bewohner stellen und zu stellen berechtigt sind. Die Vereinigten Staaten von Venezuela, einem gleichfalls sehr fruchtbaren reichen Lande, welches eine Einwohnerzahl von $1^3/_4$ Millionen besitzt, weisen nach den Angaben von Herrn Dr. A. Ernst in Caracas keine höheren Einnahmen auf als das kleine Costa-Rica mit seinen 180000 Einwohnern. Für das Jahr 1874 waren die Staatseinnahmen auf 2400000 Dollars geschätzt. Wie schnell die Production und damit der Reichthum der Bevölkerung und die Höhe der Regierungseinnahmen zunimmt, beweist schlagend folgende Zahl: die Gesammtmehreinnahme der letzten fünf Jahre verglichen mit den fünf vorhergehenden beträgt 6489754 Dollars.

Die niedrige Einnahme des Zollhauses in Puntarenas für das Jahr 1875 bis 1876 erklärt sich zum Theil durch die Aufhebung jedes Einfuhrzolles für Mais, Bohnen und Reis. Die Regierung bekämpfte durch diese humane und weise Bestimmung die steigende Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel. Um mit den auswärtigen Producten zu concurriren, muß sich jetzt der Landmann bequemen, zu billigeren Preisen seine Producte zu verkaufen. Ueber die Größe des Ex- und Importes berichtete der Finanzminister dem Congreß im Mai 1875 in folgender Weise. Ich lasse den Passus in wörtlicher Uebersetzung der Rede des Herrn Ministers folgen:

„Ich lege Ihnen jetzt in Zahlen die vom statistischen Büreau erhaltenen Daten über Größe des Importes und Exportes vor, d. h. über den auswärtigen Handel. Ueber den inländischen Handel kann ich Ihnen aus Mangel an sicheren oder annähernd richtigen Zahlen keine Angaben machen. Wir machen noch Versuche im praktischen Leben der Nationen und viel, sehr viel bleibt zu thun und zu arregliren, um zu dem Grade des Fortschrittes zu gelangen, welchen wir erstreben. Die Statistik eines Volkes ist der Thermometer, welcher seinen Reichthum, Civilisation und Fortschritt mißt, und trotzdem ist ein Gegenstand von dieser Wichtigkeit vernachlässigt worden. Deshalb kann ich keine Angaben über den Handel des Inneren machen und beschränke mich auf den auswärtigen.

„Importation 19366960 Pfund (à 460 Gramm), Werth derselben 3520000 Dollars; Exportation 32648980 Pfund, Werth derselben 4259333 Dollars 19 Cents; Werth der Ausfuhr durch den Hafen von Puntarenas 3959333 Dollars 19 Cents; Werth der Ausfuhr von der ganzen atlantischen Küste 300000 Dollars; gleich dem Gesammtwerth 4259333 Dollars 19 Cents.

„Der Export von der Küste des Nordmeeres (Atlantischer Ocean damit gemeint) besteht hauptsächlich in Schildpatt, Kautschuk, Hölzern, Sarsaparille, Vanille, Häuten 2c. Im vorigen Jahre betrug der Import 19298571 Pfund, sein Werth war 3500000 Dollars. Die Differenz zwischen dem einen und anderen Jahre ist die folgende:

„Differenz zu Gunsten dieses Jahres in Pfunden 68389, Differenz zu Gunsten dieses Jahres an Werth 20000 Dollars.

„Der Export des Jahres 1873 erreichte die Summe von 28573800 Pfund mit einem Werth von 3933181 Dollars. Die Differenz zwischen beiden Jahren ist zu Gunsten des Jahres 1874 und beträgt 4075180 Pfund oder einen Werth von 326152 Dollars.

„Der Grund dieser letzten Differenz erklärt sich leicht durch die Kaffeeernte, das wichtigste Product unserer Exportation, welche mindestens 100000 Centner

mehr als im vorigen Jahre beträgt. Dies sind die Zahlen, welche ich Ihnen vorlegen kann in diesem Verwaltungszweige, aber ich kann Ihnen versprechen, daß passende Maßregeln ergriffen werden sollen, um das statistische Büreau zu verbessern und zu erweitern, damit dasselbe seinen wohlthätigen Zweck ganz erfülle."

Diese Angaben bedürfen keines Commentars, sie lassen Costa-Rica als ein sehr reiches Land gelten. In allen Handbüchern der Geographie 2c. habe ich die Angaben über Ex- und Importeinnahmen 2c. viel zu niedrig gefunden. Auch Herr P. Levy giebt in seinem vorzüglichen Buche über Nicaragua* auf Seite 564 den Werth des Exportes von Costa-Rica auf 1766000 Dollars an, was pro Kopf der Bevölkerung (154000 nach Levy) 8 Dollars und 66 Cents beträgt. Diese Angaben sind unrichtig, die Angaben des Herrn Ministers des Handels und die Angaben des statistischen Büreaus von Costa-Rica sind richtig, jeder größere Kaufmann und Haciendenbesitzer kann dieselben bestätigen. Auch controliren europäische Spediteure die Aus- und Einfuhr, berichten über dieselbe und nicht die Beamten des Zollhauses allein. Die Tabelle des Herrn Levy muß also für Costa-Rica in folgender Weise berichtigt werden:

Costa-Rica 21000 □M. (geogr. 60 = 1 Grad), 180000 Einwohner. Höhe des Gesammtexportes 4259000 Dollars, pro Kopf 23 Dollars und 60 Cents.

Kein anderes Land des spanischen Amerika, selbst Cuba nicht, kann diese Zahlen aufweisen. Nur die englischen und französischen Colonien exportiren pro Kopf der Bevölkerung mehr. Die angegebenen Preise für Exportartikel wurden in Puntarenas bezahlt, in Europa selbst haben dieselben viel höheren Werth.

Bei der Eröffnung des Congresses am 1. Mai 1875 sagte der Präsident in seiner Rede:

„Gott hat diese Felder, welche begossen sind vom Schweiße des arbeitsamen Costaricensers, gesegnet; die Kaffeeernte war, wie ich es angekündigt, bedeutend, es sind ca. 300000 Centner exportirt, welche, in Europa zu den guten Preisen, die sich erhalten haben, verkauft, im Verein mit anderen Exportartikeln von weniger Bedeutung ein Product von mehr als 6000000 Dollars (pesos) repräsentiren."

Auf die Preise der einzelnen Producte komme ich später zurück und wende mich jetzt zu den wichtigsten Culturpflanzen, mit den gewöhnlichsten beginnend.

Fangen wir an mit der Pflanze, welche am meisten verbreitet ist, deren Cultur die wenigste Arbeit verursacht und welche noch heute eine Hauptnahrung der ärmeren Classen ausmacht, mit der Banane (Musa paradisiaca und Sapientum). Die Pflanze gedeiht so ausgezeichnet und schnell, erfordert so wenig Arbeit, giebt so viele wohlschmeckende und nahrhafte Früchte durch das ganze Jahr, daß wenige Bäume genügen, um einen Menschen zu ernähren. Da die Indianer, durch diese Pflanze ernährt, bei ihren bescheidenen Ansprüchen mit dieser Kost zufrieden, nur schwer sich entschlossen, andere Pflanzen, deren Cultur mehr Arbeit erfordert, anzubauen, so beabsichtigten die Spanier zu Anfang dieses Jahrhunderts, die Cultur der Banane zu verbieten und so die Indianer zur Arbeit zu zwingen.

Um ein wildes Terrain zur Cultur für Bananen oder Mais zu gewinnen, werden die dasselbe occupirenden Bäume zu Ende der Regenzeit niedergehauen und dann zu Ende der trockenen Jahreszeit verbrannt. Gewöhnlich genügt ein Jahr nicht, um die überaus üppige Vegetation zu vernichten, um genügenden Raum für die Cultur zu gewinnen. Aus den stehengebliebenen Stümpfen entwickeln sich Schößlinge; ich habe oft Baumstümpfe gesehen, wo die eine Hälfte, durch Feuer zerstört, gänzlich verkohlt war und dennoch die andere Seite reich beblätterte hohe Schößlinge in einem Jahre getrieben hatte. Im nächsten Jahre muß mit der Machete das Unterholz und Gestrüpp möglichst fortgeräumt und nochmals verbrannt werden. Auf dem so gewonnenen Terrain zwischen den stehengebliebenen Stümpfen der Waldriesen und den mehr oder weniger zerstörten oder verkohlten Stämmen derselben können nun Platanos — so werden hier die Bananen genannt — oder Mais gepflanzt oder gesät werden. Die Asche wird hier an keiner Stelle gesammelt, zur

* Notas geográficas y económicas sobre Nicaragua por Pablo Lévy. Paris 1873. Bis heute nur in spanischer und französischer Sprache erschienen.

Pottaschengewinnung benutzt, man läßt dieselbe auf dem Platze liegen, wo sie sich gebildet, sie dient zur Düngung des Bodens.

Besonders schwer zerstörbar, da das Holz selbst im trockenen Zustande nur mit der größten Schwierigkeit in Brand zu setzen, sind die Stämme der Cedrele (Cedrela odorata L. und C. montana Krst.), hier Cedernholz genannt und nicht mit der Ceder (Cedrus Libanótica Lk.) zu verwechseln, welche hier nicht vorkommt, wie ich überhaupt keine Coniferen wildwachsend in Costa-Rica angetroffen habe.

Befindet sich das zu cultivirende, resp. zur Cultur vorzubereitende Terrain in der Nähe von Wegen, welche für Wagenkarren (Carreten) passirbar sind, so wird das Cedernholz meist verwerthet. Enorm steigt der Preis des Holzes durch den Transport. Im Urwalde bei Angostura hat das Holz keinen Werth. In Naranjo, ca. 12 engl. Meilen östlich von Cartago, befindet sich eine Schneidemühle, welche durch Wasserkraft getrieben und von Chinesen bedient wird. Hier werden die Baumstämme zu lächerlich billigen Preisen aus der nächsten Nähe gekauft. Der gefällte Baum, welcher ein halbes Dutzend sehr starker Bretter liefert, kostet, je nach der Entfernung von der Schneidemühle, am Platze nicht mehr als 2 bis 6 Reales (1 bis 3 Rmk.). Aber schon der Transport von der Mühle bis Cartago kostet für sechs schwache oder zwei starke Bretter, mehr können zwei starke Ochsen auf dem furchtbaren Wege nicht fortbringen, 20 Reales (10 Rmk.). Das schönste Nutzholz in den Wäldern am Abhange nach dem Atlantischen Ocean zu muß verbrannt werden, wegen Mangel an Wegen hat es keinen Werth.

Nach diesen Vorarbeiten beginnt die Cultur kurz vor Beginn der Regenzeit im April oder auch im August, wo gewöhnlich ein sogenannter kleiner Frühling (veranillo) herrscht, indem man Schößlinge, d. h. Stücke des unterirdischen Stammes mit Niederblättern, in deren Achseln sich entwicklungsfähige Knospen befinden, in die Erde steckt. In unglaublich schneller Zeit entwickeln sich diese Knospen, der unterirdische Stamm entsendet zahlreiche Faserwurzeln, und nach oben zu entwickeln sich die riesigen, schön meergrünen, wunderbar regelmäßig parallel nervigen Blätter. Einen wahren Stamm über der Erde hat die Banane bekanntlich nicht, die Achsel mit den entwicklungsfähigen Knospen ist unter der Erde, dem oberirdischen Theile fehlt auch die Rinde und jede Verzweigung. Er besteht nur aus Blattstielen und Scheiden und den Blattstielresten bereits abgefallener Blätter. Mehrere Schößlinge entwickeln sich aus jedem in die Erde gelegten Stammstücke, und die ganze Arbeit des Pflanzens besteht jetzt darin, die Schosse bis auf einen, den kräftigsten, zu entfernen. Der unterirdische Stamm hat bekanntlich die Gestalt einer riesigen Zwiebel mit lang ausgezogener Spitze.

In 5 bis 6 Monaten entwickelt sich der riesige Blüthenstand, merkwürdig durch die reiche Anzahl seiner Blüthen und Früchte. Bekanntlich stehen in den Achseln der riesigen Deckblätter (Hochblätter) dieser Infloresceuz die Knospen, welche sich später zu Blüthen ausbilden, in zwei Reihen in großer Anzahl in der Achsel jedes Hochblattes. Es ist dies nur in der Gattung Musa beobachtet worden. Es ist unmöglich zu sagen, welches die Haupt- und welches die Adventivknospen seien, stets habe ich alle Knospen einer Gruppe gleichmäßig entwickelt gefunden. Sollen die Bananen roh gegessen werden, so läßt man dieselben am Baum bis sie gelb oder roth geworden, die überreifen, schon mit schwarzen, fauligen Flecken gezeichneten, haben den besten Geschmack. Sollen die Früchte aber gebraten werden — in dieser Form fehlen sie an keinem Tage auf keinem Tische in Costa-Rica — so nimmt man die grünen, riesigen Trauben ab, und bringt sie zum Verkaufe. Der Preis für halbreife ist 20 bis 25 Cents pro Fruchtstand, die reifen kosten bis 40 Cents. Sicherlich ist der Werth der Banane als Nahrungsmittel, sowie der enorme Ertrag derselben, oft übertrieben worden. Für sich allein ist die Banane kein Nahrungsmittel, kann nie mit dem Getreide, dem Mais oder der Kartoffel an Werth und Bedeutung verglichen werden oder concurriren. Für den Europäer ist der Genuß, besonders in den späteren Tagesstunden, selbst gefährlich. Ich bekam sowohl in Panama als in San José de Costa-Rica, in Angostura und Guatemala,

wenn ich Bananen in den späten Tagesstunden genossen, stets unruhigen Schlaf, leichte Fieberanfälle und oft heftige Durchfälle. Es ist also Unsinn zu behaupten, daß ein Mensch längere Zeit allein von diesen Früchten leben könne. Dennoch ist die Angabe Levy's, welcher 25 bis 30 Früchte auf jeden Fruchtstand rechnet, entschieden zu niedrig gegriffen. Als Minimum habe ich 50 ausgebildete Früchte an jeder Traube gesehen, oft aber 100 und mehr!

Einmal angelegt erfordert die Cultur der Banane keine weitere Arbeit, als die Schosse mit reifen Früchten abzuhauen, den Fruchtstand abzunehmen und von den inzwischen nachgewachsenen Schossen desselben unterirdischen Stammes die schwächsten zu entfernen. Die Beschreibung der Herren Wagner und Scherzer ist absolut unverständlich, dieselbe lautet: „Ein Stamm trägt im zweiten Jahre 4 bis 5 Trauben, jede mit 50 bis 60 Früchten, und wiederholt diese Fruchtbarkeit drei bis vier Male im Jahre." Jeder Schoß trägt nur eine Traube, ich habe wenigstens nie Abnormitäten mit Verzweigungen und Bildung mehrerer Trauben beobachtet, der unterirdische Stamm treibt unzählige Schosse, jeder Schoß bedarf aber zur Entwicklung ein ganzes Jahr! Ob auch die Niederblätter des wahren Stammes unter der Erde gleich den Hochblättern im Blüthenstande zahlreiche Knospen in der Achsel eines Blattes tragen, ist mir unbekannt, scheint mir aber wahrscheinlich. Kein Plantagenbesitzer wollte erlauben, zu derartigen Untersuchungen einen Baum auszugraben, zu zerstören, bei der Anlage einer neuen Pflanzung war ich aber nie zugegen. Es kommen aber immer 4 bis 10 Schosse dicht gedrängt und fast gleichzeitig zum Vorschein, ist das Terrain sehr reich, so läßt man wohl zwei stehen, entfernt nur die übrigen. Während sich diese zwei, oder wie gewöhnlich, ein Sproß entwickeln, folgen stets neue, man läßt hiervon einige nachwachsen und so giebt ein unterirdischer Stamm Fruchttrauben zu verschiedenen Jahreszeiten.

Samen bilden sich bekanntlich nie in den Früchten der Banane aus. Meist wird Musa paradisiaca (Pisang) in verschiedenen Varietäten, verschieden in der Farbe der Hochblätter und der Gestalt, Größe und des Geschmackes der Frucht cultivirt. Musa sapientum (eigentl. Banane), deren Früchte durchgehends kleiner sind, ist weniger verbreitet, kommt unter verschiedenen Namen nach Geschmack der Frucht auf den Markt. Diese Species der Gattung Musa wachsen hier nicht wild, sie stammen aus Asien, sind von den Spaniern eingeführt und finden sich nur selten verwildert in verlassenen Haciendas und Dörfern. Der Ertrag dieser Wildlinge ist gering, ein Stamm muß dann die ganze Knospenbrut ernähren, über ein Dutzend stehen dicht gedrängt beisammen. Die hier vorkommenden sogenannten „wilden Platanos" gehören der Gattung Heliconia an. Die Früchte sind werthlos. Sehr verbreitet ist die kleine, 3 bis 6 Fuß hohe H. humilis.

Gehen wir jetzt zur Cultur des zweiten wichtigsten Nahrungsmittels, zu der des Mais über. Die Blüthen dieser Pflanze sind bekanntlich monoecisch, d. h. der obere Theil der Pflanze trägt die große Pyramide, gebildet aus den zahlreichen Aehren des männlichen Blüthenstandes, und in den Blattachseln, eingehüllt in besonderen scheidenförmigen Deckblättern, befindet sich der Kolben des weiblichen Blüthenstandes. Diese eigenthümliche Form der weiblichen Inflorescenz und des Fruchtstandes wird gewiß schon manchem Botaniker als Abnormität, als eine durch die Cultur gebildete und erhaltene Mißform erschienen sein, hier hatte ich Gelegenheit, oft wunderbar verzerrte, unregelmäßige Gestalten von Maiskolben zu sehen. Besonders die rothkörnigen Formen ließen oft die regelmäßige Anordnung der Reihen nicht erkennen, oder die ganze Körnermasse war in unregelmäßigen Spiralen dem Kolben angeheftet. Auch sah ich Kolben, welche an größeren Partien von Körnern entblößt waren, ohne Spuren von Narben von ehemals existirt habenden Körnern oder Blüthen. Da der Mais nach einigen aus Süd-Amerika, nach anderen Autoren aus Mexico stammt, so kann die Urform nur hier in diesen Ländern gesucht und gefunden werden. Wild wachsende Exemplare habe ich aber nie gesehen. Die verschiedene Färbung der Körner in einem und demselben Kolben ist erklärlich durch Uebertragung des Pollen anderer Varie-

täten, welche man hier oft durch einander säet.

Was die Monstrositäten anbetrifft, so sind dieselben meist den in Europa beobachteten ähnlich. Oft theilt sich der Kolben in mittlerer Höhe in drei gleiche Theile, oder von der Basis an in zwei oder mehrere, nur zum Theile von Körnern bedeckte Massen.

Da der Mais gleichfalls, wie die Banane, schnell wächst, sich Platz macht und das neben wuchernde Unkraut überragt, so wird er gewöhnlich zuerst auf urbar zu machendem Terrain, nachdem dasselbe, wie vorher beschrieben, von seiner Urwaldbedeckung befreit, gesäet. Diese Operation ist überaus einfach. Umgürtet mit einem Tuche, worin sich der Mais befindet, ähnlich wie beim Säen des Roggens 2c., in der Linken einen am unteren Ende mit Eisen beschlagenen Stock tragend, geht der Arbeiter in gerader Linie, in Entfernungen von je zwei Schritten, über das zu bestellende Terrain, und macht bei jedem Schritte mit dem Stocke ein etwa 2 Zoll tiefes Loch, legt mit der Rechten zwei Samen hinein, tritt die Oeffnung mit dem Fuße zu, und wiederholt diese Operation bei jedem Schritte. Die beste Saatzeit ist im April, kurz vor Beginn der Regenzeit. Nach wenigen Tagen keimen die Samen. Sind Arbeitskräfte vorhanden, so ist es natürlich für die jungen Pflanzen sehr gedeihlich, wenn das schnell und dicht aufschießende Unkraut zwei Mal entfernt werden kann, ein Mal ist diese Operation nothwendig. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist in Costa-Rica so groß, daß genügend Nahrungsstoff für Mais und die dazwischen wachsenden Unkräuter, besonders auf jungfräulichem Terrain, vorhanden ist, aber das dichte Laubwerk der meist aus Compositen, aus der Gruppe der Helenieen und Heliantheen bestehenden Pflanzen, raubt den jungen Maispflanzen das Sonnenlicht, dessen dieselben so sehr bei der großen Fruchtbarkeit und Feuchtigkeit des Bodens zu einer gedeihlichen Entwicklung, zu normalem Stoffwechsel bedürfen. Die Pflanze wächst enorm schnell, nach 6 bis 8 Wochen sind die weiblichen Blüthenstände bereits soweit entwickelt, daß dieselben mit den Deck- und Hüllblättern zusammen als Gemüse genossen werden können. Später, wenn die Körner halbreif, geben dieselben, zerquetscht mit Milch und Zucker zusammen, eine sehr wohlschmeckende, nahrhafte Speise. Drei Monat nach der Saatzeit kann man zur Ernte schreiten, die Körner sind völlig gereift. Die Kolben werden mit den Deckblättern, welche dieselben dicht umhüllen, abgenommen und so aufbewahrt. Sie halten sich so selbst bei dem feuchtwarmen Klima lange Zeit an einem luftigen Orte, weniger ist dies mit den Körnern selbst der Fall, wenn dieselben von dem Kolben getrennt sind. Sie trocknen alsdann leicht zu steinartiger Härte ein, oder beginnen zu keimen, oder sich mit Schimmelpilzen zu bedecken, sind auch den Angriffen der Insecten, besonders kleiner, brauner Rüsselkäfer, mehr ausgesetzt. Die mehr trockene Zeit im August benutzt man gewöhnlich zu einer zweiten Saat, nachdem vorher die Halme der ersten Ernte mit der Machete entfernt oder durch Feuer zerstört sind. Die zweite Ernte findet im November statt. Ist das Terrain sehr gut, und dies ist meist der Fall, so wird schnell zum dritten Male gesäet, um Futter für das Zugvieh zu gewinnen. Die letzten im November und vereinzelt im December fallenden Regen genügen, um die Halme bis zu einer Höhe von 2 bis 3 Fuß zu entwickeln, welche grün oder getrocknet in der dürren Jahreszeit der ersten Monate des Jahres als ein sehr beliebtes Futtermittel in hohem Werthe stehen. Man gewinnt also in Costa-Rica in einem Jahre zwei Ernten von Körnern und eine Ernte von Grünfutter oder Heu bei einer überaus einfachen Bestellungsweise und wenig Arbeit. So wenigstens ist es auf einem großen Theile der Hochebene von San José, und auf den Feldern von San Mateo und Atenas. Der Mais gedeiht hier sehr gut, verträgt aber auch die Hitze von Puntarenas und die relative Kälte der Abhänge des Vulcanes von Irazu bei Cartago. Auf der Hochebene von Cartago, auf Terrain, wo die fruchtbare Erdschicht (thoniger Lehm mit Humus durchsetzt), welche die vulcanische Gesteinsmasse bedeckt, nur gering ist, man deshalb nicht Kaffee bauen kann, Zuckerrohr und Bananen durch die Höhe der Lage ausgeschlossen sind, gewinnt man nur eine Ernte im Jahre, und verbrennt die Stengel und

Blätter auf den Feldern. Zum Viehfutter sind dieselben zu hart, saftlos. Man baut auch das ganze Jahr hindurch an gewissen Stellen Mais dicht gesäet zur Gewinnung von Grünfutter. Ehe sich die männlichen Blüthen entwickeln, werden die Halme abgeschlagen. Gewisse Terrains bei Cartago werden regelmäßig alle Jahre mit Mais bepflanzt, leider wechselt man nicht immer das Saatgut.

Die einzige zeitraubende, aber sehr nothwendige Operation ist die Entfernung des Unkrautes ca. zehn Tage nach Legung der Samen. Nachdem die Halme der dritten Ernte gleichfalls mit Hülfe der hier für alle Arbeiten dienenden Machete entfernt worden, wird abermals versucht, den Rest des Gestrüppes, die noch lebenden Baumstumpfe oder sich angesiedelt habenden Sträucher durch Feuer zu zerstören. Gewöhnlich schreitet man schon jetzt, d. h. mit Beginn der Regenzeit, zur Benutzung dieses Terrains für die Cultur der Pflanze, welcher Costa-Rica seinen Reichthum, seinen großen Handelsverkehr verdankt; es ist dies der Kaffee.

Die Cultur ist im Allgemeinen in Costa-Rica als eine sehr gute, sehr vorgeschrittene und intensive zu betrachten, wenigstens im Vergleich mit den übrigen Republiken Central-Amerika's. Da die kleine Bevölkerung von Costa-Rica sich fast ausschließlich mit Ackerbau beschäftigt, und da dieselbe sehr arbeitsam ist, so hat Costa-Rica über mehr Arbeitskräfte zu verfügen als z. B. das eben so fruchtbare, viel stärker bevölkerte Nicaragua. Die Einwohner in Nicaragua sind träge, stellen allzu bescheidene Ansprüche an das Leben, und begnügen sich in der Mehrzahl mit dem zum Leben nothwendigen Gewinne. In Nicaragua baut man viele Jahre hindurch auf dem gewonnenen Terrain Mais, hierdurch werden die Ernten natürlich immer geringer, welche Folge noch dadurch unterstützt wird, daß man meist die kleinsten Körner, die nicht gut zur Verwerthung als solche erscheinen, zur Aussaat gebraucht, und gewöhnlich Samen auf dasselbe Stück Land säet, von welchem dieselben stammen. Von beiden Irrthümern ist man in Costa-Rica fast gänzlich abgekommen. Wenn auch die Erzählungen von den enormen Erträgen der Maisfelder oft übertrieben sein mögen, so ist doch ein 200- bis 300facher Ertrag als das gewöhnliche Resultat der ersten, und ein ca. 150facher Ertrag der zweiten Ernte des Jahres in Costa-Rica als ein gewiß sehr günstiger anzusehen. Terrains, welche mehrere Jahre hindurch immer mit Mais bepflanzt worden, geben natürlich so günstige Resultate nicht. Man erntet daselbst, um den Ertrag zu steigern, nur ein Mal, und verwendet schon die zweite Ernte zur Ernährung der Zugthiere.

Mais wird ebenso wenig als Bananen exportirt, ja man importirt selbst noch von Nicaragua nicht unbedeutende Mengen, da Mais die Hauptnahrung für Menschen und Thiere abgiebt. Auf den furchtbaren Wegen im nördlichen und östlichen Theile der Republik — im südlichen Theile giebt es auf der Seite des Atlantischen Oceans überhaupt keine Wege — können die Maulthiere die nothwendige Kraft zu längeren Reisen nur gewinnen und erhalten, wenn sie mindestens ein Mal täglich mit Mais gefüttert werden. Das Brot vertritt bei der überwiegenden Majorität der Bevölkerung die Tortilla, flache, aus fein zerriebenen, gekochten Maiskörnern bereitete Kuchen. Der Geschmack derselben ist für den Europäer nicht angenehm, ich habe nur wenige Europäer gesehen, welche sich, obgleich lange im Lande lebend, an dieselben gewöhnt haben. Die Trennung der Körner von den Kolben geschieht leider noch meist mit der Hand, indem zwei Kolben in entgegengesetzter Richtung fest gegen einander gedreht werden. Es ist dies eine sehr schwere und viel Zeit raubende Arbeit. In größeren Hacienden bestehen schon Maschinen, welche das Entkörnen besorgen, dieselben müßten aber viel verbreiteter sein. Das Entkörnen des Mais, und die Bereitung der Tortillas beschäftigt die Hausfrauen der ärmeren Classen einen sehr großen Theil des Tages. Diese Zeit könnte nützlicher verwerthet werden, und durch Anlage von Tortillabäckereien in jeder Stadt, in jedem Dorfe, so viel Arbeitskraft gewonnen werden.

Es ist dies bei den hohen Arbeitslöhnen eine gewiß sehr wichtige Sache. Ein Diener in der Stadt erhält außer Wohnung und Beköstigung 15 bis 20 Dollars pro Monat, arbeitet er an Wegen oder in Hacienden fern von der Stadt, wo er lebt, so erhält er gleichfalls Wohnung, Kost, freie Arzenei und 17 bis 25 Dollars, ja in

den Cacaopflanzungen des ungesunden Matina-Thales 30 Dollars pro Monat. Ein in San José oder anderen Städten wohnender Mann arbeitet in der Nähe seines Hauses nie unter 1 Dollar pro Tag. Diese kolossalen Preise werden in Costa-Rica erst seit kurzer Zeit bezahlt und gefordert, und stehen mit einer allgemeinen Theuerung aller Lebensmittel in Verbindung. Besonders seit Anlegung der Eisenbahn (vor 4 bis 5 Jahren), welche heute nur zwischen Alajuela und Cartago und von Limon am Atlantischen Ocean bis Matina läuft, und durch die großen Summen, welche dieses Unternehmen in das Land gebracht hat, sind die Bedürfnisse der Bewohner vermehrt und deshalb die Preise gestiegen.

Mais und Bananen werden zu enormen Quantitäten alle Sonnabend in die Hauptstadt San José gebracht und meist bis auf einen kleinen Rest verkauft.

Das Maisbrot muß als eine ungesunde, schwer verdauliche Speise betrachtet werden; es ist zu beklagen, daß die Arbeiter hier fast nur von schwarzen Bohnen und Mais leben, Fleisch wird wenig gegessen. Nach M. Wagner und C. Scherzer beträgt der Fleischconsum in Costa-Rica pro Kopf 15 Pfd. im Jahre, in London 170 Pfd., in Deutschland 100 Pfd. Diese Angabe von 15 Pfd. ist heute als zu niedrig zu betrachten, das Volk ist aber auch besonders in den letzten 20 Jahren viel reicher geworden, hat seine Ansprüche vergrößert.

Nach M. Wagner und C. Scherzer wird auf 1 Manzana (= 2 Acres = 10000 □ Varas) 1 Cajuela (ca. 25 Pfd.) Mais gesäet und giebt 250 bis 300 Cajuelas (ca. 6000 bis 7500 Pfd.) Ernte. Diese Reisenden sprechen gleichfalls von drei Ernten in den wärmeren Regionen. Die Kolben haben meist 200 bis 400 Körner, Herr Baron A. v. Bülow will Kolben mit 700 und mehr Körnern beobachtet haben. Ist das für die Maiscultur benutzte Terrain weniger fruchtbar, oder sehr hoch gelegen, so läßt man dasselbe auch wohl, nachdem zwei Jahr bebaut, ein Jahr lang ruhen, sich mit wilden Pflanzen bedecken, und brennt dieselben alsdann vor der neuen Aussaat nieder.

Der Cultur der Bananen oder des Mais schädliche Insecten habe ich nie gesehen, nie von denselben reden hören. Wenn dieselben existiren, so ist der Schaden derselben so unbedeutend, daß er nicht die Aufmerksamkeit erregt. Ueberhaupt sind Insecten, abgesehen von Mosquitos, Flöhen, Sandflöhen und ähnlichem Ungeziefer, auf der Hochebene wie überhaupt auf cultivirtem Terrain selten, besonders gilt dies für Käfer. Durch Pilze leidet die Banane nicht, eben so wenig durch andere Schmarotzerpflanzen. Die schnelle, kräftige Entwicklung bei kurzer Lebensdauer der Schößlinge verhindert das Aufkommen. Den Maisbrand (Ustilago Mayidis Tul., oder eine ähnliche Art?) habe ich selten beobachtet, auf Befragen aber erfahren, daß derselbe auf magerem Terrain, wo die Pflanzen langsamer wachsen, häufiger sei, und besonders in sehr nassen Jahren sich bemerkbar mache.

Meist werden vom Mais gelbe, gelbweiße oder weiße Körner zu Markte gebracht, die rothvioletten bis schwärzlichen Varietäten haben kleinere Körner und sind weniger geschätzt.

Die Kolben sind meist 5 bis 7 Zoll lang, haben 12 bis 16 Reihen Körner und sind nach oben zu verjüngt. Die Form der Körner ist sehr charakteristisch und abweichend von der der europäischen Varietäten. Die Körner sind, mit der Spitze des Basaltheiles gemessen, 10 bis 13 Millimeter lang, an der Basis 3 bis 6, am vorderen Theile 8 bis 12 Millimeter breit, und 4 bis 6 Millimeter hoch. Sie sind völlig plattgedrückt, oft mit scharfen Kanten versehen, oben und unten tief eingedrückt. Die Form des eingedrückten Theiles gleicht der eines Eies, welches tief in eine weiche Masse gepreßt wird. Oft reicht diese Aushöhlung bis an den vorderen Theil. Die Vorderfläche ist gewölbt und zeigt meist eine andere Färbung. Bei den weißen hornartig durchscheinenden Formen ist dieselbe rein weiß, undurchsichtig, bei den gelben meist dunkler als der übrige Theil des Kornes gefärbt. Der Basaltheil ist mit starker, langer Spitze, welche nur schwer abzutrennen, dem Kolben eingefügt. Die oberen Körner in den Kolben haben meist eine mehr rundliche, den europäischen ähnliche Form, desgleichen die der violetten Varietäten. Die Namen, welche die Eingeborenen diesen verschiedenen Formen geben, sind in jeder Provinz des spanischen

Amerika's verschieden, deshalb werthlos. Leider werden gewöhnlich nur diese angeführt an Stelle einer Beschreibung der Frucht. Der vordere Theil der Körner ist meist gewölbt, nicht eingedrückt oder zugespitzt. Die meiste Aehnlichkeit hat der costaricanische Mais mit gewissen Sorten des pennsylvanischen.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Das Meer. Von Dr. J. M. Schleiden. Zweite umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage. Mit 28 Stahlstichen in Farbendruck, 4 Tafeln in Thondruck, 279 Holzschnitten und einer Karte. Berlin, Verlag von A. Sacco Nachfolger.

Es ist für das gebildete Publicum ein selten erscheinender Glücksfall, wenn ein hervorragender Forscher, welcher in der Geschichte seiner Wissenschaft eine bleibende Stelle hat, es unternimmt, die Ergebnisse seiner Wissenschaft dem großen Publicum darzustellen. Noch größer und seltener ist der Vortheil, wenn dieser Forscher unsere Sprache beherrscht und glänzender anschaulicher Darstellung fähig ist. Dies ist der Fall, welcher das vorliegende Buch zu einer ganz hervorragenden Erscheinung auf dem Gebiete der so vielfach elenden und fabrikmäßigen populären Naturwissenschaft macht.

Der Name Schleiden's hat in der Geschichte der Botanik eine bleibende Stelle; er hat dann einen trefflichen Klang unter den Namen der Vorkämpfer für eine Weltauffassung, welche die Ergebnisse Kant's mit der Anerkennung der Resultate der Naturwissenschaft verknüpft und so durch den Ausbau der idealistischen Weltansicht gegen den herandrängenden Strom des Materialismus feste Dämme aufrichtete. In Jena war Schleiden mit der an Kant angeschlossenen Schule von Fries in Beziehung getreten, und er hatte die Bedeutung der Grundansicht Kant's für die richtige Erkenntniß der Grenze der Naturwissenschaft vertheidigt, lange bevor die gegenwärtige Naturwissenschaft und Philosophie in Vertretern wie Rokitansky, Dubois-Reymond, Lange diese Richtung zu der heute in Deutschland herrschenden machten.

Es ist nun die Absicht des vorliegenden Werkes, für die Thierwelt und ihre wissenschaftliche Betrachtung etwas Aehnliches herzustellen, wie es Schleiden durch das Buch „Die Pflanze und ihr Leben" für die Pflanzenwelt gelungen war. Es war ein glücklicher Gedanke, diese Darstellung an das Meer anzuschließen, welches für das wissenschaftliche Studium der Thierwelt den Schauplatz bildet. Mit der unorganischen unbelebten Natur hebt die Darstellung an, sie folgt dann der ersten Spur der spät auftretenden organischen Welt durch alle zahlreichen Wandlungen bis zu immer höheren Entwicklungsstufen. Hier wird nach Erörterung der merkwürdigen Classe der Protisten zuerst die Pflanzenwelt des Meeres geschildert, alsdann aber seine Thiere, hierdurch auch der Kreis der Pflanzenthiere bis zu dem der höchst entwickelten Organismen. Es ist der Gedanke des ältesten aller großen europäischen Forscher, welcher den Leitfaden dieses Werkes über die Thierwelt bildet: „Das Meer ist die Mutter und die Wiege alles Lebendigen."

Die Stellung, welche das Werk inmitten des großen Streites einnimmt, welcher gegenwärtig die mit den Organismen beschäftigten Naturforscher in zwei feindliche Lager theilt, ist die der vollständigen Anerkennung des Grundgedankens von Darwin und einiger hervorragender Ausführungen desselben von Haeckel, dagegen der vollständigen Verwerfung aller philosophischen Consequenzen, welche daraus gezogen worden sind. Mit Philosophie wie Religion, erklärt Schleiden, hat der Darwinismus gar nichts zu schaffen, seine Bedeutung ist eine ausschließlich naturwissenschaftliche, und nur eine recht jugendliche Begriffsverwirrung kann einen für den scharfen Denker sehr geschmacklosen Brei zusammenrühren. Bezüglich des Hauptpunktes erklärt er sich so:

„Fragen wir nun, wie diese Gesetze in der Geschichte der organischen Wesen auf der Erde sich geltend gemacht haben, so finden wir Folgendes. Die gesammten Lebensbedingungen, von denen die Existenz der Pflanzen und Thiere abhängt, sind seit den ältesten Zeiten, in denen die ersten Spuren der organischen Welt auftraten, langsamen, stetigen und nach längeren Zeiträumen außerordentlich bedeutenden Abänderungen unterworfen gewesen. Je bedeutender dieselben in einer kürzeren Zeit waren, desto auffälliger mußten sie auch ihren Einfluß geltend machen; waren sie geringer, traten sie allmäliger ein, so mußte auch ihre Wirkung nur allmälig und nach langen Zeiträumen sichtbar werden. Bestehende Formen, welche für die neu entstandenen Verhältnisse nicht geeignet waren, mußten allmälig absterben. Ihre Nachkommen mußten in ihren Formen bald mehr, bald weniger abweichen, und wenn diese neuen Formen sich den neuen Verhältnissen anpaßten, konnten sie sich erhalten. Eine Rückkehr zu den alten Formen war ausgeschlossen, weil die äußeren Lebensbedingungen sich nicht wieder rückwärts veränderten.

So gingen denn aus den ersten Formen des Organischen allmälig neue, andere Formen bei neuen Lebensbedingungen, aus den ersten einfachen Formen bei beschränkten und gleichförmigen Verhältnissen neue, complicirtere und mannigfaltigere Formen hervor in demselben Maße, wie die Lebensbedingungen sich verwickelter und mannigfaltiger gestalteten. So mußte es kommen nach dem, was wir bis jetzt von der Fortpflanzung der Pflanzen und Thiere und ihrem Verhältniß zu äußeren Einflüssen wissen, so ist es gekommen nach dem, was uns die Geologie über die Reihenfolge der Formen in der Entwicklungsgeschichte der Erde sagt. Dieser einfache und scheinbar so naheliegende Gedankengang ist gleichwohl erst in neuester Zeit klar und bestimmt ausgesprochen worden; es ist die gegenwärtig so viel besprochene Darwin'sche Theorie der natürlichen Züchtung."

Doch würden wir unserer Pflicht als Referent schlecht genügen, wenn wir nicht von der zweiten Seite, welche dies Werk darbietet, sprächen, der künstlerischen Ausstattung desselben. Es giebt Darstellungen von Naturgegenständen, welche in Bezug auf das Interesse des Beschauers einen Reiz besitzen, der von dem der Kunstwerke gänzlich verschieden, aber ihm ebenbürtig ist. Es sind insbesondere die Stahlstiche in Farbendruck, 28 an der Zahl, welche hier mit dem höchsten Lob erwähnt werden müssen. Die ganze Pracht der Farben südlicher Meere, die bunteste Mannigfaltigkeit der phantastischen Gestalt ihrer Thierwelt thut sich in diesen Illustrationen auf, und ihre Betrachtung übt auf uns wenigstens einen immer neuen Reiz aus; auch die große Zahl von Holzschnitten ist vorzüglich ausgeführt. Und so wird denn das Buch, wie es in seiner neuen Auflage erheblich vervollkommnet heraustritt, ein lieber Gast auf dem Büchertisch der gebildeten und wohlhabenden Classen sein.

Mittel- und Norddeutschland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Siebzehnte Auflage. Leipzig, Karl Baedeker.

Mit Vergnügen haben wir wieder eine neue, die siebzehnte Auflage dieses Buches begrüßt. Es giebt wohl kaum einen unserer Leser, der den „Baedeker" nicht schon einmal zur Hand genommen hätte, um sich seiner Führerschaft für die Reise anzuvertrauen. Der uns vorliegende Band hat in den kunsthistorischen Beiträgen aus der Feder des Prof. Dr. Springer eine wesentliche Bereicherung erfahren; auch begegnen wir hier und da neuen Plänen und Kärtchen, die zur Orientirung völlig ausreichen. Das Buch hält Schritt mit den Ansprüchen der Zeit und ist mehr und mehr besorgt, die Unabhängigkeit der Reisenden vor oft eben so lästigen als kostspieligen Lohnbedienten, Führern, Kutschern und Wirthen zu bewahren.

London, England, Schottland und Irland. Von E. G. Ravenstein. Dritte umgearbeitete Auflage. Leipzig, Expedition von Meyer's Reisebüchern.

Die zweckmäßige Verarbeitung eines Materials, welches eine Riesenstadt wie London bietet, gehört nicht zu den leichtesten Aufgaben, aber sie ist in dem vorliegenden Reisehandbuche geschickt gelöst. In übersichtlicher Darstellung und nach einheitlichem Plan bietet uns der Verfasser unter Abstreifung alles Bedeutungslosen Gelegenheit, alles wirklich Sehenswerthe kennen zu lernen. Die dem Buche beigegebenen Pläne und Karten sind mit einer Sorgfalt ausgeführt, die uns nicht im Stich lassen wird. Einen besonderen Vorzug gewähren dem Buche die illustrativen Zugaben, die dazu beitragen werden, die Erinnerung an empfangene Eindrücke frisch zu erhalten.

Die deutsche Expedition an die Loangoküste. Von Adolf Bastian. 2. Band. Jena, Hermann Costenoble.

Die Arbeiten des Directors der Berliner ethnographischen Sammlungen sind bekannt genug in der wissenschaftlichen Welt, um keiner anderen Empfehlung zu bedürfen als der Mittheilung, daß sie da sind. Ein wenig mehr Sparsamkeit in der Mittheilung von Lesefrüchten, ein wenig strengere Ordnung dürfte man trotzdem diesen Büchern Bastian's wohl wünschen.

Geologische Bilder. Von B. von Cotta. Zehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, J. J. Weber.

Entstehung der Erdoberfläche, Vulcane, die geologischen Wirkungen des Wassers, Schnee und Eis, und die Gesteine, aus denen die feste Erdkruste besteht, Bau und Entstehung der Gebirge, und in ihnen Erzlagerstätten und Kohlenlager, endlich die Geschichte des organischen Lebens auf der Erde: dies Alles zieht in anschaulichen Bildern vor dem Leser vorüber, und die Kraft des zutreffenden Ausdrucks verbindet sich mit trefflichen Abbildungen zu erfreulicher Wirkung.

Adolf Stahr.

Von

Adolf Glaser.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Für die Leser unserer Monatshefte ist der Name Adolf Stahr in doppelter Hinsicht bekannt und beliebt, denn er ist ihnen nicht nur als der Name des Verfassers manches höchst interessanten Beitrags öfter begegnet, sondern seine Jugenderinnerungen sind auch durch diese Blätter zuerst in die Oeffentlichkeit getreten, und wir setzen daher gewiß mit Recht voraus, daß die Nachricht seines am 3. October 1876 erfolgten Todes unter unseren Lesern die aufrichtigste Theilnahme erweckt hat. Wie anmuthig wußte er zu erzählen, und wie gut verstand er es, den einfachen Erlebnissen aus seiner frühen Jugend allgemeine Bedeutung zu geben, indem er nicht nur den bewegten historischen Hintergrund jener Tage anschaulich schilderte, sondern auch ungemein klar den Einfluß beleuchtete, den die Eindrücke in der Kindheit und im Jünglingsalter auf Geist und Gemüth ausüben. Gerade diese Wechselwirkung der äußeren Welt auf den inneren Entwickelungsgang des Menschen, wodurch dieser später befähigt wird, der eigenen Umgebung wieder den Stempel seiner Individualität aufzudrücken, trat in der Erzählung des Uckermärkischen Predigersohnes, der zu Prenzlau am 22. October 1805 das Licht der Welt erblickte, recht deutlich hervor. Wir erinnern uns, wie sein Vater, als der Knabe noch ganz klein war, sich bei der Befreiung von kriegsgefangenen Schillianern betheiligte und dann flüchten und sich mehrere Jahre verborgen halten mußte, bis er nach dem Frieden von Tilsit wieder in Amt und Würden eintrat und im Dorfe Wallmow als Prediger angestellt wurde. Hier verlebte Adolf Stahr in frischer Landluft und unter dem belehrenden Einflusse seines Vaters, der ihn selbst unterrichtete, zehn glückliche Jahre, worauf er in das Gymnasium zu Prenzlau eintrat. Wir sind dann seinen Schulerinnerungen und den mancherlei Erfahrungen freudiger und ernster Art, die dem heranwachsenden Jünglinge zu Theil wurden, mit Theilnahme gefolgt, haben auch von den ersten zarten Regungen seines unverdorbenen Herzens erfahren und ihn darauf zur Universität nach Halle abreisen sehen.

Bis hierher führte uns der Autobiograph, nun soll im Nachfolgenden versucht werden, das Bild seines späteren Lebens zu skizziren, und dies kann nur mit dem lebhaften Bedauern geschehen, daß es ihm selbst nicht vergönnt war, die

Schilderung seiner Lebensschicksale weiter zu führen, obgleich seine Werke uns manchen Anhalt bieten, um die weitere Entwicklung des Menschen und Schriftstellers verfolgen zu können.

Namentlich ist in dieser Beziehung sein Werk „Ein Jahr in Italien“ eine werthvolle Fundgrube, denn von Adolf Stahr kann man in Wahrheit sagen, daß er in Italien ein neuer Mensch wurde und dort die Fesseln abstreifte, die seinen Geist und sein Herz vorher in enge Schranken gebannt hatten. Unter dem Einflusse der lachenden Schönheit jener unvergleichlichen Natur erweiterte sich seine Brust, und von den erhabenen Trümmern einer untergegangenen großen Zeit blickte er auf die engen Verhältnisse herab, unter denen sein Leben bisher dahingeschwunden war. Klar und frei lag die Zukunft vor ihm; er wußte, was für ihn zu thun war, um seine geistigen Kräfte besser zu verwerthen und sich ein neues Lebensglück zu gründen, und darum spricht aus jenem Buche ein Ton frischer Begeisterung zu uns, der mit feurigem Schwung sich über die wunderbare Pracht des Landes, die Eigenthümlichkeit seiner Bewohner und den unerschöpflichen Reichthum seiner Kunstschätze ausspricht, ohne bei der Betrachtung vergangener Herrlichkeiten, wie sie aus den Ruinen des Tempels zu Pästum oder auf dem Forum zu Rom laut und deutlich zu dem Beschauer reden, der Wunden zu vergessen, an denen das Land der Sehnsucht aller Dichter und Künstler in jenen Tagen litt, als Stahr dort die Kunst vergangener Zeiten studirte. Wohl wird es Niemand mehr vergönnt sein, das ewige Rom so zu sehen, wie er es geschildert hat, denn die veränderten Verhältnisse haben jenen geheimnißvollen Glanz des Papstthums in Dunkel gehüllt, und manche Eigenthümlichkeit, die gerade den Kunstwerken Raphael's und Michel Angelo's ihren Charakter verliehen, wird der neuere Besucher Roms nicht mehr gewahr. Dieser Umstand verleiht diesem Hauptwerke Adolf Stahr's eine Art historischer Bedeutung, die kein anderes nach ihm in so vollem Maße beanspruchen kann. Wie einst Goethe auf seiner italienischen Reise gleichsam neu geboren wurde, daß sein Blick sich erweiterte und die Enge der Weimar'schen Verhältnisse in weitem Nebel hinter ihm lag, so zog Stahr von Oldenburg, wo er damals Professor am Gymnasium war, nach dem fernen Süden, um sich im zwiefachen Sinne in der italienischen Luft gesund zu baden.

Doch wir wollen dem Gang seiner Lebensschicksale nicht vorgreifen und kehren daher zu dem Studenten der Philologie zurück, den wir in Halle einziehen sahen. Dort stellte sich bald die Nothwendigkeit heraus, dem beschränkten Zuschuß von väterlicher Seite durch eigenen Erwerb nachzuhelfen, und der Studirende wurde zugleich Lehrer, und zwar vorläufig Hülfslehrer am Pädagogium, an welchem er nach beendigter Universitätszeit zum ordentlichen Lehrer aufstieg.

Als Frucht seiner classischen Studien trat er damals mit Untersuchungen und Uebersetzungen des Aristoteles hervor und wurde Mitarbeiter der Halle'schen Jahrbücher, die im Anfang der dreißiger Jahre von Arnold Ruge ausgingen. Der ungewöhnlich lebhafte geistige Verkehr nahm jedoch einen gefährlichen Anstrich an und wurde von oben her nicht mit günstigen Augen angesehen.

Wir dürfen nicht vergessen, zu erwähnen, daß im Jahre 1833 Adolf Stahr sich zum ersten Male verheirathete, und zwar mit der Tochter eines Seminardirectors, die ihm im Verlauf einer zwanzigjährigen Ehe mehrere Söhne und Töchter schenkte. Die italienische Reise trennte diese Ehe bereits im idealen Sinne, obgleich die factische Scheidung sich noch fast zehn Jahre hinzog.

Es bedurfte bei Adolf Stahr überall nur einer äußeren Anregung, um den in ihm schlummernden Trieb zur Wirksamkeit auf dem Felde ästhetischer Studien rege zu machen. Kaum hatte er in Oldenburg die Stellung des Professors am Gymnasium angetreten, als das dortige Hoftheater mächtig auf ihn einzuwirken begann. Der damalige Großherzog interessirte sich im guten Sinne für das Theater, und sein Intendant, Freiherr von Gall, war für die Einflüsse eines classisch geschulten Geistes sehr empfänglich. Adolf Stahr trat mit ihm in freundschaftliche Beziehungen und erweckte in ihm den Gedanken, in Oldenburg eine Musterbühne zu errichten, welche die höheren Aufgaben des Theaters ohne Rücksicht auf den Zeitgeschmack und die Neigungen der

großen Masse im Auge behalte. Wie sehr Stahr geneigt war, die Sache in uneigennütziger Weise zu fördern, bewies der Umstand, daß er einen Anderen zur Ausführung des Planes zum Vorschlag brachte. Von der Idee ausgehend, daß nur ein hervorragender dramatischer Dichter als die bewegende Seele eines Theaterinstitutes wirken könne, veranlaßte er die Berufung des Dichters Julius Mosen, der alle Eigenschaften besaß, um im Geiste Immermann's ein Theater zu leiten. Die Sache hatte anfänglich den besten Anstrich. Damit die Mittel nicht in mangelhaften Opern und untergeordneten Schauspielvorstellungen zersplittert würden, hatte der Großherzog schon früher die Oper ganz verbannt. Baron von Gall erklärte in einer besonderen Schrift, welche er zuerst als Vorlesung der Oeffentlichkeit übergab, die Nothwendigkeit einer rein künstlerischen Leitung im Sinne Stahr's.

Eduard Devrient schreibt im fünften Bande seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ über diese Periode des Oldenburger Theaters das Folgende: „Die künstlerische Thätigkeit nahm unter Mosen's Leitung lebhaften Schwung, unterstützt von Stahr's wirksamer Vertretung in der Tagesliteratur, die jeder Arbeit der Oldenburger Bühne die öffentliche Theilnahme gewann. Immermann's Versuch, die Wiederbelebung der Dramatik von einem kleinen Winkel Deutschlands aus zu unternehmen, sollte hier wiederholt werden.

„Auch entsprach die Zusammensetzung der Kunstgenossenschaft sehr wohl den Hoffnungen, die auf das Unternehmen gesetzt wurden. Aus dem älteren Bestande der Gerber'schen Gesellschaften war Berninger geblieben; Moltke geschickt und einsichtsvoll u. A., Jenke und Limbach fanden sich hinzu, Getreue aus Immermann's Zeit, ebenso Frau Höfert — Ludwig Devrient's einzige Tochter, die mit des Vaters Physiognomie wenig von seiner Befähigung geerbt hatte. Junge Talente, von denen einige künftig erste Stellungen gewinnen sollten, wurden angezogen: Kaiser und Gabillon, Frl. von Zahlhas und der Caricaturenzeichner König; die Schriftsteller Palleske und Schlönbach versuchten sich hier in frischem Eifer und warmer Hingebung an Mosen's und Stahr's Anregungen; die Aufmerksamkeit aller echten Kunstfreunde hatte wieder einen Punkt gewonnen, an den sie ihre Hoffnungen heften konnten.

„Es fehlte aber Manches, um diese Hoffnungen ganz erfüllbar zu machen. Oldenburg war zu entlegen, um auf die deutsche Theaterwelt Einfluß üben zu können, sein Publicum war zu klein und von kühler Theilnahme, ein belebendes Element, wie Düsseldorf es in seiner Kunstakademie besaß, ging ihm ab und — Mosen's Befähigung reichte nicht an die Immermann's. Dazu kam das Unglück, daß schon zwei Jahre nach seinem Amtsantritte Mosen gelähmt wurde, sein Einfluß auf die künstlerische Thätigkeit sich verminderte und 1848 ganz aufhörte.“

Schon 1845 hatte Stahr seiner geschwächten Gesundheit wegen Urlaub genommen und war nach Italien gepilgert. Ob es wohl im Leben jedes einzelnen Menschen ein leitendes Schicksal giebt? Losgelöst von den engen Schranken, die den deutschen Schulmann am Gymnasium einer kleinen deutschen Residenz in jener Zeit anhaften mußten, schwang sich der Geist des Rompilgers zum unmittelbaren Verständniß der großartigsten Auffassung des menschlichen Lebens empor, und während er selbst in Rom ein Anderer wurde, begegnete ihm dort in der ewigen Stadt in Fanny Lewald die zukünftige Gefährtin seines Lebens, an deren Seite er seine schriftstellerische Thätigkeit in größerem Maßstabe den Mitlebenden nutzbar machen und zugleich in persönlicher Einwirkung auf seine Umgebung und andere vorwärts ringende Geister das höchste Ziel erreichen sollte, das ihm gesteckt war.

Fanny Lewald hat dem deutschen Volke ihre Lebensgeschichte selbst erzählt; eine so ungewöhnliche, dichterisch reichbegabte Frauennatur ist nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe zu messen, anders entwickelt sich ihr Wesen, anders gestaltet sich ihr Leben. Stahr war Gatte und Vater und stand in der Mitte seines Lebens, auch Fanny Lewald war durch eine selbständige literarische Thätigkeit gereift, eine leidenschaftliche, unerfüllte Liebe hatte ihr Gefühl vertieft und doch war ihr noch die volle Entfaltung ihres reichen, echt weiblichen Gemüthes vorbehalten. So fanden sich diese beiden Menschen, so entstand ihre Liebe unter dem Einflusse jener unver-

gleichlichen Umgebung, welche ihre für Natur und Kunst gleich empfänglichen Herzen wunderbar für einander stimmen mußte. Wenn auch die äußeren Verhältnisse für den Augenblick unübersteigliche Hindernisse aufthürmen mußten, der Bund war unlösbar geschlossen, und was auch kommen mochte, ihre höchsten und innigsten Interessen waren verschmolzen und konnten nie wieder getrennt werden.

Es ist leicht zu sagen, daß von jetzt an die literarische Thätigkeit Stahr's eine ganz andere Wendung nahm, aber den gewaltigen Umschwung, der sich in seinem ganzen Geistesleben vollzog und dann in seinen Schriften niedergelegt wurde, psychologisch zu verfolgen und die einzelnen Fäden bloßzulegen, würde mehr als Menschengeist erfordern, aber es würde zugleich einen Blick gewähren in die geheimsten Werkstätten unseres Seelenlebens. Aus den beschränkten Verhältnissen und der öden landschaftlichen Umgebung der kleinen norddeutschen Residenz nach Rom und Italien, aus dem zweifelhaften Glücke einer frühgeschlossenen, übereilten Ehe an die Seite einer sympathisch gestimmten, poetisch hochbegabten und reich entwickelten Frauenseele versetzt, mußte Stahr's ganzes Denken und Empfinden neu aufleben und die Vergangenheit gleich einem schweren Traume in der Rückerinnerung ihm unerträglich erscheinen. Der eigene unwiderstehliche Trieb und die Energie der neu gewonnenen Freundin trafen zusammen und der Plan eines vorwärts ringenden Daseins lag in zweifellosem Entwurfe vor seiner Seele.

Aber welche Kämpfe, welche unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten thürmten sich vor den Augen des liebenden Paares auf und forderten die ganze Kraft ihrer moralischen Ueberzeugung heraus. Eine Wahl blieb nicht übrig und es galt nur, das Nothwendige mit Würde und möglichster Schonung der betheiligten Individualitäten durchzusetzen.

Wenn wir auf Stahr's literarische Thätigkeit während seines Oldenburger Aufenthaltes vor der italienischen Reise zurückblicken, so sehen wir ihn fast nur in einer Art dramaturgischer Thätigkeit. Auf der dortigen Bibliothek entdeckte er ein Exemplar von Goethe's Iphigenie in prosaischer Form und er gab diese interessante Reliquie, welche das Goethe'sche Meisterwerk in jener Fassung, wie es vor dem Druck am Weimar'schen Hofe aufgeführt wurde, mit Anmerkungen heraus. Auch eine Charakteristik Immermann's ließ er erscheinen, und gab dann, als der Lessing des Oldenburger Theaterunternehmens, eine „Oldenburgische Theaterschau" in zwei Bänden heraus. Nach der Rückkehr aus Italien und während des Erscheinens seines Reisewerkes machte er auch einen Versuch als Romanschriftsteller und zwar mit dem dreibändigen historischen Roman „Die Republikaner in Neapel".

Eine Reise nach Paris unternahm Stahr im Jahre 1851 und schilderte seine dortigen Erlebnisse in einem Buche, welches „Zwei Monate in Paris" betitelt ist. Charakteristisch bleibt dabei der Umstand, daß er das neue französische Kaiserthum in tiefster Seele haßte, er, der die Bestrebungen des Jahres 1848 in Deutschland mit lebhafter Theilnahme beobachtet hatte, und die preußische Revolution in einem zweibändigen Werke schilderte, welches zwei Auflagen erlebte. Es war während der Märztage in Bremen, und seine damaligen Artikel, namentlich einer mit der Aufschrift „Keine Komödie mehr!" waren von großer Kraft und Wirkung. Obgleich er später ein getreuer Freund der nationalliberalen Partei geblieben ist, so nahm er doch nur indirect an den politischen Bewegungen Theil, bis das große Jahr 1870 ihn zu einigen geharnischten literarischen Aeußerungen hinriß. Sein Haß auf Napoleon, dessen Name wohl schon in seiner frühesten Kindheit als verabscheuungswerth sich einprägte, sprach sich wiederholt in Zeitungsartikeln und Broschüren energisch aus.

Im Jahre 1852 ließ sich Stahr wegen Kränklichkeit seines Amtes in Oldenburg entheben und zog nach Berlin, wo dann endlich die lange ersehnte Vereinigung mit Fanny Lewald stattfand. In demselben Jahre erschien die Sammlung interessanter kleinerer Aufsätze in zwei Bänden, die unter dem Titel „Weimar und Jena" bereits zwei Auflagen erlebt haben. Ursprünglich handelte es sich um vortrefflich geschriebene Charakterbilder aus der classischen Periode Weimar's. Mit großem psychologischen Scharfblick und in meisterhafter stilistischer Behandlung läßt er Viele der hervorragendsten Erscheinungen

des alten Weimar an dem geistigen Auge des Lesers vorüberziehen und erfreut namentlich durch die feinfühlende Hand, womit er seine Lieblinge idealisirt. Bei der zweiten Auflage hat er sich auch über neuere Bestrebungen, die von Weimar aus ihren Weg gemacht, ausgelassen, und namentlich über die durch Wagner ins Leben gerufene und von Liszt in Weimar cultivirte Musik der Zukunft ausgesprochen.

Große Wirkung versprach er sich nach der italienischen Reise jedenfalls von dem kunsthistorischen Werke, welches er unter dem Titel „Torso oder Kunst, Künstler und Kunstwerke der Alten" im Verlage von Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig erscheinen ließ. Man fand jedoch einen gewissen Mangel an Selbständigkeit daran auszusetzen, und der Verfasser, der wohl selbst fühlen mochte, daß die bildende Kunst der Richtung seines kritischen Talentes weniger geeignete Stoffe bot, als die Literaturgeschichte, brachte einige Jahre darauf dasjenige Werk in die Oeffentlichkeit, welches wohl von allen seinen Schriften die größte Verbreitung gefunden hat und im besten Sinne des Wortes ein populäres Buch geworden ist. „Lessing, sein Leben und seine Werke" ist der Titel dieser verdienstlichen Arbeit, die mit Benutzung aller vorhandenen Quellen ein ungemein anschauliches Bild des deutschen Geisteshelden giebt, in dessen Fußtapfen zu treten von jeher Stahr's stolzestes Verlangen war. Lessing, der Dichter, der Kunsthistoriker, der Philosoph, der Theolog, kurzum die ganze Bedeutung dieses gewaltigen Heros unseres Geisteslebens, ist darin in verhältnißmäßig kurzen Zügen anschaulich und leicht verständlich dargestellt. Das Buch ist populär im besten Sinne, aber es steigt nicht tiefer, als es die Würde des Gegenstandes gestattet, es hebt vielmehr den Leser empor, indem es ihm das Bild des thatkräftigen, nur für seine höheren Ziele lebenden Kämpfers für die Sache geistiger Freiheit vor Augen führt. Das Buch ist in sieben Auflagen erschienen und hat sich somit vollkommen bei uns eingebürgert. Es ist die schönste That, welche Stahr hinterlassen hat, und wenn man „Ein Jahr in Italien" für die reichste Blüthe seines Geistes betrachten kann, so darf der „Lessing" wohl als die reifste Frucht desselben angesehen werden.

Noch ein anderes Buch ist im vollen Sinne des Wortes dem deutschen Volke lieb geworden. Auch die Monatshefte haben dabei in gewissem Sinne Pathenstelle vertreten, denn eine der lieblichsten seiner Goethe'schen Frauengestalten, welche das Urbild der Ottilie in den Wahlverwandtschaften ist, Minna Herzlieb, hat er zuerst unseren Lesern vorgeführt, um sie dann als die schönste Zugabe dem Buche einzuverleiben, welches unter dem Titel „Goethe's Frauengestalten" sich den bekannten Kaulbach'schen Zeichnungen anschmiegt. Diese sind allerdings die Veranlassung zu dem Buche gewesen, aber Stahr's feinsinnige und mit dem tiefsten Verständniß für Goethe's Eigenthümlichkeit und für den Charakter seiner Zeit durchdrungene Schilderungen besitzen doch auch einen so bedeutenden eigenen Werth, daß sie namentlich in Damenkreisen ein Lieblingsbuch geworden sind und als zartes Festgeschenk sich gern auf den Weihnachtstischen einfinden. Merkwürdig genug, daß gerade Kaulbach, dessen Werke bei allem hohen Geistesflug doch auch in realistischen Einzelheiten glänzen, ja sogar, wo es angeht, einen Stich ins Frivole an sich tragen, an dem zartfühlenden, alles Frivole verabscheuenden und seine Lieblinge gern mit dem Heiligenscheine vollendeter Menschenwürde umgebenden Stahr seinen Commentator gefunden hat. Es handelte sich eben um Gestalten aus einem Kreise, in dem Stahr nicht nur vollkommen heimisch war, den er auch mit höchster Verehrung umfaßte, dessen Schattenseiten er nicht sah oder nicht sehen wollte und dessen Lichtseiten er im glänzendsten Strahl verklärender Liebe erblickte. Die Frauengestalten, eben so wohl diejenigen, welche Goethe geschaffen, wie die, welche ihn umgaben und seinem Leben Reiz und Werth verliehen, bieten eine große Mannigfaltigkeit, eine Art Scala von der einfachsten, schlichtesten Natur eines Gretchen bis zu der unerreichbaren Vollendung der Prinzessin Leonore oder der unnahbaren Hoheit einer Iphigenie. Welche Gelegenheit für den feinen Beobachter der weiblichen Vorzüge, der es an sich selbst erfahren hatte, was der Einfluß einer bedeutend angelegten Frau vermag! In der That hat Adolf Stahr in diesem Buche eine reiche Fülle von Kenntniß des weiblichen Herzens nieder-

gelegt und die ganze Wärme seines eigenen, für schöne Weiblichkeit so sehr empfänglichen Wesens darüber ausgegossen. Jene wahrhafte Liebenswürdigkeit des menschlichen Charakters, die überall gern das Schönste und Beste sieht und nur ungern häßliche Flecken, wo sie einmal nicht wegzuleugnen sind, bemerkt, hat die Feder geben die „Frauengestalten“ ein glänzendes Zeugniß.

Waren der „Lessing“ und die „Frauengestalten“ vom allgemeinsten Beifall begleitet, so fand ein anderes Unternehmen Stahr's, bei welchem er seine philologischen Kenntnisse und seinen psychologischen Scharfsinn vereint wirken ließ, zwar gro-

Adolf Stahr.

des Verfassers geführt, und nur, wo sein sittliches Gefühl in Empörung gerieth, wie bei Frau von Stein, deren Verhalten Goethe gegenüber ihm durchaus verwerflich schien, kannte er keine Nachsicht und goß die ganze Schale seines moralischen Zornes darüber aus. Von der durchsichtigen Klarheit seines Stils, der ernsten Würde seines Gedankenganges und der Gewissenhaftigkeit seiner Quellenforschung ßes Interesse, aber keine unbedingte Anerkennung. Die sogenannten „Rettungen“, welche er den von Tacitus etwas unglimpflich geschilderten Gliedern der Julischen Kaiserfamilie angedeihen ließ, riefen die Opposition vieler Gelehrten wach und die Kühnheit seiner Kritik wurde von manchen Seiten geradezu als Heiligthumschändung betrachtet. Es ist nicht zu verkennen, daß in der Geschichte der römischen Kaiser

Digitized by Google

und namentlich in der des Tiberius sich die seltsamsten Widersprüche befinden, und es ist daher gewiß gerechtfertigt, wenn man annimmt, daß auch ein Tacitus nicht unfehlbar war und seine Annalen wohl nicht ganz ohne persönliche Voreingenommenheit geschrieben hat. In Deutschland ist man natürlicher Weise sehr geneigt, dem römischen Historiker, der die Sitten unserer Vorväter, die Tugenden unserer weiblichen Vorfahren seinen Landsleuten gegenüber in so günstiger Weise geschildert hat, mit Vertrauen zu begegnen, während gerade Tiberius weniger auf unsere Sympathie zu rechnen hat. Es gehörte also der Muth fester Ueberzeugung dazu, um den Versuch einer Vertheidigung des Tiberius gegen die Anschuldigungen des Tacitus zu unternehmen, und daß Adolf Stahr diesen Versuch gewagt hat, gereicht jedenfalls seiner Gerechtigkeitsliebe zur Ehre. In einer Zeit, wo der blinde Buchstabenglaube in allen wissenschaftlichen Richtungen bekämpft wird, ist es doppelt anzuerkennen, wenn ein Mann von ernster classischer Durchbildung und klarer weltmännischer Lebensauffassung sich nicht scheut, seine Zweifel an einem Documente auszusprechen, dessen Glaubwürdigkeit nicht nur durch sein hohes Alter, sondern auch durch seine schmeichelhafte Haltung unseren Urahnen gegenüber fast unantastbar war. Mit der Geschichte des Tiberius veröffentlichte er auch Rettungen der Kleopatra, der Agrippina und anderer hohen Damen aus jener Zeit. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er in diesen Schriften über das Ziel hinausgeschossen und seinerseits der von ihm bekämpften Voreingenommenheit des Tacitus die eigene Einseitigkeit entgegengesetzt habe, aber jedenfalls hatte sein Auftreten in dieser Sache die Wirkung einer epochemachenden That und steht nicht vereinzelt in der neuesten Geschichtschreibung, die sich mehr und mehr vom Autoritätsglauben zu befreien sucht.

Wenn wir Stahr's Stellung in der deutschen Literatur mit kurzen Worten charakterisiren wollen, so kann man ihn als einen der ausgezeichnetsten Vertreter jener neueren Richtung betrachten, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die Resultate wissenschaftlicher Forschung zu popularisiren. Man hat diese Richtung, der ja auch die Monatshefte von jeher gewidmet waren, oft über die Achsel angesehen, aber wer dies gethan, bewies damit nur, daß er kein Verständniß für unsere Zeit hat. Ohne Zweifel wird und muß es zu allen Zeiten exclusive Geister geben, welche nur in der strengsten wissenschaftlichen Forschung ihr Genüge finden, und vielleicht ist es eine psychologische Nothwendigkeit, daß derartig angelegte Gelehrte eine Abneigung gegen Diejenigen haben, denen im großen Welthaushalte die Aufgabe zugefallen ist, die wissenschaftlichen Resultate für weitere Kreise zu verwerthen. Somit wird sich immer die Erscheinung herausstellen, daß Männer wie Adolf Stahr von den zünftigen Vertretern der exacten Wissenschaften mit einer Art von Geringschätzung angesehen werden, aber das wird nicht verhindern, daß ein großer Theil des Publicums in dankbarer Anerkennung für die ihm geleisteten Dienste die Namen solcher Vermittler hochhält. Man läßt es in der gelehrten Welt allenfalls gelten, wenn diejenigen Wissenschaften, aus deren Anwendung ein praktischer Nutzen resultirt, in populärer Weise dem Volke vermittelt werden, und Alles, was sich auf Naturwissenschaften bezieht, hat bereits den Bann strenger Abgeschlossenheit durchbrochen; auch in Betreff der Wissenschaften, welche beim höheren Schulunterrichte unentbehrlich sind, wie Geschichte und Geographie, verzeiht man es den Schulmännern, wenn sie den Bedürfnissen Rechnung tragen, aber ein Philosoph, ein Aesthetiker, der sich herausnimmt, mit dem Volke in derjenigen Sprache zu reden, die diesem verständlich ist, wird noch immer mit Argwohn und Herablassung behandelt.

Umsomehr verdient das Bestreben solcher Männer den Dank der Wohlgesinnten, besonders wenn sich in der Individualität dieser Vermittler ein so vorwiegend dem Idealen zugewendeter Geist zu erkennen giebt, wie dies bei Adolf Stahr der Fall war. Wo allerdings mit dem Höchsten und Edelsten in der Welt im niedrigen Sinne des Wortes Speculation getrieben wird, wo man den frivolen Neigungen der Masse zu gefallen strebt, da hat die hehre Göttin strenger Wissenschaft das volle Recht, ihr Antlitz mit Unwillen abzuwenden, aber freundlich darf sie demjenigen zulächeln, der sich bemüht,

ihren aufwärts gerichteten Blick auch einmal herabzulenken auf die emsig im Tagewerk sich mühenden Menschen, denen die Wissenschaft nur dann begreiflich ist, wenn sie im Geleite der Grazien erscheint und ihre erhabenen Züge mit einem anmuthig lächelnden Wohlwollen belebt. Würde doch die Wissenschaft niemals eigentlich nutzbringend für das Leben werden, wenn sie nicht in ihren weiteren Ausführungen diejenige Form annehmen könnte, die sie befähigt, in die einzelnen Canäle des Gesammtorganismus einzudringen. Anstatt solchen Männern den Vorwurf zu machen, daß sie die Wissenschaft profaniren, muß man ihnen die höchste Anerkennung dafür zollen, daß sie es verstehen, mit Geschmack für die Wissenschaft Interesse zu erwecken. Glücklicherweise geht die Entwicklung des Menschengeschlechts ihren ruhigen Gang weiter und weiß die Organe zu finden, die sie zu ihren Zwecken bedarf. Wie wunderbar es dabei oft zugeht und wie unberechenbar die Wege sind, auf denen diese Organe geführt werden, um sie so zu bilden, wie die Vorsehung sie bedarf, davon geben gerade die Lebensschicksale Adolf Stahr's ein merkwürdiges Beispiel.

Wie er in der Oeffentlichkeit dastand, so war er auch im Privatleben: ein Mann, der mit ruhiger Besonnenheit seine Schritte that und dem die sittliche Würde seiner Haltung überall ein vornehmes Gepräge gab. Das Stahr'sche Haus war für Berlin lange Jahre hindurch der Mittelpunkt einer Anzahl gleichstrebender Menschen, die sich dort häufig einzufinden pflegten. Die klugen Bemerkungen des Hausherrn, das liebenswürdige, anregende Wesen der Frau des Hauses waren immer von wohlthuendster Wirkung, und man hatte einen literarischen Salon im edelsten Sinne des Wortes, wo man immer versichert sein konnte, eine Anzahl interessanter Menschen anzutreffen. Leider war Stahr im vergangenen Winter schon so leidend, daß er nur selten in der Stimmung war, einzelne seiner Freunde bei sich zu sehen. Ein Aufenthalt in dem reizenden Thüringer Badeorte Liebenstein sollte ihm im Sommer Erleichterung bringen, aber er erkrankte dort ernstlich, und als er endlich, wieder besser geworden, mit seiner Gattin nach dem schönen Wiesbaden reiste, um in der dortigen milden Luft den Herbst zu erwarten, warf ihn sein Leiden aufs Neue auf das Krankenlager, von dem er sich nicht wieder erheben sollte.

Eine Königsreise.

Erinnerungsblätter

von

Friedrich Bodenstedt.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

Die Huldigungsbezeigungen begannen überall, wo Se. Majestät sich zeigte, immer aufs Neue. Das Hübscheste, was wir davon an diesem Abende sahen, waren mächtige Freudenfeuer auf den Bergen und ein aus Fakellicht gebildetes, riesiges M, welches, wie der Birmingwald im Macbeth, plötzlich von einem Berge heruntergestiegen kam, als ob es auf eigenen Füßen ginge. Die Träger der Fackeln trugen diese so geschickt und in so guter Ordnung, daß das weithinleuchtende M keinen Augenblick seine richtige Fügung verlor und ganz den Eindruck eines sich selbst bewegenden feurigen Buchstabens machte.

Wir kamen sehr spät ins Bett, mit der Aufgabe, wieder möglichst früh auf dem Sprunge zu stehen, da die Besteigung des Grünten schon zeitig am nächsten Morgen beginnen sollte und von Sonthofen bis zum Fuße des Grünten noch eine gute Strecke zu reiten war.

Unsere Führung hatte, in Abwesenheit des Generals von der Tann, der zur Taufe seines jüngsten Kindes auf einige Tage nach München gereist war, Graf Pappenheim übernommen. Natürlich ließ es Keiner an Pünktlichkeit fehlen und wir kamen genau zu der bestimmten Stunde früh Morgens 29. Juni am Fuße des Grünten an, wo schon eine bunte Menschenmenge, jeden Geschlechts und Alters, im Festputz versammelt war, um Se. Majestät zu begrüßen.

Der Pfarrer von Burgberg, ein sehr würdig und stattlich aussehender Herr, hatte für Se. Majestät verschiedene Ueberraschungen vorbereitet, welche, an und für sich höchst löblicher Natur und den besten Absichten entsprungen, doch dem Könige

zu jeder anderen Zeit willkommener gewesen wären als gerade in dem Augenblick, da die Besteigung des Grünten beginnen sollte.

Der König litt nämlich an nervösem Kopfschmerz, der in der Mittagshitze unter freiem Himmel leicht unerträglich wurde; es war deshalb Alles sorglich so eingerichtet, daß wir, wenn keine unvorhergesehenen Störungen unsere Pfade kreuzten, den Gipfel des Berges, wo ein gegen die Sonnenstrahlen schützendes Obdach winkte, bequem noch vor Mittag erreichen konnten. Der Tag ließ sich heiß an, um so mehr war es Sr. Majestät darum zu thun, möglichst rasch vorwärts zu kommen.

Aber da standen nun am Fuße des Berges die vielen Menschen, die sich so sehr auf die Ankunft ihres Landesvaters gefreut hatten und deren Begrüßungen erst entgegengenommen werden mußten, vor allen die des Pfarrers von Burgberg. Der König dankte diesem für seine warme Anrede aufs Huldvollste und drückte dann in zarter Weise sein Bedauern aus, sich kurz fassen zu müssen, um mit seinem Kopfschmerz bei der Besteigung des Grünten nicht in die Mittagssonne zu kommen.

Der Pfarrer erwiederte: Die Schuljugend von Burgberg (nach der Menge der Kinder zu schließen, waren auch viele aus anderen Orten dabei) würde unglücklich sein, wenn ihr nicht vergönnt würde, die eigens zur Begrüßung Sr. Majestät gedichteten und vom Lehrer einstudirten Lieder zu singen.

Se. Majestät wollte die Schuljugend nicht unglücklich wissen und ließ sich bald bewegen, den Pfarrer zu einer überraschend ausgeschmückten Grotte zu begleiten, in deren Hintergrunde die Namenszüge des Königs und der Königin prangten und in welcher eine Schaar weißgekleideter, bekränzter Mädchen alsbald vielstimmigen Huldigungsgesang ertönen ließ, wofür es an freundlichem Dank nicht fehlte. Dann wurde weiter gepilgert zu einer Schaar von Knaben, wo sich Aehnliches wiederholte.

Auf dem Wege, den der König, geführt vom Pfarrer, ging und wir hinter Sr. Majestät, drängte sich das Volk und standen fahnenschwingende Knaben und blumentragende Mädchen. Eine Anrede folgte der anderen und es war schon eine geraume Zeit verflossen, als der König sagte, jetzt dürfe nicht länger mit der Besteigung des Grünten gezögert werden. Allein so schnell sollte die Sache nicht abgehen, obgleich die Sonne schon bedenklich im Steigen war.

An der Mittagsseite des Grünten wuchs ein merkwürdiger Wein, dessen Cultur dort der Pfarrer selbst eingeführt oder, wenn ich mich hierin irren sollte, doch in seine besondere Obhut genommen hatte, und auf dessen Güte er nun die Aufmerksamkeit Sr. Majestät zu lenken wünschte. Er sprach erst von der Kunst des Weinbaues im Allgemeinen, von der richtigen Anwendung des mineralischen und animalischen Düngers und der rationellen Behandlung des Rebstocks und des Bodens, darin er wurzelt. Er hob dann die besonderen Vortheile hervor, deren sich der Weinbau am Grünten dadurch erfreue, daß der reiche Viehstand des Landes die Herbeischaffung animalischen Düngers, dessen Vorzüge noch keineswegs hinlänglich gewürdigt seien und dessen Wirksamkeit mit seiner Frische in engster Beziehung stehe, wesentlich erleichtere, was auch von der Wissenschaft bereits anerkannt worden.

Se. Majestät konnte gegen diese Thesen keine begründeten Einwendungen erheben und eben so wenig die vertrauensvolle Voraussetzung des Pfarrers entkräften, daß die landesväterliche Fürsorge für die Wohlfahrt des Landes auch ein lebhaftes Interesse am Gedeihen des Weinbaues in sich schließe. Nun lag es dem Pfarrer sehr am Herzen, dem Könige Gelegenheit zu geben, sich selbst von der Güte der verschiedenen am Grünten angepflanzten Rebensorten zu überzeugen, und dazu gab es kein anderes Mittel, als den daraus gewonnenen Wein prüfend zu kosten.

Der Einladung, dies zu thun, widerstand der König — der Vormittags und Abends gar keinen, und selbst bei großen Diners nur sehr wenig Wein vertragen konnte — lange, aber der Grüntenwein stand nun einmal in verschiedenen Sorten auf einem sauber gedeckten Tische zu dem einzigen Zwecke aufgepflanzt, von Sr. Majestät gekostet zu werden, und der Pfarrer bat so beredt inständig, daß der König sich doch endlich erweichen ließ und mit entschlossener Hand das für ihn gefüllte Glas an die Lippen führte, in der

stillen Hoffnung, gleich nach dem Trunk die Besteigung des Grünten beginnen zu können.

Allein so weit war es noch lange nicht. Auch wir mußten von dem Wein kosten und unser Urtheil darüber abgeben, und Sr. Majestät blieb die Prüfung nicht erspart, uns bei den anderen Sorten ebenfalls die Bahn zu brechen.

Ich bewunderte die Selbstüberwindung des Königs um so mehr, als ich mit prophetischem Blicke voraussah, daß sie noch schwere Proben zu bestehen haben werde, welche mitzubestehen ich mich zu schwach fühlte. Ich litt nämlich auch an Kopfschmerz, der während des langen Umherstehens — welches mich immer mehr angreift als rasches Reiten oder Gehen — merklich zugenommen hatte, und so erwog ich in meiner Seele, ob es nicht besser sei, mich zurückzuziehen und ein wenig auszuruhen, als zu bleiben, wo meine Gegenwart augenblicklich durchaus überflüssig war, denn ich konnte weder dem Könige noch irgend Jemandem durch meine Anwesenheit das Geringste nützen. Selbst als Weinrichter fühlte ich mich in meinem kopfschmerzlichen Zustande incompetent.

So blieb ich denn, als die Gesellschaft sich wieder in Bewegung setzte, um neuen Ueberraschungen entgegenzugehen, erst ein wenig, dann immer mehr zurück, und schlängelte mich glücklich bis zu dem Bergvorsprunge, wo die norwegischen Pferde grasten und die Besteigung des Grünten beginnen sollte.

Das Stehen ist eine Kunst, die gelernt sein will, viel Uebung verlangt, und am schwierigsten zu üben ist, wenn der Geist dabei gleichsam mitstehen muß, ohne sich aufnehmend oder ausgebend bethätigen zu können. Am leichtesten wird sie den Fürsten, weil sie diesen nach dem Vererbungsgesetz halb angeboren wird; denn jeden regierenden Fürsten zwingt sein hoher Beruf, einen großen Theil des Tages stehend zuzubringen, zur Ertheilung von Audienzen, Anhörung von Vorträgen u. s. w.; und was im Blute der Väter steckt, geht in das Blut der Kinder über. Auch vermindert sich die Beschwerde des Stehens oder verschwindet ganz, nach Maßgabe der geistigen Anspannung, welche dabei stattfindet.

Noch bevor ich die schattige Stelle erreicht hatte, wo ich ausruhen wollte, wurden meine Augen wieder durch ein Schauspiel gefesselt, welches mich schon bei Ankunft unseres Zuges am Fuße des Grünten ergötzt hatte.

Ein wohlbeleibter, hochgewachsener Mann in abenteuerlicher Kleidung ritt, einen Dreimaster auf dem Kopf, eine Schärpe über der Brust und einen gewaltigen Säbel an der Seite, auf einem Pferde, welches seiner Last vollkommen gewachsen war und an die mächtigen Brauergäule in München erinnerte, in dem wellenförmigen Thale unter dem schon erwähnten Bergvorsprunge hin und her, bald in schwerfälligem Trab einen großen Bogen beschreibend, bald in forcirtem Galopp mit vorgebogenem Kopfe, wie beim Wettrennen, ohne Beachtung der Terrainschwierigkeiten grade aus jagend, als ob Gefahr im Verzuge wäre.

Als wir zuerst seiner ansichtig wurden, schien er sich die Aufgabe gestellt zu haben, die herbeigeströmte Jugend vor Ausschreitungen zu wahren, was gar nicht nöthig war, da Alles sich selbst in bester Ordnung hielt, trotz der Feststimmung, die aus jedem Gesichte strahlte. So ritt er denn, in wechselndem Tempo, spähend umher, um irgend eine Gelegenheit zum Einschreiten zu suchen, die sich nirgends finden wollte. Da er es aber offenbar für eine Ehrenpflicht hielt, irgend etwas zu thun, so rief er bald dieser bald jener Volksgruppe zu, ein wenig mehr zurückzutreten, und wenn das nicht gleich geschah, ritt er mit geschwungenem Säbel den Leuten so nahe auf den Leib, daß sie ihm nothgedrungen weichen mußten, um nicht überritten zu werden. Dann warf er befriedigt sein Pferd herum, steckte seinen Säbel wieder ein, schwang dafür den Dreimaster in die Luft und rief mit lauter aber heiserer Stimme einmal über das andere: „Vivat König Max! Hoch! Hurrah!“

Natürlich drang die muntere Jugend immer wieder vor, sobald er verschwunden war, und er ritt zurück, um das Manöver zu wiederholen.

Als die Menge dann, Sr. Majestät folgend, sich nach einer anderen Richtung bewegte und nur ein kleines Häuflein zurückblieb, welches an dem Umritte des Hüters der Ordnung eine überwiegende Festfreude hatte, erweiterte dieser den

Kreis seiner Reitübungen immer mehr, bald mit lautem Vivatrufen den Dreimaster schwingend, bald mit dem Säbel um sich fuchtelnd, als ob er wirklich ein Menschengedränge vor sich sähe, das außer ihm Niemand bemerkte.

Seine knatternd heisere Stimme wie sein ganzes Gebahren berechtigte zu dem Schlusse, daß er schon früh am Tage seiner Phantasie durch einen tiefen Feiertagstrunk auf die Sprünge geholfen habe. Aber es mußte Wein gewesen sein, was er getrunken; mit Bier oder Schnaps hätte er die rein komische Wirkung nicht erzielt, deren man sich beim Anblick seiner Leistungen auf gesatteltem Pferde nicht erwehren konnte. Er war augenscheinlich kein bloßer Sonntagsreiter, sondern ein alter Cavallerist, der mit Pferden umzugehen wußte, sonst wäre er bei dem häufigen Wechsel des Tempos und bei den kühnen Schwenkungen und Drehungen, die er mit seinem schwer zu lenkenden Gaul ausführte, hundertmal heruntergefallen. Allein eben die spielende Sicherheit, mit welcher er sich, trotz allen Aeußerungen des Ueberschwangs seiner Gefühle, im Sattel hielt und dadurch alle Furcht vor einem halsbrechenden Unfall bannte, bewirkte das künstlerische Behagen an seinen Leistungen.

Ich mußte eben so herzlich lachen, als ich ihn jetzt wiedersah, wie ich eine Stunde zuvor gelacht hatte, da ich ihn zuerst erblickte. Er war inzwischen, sammt seinem Pferde, etwas außer Athem gekommen, es fehlte Beiden die frühere Frische der Bewegungen. Der arme Gaul war offenbar übermüdet und gehorchte nur widerstrebend dem Schenkeldruck und der Führung seines Reiters, der seinerseits oft in Beidem nachließ, wobei ihm dann die Arme und Beine so schlaff und schlotternd herabhingen, als ob sie gar nicht in lebendigem Zusammenhange mit dem athmenden Körper ständen, sondern nur lose durch Draht mit den Schultergelenken und der Pfanne des Hüftgelenkes verknüpft wären. In solchen Momenten erschien auch sein Sitz im Sattel bedenklich, aber unversehens raffte er sich, wie von einem neubelebenden Gedanken durchblitzt, wieder auf und zeigte sich ganz als der Alte. Es war offenbar ein großer Tag für ihn, an dem er vor König und Volk seine Reiterkunst in hellster Beleuchtung zeigen konnte, und er wird gewiß noch Kindern und Kindeskindern davon erzählen.

Ich hätte den wackern Mann in dem Festtagsbilde, das sich auf sonniger Berglandschaft vor mir aufthat, nicht missen mögen: er zog mich eine Zeit lang von meinem Kopfschmerz ab, that Keinem was zu Leide und ergötzte Alle, die ihn sahen. Ich schrieb unter anderen Betrachtungen, die mir während meines Ausruhens durch den Kopf gingen, in mein Notizbuch:

„Wer eine einz'ge Stunde dir erheitert
Auf dunkler, schmerzenvoller Lebensbahn,
Hat deiner Freuden engen Kreis erweitert:
Dank ihm dafür — er hat dir wohlgethan!"

* * *

Ich war noch mit Schreiben beschäftigt, als plötzlich der König mit der Reisegesellschaft herantrat.

„Nun, Sie haben sich's bequemer gemacht als wir," sagte Se. Majestät freundlich; „ich kann's Ihnen nicht verdenken."

Ich fand kaum Zeit, mich zu entschuldigen, da die Reitknechte schon die norwegischen Pferde herbeiführten, welche uns nun noch eine Weile auf den Rücken nehmen sollten, um nach so langer Verzögerung das Aufsteigen einigermaßen beschleunigen zu helfen.

Wir erreichten schnell den Wald, durch welchen ein schattiger Fußpfad führt, und stiegen, die Pferde zurücklassend, dann auf rauheren Pfaden weiter, der vom Berg herab sich öffnenden Schlucht entlang über tiefes Steingerölle, oft steil genug anklimmend.

Es war ein heißer Tag und der Weg einigermaßen beschwerlich, doch der König wanderte an seinem langen Alpenstocke so rüstig vorwärts, als ob die Anstrengungen, die er schon am Fuße des Berges durchzumachen gehabt hatte, nur eine ermunternde Vorübung zum eigentlichen Steigen gewesen wären. Dabei blieb Se. Majestät in fast fortwährender Unterhaltung, indem bald Dieser bald Jener aus der Gesellschaft an des Königs Seite beschieden wurde.

Auch an belebenden Zwischenfällen fehlte es unterwegs nicht, da uns schon eine Menge Menschen aus Burgberg vorausgestiegen waren, die an geeigneten

Stellen Halt machten, um Sr. Majestät ihre Ehrfurcht zu bezeigen, und Andere uns folgten. Einmal tauchten hübsche Mädchen wie aus dem Boden gestiegen auf, um dem Könige Edelweiß zu überreichen; ein ander Mal stand an überaus glücklich gewählter Stelle, auf einem kleinen Felsplateau plötzlich ein Zug festlich geschmückter Bergleute vor uns, die den König in poetischer Weise begrüßten, auf dessen huldvolle Erwiederung dann ein weithin hallendes Stutzenknallen erfolgte.

Trotz der Pausen, welche durch diese und ähnliche Begegnungen veranlaßt wurden, kamen wir doch nicht allzulange nach Mittag glücklich in dem Gasthause an, wo wir vorläufig Rast machen sollten, um den noch ein halbes Stündchen höher liegenden Gipfel des Grünten mit frischen Kräften zu besteigen. Doch hielt es Keiner im Zimmer lange aus; nach einem kleinen Imbiß und Labetrunk waren wir bald Alle wieder in Bewegung und stiegen, dem Beispiele des Königs folgend, umher, um auszuspähen nach Allem, was der schöne Tag uns nah und fern an Augenweide bot.

Nicht weit vom Gasthause hatte Herr Rottenhöfer, der vortreffliche Mundkoch Sr. Majestät und Verfasser eines rühmlich bekannten Kochbuches, an romantischer Stelle sein Lager unter freiem Himmel aufgeschlagen, wie er das auf Reisen gern that, wobei er denn immer mit schnellem Ueberblick und glücklichem Urtheil den rechten Ort und die rechten Menschen ausfindig zu machen wußte, um einen Herd mit allem Zubehör zu improvisiren, und auf diesem Herde dann Wunder der Kochkunst zu leisten. Ich weiß nicht mehr, ob er diesmal auch die Küche des Grüntener Gasthauses in Anspruch nahm, in dessen Saale wir speisen sollten, — ich weiß nur noch, daß wir ihn von einer Menge Menschen umringt sahen, die alle unter seiner Leitung behülflich gewesen waren, das Küchen- und Tafelgeräth, den Wein und das Material zu den Speisen auf den Grünten zu schaffen, und daß alle diese Menschen sich ebenfalls als Gäste Sr. Majestät betrachten durften, da Fürsorge getroffen war, daß es Keinem an Trank und Speise fehlen sollte. So gestaltete sich die Bergbesteigung zu einem kleinen Volksfeste, das unten anfing, sich nach oben fortsetzte, und dann, wie wir sehen werden, wieder thalwärts ging, um dort sein Ende zu finden. —

Gegen Süden hatten wir von der Höhe, wo das Gasthaus steht, einen herrlichen Ausblick auf die von beiden Seiten durch Felsen eingerahmte Gebirgslandschaft, und als wir dann den bequem zu erreichenden Gipfel des Grünten bestiegen, that sich weithin das schöne Illerthal vor uns auf, umragt von einem Kranze von Bergen in bald wellenförmigen, bald kühn geschwungenen und grotesken Formen.

Unter uns war wohl Keiner, der nicht schon weit großartigere Gebirgsbilder gesehen als die, welche der Grünten vor uns aufrollte, aber auch Keiner, der sich durch Vergleiche den Genuß des augenblicklich Gebotenen schmälern ließ, dessen Reize vielmehr erhöht wurden durch die gute Stimmung, in welcher wir sie betrachteten.

Dieselbe gute Stimmung herrschte auch beim Diner vor, wo die Nachwirkung des Gesehenen den König zu der Frage veranlaßte, wie sich's erkläre, daß die meisten Gebirgsvölker in ihren poetischen Hervorbringungen keineswegs auf der Höhe ihrer Berge stehen, vielmehr gerade in denjenigen Ländern, wo die Natur die mächtigsten und erhabensten Anregungen biete, ein nüchterner Verstand vorzuherrschen scheine, der tiefere Empfänglichkeit kaum aufkommen lasse und den einbildsamen Kräften nur geringen Spielraum gewähre. So habe z. B. den Schweizern erst ein Schiller und Byron kommen müssen, um ihnen den Zauber und die Majestät ihrer Gebirgswelt in ebenbürtiger Weise poetisch anschaulich zu machen.

„Darüber ließe sich viel sagen;“ erwiederte A., „und ich möchte zunächst hervorheben, daß Dichter von der schöpferischen Macht eines Schiller und Byron in der Welt weit seltener vorkommen als hohe Berge. Dann fragt es sich, ob die Gewohnheit auch hier nicht eine abstumpfende Wirkung übt, ich meine, ob der Zauber der Gebirgswelt auf diejenigen, welche mitten darin geboren sind, eben so mächtig wirkt, wie auf diejenigen, die er mit dem vollen Reiz der Neuheit in seine Abgründe lockt und zu seinen Höhen emporzieht.“

„Von der abstumpfenden Gewohnheit des Gebirgslebens an sich habe ich wenig-

stens im baierischen Hochlande nie etwas bemerkt," sagte B., „aber die harte Arbeit, zu welcher das Gebirge die meisten seiner Bewohner zwingt, wenn sie ihr Leben darin fristen wollen, erlaubt ihnen allerdings nicht, in poetischen Gefühlen zu schwelgen. Trotzdem wird jeder bemerkt haben, wer je einer Hochzeit, Kirchweih, oder einem sonstigen Volksfeste im Gebirge beigewohnt, wie den Burschen das Herz aufgeht, wenn sie von den Bergen niedersteigen, wie sie den Dirnen entgegenjuchzen und singen, die von den Almen kommen, um sich im Tanze von ihnen schwingen zu lassen und das weithin hallende Juchzen mit kräftiger Stimme erwiedern. Und dann der Tanz erst selbst! bei dem sich in den schwungvollen, rüstigen Bewegungen und der unermüdlichen Ausdauer der Tänzer eine Fülle von Kraft offenbart, welche das schwere Tagewerk, von dem sie kommen, nicht brechen konnte. Da sind Holzknechte, welche Monate hindurch in den Waldungen des Hochgebirges bei eben so anstrengender wie gefahrvoller Arbeit von nichts Anderem als von den Schmarren leben, die sie sich aus Mehl und Fett selbst bereiten, und von dem Wasser, das sie aus den Waldquellen trinken, und die doch, wenn sie jezuweilen einmal in kurzer Rast heruntersteigen von den Bergen, so kräftig aussehen, als ob das saftigste Rindfleisch Altenglands sie genährt hätte, und eine Lebensfreude entwickeln, die sie lange Entbehrungen leicht ertragen läßt in Hinblick auf die Festtage, welche Entschädigung dafür bieten. In solchem Leben liegt auch Poesie, und es fehlt ihr nicht an charakteristischen Aeußerungen in überraschenden Einfällen und improvisirten Liedern, es fehlt ihr nur noch an dem Genius, der, in diesem Gebirgsleben wurzelnd, doch hoch genug darüber steht, um die vielen zerstreuten Funken zu einer Flamme zusammenschlagen zu lassen."

„Poesie ist überall im Volksleben," fiel C. ein, „wenn sie auch nach der verschiedenen Bodengestaltung, nach klimatischen und sonstigen Einflüssen verschiedenartig zu Tage tritt und sich z. B. in der öden, melancholischen Steppe ganz anders äußert als auf sonnigen Bergen; aber ich glaube nicht, daß mit den angeführten poetischen Funken und ihrem gewünschten Zusammenschlagen zu einer Flamme das gemeint ist, worauf die Frage Sr. Majestät abzielte. Es war von der Schweiz und von Schiller die Rede, der, meines Wissens, nie in der Schweiz gewesen ist und ihr den poetischen Spiegel doch besser vorgehalten hat, als sie es selbst konnte. Daß dazu Genie gehörte, versteht sich von selbst, aber dieses Genie war nicht in den Schweizer Alpen entsprungen, nicht von ihren Gletschern und Bergströmen genährt worden. Also nicht die Berge erhoben Schiller, sondern Schiller erhob die Berge zu poetischer Höhe. Verfolgt man die Quellen, welche er zu seinen Studien benutzt hat, von Tschudi bis Goethe, so bewundert man den Fleiß und die sichere Hand, womit er das Charakteristische herauszufinden und anzuwenden gewußt hat. Aber alle diese Entlehnungen würden an und für sich gar nichts bedeuten und uns so wenig wie die Schweizer interessiren, wenn nicht Höheres damit verbunden wäre, dem sie nur eine locale Färbung und Umgrenzung geben. Der Schauplatz gewinnt erst Bedeutung durch die Handlung, die sich darauf abspielt, durch die Erinnerungen, die sich daran knüpfen, durch das Leben, welches der Dichter darauf hinzaubert. Doch die Frage, welche diese Bemerkungen veranlaßte, bleibt noch zu beantworten.

„Ich fürchte," fiel der König ein, „eine erschöpfende Beantwortung würde uns heute für unsere Tischsitzung zu weit führen; wir haben noch einen langen Weg bis zu unserem Nachtquartier; aber wir wollen bei besserer Muße auf die Frage zurückkommen."

Die Aufmerksamkeit wurde nun mehr dem trefflichen Diner zugewendet.

„Ich hoffe, der Wein schmeckt Ihnen heute besser, als neulich, ich habe nur edle Sorten heraufbringen lassen," sagte der König lächelnd zu mir, als ich mein Glas an die Lippen setzte.

Diese Bemerkung bezog sich auf einen Vorfall, — ich weiß nicht mehr, ob's in Sonthofen oder Oberstdorf war — wo ich bei unserer Ankunft vom Reiten erhitzt und vom Sprechen etwas angegriffen, einen Diener bat, mir ein Glas Wasser zu bringen, aber Graf Pappenheim, befürchtend das kalte Wasser könne mir schaden, in liebenswürdiger Fürsorge Cham-

pagner bringen ließ. Ich schlürfte hastig ein Glas herunter, aber machte dabei ein solches Gesicht, daß der eben eintretende König sagte: „Der Champagner scheint Ihnen nicht zu schmecken."

„Ehrlich gestanden, nein, Majestät," erwiederte ich, „dies scheint eine ganz absonderliche Sorte zu sein."

„Das ist mir unbegreiflich," sagte Se. Majestät, und ließ sofort den Küchen- und Kellermeister Tambosi kommen, der im schönsten Italienisch die Sache durch den Bericht aufklärte, daß der echte Champagner zu Ende und die neu erwartete Zufuhr aus dem königlichen Keller in München noch nicht angekommen sei, weshalb er einige Flaschen im Marktflecken gekauft habe.

Tambosi mußte dann selbst von der eben angebrochenen Flasche kosten und bestätigte nachdenklich meine schlechte Meinung von ihrem Inhalt, was mich in den unverdienten Ruf bei Sr. Majestät brachte, ein großer Weinkenner zu sein. Daher die huldvolle Hinweisung auf die zur Grüntenbesteigung befohlenen Sorten, denen man sofort anmerkte, daß sie nicht am Fuße des Grünten gewachsen waren. Ich konnte den duftigen Chambertin, an welchem ich eben schlürfte, aus vollem Herzen loben und bemerkte auf die Frage des Königs, wie er mir schmecke, daß er auf Geist und Gemüth äußerst wohlthätig wirke, durch sein mildes Feuer das Herz erwärme, das Auge kläre, die Gedanken beflügele und den Menschen gleichsam über sich selbst hinaushebe, ihn von aller Körperschwere des staubigen Daseins erlösend.

„Wie würde Mirza Schaffy oder Hafis das in Versen ausdrücken?" fragte der König, und ich erwiederte:

„Reich her den Pokal, mit Wein gefüllt,
Der den Geist erhebt und das Herz enthüllt:
Ich meine den Wein der Unsterblichkeit,
Den Erlöser von sündiger Erblichkeit,
Der im Herzen nur schöne Gefühle nährt,
Und im Geist ein Feuer, das ewig währt."

IV.

Nach der Tafelsitzung wurde noch einmal zu einer Abschiedsrundschau umhergestiegen und Alles zeigte sich jetzt bei den Contrasten der Abendbeleuchtung viel schöner als vorher. Die Kuppen, Zinken und Spitzen des Gebirgspanorama tauchten hehr und glanzverklärt wie aus einer Schattenwelt auf; auch der Grünten gewann in seiner malerischen Gliederung, bei der schärferen Vertheilung von Schatten und Licht, ein imposanteres Aussehen und gefiel uns beim Hinabsteigen noch besser als beim Aufsteigen.

Bergab braucht man die Schritte nie zu beschleunigen; es macht sich das schon von selbst, und oft sogar bei den ernsthaftesten Menschen in den wunderlichsten Sprüngen, besonders bei einbrechender Dunkelheit. Ich habe selten Jemand gesehen, der unter allen Umständen, bergauf und bergab, bei Tag und bei Nacht, so sicheren, gleichmäßigen Schrittes ging wie der König, und sich dabei so aufmerksam unterhalten konnte, als ob man ruhig bei Tische säße.

Wir kamen rasch und ohne Fährniß unten an, wie von Engelsfittichen getragen, und die Pferde erwarteten uns schon, um uns weiter bis Hindelang zu tragen, wo Nachtquartier gehalten werden sollte, und bis wohin es noch eine hübsche Strecke Weges war.

Allein der Abschied vom Grünten sollte am Abend in ähnlicher Weise verzögert werden, wie das Besteigen des Berges am Morgen. Die Volksmenge, welche Sr. Majestät unten entgegenjubelte, schien sich noch um Tausende von Köpfen vermehrt zu haben, und drängte sich zu beiden Seiten des Weges bis in eine für meine Augen unabsehbare Weite hin. Hunderte von Mädchen und Kindern, worunter viele sehr hübsche, standen im Vordergrunde und schwangen mit hoch emporgestreckten Händen Blumenkränze von Alpenrosen, Vergißmeinnicht und Gemsbart.

Auch der unermüdliche Reiter mit der Schärpe und dem großen Säbel machte sich wieder bemerkbar durch seinen Eifer, Ordnung herzustellen, wo gar keine Unordnung war, und zwischendurch sein „Hoch lebe König Max! Vivat! Hurrah!" hören zu lassen.

Plötzlich aber sah sich der König ganz am Weitergehen verhindert durch einen gerade in der Mitte des Weges aufgestellten, sauber gedeckten Tisch, mit einer Satte Milch, einem großen Kruge Wein und einem gewaltigen Hutzelbrot beladen.

Der ehrwürdige Pfarrer von Burgberg, von dem richtigen Gefühl geleitet, daß ein guter Anfang erst durch ein gutes Ende seine rechte Weihe erhält, näherte sich Sr. Majestät mit der Bitte, von der Milch und dem Hutzelbrote zu kosten und einen herzlichen Abschiedstrunk in ehrlichem Grüntenwein darauf folgen zu lassen.

Dieser Einladung Folge zu leisten, war jedoch für den König, nach dem kurz vorhergegangenen opulenten Diner, eine bare Unmöglichkeit, wie Se. Majestät dem Pfarrer in zartester Weise erklärte, ihm huldvollst für seine gastfreundlichen Absichten dankend.

Da trat aber eine alte Matrone hervor (wahrscheinlich die Mutter des Pfarrers) und sagte mit entschiedener Stimme: „Von dös Hutzelbrot muß Eure Majestät esse, dös hab' i selbst g'backe!"

„Ja, das ist etwas Anderes!" sagte der König lächelnd. „Wenn du das Hutzelbrot selbst gebacken hast, muß ich es schon probiren."

Nun aß er ein Stückchen davon, wir thaten desgleichen, und der Rest mußte für „die Frau Königin" mitgenommen werden, und ist auch richtig an seine hohe Adresse gelangt.

Als der Tisch wieder bei Seite geschafft war, drängte das Volk so massenhaft heran, daß wir Mühe hatten, unseren Weg fortzusetzen, um zu den Pferden zu gelangen, die uns dann bald nach dem freundlichen Marktflecken Hindelang trugen, wo trotz der späten Stunde die Bevölkerung noch auf den Beinen war, um Se. Majestät mit Böllerschüssen, Musik, Gesang und allen möglichen Freudenbezeigungen zu empfangen. Daß es dabei an Ehrenpforten, Fahnen, Beleuchtung und blumigem Schmuck der hölzernen Häuser in den meist engen Gassen des Ortes nicht fehlte, versteht sich von selbst.

Wie den Tag nicht vor dem Abend, soll man ein Wirthshaus, in welchem man übernachtet, nicht vor dem Morgen loben; das von Hindelang war allen Lobes werth. Wir kamen sehr spät zur Ruhe, da der König noch eine Menge Personen zu empfangen hatte und sich darauf auch mit uns noch ein wenig unterhalten wollte.

Am anderen Morgen (30. Juni) wurde wieder früh aufgestanden, erst ein Stündchen mit Briefschreiben zugebracht und dann der etwa drittehalbtausend Fuß hoch zu Füßen des Hirschberges gelegene Marktflecken, dessen Lage und Umgebung mir noch reizvoller erschien als die der früher berührten Ortschaften von ähnlicher Größe, bei Sonnenlicht in Augenschein genommen.

Inzwischen waren die Pferde gesattelt und wir machten einen durch den malerischen Wechsel von Gebirg und Ebene an schönen Eindrücken reichen Ausflug über das kleine Bad Oberdorf und Schattwald in das herrliche Thanheimer Thal.

Die Freude über die bald großartigen, bald anmuthigen Naturbilder, die sich vor uns aufthaten, wurde nicht wenig erhöht durch den Anstrich oder Ausdruck behäbiger Wohlhabenheit, den wir nicht blos in den ansehnlicheren Ortschaften, sondern überall fanden, wo wir auf menschliche Ansiedlungen stießen. Nirgends fehlte es an Blumen vor den Häusern, nirgends an wohlgekleideten und intelligent aussehenden Leuten auf den Straßen und hübschen Mädchenköpfen an den Fenstern.

Unser stattlicher Reiterzug konnte nicht verfehlen, immer schon aus der Ferne unter der ländlichen Bevölkerung Aufsehen zu erregen; Jeder wollte den volksfreundlichen Landesherrn gern einmal in der Nähe sehen, und so kam uns denn überall auf das Bequemste entgegen, was der einsame Wanderer erst mühsam aufsuchen muß.

Oberdorf zieht sich mit seinen zahlreichen, schmucken, zwischen prächtigen Bäumen gelegenen Häusern am Fuße des hier gegen die Osterach steil abfallenden Iseler hin, beherrscht das anmuthige Osterachthal mit seinem Kranze von Bergen und gewährt einen eben so freundlichen Rückblick gegen das Illerthal mit dem Steineberg und Stuiben.

Schattwald, welches sich ebenfalls einer Schwefelquelle rühmt, liegt am westlichen Ende des reizvollen Thanheimer Thales, über welches die wildschroffen Zacken des Gimpel und des Rothenflüh hoch emporstarren.

Von Thanheim, einem stattlichen Dorfe, an der Vils auf einer beinahe viertehalbtausend Fuß hohen Thalfläche gelegen, deren üppiggrüner Teppich noch von vielen anderen Ortschaften belebt wird, rit-

ten wir nach dem etwa eine Stunde entfernten Vilsalpsee, der in melancholischer Einsamkeit zu den steilen Felswänden des Geishorn und Rauhorn emporschaut, die sich in ihm abspiegeln. Nachdem wir den großartigen Thalkessel, der das Gefängniß des von seiner ersten Silbe gespeisten Vilsalpsees bildet, nach allen Seiten in Augenschein genommen, ritten wir nach Thanheim zurück, wo inzwischen Alles ein festliches Gewand angelegt hatte und der König von einer schmucken Schaar Schützen empfangen und auch von der übrigen Bevölkerung mit Blumen, Freudenschüssen, Musik und Gesang begrüßt wurde.

Wir stärkten uns nach dem vielen Reiten und Wandern an vortrefflichen Forellen und sonstigen guten Dingen, da noch an demselben Tage, ohne weiteren Aufenthalt, das vier Meilen entfernte Schloß Hohenschwangau erreicht werden sollte. Zur Beschleunigung dieser Tour wurden die königlichen Equipagen angespannt und ich mußte wieder allein mit dem Könige fahren, der mir ausführlich erzählte, wie er schon früh dazu gekommen, Hohenschwangau zu dem zu machen, was es heute ist, und sich sehr zu freuen schien, daß ich das schöne Bergschloß noch gar nicht kannte, gespannt auf die Ueberraschung, die der erste Eindruck seiner Lieblingsschöpfung mir bereiten werde.

Der Weg bot eine mannigfaltige Abwechslung von Naturschönheiten, wesentlich verschieden von denen des eben verlassenen Algäu. Das Charakteristische des Algäu scheint mir nämlich darin zu bestehen, daß man dort überall weite, fruchtreiche Thäler (ohne Seen) findet, um welche in ziemlich regelmäßiger Lagerung ein Kranz von grünen, an Baumwuchs und Alpenweiden reichen Bergen sich windet, die in ihren höchsten Spitzen etwa 8000 Fuß aufsteigen, und enge Schluchten mit schönen Gießbächen und Wasserfällen zur Seite haben. Nackte Felswände, Schrofen und Grate gehören zu den Ausnahmen, und ebenso Seen, welche nur spärlich in den höheren Regionen vorkommen.

Sobald man den Algäu verläßt, erweitern sich die Schluchten, während die Thäler enger werden; die Regelmäßigkeit der grünen Bergkränze hört auf, die Alpenweiden verschwinden mehr und mehr, und nackte Felswände, wild gezackt und durchbrochen, treten in den Vordergrund. Alles wird unregelmäßiger und malerischer.

Wir hatten fast immer den Lech zur Rechten, dessen Lauf eine Aussicht in die weite, nach Augsburg sich absenkende Hochebene eröffnet.

Der König erzählte mir unterwegs viel aus seiner Jugendzeit und sprach auch andeutungsweise von den oft schwer zu überwindenden Hemmnissen, die er bei der Durchführung seiner schon früh entworfenen Pläne erfahren habe und noch erfahre. „Doch," sagte er, „ich werde mich künftig so wenig irre machen lassen in dem, was ich für recht und nothwendig erkannt habe, wie ich's bisher gethan."

Eine Weile saßen wir dann schweigend neben einander. Erst als wir an dem alterthümlich gebauten Füssen vorüberkamen, dessen alte, vielthürmige Burg mit ihren Erkern und Zinnen hoch über den Lech herragte, hub der König wieder an: „In diesem selben Wagen, in welchem wir jetzt sitzen, und denselben Weg, welchen wir jetzt fahren, fuhr ich mit dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, als er mich in Hohenschwangau besuchte, um über die nothwendige Neugestaltung der deutschen Bundesverfassung zu sprechen. Doch, wir kommen ein anderes Mal auf diesen Punkt zurück, der mir manche schlaflose Nacht bereitet hat. Heute wollen wir nicht weiter von Politik reden!"

Wir kamen bald an dem Wasserfalle des Lech vorbei und dann den schönen Königsweg hinan nach Hohenschwangau, das wir früh genug erreichten, um noch vor einbrechender Dunkelheit einen Blick auf die Herrlichkeiten der Umgebung werfen zu können.

Der Weg läuft zwischen Baumreihen schnurgrade auf das Schloß zu, welches aus der Ferne zuerst als ein weißer Punkt über dunkler Bergwaldung auftaucht. Der Himmel war umwölkt und so fehlte dem großartigen Bilde, welches sich vor uns entrollte, beim ersten Anblick der Zauber der Beleuchtung, in dem ich es später sah. Die Felswände zur Seite, wie die gewaltigen Bergmassen in der Ferne mit ihren Kuppen, Zinken und Zacken hoben sich eintönig dunkel vom grauen Himmel ab, und Alles machte einen

feierlichen, ernsten Eindruck. Durch eine schmale Oeffnung der Bergkette kamen wir in das zwischen schroffen Felswänden aufsteigende Thal, welches links von den Höhen des Aelplisspitzes, rechts von den bewaldeten Marmormassen des Schwansteines überragt wird, der auf seinem Haupte die Burg als Krone trägt. Der Weg zur Burg windet sich um den Felsenkopf herum und über der Einfahrt halten zwei Bannerträger von Schwanthaler Wacht, mit dem bairischen und dem Schwangauer Wappen.

Wir fanden beim Betreten des schönen Aufganges die Treppe zu beiden Seiten reich mit Blumen geschmückt, unter welchen besonders prächtige Exemplare von Aloe und Magnolien in die Augen fielen. Als wir Alle auf das Schönste untergebracht waren und den Staub des Weges abgeschüttelt hatten, ließ es sich der König nicht nehmen, uns noch vor dem Souper die Hauptmerkwürdigkeiten in Burg und Garten zu zeigen. Das Souper wurde dann in dem Saale eingenommen, der mit der bildlichen Darstellung der Sage vom Schwanenritter geschmückt ist. Die Unterhaltung dauerte diesmal nicht so lange wie gewöhnlich, da der Cabinetschef v. Pfistermeister aus München eingetroffen war, um Sr. Majestät Vortrag zu halten, wozu er ganze Stöße von Acten mitgebracht hatte. So konnten wir uns schon um elf Uhr in unsere Gemächer zurückziehen und zum ersten Mal auf der Reise gründlich ausschlafen.

Am nächsten Morgen gab's auch für Jeden von uns, während der König mit Herrn von Pfistermeister in Regierungsgeschäfte vertieft war, ein Päckchen häuslicher Geschäfte zu erledigen und wenigstens einige der Briefe zu beantworten, die uns nachgeflogen waren.

Ich entnehme einem Brief, den ich nach Haus schrieb, folgende Stellen, welche Ort und Stimmung besser veranschaulichen, als ich's aus der Erinnerung jetzt zu thun vermöchte.

„Ich schreibe am frühen Morgen, und es wird mir schwer zu schreiben, da es mich immer ins Freie lockt. Diese Burg mit ihrer poetischen Einrichtung und Umgebung erscheint mir in ihrer hohen, felsengeschützten Abgelegenheit als die traulichste Vereinigung von Kunst und Natur, die ich je in Deutschland gesehen habe. In den Fliederbüschen vor meinem Fenster singen Schwarzdrossel und Rothkehlchen; etwas weiter murmelt und plätschert der — nach einem Vorbilde der Alhambra gestaltete und benannte — Löwenbrunnen, aus dessen Becken ein Wasserstrahl zur Höhe von vierzig Fuß aufsteigt; hinter dunklen Tannen und Föhren her, die gruppenweise durch bräunlich angehauchte Ahornbäume, blankstämmige Buchen und weiße Birken unterbrochen werden, blitzt zur Linken der Alpsee, zur Rechten der Schwansee, von majestätischen Schwänen langsam durchzogen und überragt von den hochansteigenden, halb grünbekleideten, halb nackten Bergwänden des großen und kleinen Aelple, hinter welchen noch die kahlen Felszacken des Sailing emporschimmern. Die ganze Atmosphäre ist geschwängert mit Jasmin-, Flieder- und Rosenduft. Rund um die hochragende Burg hin winden sich die traulichsten Schattengänge zur Seite lieblicher Blumenbeete, luftiger Plätze und malerisch abwechselnder Baum- und Gebüschgruppen, dazwischen wirft hier und da eine Fontaine ihren Silberstaub hoch empor, immer Licht trinkend und ausstrahlend und doch dabei Kühle athmend, immer glanzvoll aufstrebend und doch zugleich unten immer wieder zu sich selber kommend.

Balsamische Luft in reizvoller Landschaft; Berge, die das Auge nach oben, und anmuthige Anlagen, die es nach unten ziehen; schimmernde Seen, darin die Felsen sich spiegeln, denen sie entsprungen sind; Blumenpracht, Vogelgezwitscher, Wellengemurmel, und dazu ein Zauberschloß, welches alle Romantik des Mittelalters mit der geschmackvollsten Eleganz der Gegenwart vereinigt — was will man mehr? Doch leider wird diese Herrlichkeit für uns nur von kurzer Dauer sein: gestern Abend eingezogen, sollen wir schon morgen früh wieder ausziehen, so daß ich nicht lange am Schreibtische sitzen bleiben darf, wenn ich den Tag benutzen will, um die weitere Umgegend etwas näher kennen zu lernen. Wie gern möchte ich hier ein paar Wochen weilen, umherwandern und dichten!

Uebrigens bleibt die Frage noch zu beantworten, ob der Geist in einem so nach allen Seiten hin verlockenden und zer-

streuenden Aufenthalte zu rechter Sammlung und Einkehr kommen kann, so lange der Reiz der Neuheit währt, der hier nicht schnell zu überwinden sein dürfte. Daß jedoch auch Menschen vorkommen, für welche Naturschönheiten dieser Art gar keinen Reiz haben, erfuhr ich gestern bei der Herfahrt an einem hervorragenden Beispiele. Se. Majestät erzählte mir nämlich, daß der Kaiser Nikolaus von Rußland sich bei seinem Besuch in Hohenschwangau merkwürdig unbehaglich gefühlt und gleich am ersten Tage offen gestanden habe, er werde es hier nicht lange aushalten können; die Berge genirten ihn; er müsse einen freien Ueberblick nach allen Seiten haben, um Behagen am Landleben zu finden, und er ziehe die grüne Steppe allen Gebirgslandschaften der Welt vor."

* * *

Der König arbeitete fast den ganzen Vormittag mit Herrn v. Pfistermeister und ich benutzte die Zeit, um erst einen Gang durchs Dorf zu machen, wo ich ein paar Bekannte aus München traf, die dort ihre Sommerfrische hielten, dann am Wasserfalle der Pöllat vorüber zur Marienbrücke aufzusteigen, und von dort aus noch höher zur sogenannten „Jugend", einer Bergterrasse, welche überraschend schöne Ausblicke gewährt, zunächst auf die Burg Hohenschwangau, den dunkelblauen Alpsee und den freundlichen Schwansee, dann auf die Bergkette gegen Süden und auf das vom Lech durchzogene und von Hügeln umschlungene weite Flachland, übersprenkelt mit Dörfern, Baumgruppen und lachenden Fluren mit blitzenden Seen und Wasserfäden.

Nach der Burg zurückgekehrt, betrachtete ich mir in der Säulenhalle mit Muße die alten Rüstungen und Waffen; dann die Fresken von Lorenz Quaglio und M. Neher (nach Entwürfen von Ruben) im Schwanrittersaal, und die Glasgemälde von J. J. Keller an den auf den großen Balcon führenden Thüren. Darauf ging's in das links gelegene Zimmer, in welchem Lindenschmitt acht Bilder aus der bairischen Geschichte gemalt hat und dessen alterthümliche Fenster mit Glasgemälden aus dem siebzehnten Jahrhundert geschmückt sind. Dicht daran stößt das orientalische Zimmer, welches von Wilhelm Scheuchzer gemalte Landschaften aus dem Orient enthält, die Städte und Gegenden darstellend, die der König einst als Kronprinz dort besuchte. Daran schließen sich drei Bilder von Dietrich Monten: die Einfahrt in Beylerbey, der Besuch des Kronprinzen bei Sultan Mohamed II. und der Einzug des Königs Otto in Athen.

Rechts vom Schwanrittersaal enthält das erste Zimmer sieben Bilder Lindenschmitt's aus der Geschichte und Sage von Schwangau, darunter den Abschied Conradin's von seiner Mutter in Hohenschwangau (1263). Dann kommt das Berthazimmer mit Bildern aus der Sage von Karl's des Großen Geburt, nach Schwind's Entwürfen von Xaver Glink ausgeführt. Hierauf folgt ein Zimmer mit Scenen aus dem Leben der Schwangauer Burgfrauen, nach Entwürfen von Ruben gemalt von Glink, Quaglio und Neher. Zur Verherrlichung der edlen Frauen sind auch eine Menge Verse angebracht, und die Fenster der ganzen Zimmerreihe sind mit Glasgemälden aus dem 16. und 17. Jahrhundert geziert.

Nun geht's zum oberen Stock hinauf, dessen ganze Länge der Heldensaal mit seinem Erkerthurme einnimmt, welcher sechzehn Darstellungen aus der Wilkinasage enthält, nach Entwürfen von Schwind. In dem ersten Zimmer links von diesem Saale hat Lindenschmitt sechs Bilder aus der Geschichte der Hohenstaufen gemalt. Dann kommt das Tasso-Zimmer mit der von Glink gemalten Episode von Rinaldo und Armida aus dem befreiten Jerusalem. Rechts an den Heldensaal stößt das Welfenzimmer mit Bildern von Lindenschmitt, die Thaten Heinrich's des Löwen verherrlichend. Dann folgt das Autharisszimmer, dessen Bilder die Werbung des Longobardenkönigs um die Hand der schönen Prinzessin Theudelinde darstellen, nach Entwürfen von Schwind. Den Schluß bildet ein Zimmer mit Scenen aus dem Ritterleben im Mittelalter, ebenfalls nach Entwürfen von Schwind, ausgeführt von Glink, Neher und Nilson.

Eingehende Bemerkungen über den Kunstwerth der einzelnen Bilder würden hier eben so wenig am Platze sein wie kritische Untersuchungen über die der Sage und Geschichte entlehnten Stoffe, welche sie verherrlichen.

Der Gedanke, die Burg Hohenschwangau auf durch Sage und Geschichte geweihtem Grunde, in einem an monumentalen Denkmalen der Vergangenheit überaus armen Gebirgslande gerade so herzustellen wie sie ist, konnte nur einem hochgebildeten, poetischen Geiste entspringen, der selbst künstlerische Freude an seinem Werke fand, zu dessen Vollendung er dann auch die rechten Kräfte heranzuziehen wußte.

Die Burg erscheint mir, in ihrem Aeußeren an edle Vorbilder des Mittelalters erinnernd, in ihrem Innern als ein glänzender, künstlerischer Auszug und Spiegel heimischer Sage und Geschichte, wobei es wenig verschlägt, daß oft Eins in das Andere hinüberspielt und goldene Sagenfäden auch weit über die ihnen von der Kritik gezogenen Grenzen hinausflattern.

Die alte Veste des Schwangaus soll nach einander im Besitz der Welfen, der Hohenstaufen und der Schyren gewesen sein; später hausten dann lange die Edeln von Schwangau darin, nach deren Aussterben Karl V. die Veste dem reichen Kaufherrn Johann von Paumgarten verlieh. Sie ging von einem Besitzer an den anderen über, bis sie im Tiroler Kriege 1809 zerstört und endlich um zweihundert Gulden auf Abbruch verkauft wurde. Aus den Händen eines Landmannes kam sie in die des Fürsten von Oettingen-Wallerstein, und dann erwarb sie der Kronprinz Maximilian, um sie zum Kronschmuck des ganzen Gebirgsgaus zu machen. (Forts. folgt.)

Abul Hassan Judah Halevi.

Von

Julius Landsberger

(Darmstadt).

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

„Ja, er ward ein großer Dichter,
Absoluter Traumweltsherrscher
Mit der Geisterkönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnade,
Der in heiligen Sirventen,
Madrigalen und Terzinen,
Canzonetten und Ghaselen
Ausgegossen alle Flammen
Seiner gottgeküßten Seele!“

(H. Heine's „Romanzero“
3. Buch: Hebr. Melodien.)

An die obigen Verse mußte ich denken, als ich vor Kurzem in diesen Monatsheften M. J. Schleiden's Darstellung der „Bedeutung der Juden für die Erhaltung und Wiederbelebung der Wissenschaft im Mittelalter“ und darin unter Anderem las: „Abul Hassan Jehudah ben Samuel Halevi war Dichter im edelsten Sinne des Wortes“, und ferner: „Vor Allem steht Jehudah Halevi groß und erhaben da, und die gesammte religiöse Poesie (Milton und Klopstock nicht ausgenommen) hat nichts aufzuweisen, was man höher stellen könnte, als Halevi's Zionslied.“

Nach diesen Behauptungen Schleiden's dürfte in manchem Leser dieser Zeitschrift sich der Wunsch regen, Halevi's poetische Erzeugnisse kennen zu lernen. Gelegenheit hierzu wird durch ein vortreffliches Büchlein geboten, das im Jahre 1851 im Verlage von J. U. Kern in Breslau unter dem Titel: „Divan des Castiliers Abu'l Hassan-Juda ha-Levi von Abraham Geiger. Nebst Biographie und Anmerkungen“ erschienen ist. Man findet in diesem Buche eine höchst gelungene, bisweilen allerdings zu kurze und zu sehr germanisirte Bearbeitung vieler Dichtungen Halevi's nebst einer eingehenden Charakteristik des Verfassers.

Hier sei es mir indessen gestattet, in einer sinn- und versgetreuen Uebertragung eines durch seine originelle Pointe ausgezeichneten Epigramms, und eines längeren, wegen seines echt orientalischen Bilderreichthums beachtenswerthen Liebesgedichtes Proben von Judah Halevi's reicher Dichtergabe den Lesern vorzuführen. Diesen Proben erlaube ich mir jedoch einige kurze literarhistorische Notizen vorauszuschicken.

Spanien war im Mittelalter der Boden, auf welchem die neuhebräische Poesie am herrlichsten gedieh, zur schönsten Blüthe sich entfaltete. Durch das Beispiel der Mauren angespornt, gaben sich nämlich die unter ihnen lebenden Juden nicht nur mit Liebe und Eifer allen Zweigen der Wissenschaft hin, sondern bemühten sich auch, die dichterischen Kunstweisen der Araber auf das Gebiet der hebräischen Sprache verpflanzend, dieselbe mit neuen poetischen Schöpfungen zu bereichern. Da aber die hebräische Sprache auch die heilige Sprache genannt wurde, glaubten sie auch nur heiligen Gedanken und Empfindun-

gen in dieser Sprache Ausdruck geben zu sollen, und verwertheten daher ihre dichterische Kraft vorzüglich im Dienste der Religion.

Wie trefflich ihnen dies Streben gelang, bezeugen genügend die religiösen Dichtungen jener Zeit, die unter dem Namen „Pijutim" (poetische Stücke, Poesie) in die Gebetordnung der Juden aufgenommen worden.

Wenn aber auch vorzüglich, so widmeten sie ihre dichterischen Fähigkeiten doch nicht ausschließlich der Religion; aus der Feder der frommen Pajtanim (Poeten) flossen auch Gedichte, welche die Freundschaft, die Liebe und andere Herzens- und Geistesregungen besangen.

Gegen Ende des 11. und zu Anfang des 12. Jahrhunderts glänzte in Spanien am Himmel der neuhebräischen Poesie ein prächtiges Dreigestirn in den Dichtern Salomo ben Gabirol, Moses ben Esra und Judah Halevi. Der letztgenannte überragte jedoch die beiden ersten; denn die Vorzüge der Gedankenfülle und der hohen künstlerischen Gestaltungsfähigkeit, die bei diesen gesondert hervortraten, vereinigten sich bei jenem zu einem harmonischen Ganzen.

Judah Halevi, geboren in Castilien um das Jahr 1080, zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und philosophische Bildung aus; für das letztere legt sein philosophisches Werk „Cosari" beredtes Zeugniß ab. Zum Lebensberufe hatte er die medicinische Wissenschaft gewählt; jedoch schon frühzeitig zeigte und entwickelte er Trieb und Anlage für die Poesie.

In früher Jugend sandte er ein Gedicht an seinen obengenannten hochberühmten älteren Zeitgenossen Abu Harun Moses ben Esra in Granada. Dieser staunte über das außerordentliche Wissen und die reiche Begabung des Jünglings und gab seiner Bewunderung in einer poetischen Antwort an denselben vollen Ausdruck. Später erst lernten Beide sich persönlich kennen, und als Judah Halevi von ben Esra sich getrennt hatte, schrieb dieser an jenen folgende, an orientalischer Ueberschwänglichkeit reiche Zeilen:

„Ist es Regen oder Thränenfluth,
Sind es Blitze oder Herzens Gluth,
Judah's Antlitz oder Monds Gesicht,
Strahl des Freundes oder Sonnenlicht?
O, du Held, der mit des Geistes Schwert
Tapfer ficht und ritterlich sich wehrt!
Fern ist Freud', seit du von hier geeilt,
Groß war sie, als du bei mir geweilt.
Dunkel herrscht nunmehr in meinem Reich,
Heller Tag ist düsterm Abend gleich.
Unsre Herzen waren eines hier,
Da du gingst — blieb nur ein halbes mir.
Mit nahmst du zum Pfande meine Seele
Wider Gottes heilige Befehle.*
Glück hat jetzt bei mir nur wenig Raum,
Trauer gönnt ihm da ein Plätzchen kaum.
Meine Wonne? Sieh den Thränenschleier
Meiner Seele statt des Kleids der Feier!
Diese Zeilen dir bekunden sollen,
Freund, wie meine Zähren reichlich rollen.
Flösse nicht mit ihnen Herzensblut,
Brächten sie gleich Wolken Wassers Fluth.
Doch ich schrieb — dies trocknet meine Thräne,
Mag die Zeit auch fletschen ihre Zähne.
Nun denn Friede über dich, mein Freund,
Unsre Trennung ist genug beweint.
Mehr noch, als ich über dich vernommen,
Sah' mein Aug', da du zu mir gekommen,
Traf bei dir die Engel des Verstandes,
Wie einst Jakob die des Himmelslandes.
Ja, bei dir weilt auch ein Gotteslager,
Darum heiß' dein Land auch ‚Doppellager'.**"

Von Jugend auf trug Judah Halevi innige Sehnsucht in sich, den heiligen Boden Palästina's zu betreten, nach Jerusalem zu wallfahrten. Doch erst in seinem späteren Alter suchte er seine Sehnsucht zu befriedigen, erst um 1140 trat er seine Reise dahin an. Er durchzog Spanien, schiffte sich nach Alexandrien ein, durchreiste Aegypten, durchwanderte Jemen und besuchte Tyrus. Ueberall, wohin der hochberühmte Gelehrte und Dichter kam, wurde er aufs Freundlichste empfangen und gefeiert. Von allem diesem zeugen die Gedichte, die während seiner Reise an ihn und von ihm geschrieben und der Nachwelt aufbewahrt worden. Von der endlichen Befriedigung seiner innigen Sehnsucht, von seiner Ankunft in Jerusalem, wie überhaupt von seinen letzten Lebensjahren bringt uns jedoch kein Document Kunde. Aber die umherflatternde Sage, die überall, wo sich ihr Stoff darbietet, ihre goldenen Fäden spinnt und zu poetischen Gebilden verwebt, erzählt, daß er, am Ziele seiner Reise anlangend, vor den Thoren Jerusalems von einem Saracenen überritten worden, als er, auf der Erde hingestreckt den Fall Jerusalems

* Anspielung auf 5. Buch Mosis, Capitel 24, Vers 6.

** Anspielung auf 1. Buch Mosis, Capitel 32, Vers 6.

beweinend, sein berühmtes Zionslied dichtete. Darum singt Heine:

„Auch Jehuda ben Halevi
Starb zu Füßen seiner Liebsten,
Und sein sterbend Haupt, es ruhte
Auf den Knien Jerusalems.“

Der Ort, wo Judah seine letzte Ruhestätte gefunden, ist unbekannt; doch von ebenfalls unbekannter Hand ist ihm folgende Grabschrift geweiht, die in gedrungenen Zügen ein Bild von dem Charakter und Wissen des Dahingeschiedenen entwirft:

O Mensch! Du fragst, wo Recht und Milde thronen,
Bescheidenheit mit Wissenschaft gepaart?
Im Lande drunten, wo die Todten wohnen,
Sind sie vereint um Judah treu geschaart.

I.

Sein Kuß.*

Einst wiegt' ich ihn auf meinem Schooße,
Da küßte er auf's Auge mich;
Er sah sein Bild darin, der Lose!
Und küßt' in meinem Aug' nur sich. —

II.

Die Trennung.**

Warum entziehst, Gazelle, du dein Bild
Dem Freund, in dessen Brust dies lebt so mild?
Weißt doch, daß spurlos ihm die Stund' entfloh'n,
Die nicht verkündet hat dein Glockenton.
Uns trennen müssen wir? — O, jetzt noch nicht!
Noch ein Mal laß mich schau'n dein Angesicht!

Und gehst du dann, bleibt nicht im Busen mir
Das Herz; es folgt auf allen Zügen dir.

Vergiß der Tage nicht, der Lieb' entsprossen,
Wie ich der Stunden denk' in Lust verflossen.
Wie mich dein Bild im Traume wird umschweben,
So möcht' ich dich in deinem Traum umgeben.
Vor mir ein Thränenmeer — es schäumt die Welle! —
Wie könnt' gelangen ich zu deiner Stelle?
Wollt'st du hindurch, dem Freund die Hand zu reichen,
Es würde kosend deinem Füßchen weichen.

O, wolltest du dereinst zu meinem Grab!
Die Schritte drängen bis zu mir hinab.
Und sprächest du dort gar ein liebend Wort, —
Dir käm' zurück mein Gruß vom Ruheort.
Mein Herz ist matt und kalt, als wär' es todt —
Und deine Wangen, Lippen sind so roth!
Das Herzensblut hast du mir ausgesogen,
Und deine Röthe zeugt, ob ich gelogen. —

Verlangst du meinen Tod? Ich wünsch' zu leben,
Um meine Jahre deinen beizugeben.
O, könnte auch der Schlaf dein Aug' beschleichen,
Den Lieb' und Sehnsucht mir vom Auge scheuchen. —
Sieh, Zähren trocknet deines Feuers Gluth,
Ein Stein wird weich durch deiner Thränen Fluth:
Dein Feuer war für mich nur Thränenquelle.
Ach, Herz! Dort Feuer — hier des Wassers Welle!

Mein Herz weilt zwischen Bitterkeit und Süße:
Der Trennung Weh, — dem Honig deiner Küsse.
Es zu erweitern war dein Wort beflissen,
In Stücke hat's nun deine Hand gerissen.
Gleich wie Rubin gelegt auf Saphirstein,
Deckt hold dein Lippenpaar die Zähne dein.
Dein Antlitz gleicht der Sonne hoher Pracht.
Dein lockig Haar umschattet es wie Nacht.

Von bunter Seide ist dein Leib umflossen,
Doch Anmuth über's Auge dir gegossen.
Ziert andre Menschen Schmuck von Menschenhand,
Schmückt dich der hehren Schönheit Prachtgewand.
Wie fühlten Sonne, Mond, die Sternenwelt
Sich glücklich, würden sie dir gleichgestellt.
Wie würden Freie Freiheit rasch vertauschen,
Um dir als Knechte, Mägde still zu lauschen.

Ich wünsch' vom Glück den Gürtel deiner Lenden
Und deiner Lippen Reiz, sonst nichts an Spenden.
Von deinen Lippen triefet Honigseim,
Am Busen blüht dir Myrth', sproßt Narden-Keim.
An meiner Hand trag' ich als Siegel dich,
O, trügest du am Arm als Spange mich!
Vergessen könnt' ich meine rechte Hand,
Vergäß' ich deiner Liebe süßes Band.

Wie bitter, ach! der Honig eingebüßt,
Den meine Lippen deinen abgeküßt.
Mein Athem möchte deinen trinken auch:
Aus meinem Mund flöss' dir dann würz'ger Hauch.
Durch Tugend ist das Weib stets rühmenswerth,
Doch fühlt die Tugend sich durch dich geehrt;
Bückt sich ja auch die Lieb', weil deine Macht
Auf ihrem Feld so groß, vor deiner Pracht. —

Lebt' ich nur lang, die Blumen all zu pflücken,
Die, angelockt durch dich, die Pfade schmücken.

---

* Judah's Gedichte tragen, wenn sie nicht an bestimmte Personen gerichtet sind, keine Ueberschrift. In Geiger's „Divan u. s. w.“ S. 17 ist dies Gedichtchen unter der Aufschrift „An ihn“ in folgender Uebersetzung zu lesen:

Ich wiegt' ihn einst auf meinen Knieen,
Er sah sein Bild in meinen Augen;
Er küßte mich mit Liebesglühen, —
Der Schelm! er wollt' sein Bild einsaugen.

** Unter derselben Aufschrift liest man dies Gedicht in Geiger's „Divan u. s. w.“ S. 18. Dort besteht es jedoch nur aus 18 Zeilen, aus 3 Strophen nämlich zu je 6 Versen. Im hebräischen Originale, sei hier beiläufig bemerkt, sind die Verse nicht in Strophen abgetheilt, sondern fortlaufend an einander gereiht. Jeder Vers ist dort aus 2 Hemistichen oder Halbversen zusammengesetzt, von denen immer nur die letzten den Reim enthalten. Ein Reim durchzieht das ganze Gedicht. Blos um den Leser nicht zu ermüden, habe ich hier je 8 Verse zu einer Strophe verbunden, ohne mich jedoch hinsichtlich des männlichen oder weiblichen Reimes irgendwie zu binden. Zu der von mir getroffenen Eintheilung boten die, obgleich nur lose zusammenhängenden Verse eine kleine Handhabe.

Tönt mir dein Laut nicht mehr aus deinem Munde,
So schallt er doch aus meines Herzens Grunde.
Wenn einst dein Wille Alle auferweckt,
Die deine Liebe todt hat hingestreckt,
So hauch' in meinen Leib die Seele wieder,
Die dir gefolgt, verlassend meine Glieder.

Will dann das Schicksal deinen Wunsch erfüllen,
So wolle du auch meine Sehnsucht stillen.
Kehr' um, dich führet sicher Gott zurück
In deine Heimath, wo dir winkt das Glück.

Ein ungedruckter Brief Schiller's.

Mitgetheilt
von
Paul Lang.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Ich bin in der Lage, einen, so viel ich sehe, noch ungedruckten Brief Schiller's zu veröffentlichen. Er scheint mir schon deshalb werthvoll zu sein, weil er aus Schiller's letzten Lebenstagen stammt; er trägt das Datum: 2. April 1805, während Schiller's letzter Brief an Goethe vom 24. desselben Monats datirt ist. Gerichtet ist der Brief an H. E. G. Paulus, den bekannten Theologen, der im Herbst 1803 als Professor nach Jena übergesiedelt war. Der Brief hat sich dadurch erhalten, daß er in ein Exemplar der Originalausgabe des Geistersehers (Leipzig, bei Georg Joachim Göschen, 1789; Titelkupfer: die Hexe von Endor) leicht eingeklebt ist. Das Exemplar trägt folgende Widmung von Schiller's Hand: „Seiner hochgeschätzten Freundin und Landsmännin der Frau Profeßor Paulus zum Andenken vom Verfaßer, d. 29. Nov. 89." Die Frau Professor Paulus, die in dem Brief erwähnte „kleine Frau", von Goethe wegen ihres reichen Geistes hochgeschätzt, war die Tochter eines Oberamtmanns in Schorndorf. Buch und Brief schenkte Paulus 1851 seiner treuen Dienerin seines Hauses, Katharina Rösler, welche später in Urach starb; von ihr gingen sie durch Schenkung in die Hand des Uracher Decans Karl Demmler über, der im Jahre 1869 als Oberconsistorialrath in Stuttgart starb, und befinden sich nunmehr im Besitze seines Sohnes Emil Demmler, Pfarrers in Hemmingen bei Leonberg. Letzterer hat mir den Brief in freundschaftlichster Weise zur Veröffentlichung überlassen.

Der Brief ist im Ganzen wohl erhalten, unten links an der Ecke durch Abreißen leicht beschädigt. Die Handschrift zeigt die „schönen und kühnen" Züge, die Goethe an seinem letzten Brief von Schiller's Hand gerühmt hat; die Handschrift ist gegenüber der von 1789 klarer und kräftiger. Ergreifend ist, wie Schiller, den Keim des Todes in der Brust, die Hoffnung auf völlige Genesung ausspricht, und wie er so kräftig daran geht, seine geschäftlichen Verhältnisse zu ordnen. Der Brief lautet:

Weimar, 2. April 1805.

Glauben Sie nicht, daß ich Sie vergessen habe, lieber Freund, weil ich Ihnen so gar kein Lebenszeichen gab. Leider war ich nicht nur vorigen Sommer, sondern auch diesen ganzen verwünschten Winter hindurch krank und leidend und fange nur eben wieder an, aufzuleben. Indem ich meine ganz in Confusion gerathenen Geschäfte wieder revidiere, erinnere ich mich beschämt, daß ich Ihnen meine alte Büch[erschuld] noch nicht abgetragen. [Soviel] ich mich erinnere, hatt[......] zu bezahlen 17[......] an Niethammern* zu bezahlen, zusammen also 240 Rthlr. Nun hat Cotta 30 Carolin, macht 195 Rthlr., gesendet, blieben also noch 45 Rthlr herauszubezahlen, welche ich hiermit übersende, mit Bitte, sich dieser Abrechnung wegen mit Niethammern zu vergleichen.

Herzlich wünschten ich und meine Frau zu hören, daß es Ihnen und den Ihrigen recht wohl ginge in Ihrer neuen Lage, und ob Sie sich nun recht dort zu Hause fühlen. Bei uns ist[......] wie Sie es schon kennen; die Erbprinzessin** ... [...... hat] Leben in die Stadt gebracht. Sie ist sehr liebenswürdig und erhält und verdient die allgemeine Verehrung.

In Jena siehts, wie Sie wissen, nicht

---

* Der bekannte Mitherausgeber des philosophischen Journals, damals ebenfalls in Würzburg.

** Maria Paulowna, welche Schiller im November 1804 mit der „Huldigung der Künste" begrüßt hatte.

erfreulich aus.* Nun wird uns auch Thibaut und Ackermann verlassen.

Sagen Sie mir bald ein Wort des Andenkens, theurer Freund, und erhalten Sie mir auch in der Entfernung die alte Freundschaft.**

Die kleine Frau grüßen wir beide herzlich. Ganz der Ihrige

Schiller.

Literaturbriefe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

XIII.

Der Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brahmanen. Von A. Ludwig. — Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's. Von K. O. Müller. — Dante Allighieri's göttliche Komödie. Von K. Bartsch. — William Shakespeare. Von K. Elze. — Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Von F. A. Lange. — Geschichte der neueren Philosophie. Von G. H. Lewes. — Johann Georg Hamann, der Magus des Nordens. Von G. Poel. — Deutsche Lehr- und Wanderjahre. — Lessing, Wieland, Heinse. Von H. Pröhle. — Johann Anton Leisewitz. Von G. Kutschera v. Aichbergen. — Lessing's Laokoon. Von H. Blümner. — Kant und Darwin. Von Fritz Schultze. — Die Grundsätze der reinen Erkenntnißtheorie in der Kant'schen Philosophie. Von G. Stadler. — Kant's Analogien der Erfahrung. Von E. Laas. — Sammlung englischer Schriftsteller. Von L. Herrig. — Oliver Goldsmith. Von A. Laun. — Die Philosophie Shaftesbury's. — Lord Byron. Von E. Engel. — Leben und Briefe Lord Macaulay's. Von G. O. Trevelyan. — Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts. Von J. P. Charpentier. — Aus dem Nachlaß des Fürsten von Pückler-Muskau. Von Ludmilla Assing-Grimelli. — Aus früherer Zeit. Von A. Ruge. — Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Von Ed. Zeller.

Unsere Kenntniß der Vergangenheit ist in der letzten Zeit nicht gerade durch irgend ein Werk ersten Ranges bereichert worden, aber gründliche Arbeiten und geschmackvolle Darstellungen mannigfacher Art haben wir auf diesem Gebiet erhalten.

Von der Uebersetzung der ältesten Urkunde unserer indogermanischen Vorzeit empfangen wir soeben den zweiten Band. „Der Rigveda oder die heiligen Hymnen der Brahmanen.“ Zum ersten Mal vollständig übersetzt mit Commentar und Einleitung von Alfred Ludwig. Zweiter Band. (Schluß der Uebersetzung.) Prag, Verlag von F. Tempsky, 1876.

Wir haben die Bedeutung dieses Unternehmens einer ersten Uebersetzung der Veden in deutscher Sprache schon bei Gelegenheit des ersten Bandes hervorgehoben. Mit diesem zweiten ist die Uebersetzung geschlossen, und Commentar und Einleitung haben wir nun noch zu erwarten. Die Uebertragung schließt sich eng an die Bedeutung und Folge der einzelnen Worte an; dies Verfahren ist hier, wo es sich um eine Urkunde von höchstem historischen Gewicht handelt, jeder freieren Bearbeitung vorzuziehen. Die Schwierigkeiten für das Verständniß, welche infolge desselben entstehen, wird hoffentlich der Commentar beseitigen. Und alsdann wird die vorliegende Uebersetzung jedem Gebildeten den Einblick in eine Urkunde eröffnen, vor deren Tiefsinn die ersten Geister unserer Nation, wie Schopenhauer und W. von Humboldt bewundernd standen.

„Geschichte der griechischen Literatur bis auf das Zeitalter Alexander's.“ Von Karl Otfried Müller. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. Dritte Ausgabe, mit Anmerkungen und Zusätzen bearbeitet von Emil Heitz. Zweiter Band. Stuttgart, Verlag von Adalbert Heitz, 1876.

Auch dies ist die Fortsetzung eines bereits besprochenen Buches. Der vorliegende zweite Band behandelt die Blüthezeit des griechischen Geistes, die Literatur Athens von Aeschylos bis auf Euripides und die Blüthe der politischen Geschichtschreibung. Mit nie ermüdender Sorgfalt hat der Herausgeber an dem classischen Werke gefeilt und es durch Anmerkungen ergänzt, um dasselbe auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung zu erhalten. Wie gern haben wir wieder in demselben geblättert! Eine wunderbare Frische der Anschauung erfreut von der ersten bis zur letzten Seite. Wo eine so starke Empfindung dem Stoff gegenübertritt, können Urtheile dabei natürlich nicht ausbleiben, welche sehr bestreitbar sind; so vor Allem in diesem Bande das abschätzige Urtheil über Euripides.

---

* Die Universität verwaiste damals durch den Abgang mehrerer bedeutender Lehrkräfte.

** Auf die letzte Seite hat Paulus einige geschäftliche Bemerkungen geschrieben. Dieselben sind jedoch so flüchtig, daß ich mir nicht getraute, die obigen Lücken aus ihnen zu ergänzen.

Wenden wir uns zu der Literatur der neueren Völker, so ist wieder in Bezug auf die beiden großen Chorführer derselben, Dante und Shakespeare, von erfreulicher Bereicherung unserer Erkenntniß zu berichten. Kaum ist Witte's Uebertragung Dante's in neuer Auflage erschienen, und schon folgt ihr eine neue Uebersetzung von sehr berufener Hand. „Dante Allighieri's göttliche Komödie." Von Karl Bartsch. Drei Theile Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel, 1877.

Der hervorragende Kenner unserer deutschen wie der altfranzösischen Literatur nimmt in diesem Werke auch von dem größten Schriftsteller der Italiener Besitz. Mit Recht hat er benutzt, was seinen Vorgängern gelungen war; bis ein Genius von der Art Wilhelm Schlegel's Dante für uns Deutsche zum Unserigen macht, wird jeder gelungene Vers sorgfältig benutzt werden müssen, Bemühung sich an Bemühung reihen müssen, soll auch nur die unvollkommenste Vorstellung von dem wunderbaren Klange des italienischen Originals hervorgerufen werden. Die Uebersetzung liest sich glatt bis auf die allzu häufige Verstümmelung der Worte durch den Wegfall des abschließenden —e. Den einheitlichen Charakter der Sprache, durch welchen eine Uebertragung wie das Werk eines originalen Schriftstellers erscheint, vermögen freilich nur die größten Uebersetzer ihrer Arbeit mitzutheilen. Die berühmte Stelle aus dem zweiten Kreis der Hölle, in der Francesca da Rimini erscheint, mag eine Vorstellung von der Uebersetzungskunst des Verfassers gewähren.

Und wieder wandt' ich dann mein Wort zu Jenen.
„Francesca," so begann ich nun, „dein Leid
Weckt Trauer mir und frommen Mitleids Thränen.

Doch sage mir: in süßer Seufzer Zeit
Wodurch und wie verrieth die Lieb' euch Beiden
Der zweifelbangen Wünsche Heimlichkeit?"

Und sie zu mir: „Wer kennt ein größer Leiden,
Als wer im Elend schöner Zeit gedenkt?
Dein Lehrer weiß es und er kann's entscheiden.

Doch willst du wissen, wie sich's so gelenkt,
Von uns'rer Liebe Wurzel und Beginne,
Thu' ich wie der, deß Wort die Thrän' ertränkt.

Wir lasen einst zur Kurzweil, wie die Minne
Den Lanzelot bestrickt in ihren Banden;
Wir waren einsam, sonder Arg im Sinne.

Bei diesem Lesen oft einander fanden
Die Augen sich, entfärbten sich die Wangen,
Doch eines war's, wo wir nicht widerstanden:

Die Stelle, wo dem liebenden Verlangen
Ersehnten Kusses lächelnd ward Gewähr.
Da küßt', an dem ich ewig werde hangen,

Da küßte bebend meinen Mund auch Er.
Verführer war das Buch und wer's verfaßte —
An jenem Tage lasen wir nicht mehr."

So sprach der eine Geist; den andern faßte
So heftig Weinen, daß mir schwand der Sinn
Vor Mitleid und ich wie im Tod erblaßte,

Und wie ein Leichnam fällt, so fiel ich hin."

Nun haben wir aber von einem wahrhaft hervorragenden Werke über Shakespeare zu berichten, welches nach unserer festen Ueberzeugung ein Markstein in unserer Shakespeareliteratur auf längere Zeit sein wird. „William Shakespeare." Von Karl Elze. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1876.

Ich verkenne nicht, was Gervinus und Rümelin für das Verständniß Shakespeare's geleistet haben, vor Allem, was die Einzelforscher über Shakespeare, ich möchte sagen die Shakespeare-Philologen, Delius voran, für das Studium dieses größten Dichters thaten. Hier aber erhalten wir, was wir endlich bedurften: eine für eine Zeit lang abschließende Zusammenfassung aller Ergebnisse von Einzelforschung. Die großen Fragen, um welche sich diese Einzelforschung bewegt, sind hier auf das Umsichtigste erwogen: seine Lebensschicksale, die Zustände Londons und des Theaters seiner Zeit, die Chronologie seiner Werke, die Einwirkung anderer Schriftsteller auf ihn, endlich sein Charakter, seine Welt- und Lebensanschauung, die Stellung seiner Sonette zu der Darstellung seines Inneren.

Hallam sagt einmal in seiner berühmten Literaturgeschichte: „Wenn es, wie ich vermuthe, einen irdischen Shakespeare gab, so giebt es auch einen himmlischen, und dieser ist es, von dem wir etwas zu wissen wünschen." In diesen Worten liegt derselbe Irrthum, welcher auch auf das Werk von Gervinus so verhängnißvoll wirkte. Auslegung der Werke des großen Dichters aus freier Anschauung derselben: dessen bedarf der Freund Shakespeare's nicht und sie nützt ihm nicht. Aber Alles, was geschichtliche Forschung und philologische Untersuchung heranzubringen vermag, um mit dessen Hülfe in das Innere Shakespeare's tiefer einzudringen, das ist

die Gelehrtenaufgabe, welche hier vorliegt, und das ist die Aufgabe, welche sich Elze gestellt hat. Er hat manches Disputable in seinem Werke ausgesprochen. Am meisten werden gewisse zarte Seelen sich über das ärgern, was von Shakespeare's Stellung zu den materiellen Fragen gesagt ist. Es ist nach Elze's Ansicht der leidenschaftliche Antrieb Shakespeare's gewesen, in die besitzende Classe mit seiner Familie einzutreten, und Elze spricht die Vermuthung aus, daß der große Dichter auch Geldgeschäften nicht aus dem Wege gegangen sei, um sich ein Vermögen zu gründen. Gewiß wird diese Ansicht lebhaften Widerspruch finden, aber Elze's Verfahren, wo er eine solche Ansicht aufstellt, ist musterhaft. Er ist weit von der neuen Unsitte entfernt, Hypothesen ohne jeden Quellenbeleg, ohne jede Darstellung der entgegenstehenden Instanzen als Geschichte hinzustellen. Sein Buch setzt jeden Leser in den Stand, sich auf Grund des vorhandenen Materials ein eigenes Urtheil über die großen, Shakespeare betreffenden Fragen zu bilden.

* * *

Die Geschichte der philosophischen Entwicklung in Europa ist durch zwei Werke sehr gefördert worden, von denen das eine bei uns einen großen Einfluß gewonnen hat und nunmehr in dritter Auflage erscheint, das andere sich in England ein großes Publicum erwarb und den Deutschen nunmehr durch Uebersetzung zugänglich geworden ist.

„Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.“ Von F. A. Lange. Erstes Buch: Geschichte des Materialismus bis auf Kant. 3. Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers und Angaben über sein Leben. Iserlohn, Verlag von J. Bädeker, 1876.

Das Buch von Lange bezeichnet eine Krisis in unserem geistigen Leben. Als es entworfen wurde, beherrschten Vogt und Moleschott unsere gebildeten Classen, und der Materialismus erschien als das letzte Wort der Wissenschaft. Es ward geschrieben, um den Standpunkt Kant's dem Materialismus gegenüber geltend zu machen und die Grenzen unseres Wissens gegen seine Ueberschreitung zu wahren. Rücksichtslos erkannte es das Recht der mechanischen Erklärung aller Thatsachen der Natur, der Feststellung von Abhängigkeit aller psychischen Thatsachen von den körperlichen Thatsachen an; die Neigung auf diesem Gebiete, auch die verwegensten Hypothesen geltend zu machen, war für Lange besonders charakteristisch. Hinterdrein aber kam, wie im Schauspiel Kotzebue's nach Schiller die Tugend nachkommt — die höhere Ordnung einer metaphysischen Welt. Man verzeihe den Vergleich! Er soll nur andeuten, daß in dieser Art, sich mit den höchsten Problemen abzufinden, etwas Bedenkliches, etwas Provisorisches liegt.

Uebrigens ist das Buch in Bezug auf die historische Gründlichkeit der geschichtlichen Darstellung seit seiner zweiten Auflage sehr vervollkommnet, es ist und bleibt eines der Bücher, welche die Wendungen in dem philosophischen Geist unseres Jahrhunderts bezeichnen.

Der zweite Band der Geschichte der Philosophie von Lewes ist der Arbeit Lange's darin ähnlich, daß er die Vergangenheit des europäischen Denkens vom Standpunkt eines gegenwärtigen Systems aus betrachtet und beleuchtet. „Geschichte der neueren Philosophie.“ Von George Henry Lewes, Verfasser von Goethe's Leben. Zweiter Band: Geschichte der Philosophie von Thales bis Comte. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim, 1876.

Aber der Standpunkt des Verfassers von Goethe's Leben ist sehr entgegengesetzt dem von Lange. Er ist ein Freund Stuart Mill's und Grote's, ein begeisterter Anhänger Comte's, ein Vorkämpfer jener positiven Philosophie, welche die letzten Consequenzen des Empirismus zieht. Was seinem Buch für die Engländer einen besonderen Werth giebt, ist, daß er die sonst so vernachlässigten deutschen Philosophen ausführlich und mit lebhafter Anerkennung ihres Tiefsinns darstellt. Was demselben in Deutschland viele Leser und mit Recht verschaffen wird, ist die lebendige Popularität der Darstellung, deren glänzende Seiten man von dem Leben Goethe's her kennt. Lewes ist ein vortrefflicher Schriftsteller, und sein Buch ist vorzüglich geeignet, Interesse für den philosophischen

Gedanken und seine großen Vertreter in den gebildeten Kreisen zu erwecken.

Leider ist das Buch nicht frei von entstellenden sachlichen Versehen; insbesondere die älteste griechische Philosophie bedarf dringend einer ernstlichen Revision, welche wenigstens in der deutschen Ausgabe bei Gelegenheit einer neuen Auflage vorgenommen werden sollte.

* * *

Den Uebergang zu Darstellungen aus dem Leben einzelner hervorragender Personen mag ein Werk über den berühmten Magus im Norden bilden, welcher noch immer eine nicht kleine Schaar stiller Verehrer um sich sammelt, ganz wie damals, als seine sybillinischen Blätter unter Geistesverwandten umgingen. „Johann Georg Hamann, der Magus im Norden." Sein Leben und Mittheilungen aus seinen Schriften in zwei Theilen. Von G. Poel. Erster Theil: Das Leben. Zweiter Theil: Die Schriften. Agentur des Rauhen Hauses zu Hamburg, 1874.

Nach dem ausführlichen Werke Gildemeister's, welches am besten zur Einführung in die Schriften des räthselhaften Mannes dient, empfangen wir hier eine wohlgemeinte und nicht ungeschickte Darstellung für einen größeren Lesekreis. Die Urtheile Goethe's und Herder's über Hamann haben diesem eine Stellung in unserer Literaturgeschichte gegeben, welche ein heutiger Leser seiner Schriften nicht mehr wohl versteht. Ein paar Seiten Einfälle Lichtenberg's sind heute sicher beinahe allein mehr werth als sämmtliche Einfälle Hamann's.

Aber es giebt einen Gesichtspunkt, unter welchem Hamann heute noch fortlebt, ja heute eine größere Stellung einnimmt als vordem. Er ist einer der tiefsinnigsten Christen und Vertheidiger des Christenthums in unserem Jahrhundert. Es geht ihm wie dem heiligen Augustin. Sein Lebenswandel war nicht immer sehr erbaulich, und die Begehrlichkeit in seiner Natur, die bis zur grenzenlosen Gefräßigkeit ging, war nicht gerade christlich. Aber Schopenhauer hat ja auch von sich erklärt, er verstehe wohl das Heilige darzustellen, mache selber jedoch keinen Anspruch auf Heiligkeit. Aber gerade eine so gewaltige Naturkraft und eine so ungeheure ausschweifende Phantasie vom Christenthum gebändigt zu sehen, der Naturlaut einer starken Seele in den Aeußerungen über das Christenthum, die natürliche Beziehung der Affecte der Religion: das sind Dinge, die einen anderen Eindruck machen als dünne theoretische Theologie.

Der erste Band giebt eine hübsche, nur hier und da durch die religiöse Richtung etwas zu gefärbte, durch die Neigung zu Hamann etwas zu einseitige Darstellung. Der zweite Theil stellt Hamann im Kampfe mit den literarischen Zuständen seiner Zeit dar, alsdann im Gegensatz mit der weltlichen Willkürherrschaft, endlich mit der Infallibilität der römischen Kirche und einer antichristlichen Wissenschaft.

„Deutsche Lehr- und Wanderjahre." Selbstbiographien berühmter Männer und Frauen. I. Dichter und Künstler. II. Männer der Wissenschaft. Berlin, Franz Vahlen, 1873.

Es war ein vorzüglicher Gedanke, Autographien berühmter Personen zusammenzustellen. Goethe's bekanntes Wort: „Die ganze Welt ist eine Influenz, aber die stärkste von allen ist der Charakter des Menschen, zumal wenn er als Beispiel sich wirksam zeigt," würde, als Devise diesen Blättern vorangestellt, den Sinn und die Absicht der Sammlung am besten ausdrücken. Die Auswahl aus dem in periodischen Zeitschriften, Taschenbüchern rc. zerstreuten, nicht gerade reichen Material von Selbstbekenntnissen wurde mehr im Sinne des Beispiels als im Sinne des Denkmals getroffen. Der berühmte Name war für die Mittheilung eben so wenig bestimmend wie die Mannigfaltigkeit und Abenteuerlichkeit des Erlebten. Mittheilenswerth erschienen vor Allem solche Schilderungen, denen es gelungen war, in dem Knäuel des oft wunderbar verwobenen Lebens die einfachen Fäden aus einander zu suchen und so Einheit und Zusammenhang des Ganzen zu offenbaren, und dann solche, welche den Geschilderten in dem mit treuem Fleiße begonnenen und mit rastloser Geduld fortgeführten Kampfe um das Ideal auf dem Siegeswege vom Selbstbewußtsein zur Selbstachtung darstellten.

Im ersten Bande haben wir mit besonderem Vergnügen das Leben der braven Louise Karschin gelesen, alsdann das des liebenswürdigen Malers Führich; das Leben Richard Wagner's ist ja jetzt durch den Abdruck in der Gesammtausgabe seiner Werke auch anderweitig bekannt. Aus dem zweiten Bande aber wüßten wir kaum etwas auszuwählen. Hier ist die Auswahl des Sammlers so vorzüglich, daß man an jeder Biographie seine volle Freude haben wird. Zuerst die beiden Historiker Johannes Müller und Christoph Schlosser, alsdann die Germanisten und Philologen Creuzer, Lobeck, Jakob und Wilhelm Grimm, sodann der berühmte Arzt Hufeland, Alexander von Humboldt und endlich der Philosoph Christian Wolff.

Die Geschichte unserer Literatur aus dem 18. Jahrhundert ist durch zwei schätzbare Arbeiten bereichert. „Lessing, Wieland, Heinse.“ Nach den handschriftlichen Quellen in Gleim's Nachlaß dargestellt von Heinrich Pröhle. Berlin, Verlag der Liebel'schen Buchhandlung.

Die Leser dieser Monatshefte werden hier und da alten Bekannten begegnen in dieser interessanten Publication, welche den in Halberstadt befindlichen Nachlaß Gleim's ausbeutet. Drei literarhistorische Bilder werden hier entworfen, welche aus jenem Nachlaß eine nicht geringe Zahl neuer Züge empfangen haben. Das biographische Bild von Lessing interessirt durch die geschickte und in der Literatur höchst bewanderte Zusammenstellung lebendiger Einzelzüge. Der Vertheidigung Wieland's können wir uns nicht anschließen; wenn der Verfasser denselben für noch kenntnißreicher als Herder (abgesehen vom orientalischen Wissen) erklärt, so kann er dabei nur den Umfang der Beschäftigung, nicht die Gründlichkeit des wirklichen Wissens meinen. Heinse kennen wir hauptsächlich aus seiner Correspondenz mit Gleim; diese war im Druck nur sehr unvollständig mitgetheilt, und so ist Pröhle in der Lage, wichtige biographische Mittheilungen zu machen und eine Anzahl von Gedichten neu mitzutheilen. Von besonderem Werthe sind die Publicationen aus dem Nachlaß selber, welche in einem Anhange zusammengestellt sind. Möchten wir doch mehr solcher Forscher haben, die den Resten unserer großen Literaturepoche mit Glück nachspüren, so lange noch die dem Untergange so leicht ausgesetzten Papiere erhalten bleiben.

„Johann Anton Leisewitz.“ Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert von Gregor Kutschera v. Aichbergen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben. Wien, Druck und Verlag von Karl Gerold's Sohn, 1876.

Auch diese Schrift ist aus einem bisher nicht ausgenutzten Nachlaß gewonnen. In Braunschweig finden sich die Papiere von Leisewitz, unter ihnen zehn Quartbände Tagebücher. Charakteristisch für den Hypochonder! Oft nehmen den bei Weitem größten Raum Aufzeichnungen über seine Gesundheit von Tag zu Tag ein. Dies ganze Leben bildet überhaupt ein merkwürdiges Problem. In früher Jugend wirft der Dichter das geniale Drama Julius von Tarent hin, und ein langes Leben hindurch folgt dann gänzliches Schweigen. Die äußeren Verhältnisse des merkwürdigen Mannes, wie sie diese Schrift darlegt, erklären diese Thatsache einerseits, das Umfassende seiner schriftstellerischen Pläne erklärt das Uebrige.

„Lessing's Laokoon.“ Herausgegeben und erläutert von Hugo Blümner, Professor der Archäologie an der Universität Königsberg. Mit Holzschnitten. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1876.

Es ist ein Archäolog, welcher uns hier einen vorzüglichen Commentar der wichtigsten Schrift bietet, die unsere Nation auf dem Gebiete der allgemeinen Aesthetik besitzt. Und seine Leistung darf als musterhaft bezeichnet werden. Es war zunächst kein Kleines, hier jede Anspielung in diesem an Andeutungen und Richtungen der Polemik so reichen Werke aufzusuchen; aber die wichtigste Leistung des Verfassers ist seine Ergänzung der Arbeit Lessing's durch das dazwischen hervorgetretene archäologische Material, den Fortschritt der archäologischen Forschung. Nur die außerordentliche Zerstückelung dieser Mittheilungen in den Anmerkungen erscheint uns als ein Fehler.

Eine neue Literatur wächst empor, deren Mittelpunkt Kant ist. Kein Schriftsteller des 18. Jahrhunderts gewinnt

einen so unermeßlichen, stets steigenden Einfluß auf die Denkart von ganz Europa. Ja an meßbarem directem Einfluß scheint Kant selbst Goethe überlegen.

„Kant und Darwin.“ Ein Beitrag zur Geschichte der Entwicklungslehre von Fritz Schultze. Jena, Verlag von Hermann Dufft, 1875.

Schon Zöllner hat darauf hingewiesen, in welchem Umfange Kant die moderne Auffassung des Weltganzen anticipirt hat, welcher gemäß dasselbe als das Ergebniß eines langen Entwicklungsprocesses aufgefaßt wird. Im Zusammenhange dieser seiner allgemeinen Auffassung hat Kant auch den Grundgedanken Darwin's schon in mehreren Schriften ausgesprochen. Das vorliegende Buch enthält einen vollständigen Wiederabdruck aller derjenigen Stellen Kant's, welche seine Ansicht über die große, von Darwin durch inductive Forschung so sehr geförderte Frage enthalten.

„Die Grundsätze der reinen Erkenntnißtheorie in der Kant'schen Philosophie.“ Kritische Darstellung von Gustav Stadler. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1876.

Diese Schrift ist eine Fortsetzung verwandter Arbeiten des Verfassers, welche wir in dieser Zeitschrift schon erwähnt haben; sie ist ein wichtiger Beitrag nicht nur für das geschichtliche Verständniß von Kant, sondern auch für den Aufbau einer künftigen Logik.

„Kant's Analogien der Erfahrung.“ Eine kritische Studie über die Grundlagen der theoretischen Philosophie von E. Laas. Berlin, Winkelmann'sche Buchhandlung, 1876.

Ein eng begrenzter, aber sehr wichtiger Theil von Kant's Kritik der reinen Vernunft wird in dem vorliegenden Werke in Bezug auf seine historische Entstehung und seinen Sinn einer erschöpfenden Analyse unterworfen; aber dasselbe leistet erheblich mehr, indem es zugleich die philosophischen Fragen selber einer sehr detaillirten Untersuchung unterzieht.

Auch unsere Kenntniß der neueren englischen Literatur hat einige schätzbare Bereicherungen erhalten.

Zunächst möchten wir unsere Leser auf die vortreffliche Sammlung englischer Schriftsteller aufmerksam machen, die Ludwig Herrig im Verein mit einer Reihe tüchtiger Gelehrter mit Anmerkungen herausgiebt. Sie erscheinen in Dresden bei G. A. Kaufmann, und der Preis der einzelnen Bändchen ist so angesetzt, daß diese Schriften nunmehr der allgemeinen Benutzung in Deutschland wirklich eröffnet werden. So enthalten die uns vorliegenden sauber ausgestatteten Bändchen Romeo und Julie und Julius Cäsar von Shakespeare, alsdann den berühmten Faust Marlowe's, von Lord Byron den Marino Faliero und Childe Harold's Pilgrimage. Eine besonders treffliche und gründliche Erklärung findet in einem anderen Bande Shakespeare's Antonius und Kleopatra. Es ist bekannt, daß die englische Uebersetzung des Plutarch von North die Grundlage des merkwürdigen Stückes ist; hiervon geht der vortreffliche Herausgeber Karl Blumhof aus. Er bringt alsdann die verwandten Stellen aus anderen Dramen zur Erklärung hinzu, und so entsteht eine gründliche Einsicht in das seltsame Werk. Ueberall sind in dieser Sammlung die Anmerkungen zweckmäßig. Das letzte uns zugekommene Heft enthält eine passende Auswahl aus Milton's Verlorenem Paradies.

Eine biographische Darstellung empfangen wir in: „Oliver Goldsmith.“ Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Von Adolf Laun, Verfasser von Washington Irving. Ein Lebens- und Charakterbild. Berlin, Verlag von Otto Janke, 1876.

Ueber sein Verhältniß zu den Quellen bemerkt der Verfasser Folgendes:

„Wäre übrigens Goldsmith's Persönlichkeit keine so äußerst merkwürdige, wäre sein Leben nicht so reich an Originalität und Sonderbarkeit, so würde sein literarischer Ruf allein nicht die englischen Biographen, Memoiren- und Anekdotenschreiber haben veranlassen können, über ihn so viel Wahres und Erfundenes, Wichtiges und Unbedeutendes zusammenzutragen. Boswell's Johnson, Prior's und Forster's Goldsmith lagen Macaulay für seine geistreich gedrängte Skizze, und Washington Irving, dem enthusiastischen Bewunderer seines Helden, für seine liebenswürdige, nur etwas zu novellenhaft gehaltene Lebenserzählung vor. Auch ich schöpfte neben anderen Werken und besonders neben denen des Autors selber aus

jenen Quellen und schloß mich in Auffassung und Darstellung vorzugsweise an Irving an, der sich so liebevoll in Goldsmith's Eigenthümlichkeit versenkt hat, aber über den Menschen den Schriftsteller fast ganz bei Seite läßt und nur wenig literarhistorische Winke giebt."

Die gewandte Erzählung, welche das so außerordentlich interessante Material der englischen Memoiren und Briefe zusammenfaßt, verdankt ein besonderes Interesse dem Umstande, daß der herrliche, in seiner heiteren Ironie wahrhaft geniale Roman von Goldsmith überall aus Selbsterlebtem sich aufbaut; indem man sein Leben liest, blickt man in die Entstehungsgeschichte seines bewunderungswürdigen Werkes.

Ein bei uns Deutschen vielfach verkannter außerordentlich hervorragender englischer Schriftsteller wird zu Ehren gebracht in: „Die Philosophie Shaftesbury's", dargestellt von Dr. Georg Gizycki. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung, 1876.

Nachdem Herder und seine Zeitgenossen mit Vorliebe die schöne und harmonische Weltauffassung dieses Schriftstellers genossen und für den Aufbau ihrer eigenen Ansichten benutzt hatten, kam bei uns eine Zeit der Verkennung für diesen liebenswürdigen Weisen; es war die Zeit, in welcher der Name der Aufklärung zum Schimpfwort geworden war; es war die Zeit, in welcher unsere Philosophen sich in metaphysischer Dunkelheit überboten und das einfach Klare schon als solches für flach erklärten. Heute wird die Kenntniß dieses großen Schriftstellers schon darum von Interesse sein, weil seine naturfreudige Begeisterung für die Herrlichkeit der Welt ein Heilmittel gegen den absurden Pessimismus unserer Tage in sich birgt.

* * *

Eins der interessantesten Probleme der gesammten englischen Literatur bildet Lord Byron. Was zur Lösung des Räthsels dieser Persönlichkeit aus Selbstbekenntnissen geschöpft werden kann, ist zu einem zierlichen Bande in der folgenden Schrift zusammengestellt: „Lord Byron." Eine Autobiographie nach Tagebüchern und Briefen, mit Einleitung und Erläuterungen von Eduard Engel. Ergänzungsband zu Byron's Werken. Berlin, Verlag der Stuhr'schen Buchhandlung, 1876.

Eine mächtige Persönlichkeit spricht aus jeder Seite dieser Tagebücher. Es giebt Schriftsteller, welche nur dann zur Feder greifen, wenn, was sie sagen wollen, fertig und bis auf das Wort bestimmt vor ihrer Seele steht. Ihre Aeußerungen gemahnen an das Bild von der Athene, die gewappnet aus dem Haupte des Zeus hervortritt. Vollendete Kürze des Ausdrucks ist das Kennzeichen solcher Naturen. Lessing war eine solche Natur, Kleist, Alfieri, Byron, daher die wenigen Bogen dieses Buches viele mächtige Gemüthsbewegungen und Wechsel der Geschicke umschließen.

Der Eindruck über sein inneres Schicksal aus diesen Briefen ist furchtbar. Die Stellung, welche die Gesellschaft zu seinen persönlichen Verhältnissen, zu der Auflösung seiner Ehe nahm, hat über Alles in ihm entschieden, über die Grundstimmung seines Selbstgefühls, über seine Ansicht vom Leben und der Welt, sie hat ihn aus dem Dichter des Childe Harold zu dem des Don Juan gemacht. Der Haß gegen die Gesellschaft hat das Innerste seines Wesens verwandelt.

Die Zusammenstellung der Selbstbekenntnisse seiner Tagebücher ist geschickt und mit Kenntniß gemacht.

Aus der jüngsten literarischen Bewegung Englands empfangen wir ein anderes Bild vom wohlthätigsten Eindruck der Persönlichkeit. „Leben und Briefe Lord Macaulay's." Herausgegeben von seinem Neffen G. O. Trevelyan M. P. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Professor Dr. C. Böttger. Mit Porträt. Erster Band, Abtheil. 1, 2. Zweiter Band, Abtheil. 1. Jena, Hermann Costenoble, 1876.

Es ist, wie wir vernehmen, die Absicht dieser Monatshefte, nach dem Abschluß dieser Biographie ausführlicher auf die Bedeutung derselben, auf ihren Helden zurückzukommen. So mag hier nur der allgemeine Eindruck des außerordentlich interessanten Buches ausgesprochen werden.

Macaulay hat, als er an seine englische Geschichte dachte, einmal gesagt, es solle ein Buch werden, welches auf dem Toilettentisch der Damen neben dem neuesten Roman liege.

In der That war er eine Künstlernatur, kein Gelehrter, welcher forschte, um neue Thatsachen zu finden, sondern ein Mann von gestaltender Phantasie, für den alles Andere Vorbereitung war: das lebendige Hinstellen der Dinge und Menschen machte sein ausschließliches Interesse aus. Demgemäß wird man weder in seinen Briefen noch in seinen Werken historische oder überhaupt wissenschaftliche Ideen suchen dürfen. Aber seine Seele gleicht einem schönen und reinen Spiegel, in welchem sich Alles rings um ihn her, Menschen sowie Ereignisse, klar und unversehrt darstellt. Nie in einem dieser Briefe begegnet man einer häßlichen Aufwallung oder einer bitteren Mißachtung gegen irgend einen Menschen. Man vermißt oft die Leidenschaft, öfter noch die Ideen, aber für Alles entschädigt das reinste Wohlwollen und Adel der Seele. Wie sein vornehmer und edler Stil Alles erhöht hatte, was er je darstellte, so erblickte er das Leben selbst.

Auch trug ihn das Leben leicht und ohne Widerstand von einfachen Verhältnissen zu der vornehmsten Lage, in welcher ein Engländer sich finden kann. Innere Conflicte scheinen seiner leidenschaftslosen Natur immer erspart geblieben zu sein. Er blieb jederzeit mehr ein Zuschauer des Lebens, selbst dann, als er unter den ersten Schauspielern auf der Bühne der englischen Politik war. Nie verliert er die Ruhe, welche aus einer betrachtenden Gemüthsverfassung entspringt, und so war er im richtigen Gefühl seines Berufes, wenn er die Politik aufgab und den besten Theil seines Lebens der Darstellung der Geschichte seines Vaterlandes widmete.

Aus der Geschichte der neuesten französischen Literatur empfangen wir ebenfalls eine interessante, wenn auch etwas oberflächliche Arbeit. „Geschichte der Literatur des 19. Jahrhunderts.“ Von J. P. Charpentier, Inspecteur honoraire de l'Académie de Paris. Autorisirte Uebersetzung von E. Ch. Otto. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe, 1877.

Es ist charakteristisch für diese Darstellung, daß in ihr kein ausführliches Bild des größten wissenschaftlichen Kopfes der behandelten Epoche, Comte's, gegeben ist, dagegen ganz unerhebliche Schüler des französischen Modephilosophen Cousin dargestellt werden.

Es sind freilich ganz außerordentlich mannigfache Kenntnisse, die für die Darstellung geistiger Bewegungen gefordert werden, und daher wird man es nicht tadeln dürfen, wenn das Urtheil Anderer oft an die Stelle selbständiger Charakteristik tritt; aber unsere Ansprüche an Darlegen geistiger Bewegungen sind doch durch hervorragende Literarhistoriker gewohnheitsmäßig zu hoch, als daß dies vorliegende Werk ihm genug thun könnte. Eine Seite über Comte und in dieser die Behauptung, daß trockener Atheismus der hervorragende Charakter seiner Philosophie sei, und die Schlußwendung: „So endete der berühmteste jener wissenschaftlichen Sophisten, jener Verfasser von Systemen, die mehr oder weniger an der Grenze des Pantheismus hinliefen und sich fast alle darin verloren.“ Und dafür viele Seiten über einen Mann wie Villemain und ein außerordentliches Interesse für die Kathederkünste dieses Literarhistorikers und seiner Geistesverwandten und Genossen. Das Buch gehört der kirchlichen Strömung an, welche seit einiger Zeit in Frankreich einen steigenden Einfluß gewinnt.

* * *

Unsere Kenntniß von der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts hat, wie man auch im Uebrigen von der Herausgeberin urtheilen mag, durch die Publicationen aus dem Nachlaß von Varnhagen und dem Fürsten Pückler-Muskau ein ungeheures Material erhalten. „Aus dem Nachlaß des Fürsten von Pückler-Muskau.“ Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau. Herausgegeben von Ludmilla Assing-Grimelli. Berlin, Wedekind & Schwieger, 1875.

Acht Bände aus diesem Nachlaß liegen nun bereits vor und umfassen Correspondenzen des Fürsten aus allen Kreisen, von der mit der Schauspielerin Edwine Viereck ab bis zu der mit den höchsten Personen. Und so kann es nicht fehlen, daß die große und kleine Welt des damaligen Preußen und insbesondere des damaligen Berlin sich in diesen Bänden ergötzlich ge-

nung abspiegelt. Es ist wie eine bunte Theateraufführung, bei der immer wieder neue Personen erscheinen und abtreten, interessante Menschen und gleichgültige Gesichter, tragische Gestalten und komische.

Zwischen der politischen Geschichte eines Landes und der Geschichte seiner Literatur giebt es ein Element, unendlich beweglich, schwer zu fassen, von unerschöpflichem Reichthum und in beständiger Veränderung begriffen, von wenigen Geschichtschreibern der Aufmerksamkeit gewürdigt, von keinem bisher in seinem Wesen gefaßt — und doch bildet es das nothwendige Mittelglied zwischen der politischen Grundlage und den geistigen Ergebnissen — die Gesellschaft.

Wenn irgend Jemand, hatte Varnhagen sich mit dieser großen Thatsache beschäftigt. Seine Galerie aus Rahel's Umgang war bisher die merkwürdigste Darstellung dieser Art, welche wir in Deutschland besaßen. Dies ist nun aber Alles durch die Publicationen seiner unermüdlichen Nichte weitaus überboten.

Es zeigt sich zunächst, daß die Personen bei Varnhagen doch sehr geschminkt und gefärbt auftreten, ähnlich wie man sich dies noch heute in Berlin von seinem Freunde Pückler erzählt. Es soll ein sehr heiterer Tag gewesen sein, an dem der alte Pückler, bis dahin kohlschwarz und runzellos, in der Hofgesellschaft als ein schneeweißer alter runzeliger Herr erschien. Dieser Tag ist für die ganze Varnhagen'sche Gesellschaft mit den Veröffentlichungen der munteren Nichte erschienen. Man sieht sie, wie sie Alle gewesen.

Geben wir zunächst eine Vorstellung von der Ausdehnung dieser Correspondenz. Den Mittelpunkt des Ganzen bilden die Briefe Pückler's an seine Frau, an die Tochter des Staatskanzlers von Hardenberg. Denn dies gab Pückler noch eine besondere Stellung in dem Berlin jener Tage, daß er mit dem mächtigsten Manne der Monarchie so durch das nächste Band verbunden war. Daran schließen sich die Correspondenzen mit Hardenberg selber und mit den sonderbaren Personen, die seine Umgebung bildeten; Abenteurer zumeist, wie jener Koreff, welcher lange als Arzt und Magnetiseur die Gunst des Staatskanzlers und die von dieser ganz unabhängige noch vertrautere Gunst seiner Gattin genoß, um dann von dem Allmächtigen gleich einem Werkzeug, das verletzt hatte, weggeworfen zu werden. Es gingen Gerüchte in Berlin um, die ihn dem Staatskanzler verhaßt machten, und aus dem einflußreichen Mann wurde über Nacht ein Nichts. Man höre den Ton abgebrauchter phrasenhafter Romantik, in welcher Koreff nach seinem Sturz an Pückler, den er als Vermittler zu brauchen hofft, schreibt. Der Brief ist aus dem Jahre 1821:

„Gestern Abend bin ich angekommen. Meine Seele, von steter Unruhe gefoltert, dürstet, Sie zu sehen und etwas Bestimmtes über mein dunkles Schicksal zu erfahren. Nichts ist quälender als die Ungewißheit. Ich fühle, daß ich nur noch wenige Jahre zu leben habe, und diese Jahre muß ich unter Thränen und Schmerzen gelähmt verbringen, und — doch habe ich nie, so lange ich gelebt, eine lebende Seele wissentlich gekränkt. Ein solches Gefühl ist eine Gluth, wo sich echtes Gold bewährt, wo aber die irdische Schlacke bis auf die Knochen verbrannt wird. Die Umstände verbieten es, daß ich zu Ihnen komme, wie ich sollte. Gönnen Sie mir also Ihren Besuch und lassen Sie mir die Stunde wissen, damit ich Sie nicht verfehle und endlich von dieser Folter der Ungewißheit erlöst werde, auf der ich schon so lange schmachte, und wo ein freundliches Wort von Ihnen eine Palmenhaucherquickung zugeweht hätte. Doch ich will nicht murren. Kann denn der Glückliche, der im Sonnenschein zwischen Blumen wandelt, die Empfindungen dessen kennen, der, am harten Felsen seines Schicksals angeschmiedet, das Herz von dem Geier des Grams zernagt, sein Auge einem einzelnen spärlichen Lichtstrahl von oben entgegenwendet."

Fetzen der Romantik, mit welchen eine ihre Interessen im neuen Berlin verfolgende Gesellschaft ihre Blößen deckt. Der tiefere Geist der Romantik ist verflogen, aber die Freiheiten, die sie sich nahm, und ihre äußeren Allüren sind übrig geblieben. Dies geht durch die ganze Gesellschaft hindurch.

Da ist alsdann die Demoiselle Hähnel, spätere Frau von Kimsky, die Tochter eines Bäckers aus Mecklenburg, welche Koreff für die Fürstin als Gesellschafterin

ausersehen hatte und als Somnambule benutzte, deren er sich auch zu seinen sonstigen Zwecken bediente. Sie hat den Staatskanzler in seiner letzten Zeit ganz beherrscht. Varnhagen nennt sie eine Betrügerin, und Pückler, durch Beobachtungen unterstützt, übertraf noch den Ausspruch Varnhagen's und haßte sie bis in sein spätes Alter hinein, wie der Brief an Frau von Krafft bezeugt.

Diese Frau war es, welche den Staatskanzler lange Jahre absperrte, von wem sie wollte, allein seine völlige Vertraute war.

Dann ist ein furchtbarer Brief vorhanden, welcher schildert, wie dies armselige Weib den preußischen Staatskanzler in Italien umherschleppte, innerlich gleichgültig gegen sein Schicksal — über seinen Tod, und wie man sich auf das warf, was von Werthsachen bei ihm vorhanden war.

Frau von Kimsky lebte viele Jahre in Rom, im Besitz eines großen Vermögens, zum Katholicismus übergegangen, und man behauptet sogar, sie sei eine Zeit lang die Geliebte des Cardinals Fesch gewesen; auch war sie innig befreundet mit dem Jesuitenpater Beckx, mit dem vereint sie die Station für die Propaganda des Katholicismus von Dessau gründete. Sie starb in Rom hochbejahrt und hat Pückler noch um einige Monate überlebt.

In diese zerrüttete Gesellschaft trat Pückler durch seine Heirath. Zerrüttet durch und durch: denn auch Hardenberg's Verhältniß zu seiner damals dritten Frau war ganz zerstört, und bald kam die Zeit, in der Pückler den Vermittler für die Scheidungsvorschläge Hardenberg's machte.

Er selbst ein verschuldeter Cavalier. Seine künftige Frau leichtsinnig, weichen Herzens. Seltsame Bräutigamsbriefe beginnen. Von Liebe ist wenig darin. Aber die Bedürfnisse von zwei im Luxus schwelgenden Naturen bilden den Mittelpunkt, insbesondere der Park von Muskau. Denn dieser Pückler besaß von der Natur eine Gabe ursprünglichen Sinnes für die Schönheit der Natur, geniale Gestaltungskraft auf diesem Gebiet, durch welche er zum größten Gartenkünstler des neuen Europa wurde. Auf Sandsteppen schuf er das wunderbare Idyll des Muskauer Gartens. Freilich hat er später sehr bedauert, nicht lieber die herrliche Natur des Südens genossen zu haben, anstatt in dem traurigen Norden sein Leben zu vergeuden, einen schwachen Abglanz von Schönheit der dortigen Landschaft mitzutheilen. Er irrte. Dies war die ihm eigene Genialität. Auch seine schriftstellerischen Versuche traten dagegen zurück.

In diesen Schöpfungen, in dem Luxus, der sie umgiebt, und im Contrast grenzenloser Bedürfnisse und finanziellen Ruins liegt der Lebensmittelpunkt des seltsamen Paares. Es gilt, sich pecuniär über Wasser zu halten.

Lucie ist schon als Braut sein Agent. Mit unverhehltem Egoismus gebraucht er sie, und sie muß sich daran genügen lassen, daß sie allein sein Vertrauen besitzt, seine Liebe dagegen oft genug theilen. Lebhaftes Gefallen an einander, heftiges Abstoßen wechseln ab. Doch zeigt Pückler überall eine souveräne Natur, welche sich die Unterwerfung seines Weibes ungefähr so erzwingt, wie es ihm Vergnügen machte, die eines edlen Racepferdes zu erlangen.

Geschichtlich interessant im höchsten Grade werden seine Mittheilungen, indem er sich dem so bedeutsamen Kreise des Staatskanzlers nähert und so ein intimstes Licht auf dessen Leben, auf seinen Charakter fällt, auf diese wunderliche Mischung von hohem Sinn für Staatsgeschäfte, leichtfertigem Ausnutzen des Staates für seinen Privatvortheil, kalter Intrigue und schwächlichster Gutmüthigkeit. Ein frappantes Beispiel hat sich Varnhagen, der über Alles Buchführende, aus den Erzählungen Pückler's notirt:

„Der Fürst Pückler erzählte heute, er habe einst, als er beim Staatskanzler Fürsten von Hardenberg eine Zeit besonders in Gunst gewesen, den Versuch gemacht, Nagler mit dem Fürsten auszusöhnen, und diesem daher eines Tages jenen zugeführt. Nachdem er Beide zusammengebracht, sei er selbst aus dem Zimmer gegangen, um ihnen alle Freiheit zu lassen. Eine ziemliche Zeit war verflossen, als er es rathsam fand, wieder einzutreten. Er fand Beide in Thränen, einander die Hände gebend. Sie waren versöhnt und schieden in der größten Rührung. Als aber der Fürst von der Thür, wohin er jenen begleitet, zurückkehrte, wandte er

sich nochmals zu derselben und ballte die Faust und rief voller Unwillen und Grimm: ‚Daß mir der verdammte Kerl nur nie wieder über die Schwelle oder vor Augen komme.‘ Damals, sagte Pückler, hab' ich etwas gelernt."

Dieser Theil des Buches ist von einer außerordentlichen Bedeutung für die neuere Geschichte, und wir würden die wenigen Briefe von Hardenberg in demselben nicht für viele politische Depeschen hingeben.

Es war nun nicht leicht für Pückler, auf Hardenberg einen Einfluß zu gewinnen, der ihm nutzen konnte. Gerade die Leidenschaft Lucie's hatte ihren Vater ihr entfremdet. Es ist tragikomisch, wie er sich um den Platz am Mittagstisch des alten Staatskanzlers bemüht, dessen hingeworfene Worte abmißt, immer in der richtigen Ueberzeugung, daß der alte diplomatische Fuchs nichts umsonst sage. Wie ihm dann gelingt, Einfluß auf ihn zu gewinnen, indem er Hardenberg's Scheidung zum Abschluß führt. Hardenberg, die Fürstin, Koreff, Frau von Kimsky, Alle dankten ihm für seine Vermittelung, und die entzückte Lucie schrieb ihrem Lou in schmeichelnder Bewunderung in Neu-Hardenberg den 30. Sept. 1821:

„Ich habe durch die Frau von Kimsky den weiteren Verlauf der Sachen erfahren, wie deine engelsherrlichen Briefe gelesen. Ich mußte das Blatt küssen, in welchem sich die Seele meines Einzigen so ganz aussprach! Und mit aller Wahrheit kann ich dir versichern, daß du ganz darin erschöpft, was zu sagen war, daß auch keiner der Eindrücke verfehlt ist, die du hervorbringen wolltest und mußtest. Wohl zwanzigmal hat der herrliche Vater mir versichert, wie er dich liebt, und dies ist mir über jede Beschreibung süß."

Dann neuer Kampf mit der Bäckerstochter um die Herrschaft über den Alten. Gelegentlich vernimmt Pückler mit Schrecken, daß die Briefe derjenigen Personen auf der Post erbrochen werden, über deren Gesinnung Hardenberg und seine Umgebung gern Nachricht haben möchten, und er denkt mit Schaudern an so manche schonungslose Stelle in den seinen über den Schwiegervater. Dazu neue Schwierigkeiten. Wenn Hardenberg am zärtlichsten ist, zeigt er sich am wenigsten geneigt, die finanziellen Schwierigkeiten Pückler's zu heben oder ihm eine Gesandtenstelle zu geben. Es scheint beinahe, als sei er darum so zärtlich, um diese seine Abgeneigtheit zu verschleiern. Und als er endlich in Händen zu haben glaubt, was er wünscht, entführen die Kimskys den Alten nach Italien und sein trauriger Tod erfolgt.

Eine andere Gruppe außerordentlich interessanter Briefe liegt vor in der Correspondenz mit hervorragenden literarischen Personen.

Den Mittelpunkt derselben bildet eine große Masse von Briefen, die zwischen Pückler, Varnhagen und der Nichte desselben gewechselt wurden. Spaßhaft ist besonders die Beziehung Pückler's in hohen Lebensjahren zu der Nichte. Er sieht in ihr die künftige biographische Darstellerin seines Lebens, er möchte ihr so liebenswürdig als möglich, ja bezaubernd erscheinen, und er möchte noch liebenswürdiger dargestellt werden, als er ihr erscheint.

Sehr bedeutend treten hervor die Briefe Alexander von Humboldt's an ihn, alsdann auch die Correspondenz mit Heine, mit Heinrich Laube.

Doch wer könnte von Allem berichten? Genug, wer eine amüsante Lectüre sucht, wird nie ohne Erfolg in diesen Bänden blättern, für den Geschichtschreiber der Zeit aber sind sie Material von außerordentlicher Wichtigkeit. Die Zustände unserer Berliner Gesellschaft nach den Befreiungskriegen stellen sich hier in breitestem, mannigfaltigstem Bilde dar. Und das Bild ist eben, wie die Zeit war; es ist nicht gerade erfreulich. Aber man möchte doch die Dinge sehen, wie sie wirklich waren.

Sehr ernst muß nur getadelt werden die Art der Herausgabe. Der gänzliche Mangel übersichtlicher Ordnung erschwert die Benutzung der Correspondenzen aufs Aeußerste.

Gern stellen wir neben diesen ungeheuren Briefwechsel die umfangreichen Memoiren Arnold Ruge's. „Arnold Ruge aus früherer Zeit." Vier Bände. Stuttgart, Verlag von Karl Krabbe, 1862.

Sie zeigen dieselbe Zeit von einer ganz anderen Seite. Die gährende Jugendkraft unseres Volkes, wie sie hervorbrach aus den mittleren und unteren Schichten

desselben, aus der ländlichen Bevölkerung, die aufsteigende Bewegung desselben wird hier sichtbar. Jener Briefwechsel schien nur von Auflösung zu reden, diese Memoiren sprechen nur von der emporstrebenden Richtung unseres Volkes auf politische Einheit und geistige Befreiung.

Es ist ein außerordentlich amüsantes Buch. Der Humor ist herzerfrischend, mit welchem der Alte in seiner englischen Verbannung sich der thörichten und doch von der höchsten Tendenz getragenen Jugendtage erinnert. Die Burschenschaft bildet den Mittelpunkt des Buches. Und wie ist hier Alles erzählt. Es wimmelt von den interessantesten Geschichten, und man wird nicht müde, sich an Ruge zu erfreuen, dem jungen, der erlebt, wie dem alten, der erzählt. Sehr interessirt hat uns, wie selbst der Zeus in Weimar unter dem Uebermuth dieser kecken Jugend zu leiden hatte:

„Goethe hatte es ebenso mit uns verschüttet. Sein höfisches Benehmen und seine Eitelkeit dienten uns zur Zielscheibe unserer Witze, und seine Verbeugungen vor den hohen Gönnern und anderen Herzögen und Grafen, der gespreitzte leere Stil seiner alten Tage, die Mißhandlung des Volkes und das Maitressenwesen im Egmont, ebenso seine eigene Maitressenwirthschaft — all' diese Ueberbleibsel einer vergangenen charakter- und sittenlosen Zeit stießen uns ab. Dennoch gehörte er einmal zu den Heroen der Dichtkunst, und wenn er nach Jena kam und in seinem Häuschen im botanischen Garten abstieg, so war das ein Ereigniß. ‚Der alte Goethe ist da! Wir müssen ihm ein Hoch ausbringen,' hieß es, und mit einem solchen Hoch feierte natürlich der Bursch eben so sehr sich selbst als seinen Gegenstand. Es wurde also hingezogen.

„Dieses Hoch brachte nun aber Goethe um seine ganze Beliebtheit. Wir erwarteten, er würde etwas zu sagen wissen, wir wollten hören, wie er spräche und dächte. Das war ihm aber nicht bequem. Er erschien am Fenster und bedankte sich nur mit einer Verbeugung nach rechts, nach der Mitte und nach links, was ihm natürlich ein allgemeines Gelächter zuzog. Einige riefen sogar: ‚Rede halten!' Aber die Anführer des Zuges winkten mit den Schlägern und führten die unzufriedene Menge auf den Markt, wo ein Kreis gebildet und ein Körner'sches Lied gesungen wurde.

„Hatte sich das Hoch durch die höfische Steifheit des alten Herrn fast in eine Verhöhnung verwandelt, so kam es bald darauf zu einem wirklichen Pereat. Goethe hatte sich gegen Fries ausgesprochen, und was er früher bei Fichte's Vertreibung gesagt und gethan, wußte man. Die Erbitterung gegen ihn wuchs schnell zu einem solchen Grade an, daß ihm auf offenem Markte als dem unterthänigen Knecht und sittenlosen Höfling ein Pereat gebracht wurde.

„Daß dies großes Aufsehen erregte und von vielen Seiten stark gemißbilligt wurde, versteht sich von selbst. Sogar Luden schalt uns dafür aus: was er auch für schwache Seiten habe, wir könnten doch solche Männer nicht über Bord werfen, die in anderer Hinsicht dem deutschen Volk zur größten Ehre gereichten.

„Aber der Hof war wieder ungeschickt genug, die Sache zum Gegenstande einer Untersuchung zu machen. Sie blieb ohne Erfolg, weil man wohl den Kreis kannte, aus dem der Zorn über Goethe's Gesinnung kam, aber nicht den Mund entdecken konnte, der den Tadel des nachwachsenden ernsteren Geschlechtes über den sittenlosen Höfling aussprach. Ohne Zweifel hatte Eichstädt, der Professor der Beredtsamkeit, sich schon die lateinische Feder zu der Relegation gespitzt, aber die Rache konnte ihr Opfer nicht finden, und Goethe hat sich später mit einer zahmen Xenie trösten müssen, in der es heißt:

„Wie trüg' ich wohl der Jugend tolles Wesen,
Wär' ich nicht selber toll gewesen."

„Goethe hatte es nun trotz seines Faust, der von Vielen unter uns eifrig studirt wurde, mit uns gänzlich verdorben.

„Wir trieben nun den Mangel an Achtung vor ihm so weit, daß wir ihm in Weimar unter die Fenster zu fahren und ihn herauszurufen pflegten, um ihn zu besehen, ein Verfahren, welches nach dem ersten Versuch nicht ohne Gefahr war, denn die Excellenz konnte sich leicht an die Sicherheitsbehörde ihrer Haupt- und Residenzstadt wenden und die Ruhestörer beim Kragen nehmen. Diese Ungezogenheit scheint ihn aber weniger verdrossen

zu haben als das Pereat, da sie doch im Grunde eine Huldigung enthielt."

Nicht minder interessant als diese Zeit der Burschenschaft ist alsdann die der deutschen Jahrbücher, welche bekanntlich zuerst die radicalen Consequenzen der Hegel'schen Philosophie zogen. Wie sich die Regierung zu diesem großen Kampf stellte, erzählt die folgende Stelle:

„Ich kam nach Berlin und sah den Geheimrath Johannes Schulze, der mit den Jahrbüchern, namentlich mit meiner Kritik Heine's sehr zufrieden war. ‚Wollen Sie den Minister Altenstein nicht besuchen?' ‚Ich habe ihm nichts vorzutragen.' ‚Er wünscht Sie zu sehen und wird morgen gewiß zu Ihnen schicken.' Dies geschah, und ich war gespannt, was der alte Herr mit mir vorhabe. Im Schlafrock und mit einer großen grauen Nachtmütze auf dem Kopf erschien er, setzte sich zu mir und sagte, er bemerke mit Vergnügen, daß wir Leben und Interesse in die philosophische Literatur brächten, was bisher gerade gefehlt habe, auch billige er die Hefte, die ihm vorgelegen, vollkommen, sowohl der Form wie der Sache nach. Nur eins wäre zu wünschen. Wir möchten doch die Persönlichkeiten der Universität aus dem Spiele lassen."

Der neuesten Literatur gehört eine Persönlichkeit an, derer zum Schluß gedacht werden mag, zuletzt, aber nicht als der letzten. Wir empfangen eine Gesammtausgabe der Werke von David Strauß. „Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß." Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von Ed. Zeller. I. Band. Bonn, Verlag von E. Strauß, 1876.

Der vorliegende erste Band enthält eine Reihe kleiner Arbeiten, die sich auf das Leben und die politische Stellung von David Strauß beziehen. Bestandtheile gewissermaßen von Memoiren sind die vier ersten Aufsätze: Literarische Denkwürdigkeiten, Zum Andenken an meine gute Mutter, Zwei Leichenreden und Justinus Kerner. Es folgt dann der bekannte Aufsatz: Die Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, eine Art von politischer Flugschrift gegen das damalige Preußen in Form geschichtlicher Darstellung. Dann sein Antheil gewissermaßen an der Politik seiner Zeit, zuerst sechs theologisch-politische Volksreden aus dem Jahre 1848, alsdann deutsche Gespräche, welche von 1862 ab über brennende Fragen veröffentlicht wurden, und endlich die bekannten beiden Briefe von Renan aus der Zeit des französischen Krieges.

Den meisten unserer Leser wird der eine wie der andere schon bekannt sein. Wir unsererseits haben seinerzeit die deutschen Gespräche am liebsten gelesen, in welchen das stilistische Gepräge und die dialogische Form in den Gedanken Lessing's wiedererstanden zu sein schien, zugleich damit aber auch die Tapferkeit in der Denkart allen Parteien gegenüber, welche sich zumeist in dem Gespräch über die Todesstrafe kundgab.

Einen großen Reiz hat der Aufsatz zum Andenken an seine Mutter; das tiefe Gemüth des schneidigen Kritikers tritt darin besonders liebenswürdig hervor.

Nun sind aber zu diesen Aufsätzen neu hinzugetreten die literarischen Denkwürdigkeiten, die bisher ungedruckt gewesen. Diese werden nicht verfehlen, ungemeines Aufsehen zu erregen. Sie sind im Februar 1866 zu Darmstadt begonnen; eine schöne Unbefangenheit geht durch sie hindurch, und so kann nur Jemand schreiben, welchem Einsamkeit die Gewöhnung gab, sich selber zu betrachten. Es ist der innere Entwicklungsgang seines Denkens und seiner Schriftstellerei, der hier dargestellt ist. Sehr schön sagt er über seine Geistesart:

„Für einen eigentlichen Gelehrten habe ich mich nie gehalten; meine Gelehrsamkeit besteht nur darin, daß ich im Allgemeinen hinlänglich begründet und orientirt und für das Einzelne geübt genug bin, um mir in dem wissenschaftlichen Gebiete, worin ich jedesmal etwas leisten möchte, rasch dasjenige Maß von Kenntnissen zu schaffen, das zu solcher Leistung erforderlich ist. Diese Kenntnisse und deren Erwerbung sind mir aber niemals Zweck, sondern nur Mittel; die Beifuhr des Materials, wenn mich auch Einzelnes, je nachdem der Gegenstand ist, interessirt und erfreut, wird mir doch immer einigermaßen sauer; der rechte Spaß geht für mich erst an, wenn es an die Verarbeitung, die Gestaltung des Stoffes

geht. Da, wenn ich fühle, wie der Lehm in meinen Händen sich erweicht, wie er bereitwillig, ja gewissermaßen von selbst die Formen annimmt, die meine Finger ihm geben wollen, da fühle ich mich im Genusse meines Talents, und das ist auch gewiß mein eigenthümlichstes Talent."

In der That war Strauß kein Forscher, sondern ein Schriftsteller. Er war Schriftsteller in jenem großen Verstande, in welchem Voltaire als ein solcher bezeichnet werden muß.

Doch bleibt der einzige große Wurf seines Lebens sein Leben Jesu; dies erwuchs aus einer völligen Kenntniß des theologischen Metiers, seiner Handgriffe und seiner wichtigsten Werkzeuge. Hier sprach er wirklich aus, was in dem Inbegriff der Erkenntniß seiner Tage als nächste Consequenz angelegt war. Hier und in den nachfolgenden Streitschriften war er jedem Gegner überlegen, der die Waffen gegen ihn hätte erheben können, und das Gefühl dieser Ueberlegenheit gab seinem Stil die schneidende Schärfe und die künstlerische Freiheit, welche in keiner späteren Schrift wieder so hervortritt.

Aber wie mannigfach er sich auch später auf verschiedenen Gebieten versuchte, eins giebt jedem Wort von ihm Reiz und Interesse: er war ein großer Stilist, ein classischer Schriftsteller, er hat die Sprache beherrscht wie wenige Deutsche unseres Jahrhunderts. Und darum geziemt es sich, daß eine würdige Gesammtausgabe seiner Werke hervortrete, darum wird derselben in weiten Kreisen ein warmes Interesse entgegenkommen. Sie ist in die kundigsten Hände gelegt, in die seines Freundes Zeller, der ein Menschenalter hindurch treu zu ihm stand. Mögen wir bald von raschem und glücklichem Fortgange zu berichten haben.

Literarisches.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Von J. G. Droysen. 7. durchgesehene Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Veit & Comp.

Es sind nunmehr fünfundzwanzig Jahre, seit die erste Auflage dieser berühmten Biographie hervortrat. Damals hatten hervorragende Arbeiten aus dem Gebiete der alten Geschichte und Literatur dem Verfasser eine ehrenvolle Stellung unter seinen Fachgenossen erworben. Das große Publicum kannte ihn etwa von seiner genialen Uebersetzung der aristophanischen Lustspiele her. Das Leben des Grafen York stellte ihn mit einem Schlage in die erste Reihe der populärsten Historiker unserer Nation. Seit dieser Zeit hat Droysen sich der neueren Geschichte zugewandt, und Jahr für Jahr folgen einander jetzt die Bände seiner umfassenden Geschichte der preußischen Politik: ein Document der erstaunlichsten Arbeitskraft. Aber keines seiner Werke hat wieder auch nur annähernd einen Erfolg zu erreichen vermocht als dieses Leben des preußischen Helden. Denn der schneidige, eiserne, gewaltige Charakter des Mannes, dessen rasche That mit Gefahr seines Lebens, ja seiner Ehre in den Gang der europäischen Politik entscheidend eingriff, war ein außerordentlich glücklicher Gegenstand für biographische Darstellung; in diesem Leben ist Alles voranschreitende dramatische Handlung, es bedarf keiner complicirten Verknüpfungen mannigfaltiger Fäden. Dies ist der ungeheure Vortheil, den die Biographie eines handelnden Menschen vor der eines großen Denkers oder Künstlers voraus hat. Und Droysen hat diesen Vortheil mit außerordentlichem künstlerischen Verstande und mit einem ganz ausgeprägten Sinn für das Specifische in der Natur seines Helden benützt. Ein besonderer Sinn für Subordination unter das Gefüge eines großen politischen Ganzen, entsprechend dem Ideal einer straffen, durch das Pflichtgefühl von Beamten und Soldaten gestützten Monarchie geht durch alle seine Schriften. Droysen ist jederzeit mit der liberalen Partei durch den Gedanken der nationalen Einheit und durch die Forderung freier geistiger Bewegung verbunden gewesen; aber sein politisches Ideal ist in der von dem großen Kurfürsten und dem Vater Friedrich's des Großen gegründeten voranstrebenden militärischen Monarchie. Unter solchen Umständen konnte ihm nichts Glücklicheres begegnen, als daß das Material gerade für die Schilderung dieses Mannes in seine Hände gelangte. Wir haben seitdem die Biographien der ersten Militärs und Staatsmänner unserer großen Reformepoche erhalten; aber keiner unter ihnen, wie bedeutend auch der Stoff sein mochte, den sie mitzutheilen hatten, weder die Biographie Stein's und Gneisenau's von Pertz noch die Scharnhorst's von Klippel, kann sich in Bezug auf historischen Verstand und künstlerischen Sinn entfernt mit dem Werke Droysen's messen. Die einzige hierher gehörige Arbeit, welche in geistiger Durchdringung mit diesem Buche verglichen werden kann, die Biographie Wil-

helm von Humboldt's, des Leiters unseres Unterrichtswesens, hat durch die Ungunst von Verhältnissen gelitten, welche dem Biographen Heyne weder die Einsicht in die Privatpapiere seines Helden noch in die öffentliche Wirksamkeit desselben, wie sie in den Acten des Cultusministeriums und dem Staatsarchiv gesucht werden mußte, gestatteten. So bleibt das Werk Droysen's die erste biographische Leistung für die größte Epoche unserer Geschichte. Und so wird es fortfahren, das Interesse aller gebildeten Leser zu verdienen und zu finden.

Robert Ashton. Roman von Rudolph Lindau. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger.

Der Verfasser dieses Romans ist in der Oeffentlichkeit noch nicht so viel genannt wie sein Bruder Paul, sein Talent ist auch nicht so sehr auf äußeren Effect angelegt, aber es ähnelt doch in mancher Beziehung dem des Bruders. Robert Ashton ist eine Herzensgeschichte aus der vornehmen Welt, d. h. aus jener Welt, die im Winter in Paris und London und im Sommer in den Spielbädern sich umhertreibt, weiter nichts auf der Welt zu thun hat, als Geld auszugeben und sich mit berechtigten oder unberechtigten Liebesintriguen des Lebens Einerlei zu verkürzen. Der Held dieses Romans ist ein liebenswürdiger Tollkopf, der ein junges Mädchen liebt, aber seines wüsten Lebens wegen von ihr verschmäht wird. Er wird krank und lernt eine russische Fürstin kennen, die Schwester seines Freundes, die ihn pflegt und sich in ihn verliebt. In einem Augenblicke dankbarer Empfindung verlobt er sich mit ihr, fühlt aber sofort, daß in dieser Verbindung kein Glück für ihn liegt. Bis dahin ist die Geschichte vortrefflich und mit vollkommenster Kenntniß der betreffenden Lebenssphäre geschrieben, aber der Dichter hat eben vergessen, seinem Helden irgend einen anderen Lebenszweck zu geben, als die egoistische Verfolgung seines persönlichen Wohlbehagens. Die Fürstin, welche die Betrogene ist, capricirt sich darauf, daß ihr Gatte ihr nur einmal die Worte: „Ich liebe dich!" vorlügen soll und an dieser Laune scheitert nicht nur ihr Glück, sondern sie stirbt auch daran und macht ihrer Nebenbuhlerin Platz. Der Roman ist sehr fesselnd gehalten und hat überhaupt viele glänzende Vorzüge, aber es ist immer zu bedauern, wenn die Dichter ihre Gestalten aus jener Sphäre der hohlen Vornehmheit nehmen, wo die Menschen keinen tüchtigen Lebenszweck haben und wenn Mann und Frau sich in Paris zanken, der erstere sofort die Koffer packen lassen kann, um auf unbestimmte Zeit am Spieltische in Monaco zu schmollen, oder mit Flinte und Angel seinen Groll an den Möven und Fischen eines kleinen Seebades auszulassen.

Xenophon's Griechische Geschichte. Zum Schulgebrauch mit erklärenden Anmerkungen versehen von E. Kurz. Heft I, Buch 1 bis 3. Heft II, Buch 4 bis 7 (Schluß). München, J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

Eine bequeme Ausgabe, welche ihrem Zweck in vorzüglichem Grade genügt. Besonders ist es zu loben, daß die geschichtlichen Angaben Xenophon's überall durch die Parallelstellen anderer Historiker erläutert werden, sodaß diese Ausgabe eine vortreffliche Einführung in die spätere Geschichte des peloponnesischen Krieges und der darauf folgenden merkwürdigen Ereignisse bietet.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 54 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 246.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1877.

Die Mutter.

Novelle

von

Karl Frenzel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

In nicht geringerer Unruhe und Aufregung als die Männer hatte Marianne die Nacht durchwacht. Die schüchternen Versuche der Tochter, das Zusammentreffen mit Gerhard im Garten zu erklären und zu entschuldigen, hatte sie mit einem: „Auf morgen!“ abgewiesen und Agnes auf ihr Zimmer geschickt. Darüber war denn auch der Trotz und Stolz in dem Herzen des Mädchens entflammt: sie fühlte sich durch das Benehmen der Mutter gekränkt und verletzt, um so tiefer, je unschuldiger sie selbst an dem ganzen Vorfall war, je romantischer ihr derselbe erschien. Zum ersten Male, so lange sie ihn kannte, war Gerhard aus seiner Zurückhaltung herausgetreten, zum ersten Male hatte sie das leidenschaftliche Wort der Liebe von seinen Lippen gehört. Es hatte wie mit einem zärtlichen Hauche auch in ihrer Brust das Feuer entzündet. Alle Warnungen, alle Drohungen der Mutter sollten nichts über sie vermögen, so gelobte sie es sich, auf ihrem Bette sitzend, die gefalteten Hände im Schooß. In diesem Augenblick fühlte sie sich stark genug, Himmel und Erde zum Kampfe herauszufordern — all die verführerischen See-

nen der Dichter, in denen die Liebenden, das Gebot grausamer Eltern brechend, im verschwiegenen Garten zusammenkommen und sich ihres Glückes freuen, gingen an ihrer Seele wie leuchtende Sterne vorüber; ein Lächeln, halb der Unschuld halb der Sehnsucht, flog über ihr Antlitz, während eine Thräne an ihren Wimpern glänzte. So schlief sie ein.

Die Sorgen der Mutter indessen verscheuchte kein Schlaf. Wohl erwog auch sie die Möglichkeit des Glücks, dessen Schattenbild das Lager der Tochter umschwebte. Warum wollte sie ihre Zustimmung nicht zu der Verbindung Agnesens mit Gerhard geben? Gewiß wäre sie dadurch einem zwar nie ausgesprochenen, aber doch im Stillen gehegten Wunsche ihres verstorbenen Gatten entgegengekommen. Wußte sie eine bestimmte Thatsache, die Gerhard's Ruf verunehrte, die überhaupt eine Mutter hätte stutzig machen können, ihm das Glück ihrer Tochter anzuvertrauen? Im Gegentheil; die Gesellschaft stellte ihm das beste Zeugniß aus. War es denn ein so großes Unrecht, daß er Agnes' Vermögen mit in seine Berechnung gezogen? Jeder Mann, der sich jemals ihr nähern würde, könnte aus diesem Zauberkreise des Goldes nicht heraus. Niemand brauchte es bestätigt zu werden: das ganze Auftreten des Mädchens, ihr Wesen bekundete die reiche Erbin. Verdient in unserer harten Zeit nicht derjenige den strengsten Tadel, der leichtsinnig, ohne sich um die Bedingungen des Daseins zu kümmern, eine Liebesheirath eingeht? Sie selbst hatte ja an sich erfahren, was das Ende einer solchen Verbindung ist; wie der berauschende Trank, der die Liebenden eine kurze Frist zu den Göttern erhebt, sich zu dem schlimmsten Gifte verwandelt, das im Blute der Unseligen gährend namenlose Gedanken und unsagbare Verbrechen erzeugt. Das war es: Frau Marianne haßte und fürchtete die Ehe. In leidenschaftlicher Neigung hatte sie die erste geschlossen, ein düsterer Zwang hatte sie zu der zweiten genöthigt. Weder in der ersten noch in der zweiten hatte sie Befriedigung gefunden. Unauflösbar lag auf dem Grunde ihres Herzens eine tiefe Betrübniß. Sie, die durch ihre Schönheit und den Adel ihrer Seele zu dem höchsten und reinsten Genuß des Lebens berechtigt schien, war durch die Ehe in einen Sumpf hinabgerissen und durch alle Pfützen geschleppt worden. Und wenn sie jetzt, nach so vielen Jahren, in gesicherter Lage, mit gereifterer Kenntniß und beruhigteren Sinnen auf das Irrsal ihres Daseins zurückblickte, konnte sie weder sich selbst noch einen ihrer Männer eines von Natur aus bösen Gemüths anklagen. Sie hatte, außer ihrer ungewöhnlichen Schönheit vielleicht, nichts von einem dämonischen Weibe gehabt; weitab von dem Willen jedes ihrer Männer hatte ein Verbrechen, ja nur eine unedle Handlung gelegen — und doch! in welchen Abgrund von Schuld und Sünde hatte sie Alle diese unselige Einrichtung der Ehe gestürzt! Eine Einrichtung, die dem Manne ein furchtbares Recht giebt und der Frau eine furchtbare Pflicht auferlegt, welche, wie die Sclaverei, Laster und Unthaten gleichsam mit Nothwendigkeit hervorbringt — sobald einmal jenes unerklärliche magische Band zerrissen ist, das Religion und Sitte als ihre Voraussetzung betrachten. Mochte heirathen, wer wollte — Marianne gehörte nicht zu den freiheitslustigen Frauen und träumte kein Utopien. In dem Alltagsgrau der Welt war die Ehe für die ungeheuere Mehrzahl der Menschen nicht freudloser und gefährlicher, als alle anderen Dinge, Verhältnisse und Gesetze. Tausende von Frauen ertragen ohne viel Lärm die Trunksucht, die Rohheit, die Schläge ihrer Männer; Tausende von Männern sehen der Leichtfertigkeit, der

Putzsucht, dem ganzen eitlen Treiben ihrer Frauen schweigend oder mit einem leichten Seufzer nach. In der Ehe betrogen zu werden, ist noch häufiger als in der Lotterie eine Niete zu ziehen. Aber obgleich ein Jeder von der Wahrheit dieser Thatsachen überzeugt ist, vertraut er doch seinem Stern. So lange es Menschen giebt, wird geheirathet und gespielt werden. Aber, sagte sich Frau Marianne, warum soll ich nicht meine Tochter vor einem solchen ihr drohenden Geschick bewahren? Warum soll ich nicht danach trachten, sie von allen Versuchungen zu entfernen? Sie frei auf sich selbst und ihre eigenen Füße zu stellen? Ist denn das Glück, sich allein anzugehören und sich nach eigenem Wunsch auszuleben, so gar nichts werth gegen die Neigung eines Mannes, die Sorgen für die Kinder? War es nicht ihre Pflicht, der Tochter in der ersten Regung ihres Herzens zu widerstreben? Ihr die Gelegenheit zu verschaffen, ihr Ideal noch an anderen Männern zu prüfen, statt sie dem ersten, vielleicht trügerischen Eindruck zu überlassen? Aber schlimmer als dies Elend, das doch in der Zukunft lag, das am Ende doch einzig ihre Einbildung erschuf — denn wer kann das Lebensgeschick eines Menschen im Voraus berechnen? — belastete und beängstigte sie das unmittelbare, gegenwärtige Uebel. War es nicht gewiß, daß der beleidigte Gerhard bei seinem Freunde Gordon Hülfe und Rache suchen würde? Jetzt, in dieser Stunde, wo sie rath- und fassungslos in ihrem Zimmer auf- und niederging, saßen die beiden Männer zusammen — der Alte erzählte dem Jungen ihre Geschichte, ihre Schmach. Im Schmerz des tödtlich verwundeten Stolzes preßte Marianne ihre Hände an die Schläfen. — Das denken zu müssen und ohne Waffen zu sein! War denn die Leidenschaft ihrer Jugend eine noch immer nicht schwer genug gebüßte Schuld? Glich sie einer unsichtbaren Kette, die sie nach sich schleppte, wie ein Galeerensclave? An der stets von Neuem die Hand eines unbarmherzigen Verhängnisses sie ergreifen und aus dem ruhigen Hafen in das brandende Meer hinausreißen konnte? Nicht sie allein — auch ihre Tochter! Sollte Agnes die Geschichte ihrer Mutter erfahren? Sollte in dies unschuldige vertrauende Herz ein unheimlicher Verdacht geworfen und ihrer reinen Empfindung ein dunkler schmutziger Gedanke eingeimpft werden? Lieber hätte Marianne auf der Stelle den Tod erleiden mögen.

An einem Zufall war ihre kluge Berechnung zu Schanden geworden. Vor fünf Tagen hatte ihr der alte Hauswart, der während ihrer Abwesenheit das Haus in Obhut gehabt, zum ersten Male von einem seltsamen Engländer gesprochen, der wiederholt sich im Garten und im Hause gezeigt unter dem Vorwande, ein vertrauter Freund des verstorbenen Herrn Anker gewesen zu sein, er hatte damals, offenbar um dem Diener Zutrauen einzuflößen, seinen Namen und seine Wohnung genannt; dann war der Mann verschollen und ein halbes Jahr wie unsichtbar geworden; an jenem Abend nun sieht ihn der Hausmeister Arm in Arm mit Herrn Gerhard Dorneck auf der anderen Seite der Straße vorüberspazieren und vor dem Hause Halt machen. Darüber fällt es ihm auf das Gewissen, daß er seiner Herrin noch kein Wort von den Besuchen des Engländers erzählt hat, er eilt zu Frau Marianne hinauf und theilt ihr, noch ganz unter dem Eindruck der plötzlichen Ueberraschung stehend, den an sich harmlosen Vorfall, der aber auch für ihn, ohne daß er sich das Warum erklären kann, etwas Räthselhaftes erhalten hat, mit. Dem Diener gegenüber bewahrt Marianne ihre ruhige Haltung; kaum jedoch sieht sie sich allein, sinkt sie zusam-

men. Es ist ihr, als wäre ein Blitz vor ihr niedergefahren. Zweifel, Sorgen, Ahnungen, Beängstigungen steigen in ihr auf, umkreisen sie, wie schwarzes Nachtgevögel, und schreien ihr den Namen ihres ersten Mannes ins Ohr. Mr. Gordon aus London, Petersburger Hof — hat der Hauswart gesagt. Wer ist dieser Mr. Gordon? Ein durchaus gleichgültiger, ihr unbekannter Mann — das Einzige, was ihn merkwürdig machen kann, ist der Umstand, daß Gerhard Dorneck einige Male von ihm geredet hat als von dem Kranken, dem er das Leben gerettet. Marianne hat nur flüchtig auf diese Geschichte hingehört; jetzt ergreift sie eine unbestimmte, peinigende Furcht bei dem Gedanken, daß dieser Mr. Gordon und Dorneck sich kennen. Mr. Gordon aus London — ihr seliger Mann hat viele Geschäftsfreunde in London gehabt, warum nicht auch einen Gordon? Ist der Name so selten, so wunderlich, daß der Träger desselben etwas Besonderes sein müßte, etwas Anderes, als ein Mr. Smith oder ein Mr. Butler? Gordon — welche Stimme hat ihr nur dies Wort leise zugeflüstert? Die Mutter ihres ersten Mannes war eine Gordon. Ihr erster Mann — wo ist er hin, wo ist er geblieben? Er ist todt, hat ihr Anker gesagt; er ist todt, hat das Gericht ihr bestätigt. In einer schrecklichen Nacht hat er sie verlassen; nie ist wieder von ihm die geringste Kunde gekommen, kein Zeichen, kein Brief. Ueberall, in deutschen und französischen, in englischen und amerikanischen Zeitungen hat sie, hat das Gericht einen Geiger Edgar Baldur aufsuchen lassen; monatelang, jahrelang hat sie gewartet. Umsonst. Man hat die Spur Baldur's bis nach Havre von Paris aus verfolgt, dort soll er auf ein Auswandererschiff gestiegen sein — aber die Listen keines Fahrzeuges, das damals den Hafen verließ, weisen seinen Namen auf. Die Gerichte haben Frau Marianne zur Wittwe erklärt, sie hat ihren Freund und Beschützer Anker geheirathet. Weder aus Raum noch Zeit ist ihr je eine Botschaft von ihrem ersten Manne geworden. Ihr hat das Herz bei keiner Nachricht aus Amerika, aus Australien geschlagen, so unerwartete auch in dem großen Handlungshause ihres Mannes zuweilen ankamen; sie hat Tennyson's „Enoch Arden" wiederholt gelesen, ohne daß sich das Unbewußte in ihr geregt; bis zur Stunde hat sie nicht den leisesten Gewissensdruck empfunden. Auch Anker nicht. Fest und sicher ist er seinen Weg gegangen, gelassenen Muthes hat er sein schweres Leiden ertragen, mit der Ruhe eines Weisen oder — wie der Prediger sagte — mit der Zuversicht eines Christen ist er gestorben. Oft genug hat sie mit ihm, in der ersten Zeit ihrer Verbindung, über die Verschlingung von Schuld und Schicksal gesprochen, die sie Beide zusammengeführt; denn in ihrer Seele wie in der seinen lag eine Finsterniß, in die Keiner hineinzuleuchten wagte und die dennoch Beide wie magisch anzog: aber niemals hat Anker eine Rückkehr Baldur's befürchtet, niemals von ihm in anderen Worten und Lauten, als von einem Todten gesprochen.

Und jetzt erhebt sich ihr gegenüber ein Schatten, ein Gespenst! Nach zwanzig Jahren! Ist es eine Täuschung ihrer Phantasie? Ein Erwachen ihres Gewissens? Ist es Wahrheit? Steigt Baldur aus der Tiefe des Oceans herauf, wandert er daher aus der Wildniß des fernen Westens? Was will er von ihr? Sich rächen? O über den vermessenen frechen Thoren? Wenn Einer in diesem unglückseligen Leben etwas zu rächen hat, so ist es Marianne. Diese Ueberzeugung giebt ihr Muth und Entschlossenheit wieder. Eine Stunde nach den Mittheilungen ihres Dieners ist sie auf dem Wege nach dem Petersburger

Hofe. Die näheren Erkundigungen, die sie über einen „gewissen Herrn Gordon" bei dem gefälligen Oberkellner einzieht, die Personalbeschreibung, die er von dem alten Herrn entwirft, lassen sie hinsichtlich der Frage, die sie beschäftigt und quält, im völligen Dunkel. Aber schon gilt ihr bei der immer zunehmenden Erregung ihres Gemüths das Geigenspiel Mr. Gordon's als ein untrügliches Wahrzeichen. Ihr erster Gemahl ist nach zwanzigjähriger Irrfahrt zurückgekehrt: sie ist die Frau zweier Männer gewesen. Aber sie hat nicht Zeit, ihr eigenes Schicksal zu überdenken. Was liegt auch an ihr? Kampf und Schmerz können ihr nicht erspart bleiben, zu lange hat sie eines friedlichen, ungestörten Glücks genossen; sie ist bereit, den Streit aufzunehmen und den Schmerz zu ertragen. Nur ihre Tochter soll von all' diesen Stürmen nichts erfahren; über das Haupt einer Schlafenden, die ihr Sausen nicht zu erwecken vermag, sollen sie hinziehen. Die Einladung der Freundin, die am nächsten Morgen eintrifft und Agnes weitab von dem Schauplatz des Aergernisses und der Enthüllungen entführen wird, befreit Frau Marianne von der größten, von ihrer einzigen Sorge. Sie glaubt ihr Fahrzeug im Hafen — da soll es scheitern. Zu spät macht sie sich jetzt Vorwürfe, daß sie das Gespräch Gerhard's mit Agnes so hart und stolz unterbrochen; daß sie den Zorn des jungen Mannes gereizt und das Herz der Tochter verwundet habe. Dieser Abschied im Mondschein — brauchte er denn für Agnes verhängnißvoll zu werden? Konnte die Entfernung, die langsame aber sichere Wirkung anderer, lebhafterer Eindrücke nicht Gerhard's Bild trotz alledem aus Agnesens Seele verwischen oder doch verblassen lassen? Statt dessen entzündete ihre unbedachte Heftigkeit die Flamme der Leidenschaft in Beiden; sie drängte Gerhard in das Lager des Feindes, sie erregte in Agnes' unschuldigem Herzen den Wunsch nach der verbotenen Frucht. Nur von dem Gedanken geleitet, ihre Tochter vor einer thörichten Liebe zu bewahren, hatte sie Alles gethan, diese Liebe zu nähren. Ein kleines flackerndes Licht — das erste Aufleuchten eines neunzehnjährigen Mädchenherzens hoffte sie mit einem Hauche auszulöschen, nun hatte sie ein großes Feuer angefacht.

Jeder Entschluß, den sie fassen mochte, war ein Schachzug ins Ungewisse. Das Gerathenste schien es noch immer zu sein, dem Gegner durch Schnelligkeit zuvorzukommen. In der Nacht noch abzureisen, war unmöglich, aber morgen in der Frühe! Alle plötzlichen Beschlüsse widerstrebten im Grunde Mariannen, sie standen in zu grellem Gegensatz mit der Ruhe ihrer Haltung und dem Gleichmaß ihres Wesens. Dennoch entschied sie sich: Agnes wird mit dem Frühzug reisen, sie selbst wird sie eine Strecke weit begleiten, nachher übernimmt die treue Brigitte die Sorge für das Kind. Einmal entschlossen, kannte Marianne kein Zögern. Sie weckte die Dienerin, hieß sie aufstehen und packte mit ihrer Hülfe die halb schon gefüllten Koffer vollends fertig. Was ihr etwa noch fehlt, meinte sie, kann sie sich in Köln besorgen, kann ich ihr nachschicken — nicht wahr, Brigitte? Seit Jahren stand Brigitte im Dienste Mariannens: eine kluge, verschwiegene, in ihrer Weise weltgewandte Person; wie erstaunt sie auch über die drängende Hast ihrer Herrin sein mochte, sie fühlte aus dem Ton derselben heraus, daß weder Frage noch Widerstreben den gefaßten Entschluß aufhalten oder ändern könnte. Die Arbeit ging schneller von Statten, als Marianne geglaubt haben mochte. Einen guten Theil der Nacht mußte sie nun doch wachend, trotz ihrer geschlossenen Augen, in ihrem Lehnstuhl sitzend, zubringen.

Welch' eine Nacht! Weit zurück in die Vergangenheit schweifte ihre Erinnerung; in den Jahren des Glückes hatte sie fast verlernt, unglücklich zu sein, und der himmlischen Mächte vergessen, die uns in das Leben einführen, nur um uns schuldig werden zu lassen. Sie war eine reiche, schöne, vielbeneidete Frau, eine glückliche Mutter gewesen. Die Verirrung ihrer Jugend hatte ihr für immer jede Leidenschaft verdächtig gemacht; so lange und so streng hatte sie jede heftigere Wallung ihres Herzens beobachtet und unterdrückt, daß es endlich gemessen, wie eine treffliche, nur geringen Schwankungen unterworfene Uhr, schlug und stets für die Welt, wie sie einmal ist, die richtige Stunde zeigte. Nun war plötzlich Alles wie verwandelt — wie damals in Paris saß sie übernächtig, mit klopfenden Schläfen, sorgenvoll, abgehärmt, die Morgendämmerung mit Grauen erwartend und doch die Finsterniß mit den Gespenstern, die sie heraufbeschwört, fürchtend. Warum ist uns keine Möglichkeit gegeben, die Vergangenheit auszulöschen? Weder Gewalt noch Reue vermögen das Geringste über sie; mögen wir den Ort unseres Aufenthaltes ändern, so oft wir wollen, sie ist immer mit uns. Jahre vergehen, Menschen und Ereignisse verblassen, entschwinden, aber die entscheidende That unseres Lebens springt plötzlich in greller Beleuchtung aus dem Dunkel hervor.

Durch die geschlossenen Vorhänge der Fenster stahl sich das Licht des Morgens; draußen im Garten sangen und lärmten die Vögel. Es war Zeit, Agnes zu wecken und auf die Abreise vorzubereiten. Marianne fühlte, daß ihr noch ein harter Kampf bevorstände, leidenschaftliche Worte, Thränen des Abschiedes, Thränen einer ersten unglücklichen Liebe. Aber der Schmerz war doch erträglicher als dies stumme, einsame, finstere Hinbrüten. Marianne kühlte die heiße Stirn, die brennenden Augen in Wasser — noch einen Gang wollte sie durch den Garten machen und dann an das Bett der Tochter treten. Unter den Bäumen war es noch dämmerig und morgenfrisch, auf dem Rasen, in den Kelchen der Blumen glitzerten die Thautropfen. Wie ein volles, kräftiges Gefühl des Lebens, das sich aus der Dumpfheit des Schlafes und des Unbewußten losgerungen hat, ging es durch die eben erwachte Natur. Zwei-, dreimal war Marianne schon den breiten Gang, der von dem Hause bis zum Gitter durch die ganze Länge des Gartens führte, entlang geschritten und mit jedem Wandel wurde es ihr leichter und freier um das Herz. Als sie sich wieder dem Gitter näherte, glaubte sie auf der anderen Seite der Straße einen Mann in einen schwarzen Mantel gehüllt zu erblicken, der, wie es schien, einen einsamen Spaziergang an dem Ufer des Canals machte: vielleicht war es ein Bewohner der Nachbarhäuser, der seine Brunnenpromenade vollendete. Aber wer es auch sein mochte! die dunkle Gestalt war wie ein schwarzer Schatten in dem Bilde des glänzenden Morgens, Marianne wandte sich hastig nach dem Hause zurück.

Vor der Thür ihrer Tochter stand sie lauschend einen Augenblick, dann öffnete sie dieselbe ganz leise, um die Schlafende nicht zu stören. Agnes saß schon aufrecht im Bette, mit hellen Augen. Trotz der dichten Vorhänge zitterten einzelne Sonnenlichter im Gemache hin und wieder und ließen die vom Schlummer gerötheten Wangen des Mädchens noch in helleren Farben leuchten. Bei dem Anblick der Mutter strich sich Agnes verwundert die braunen Haare aus dem Gesicht, sie wollte lächeln, aber es ging ihr wie ein Schauer durch das Herz. „Was hast du, Mutter — meine liebe Mutter?“ rief sie und sprang aus dem Bett.

Frau Marianne versuchte umsonst, ihre

gewohnte Ruhe zu behaupten, in einem heftigen Ausbruch der Zärtlichkeit und des Schmerzes zog sie schluchzend das Kind an ihre Brust. „Wir müssen uns trennen, Agnes — noch in dieser Stunde mußt du reisen!"

„Warum? Was ist geschehen? Wie du aussiehst, so starr und blaß! Ist dir ein Unglück widerfahren? Ich verlasse dich nicht, Mutter."

„Beruhige dich, mein Kind! Kleide dich an, wir können es derweilen ruhig besprechen."

„Nein, ich rühre mich nicht von der Stelle, bis du mir gesagt hast —"

„Ich bin nicht krank, Agnes. Sieh' mich nicht so seltsam an. Ich wünsche dich nur in Sicherheit zu bringen und du bist verständig genug, um mir darin Recht zu geben, daß Auftritte wie der am gestrigen Abend im Garten sich nicht wiederholen dürfen."

„Sie sollen es auch nicht, liebe Mutter," stammelte Agnes. „Ich weiß, daß ich thöricht und leichtsinnig gehandelt, daß ich Herrn Dorneck kein Wort hätte erlauben sollen — zürnst du mir noch?"

„Nicht doch, mein Kind! Nur künftige Beschämungen will ich dir ersparen. Herr Dorneck ist im Stande, dich heute wieder heimzusuchen, dich mit seinen Briefen zu belästigen — es ist das Beste, auch für dein Herz — wie es schlägt! — ihm aus dem Wege zu gehen." Und während sie nun in diesem Ton weiter redete und mit jedem Worte mehr Ruhe und Sicherheit erlangte, vollendete Agnes schweigend ihren Anzug. In die Reise hatte sie einmal eingewilligt, es wäre kindisch gewesen, jetzt zu widersprechen. Einen Brief Gerhard's konnte sie auch in dem Schlosse am Rhein erhalten und von dort aus beantworten. Zuletzt: so seltsam es war, sie konnte es sich nicht verbergen — statt an den Geliebten, dachte sie nur an die Mutter. Die Aufregung, die Sorge der sonst so gelassenen und selbstbewußten Frau erschreckte und erschütterte sie. War es die Unruhe um das Geschick ihres Kindes, war es ein geheimes, uneingestandenes Leid, das Marianne bewegte — gleichviel, Agnes sah nur das schmerzvolle Gesicht der Mutter, und eine nie bisher empfundene Zärtlichkeit für dieselbe wallte in ihr auf. All' ihre begangenen Unarten, Fehler, Verschuldungen standen wie eben so viele Ankläger vor ihr und schlossen ihr den Mund zu jedem Widerspruche.

„Nur um das Eine bitte ich dich, liebe Mutter," sagte sie, ihren Gürtel zusammenziehend, „vergieb auch Herrn Dorneck, wie du mir vergeben hast. Gewiß kommt er noch heute zu dir, dich um Verzeihung zu bitten."

„Ich werde nicht hart mit ihm reden."

„Dann reise ich glücklich, wenn —"

„Was durchforschst du mein Gesicht? Ich bin übernächtig und bewegter, als ich sein sollte. Ich habe mir allerlei kummervolle Gedanken gemacht. Du verließest mich und folgtest deinem Manne — weithin in die Ferne. Ich saß allein in dem einsamen Hause, ich suchte dich im Garten, ich rief nach dir — vergebens! Deine liebe Stimme antwortete mir nicht mehr. Das hat mich überreizt, ich kann, ich will dich noch nicht verlieren — an einen Mann, in einer Ehe verlieren. Gieb mir Zeit, mich an diesen Gedanken zu gewöhnen!"

„O Mütterchen!" und in ihrem überströmenden Gefühl umschlang Agnes zum ersten Mal in voller kindlicher Zärtlichkeit Marianne. „Was du dir für unnöthige Sorgen machst! Ich mich von dir trennen? Und so plötzlich, so ohne Vorbereitung? Nein, so rasch wird sich deine Tochter nicht ergeben! Und all' die Noth, weil ich gestern Herrn Dorneck angehört? Bedenk' doch nur, es war die erste Liebeserklärung, die ich zu hören bekam.

Sieh — ich weine nicht, ich bin froh wie der Vogel in der Luft. Nun aber lächle auch du wieder, ich kann nicht von dir scheiden, so lange du nicht heiter blickst."

Inzwischen war der Wagen vorgefahren, das Gepäck aufgeladen worden. Die höher gestiegene Sonne beleuchtete ein freundliches geschäftiges Bild. In der Freude, die Mutter versöhnt zu haben, hatte Agnes allen Unmuth abgeschüttelt, mit einer gewissen Schelmerei dachte sie daran, daß Gerhard am Nachmittag vergebens an dem Gartengitter auf- und niedergehen und sehnsüchtig nach ihr ausschauen würde. Es ist gut, daß Männerliebe eine harte Probe besteht; gar zu leicht durfte sie ihm doch ihre Eroberung nicht machen. Die Lust, in den frischen, grüngoldigen Junimorgen hinauszufahren, weit in das Land, zu einem bestimmten sicheren Ziel, die Romantik, die für ein jugendliches Gemüth um jede Reise schwebt, hatten dann das Ihrige gethan, um gleichsam Agnes' Seele von jedem Trübsinn rein zu baden. Den leichten Strohhut auf dem gelockten Haar, trat sie zuerst auf die Schwelle des Hauses; Brigitte war noch um die Mutter beschäftigt. Das Gitter war geöffnet, um dem Wagen ungehinderte Durchfahrt zu gestatten. Der Pförtner hatte seinen Platz verlassen, um der Tochter des Hauses Lebewohl und glückliche Reise zu wünschen. So war der alte Mann im schwarzen Mantel ungehindert und ungefragt in den Garten und bis dicht an den Schlag des Wagens gekommen, der jetzt, als Agnes sich von den Dienern losmachte und die Treppe vor dem Hause niederstieg, mit einem wilden Schrei ausrief: „Meine Tochter! Halt! halt — sie wollen sie mir entführen!" Und die Arme hoch in die Luft streckend, eilte er auf sie zu. Bestürzt wich Agnes zurück, sie hatte den Mann nie gesehen. Aber der durchdringende Schrei, der seltsame Anblick, das graue flatternde Haar des Alten, der saubere Anzug, der jeden Gedanken an einen Aufdringlichen, einen Bettler fernhielt, ließen nicht allein sie stutzen — auch die Dienerschaft schien eine Weile zweifelhaft, was sie in diesem Falle zu thun habe.

„Meine Tochter!" rief der Fremde noch einmal und schritt auf Agnes zu, die entsetzt die Stufen wieder hinaufflüchtete. Seine Augen funkelten unheimlich, er hatte etwas von einem Wahnsinnigen. Der Hut war ihm vom Kopfe gefallen und der Wind trieb seine Haare verwirrt über die Stirn. Darüber hatte der Hausmeister den tollen Engländer erkannt, der vor einigen Monaten das Haus hatte kaufen wollen, er sprang vor und faßte den Alten derb an der Hand. In dem Lärm, der nun entstand, da Mr. Gordon sich von dem Diener loszureißen suchte, erschien Frau Marianne in der Thür des Hauses. Mit ihren scharfen Augen überschaute sie Alles. Hastig ergriff sie die Hand ihrer Tochter: „Was zögerst du, Agnes?"

„Der fremde Mann —"

„Ein Wahnsinniger! Kümmert er dich? Die Diener werden ihn beruhigen."

Allein Mr. Gordon entwickelte eine ungeahnte Stärke, er hatte sich von dem Pförtner befreit und stand hoch aufgerichtet Mariannen gegenüber, ihr den Weg zu dem Wagen versperrend. Auf einen Augenblick ließ Marianne die Hand ihres Kindes los und trat hart auf ihn zu. Ihr Gesicht hatte einen schrecklichen Ausdruck, ihre Rechte hatte sich krampfig zusammengeballt. So nahe die Diener standen, sie sahen nur, daß die Lippen der Frau sich öffneten, sich zu einem Worte zusammenzogen — aber sie hörten dies Wort nicht. Den Alten traf es wie ein Hammerschlag auf den Schädel. Wimmernd brach er zusammen; nur die Hand erhob er noch zu Agnes, die jetzt der Mutter wieder zur Seite stand, mit der Geberde eines

um Hülfe Flehenden. Indem zogen die Pferde, durch das Geschrei erschreckt, ungeduldig den Wagen an — ein Angstschrei entfuhr Allen. So unglücklich war der Alte gefallen, daß die Räder ihn zu zermalmen drohten. Zwar gelang es dem Kutscher, die Pferde in der nächsten Secunde wieder zum Stehen zu bringen, aber an dem Kopf und der Schulter, wie es schien, schwer verletzt, wurde Gordon von den Dienern aufgehoben. Frau Marianne ließ ihn ins Haus tragen. Einen unbeschreiblichen Blick tauschten Mutter und Tochter mit einander: „Ich verlasse dich nicht!" flüsterte Agnes. Vor das Gesicht Mariannens legte es sich wie ein Schleier.

Daß unter solchen Umständen nicht an die Abreise gedacht wurde, dünkte Alle natürlich. Ueber den Zusammenhang der wunderlichen Geschichte nachzugrübeln gestattete die Noth des Augenblicks den Dienern nicht. Ueberdies war eins klar und unbestreitbar: der Wahnsinn des Engländers. Am hartnäckigsten bestand der Hausmeister darauf, der sich seiner Schuld an dem ganzen Auftritt nur zu gut bewußt war — hätte er Wacht an der Thür des Gartens gehalten, nie hätte der Verrückte so weit vordringen können. Um so eifriger war er nun bemüht, die Verstörung des Engländers in grellen Farben zu schildern. Der sogleich herbeigerufene Arzt erklärte die Verwundungen Gordon's zwar nicht für lebensgefährlich, aber der überreizte Zustand des Kranken, der in voller Bewußtlosigkeit dalag, ließ ihn das Schlimmste befürchten. Marianne hatte dem unheimlichen Gast, den ihr das Schicksal auf so erschütternde Weise ins Haus geführt, in einem der Fremdenzimmer im Erdgeschoß das Lager bereiten lassen. Während die Diener und Mägde um ihn beschäftigt waren, seine blutende Stirn zu waschen und zu verbinden, war sie, um Athem zu schöpfen, mit Agnes in ihre Wohnzimmer hinaufgegangen. Sie legte Hut und Mantel ab. „Du willst nicht mehr reisen?" fragte sie tonlos dazwischen.

„Wolltest du mich jetzt entbehren?" entgegnete Agnes. „Mit einem schwer Kranken im Hause?"

Die Mutter antwortete nicht, sie drückte das Gesicht an die Scheiben; schüchtern hatte sich ihr Agnes genähert: „Ich hoffe dir in diesen Tagen eine Stütze sein zu können."

„Besorgst du so Trauriges?"

„Ich weiß nicht — aber wie ich den Fremden ansah, war es mir, als sähe ich in das Gesicht eines Sterbenden."

„Eines Sterbenden!" Mariannens Finger klopfte auf die Scheiben. „Das wäre" — sie wollte sagen, das wäre ein Trost, ein Ausweg aus der Verwirrung, allein sie vollendete den Satz nicht. Ein geheimes Grauen band ihr die Zunge.

„Kennst du den Mann?" fragte Agnes, die das plötzliche Abbrechen der Mutter anders auslegte.

„Dein Vater kannte ihn, mein Kind."

Dein Vater — warum weckte das Wort nur einen so eigenthümlichen Nachklang in Agnes' Herzen? Doch ließ die Mutter sie nicht zu weiteren Fragen kommen. „Geh nun," bat sie, „beruhige dich, der traurige Vorfall hat dich erschüttert. Und wer weiß, welche Lasten zu tragen, welche Schmerzen zu leiden wir noch bestimmt sind. Ich will an Dorneck schreiben."

„An — Herrn Dorneck?" Agnes ward roth und blaß in derselben Frist. Was sollte Gerhard hier?

„Er ist ja der Arzt des Engländers — und will ihm schon einmal das Leben gerettet haben. Vielleicht ist ihm das Glück zum zweiten Male günstig."

Wie traumwandelnd verließ Agnes das Gemach der Mutter. Unsichtbare, ungreifbare Fäden schienen sich immer dichter zu einem Netz um sie zu spannen. Etwas

war geschehen — vor Zeiten, von dem sie keine Ahnung hatte, das man ihr sorgsam verborgen gehalten. Am liebsten wäre sie in das Zimmer zu dem Kranken geeilt, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, um in seinen entstellten Zügen die Enthüllung des Geheimnisses zu lesen. Aber die Gewißheit, dadurch der Mutter zu mißfallen, hielt sie zurück. Draußen im Garten auf einer Bank nahm sie Platz. Wie hatte sich die schöne Welt verfinstert, die ihr noch vor einer Stunde so hold gelächelt! Schwere graue Schleier hüllten alle Ferne ein und zogen nah und näher, als müßten sie auch den letzten sonnenbeschienenen Fleck mit Dämmerung bedecken. Woran sie früher nie gedacht, das legte sich ihr nun mit bleierner Schwere auf ihr Herz. So wenig hatte sie ihre Eltern gekannt, beinahe wie eine Waise war sie aufgewachsen. Nur aus ihren frühesten Kinderjahren entsann sie sich der Mutter, die sie auf ihren Armen getragen, die sie geliebkost. Der Vater ging nur wie ein Schatten durch diese Erinnerung. Dann war sie von der Mutter zu der alten vortrefflichen Mademoiselle Modeste gebracht worden; in deren kleinem Häuschen in Montreux am Genfersee hatte sie glückliche Tage verlebt, bis sie in das Institut nach Genf zu ihrer Ausbildung gekommen. In der ganzen Zeit hatte sie nichts Besonderes in der Handlungsweise ihrer Eltern gefunden: die Mehrzahl ihrer Mitschülerinnen, ihrer Gespielinnen war in derselben Lage und litt unter derselben Vernachlässigung; aber weder sie noch die anderen jungen Mädchen hatten etwas wie einen Mangel dabei empfunden. In jedem Sommer traf sie von ihrer Erzieherin begleitet mit dem Vater und der Mutter in Interlaken, an den italienischen Seen, im Schwarzwalde zusammen: heitere Wochen verflogen ihr, reich beschenkt kehrte sie nach der Pension zurück. Der Vater war zärtlicher als die Mutter, mittheilsamer und lustiger; aus den Gesprächen ihrer Freundinnen wußte Agnes, daß schöne Frauen nicht gern mit erwachsenen Töchtern in der Gesellschaft erscheinen — warum sollte ihre Mutter, die offenbar die schönste aller Frauen war, eine Ausnahme von der Regel machen, und noch dazu ihretwegen, die ein so häßliches und wildes Mädchen? Zuletzt stellte es sich denn doch immer bei diesen kindischen Unterhaltungen heraus, daß sie von ihren Eltern liebevoller und nachsichtiger behandelt wurde, als die Gefährtinnen von den ihrigen. Warum erschien ihr nun heute dies ganze frühere Verhältniß, das sie damals ohne Sorge und Gram hingenommen, so unnatürlich, so herzkränkend? Warum vermißte sie plötzlich, was doch nicht wieder einzubringen war, die mütterliche Liebe, die väterliche Zucht, eine Heimath? Dies war das Haus ihres Vaters, diese Mauern, dieser Garten — wie einst sein, waren sie jetzt ihr Eigenthum — warum erschien ihr Alles so fremd? Warum blickte sie Alles so fragwürdig an? Bei wem konnte sie Wahrheit finden, da ihre Mutter schwieg? Wer besaß den Faden, sie durch dies Labyrinth zu führen? Wer — hatte die Mutter nicht an Gerhard schreiben wollen? Er war der Neffe ihres Vaters, er war der Arzt des Fremden, dessen wahnsinniges Beginnen eine verhängnißvolle Bedeutung für ihr Leben zu erhalten schien — wenn es hier in Wirklichkeit ein Räthsel gab und nicht ihre aufgeregte Phantasie allein die Dinge zu phantastischen Räthseln verwandelte: er mußte eine Kunde davon besitzen und, wenn er sie liebte, Wahrheit für sie haben.

Auf anderem Wege war Marianne zu demselben Entschlusse gekommen, in dieser Noth bei Gerhard Rath und Hülfe zu suchen. Wie sie, die Mutter, konnte auch er, der Liebende, nur die eine Empfindung hegen, von dem jungen Mädchen

alle Offenbarungen einer schuldvollen Vergangenheit fern zu halten. In diesem Gefühle mußten sie Beide sich zusammenfinden. Bitter genug fiel es ihrem Stolze, ihm den ersten Schritt entgegen zu thun. Aber hätte sie warten sollen, bis ihn die Pflicht des Arztes, wenn er von dem Unfall seines Patienten gehört, in das Haus führte? Es war klüger, ihm die Thür so weit als möglich zu öffnen. Sie hatte ihn dann gerufen, nicht die Nothwendigkeit hatte ihn ihr aufgedrängt. Unklar regte sich dabei in ihrer Seele das Verlangen, zu wissen, was Gordon seinem Freunde gestanden, wie tief er ihn in sein Geschick hatte blicken lassen. Vielleicht war noch nichts verrathen, nichts bekannt! Der herbeigerufene Arzt hatte versprochen, bis zur Ankunft Dorneck's bei dem Verwundeten bleiben zu wollen. Marianne ging ab und zu, sie wollte das erste Wort an Gerhard richten. In dem Wagen, der noch vor so kurzer Frist ihre Tochter zu einer heiteren Reise hatte davonführen sollen, kam jetzt Dorneck an. Als sie ihm die Hand zum Gruße bot, bebte etwas in ihrem Herzen. Der Verhaßte, dessen Rücksicht und Freundschaft sie nun in Anspruch nehmen mußte! Ueber ihr Erwarten hielt sich Gerhard gut. In keinem Zuge verrieth er Triumph oder Herausforderung. Er war der Arzt, dessen Beistand man in Anspruch nimmt — aber der Arzt, der Leib und Seele des Kranken kennt, der durch seine Fragen schon zu erkennen giebt, daß er um den inneren Zusammenhang der Dinge weiß, aber zugleich in ihnen seine völlige Objectivität ausdrückt.

„Mr. Gordon liegt im Fieber," sagte er, als er nach längerer Berathung mit seinem Collegen aus dem Krankenzimmer heraustrat, „Sie müssen ihm schon ein längeres Asyl in Ihrem Hause gewähren, gnädige Frau. Ihn in ein Krankenhaus schaffen, hieße ihn tödten. Welch' Schicksal hat den Unglücklichen auch gerade zu Ihnen geführt!"

„Ich denke nicht daran, ihn von mir zu stoßen, Herr Dorneck. Gebieten die Herren unbeschränkt über die Mittel meines Hauses. Sobald wir uns nur in die Gegenwart eines Kranken gefunden haben, wird sich auch größere Ruhe und schnellere Dienstleistung einstellen. Das ganz Unerwartete — ein Fremder, der in den Garten stürzt, der uns anruft, niederfällt — das Seltsame hat uns Alle betäubt."

„Mein College muß sich leider entfernen, er hat andere Pflichten — mit Ihrer Erlaubniß, gnädige Frau, wache ich bei dem Kranken." Während der andere Arzt sich empfahl, tauschte Marianne mit Gerhard einen flüchtigen, heißen Blick.

„Steht es so schlimm mit ihm oder haben Sie mit mir zu reden?" fragte sie dann, als jener gegangen.

„Es geht um Leben und Sterben," antwortete Gerhard leise. Er wollte noch mehr sagen, aber in dem Augenblick ging die Thür auf und Agnes trat ein. Sie machte Gerhard eine linkische Verbeugung, sie wagte nicht ihn anzuschauen. Er stand sprachlos, nicht weniger verwirrt wie sie. Es war nicht Liebe — ein tiefes Mitleiden beschlich sein Herz. Mußte die junge, kaum aufgesprungene Knospe schon solchen Gewittern ausgesetzt werden? Indem er Agnes' Gruß erwiederte und nach dem Zimmer Gordon's ging, sagte er zu Marianne: „Wäre das Fräulein gestern gereist — meine schönste Hoffnung würde ich gern darum gegeben haben."

Während Agnes mit dem Ausdruck der Enttäuschung und des Schmollens dem Freunde nachblickte, denn sie hatte eine wärmere Begrüßung von ihm erwartet, stieg Gerhard durch sein Benehmen in der Meinung Mariannens. Sie schätzte Alles, was eine Beherrschung heftiger Gefühle andeutete und den Zug der Selbst-

überwindung trug. Wohlthuend berührte sie es in ihrer Angst aus seinen letzten Worten, daß er willig seine Hoffnungen geopfert hätte, der Geliebten Unruhe und Seelenpein zu ersparen. So beschwichtigte sie den Unmuth der Tochter, indem sie die Gewissenhaftigkeit Gerhard's lobte, der ganz und voll, ohne Rücksicht auf sein Herz und seine Wünsche zu nehmen, seinem Berufe diente; schöpfte sie doch aus seiner Gemessenheit die Gewißheit, daß ihre Unterredung mit ihm zu einem glücklichen Ziele führen würde. Diese Auseinandersetzung war unvermeidlich geworden: wo ein Sterbender mit einem schweren Geheimniß auf dem Gewissen im Hause liegt, muß der Arzt ins Vertrauen gezogen werden. Aber nicht allein die Nothwendigkeit, vor der Tochter und vor der Welt den Schleier bis zu Ende festzuhalten, der die Vergangenheit bedeckte, drängte Marianne zu einer Erklärung — vor dem Einzigen, der außer ihren beiden Männern um das Räthsel ihres Lebens wußte, wollte sie gerechtfertigt dastehen. Was ihr sonst Verleumdung und Bosheit nachgeredet, hatte sie nicht beachtet; diese Lügen und Uebertreibungen des Gerüchts vermochten eben ihrer Falschheit wegen keinen Eindruck auf sie zu machen. Gerhard dagegen hatte die Wahrheit erfahren — nicht die ganze, lautere Wahrheit vielleicht, doch immer genug, um als Ankläger ihr gegenüber auftreten zu können. Nicht mit einer lauten Anklage, denn Anker war in ihren Armen gestorben und wenige Schritte von ihr kämpfte jetzt Gordon mit dem Tode, aber mit jener stillen, die im Ton der Rede, in den Mienen des Gesichts, in der Form des Umgangs sich ausprägt. Und dies sollte ihr, der stolzen Frau, geschehen, die jahrelang erhobenen Hauptes, in tadelloser Haltung und Würde in der Gesellschaft der Hauptstadt erschienen war? Von einem Manne geschehen, den ihre Tochter liebte, dem sie eines Tages trotz ihres Widerstrebens als ihrem Sohne die Hand würde reichen müssen? Nimmermehr — hatte ihm Gordon seine Schuld gestehen können, sie konnte ihm wohl ihr Elend und ihren Schmerz gestehen.

Der Krankenwärter, der Gordon während seines ersten Anfalls bewacht und gepflegt hatte, war eingetroffen und hatte Gerhard abgelöst. Es war natürlich, daß der Arzt zu der Herrin des Hauses hinaufging, ehe er das Haus verließ. Wie er es erwartet hatte, fand er Marianne im Salon allein. In der gespannten Lage der Dinge wäre es thöricht gewesen, Umschweife zu machen. Marianne erzählte, wie Alles gekommen — die Vorsehung, das unerklärliche Walten ewiger Gesetze hatte eine Reihe scheinbarer Zufälligkeiten zu einem Verhängniß verflochten; in dem Augenblick, wo sie, ihres Sieges gewiß, ihre Tochter aus der hereinbrechenden Verwirrung hatte retten wollen, warf sich ihr erster Mann den Pferden ihres Wagens entgegen.

„Entsetzlich, daß gerade Agnes Zeugin dieses Unglücks werden mußte; daß der Unselige in seinem Wahn sie als seine Tochter anredete!“

„Ich hoffe, gnädige Frau, Ihrem Zuspruch wird es gelingen, jede Beunruhigung aus dem Herzen des theuern Mädchens zu verbannen. Lassen Sie es unsere gemeinsame Sorge sein, jedes neue Zusammentreffen zwischen ihr und dem Kranken zu verhüten. Allmälig wird sich dann der Eindruck des traurigen Vorfalls verwischen. Tief beschämt stehe ich vor Ihnen, gnädige Frau, ich fühle eine geheime Mitschuld an diesen Vorgängen, die Ihnen so viel Kummer bereiten. Ohne meine Unbesonnenheit am gestrigen Abend —“

„Lassen Sie es gut sein, Herr Dorneck. Ich habe mich von jeher der Meinung zugeneigt, daß Alles Bestimmung ist und

daß wir vergebens gegen das Schicksal ankämpfen. So auch in diesem Falle. Das Unberechenbare täuscht all' unsere Voraussetzungen. Wer ist hier schuldig? Nicht ich, nicht Sie, nicht einmal der Unglückliche, welcher der Urheber meines Elends ist! In den Dingen, in den gesellschaftlichen Einrichtungen liegen die unsichtbaren Mächte, die uns erheben oder vernichten. Sie kennen mein Geschick — Gordon hat Ihnen von unserer unglückseligen Ehe erzählt? Schonen Sie mich nicht, sagen Sie mir Alles!"

Unwillkürlich, beinahe wider seinen Willen regte sich in Gerhard etwas wie Theilnahme für diese Frau. Der plötzliche Umschlag ihres Geschickes stimmte auch ihn milder; ihre Neigung zu ihrer Tochter war doch stärker und selbstloser, als er es vermuthet. Langsam schlug das Mitgefühl, die schmerzliche Betrachtung, daß so große Schönheit, eine so seltene Vereinigung hervorragender Eigenschaften nicht vor dem schlimmsten Loose der Sterblichkeit bewahrt und auf reiner Höhe geblieben waren, eine Brücke zwischen ihm und Mariannen. Er fand nichts Anstößiges darin, ihr die Geschichte, die ihm Gordon am gestrigen Abend erzählt, im Auszuge mitzutheilen. In dieser Form ließ sich alles Verletzende und Herzkränkende, so für Marianne wie für die beiden Männer, die um sie gerungen, vermeiden.

Aufmerksam, die Augen zur Erde gerichtet, hörte Marianne zu. Als er geendet, erhob sie den Blick zu ihm; sie schien verwundert, daß er schwieg, und suchte von seinen Lippen den eigentlichen, letzten Schluß der Begebenheit zu lesen, da er ihn nicht auszusprechen wagte. Darum sagte Gerhard: „Dies ist Alles, was mir Gordon anvertraute, gnädige Frau. Es ist klar, daß er nicht edel gegen Sie, nicht seiner eigenen Ehre gemäß gehandelt hat. Er hat keinen Rechtsanspruch gegen Sie; eine abenteuerliche Laune, die sich viel stärker gegen Ihren verstorbenen Gemahl, als gegen Sie richtete, hat ihn hergeführt: sollte er je wieder zur Besinnung kommen, wird er bei der Weichheit seines Gemüths am tiefsten das Unheil bereuen, das er angestiftet."

„Sie sind ein kluger Arzt — Sie wollen uns Alle schonen; Sie suchen die Krankheit zu heilen, ohne den Kranken empfinden zu lassen, daß seine eigene Schuld den Grund zu seinem Leiden gelegt hat."

„Ich begreife eben das traurige Verhältniß; zwei Naturen, die in keiner Weise zu einander passen und die sich doch durch den Irrthum der Leidenschaft zu einer Ehe haben verlocken lassen, die nun mit jedem Tage mehr in diesem Zwange leiden und durch gegenseitige Rücksicht, durch die Großheit ihrer Seelen, durch die Scham verhindert werden, das einzige Mittel, von einander loszukommen, zu ergreifen: die Scheidung."

„Das war es nicht," meinte Marianne, und wie von einer Erinnerung erfaßt, schauerte sie leise zusammen. „Sie haben nur die Oberfläche gesehen und ahnen nicht den Sumpf darunter. Anker war ein zu verständiger und kalter Mann, um dies Auskunftsmittel der Scheidung nicht als das einfachste, unmittelbar zum Ziele führende vorzuschlagen, und willenskräftig genug, es zum guten Ende zu führen. Ich hatte, seit seine Ankunft in Paris mir das Gefühl einer gewissen Sicherheit gegeben, wahrlich kein Bedenken; mir wären ärgere Mittel recht gewesen, mich von Baldur zu befreien — er aber wollte mich nicht lassen! Er hielt mich fest, wie ein Schiffbrüchiger den Balken, an den er sich geklammert. Wenn er mich losließ, mochte er glauben, in eine unermeßliche Tiefe zu stürzen. Höhnisch jetzt und gleich darauf wieder unter Thränen wies er alle Vorschläge Anker's zurück. Wenn er aber nicht in eine Scheidung einwilligen wollte

— worauf die Forderung derselben begründen? Ich liebte ihn nicht mehr — er aber, und das war unser Aller Unglück, er liebte mich mit einer wilden Leidenschaft, die mit jedem häßlichen und gefährlichen Gedanken spielte, da sie sich ohnmächtig fühlte, Gegenliebe zu erwecken. Verletzter Ehrgeiz, Eifersucht und Begierde verschmolzen zu einer unbeschreiblichen Empfindung in diesem Manne. Er hat sich Ihnen als ein Bild der Verkommenheit geschildert — allein er konnte Ihnen den Eindruck nicht schildern, den diese Wüstheit, dies Versinken in die Gemeinheit auf mich machen mußte. Ich war jung und schön, an Reichthum und Wohlleben, an ein geordnetes Hauswesen gewöhnt, in meinem Kreise war ich arbeitsam und thätig — und nun zwei entsetzliche Jahre an einen Menschen geschmiedet, der sorglos in die Wolken starrte, jeden Morgen eine andere Entschuldigung hatte, sein Nichtsthun einen neuen Tag lang fortzusetzen, der, nicht mehr fähig Geld zu erwerben, mit Bettlerstolz nach einander den Besitz, die Kleidung und die Formen der Bildung verächtlich von sich warf. Wer leistet einer Frau Ersatz für einen solchen Verlust? Mein Herz war leer, mein Kopf wüst wie von einem Himmelssturz. Das Ideal, das ich angebetet, hatte sich unter meinen Händen zu einer Fratze verwandelt. Und diese Fratze behauptete ein Recht auf mich zu haben, ein Recht auf meine Seele, wie auf meinen Leib — ich weiß nicht, was mich damals mit größerem Ekel, mit fürchterlicherem Schauder vor diesem Menschen erfüllte!“

Länger, als sie wollte, hatte Marianne geredet; die Erinnerung, die ihr vergangenes Leid wieder lebendig vormalte, riß sie über die Schranken, die sie sich sonst wohl gesteckt hätte. Höher hatte der Unwille ihre Wangen gefärbt. Immer mehr bestärkte sich Gerhard in seiner besseren Meinung von ihr. „Nicht vor mir bedürfen Sie einer Rechtfertigung, verehrte Frau,“ sagte er darum, „allzu hart haben Sie den Irrthum der Jugendliebe gebüßt. Aber nach den Stürmen haben Sie glückliche Jahre genossen.“

„Glückliche Jahre!“ entgegnete sie mit einem Seufzer. „Ruhige, stille Jahre — aber nicht glückliche. Ich habe immer ohne Sonne gelebt. Vor der Welt besaß ich Alles, was das Dasein einer Frau reich und werthvoll machen kann. Mein Mann hatte nicht über mich zu klagen, ich war ihm eine ergebene, treue Gattin. Er trug mich auf Händen und unsere Charaktere stimmten, trotz der Verschiedenheit unserer Jahre, so harmonisch zusammen, als es eben auf Erden geschehen kann. Aber was uns zusammengebracht, wie unsere Verbindung geschlossen wurde — das lebte unvergeßlich in uns fort und ließ ein wahres, ungemischtes Glücksgefühl nicht in uns aufkommen. In mir wenigstens; Anker nahm die Dinge gelassener und ironischer und ich wiege mich noch jetzt in dem Gedanken, daß mein Besitz, meine Neigung ihm den leidenschaftlichsten Wunsch seines Lebens erfüllte. Allein ich — Sie werden mich nicht verstehen, nur ein Weib vermöchte mir nachzufühlen. Ich habe hier oft gesessen, der fröhlichen Gesellschaft, die sich unten im Garten tummelte, entflohen und mein Leben und mich selbst verwünscht. Wie ein verwüstetes, ausgebranntes Haus erschien ich mir. Ich habe nichts davon gewußt, daß Anker durch sein Zureden und Drängen Gordon zur Flucht aus Paris getrieben: es war genug des Bösen zwischen uns geschehen, um mir diese Flucht auch ohne Zuthun eines Dritten erklärlich zu machen. Nie ist mir ein Zweifel an seinem Tode gekommen, seit alle Aufforderungen der Gerichte vergeblich geblieben waren. Aber mit ihm war auch meine Jugend, mein Glaube an eine idealische Welt, das beste Theil meiner Selbstachtung unwiederbring-

lich in den Abgrund gesunken. Schmutzig waren alle Dinge dieser Welt und ich selber — nun, ich hieß die glücklichste, die schönste und die würdigste Frau!"

„Und Sie werden es bleiben, diese Wolke wird vorübergehen," bestätigte er.

Sie aber stand noch zu sehr unter der Gewalt der finsteren Mächte, die sie heraufbeschworen hatte, um so leicht fremdem Trostworte zugänglich zu sein. „Vieles vergessen wir ja, Gutes und Schlimmes, was uns begegnet ist — nur nicht den Raub unserer Jugend, den Mord, der an unseren reinsten Gefühlen begangen worden ist. Jahre lang hab' ich von dem Allen, was Sie jetzt hören, geschwiegen und in meiner Lage schweigen müssen. Schmähliche Undankbarkeit wäre es von meiner Seite gewesen, dem Manne, der mir wieder aus der Tiefe des Elends zum Lichte, zu einem freundlicheren Dasein verholfen, die Tage mit nutzlosen Klagen zu verderben. Leer, öde und grau war es um mich her, aber die Stille that mir wohl. Nicht beständig wie das Ticken der Uhr klopfte in mir die Nahrungssorge — werdet ihr morgen Brot zum Leben haben? Niemals stieg mehr der finstere Gedanke gespenstisch vor mir auf, daß meine Kräfte sich erschöpfen könnten, daß ich betteln müßte, daß man mich vom Pflaster der Straße in ein Hospital schaffen würde. Weit hinaus über diesen Jammer war ich gehoben. Ich brauchte nicht mehr einsam bei der Lampe die Stunden der Morgenfrühe heranzuwachen; nicht mehr schreckte mich der schlürfende Schritt eines Trunkenen auf der Treppe, der mit seinem Geigenkasten in der Hand, eine Straßenmelodie auf den fahlen Lippen, in meine Stube trat — und der vor Gott und dem menschlichen Gesetz mein Mann, mein Herr war! Ja wohl — in diesem Sinne war ich glücklich, und da ich das Geschick und den Neid der Unsichtbaren fürchten gelernt, hütete ich mich, sie durch Unmuth oder Stolz zu reizen. Ich beschied mich und schwieg. Ohne diese traurige Begebenheit, die uns verstört, würde Niemand von dem, was an mir gefrevelt worden, von meinen Leiden das Geringste erfahren haben. Sie, Herr Dorneck, so wenig wie meine Tochter. Aber Sie sagen, daß Sie das Kind lieben — ich fühle es, daß es für mich vergebliche Mühe sein wird, sie Ihnen streitig zu machen — da will ich nicht, daß Sie gering von Agnes' Mutter denken."

„Verkennen Sie mich nicht, gnädige Frau!" bat er; Marianne erschien ihm in diesem Ausbruch ihres Schmerzes als eine hervorragende Frau, die nicht mit gemeinem Maße gemessen werden dürfe. „Ich habe etwas von dem Blute und dem Temperament meines seligen Oheims. Nicht wie Andere gerathe ich leicht in Erregung und erhitze mich nicht über die Wandlungen des Irdischen. Aber wo ich hohen Sinn und Wahrheit der Empfindung sehe, da beuge ich mich gern und willig. So jetzt vor Ihnen. Glauben Sie, daß ich in diesen Stunden nicht an meine Liebe, nicht an Ihren Widerspruch denke, sondern mit Ihnen nur den einzigen Gedanken theile, Agnes' Gemüth vor jeder Erschütterung zu bewahren."

Die Hand, die sie ihm nun reichte, zog er an seine Lippen: es war das erste Mal, daß er es that.

„Und nun sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Dorneck, was hoffen — oder was fürchten Sie?"

„Den Tod."

Marianne fuhr zurück. Hatte sie oder hatte er das verhängnißvolle, einen dumpfen Nachhall in ihr weckende Wort gesprochen? „Gordon sterben — und in meinem Hause! Soll ich auch das noch über mich ergehen lassen!"

„Seit seinem Fieber im Herbst trägt er den Todeskeim in sich. Seine Natur war nie die kräftigste, die europäische

Luft hat nicht gut auf ihn gewirkt. Bei völliger Gemüthsruhe möchte er noch zwei, drei Jahre überdauert haben. Aber das Geigenspiel, die furchtbare Aufregung, die ihn bei der Ausübung seiner alten Kunst ergriff, würden ihn auch ohne diesen Zusammenstoß der Dinge vor der Zeit getödtet haben. Und wieder, wenn ich ihm seine Geige zertrümmert hätte, wäre er in derselben Stunde in meinen Armen gestorben. Solche Krankheiten der Seele sind wie die physischen Leiden des Herzens. Man erkennt ihre Ursachen, man berechnet ihren Verlauf, aber die Entscheidung bringt ein unwägbares Atom. Das ist hier geschehen."

Marianne hatte den Kopf auf die Brust gesenkt. „Ich hielt ihn längst für gestorben und hatte ihm verziehen, wie man eben einem Todten vergiebt, der uns nicht mehr hindernd in den Weg treten kann. Jetzt, bei seinem Anblick, hat sich mein Herz zusammengekrampft, und ich merk' es, wie schwer das Versprechen zu erfüllen ist — und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern! Hülflos, ein verlassener Mann, ist er vom Schicksal wieder zu meiner Schwelle verschlagen worden. Aber er kam nicht, um Frieden zu bitten, meinen einzigen Schatz, meine Tochter, wollte er mir entreißen."

„Rechnen Sie einem Verwirrten einen tollen Ausruf, ein unbesonnenes Wort nicht zu hoch an! Er stand unter der Herrschaft des Dämons. Im Uebrigen bin ich als Arzt überzeugt, daß er nirgends besser aufgehoben sein kann, als unter Ihrem Dache und Schutz, Frau Anker. Wie diese traurige Geschichte auch enden mag, Sie werden immer als die barmherzige Samariterin darin erscheinen."

„Und was liegt an einer Lüge mehr in meinem Leben!" sagte sie mit bitterem Lächeln.

Agnes' Eintritt unterbrach das Gespräch. Halb war es Neugierde, was denn die Mutter so lange mit Gerhard zu verhandeln hätte, halb Besorgniß, ob nicht irgend ein neues Vorkommniß die Verwirrung gesteigert, welche das junge Mädchen herbeiführten. Ihre ängstlichen Mienen heiterten sich auf, als sie Beide in einer friedlichen Stimmung fand; denn nach dem, was gestern Abend geschehen, und wie sie den Stolz Gerhard's und die Unbeugsamkeit der Mutter kannte, hatte sie einen ganz anderen Ausgang der Unterredung erwartet. Ging ihr auch der Unfall des fremden alten Mannes zu Herzen — vor heftigeren Wünschen, vor dem eigenen Glück mußte fremdes Leid zurücktreten. „Herr Dorneck," sagte die Mutter, „wird heute unser Gast sein, liebe Agnes — er hält den Zustand des Mr. Gordon für nicht unbedenklich und will für jeden Fall zur Hand sein."

„Es wäre zu traurig, wenn unser Wagen dem armen alten Mann —"

„Beruhigen Sie sich darüber," unterbrach sie Gerhard. „Die Verletzungen sind nicht gefährlicher Natur; es ist, wie ich eben Ihrer Frau Mutter aus einander setzte, ein inneres Leiden, was mir Sorge macht."

Marianne hatte geräuschlos das Zimmer verlassen.

Mit einer gewissen scheuen Verlegenheit sah sich Agnes um. Sonst hätte sie nichts sehnlicher gewünscht, als solch ein stilles Beisammensein mit dem Geliebten. Jetzt wurde es ihr unheimlich um Stirn und Brust. „Wie schwül ist es im Gemache!" meinte sie und stieß den Fensterflügel auf. Eine Minute lehnte sie hinaus, um die Kühle und den Blumenduft zu athmen, der aus dem Garten ihr entgegenströmte. Dann wandte sie sich entschlossen zu Dorneck.

„Wollen Sie mir die Wahrheit sagen?"

„Fragen Sie und ich will versuchen, Ihnen zu antworten."

„Sie sind schon seit dem Herbst mit

Mr. Gordon bekannt; hat er Ihnen nie von meinem Vater, von meiner Mutter gesprochen?"

„Nie — bis vor wenigen Tagen. Und da ganz zufällig."

„Zufällig?"

„Er hatte sich in den Kopf gesetzt, dies Haus kaufen zu wollen. Erst von mir erfuhr er, daß Ihre Mutter von der Reise zurückgekehrt war, erst durch mich von Ihrem Dasein."

„Sonderbar! Wie konnte er mich als seine Tochter anreden?"

„Fieberphantasie! Vielleicht hat er ein Kind verloren, dem Sie glichen. Oder — wenn Sie mir nicht zürnen wollen —"

„Nein, nein! Fühlen Sie denn nicht, wie bei diesem unbegreiflichen Vorfall, bei der Aufregung, welche die Mutter nicht verbergen kann, mein Herz nur nach einem — nach Wahrheit verlangt!"

„Nun denn, als Mr. Gordon auf seinen Hauskauf zu sprechen kam und erzählte, daß er mit Ihrem seligen Vater in Geschäftsverbindungen gestanden, war ich unvorsichtig genug, meine Neigung zu Ihnen in meinen Aeußerungen durchschimmern zu lassen. Mr. Gordon hat ein feines Ohr und alle meine Bemühungen, meine ersten Worte abzuschwächen, wurden ungläubig aufgenommen. Da er mich für seinen Lebensretter erklärt und mir große Freundschaft erweist, wollte er auch in dieser Sache für mich eintreten. Auf seine Freundschaft mit dem Vater sich stützend, glaubte er bei der Mutter ein gutes Wort für mich einlegen zu können. Das Alles verwirrte sich in einem Kopfe, der niemals der klarste war. Gestern, nach meiner Thorheit, begegnete ich ihm; es ist Alles aus, rief ich ihm verzweifelnd zu, ich sprach mit ihm von Ihrer plötzlichen Abreise, von der Strenge Ihrer Mutter. Zu spät bereue ich jetzt meine Heftigkeit, die doppelt unzeitig und unpassend einem solchen Mann gegenüber war. Wenn er daran Feuer gefangen — es wäre nicht zu verwundern."

Diese Erklärung leuchtete dem Mädchen ein — um so mehr, weil sie mit dem Gerede der Dienerschaft übereinstimmte. Auch die ältesten Diener entsannen sich nicht, Mr. Gordon jemals früher gesehen zu haben. Sein Verkehr mit ihrem Vater mußte sich daher auf eine weit zurückliegende Vergangenheit beziehen oder überhaupt nur ein oberflächlicher gewesen sein. Was sie am meisten beruhigte, wagte sie freilich nicht einmal sich selbst einzugestehen. Es war die Gewißheit, daß Gerhard sie liebte, daß ihr Bild, wenn sie fern von ihm war, ihn beschäftigte, daß sie in seinem Leben, in seinen Gesprächen und Gedanken eine Rolle spielte. „Sie mögen Recht haben, Herr Dorneck, und meine Angst vor einem dunklen Etwas, das sich aus dieser Begebenheit erheben könnte, ist kindisch, ein abergläubischer Schreck. Aber ich habe noch nie in ein solches Gesicht geblickt, wie das Mr. Gordon's."

„Betrachten, bemitleiden Sie ihn als einen Unglücklichen, als einen schwer durch das Schicksal Geprüften. Wenn auch nur um seiner Krankheit, um des Antheils willen, den er, ohne Sie zu kennen, an Ihnen nahm, verdient er Ihr Mitgefühl. Auch Ihre Mutter ist von seinem Geschick gerührt."

„Und sie weiß nicht mehr von ihm —"

„Vielleicht durch Ihren Vater. Allein Sie begreifen, daß dies nicht die Stunde zu Erklärungen ist. Zunächst haben wir Alle nur eine Pflicht, uns stark und aufrecht zu halten und für den Kranken zu sorgen. Dies sagt Ihnen der Arzt, mein theures Fräulein. Wohl Ihnen, die Sie sich in allen Stürmen an das Herz einer so vortrefflichen Mutter flüchten können."

Agnes' Auge blitzte freudig auf: die Wolke, die es noch immer wie mit einem leichten Flor verhüllt, zerstob. „Lassen

Sie endlich einmal meiner Mutter Gerechtigkeit widerfahren, Herr Dorneck!"

„Ich habe sie heute zum ersten Male kennen gelernt."

„Und wir konnten glauben, daß sie uns für immer trennen wollte! Welch' Unrecht haben wir ihr gethan!"

Theilte Gerhard auch in diesem Punkte nicht ihre Ansicht, so mochte er doch die überströmende Freude der Tochter nicht stören, der es nach langen Irrungen ein tiefstes Bedürfniß war, der Mutter all' die bösen Gedanken abzubitten, die sie ihr zugetraut. War es ihm selbst doch wunderlich genug mit Frau Mariannen gegangen! Welch' anderes Antlitz als bisher hatte sie ihm in dieser letzten Stunde gezeigt. Nicht die Schuld eines begangenen Verbrechens, die mit der Entdeckung den Richter und die Strafe fürchtet — sondern ein dunkles, unbewußtes Schuldgefühl, das uns den Anblick der Welt trübt und den Genuß des Daseins verbittert. Der Frau, die so viel durch ihre Doppelehe gelitten, welche eine stürmische Jugendliebe in die erste getrieben und eine unheimliche Verwickelung der Dinge zu der zweiten gezwungen hatte, konnte Gerhard nur zu gut den Haß gegen diese Form nachempfinden. Weder eine Ehe aus Liebe noch eine Ehe aus Rücksichten, weder das Herz noch der Verstand sicherten auch nur ein mäßiges Glück. Gerhard begegnete in dieser Meinung dem Rückschlag seiner eignen Gedanken. Auch er hatte die Ehe für die Fessel eines begabten, ehrgeizigen Mannes gehalten; wenn er reich genug gewesen wäre, hatte er sich oft gesagt, würde er nie daran gedacht haben, seine Freiheit dahinzugeben. Aber die Noth, die ihm in naher Zukunft drohte, hatte ihn zu einer Annäherung an Agnes gedrängt. Der Widerstand, den er bei der Mutter gefunden, entsprang nicht, wie er nun erkannte, aus Abneigung gegen ihn — die unbestimmten Gefahren und Beschwerden, die er von der Ehe besorgte, Marianne hatte sie an sich selbst erfahren. Das Schicksal spottete beider und entfernte sie immer weiter in der Wirklichkeit von ihren Zielen, je näher sie einander in ihren Ansichten und Anschauungen traten. Marianne erschien es wie eine Fügung des Himmels und ein Glück, daß in diesen bangen Augenblicken ein Mann ihr zur Seite stand, der noch einen stärkeren Einfluß auf Agnes' Herz ausübte als sie; und Gerhard, der in eigennütziger Absicht bisher in Agnes nur die reiche Erbin gesehen und mit der Kühle eines Weltmannes und der materialistischen Philosophie eines Arztes diese Vernunftheirath hatte schließen wollen, merkte es zu spät und zu seinem Erstaunen mit einer Art heimlicher Freude, daß ihn ein seltsamer Zauber immer unzerreißbarer zu umspinnen anfing.

Ohne weitere Störungen verlief der Tag. In Gordon's Zustand trat keine Aenderung weder zum Besseren noch zum Schlimmeren ein; Alles, was irgend zu seiner Erleichterung beitragen konnte, geschah — in seinem eigenen Hause, unter seinen eigenen Verwandten, wenn er deren hatte, wäre ihm nicht mehr Theilnahme und Sorge begegnet. Aber er hatte von all' dieser Aufopferung kein Bewußtsein, kaum ein Gefühl: er lag in der Gewalt des Fiebers. Nur in unzusammenhängenden Sätzen, in Ausrufungen, in mehr gestammelten als gesprochenen Worten kamen die Bilder und Vorstellungen, die ihn beschäftigten und beängstigten, zum Ausdruck. Außer Gerhard verstand Niemand von denen, die im Krankenzimmer Hülfe leisteten, das Geringste von diesen für sie sinnlosen Reden — zerrissene Gedankenfäden, die der Leidende, trotz der Anstrengungen, welche er machte, nicht mehr zu verknüpfen vermochte. Ein strenges Gebot beider Aerzte hielt die Mutter wie die Tochter von dem Krankenlager fern; schweigend hatten sich Beide

gefügt. Im Vollgefühl ihres jungen Liebesglücks hatte Agnes für den unglücklichen alten Mann nur das Gefühl herzlichsten Bedauerns — im Besitz ihrer Mutter, ihres Geliebten — was hätte sie auch fürchten sollen? Marianne ihrerseits begriff, daß ihr Anblick, wenn Gordon sie in einem lichten Moment erkennen sollte, seinen Tod herbeiführen könne. Gewiß, sagte ganz leise die Stimme der Selbstsucht, der Selbsterhaltungstrieb, in ihrem Gewissen, rettet dich sein Tod vor allen Verlegenheiten, Kränkungen und Gefahren — aber seine Mörderin wollte sie nicht werden!

Spät am Abend, die Sonne war schon untergegangen und Dämmerung herrschte im Gemach, schien Gordon aus seiner Betäubung zu erwachen. Wenigstens erkannte er Gerhard, und sein halb umflorter Blick ruhte mit einer stummen Frage auf ihm. „Sie sind bei guten Leuten, Mr. Gordon," sagte Gerhard, sich zu ihm setzend und seine Hand ergreifend. „Dort am Tische steht Franz, den Sie ja kennen — Ihr alter Diener." Der Kranke griff nach seinem verbundenen Kopf, als ob er erst jetzt den Schmerz seiner Wunden fühlte. „Sie haben einen schweren Fall gethan, Mr. Gordon, man hat Sie in das nächste Haus tragen müssen; Sie sind hier viel besser aufgehoben, als in dem lärmvollen Gasthofe." In der Seele Gordon's wurde es allmälig lichter und freier um seine Sinne. Durch das offene Fenster sah er in das Grün des Gartens und einen winzigen Ausschnitt des Himmels. Der Arzt war der Richtung seiner Blicke gefolgt. „Das Gemach öffnet sich nach einem Garten, Mr. Gordon; die Luft war mild und ist wohlthätig für Sie gewesen."

„Wie spät ist es?" fragte Gordon leise.

„Die Sonne ist untergegangen, nach acht Uhr. Wir wollen das Fenster schließen."

„Bleiben Sie bei mir, Doctor," bat der Kranke und suchte Gerhard festzuhalten, „ich fürchte mich in dem fremden Hause."

„Ich bleibe bei Ihnen, Mr. Gordon, und — wenn es Sie beruhigen kann, mir sind Ihre Wirthe, die Besitzerin des Hauses, wohl bekannt."

„Auch die Nacht über, Doctor?" Er hatte Gerhard's letzte Worte ganz überhört.

„Auch die Nacht."

„Mich friert. Ich ängstige mich vor der Nacht. Wird sie sehr dunkel sein?"

„Wir werden Lichter anzünden."

„Wo ist das Mädchen geblieben? Ein junges Mädchen — sie sah ihm nicht ähnlich."

Die Erinnerung kehrt ihm zurück, dachte Gerhard. Nun gilt es vorsichtig zu sein. „Hier war kein Mädchen, Mr. Gordon. Das haben Sie geträumt."

„Draußen unter den Bäumen — und dann kam die Mutter —"

„Sie können mir Ihren Traum nachher erzählen — zunächst nehmen Sie einen Löffel voll von diesem Trank."

Nachher trat wieder eine lange Pause ein; Gordon wandte sein Gesicht der Wand zu und schlief ein. Seine Athemzüge waren hart und unruhig. „Es wird eine Krisis geben," überlegte Gerhard, „halte ich sie allein mit ihm aus oder im Verein mit Frau Mariannen?" Das Letzte erschien doch als das Natürlichste. Er ging hinüber, um die Frau vorzubereiten.

„Wie es sich auch wendet," antwortete Marianne, „wenn Sie mich rufen, werde ich kommen."

„Vielleicht werden Sie in seiner letzten und höchsten Noth sein Trost und seine Stärke sein," entgegnete ihr Gerhard.

Er saß noch nicht lange wieder auf seinem Beobachtungspunkt am Bette, als

Gordon die Augen aufschlug, sich zu ihm kehrte und ihn fest anschaute.

„Ich habe gut geschlafen,“ sagte er.

„Anderthalb Stunden — und ich hoffe, Sie sollen bald wieder einschlafen.“

„Ich auch — für immer, Doctor! Versuchen Sie nicht zu lächeln, es glückt Ihnen nicht. Diesmal bin ich meiner Sache ganz sicher. Geben Sie mir noch einmal den kühlenden Trank.“

„Mit Vergnügen“ — und er flößte ihm einen Löffel Arznei ein.

Eine Weile lag der Kranke ganz still, dann hob er wieder an: „Ich habe mich auf Alles zurückbesonnen, was heute geschehen. Sie werden mich nicht mehr täuschen können. Ich bin hier im Hause meines guten Freundes Anker.“

Gerhard sah ein, daß es verlorene Mühe wäre, ihm zu widersprechen. Die Helligkeit, die zuweilen den Sterbenden ihr ganzes vergangenes Leben bis in seine dunkelsten Tiefen hinein erleuchtet, klärte auch die Finsterniß vor Gordon's Augen und Seele auf. „Ja,“ erwiederte er darum, „Sie sind im Hause der Frau Marianne — aber das ist doch nichts Beunruhigendes.“

„Ich wußte es wohl,“ meinte Gordon für sich, „daß sie mit mir gesprochen hat. Ich merkte es gleich an dem Stoße, den mein Herz erhielt. Weiß sie, wen sie beherbergt?“

„Sie weiß es.“

„Da war noch ein Mädchen — mit braunen Haaren, einen Strohhut auf dem Kopfe — die stand neben ihr,“ fuhr Gordon fort und seine Blicke starrten ins Leere, als suchten sie ein Bild, das eben noch dagewesen und nun verschwunden war. „Wo ist sie? Werde ich sie wiedersehen?“

„Sie haben in der Frühe das Kind durch Ihren Ungestüm sehr erschreckt.“

„Ihretwegen, Doctor! Sie sollte Ihnen nicht entführt werden. Ich halte mein Versprechen, Sie heirathen meines seligen Freundes Anker Tochter. Aber die Mutter werde ich doch sprechen können?“ fragte er plötzlich, aus seiner Gelassenheit fallend mit heftigem, fieberndem Ton. „Fürchtet sie sich vor mir? Ich werde sie nicht mehr lange belästigen — und wenn man zwanzig Jahre von einander getrennt war, hat man sich doch gar Manches zu sagen.“

„Nicht für sich — Ihretwegen, Mr. Gordon, fürchtet Frau Marianne diese Unterredung.“

„Mit mir ist's aus, so oder so. Diesmal tauche ich für immer unter. Gerade jetzt ist es licht vor mir — wer weiß, ob mich nicht in der nächsten Stunde wieder das Dunkel umhüllt. Noch einen Schluck von Ihrer Mixtur! Und dann rufen Sie mir Mariannen. Ich werde nicht erschrecken, wie am Morgen — und sie — sie hat mich ja schon in größerem Elend gesehen.“

Zögernd entschloß sich Gerhard zu dem schweren Gange. Das Leben Gordon's glich der verlöschenden Flamme einer Lampe, die noch einmal jäh aufflackert. Eine kurze Frist mochte dieser erhöhte Zustand, den der Wille den erschöpften Kräften des Körpers abgerungen, dauern: der Rückfall in das Fieber oder in vollkommene Erschöpfung war unvermeidlich. Wenn es zwischen der Frau und dem Mann etwas zu schlichten gab, das ihm das Sterben und ihr die Zukunft leichter machen konnte, so war dies der höchste und letzte Augenblick. Aber freilich — für den Ausgang konnte Niemand einstehen. Da beruhigte es Gerhard in seinem Gewissen als Arzt, daß Marianne ohne Schwanken in sein Begehren einwilligte; ihre Gefaßtheit konnte eine günstige Wirkung auf Gordon nicht verfehlen. „Seit ich ihn in meiner Nähe, auf meinen Fersen wußte,“ sagte sie Gerhard, „habe ich mich auf dies Zusammentreffen vorbereitet — wir werden Beide

den Kelch bis auf die Hefen leeren müssen."

An Gerhard's Seite betrat sie das Krankenzimmer. Von dem Kamingesims warf die mit einem Schirm verhängte Lampe einen Schein nach dem Lager Gordon's. Er mochte die Kommenden schon erwartet haben, mit offenen Augen lag er da. „Hier ist Ihre gütige Wirthin, hier ist Frau Anker," sagte Gerhard leise, sich zu ihm herabneigend. Marianne war einige Schritte hinter ihm stehen geblieben, aufrecht, mit dem ruhigen, blassen Gesicht, im dunklen Gewand, die Hand auf den Tisch gelegt. Einen Augenblick hatte Gordon sie angestarrt und sich dann von ihr abgewandt, als könne er ihren Anblick nicht ertragen.

Der Arzt hatte geräuschlos das Gemach verlassen: wenn diese Unterredung einen Zweck haben sollte, mußte sie ohne Zeugen stattfinden. Auf den Sessel, den er bisher eingenommen, hatte sich Marianne niedergesetzt. Sie faltete ihre Hände in ihrem Schooß. Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern: ging es ihr tonlos über die Lippen. „Wir sind allein," sagte sie darauf mit gedämpfter Stimme. „Ich wollte dieser Unterredung nicht ausweichen — Sie — du weißt es. Es ist nicht meine Schuld, daß es dahin gekommen."

„Dein Mann — Anker ist in diesem Zimmer gestorben?"

„Nein. Welch' wunderliche Frage!"

„Ich dachte nur, daß hier irgendwo sein Geist umgehen müsse. — Ich sehe ihn immer. — Hat er in seiner Sterbestunde nicht zu dir gesprochen?"

„Gewiß, aber nicht von den Dingen, die du meinst. Er wird dich für todt gehalten haben wie ich. Und wenn er selbst von deinem Dasein wußte, war er eben ein Mann, der sein Geheimniß für sich behielt und seine Last allein trug."

„Er war in Allem besser und klüger als ich und du bist glücklich mit ihm gewesen?"

„Wenigstens war ich ruhig und sorglos. Ich war an seiner Seite in der Sphäre, für die ich geboren und erzogen wurde, und je mehr ich mich davon überzeugte, desto stiller wurde mein Herz."

„Und jetzt hab' ich dich wieder aufgestört, armes Weib! Es ist der Fluch, der mich verfolgt. Ahnst du, was mich hergetrieben?"

„Wie sollt' ich!" meinte sie abgebrochen und sah in ihren Schooß.

„Es ist immer der nämliche, der alte Zauber. Deine Schönheit."

„O!" sie wandte sich halb im Entsetzen, halb im Widerwillen ab.

„Ich wußte nichts von dem Kinde. Dein Bild aber war bei mir gewesen, wo ich auch geweilt; bei Tage wie in der Nacht, auf dem Meere wie auf dem Lande. Ich durfte nicht zurückkommen, so lange Anker lebte. Wie hätte ich auch kommen können, selbst wenn ich meinen Schwur gebrochen? Als Bettler! Es dauert eine halbe Ewigkeit, ehe man reich wird. Doch dein Schatten, der mich nie verließ, spornte meine Kraft an, sobald sie in dem Kampf um den schnöden Mammon erlahmen wollte. Du kannst nicht dafür, du bist schuldlos — aber ein Etwas in dir und um dich ist mir zum Dämon geworden."

Die bittere Antwort, die sie auf der Zunge hatte, drängte sie aus Schonung für ihn wieder in die Tiefe ihrer Brust zurück und schaute ihn nur aus ihren großen schwermüthigen Augen mit unendlichem Mitleid an. „Meinetwegen bist du hierher gekommen?"

„Dich wiederzusehen. Nur aus der Ferne, ich wollte dein Glück nicht zerstören."

„Nein, nur hast du wie früher die Umstände nicht berechnet und dich in deinem eigenen Wesen getäuscht."

„Es ist Alles eins, wenn ich gestorben bin! Alles vergeben und vergessen.“

„Vergeben — ja, aber nicht vergessen! Und es kann niemals vergessen werden,“ sagte sie mit überquellendem Gefühl, „denn Agnes ist da, um mich beständig daran zu erinnern.“

„Ja — Agnes! Sprich mir von ihr! Du liebst sie?“

„Ich liebe sie — aber es hat Stunden gegeben, wo ich das Kind gehaßt — so glühend gehaßt habe, wie man nur das Zeichen seiner Entehrung hassen kann! Die Narbe, die uns das Eisen der Gerechtigkeit eingebrannt. O, welch' frevelhaftes Spiel hast du mit mir getrieben! Jahre lang ist das Bild jener Nacht nicht aus meiner Seele gewichen. Ich wußte nicht, was du mit Anker verhandelt hattest, ich wußte nur, daß er mir versprochen hatte, meine Qual zu enden. Da kamst du noch einmal in meine Stube, Abschied zu nehmen. Es war zehn Uhr Abends und ich saß bei meiner Lampe und nähte. Drei Tage lang warst du nicht in die Wohnung gekommen: ich erschrak bei deinem Anblick. So aufgeregt, so wild hatte ich dich nie gesehen. ‚Freu' dich!‘ schriest du mir zu. ‚Dein Mann ist morgen todt, du bist Wittwe und kannst übermorgen Anker heirathen. In allem Recht, ohne Ehebruch!‘ Ich verstand dich nicht, aber all' mein Muth und meine Stärke hatten mich verlassen; ich fand keine Worte, dich zu besänftigen. Selbst der Hülferuf blieb mir in der Kehle stecken. Wenn ich unbewußt dein Dämon gewesen, so warst du mir damals der schrecklichste. ‚Willst du mich morden?‘ fragte ich zurück, ich hatte die Empfindung, daß ich zu schwach sein würde, den Mordstahl von mir abzuwehren, und der Gedanke blitzte in mir auf, daß es vielleicht das Beste wäre, wenn du mir das Messer, das auf dem Tische lag, in die Brust stächest. ‚Nein‘, lachtest du, ‚du sollst, du mußt leben! Hoch herrlich und in Freuden! Männer halten ihr Wort. Ich bin ein großer Künstler, ich werde mich nicht entehren. Den Abschiedstrunk sollst du mir credenzen vor der großen Reise, die ich um Mitternacht antrete.‘ Aus deiner Manteltasche zogst du eine Flasche Champagner und suchtest nach Gläsern. ‚Ich trinke nicht,‘ sagte ich zitternd — nicht aus Furcht, daß du dich und mich mit Gift aus dem Leben schaffen könntest, ein anderes namenloses Grauen hatte sich meiner bemächtigt. Du achtetest nicht darauf und gossest die Gläser voll. Da klopfte es an die Thür. Das ist deine Rettung, dachte ich und ehe du mich hindern konntest, eilte ich hin und öffnete die Thür. Der Pförtner stand draußen, er machte ein verdutztes Gesicht, als er dich in der Stube erblickte und schob mir ein Zettelchen zu. Ich wollte den Mann festhalten, aber er wandte sich ab, er hatte keine Lust, mit dir zusammenzugerathen. ‚Ein Liebesbrief, mein Schätzchen!‘ höhntest du. ‚Will dich Herr Anker besuchen? Nun, nun — eine kleine Weile Geduld, ich räume den Platz! Heute bist du noch mein — diese Nacht ist die letzte, in welcher du mein Weib bist, in welcher du mir angehörst!‘ und du wolltest mich in deine Arme ziehen. ‚Trink‘ — sagtest du, und du drängtest mir das Glas auf — ‚trink, wenn du keine Ehebrecherin bist!‘ Das war zu viel; mein ganzer Stolz bäumte sich in mir auf. Ich schuldig, ich von dir verklagt, von dir — o! und wenn das Glas randvoll mit Gift gefüllt gewesen — mit einem Zuge leerte ich es — und während es meiner Hand entglitt und auf dem Fußboden zersplitterte, fiel ich selbst, von Entsetzen und Aufregung überwältigt, ohnmächtig auf den Stuhl nieder.

„Wie lange ich in dumpfer Bewußtlosigkeit gelegen, du weißt es, ich nicht. Mit einem jähen Schrecken fuhr ich von

meinem Lager in die Höhe. Und draußen, während ich halb aufgerichtet, sprachlos, sinnverwirrt, nach einer Erklärung, einem Zusammenhang suche, poltert es die steile Treppe hinunter."

Sie hatte die Hände über das Gesicht geschlagen und zerdrückte an ihren Wimpern Thränen des Ingrimms, Thränen des Schmerzes.

„So bist du von mir gegangen — verwüstend wie ein giftiger Wind, der über die Flur streicht. Was hatte ich dir gethan, daß du mir Solches anthun konntest? Auf der Erde lag geöffnet der Brief, den ich erhalten. Anker hatte ihn geschrieben, er enthielt nichts als die Worte: ‚Muth, meine arme Freundin, morgen sind Sie erlöst.' Schilt mich nicht in deiner Seele, daß ich dir jetzt dies Alles zurückrufe, wo du hülflos vor mir liegst, wie ich damals vor dir.

„Anker war es, der mich in meiner Verzweiflung aufrichtete, der mir das Wrack meines Lebens aus den Fluthen rettete. Ohne ihn — wer ist Herr seiner Gedanken und seiner Hand! — wäre ich vielleicht eine Mörderin geworden. Ja — er war klug und heimlich, fest gespannt auf seinen Zweck und nicht verlegen um die Mittel, zu ihm zu gelangen. Du aber hast kein Recht, ihn zu schmähen. Denn er war klug für dein Weib, für dein Kind! Als dein Weib, von dir verlassen, war ich eine Ausgestoßene — er hat mir wieder einen Platz in der Welt gegeben. Dein Kind, von dem du nichts wußtest und nichts wissen wolltest — denn für dich wäre es eine ewige Anklage, wie für mich eine ewige Schmach gewesen — er hat es zu seinem Kinde gemacht, es trägt seinen Namen, es erbt seinen Reichthum, und während ich, die unglückselige Mutter, es haßte — er hat es geliebt!"

Es war Gordon, als müsse er aufspringen und aufschreien, aber er konnte nur wimmern und stöhnen. Sein brechendes Auge richtete er auf die Frau, die mit der Erbarmungslosigkeit des starren Schmerzes in seinen und ihren Wunden wühlte, als wollte er sagen: habe ich nicht genug gelitten, daß ich fern von dir — fern von dem Kinde sein mußte? Dieser letzte Gedanke beschäftigte ihn bald ausschließlich: „Agnes — meine Tochter!" lispelte er.

„Du hast keinen Theil an ihr und sollst keinen haben," sagte Marianne hart. „Die Seele und das Herz dieses Kindes sollen rein von der Missethat und der Schuld ihrer Eltern bleiben."

„Ich will kein Wort zu ihr sagen," bat er, „ich will sie nicht einmal berühren — nur noch einmal sehen lasse sie mich!"

„Hast du sie nicht heute früh mit deiner Anrede erschreckt? Wenn dir wieder ein solches Wort entschlüpfte!"

„Es wird nicht. Ich will meine beiden kalten Hände auf mein Herz pressen, daß es sich nicht verräth. Mein Auge wird immer schwächer — nur wie aus weiter Ferne einen Stern werde ich sie schimmern sehen, den Stern der Hoffnung, daß ich nicht verloren bin, das Zeichen deiner Vergebung."

Eine Milde kam über sie, deren sie sich noch vor einer Stunde nicht für fähig gehalten, und schmolz die Kälte ihres Zornes und ihres Stolzes. Je lebendiger das Bild der Vergangenheit wie auf den Ruf einer unsichtbaren Macht vor ihr aufgestiegen war, je heftiger die alte, unheilbare Wunde wieder zu bluten angefangen hatte — desto kraftloser fühlte sie sich jetzt. Ihre gerührte Seele vermochte der Bitte nicht mehr zu widerstehen; über all' ihre Bedächtigkeit und weltkluge Vorsicht siegte in diesem letzten Augenblicke die Empfindung, daß sie an dem Sterbenden einen ähnlichen Raub, eine ähnliche Grausamkeit begehen würde, wenn sie ihm jetzt den Anblick seines Kindes vorenthal-

ten wolle, wie er damals an ihr begangen hatte.

„Ich bringe sie dir," sagte sie, „du — halte dein Versprechen."

Ohne Widerstreben folgte Agnes der Mutter.

„Du wirst nicht vor dem alten Mann erschrecken?"

„Nein, liebe Mutter, er scheint so unglücklich zu sein."

„Er hat schwere Schicksale durchgemacht und kommt aus weiter Ferne, aus Australien, er hat Weib und Kind verloren."

„Der Beklagenswerthe! Und mein Vater kannte ihn?"

„Sie kannten einander, ehe du geboren wurdest. Sei stark, mein Kind! Der Doctor sagt, es ginge zum Sterben."

Hand in Hand erschienen sie auf der Schwelle des Gemachs. „Da sind sie!" rief Gordon. Es war ungewiß, ob er sie sah, ob er nur das Klingen der Thür und das leise Rauschen ihrer Gewänder vernommen hatte. Gerhard wollte sich entfernen, aber Marianne winkte ihm zu bleiben — nicht aus Absicht, nur aus einem unbewußten Instinct, einen Zeugen dieser Scene zu haben. Und so geschah, daß während sie sich dem Bette näherte und über den Kranken herabbeugte, Gerhard neben Agnes zu stehen kam, die trotz ihrer kühnen Versicherung ein leises Frösteln fühlte. Das Stöhnen und Röcheln des Alten, die heftigen Bewegungen seiner Hände, die bald an die Wand schlugen, bald in die Luft griffen, hatten etwas so Unheimliches und Gespenstisches. Darüber hatte Marianne, sich selbst überwindend, ihm das wirre Haar aus der Stirn gestrichen. Weit auf riß er die Augen: „Ich sehe sie ganz deutlich," murmelte er, „sie ist weiß und glänzend wie ein Engel. Laß sie näher treten."

So leise er auch gesprochen, Agnes hatte ihn doch verstanden; sie kniete am Rand des Bettes auf dem Teppich nieder, mit gefalteten Händen; schräg fiel das Licht der Lampe auf ihr Gesicht, das der Ausdruck des herzlichsten Mitleids verklärte.

„Gott segne dich, Kind," flüsterte er, „segne dich heute und immerdar und erhalte dir deine Mutter! Mache durch deine Liebe gut, —" aber er kam nicht weiter, sei es, daß seine Gedanken sich verwirrten oder daß eine Bewegung Mariannens ihm die Zunge lähmte. „Wo ist der Doctor?" rief er dann. „Ich möchte die Arme nach dir ausstrecken, mein Kind, und dich an mein Herz ziehen, wenn nur der nicht hinter dir stände, der mir droht. Geh' nur voran, geh' nur, ich komme, ich folge dir nach. Wohin du willst, nach Havre, über die See, nach Australien, in den Abgrund — geh'!" Bei diesen Reden hatte sich Agnes erschrocken aufgerichtet und ihr Gesicht, das sie bisher halb zur Seite geneigt gehalten, voll ihm zugewandt. „Ach!" schrie der Sterbende auf und klammerte sich gleichsam an Mariannens Arm, „führe sie hinweg! Sie hat seine Augen, sie brennen sich durch in mein innerstes Herz."

Mit einem letzten Blick schied Marianne von ihm, ihre Tochter an der Hand.

Gerhard reichte ihm noch einmal den stärkenden Trank.

„Wir sind nun wieder allein," sagte er, um ihn zu beruhigen, „die Frauen sind gegangen und ich hoffe, die Schatten auch."

Gordon athmete erleichtert auf.

„Es war zu viel. Aber ich habe sie doch nun von Angesicht zu Angesicht gesehen."

„Wen?"

„Ihre Verlobte, Herr Dorneck. Wünsche Glück; es ist nun doch Alles eingetroffen, was ich Ihnen vorausgesagt hatte. Getröste mich, daß Sie und Ihre junge

Frau den verrückten Engländer nicht ganz vergessen werden."

„Sie waren mein Freund und mein Beschützer, Mr. Gordon," und er gab ihm die Hand, „ich werde dieser Tage nie vergessen."

„Haben Sie schon Viele sterben sehen?"

„Es ist meine traurige Pflicht."

„Ich hatte mir immer gedacht, daß Rameau's Neffe auf der Straße, am Wege verscheiden müßte — ein Hund, der crepirt. Und sterbe nun in einem prächtigen Bette, nachdem ich Abschied genommen — beinahe wie ein Patriarch. — Merkwürdig, sehr merkwürdig! Mr. Gordon kommt an seinem letzten Tage zu Ehren. Ich werde einen blumenbekränzten Sarg haben, Sie müssen dafür sorgen, daß ich auf demselben Kirchhof bestattet werde, wie mein Freund Anker — nicht gar zu weit von ihm — Geld ist genug da! Sie versprechen es mir."

„Gewiß," sagte Gerhard. An den Bewegungen des Alten, die immer wilder und unruhiger wurden, konnte er den nah und näher rückenden Tod spüren. „Ihr letzter Wille wird erfüllt werden."

„Natürlich, ich habe Sie zu meinem Testamentsvollstrecker ernannt. Alles in Ordnung; vor fünf Tagen gemacht. Denken Sie, ich werde mich drüben von dem da im Finstern auslachen lassen? Daß ich wieder Geld zu erwerben, aber nicht zu verwalten verstanden? Oho, Sie sind mein Erbe, Herr Dorneck. Sie sollen kein armer Schelm bleiben und eine reiche Frau heirathen müssen. Ja, ich bin ein ordentlicher Familienvater. Wenn ich mein Vermögen Mariannens Tochter vermacht, was hätten Sie gesagt?"

„Ich, Mr. Gordon? Was hätte ich sagen sollen?"

„Hätten Sie sich nicht doch vielleicht allerlei Gedanken gemacht? — Ich danke schön für die Ehre, Anker's Tochter zu bereichern! Was hab' ich mit ihr zu schaffen? War es nicht genug, daß er mir mein Weib nahm? Ah, da ist er! In der Ecke dort — er schreitet her zu mir, er sieht wieder so tadellos ehrenhaft aus. Lächelst du? Es ist dein Kind, deins. Oh!" schrie er und suchte die seidene Bettdecke wie vor einem Schrecklichen, das ihm entgegendrohte, über den Kopf zu ziehen, „zerschlage die Geige, duck' unter, Edgar, duck' unter." In der nächsten Secunde lag er kalt und starr.

Schweigend, in wunderlichen Gedanken, stand Gerhard eine lange Weile vor der Leiche. Er versuchte dies seltsame Leben noch einmal zu durchdenken und zu erklären, aber wie er es auch anstellte, zuletzt stieß er immer auf ein Geheimnißvolles, Räthselhaftes, Unentwirrbares. Und wenn er dann von dem Todten seine Betrachtung auf sich selbst zurückwandte, fand er sich ebenfalls in diesem Netze fest verstrickt. Er war nun reich und frei, er brauchte Agnes' Hand und Geld nicht mehr — und war zugleich viel unlöslicher an das Mädchen gebunden, als je zuvor; er wollte über sich lächeln — aber das Lächeln kam nicht über die Lippen — daß ihm Agnes schon unentbehrlich geworden sei. Und so von seiner Pflicht und einem süßeren Gefühl gezogen, ging er aus dem Sterbezimmer hinüber zu den Frauen.

„Er ist todt?" rief ihm Marianne bebend entgegen.

„Todt, nach kurzem Kampf!"

Starr und regungslos, wie eine Bildsäule, stand Marianne. Ihr war es, als fiele etwas von ihr ab und nieder. Sie wollte erlöst aufathmen und vermochte es doch nicht vor Schluchzen und vor Thränen, die ihre Augen füllten. Da warf sich Agnes mit beiden Armen um ihren Hals und preßte ihren Mund auf ihre kalte Wange: „Ich bin bei dir, Mutter, ich — dein Kind!"

Charles Dickens

und

das Genie des erzählenden Dichters.

Von

W. Dilthey.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

III.

Dickens legte jederzeit hervorragendes Gewicht darauf, daß er die Wirklichkeit des englischen Lebens darstellte. Wie bestimmte Bedingungen der Cultur Wirkungen von historischer Tragweite hervorbringen, das suchen wir in Archiven; wie sie aber auf die Gefühlsweise und das Handeln der Privatpersonen einwirken, darüber wird man jederzeit bei dem echten Erzähler in erster Linie eine Antwort suchen. Diesem Geiste des Dickens'schen Romans entspricht es, daß Skizzen den Ausgangspunkt seiner Schriftstellerei vor dem Publicum bildeten. Nachdem sie ein Jahr hindurch in einem Journal erschienen waren, wurden dieselben dann in zwei Bänden an einen jungen Verleger verkauft. Sie enthielten den ersten frischen Erguß seines Genies, ein von der schärfsten Beobachtungsgabe entworfenes Bild des alltäglichen London mit seinen Licht- und Schattenseiten, seinem Humor, seinem Glanz und seinem tiefen Elend.

Während diese Skizzen das Interesse der Journalleser erregten, ward die junge Verlagshandlung Chapman & Hall auf das hervortretende Talent aufmerksam, und es ward eine Verbindung geknüpft, welche viele Jahre hindurch, obwohl mit Unterbrechungen, andauern sollte. Aus den Vorschlägen dieser Verlagshandlung gingen die Pickwickier hervor, und es ist von großem Interesse, die Entstehung des Planes von diesem humoristischen Roman zu bemerken, zumal später im Interesse des Zeichners Seymour diesem die Erfindung der populärsten aller Dickens'schen Gestalten zugeschrieben wurde.

Der berühmte Zeichner hatte den Plan, für eine Reihe von Kupferstichen einen Text schreiben zu lassen, in dem ein Nimrod-Club den Faden des Zusammenhanges bilde, ein Club, dessen Mitglieder auf die Jagd, den Fischfang ꝛc. gehen und hier überall wegen ihres Mangels an Geschick in Verlegenheit gerathen. Dies war der Ausgangspunkt für den Plan der Pickwickier. Dickens verwarf einen Gedanken, der nicht mehr neu und seinem Geiste nicht homogen war; aber auf der Grundlage dieses Planes erhob sich die Idee des englischen Don Quixote, welcher für die Neigung persönlicher Feststellung von Thatsachen für mögliche Inductionen dieselbe humoristische Darstellung giebt als der spanische Romanheld für die absterbende verzerrte Phantasiewelt des Ritterthums. Der Club und die Gestalt von Mr. Winkle sind Reste des ursprünglichen Planes.

Diese Entstehung der Pickwickier muß man sich gegenwärtig erhalten, um das Buch, welches die ungeheure Popularität von Dickens begründet hat, richtig zu beurtheilen. Es erschien in monatlichen Heften, und er selber wußte am Anfang eben so wenig als einer seiner Leser, wo und wie es enden sollte. Denn zunächst hatten nur komische Zeichnungen durch unterhaltende Romanskizzen auf eine belustigende Weise mit einander verknüpft werden sollen. Indem aber die Genialität von Dickens, während er voranschritt und während die steigende Theilnahme des Publicums an sein Ohr drang, ihrer selbst sich bewußt wurde, indem die Fülle seiner Erfahrungen noch mit der ersten Frische der mächtigen Eindrücke seiner Jugend in Ernst und Humor ihren Platz in der Geschichte einzunehmen begann, entstand ein Werk, welches dem Geist der englischen Humoristen und des alten England näher steht als irgend eines seiner späteren. Schon mit dem Auftreten von Sam Weller hatte das Werk begonnen, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen; es war dies mit dem vierten oder fünften Heft gewesen; als er aber in dem fünfzehnten Heft Pickwick und Sam Weller zu Insassen des Schuldgefängnisses machte, als die ganze Gewalt der mächtigsten unter seinen Jugenderinnerungen, in den lebendigsten Gestalten und Scenen unablässig vor ihm stehend, ihn ergriff: da entstand zuerst jene Mischung von Humor und tragischer Empfindung, durch die er für den Roman dasselbe Ideal wenigstens aufstellte, welches Shakespeare für das Theater verwirklichte.

Er selber hatte, als er an diesen Sce-

nen schrieb, ein Gefühl davon. Als Forster in diesen Tagen anfragen ließ, wo sie sich für einen beabsichtigten Spazierritt treffen sollten, antwortete er:

„Hier. Ich bin in Pantoffeln und Jacke und kann gerade wie jener Staar, den man so selten citirt, nicht hinauskommen. Ich komme, Gott sei Dank, vorwärts wie ein brennendes Haus und meine, daß der nächste Pickwick alle anderen schlagen soll. Ich werde dich unverzüglich erwarten, und wir wollen zusammen in den Stall gehen. Wenn du Jemand in der Paulskirche kennst, so möchte ich, daß du hinschicktest und bitten ließest, sie sollen die Glocke nicht so läuten lassen. Ich kann kaum meine eigenen Ideen hören, wenn sie mir in den Kopf kommen, und sagen, was sie bedeuten."

Von da ab stieg mit jedem Heft die Popularität eines Werkes, das doch gänzlich auf Spannung verzichtete; stieg bis zu dem Grade, daß Kaufleute den Namen desselben zu Etiquetten gebrauchten, jedes Heft desselben in London von dem ganzen Publicum besprochen wurde und vierzigtausend Exemplare versendet wurden. Carlyle erzählte eine Geschichte, welche das veranschaulicht:

„Ein Archidiaconus wiederholte mir neulich Abends mit seinen eigenen ehrwürdigen Lippen eine seltsame profane Geschichte von einem feierlichen Geistlichen, der einer kranken Person geistlichen Trost gespendet hatte, und der, nachdem er seiner Meinung nach in befriedigender Weise damit zu Ende gekommen war und das Zimmer verließ, die kranke Person ausrufen hörte: ‚Nun, Gott sei Dank, Pickwick wird jedenfalls in zehn Tagen erscheinen!'"

Die Jugendwerke großer Dichter umgiebt ein eigenthümlicher Reiz. Neben dem Copperfield und selbstverständlich nach ihm haben die Pickwickier vielleicht die größte Aussicht, in der Erinnerung der Nation jederzeit fortzuleben. Alle anderen großen Werke von Dickens stellen den Kampf des Edlen mit dem Gemeinen und wirklich Bösen in dem gegenwärtigen Stadium der englischen Civilisation dar. Nur einmal, im Copperfield geschah dies so, daß die Schatten des Lebens mit jedem Schritt, welchen die Geschichte und ihr Held voranthut, weiter zurückweichen. Das Böse selber, in Uriah Heep personificirt, wird in seiner Geltung vernichtet, indem es komisch erscheint; lange bevor das künstliche Netz der widrigen Spinne zerstört ist, fühlen wir deutlich, daß es zerrissen werden kann und wird; lange bevor, ehe die Intriguen vernichtet sind, ist der Intrigant für uns zugleich eine komische Figur, der Humor herrscht siegreich durch das gesunde Gefühl von der Macht der wahren Intelligenz, die immer gut ist, über die halbe, scheinbare. In dieser Freiheit der humoristischen Betrachtung stehen die Pickwickier allein neben dem Copperfield. Sie bewegen sich noch nicht in dem Gegensatz und Kampf, sie bauen sich noch nicht wie Dickens' spätere Romane in Spiel und Gegenspiel auf. Der fröhliche Lebensmuth, wie er Dickens in dieser ersten Zeit des Sieges über das Elend seiner Jugend erfüllte, webt hier in der Fülle humoristischer Gestalten, in Charakteren, welche das Schönste des altenglischen Geistes darstellen, insbesondere in dem edlen Sancho des irrenden Ritters, in Samuel Weller.

Dies war die Zeit, in welcher sein Leben nach allen Seiten in mächtigem Gange unaufhaltsam der glücklichsten Ausbreitung entgegenzugehen schien. Am 2. April 1836 hatte er sich mit Katharina, der ältesten Tochter George Hogarth's, eines Mitarbeiters an dem Morning Chronicle, verheirathet. Beinahe über Nacht war er eine der berühmtesten Personen von England geworden. Zu dieser Zeit hatte er auch in Forster einen hingebenden Freund gefunden. In weiten Ritten und Fußwanderungen durchschweifte er mit ihm die Umgebung von London, er durcheilte mit seiner Frau die Niederlande, und während er an den letzten Heften der Pickwickier arbeitete, waren zwei neue Romane in ihm aufgegangen, zuerst Oliver Twist, dann Nicholas Nickleby. Zahllose Gestalten umdrängten ihn und strebten gewissermaßen nach Wirklichkeit.

Aber gerade in diesem Uebergefühl jugendlicher Kräfte, unbekannt, wie es scheint, mit der buchhändlerischen Welt, übernahm er Verpflichtungen, welche ihn zu einer rastlosen und aufreibenden Art von Thätigkeit zwangen und dadurch gleich an diesem Beginn seiner Laufbahn die ruhige künstlerische Auffassungsweise in ihm nicht zu voller Entwicklung gelangen

ließen. Er würde gelacht haben, wenn ihn beim Beginn seiner wunderbaren literarischen Laufbahn Jemand mit den unglücklichen Schriftstellern früherer Tage verglichen hätte, welche zumeist in der Sclaverei der Buchhändler schmachteten, und doch hatte er selber sich bereits, als die Pickwickier vollendet waren, in eine Art Knechtschaft verkauft. Während Monat für Monat die Hefte der letzten Hälfte der Pickwickier erschienen, liefen gemäß einem neuen Vertrag monatliche Hefte von Oliver Twist neben diesen her, und zwar ohne daß er dem Drucker auch nur eine Woche in einem der beiden Werke vorauf gewesen wäre. Seine Londoner Skizzen mußte er, nachdem er dieselben für ein Honorar von etwa 150 Pfund verkauft und sein Buchhändler bereits ungeheuren Vortheil aus denselben gezogen hatte, für 2000 Pfund zurückkaufen. Einen weiteren Roman hatte er ebenfalls schon 1837 contractlich zu einem nahen Termin versprochen, und so mußte während der Ausarbeitung des Oliver Twist bereits wieder ein weiterer Roman ausgearbeitet werden.

Die Gewohnheit, in monatlichen Heften seine Romane zu schreiben, zusammen mit der Hast seiner Production, war von großem Einfluß auf die innere Form seiner Werke. Ein jedes dieser Hefte forderte eine Wirkung für sich, jedes mußte sich auf irgend eine Art des Publicums bemächtigen. Jedesmal sah er sich vor der Aufgabe, concentrirte Wirkungen, humoristischer oder rührender oder mächtiger Art, auf sein Publicum hervorzurufen. So oft die Hauptpersonen auftraten, mußten ihre charakteristischen Züge dem Publicum gewissermaßen ins Gedächtniß zurückgerufen werden. Zugleich aber fand er sich von dem lebendigsten Antheil an dem Geschick seiner Personen umgeben, sie wurden ihm so zu sagen Realitäten, wie sie im Publicum als solche galten, er sah ihre Schicksale unzählige Gemüther bewegen. Und er ward davon angefeuert wie ein Erzähler, der sich von gespannten, horchenden Gesichtern rings umgeben sieht.

IV.

Es ist nicht meine Absicht, die Geschichte der einzelnen Werke von Dickens darzustellen; nur um das handelt es sich, was geeignet sein kann, ein Licht auf die Natur und das Genie des erzählenden Dichters zu werfen.

Gleichzeitig mit der letzten Hälfte der Pickwickier war Oliver Twist entworfen und begonnen worden. Es ist die Geschichte eines im Armenhause geborenen Knaben, eine Geschichte voll von Elend und Verbrechen, ein getreuer Abdruck moralischer Mißbräuche, welche er beobachtet hatte, insbesondere in der Gemeindeverwaltung.

Man hat Dickens vorgeworfen, daß er in diesem Roman die Höhlen des Verbrechens zum Gegenstande der Dichtung gemacht habe; aber er durfte mit Recht erwiedern, daß er versucht habe, gerade dadurch der Gesellschaft einen Dienst zu erweisen, indem er die Katastrophe des Verbrechens darstellte. Auch unterscheidet sich diese seine Darstellung von der, welcher wir in neueren französischen Romanen begegnen. Denn das Verbrechen erscheint hier in keinem Augenblicke heroisch, und auch bevor er entdeckt ist, erscheint der Verbrecher jederzeit in seiner ganzen Unseligkeit.

Während der Oliver sich seinem Abschluß näherte, erschienen schon die ersten Hefte von Nicholas Nickleby. Das freie Spiel des Humors war hier zum ersten Male bei Dickens verwebt in die planmäßige Form eines Romans. Um diesen merkwürdigen Roman, welcher damals ganz England elektrisirte, richtig zu beurtheilen, muß man Dickens selber ins Auge fassen, wie er damals war. Das Schema des Romans ist das des Copperfield, anderer seiner Hauptromane, es ist die Geschichte eines aus der Armuth sich langsam und mühevoll erhebenden Jünglings, seine eigene Geschichte. Dieser aber ist dadurch Spannung verliehen, Einheit der Handlung gegeben, daß nicht nur der im wirklichen Leben sich unendlich zersplitternde, unüberschaubare Gegendruck unzähliger Kräfte den Aufstrebenden hemmt: eine Intrigue, welche sich in einer Person concentrirt, tritt dem Handelnden gegenüber, und nun beginnen Spiel und Gegenspiel. So ist der Vortheil des dramatischen Schemas in dem Roman benutzt. Die gegenwirkenden Personen sind in Nickleby Squeers und Ralph, welche das Gegenspiel gemeinsam lenken. Smike ist

ein Gesicht, geschaut von einem großen Dichter, um alles Elend der Verwahrlosung und Grausamkeit, das hülfloser Jugend widerfährt, zusammen, auf einmal, ergreifend, unvergeßlich auszusprechen. Dies ist eine Schöpfung echter dichterischer Phantasie, durch welche der Dichter der Nell und der unsterblichen Tante im Copperfield sich ankündigt. Eine Schöpfung der Phantasie ist auch Ralph, ein Charakter, an dessen Auftreten sich in dem Roman jederzeit Interesse heftet: seine Katastrophe war das erste jener gewaltigen tragischen Bilder des Unterganges einer mächtigen bösen Natur, welche eine so hervorragende Stelle in Dickens' Erzählungen haben. Unwillkürlich erinnert hier noch Manches an das große Schema solcher Gestalten auf dem Theater: an Richard III. Man vergleiche nur zwei Stellen:

„Eine Nacht nach der anderen kommt und geht und ich habe keine Ruhe. Schlafe ich auch, so kann ich doch den Schlaf keine Ruhe nennen, der stets durch Träume gestört wird, in welchen dieselben verhaßten Gesichter mich umringen und dieselben verhaßten Menschen bei Allem, was ich thue und sage, zugegen sind und immer zu meinem Nachtheil. Welche Ruhe habe ich im Wachen, da mich unablässig diese schweren Schatten von, ich weiß nicht, was — verfolgen? Ich muß Ruhe finden. Ungestörte Ruhe nur eine Nacht hindurch, und ich würde wieder ein Mann sein!"

Alsdann bei der Nachricht, daß Smike sein Sohn gewesen sei:

„Er meinte bei sich, der angebliche Tod seines Kindes und die Flucht seiner Frau hätten dazu beigetragen, ihn zu dem rauhen, mürrischen und herben Mann zu machen, der er sei; so schien er sich einer Zeit zu erinnern, in welcher er nicht so reich und hartherzig gewesen, und es kam ihm vor, als habe er anfangs den Nicholas nur deshalb gehaßt, weil er jung und galant und vielleicht dem jungen Manne ähnlich war, der ihm die Gattin entführt und dadurch ihn in Schande und Geldverlust gebracht hatte."

Diese beiden Stellen erinnern an zwei Monologe Richard's III., in welchen man in der That den großen Typus solcher Naturen wie Ralph oder Uriah Heep sehen muß. In Bezug auf Ralph macht Dickens auch noch einen ausdrücklichen Versuch der Analyse, wie er in späteren Werken kaum noch bei ihm vorkommt:

„Bei seinem finsteren Ernst, seiner hartnäckigen Verstocktheit und seiner Verschlossenheit lag ihm im Leben und weiter hinaus nichts am Herzen als die Befriedigung zweier Leidenschaften: der Habsucht, der ersten und vorherrschenden Begierde in seinem Wesen, und des Hasses, der zweiten. Da er sich bemühte, sich nur als einen Menschen anzusehen, so wurde es ihm nicht schwer, seinen eigentlichen Charakter vor der Welt im Allgemeinen zu verbergen, und im Herzen pflegte er jeden schlechten Plan und freute sich darüber."

Und endlich Squeers! Diese Figur ist der Anklageact eines Dichters. Die billigen Schulen in Yorkshire waren durch einen Rechtsfall des Jahres 1836 Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. In Dickens selber war damals eine Jugenderinnerung aufgetaucht:

„Ich kann mich noch darauf besinnen, wie es kam, daß ich von den Schulen in Yorkshire hörte, als ich ein nicht sehr kräftiges Kind war und an einsamen Stellen bei Rochester-Castle saß, den Kopf voll von Partridge, Strap, Tom Pipes und Sancho Pansa; aber ich weiß, daß ich meine ersten Eindrücke davon damals empfing."

Nachdem Dickens die Arbeit an seinem Roman begonnen hatte, reiste er selber mit dem hervorragenden Zeichner seines Romans nach Yorkshire, und der Inbegriff seiner Erfahrungen ist concentrirt in der Schilderung dieser Anstalt. Er selber erklärte in seinem Nachwort, „daß Squeers und dessen Schule schwache und ungenügende Schilderungen von dem sind, was wirklich existirt, wenn man es auch für unmöglich hält, daß in Acten so entsetzliche Details von Vernachlässigung, Grausamkeit und Krankheit vorliegen, wie sie ein Romandichter nie zu erdenken wagen würde, und daß, seit er diese Abenteuer schrieb, ihm aus Quellen, an deren Zuverlässigkeit durchaus nicht zu zweifeln ist, Schilderungen von Schändlichkeiten und Grausamkeiten zugekommen sind, die man in ähnlichen Schulen verübte, und welche diejenigen weit überbieten, die in dem vorliegenden Werke vorkommen."

Schärfste Auffassung der Wirklichkeit, ein aus wahrem Uebermuth der Seele entsprungener unerschöpflicher Humor und ein leidenschaftlicher Affect, welcher sich gegen alle Arten von Unterdrückung und Heuchelei wendet: dies sind die Grundzüge in dem Dickens jener Jahre. Der Dichter in ihm hatte sich noch nicht ganz entwickelt, er selber noch so unfertig, was er erlebt hatte, noch so nahe, die Kenntniß einer höheren Art von geistigem und gesellschaftlichem Leben noch so unvollkommen: unter solchen Umständen fehlt den Dichtungen jener Jahre noch alle Idealität. Der Dichter, welcher die wunderbare Schilderung des Sturmes im Copperfield geschaffen hat, kündigt sich nur erst von ferne in der Darstellung des letzten Ganges von Ralph (der übrigens durch seine Kirchhofsscene wieder an Shakespeare erinnert) und seines Endes an. Eines aber ist besonders charakteristisch. Auch Schiller in seiner ersten unreifen Epoche zeigt eine kühne Technik in der Entwicklung solcher Figuren wie Franz Moor oder des Mohren im Fiesco; dagegen in der Gestaltung edler Charaktere erscheint er unreif und übertrieben im höchsten Grade. Ebenso hierin fehlt auch Dickens, und eben hierin zeigt sich am deutlichsten der Mangel wahrer Idealität. Daher von Squeers und Ralph zu Uriah Heep kein sehr beträchtlicher Schritt ist, aber ein unermeßlicher von den Gebrüdern Cheeryble zu der wunderbaren Darstellung thätiger Güte in der Tante, von der passiven, durch vieles Leid durchgeschleiften Gestalt Käthchens zu dem gesättigten Mädchenideal der Agnes.

Die Geschwister Murdstone, mit denen sich wiederum ein Schulmeister verbindet, sind die Repräsentanten so zu sagen einer niederen Sphäre von Gegnern, im zweiten Stadium entsteht dann in Uriah Heep der würdigere und mächtigere Gegenspieler. Mit dieser dramatischen Form ist die Darstellung des Lebens als eines unablässigen Kampfes unterdrückter Güte und Redlichkeit gegen das gewaltthätige Böse verbunden.

Aber das Leben, welches dieses Schema erfüllt, ist im Nicholas noch ein unvergleichlich unvollkommneres als im Copperfield. Dies ist nicht in Bezug auf die Genauigkeit des Sehens gemeint oder in Bezug auf die Fähigkeit, das G sehene in lebendigsten Gestalten sich vor dem Leser bewegen zu lassen. In dieser Beziehung kann der Roman kaum überboten werden. Die Familie Nickleby glaubt jeder Leser so gut zu kennen als seine eigene. Die Dotseboys, Kenwigs, Crummles, Mantalinis sind handgreifliche Wirklichkeiten mitten in der possenhaftesten Ausführung. Aber es fehlt dem Dichter, welcher alle diese Figuren mit einem unglaublichen Geschick wie an Drähten erscheinen und abspazieren läßt, an der Idealität und Größe, welche einem so ungeheuren Talent entsprechend wären, es herrscht eine Freude an der possenhaften Auffassung des Ordinären. Der Dichter erscheint in einer gewissen Familiarität mit den Mantalinis und der Mrs. Nickleby. Er erregt den Verdacht, mehr als billig Interesse an Naturen solcher Art zu haben. Sicher ist Mrs. Nickleby in Bezug auf possenhafte Darstellung eines alltäglichen Charakters eine unglaubliche Leistung. Jedermann hat eine Person dieser Art gesehen, und Niemand hätte geglaubt, daß es möglich sei, sie in einem Roman auftreten zu lassen, ohne daß jeder Leser verzweifelt das Buch weglegt. Associationen von Vorstellungen, welche von keinem Verstande mehr geleitet scheinen, wann Schlüsse auftreten Winkelzüge des Denkens, das am hellen Tage blind erscheint, dies Alles in einer auf sich Alles beziehenden und von ihrer Würde und Ueberlegenheit erfüllten Natur: die bloße Vorstellung, daß man im Leben zuweilen mit solchen Naturen zu thun gehabt hat, erregt entsetzliche Rückerinnerungen und Befürchtungen. Nur die Kunst eines Dickens konnte eine solche Natur komisch wirken lassen, doch auch sie konnte nicht verhindern, daß Langeweile und gelinder Verdruß zumeist zugleich, selbst wo man lächeln muß, ihre Begleiter sind. Eine noch unangenehmere Empfindung, die zuweilen an Ekel streift, begleitet die inneren häuslichen Schicksale des bewundernswürdigen Backenbarts Mantalini und seiner Gemahlin. Auch wird dies Alles nicht aufgewogen durch die Idealität der in ein höheres dichterisches Licht gerückten Figuren. Die Schwester des Helden, in der Passivität, mit welcher sie den Angriffen des Verbrechens, der Verleum-

dung, der tiefsten Ruchlosigkeit ihr gutes Gemüth und ihre unendliche Geduld gegenüberstellt, ist wohl ein Gegenstand für Mitleid, aber nicht ein solcher für ideales Interesse irgend einer Art. Die Gebrüder Cheeryble sind der wunderlichste Fehlgriff im ganzen Roman. Dickens versichert, daß sie aus dem Leben gegriffen seien, doch wird Niemand glauben, daß zwei so arglose Creaturen mit ihrem arglosen Buchhalter zusammen im Kampfe mit dem englischen Leben zu großen Handelsherren geworden seien, sie haben etwas von zwei harmlosen neben einander zwitschernden Vögeln. Diese eintönige Steigerung bloßer Güte, ohne Schneidigkeit des Charakters, eintönig in immer neuen Fällen exemplificirt, erinnert mehr an den Ton, in welchem für milde Stiftungen Geld gesammelt wird, als an die Beschaffenheit eines Mannes, der in London oder Manchester sich aus der Armuth erhoben hat. Und endlich Nicholas selber ist eine absolut langweilige und gleichgültige Figur. Es bleiben zwei Figuren; auf diese concentrirt sich in der That alles große Interesse des Romans: Squeers, der Schulmeister in Yorkshire, und Ralph, der Wucherer in London.

Inzwischen durchlebte Dickens in diesen Jahren, in welchen seine Jugendkraft auch den größten Anstrengungen gewachsen schien, die glücklichsten Zeiten. Nichts übte auf ihn einen größeren Reiz als zwischen angestrengter Arbeit der Genuß des Müßiggangs, in welchem seine Seele sich mit neuen Bildern erfüllte, ein Kreis von Künstlern und Schriftstellern, inmitten deren Witz und übermüthige Laune herrschten. Da waren die beiden hervorragenden Künstler Maclise und Edwin Landseer, Dichter und Schriftsteller wie Ainsworth und Thackeray, vor Allem sein Freund und Biograph Forster. Weite Ritte, athletische Wettkämpfe, körperliche Anstrengungen aller Art waren für seine mächtig angelegte Organisation die liebste Erholung nach ungeheuren geistigen Anstrengungen. Der tollste Uebermuth des Humors wurde in diesen Jahren von ihm in das Leben übertragen. So erschreckte er eine Zeit hindurch seine Freunde, indem er eine hoffnungslose Liebe zu der Königin Victoria simulirte.

„Ich bin," schrieb er am 12. Februar 1840 mit ergötzlicher Naturwahrheit, „völlig in Elend versunken und kann nichts thun. Ich habe Oliver, Pickwick und Nickleby gelesen, um meine Gedanken für den neuen Aufschwung zu sammeln, aber Alles umsonst:

> Mein Herz ist in Windsor,
> Mein Herz ist nicht hier,
> Mein Herz ist in Windsor,
> Schmachtend nach Ihr.

Ich sah die Verantwortlichkeit heute Morgen und brach in Thränen aus. Die Gegenwart meiner Frau ist mir lästig. Mir ekelt vor meinen Eltern. Ich verabscheue mein Haus. Ich fange an Gedanken zu haben an den Regents-Canal, an die Rasirmesser oben, an den Apotheker unten an der Straße, Gedanken, mich an Mrs. —s Tische zu vergiften, mich an dem Birnbaum im Garten aufzuhängen, mich der Nahrung zu enthalten und mich zu Tode zu hungern."

Sein Aufenthalt wechselt um diese Zeit zwischen einer Wohnung in London, zwischen einem Hause mit großem Garten und zwischen dem Leben am Meere, für welches seine ruhelose leidenschaftliche Natur eine besondere Sympathie hatte. Lebte er nicht am Meere, so war er viel zu Pferde in den Straßen der Vorstädte. Alles, was ihm damals begegnete, wurde durch seinen Humor verklärt. So hatte er in Bezug auf das Rauchen eines Stallschornsteins mit zweien seiner Nachbarn Streitigkeiten, welche sein Stallknecht Topping, ein äußerst absurder kleiner Mensch mit flammend rothen Haaren, durch geheime Bemühungen, zwischen den Parteien zu verhandeln, so verwickelte, daß ein Proceß vor der Thür stand. Eine Scene aus diesem Krieg schildert er Forster folgendermaßen:

„Ich will dir meinen letzten Bericht über den Schornstein in Form einer Anrede Topping's geben, die er neulich Abends auf unserem Rückwege von dem kleinen Hall in Norwood an mich richtete, wo er und Chapman und ich den ganzen Tag umhergewandert waren, während Topping Cate, Mrs. Hall und deren Schwestern nach Dulwich fuhren. Man hatte Topping im Hause tractirt, und er war gerade betrunken genug, um mittheilsam zu sein. ‚Mit Verlaub, Sir, aber der Herr im anstoßenden Hause, Sir,

scheint ganz beruhigt und vergnügt über den Schornstein.' — ‚Ich glaube doch nicht, Topping.' — ‚Ja, Sir, ich glaube es wirklich. Heute Morgen kommt er in den Hof hinaus und sagt: ‚Kutscher,' sagt er (stelle dir das Bild eines großen fetten Mannes vor, das durch dies Bild heraufbeschworen wird), ‚ist das Euer Rabe,' sagt er, ‚oder ist es Mr. Dickens' Rabe?' sagt er. ‚Meines Herrn Rabe,' sage ich. ‚Gut,' sagt er, ‚es ist ein schöner Vogel. Ich denke, es wird jetzt mit dem Schornstein so gehen, Kutscher — nun die Fuge von der Röhre abgenommen ist,' sagt er. ‚Ich hoffe es, Sir,' sage ich; ‚mein Herr ist ein Herr, der keinem Herrn Unannehmlichkeiten verursacht, wenn er es vermeiden kann, und meine Madame fürchtet sich so davor, ein Bischen Feuer zu haben, daß an dem Sonntag unser Bischen Kalbfleisch, oder was es sonst ist, immer besonders nach dem Bäcker geschickt wird.' ‚Der verfluchte Schornstein, Kutscher,' sagt er, ‚jetzt raucht er wieder.' ‚Er raucht nicht nach Ihrer Seite hin, Sir,' sage ich. ‚Das ist wahr, Kutscher,' sagt er, ‚und so lange er nach irgend einer anderen Seite raucht, ist Alles in Ordnung, und ich bin zufrieden.'' Natürlich wird nun der Mann von der anderen Seite über mich herfallen und zwar höchst wahrscheinlich mit einem Proceß, in dem er sich beschwert, daß der Schornstein in sein Gewächshaus hineinraucht."

Zwei Romane entstanden in dieser Zeit, welche die Richtung auf Ueberschreitung humoristischer Darstellung des gewöhnlichen Lebens, auf freiere Entwicklung dichterischer Imagination zeigen, Barnaby Rudge und der Raritätenladen.

Barnaby Rudge überschreitet den Umkreis der früheren Darstellungen durch den Stoff und die Zeit, in welche die Begebenheiten verlegt sind. Der Gegenstand dieses Romans war schon 1837, während er noch an den Pickwickiern schrieb, gewählt worden; erst 1841 ward die Ausarbeitung wieder ernsthaft aufgenommen. Auch der Plan dieses Romans scheint erst während des Drängens der Ausarbeitung genauer festgestellt worden zu sein; ein starker Beweis für dieses Verfahren von Dickens, da derselbe mehrere Jahre hindurch den Stoff mit sich umhergetragen hatte. Den 29. Januar 1840 schreibt er:

„Ich ging gestern nicht aus, sondern saß und dachte den ganzen Tag. Ich ersann ein gutes Theil von Barnaby, indem ich meine Gedanken fest auf ihn richtete."

Ein Rabe, der damals die Familie ergötzte, ward in den Plan mit aufgenommen. Der Roman spielt in einer Epoche, in welcher brutale Gesetze die unbedeutendsten Vergehungen gegen das Eigenthum blutig bestraften; er verknüpft sociale Zustände Londons und politische Begebenheiten mit der Darstellung rührender Schicksale. Einen ähnlichen Stoff hat neuerdings Gottfried Keller in seinem Dietegen gewählt. Die Fabel selber tritt im Verlauf zurück hinter der hinreißenden Schilderung der großen Unruhen von dem ersten leisen Murren des Sturmes bis zu der furchtbaren Katastrophe, und so geschah es, daß dieser Stoff ihn wie von selber mächtig über die Art von humoristischen Zeichnungen hinaushob, mit welcher er seine Laufbahn begonnen hatte.

In noch ganz anderer Art geschah dies durch die rührende Geschichte, welche er zuerst in einer Zeitschrift als eine flüchtige Skizze begann und deren Stoff alsdann seine Seele so mächtig einnahm, daß derselbe, wie er weiter schrieb, auswuchs zu einer großen ergreifenden Erzählung: ich spreche von dem Raritätenladen. Es giebt vielleicht keine Figur in allen Werken von Dickens, welche von einem so strahlenden Scheine der Poesie umgeben wäre als die kleine Gestalt Nelly's; umsonst sucht man in seinen früheren Werken etwas, was nur entfernt in Bezug auf schlichte und poetische Darstellung des Idealen im Menschen mit der Darstellung dieses Kindes vergleichbar wäre. Als die Kunde von dem Tode des großen englischen Erzählers über den Ocean kam und Bret Harte, der amerikanische Dichter, sich getrieben fand, in einigen ergreifenden Versen ein Lager in den fernen Wäldern zu schildern, welches den Erzählungen des heimgegangenen Dichters lauscht, da war es die Geschichte der kleinen Nelly, welche er mit diesem Bilde verwob.

Die Lebensgeschichte von Dickens giebt uns Aufschluß über die tiefe, von Geheimniß umgebene Quelle, aus welcher seine Einbildungskraft schöpfte. Eine jüngere

Schwester seiner Frau, Mary, die bei ihnen gewohnt und mehr noch durch ihre schöne Seele als durch ihre persönlichen Reize sich zum Ideal seines Lebens gemacht hatte, war ihm 1837 entrissen worden im Alter von siebzehn Jahren. Die von ihm verfaßte Grabschrift lautet: „Jung, schön und gut, zählte Gott sie im

Charles Dickens.

Alter von siebzehn Jahren seinen Engeln zu.“ Die ungestüme Gewalt seines Gefühles für sie bricht bei Gelegenheit des Todes eines jüngeren Bruders seiner Frau 1841 in einem Briefe an Forster hervor. Es handelte sich darum, den freien Begräbnißplatz an ihrer Seite, welchen er für sich bestimmt hatte, dem jüngeren Bruder zu überlassen. An Forster, welcher auch „diesen größten Kummer seines Lebens“ kannte, schreibt er:

„Da keine Schritte hinsichtlich des Begräbnisses gethan waren, hielt ich es für das Beste, die Sache sofort in die Hand zu nehmen, und selbst du hättest mir den Gang nach dem Kirchhofe nicht ersparen können. Es ist ein großer Schmerz für mich, Mary's Grab herzugeben, größer, als ich es auszudrücken vermag. Ich dachte daran, sie nach den Katakomben bringen zu lassen und nichts davon zu sagen, dann aber erinnerte ich mich, daß die arme alte Dame auf ihren eigenen Wunsch neben ihr begraben wird, und konnte nicht das Herz fassen, sowie sie in die Erde versenkt ist, ihre Enkelin von ihr

zu entfernen. Das Verlangen, bei ihr begraben zu werden, ist bei mir noch eben so stark als vor fünf Jahren, und ich weiß (denn ich glaube nicht, daß es je eine Liebe gab wie die, welche ich zu ihr fühle), daß es nie abnehmen wird. Ich fürchte, ich kann nichts thun. Glaubst du, daß es möglich ist? Sie würden sie am Mittwoch entfernen, wenn ich mich entschließen sollte, es thun zu lassen. Ich kann den Gedanken, von ihrem Staube ausgeschlossen zu sein, nicht ertragen, und doch fühle ich, daß ihre Geschwister und ihre Mutter ein besseres Recht haben, an ihrer Seite zu ruhen, als ich. Es ist nur ein Gedanke. Ich denke weder, noch hoffe ich (was Gott verhüte), daß unsere Geister sich je dort vereinigen werden. Ich sollte Herr darüber werden, aber es ist sehr schwer. Ich habe dies nie bedacht, und nun es so plötzlich und nachdem ich krank gewesen, kommt, regt es mich tiefer auf, als es sollte. Es ist, als verlöre ich sie zum zweiten Male."

Der Zusammenhang dieser seiner ersten rein poetischen Schöpfung mit dem größten Schmerze seines Lebens ist in einem Briefe vom 7. Januar 1841 klar ausgesprochen, dessen Anfang ich schon mitgetheilt habe; er schildert die Furcht, mit welcher er sich der Darstellung des Todes der kleinen Nelly nähert:

„Alte Wunden bluten," so fährt er dann fort, „von Neuem, wenn ich nur daran denke, wie ich es thun soll, was das wirkliche Thun sein wird, weiß Gott. Ich kann mir nicht den Trost des Schulmeisters vorpredigen, ob ich es auch versuche. Meine theure Mary starb erst gestern, wenn ich an diese traurige Geschichte denke."

Dieses weibliche Ideal, welches in reiner sanfter Güte einen Quell andauernder und umsichtiger Kraft besitzt, erscheint mit einigen anderen Zügen gemischt wieder in der Florence des Dombey, der Agnes des Copperfield und in der kleinen Doritt. In allen diesen Gestalten ist es von einer ergreifenden Poesie umgeben. Unwillkürlich gedenkt man der Rolle, welche Beatrice in dem Leben Dante's, welche ein früh verstorbenes anmuthiges Kind in dem von Novalis einnahm. Diese Gestalten wuchsen mit den voranschreitenden Jahren ihrem Dichter, als ob sie Leben besäßen und Antheil nähmen an der reißenden Kraft der Schicksale des Lebens.

V.

Wir treten in die Reisejahre von Dickens. Es ist ein naturgemäßes Bedürfniß des erzählenden Dichters, den Kreis seiner Anschauungen zu erweitern, und dies Bedürfniß wird um so gewaltiger sein, je mehr aus den Quellen des realen gesellschaftlichen Lebens seiner Zeit seine Imagination sich nährt. Goethe, als er die Enge seiner Umgebung empfand, empfand eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Lande, wo die großen Denkmale der Kunst, die Erinnerungen an die untergegangene Cultur der Mittelmeerstaaten zusammen wohnen. Der Engländer des 19. Jahrhunderts umspannte mit seinen Reisephantasien die neue und die alte Welt zugleich; sein mächtiger und excentrischer, immer noch gesammelter Bildung entbehrender Geist verband abenteuerliche praktische Pläne mit einem inneren, nicht mehr zurückzuhaltenden Bedürfniß nach ergreifenden neuen Eindrücken. Und so sehen wir ihn zunächst Amerika durchjagen, alsdann nach einer nicht langen Rast Italien aufsuchen, und abermals, nachdem er seine Eindrücke des englischen Lebens einige Zeit hindurch erneuert hatte, die Schweiz und Frankreich aufsuchen. Diese Zeit seiner Reisen umfaßt die Jahre von 1842 bis 1847.

Schon im Jahre 1839 hatte er den Plan gefaßt, eine Zeitschrift in dem Charakter der berühmten Wochenschriften des 18. Jahrhunderts herauszugeben und nach Amerika zu gehen, um für diese Zeitschrift eine Anzahl Artikel zu schreiben, über die Orte, über den Charakter der Bevölkerung, über die Vergangenheit des Landes. Dann schreibt er 1841: „Visionen von Amerika spuken noch bei mir Tag und Nacht. Cate geberdet sich aufs Trübseligste, wenn ich die Sache erwähne." Der Plan wurde genährt durch herzliche Zuschriften aus allen Theilen der Vereinigten Staaten, insbesondere durch das freundschaftliche Entgegenkommen Washington Irving's. Seine Popularität hatte eine Höhe auch jenseits des Oceans erreicht, daß sein gerade dem Excentrischen und Neuen zugewandter Geist auf sie den Plan gründen konnte, durch Vorlesungen in den großen Städten jenseits

des Oceans eine Grundlage seiner Existenz zu gewinnen, durch welche er von der Sclaverei allmonatlicher Hefte von Romanen endlich erlöst würde. So ward der Entschluß gefaßt.

Er befand sich von da ab in seinem gewöhnlichen Fieber, bis alle Schwierigkeiten gewaltsam beseitigt waren. Die Kinder wurden bei Freunden untergebracht, die Verträge mit den Buchhändlern geschlossen; das Alles geschah in wenigen Tagen. „Die amerikanischen Präliminarien sind nothwendigerweise außerordentlicher Art und zerstören bei einem Menschen von meinem Temperament Ruhe, Schlaf, Appetit und Arbeit, bis sie endgültig geordnet sind." Eine Krankheit, die ihn überfiel, vermochte die dringende Eile in ihm nicht zu dämpfen. Am 4. Januar reiste er ab und sah am 17. Januar 1842 die Ufer jenseits des Oceans. Am 28. Januar traf er in Boston ein. Wo er auf der Straße erschien, umdrängten ihn Menschenmassen, und Beifallsrufe begleiteten ihn, wenn er ins Theater ging; aus dem fernen Westen von den einsamen Blockhäusern, Hunderte von Meilen her, kamen Deputationen. Es bestand zwischen dem Radicalismus des großen Engländers, welcher gegen die herrschenden Gesellschaftsclassen seines Vaterlandes mit urwüchsiger Leidenschaft aufgetreten war, und der geistigen Strömung in den Vereinigten Staaten eine natürliche Gemeinschaft. Hervorragende Amerikaner heben gerade dies hervor, daß die Erzählungen von Dickens die Tendenz haben, die gefühllose Gleichgültigkeit, welche gegen die unterdrückte Masse geherrscht hat, in eine traurige und zornige Mitempfindung ihrer Noth und ihres Wehes zu verwandeln.

Diese gegenseitige Sympathie erfuhr aber eine gewaltsame Unterbrechung, als er in New-York eine Agitation zu Gunsten eines internationalen Vertrages zum Schutze des literarischen Eigenthums begann. Die amerikanischen Zeitungen fielen mit der ihnen eigenthümlichen Rücksichtslosigkeit über ihn her. Während alle amerikanischen Schriftsteller von Bedeutung auf seiner Seite standen und nur erschreckt waren über die Kühnheit, mit welcher er in diesem Punkte den Vorurtheilen des souveränen Pöbels entgegentrat, ließ dieser ihn keinen Tag im Irrthum über eine seiner hervorragendsten Eigenthümlichkeiten, seinen vermeintlichen Interessen gegenüber keine Art von Respect vor geistiger Bedeutung zu bewahren. Unwillkürlich erinnert man sich der Debatte, welche wir selber in Betreff geistiger Urheberrechte erlebt haben. „Anonyme Briefe, mündliche Abrathungen, Angriffe in den Zeitungen, die Colt (einen Mörder, der hier große Aufmerksamkeit erregt) im Vergleich zu mir als einen Engel erscheinen lassen, Behauptungen, ich sei kein Gentleman, sondern nichts als ein feiler Schurke, verbunden mit den unerhörtesten Mißdeutungen über die Absicht und den Zweck meines Besuches in den Vereinigten Staaten, strömten tagtäglich auf mich ein. Das Festessen-Comité (das, wie du dich erinnern mußt, aus den ersten Männern Amerika's besteht) wurde dadurch so in Schrecken gesetzt, daß sie mich anflehten, die Sache nicht weiter zu verfolgen, obgleich sie ohne Ausnahme mit mir übereinstimmten."

Aber Dickens war nicht der Mann, von solchen Drohungen sich schrecken zu lassen. Er antwortete, daß er in Amerika selber wie in England die Sache weiter verfolgen würde, und er sprach weiter furchtlos bei öffentlichen Gelegenheiten für den internationalen Vertrag mit gesteigerter Energie. Am meisten empörte es ihn, daß die Buchhändler, die ihn nachgedruckt hatten, sich ein Verdienst daraus machten, ihn durch die Veröffentlichung seiner Bücher populär gemacht zu haben. Es begann sich nunmehr eine Umstimmung in Betreff seiner Beurtheilung Amerika's geltend zu machen; er erkannte nun mit schmerzlicher Enttäuschung, was er freilich aus der Verfassung und den socialen Zuständen des Landes sich auch vorher hätte verdeutlichen können, daß in keinem Lande auf der Erde ein geringerer Grad von Meinungsfreiheit bestände, als in den Vereinigten Staaten. Und er begann auch zu bemerken, daß in der Art, wie man ihn aufnahm, wie man in schwindlerischen Erfindungen den Eindruk beschrieb, den die amerikanische Gesellschaft auf ihn gemacht habe, Eitelkeit vorherrschend war.

„Mein Urtheil über den Nationalcharakter," so schrieb er an Forster damals, „halte ich noch zurück, ich sage nur ganz leise, daß ich für einen hierher

kommenden Radicalen zittere, wenn er nicht aus Grundsatz, aus Vernunft und Nachdenken und aus Rechtsgefühl radical ist. Wäre er irgend etwas Anderes, so fürchte ich, er würde als Tory heimkehren. — Ich werde von jetzt an innerhalb zweier Monate nichts weiter über diesen Punkt sagen, als dieses: daß ich fürchte, daß der schwerste je gegen die Freiheit geführte Schlag von diesem Lande geführt werden wird, durch das Fehlschlagen seines Beispiels für die Erde."

In diesen Tagen war es, daß Carlyle zuerst mannhaft für ihn eintrat und den Grund zu einem Verhältniß von Freundschaft und Dankbarkeit gegen diesen großen Schriftsteller und Menschen gelegt wurde, dessen Charakter Dickens mit Recht höher stellte als den irgend eines anderen lebenden Engländers. Mit der Carlyle eigenen urwüchsigen Deutlichkeit subsumirt er die Nothwendigkeit eines solchen internationalen Vertrages unter das Gebot: du sollst nicht stehlen. Durch Nachdruck von Büchern eines Engländers in Amerika oder umgekehrt eines amerikanischen Schriftstellers in England sich mit billiger Bildung zu versehen, erklärte er für gerade so bequem und gerade so moralisch als die Gewohnheit der Grenzbewohner zwischen Schottland und England in alten Zeiten, sich mit Rindfleisch zu versehen, indem man es lebendig aus den anliegenden Thälern stahl.

Endlich nach langen, mühseligen Reisen durch die Provinzen der Vereinigten Staaten, nach einer Zeit ernstlicher Beobachtungen der socialen Zustände dieses stammverwandten Landes und ihrer Gründe, nachdem er in den Gefängnissen die Verbrecher, in der Schule Knaben und Schulmeister, in der gesetzgebenden Versammlung die Politik des Landes, in dem fernen Westen die Ansiedler in ihren Blockhäusern und die geheimnißvolle Gewalt der Wildniß beobachtet hatte, trat er am 7. Juni 1842 nach beinahe halbjährigem Aufenthalte in Amerika die Rückreise an. „Indem die Zeit näher kommt, ergreift uns ein fieberisches Verlangen nach der Heimath. — Küsse unsere lieben Kleinen für uns. Wir werden uns bald wiedersehen, so Gott will, und froher sein, als wir je in unserem Leben waren. — O die Heimath — die Heimath — die Heimath — die Heimath!!!

Zwei Arbeiten empfingen ihren Anstoß auf dem Boden von Amerika. Er faßte das Resultat seiner Tagebücher und Briefe in seiner Schrift über die amerikanischen Zustände zusammen; doch muß man immer die Veröffentlichung eines Theiles seiner Briefe, welche wir jetzt in dem ersten Bande seiner Biographie erhalten haben, zu dem Buche über die Amerikaner hinzunehmen: denn die erste Frische und den ganz natürlichen Ausdruck seiner Wahrnehmungen findet man in dieser. Alsdann aber mischten sich die neuen Eindrücke mit dem ersten Plane des Martin Chuzzlewit.

Dieser Roman war 1841 von ihm ins Auge gefaßt worden; doch hatte der Vertrag damals den Beginn seiner zwanzig Hefte erst auf den November 1842 festgesetzt. Es war sein Zweck, in diesem Roman die Selbstsucht in der Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten zu vergegenwärtigen und daher war Pecksniff der Mittelpunkt desselben, sofort als er ihn begann und über den Verlauf der Geschichte noch sehr ungewiß war. Das Schema ist wieder das des Nickleby. Abermals that er einen Schritt in Bezug auf die Freiheit der Phantasie, Charaktere von tiefer liegenden Sprungfedern aus vorstellig zu machen. Und zugleich that er abermals einen Schritt in Bezug auf den freien Gang der Imagination, welche Schilderungen ersten Ranges hier hervorbrachte. In Bezug auf Beides war seine amerikanische Reise für ihn von großer Bedeutung gewesen. Aber er ging weiter; indem er die Scene nach Amerika selber hinüberzutragen sich entschloß, benutzte er unmittelbar seine amerikanischen Erfahrungen. Der Sturm des Unwillens, welchen sein Buch über Amerika hervorgerufen hatte, wurde in solchem Maße verstärkt, daß er an eine öffentliche Erklärung über sein Verhältniß zu den Amerikanern dachte. Auch in England selber trafen ihn nunmehr große Enttäuschungen. Dieser Roman, welcher viel tiefer als einer seiner früheren in die gesellschaftlichen Laster des England seiner Zeit schnitt, welcher die unsterblichen Repräsentanten der Selbstsucht und Heuchelei, Pecksniff und Madame Gamp, dem Publicum brachte, blieb weit hinter dem erwarteten Erfolg, dem Erfolg seiner früheren Werke zurück. Ja er mußte erleben, was ganz gut mit dem

Geiste der im Roman geschilderten Gesellschaften übereinstimmte, daß seine Verleger, nachdem sie sich an früheren Romanen bereichert hatten, sich nunmehr anschickten eine von ihm der Beachtung kaum gewürdigten Clausel des letzten Contractes gegen ihn in Anwendung zu bringen. Dies waren die Umstände, unter welchen er plötzlich mit dem Plane hervortrat, von Neuem England zu verlassen und nunmehr den europäischen Continent kennen zu lernen. Er rechnete auf die Erweiterung des Gesichtskreises, welchen er hierdurch gewinnen würde, und der Erfolg seiner amerikanischen Reise hatte die Richtigkeit einer solchen Rechnung schon bewahrheitet. Er rechnete alsdann darauf, daß seine Ausgaben auf dem Continente nicht mehr als die Hälfte seiner Ausgaben in England betragen würden. Nicht minder mächtig aber winkte im Hintergrunde ein Bedürfniß nach großen Eindrücken, großen Scenen und neuen mächtigen Anstößen. So trat er denn eine neue Reise an, deren nächstes Ziel Italien war.

Am 14. Juli 1844 kamen sie in Marseille an. „Von fremdartigen und ganz neuen Verhältnissen umgeben, ist mir zu Muthe, als hätte ich einen neuen Kopf neben meinem alten"; alsdann langte er am 16. Juli in Genua an, wo er in der Vorstadt Albano für die Sommermonate Wohnung nahm. Er erlebte nunmehr, wie er es charakteristisch ausdrückt, daß das Blaue des Mittelmeeres die tiefste und wunderbarste Farbe in der ganzen Natur ist. Nachdem er den Sommer in der Umgebung Genua's zugebracht hatte, bezog er im Winter den Palazzo Peschiere. Als er über die stattlichen alten Terrassen, die auf beiden Seiten mit antiken Statuen besetzt waren, hineinzog, spielten sämmtliche sieben Springbrunnen in dem Garten und die Sonne schien hell auf seine Camelienhaine und Orangenbäume. Von seinem Arbeitszimmer aus überblickte er den Hafen von Genua bis auf den Leuchtthurm, der in dunklen Nächten wie durch Zauberei bei seinem jedesmaligen Aufflammen die ganze Vorderseite des Palastes erleuchtete.

Dort war es auch, wo die Idee seines neuen Weihnachtsbuches: „Die Sylvesterglocken" ihm aufging, als das Klingen und Schallen aller Kirchthürme Genua's mit einem plötzlichen Luftzug an einem Morgen überwältigend auf ihn eindrang. Dort, in dem weiten Palaste, dem Denkmale eines ungeheuren vergangenen Luxus und Reichthums, schrieb er dies Buch, das recht eigentlich zum Schutze der Armen geschrieben war. „Und die Moral von Allem ist, daß er eben so gut wie jeder andere Mensch seinen Antheil am neuen Jahre hat, und daß es keiner geringen Mißhandlung bedarf, ehe die menschliche Gestalt in den Armen zerstört wird, daß selbst inmitten ihrer wilden Schlechtigkeit sie noch etwas Gutes triumphirend in ihrem Herzen behaupten kann, wenn auch alle Aldermen in der Welt „Nein" sagen, wie er durch das Leiden seines eigenen Kindes erfahren hat, und daß die Wahrheit Vertrauen zu ihnen ist, nicht Zweifel oder Unterdrückung." Er schrieb dies Buch mit einer inneren Leidenschaft, daß er sagen durfte, es habe sein Gesicht in einem fremden Lande gebleicht.

Und hier tritt wieder ganz deutlich das Wilde und Unbezähmbare in dieser gewaltigen Organisation hervor. Er reist durch Italien nach London, um seinen Freunden die Sylvesterglocken vorzulesen, um den unmittelbaren Eindruck dessen, was er gethan, zu erleben, und verläßt dann sofort wieder England, um nach Genua zurückzukehren. Noch ist eine Skizze erhalten, in welcher man ihn bei Forster auf dem Lehnstuhle mit seinem Manuscripte erblickte, neben ihm das sinnende Gesicht von Carlyle, andere Freunde rings um ihn. Nach einer stürmischen Reise von Marseille aus befand er sich am 22. December 1845 wieder in Genua. Nun sah er Rom und Neapel. Es war ganz in seinem Charakter, daß das Elend und der Schmutz von Neapel ihn mit tiefem Widerwillen erfüllten. Ueber den St. Gotthard kehrte man zurück und Ende Juni 1845 traf er wieder in England ein.

Es ist schwer, sich darüber zu entscheiden, ob dies als das Ende der Jahre des Reisefiebers betrachtet werden kann, denn Dickens blieb nicht ein Jahr in England, dann trieben ihn widerwärtige Verhältnisse hinweg, welche ihm seine Beziehungen zu dem englischen Publicum verleideten. Der Druck, welchen die Nothwendigkeit unaufhörlicher Production auf ihn ausübte, hatte ihn schon vordem zu Versuchen geführt, auf eine Zeitschrift seine

Existenz mitzubegründen; jetzt trat er in ein Zeitungsunternehmen ein. Es ist derselbe Druck, welchem die Romanschriftsteller auch bei uns in Deutschland unterliegen. Die Zeitung, an deren Begründung er mit thätig war, ist die Daily News und von Dickens' Hingabe an alle Gedanken der Reform und der Förderung der niederen Classen empfing dieses Blatt einen Anstoß zu seiner Richtung. Doch gab er schon nach wenigen Tagen die aufreibende oberste Leitung des Blattes auf. Er war sofort entschlossen, wieder in das Ausland zurückzukehren.

Mit dem Beginn des Juni verließ er England und über den Rhein begab er sich nach Lausanne, wo er sich in einer reizenden Villa niederließ. In den Zeiten der Muße konnte Niemand mehr als er die Natur genießen, während er zwischen der Arbeit nach Menschengedränge und den Straßen verlangte. Er blieb in Lausanne vom 11. Juni 1846 bis in den November desselben Jahres hinein. Hier entwarf und schrieb er das neue Weihnachtsbuch — denn er hatte England daran gewöhnt, daß er alljährlich mit einer Festnovelle erschien — und begann einen neuen großen Roman.

Einen höchst interessanten Einblick in die Art, wie die kleine Dichtung in ihm erwuchs, interessant für die allgemeine Frage der Entstehung solcher Werke, erhalten wir in einem Briefe vom 22. Juni 1846: „Eine wunderlich, schattenhaft unbestimmte Idee arbeitet in mir, daß ich ein großes Schlachtfeld irgendwie mit meiner kleinen Weihnachtsgeschichte in Verbindung bringen könnte. Gestaltlose Visionen der Ruhe und des Friedens, welche in späteren Zeiten darüber walten, wenn das Korn und Gras über den Erschlagenen wächst und die Leute am Pfluge singen, schweben so beständig vor mir, daß ich nicht umhin kann zu denken, es möge etwas Gutes darin zum Vorschein kommen, wenn ich hier deutlicher sehe." Nicht weniger interessant ist die an Unvermögen grenzende Schwierigkeit, gleichzeitig mit dem Beginn des großen Romans die Novelle zu schreiben. Und nach außergewöhnlichen Anstrengungen die Schwächlichkeit dieser Novelle, welche daraus entsprang, daß der stärkere Bruder alle Kräfte seiner Imagination an sich zog.

Nach Vollendung des dritten Heftes vom neuen Roman traf er am 20. Nov. 1846 in Paris ein, wo er drei Monate verweilte. Auch hier war es das Studium der Orte, an welchen Verbrechen und Unglück studirt werden können, das ihn besonders anzog; er ging ziemlich oft nach der Morgue; auch die Gefängnisse besuchte er wieder hier. Als an einem der Hefte seines neuen Romans zwei Seiten fehlten, stürmte er selber nach London, sie dort zu schreiben und sofort zurückzukehren. Bald darauf kam er wieder nach England, wo er im Frühjahr 1847 zu London ein Haus miethete; dies war das wirkliche Ende seines Reisefiebers.

VI.

Die Epoche der Reife in dem Schaffen von Dickens hebt an.

Die Neigung zu wilden excentrischen oder niedrigen Charakteren, zu dem Seltsamen und Wunderlichen, welches vorübergehende Anomalien in den Lebensbedingungen hervorbringen, die feste und leichte Hand für die Abrundung von Scenen und die sinnfällige Deutlichkeit der Charaktere: dies Alles entsprang in Dickens aus dem Gange seines früheren Lebens und aus der Natur seiner ersten Beschäftigungen. Auch darin war er ganz Journalist und Reporter in dieser früheren Epoche, daß der Gedanke an die Wirkung auf den Leser ihn auch in der innersten Werkstätte dichterischen Schaffens niemals auf eine längere Dauer verließ; wollte man Schopenhauer glauben, so wären Naturen solcher Art niemals große Dichter; in Wirklichkeit hat auch Shakespeare die Wirkung jeder seiner Scenen auf den Zuschauer zugleich mit der Scene selber gesehen. Immer kehren bei Dickens von der ersten Conception seiner Werke ab Stellen wieder, die seine dichterischen Gedanken nach der Gewalt ihrer Wirkung abmessen. Allen Schriftstellern solcher Art eignet es, daß sie gern zu starken Wirkungen greifen und sicher ist dies der größte Fehler von Dickens. Für einen kleinen Kreis, während es gegenüber der großen Masse seiner Landsleute ein großer Vorzug war. Ein Anderes kam dazu. Die monatliche oder gar wöchentliche Herausgabe einzelner Hefte mußte ihm wünschenswerth machen, jedem solcher Hefte ein eigenes selbständiges Schwergewicht zu verleihen; auch

glaube ich, daß sich hieraus seine Manier entwickelt hat, bei dem Wiederauftreten seiner Figuren gewisse stehende charakteristische Seiten derselben zu wiederholen, was gegenüber Lesern sehr zweckmäßig war, welchen seit Monaten diese Figuren aus dem Gedächtniß verschwunden waren.

Ich muß aber, um das Specifische in dem Genius von Dickens zu verdeutlichen, wieder anknüpfen an die früheren allgemeinen Erörterungen.

Das leidenschaftliche Interesse, die Stärke und Dauer anschaulicher Eindrücke von Handlungen und Schicksalen der Menschen, ihrer Art zu erscheinen, der Widersprüche ihres Lebens, komischer Seiten ihres Wesens: dieses Alles wird in verschiedenen Köpfen auf ganz verschiedene Weise sich äußern. Es ist ein Denken in Charakteren, Schicksalen und Begebenheiten anstatt in abstracten Sätzen, dies ist dasselbe in einem Dickens wie in einem Goethe oder Cervantes; es ist die Natur des erzählenden Genies.

Das Ergebniß einer solchen Natur wird überall sein, daß die Imagination immer wieder zu solchen Bildern zurückkehrt, daß sie in ihnen lebt, daß solche Bilder ein zweites Leben durch sie empfangen, daher für jeden großen Dichter die Gestalten reale Wahrheit haben, die er darstellt. Nun aber wirken alle Verschiedenheiten der Natur von Dichtern auf die besondere Weise hin, wie solche Gestalten sich in ihnen formen und außer ihnen herausgestellt werden. Nennen wir dies einmal inneres Verfahren des Dichters oder die innere Form seiner Werke und ihre äußere Technik. Hiervon ist denn zu unterscheiden, gemäß den früher entwickelten Sätzen, der Inbegriff der Erfahrungen, welche den Inhalt seines ganzen Schaffens bilden, welchen wir als den Erfahrungshorizont eines Dichters bezeichnen. Und Niemand glaube, hiermit die Sache erschöpft zu haben, wenn er nicht den Begriff der Erfahrungen im weitesten Verstande nimmt: die wichtigsten unter ihnen sind jene inneren, welche sich aus dem eigenen Handeln und der Anschauung desselben gestalten.

Es kann sein, daß das Specifische des dichterischen Genius in nichts liegt als in der Stärke, der Genauigkeit, dem Gefühlsgehalt, in dem damit verbundenen Grad von Interesse all derjenigen Eindrücke, die sich auf Charaktere und Schicksale beziehen, zusammenhängend damit in der Realität und Sinnfälligkeit aller hierauf bezüglichen Bilder. Dies ist vielleicht, was den Dichter zum Dichter macht, denn auch die Macht der Erregung in dem lyrischen Dichter ist bedingt durch die Stärke der Gefühle, welche durch Eindrücke hervorgerufen werden. Jedenfalls ist es in erster Linie dasjenige, was die Grundlage des epischen und dramatischen Dichters bildet.

Bietet uns nun unsere heutige Psychologie Mittel, von diesen Elementen ab den Weg der dichterischen Imagination zu verstehen, vermöge dessen Gestalten Leben empfangen, welche andere sind als die der Wirklichkeit? Dieser Wirklichkeit gehören doch alle Elemente; ihr gehören die möglichen Arten ihrer Verknüpfung. Was ist in dem Menschen, hinausreichend über die Association, als welche doch immer wieder nur dieselben Elemente in denselben Verbindungen zurückruft?

Von der gewöhnlichen starren Fassung der Associationsgesetze führt kein Weg zu der Erklärung der Imagination eines Dichters oder eines Künstlers. Aber diese Gesetze sind auch nur der unvollkommene Ausdruck eines Thatbestandes, der in Wirklichkeit unvergleichlich lebensvoller und schöpferischer ist. Wie die Sinneswahrnehmung, als sie näher untersucht wurde, sich weit mehr schöpferisch und lebendig darstellte, als man vorher annahm, so verhält es sich auch mit der Association. Wir sagen, daß unter gewissen Bedingungen ein Eindruck den anderen zurückrufe, und daß dieser letzte alsdann reproducirt werde. Die Feststellung der Bedingungen, unter welchen das geschieht, bildet eine der wichtigsten Aufgaben der inductiven Psychologie: so möchte ich dieselbe lieber, als mit dem Namen der empirischen bezeichnen. Denn die Erklärung dieser Thatsache bildet den Gegenstand einer tiefer liegenden, mit Hypothesen arbeitenden Psychologie. Ob dieselben bald Aussicht haben werden, aus dem Zustande bloßer Hypothesen in den eines Ableitens aus nothwendigen Annahmen zu kommen, könnte bezweifelt werden, wenn man die jetzige Lage der Sache unparteiisch erwägt, denn es ist klar, daß man den Thatbestand der Reproduction einer Vorstellung ganz ebenso aus dem Reste eines physiologischen Vorganges, welcher nur als solcher fortdauert,

als aus einer weiterlebenden unbewußten Vorstellung erklären kann. Dies ist heute die Sachlage; aber der Gang der Wissenschaft kann an irgend einem anderen Punkte einmal zur Entscheidung dieser großen psychologischen Grundfrage führen. Gleichviel; die inductive Psychologie begnügt sich mit der Feststellung der psychischen Thatbestände, ohne heute schon irgend eine Erklärung als die allein mögliche zu behaupten. Aber die Thatsache selber ist vorläufig nicht genau beschrieben. Und weil sie das nicht ist, weil die starre Fassung des Gesetzes der Association nur hellere oder dunklere Reproductionen derselbigen Vorstellung kennt, darum besteht zwischen der Theorie der Association und der Thatsache der schöpferischen Einbildungskraft eine Kluft, welche der Wirklichkeit des Vorganges fremd ist.

In Wirklichkeit besteht zwischen reproducirten Vorstellungen und zwischen Imaginationen eine Reihe von stetigen Mittelgliedern, denn in Wirklichkeit kehrt dieselbe Vorstellung so wenig in einem Bewußtsein zurück, als sie in einem anderen Bewußtsein als ganz dieselbe wieder vorkommt. Streng genommen werden Vorstellungen überhaupt nicht reproducirt. Eine Vorstellung ist, was von einer Wahrnehmung, wenn sie vorübergegangen ist, zurückbleibt.

Fechner unterscheidet in seiner Psychophysik Erinnerungsnachbilder von den Nachbildern einerseits, andererseits von den Erinnerungsbildern. Unter einem Erinnerungsnachbild versteht er die Vorstellung von einem Gegenstande, welche entsteht, wenn nach momentaner scharfer Anschauung sofort das Auge geschlossen und weggewandt wird. Alsdann entsteht eine Vorstellung, die in Zeichnung und Farbe zunächst alle bloßen Erinnerungsvorstellungen übertrifft und nur allmälig in das Undeutlichere verschwimmt.

Schon dies Erinnerungsnachbild ist verschieden von der Anschauung selber. Und zwar kann diese Verschiedenheit nicht als Verdunkelung gefaßt werden; es ist nicht nur, daß die einzelnen Elemente der Anschauung an Bestimmtheit verlieren; vielmehr gehen überhaupt von diesen Elementen viele unter und schon in dem Erinnerungsnachbild ist nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Empfindungselemente mit vorgestellt, welche den vollen Eindruck ausmachen. Diese Auswahl aus den die Wirklichkeit bildenden Empfindungselementen ist so einerseits ein Ergebniß der Geschichte einer jeden Anschauung in der Seele, andererseits liegt ja in ihr die erste Bedingung für jedes künstlerische Nachbild der Wirklichkeit, die erste Bedingung dessen, was wir als Idealisirung bezeichnen.

In dem bloßen Erinnerungsbilde, welches im Vorstellungsverlaufe reproducirt wird, nachdem zwischen der Anschauung und seinem Eintreten andere Bilder auf dem Schauplatz der Seele schon sichtbar waren, treten weitere Abänderungen hinzu. Das Associationsverhältniß, vermöge dessen eine Vorstellung auf den Schauplatz gerufen wird, wirkt auf das Verhältniß, nach welchem Theile reproducirt und andere übergangen werden.

Die räumliche Association reproducirt besonders lebhaft die Raumverhältnisse; rufen Aehnlichkeit oder Gegensatz eine Vorstellung zurück, so wird das Aehnliche oder das Entgegengesetzte besonders lebhaft in seinen Theilen hervorgerufen, während Anderes zurücktritt. Und eine solche Vorstellung erweist sich bei jeder weiteren Reproduction als mitwirkend. Mehr noch; in dem Streben nach deutlicher Vorstellung erleiden die Bilder auch Abänderungen in ihren Elementen; je nach den Einflüssen, welche bei dem Vorstellen thätig sind. Und was wir in dem Verlaufe unseres geistigen Lebens zu reproduciren suchen, was insbesondere von den Erfahrungen der menschlichen Welt von uns reproducirt wird, das sind vor Allem Gesammtvorstellungen, welche unsere einzelnen Wahrnehmungen schon zusammenstellen vermöge eines die Elemente verknüpfenden, also bildenden phantasievollen geistigen Actes. Was andererseits eine Vorstellung in uns bei ihren Reproductionen von weiteren Abänderungen erfährt, ist durch unzählige mitwirkende Elemente bedingt: durch unsere allgemeinen Gesichtspunkte, durch andere Vorstellungen oder Bilder, auf welche sie bezogen wird, durch die wechselnden Färbungen, Licht und Schatten, welche die Stimmungen unseres Gemüthes auf sie werfen. Indem unter all diesen Einwirkungen Vorstellungen reproducirt und Gesammtvorstellungen gebildet werden, sind diese abweichend von den Wahrnehmungen selber durch die Aus

sonderung einer Gruppe von Elementen, aus denen sie gebildet werden, sowie durch die Art der Nachbildung dieser reproducirten Elemente selber, welche sich oft sehr weit von den Wahrnehmungen entfernen, welche zu Grunde liegen. Was aber so umbildend wirkt, ist theils die Richtung der Aufmerksamkeit, welche bestimmte Empfindungselemente erhält, theils der Einfluß anderer Wahrnehmungen, Vorstellungen und Begriffe, theils endlich sind es die Gefühlserregungen, unter deren Macht wieder vorgestellt wird; und so ist schließlich alle Reproduction von Wahrnehmungen und Vorstellungen nach dem inneren Gesetz der bestimmten Seele sich vollziehende Metamorphose. Es giebt kein Gedächtniß, welches nicht auch Einbildungskraft wäre, so wie es keine Einbildungskraft giebt, welche nicht auch Gedächtniß wäre.

Und diese Metamorphose idealisirt, ohne jede besondere Absicht, ohne daß die Seele sich dem Geschäft der Umgestaltung von Bildern mit Bewußtsein hingäbe, unter bestimmten Bedingungen. Wo diese Bedingungen eintreten in einer Seele, wo die Metamorphose unabsichtlich im Laufe dessen, was man Gedächtniß nennt, Gestalten hervorbringt, welche sich zu der Wirklichkeit so verhalten, daß sie die künstlerische Darstellung vorbereiten, da ist eine zweite Bedingung der dichterischen Einbildungskraft erfüllt. Stärke des Gedächtnisses und Sinnfälligkeit des Schauens und Interesse an der Menschenwelt machen so gut den Historiker, den philosophischen Erforscher menschlicher Zustände als den Dichter. Diesem letzteren aber eignet eine mächtige Erregbarkeit der Seele, mit einem Spiele von Gefühlen die Fülle der Lebenseindrücke zu begleiten, durch welche das entsteht, was wir als dichterische Darstellung der wirklichen Welt bezeichnen.

Denn das Wesen der Kunst darf nicht, wie von Seiten der idealistischen Aesthetik geschieht, in dem höchsten Ideal derselben, dessen wir heute fähig sind, gesucht werden. Dies ist ein Fehler, welcher allen allgemeinen Theorien der moralischen Welt eigen ist, die von deutschen Philosophen in der jetzt abgelaufenen Epoche entworfen sind. Es ist nicht gestattet, das, was in irgend einem Zweige der moralischen Welt sich unter den günstigsten Bedingungen geschichtlich entwickelt hat, als Antrieb zurückzuverlegen in die ganze Reihe der diesen Zweig ausmachenden Erscheinungen; die Kunst ist überall, wo etwas, sei es in Tönen oder in einem festeren Material, hingestellt wird, welches weder die Wirklichkeit abbilden oder erklären, noch selber in Wirklichkeit übergeführt werden soll; sie ist also überall, wo eine Vorstellung in irgend einem Material fixirt, als solche, abgesehen von jeder Beziehung zur Wirklichkeit, das Interesse des Anschauenden befriedigt. Bloße in irgend einem Material fixirte Vorstellung, welche als solche interessirt; dies bildet überall ihre Natur. Von den Götzenbildern der Neger, welche mit abschreckender Treue die Eigenthümlichkeiten der afrikanischen Race wiedergeben, von den Umrissen von Menschen, Rennthieren, Seehunden und Walfischen, mit welchen die Eskimos ihre Waffen bedecken, von den graziösen Spiralen und geometrischen Mustern, welche die Polynesier entwerfen, bis zu den höchsten Schöpfungen Shakespeare's, Michel Angelo's, Goethe's und Raphael's ist ein umfassendes Reich sich fortbildender umwandelnder Darstellung, welcher Ein Merkmal gemeinsam ist, daß eben Darstellung als solche Befriedigung gewährt.

Fragt man nun, wie dies überhaupt möglich sei, so ist die ganze Voraussetzung diese, daß Vorstellungen ganz an und für sich eine angenehme Erregung in dem Beschauer hervorbringen, der sie in irgend einem Material ausgedrückt findet. In dem Gewebe unseres geistigen Lebens laufen die Fäden sehr verschlungen. Freude an der treuen Abbildung eines Wirklichen, welche der Neigung das Wirkliche zu erfassen eingeordnet ist, waltet hier überall; aber das mächtigste aller Motive liegt in der Verknüpfung von Vorstellungen mit der Erregung unseres Gemüthes. Was sind denn die Elemente aller Dichtung des Tragischen, des Erhabenen, des Rührenden, des Komischen Anderes als die verschiedenen Weisen, in welchen unser Gemüth von menschlichen Schicksalen und Gestalten erregt werden kann? So viel solcher Formen, so viel Urelemente so zu sagen der inneren Poesie des menschlichen Herzens und der poetischen Gestalten, welche durch die Weltgeschichte schreiten.

Die besonderen Aufgaben des großen

genialen Erzählers haben in besonders augenfälliger Weise zur Voraussetzung, daß die Welt von Handlungen und Charakteren, in welchen er lebt, von leidenschaftlichen Bewegungen seines Gemüths begleitet sei. Hier also wird eine neue Grundeigenschaft in dem Genius des großen Erzählers erwartet werden müssen. Die Mächtigkeit, in welcher die Menschen und die Vorgänge, in Wirklichkeit und in Vorstellung, von seinem Gemüth ergriffen werden, wie sie tragisch, erhaben, komisch, rührend seine Seele bewegen: dies setzt einige besondere Züge in seiner Organisation voraus. Ist doch das Ursprüngliche in dem Interesse, das eine Erzählung einflößt, dies, daß sie überhaupt eine starke Wirkung auf das Gemüth hervorbringt. Das vielverschlungene Gewebe der Handlungen muß in ihm wie in dem Hörer wechselnde, aber immer starke Wirkungen hervorbringen. Um so mehr, je breiter und realistischer er die Charaktere und Begebenheiten in sich trägt und darzustellen Antrieb findet. Der breiten moralischen Welt gegenüber ist keine Möglichkeit einer einfachen Stimmung.

Es eignet jedem Künstler, daß er in Wahrnehmungen und Vorstellungen ohne Rücksicht auf die praktische Tragweite dessen, was um ihn vorgeht, auch ohne Rücksicht auf das theoretische Verständniß irgend eines Theiles der Wirklichkeit lebt. Es ist ihm eigen, daß an und für sich Wahrnehmungen und Vorstellungen irgend eines Theiles der Welt sein Gemüth bewegen, erfüllen, befriedigen, beseligen. Es muß ihm eignen, daß seine Gefühle und inneren Bewegungen stark und tief, daß sie aber nicht an seine persönlichen Interessen gebunden sind, sondern auf die objective Welt sich beziehen.

(Ein zweiter Artikel folgt später.)

Literarisches.

Wanderstudien aus der Schweiz. Von Eduard Osenbrüggen. Fünfter Band. Schaffhausen, Verlag von C. Baader.

Dieses fünfte Bändchen, welches wir dem bekannten Mitgliede des Alpenclubs verdanken, zeigt die Frische und das Wanderbehagen der früheren. Besonders interessirt hat uns das Capitel über die Aemter und Titel in der Schweiz. Es ist bekannt, daß die Schweizer auf ihre republike Einfachheit in dieser Beziehung stolz sind. Osenbrüggen zeigt, daß die allgemeine menschliche Eitelkeit auch hier sich Bahn bricht. „Am häufigsten hört man in der Schweiz den Titel Präsident, welcher allen möglichen Berufspflichten verliehen wird. Man findet neben Bundespräsidenten, Obergerichtspräsidenten, Stadt- und Dorfpräsidenten auch Präsidenten der Armenpflege, des Handwerkervereins oder auch gar eines Musikvereins. Komischer noch macht sich das Betiteln der Frauen daselbst; es muthet einen Fremden wunderlich an, wenn er einen Schweizer sagen hört, Frau Feuerspritzenhauptmann, Frau Alt-Zunftrichter, bringen Sie mir einen Schoppen. Die Frauen sind denn auch nicht wenig stolz und eifersüchtig auf die Ehrentitel ihrer Männer. In Basel sagte eines Tages eine Frau zu ihrer Nachbarin: „Mein Mann hat auch ein Amt bekommen.“ „Nun, was ist es denn.“ „Er ist Hundestüpfer am Münster geworden.“ „Bringt das etwas ein?“ „Nein, es ist nur um die Ehre.“ Der Mann war doch in eine öffentliche Stellung vorgerückt; als Hundestüpfer hatte er das Amt, während der Kirchenzeit die Hunde von der Kirche fern zu halten. Ob sich die Frau um die Ehre „Frau Hundestüpfer“ nennen ließ, weiß ich nicht. Einer anderen hübschen Anekdote wollen wir erwähnen: Von zwei Brüdern in Schwyz, die mit ihren Frauen in demselben Hause wohnten, wurde der eine durch den Cantonsrath zum Substituten des Criminalgerichts gewählt, der andere in die Kirchengemeinde zum Gemeinderath und dieser wurde zugleich Präsident der Armenpflege. Der Erstere schaffte sich gleich einen neuen Cylinder an, was die Frau des Bruders als Hochmuth taxirte. Es entstand ein Streit der beiden Frauen, welches Amt höher sei. Die eine behauptete, die Wahl durch das Volk stehe höher, die andere betonte, daß der Cantonsrath die Intelligenz des Volkes repräsentire; darauf erwiederte jene mit scharfer Logik, der Cantonsrath sei ja auch vom Volk gewählt.“ Gern wird der Tourist in diesem Buch seine Wege voraus durchmessen oder auch in Wintertagen in der Erinnerung noch einmal durchwandern.

Die Amalungen. Ein Gedicht von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Die glänzenden Eigenschaften Dahn's machen sich auch in diesem epischen Gedichte geltend: historische Kenntnisse ersten Ranges, eine reiche und leidenschaftliche Phantasie und eine hohe Vollendung der Form. Unsere Literatur darf große Hoffnungen von diesem Manne hegen, der wie mit plötzlicher Gewalt sich seine Stelle in ihr erobert hat.

Die Republik Costa-Rica in Central-Amerika.

Von

H. Polakowsky.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Schluß.)

Das Zuckerrohr wird in großer Menge im Lande cultivirt, obgleich Zucker nicht exportirt wird, im Gegentheile aller weißer Zucker, der im Lande consumirt wird, kommt aus England oder den Vereinigten Staaten. Die Cultur dieser köstlichen Graminee bezweckt hier nicht nur die Gewinnung des braunen Rohzuckers, dulce genannt, welcher von den Eingeborenen seines intensiven Geschmackes wegen dem besten weißen Zucker vorgezogen wird, sondern das Rohr, d. h. die Halme mit den oberen Blättern, dienen auch zur Fütterung des Viehes, besonders der Zuchtochsen und Stiere. In der trockenen Jahreszeit, wenn das Gras und andere Futterkräuter auf den Savannen versengt und großer Futter- und Wassermangel herrscht, ist die schwerste Arbeit für die Zugthiere, es ist dies die Zeit der Exportation des Kaffees, wo viele hundert Carreten fortwährend von San José oder Alajuela nach Puntarenas hin- und zurückgehen. Alle diese Zugthiere werden mit Zuckerrohr gefüttert. Oben auf der Last jeder Carrete liegt ein großes Bund Zuckerrohr; mit der Machete entfernt der Treiber die sehr harte Rindenschicht, und dann fressen die Thiere die weiche, weiße, saftige Markschicht des Inneren mit Begierde. Aber auch für die Menschen, die Treiber selbst, dient der Saft des Zuckerrohres zur Erfrischung auf dem staubigen, anstrengenden Wege, fast immer sieht man die Treiber, wenn sie nicht Cigarretten rauchen, ein Stück Zuckerrohr kauen. Gute Zähne gehören allerdings hierzu.

Ernte und Saatzeit giebt es für das Zuckerrohr nicht. Das ganze Jahr hindurch kann man Felder anlegen. Zu diesem Zwecke genügt es, die Halme in ca. 4 Zoll tiefe Furchen, welche ein meist sehr roh, oft fast ganz aus Holz gearbeiteter Pflug aufreißt, zu legen, aus jedem Knoten, jeder Blattachsel kommt ein Schoß. Ja die Fruchtbarkeit von Boden und Klima ist hier so groß, eine sorgfältige Cultur so wenig nothwendig, daß selbst die Rindenstücke, welche die Treiber bei der Schälung der Halme zu Boden fallen lassen, die Knospen entwickeln, Wurzeln und Schosse treiben!

Wenn die Halme des Zuckerrohres eine Höhe von 8 bis 10 Fuß erreicht haben, was meist in zehn Monaten der Fall ist, so werden dieselben, noch ehe sich die Blüthen entwickeln, abgehauen und entweder zum Viehfutter oder zur Fabrication von Rohzucker verarbeitet. Der unterirdische Stock

wächst weiter, treibt neue Schosse aus der Achsel der entwickelten Niederblätter, und so genügt eine einfache Anlage für eine lange Reihe von Ernten. Es ist besser, alle 10 bis 15 Jahre neue Triebe zu legen, die alten zu entfernen oder durch Abschneiden der Vegetationsspitze zu tödten, dies geschieht aber nur auf wenigen Haciendeu.

Da man zu jeder Jahreszeit Felder anlegt, so giebt es auch in allen Monaten zum Abhauen reife Halme. Allzu jung gehauen, sind dieselben schädlich für das Vieh, geben auch weniger Zucker. Mit der Entwicklung der Inflorescenz nimmt aber auch natürlich der Zuckergehalt ab, und ich habe blühende Exemplare nur in Angostura, am östlichen Abhange der Cordilleren gesehen. Es war dies ein Feld, welches den Bedarf an Futter für die Kühe ꝛc. lieferte (auch die Schweine fressen die Halme des Zuckerrohres mit großer Begier) und welches nicht zur rechten Zeit abgeerntet werden konnte. Da der Gebrauch des Zuckerrohres so allgemein, so nothwendig ist, so findet man dasselbe im kleinsten Garten des ärmsten Mannes zusammen mit Bananen und Mais. Diese drei Pflanzen geben die Hauptnahrung für Menschen und Thiere hier zu Lande. Das Zuckerrohr gedeiht sehr gut im warmen Klima, etwa bei Alajuela, San Mateo und Atenas, weniger gut bei San José. Bei Cartago wird nur wenig gebaut.

Rohzucker wird nur auf großen Haciendeu, wo eigene Vorrichtungen dafür vorhanden, dargestellt. Die hierfür vorhandenen Apparate sind meist sehr roh, erfordern dringend viele Verbesserungen. Meist hölzerne Walzen werden durch Wasserkraft oder durch Ochsen gedreht und zerquetschen die Halme. Dies geschieht kurze Zeit nach der Ernte. Die hölzernen Walzen müssen allgemein durch eiserne ersetzt werden, auch wäre die Anwendung der Dampfkraft sicherlich sehr lohnend. Den Preßrückstand, die mehr oder weniger saftlosen Halme, welche man lange Zeit hindurch verwarf, verwendet man jetzt, wo das Brennholz auf der Hochebene bereits durch Ausrottung der Wälder sehr theuer geworden, zur Heizung der Eindampfkessel. Man kocht den Saft in großen eisernen Kesseln ein, füllt die breiige halbfeste Masse noch heiß in die kleinen, konischen Holzformen, welche der Melasse den Abfluß gestatten, und erhält so eine sehr dunkelbraun gefärbte, unreine, sehr süß und schleimig schmeckende, krystallinische Masse, das sogenannte Dulce. Jedes der Brote, welche einem Kegelabschnitte parallel mit der Basis gleichen und 2 bis 3 Zoll hoch sind, wiegt etwa drei Pfund. Die Ausbeute an Zucker ist groß, wenn derselbe auch unrein ist. Dieser Rohzucker gefällt aber im Geschmacke der großen Mehrzahl der Einwohner besser als der weiße Zucker. Letzterer wird so billig vom Auslande geliefert, daß die Versuche, den im Lande gewonnenen Zucker vollständig zu reinigen, aufgegeben worden sind.

Das Verfahren der Verwerthung des Zuckerrohres zur Gewinnung von Zucker ist gewiß sehr einfach, nur durch die Reinheit des Zuckersaftes, welcher nur wenig Salze enthält, ermöglicht. Dieser wird deshalb hier ohne alle Zwischenarbeiten eingekocht. Es existirt also nur Verlust an Zucker bedingt durch die schlechten Preßmethoden, dagegen kein Verlust durch Reinigung oder Nichtkrystallisiren. Man nimmt an, daß im Zuckerrohre 18 Proc. Zucker enthalten, hiervon bleiben ca. 8 Proc. in der Bagasse, die Läuterung und Abschäumung raubt 2,5, in der Melasse bleiben 3 Proc.; diese 5,5 Proc. gehen aber in Costa-Rica nicht verloren, weil man den Saft sehr dick, fast zu einem krystallinischen Brei einkocht, und die abfließende Melasse immer neuen Saftmassen zusetzt.

Die Halme des Zuckerrohres bleiben in anderen Ländern oft 12 bis 16 Monat stehen, ehe sich die Blüthen bilden, und erreichen dann eine Höhe von 10 bis 15 Fuß, hier in Costa-Rica steht es nie länger als 10 bis 12 Monat. Die Halme sind oft verschieden gezeichnet, besonders an den Knoten zeigen sich oft andere, abnorme Farben wie blau oder violet, oft sind ganze Stücke, Internodien, gelb oder roth gefärbt.

Außer diesem gewöhnlichen Rohzucker gewinnt man auch nach einer wenigstens etwas besseren Methode einen anderen Zucker, welcher besser, reiner schmeckt, und zur Syrupsfabrication verwendet wird. Der Verbrauch an Syrup für die Erfrischungen (frescos) ist ein großer im Lande. Zur

Gewinnung dieses reinen Zuckers neutralisirt man den Saft sofort mit Kalkhydrat, und setzt beim Eindampfen Eiweiß oder Ochsenblut zu, und schäumt fleißig ab. Dieser Schaum wird zum Mästen der Schweine benutzt. Diese bessere Zuckersorte kommt meist in großen Kegeln, nach Form unserer Zuckerhüte, im Gewichte bis zu 25 Pfund, in den Handel.

Zur Spiritus-, Rum- und Liqueur-Fabrication gewinnt man hier den Alkohol gleichfalls aus Dulce (Rohzucker). Es giebt nur eine Brennerei im Lande, diese befindet sich in San José, gehört der Regierung, wurde von zwei Deutschen seit ca. 20 Jahren geleitet, und ist, wie wir aus den obigen Tabellen ersehen haben, eine der Haupteinnahmequellen der Regierung. Die Fabricationsmethode ist eine sehr einfache. Der Rohzucker wird in warmem Wasser in großen, bedeckten Holzbottichen gelöst, nach 3 bis 4 Stunden beginnt, ohne weiteren Zusatz von Hefe, die Gährung, welche sehr stürmisch verläuft. Man läßt nach Beendigung derselben die Flüssigkeit sich durch Absetzen im Bottiche möglichst klären, und bringt dieselbe dann in die Destillirblase. Den Satz der Bottiche, sowie den Rückstand in der Destillirblase, welche ein werthvolles Viehfutter liefern würden, läßt man in den Fluß laufen! Niemand will dieselben verwerthen! Den Eingeborenen ist der Nährwerth dieser Abfälle nicht bekannt, gegen jede Neuerung sind dieselben mißtrauisch und scheuen deshalb die Mühe und die geringen Kosten, um diese Abfälle nur abholen zu lassen. Die Kessel in der Brennerei werden mit Holz gefeuert; die große Menge Asche, welche hier gewonnen wird, wäre gleichfalls von hohem Werthe für die Landwirthschaft, ließe sich besonders auf Wiesen zu Anfang der Regenzeit mit gutem Erfolge verwenden, wird aber gleichfalls verworfen. Die Weinflasche Branntwein (fuselhaltig) kostet 5 Real, Rum, reiner 95-proc. Spiritus, sowie die verschiedenen Liqueursorten 1 Dollar pro Flasche.

Kehren wir jetzt, nach der Betrachtung der Cultur der drei gewöhnlichsten Culturpflanzen, einen Augenblick zur Urbarmachung von wildem Terrain und den dabei wichtigen Momenten zurück.

Das Urbarmachen, d. h. das Umhauen der Bäume und Abhacken des Gestrüppes auf einer Manzana erfordert nach M. Wagner und C. Scherzer die Arbeit eines Mannes auf acht Tage, und verursacht 5 bis 10 Dollars Kosten. Dies ist richtig, was die Arbeitsleistung anbetrifft, für die weniger dichten, mehr parkartigen Urwälder der Hochebenen und des Westabhanges; in den furchtbaren Urwäldern der Ostseite aber erfordert diese Arbeit mehr Leute. Das Pflanzengewirr ist daselbst meist so dicht, so verworren und verflochten, daß bei der Fällung der Bäume mehrere zugleich in Angriff genommen werden müssen, welche innig mit einander verschlungen und durch Pflanzenketten vereinigt sind. Zudem liegen hier auch die Ortschaften so zerstreut, sind die Wege so schlecht, daß schwerlich ein Arbeiter allein sich an diese Arbeit machen würde: im Falle eines Unglückes, einer Verwundung, wäre er verloren. Ist das Terrain aber weniger schwierig, so geht der Arbeiter des Morgens mit einem Gefäße voll Wasser oder Kaffee, ein kärgliches Frühstück in der Tasche, die Machete an der Seite, die Axt auf der Schulter, an die Arbeit. Er betrachtet den zu fällenden Baum von allen Seiten, sucht die Seite zu finden nach welcher der Baum voraussichtlich fallen wird, fallen muß. An der entgegengesetzten Seite fängt er zu schlagen an, bald senkt sich der Wipfel des Baumes mehr und mehr, um endlich mit furchtbarem Getöse, die darunter stehenden Bäume und Sträucher zerschmetternd, zu stürzen. Das Gekrache der stürzenden Waldriesen ist auf mehrere Meilen hin in der feierlichen Stille des Urwaldes zu hören, Menschen und Thiere werden durch dasselbe erschreckt. Nachdem die Bäume gefällt, wird das Unterholz mit der Machete völlig entfernt, die stärkeren Aeste von den Stämmen der Bäume getrennt, und die erste Arbeit ist gethan. Später verfährt man wie oben angegeben. Bäume und Gesträuch bleiben natürlich an der Stelle liegen, wo sie gefallen. Macht ein einzelner Mann eine derartige Arbeit, reinigt er eine Manzana in dieser Weise in acht Tagen, so muß man demselben 8 bis 12 Dollars bezahlen, je nach der Entfernung von bewohnten Ortschaften. Sollen die gewonnenen Holzmassen als Nutz- oder Brennholz Verwerthung finden, so müssen dieselben hierfür zugerichtet

werden, und dann werden die Kosten natürlich viel bedeutender. Ergeben die Kosten dieser Arbeiten und des Transportes bis zur nächsten Ortschaft, wo das Holz verwerthet werden kann, eine geringere Summe als der Preis, welcher für das Holz erzielt wird, so geschieht die Verwerthung desselben, man verbrennt alsdann nur die Abfälle, dürren Zweige &c. In den dichten Urwäldern gehen erst eine Abtheilung von Leuten mit Macheten in den zur Cultur vorzubereitenden Theil, um das niedere Gestrüpp, die Schlingpflanzen &c. möglichst zu entfernen, erst nachdem dies geschehen, werden die großen Bäume mit der Axt in Angriff genommen. Mit dem Ausgraben der Baumstümpfe belästigt man sich nicht; die später aus demselben entsprossenden Schößlinge werden entfernt, oder wenn thunlich, sucht man den Stumpf durch Feuer zu tödten.

Nach dem Niederbrennen, welches bei weniger wildem Terrain nur einmal nothwendig, kann man nicht sofort das gewonnene Terrain zu Viehweiden benutzen, nicht mit Grassamen besäen, es ist dazu noch nicht rein genug, die Samen würden zum großen Theile ersticken. Man säet gewöhnlich erst Mais, oder — wenn das Terrain sehr humushaltig — Bananen, brennt nach der Ernte desselben nochmals das ganze Gebiet ab, und kann alsdann zur Aussaat von Wiesenpflanzen schreiten. Hier säet man gewöhnlich größere Mengen derselben Grasart, nicht im Gemisch wie in Europa. Es ist dies ein offenbarer Fehler.

Den theuren Arbeitslöhnen, bedingt durch den Mangel an genügenden Arbeitskräften, versuchte man in neuester Zeit abzuhelfen durch Herbeiziehung europäischer (spanischer) Einwanderer und durch Importation von Chinesen. Ueber den Erfolg dieser Versuche giebt der Bericht des Finanzministers, welchen ich hier folgen lasse, die beste Auskunft.

„Eine der Calamitäten, welche die landwirthschaftliche Industrie von Costa-Rica, die wichtigste Quelle des Nationalreichthumes, hauptsächlich bedrücken, ist der Mangel an Arbeitern, welcher die Arbeitslöhne fabelhaft erhöht, und den Gewinn des Landmannes bedeutend verringert hat. Dies wäre ein Gewinn statt eines Verlustes, wenn Alles im selben Verhältnisse geblieben wäre, denn der positive Reichthum ist derjenige, welcher sich unter alle Classen vertheilt, und das nothwendige Gleichgewicht zwischen Production und Consum herstellt.

„Um diesem Mangel abzuhelfen, wandte sich die ausübende Gewalt der Regierung zuerst an Spanien, daselbst Arbeiter suchend, welche ihr, wegen Gleichheit der Sprache und Religion, passender erschienen, als andere europäische Arbeiter.

„Der Versuch entsprach nicht den gehegten Hoffnungen, und darauf entschloß sich die Regierung die chinesische Einwanderung zu protegiren trotz des Widerwillens, welchen diese Race einflößt.

„Von diesem Versuche ist die Regierung aber noch weniger befriedigt als von dem ersteren. Die Chinesen haben Laster, welche im höchsten Grade gefährlich für unsere Sitten sind, zugleich haben dieselben Fehler der Organisation oder der Race, welche noch gefährlicher für die Gesundheit unseres Volkes werden können. Die Meisten sind Spieler und Diebe, nicht gewohnt zu gehorchen, grausam und rachsüchtig, wenn sie sich in größerer Anzahl und Stärke befinden. Das Laster des Opiumrauchens und die Neigung zum Selbstmord bewirkt, daß sie das Leben verachten, und macht sie besonders für den Dienst im Hause sehr gefährlich. Was die organischen Fehler betrifft, so hat die Erfahrung gezeigt, daß die chinesische Race in sich den Keim zu einer Krankheit trägt, welche der Menschheit viel Schaden bereitet hat und bereitet, und welcher, wie es scheint, durch die Vereinigung mit unserer Race, sich in todtbringender Weise hier entwickelt.*

„Aus diesen Gründen erlaubt die Regierung keine weitere chinesische Einwanderung, und ist jetzt bestrebt, die Contracte der jetzt anwesenden Chinesen aufzuheben, und dieselben zum Bau der Eisenbahn zu verwerthen. Obgleich die Chinesen gute Arbeiter sind, sind dieselben doch werthloser und theurer als die Arbeiter aus dem Lande.“

Es sind ca. 600 Chinesen in Costa-Rica, dieselben werden von den Landbewohnern allgemein verabscheut, können nie sich mit der Bevölkerung vermischen. Der Bericht des Ministers ist interessant und wichtig,

* Es ist hiermit die Syphilis gemeint.

weil man in neuester Zeit in verschiedenen spanischen Ländern zur Importation von Chinesen seine Zuflucht zu nehmen gedenkt. Auch Herr P. Lévy räth zu derselben für Nicaragua an.

Die Tabackscultur ist unbedeutend in Costa-Rica. Da der Taback, welcher hier gewonnen wird, gut, sehr stark und aromatisch ist, so war die Nachfrage nach demselben groß, und er erfreute sich eines guten Rufes in den Nachbarrepubliken.

Der Tabacksbau war früher Monopol der Regierung, dieselbe gab darauf den Anbau frei, um den Export, die Production desselben zu heben und zu vermehren. Jetzt gingen aber viele der Haciendenbesitzer von den bisher befolgten Culturmethoden ab, gewannen so mehr aber viel schlechteren Taback, die Nachfrage nach demselben hörte auf, die Preise fielen. So sah sich die Regierung gezwungen, den Anbau abermals zum Monopol derselben zu machen, und bei hoher Strafe die Cultur des Tabacks gänzlich zu verbieten. Die wenigen in der Republik befindlichen Tabackspflanzungen werden auf Kosten der Regierung erhalten, dieselbe verkauft den Taback ziemlich billig. Derselbe ist gut, verliert aber durch die schlechte Methode der Verarbeitung viel an Aroma. Die berühmtesten, größten Tabackspflanzungen befinden sich in der Provinz Cartago, am Abhange des Irazu, nahe bei der Ortschaft Chilcagre, in einer Höhe von 6000 bis 7000 Fuß. Eine bedeutende Höhe, welche ein so gutes Gedeihen der Pflanze kaum erwarten läßt.

Die daselbst befolgte Culturmethode ist die folgende: auf fruchtbarem, lockerem, schattigem Terrain säet man zu Beginn des April ziemlich dicht; wenn die Pflanzen 2 bis 3 Zoll hoch sind, werden sie auf die eigentlichen Felder in Entfernungen von je 1 Vara (= 84 Centimeter) verpflanzt. Im Verlaufe der Entwickelung nimmt man die ersten, unteren Blätter immer ab, dieselben geben eine geringere Sorte von Taback. Ehe der Blüthenstand zur Entwickelung kommt, wird derselbe mit der Spitze der Pflanze entfernt, so das Wachsthum der Hauptachse beendet. Von den Blättern läßt man fünf bis acht an jeder Pflanze, je weniger Blätter an derselben, um so stärker wird der Taback. Bald fangen jetzt, wo der Hauptstock geköpft, die Seitentriebe stärker und schneller sich zu entwickeln an, aus der Achsel jedes der Blätter entspringt ein Zweig. Auch diese werden entfernt. Im October oder November ist die Ernte, man nimmt dann die Blätter ab und trocknet dieselben, indem man die Blattstiele auf Fäden zieht, an schattigen Stellen. Wenn man noch bedenkt, daß die Felder alle Morgen abgesucht werden müssen, um die Raupen, welche dieselben mit Vorliebe befallen, zu entfernen, so leuchtet ein, daß diese Cultur eine sehr kostspielige, mühsame ist. Aber ohne pünktliche Ausführung aller dieser kleinen Arbeiten, und häufige Entfernung des Unkrautes, ist das Product minder werthvoll.

Der Export des Tabacks ist jetzt sehr unbedeutend, es werden viel fertige Cigarren aus San Salvador und Cuba eingeführt, desgleichen aus Hamburger Fabriken. Alle importirten Cigarren, mit Ausnahme derer aus Salvador, welche sehr schlecht gearbeitet und von geringer Qualität, sind sehr theuer, die kleinen, guten Cigarren des costaricanischen Tabacks aber sind sehr billig.

Der größte Theil des im Lande gewonnenen Tabacks, besonders die geringeren Sorten, wird, klein zerschnitten, zu Papiercigarretten verarbeitet. Diese sind sehr dünn, an beiden Seiten geschlossen und werden sehr billig verkauft. Die Eingeborenen rauchen fast den ganzen Tag und zwar nur Cigarretten, auch die Frauen. Eine Hauptbeschäftigung der Frauen, auch der besten Familien, ist die Anfertigung und Vertilgung dieser Papiercigarren.

Zur Bereitung von Cigarren feuchtet man die Blätter an, rollt die Cigarren, welche eine sehr unschöne, ungleiche Form erhalten, zusammen, und trocknet die feuchten Cigarren möglichst schnell in der stärksten Sonne, um dieselben bald zum Verkaufe bringen zu können. Bei etwas rationellerer Behandlung und Fabricationsmethoden würde der Taback und die Cigarren Costa-Ricas bald einen geschätzten Exportartikel geben, eine ausgedehnte Cultur des Tabacks verspricht dem Lande eine neue Quelle des Reichthums zu eröffnen.

Man ging in neuerer Zeit damit um, das Tabacksmonopol wenigstens insoweit aufzuheben, als man die Einfuhr des zerschnittenen Tabacks auch für Privatleute freigab. Ein Decret vom August 1875

bestimmte die Höhe des Zolles für jedes Pfund zerschnittenen Tabacks auf 85 Centavos (ca. 3 Mk. 50 Pf.), gewiß ein sehr hoher Satz! Aber selbst diese enorme Abgabe genügte nicht, man befürchtete Abnahme des Consums des im Lande gewonnenen Tabacks, und zog schon im December 1875 dieses Decret zurück, verbot aufs Neue die Einfuhr von geschnittenem Taback. Der Preis pro Pfund zerschnittenen Tabacks aus Nicaragua wurde vom Finanzminister auf 1 Dollar 30 Centavos festgestellt, d. h. für diesen Preis war derselbe in den privilegirten Niederlagen der Regierung zu haben.

Tabackspflanze.

Die Güte des Productes ist bei keiner anderen Pflanze so direct abhängig von der Natur des Bodens als beim Taback. Der Taback bedarf eines Terrains, welches sehr reich an leicht löslichen mineralischen Bestandtheilen. Bekanntlich giebt der Taback bis 27 Proc. Asche, und diese ist sehr reich an Kali, Kalk, Kieselerde und Eisenphosphat. Ein sehr reiches, viel Humus und Ammoniaksalze enthaltendes Terrain ist nicht zur Cultur des Tabacks geeignet, erzeugt viele Blätter, aber diese sind von

geringer Qualität und enthalten sehr viel Nicotin. Interessante Angaben über diese Fragen, sowie über den Nachtheil, welchen der Gebrauch des Guano auf Cuba verursacht hat, finden sich in einem Werke von A. Reynoso über Cuba.*

Er räth zur Anwendung des thierischen Düngers, um dem Boden einen möglichst großen Bruchtheil der durch jede Blatternte entfernten Mineralstoffe zurückzu

Cacaobaum.

geben. In Costa-Rica, wo das Vieh frei umherläuft, kann hiervon nicht die Rede sein. Eine Erschöpfung des Terrains hat sich noch nicht bemerkbar gemacht. Allzu fruchtbar sind die Felder, wo Taback cultivirt wird, auch nicht, man hat auch in Costa-Rica die Erfahrung gemacht, daß auf den Hochebenen, wo die Erdschicht, welche die vulcanischen Gesteinsmassen bedeckt, oft fünf Meter und mehr Mächtigkeit erlangt hat, und selbst in größerer Tiefe viel Humus enthält, der Taback nach Qualität nicht gut gedeiht, keine werthvollen, aromatischen Blätter giebt.

Das zur Tabackscultur benutzte Terrain ist hoch gelegen, die Erdschicht ist schwach, verhältnißmäßig humusarm. Es scheint also, als wenn diese, durch Verwitterung poröser vulcanischer Gesteine entstandene Erde sehr reich an leicht löslichen Mineralstoffen sei; man giebt dem Boden, wo schon seit mehr als 50 Jahren Taback gebaut wird, keinen directen Ersatz für den Verlust. Die alten Stengel 2c. läßt man allerdings auf den Feldern verfaulen, oder verbrennt dieselben daselbst.

Leichte Regengüsse, die der Entwicklung des Tabacks so günstig sind, fallen hier, am Abhange des Irazu, sehr häufig.

* Apuntes acerca de varios cultivos cubanos. Par D. Alvaro Reynoso. Madrid 1876.

Von Getreide ist stets nur Weizen cultivirt, aber auch dieser ist jetzt gänzlich eingegangen, oder die Cultur desselben ist doch sehr unbedeutend. Das Weizenmehl kann nicht so billig hier gewonnen werden, als es von Chili und Californien geliefert wird, auch fehlt es an guten Mühlen und Siebvorrichtungen zum Reinigen des Mehles. Anbauversuche mit Hafer und Gerste sind nur selten gemacht, haben aber stets negative Resultate geliefert, man hat dieselben bald gänzlich eingestellt. Weizen wurde früher bei Alajuela und Heredia gebaut; in beiden Städten, respective in deren Umgebung, habe ich aber vergebens im Jahre 1875 nach Feldern gesucht und gefragt; von den verschiedensten Seiten wurde mir versichert, daß der Anbau aus den oben angegebenen Gründen gänzlich eingestellt sei. Der Weizen soll drei Ernten im Jahre gegeben haben bei Heredia, nicht hoch im Halme gestanden, aber schöne Aehren getragen haben. Bei San José hatte in neuerer Zeit ein deutscher Gärtner Versuche angestellt, hatte aber, wie er mir sagte, üppige Blattbildung und kleine Aehren erhalten, auch hätte der häufig drei bis vier Tage anhaltende Regen die Befruchtung zum Theil verhindert, und starke Pilzentwicklung und Krankheit erzeugt.

Da Chile und Californien zu billigen Preisen gutes Weizenmehl liefern, und die theuren Arbeitslöhne und unzulänglichen Mahlvorrichtungen Costa-Rica's eine Concurrenz hiermit nicht gestatten, so ist man eben allgemein zur lohnenderen Kaffeecultur übergegangen. Der Boden dürfte auch bei San José zu reich, der Niederschlag zu bedeutend sein, um das Getreide zur normalen Entwicklung und Körnerreife gelangen zu lassen. Hinter Heredia, bei Barba, ist das Terrain weniger fruchtbar, höher gelegen, die Niederschläge geringer. Wagner und Scherzer geben an, daß Weizen in kleinen Mengen bei Alajuela und Heredia cultivirt werde, und sieben- bis zehnfältigen Ertrag gebe, die Anzahl der Ernten in einem Jahre geben sie nicht an. Zu dieser Zeit (1853) wurde auch Weizen, der im Lande gewonnen, auf den Markt zum Verkaufe gebracht; dies ist jetzt nicht der Fall.

Die oben angedeutete stetige Veränderung des Klimas auf der Hochebene scheint die ungünstigen Ernte-Ergebnisse der letzten Jahre zu erklären, die Temperatur ist zu hoch, die Pflanze wächst zu schnell, ist zu üppig, und hierdurch leidet die Blüthenentwicklung und normale Ausbildung und Reifung der Körner.

Cacao wird jetzt nur wenig in Costa-Rica cultivirt. Alle Pflanzungen befinden sich auf der östlichen Seite des Landes, die wichtigsten im Matinathale, einige auch am Rio Zarapiqui. Ich habe dieselben leider nicht selbst besuchen können, muß mich also darauf beschränken, nach mündlichen Berichten eine kurze Schilderung dieser Anpflanzungen zu geben. Die Culturmethode ist fast dieselbe wie in Nicaragua, diese beschreibt Herr P. Lévy in eingehender Weise. Früher existirten viel Cacaopflanzungen in Turrialba, dieselben sind jetzt eingegangen.

Der Cacaobaum liebt ein feuchtes und warmes Klima, bedarf in seiner ersten Jugend des Schattens, stets aber eines sehr fruchtbaren Terrains und des Schutzes gegen die heftigen Winde, also hier gegen die Nordoststürme. Alle diese Bedingungen werden im Matinathale vollständig erfüllt. Alljährlich, gegen Ende December, tritt der Matinastrom gleich dem Nil aus seinen Ufern und überschwemmt auf drei bis vier Tage 10 bis 20 Zoll hoch die ganze Thalniederung, und mit derselben die Cacaopflanzungen. Geht das Wasser zurück, so hinterläßt es eine bedeutende Schicht werthvollen Schlammes.

Welche Species von Cacaobäumen in Costa-Rica cultivirt werden, ist mir unbekannt, ich habe nur Früchte und Samen derselben gesehen, die allerdings von den aus Ecuador exportirten sehr verschieden sind. Man legt die Samen in fruchtbare Erde im Schatten von Bananen und verpflanzt nach ca. einem Jahre die jungen Bäumchen in die Plantagen in Entfernungen von ca. drei Voras, oder man benutzt auch hierzu die Sämlinge von zufällig abgefallenem und dann aufgegangenem Samen.

Erst nach sieben Jahren beginnt der Baum Früchte zu tragen, trägt vom 10. bis 35. Jahre sehr gut, dann weniger. Bis zum 7. oder 10. Jahre muß stets für Schatten gesorgt werden, man pflanzt also entweder Bananen zwischen die Reihen der Cacaobäume, oder eigene Schattenbäume, besonders gut sind Erythrina-Arten. Ob-

gleich der Baum das ganze Jahr hindurch Blüthen, halb und ganz reife Früchte trägt, wie die meisten der hiesigen Gewächse, besonders Bäume und Sträucher, so fällt doch die Haupterntezeit in den December und Juni. Dann gehen Arbeiter von Cartago nach Matina und kehren nach Beendigung der Ernte nach Cartago oder ihrer Heimath zurück. Dieselben erhalten außer Wohnung und Kost noch 1 Dollar pro Tag Lohn, dieser Lohn wird in Cacaobohnen ausgezahlt, und zwar erst wenn die Arbeiter aufhören wollen zu dienen. Sie bringen die Bohnen nach San José, wo sie dieselben mit Vortheil verkaufen.

Man soll die Früchte des Cacaobaumes, welche bekanntlich eine ziemlich feste Schale, ähnlich der unserer Kürbisse, haben, in Costa-Rica meist nicht öffnen, sondern die Früchte, so wie sie abgenommen worden, auf Haufen der Fäulniß überlassen. Diese Methode wird auch von vielen Autoren als die beste angegeben, um das Aroma der Samen zu erhalten, erfordert aber eine eingehende, intelligente Aufsicht, um den richtigen Zeitpunkt zu treffen, wann die Samen zum Trocknen ausgebreitet werden können. Der Cacao Costa-Rica's zählt also, wie der von Nicaragua, zu den sogenannten gerotteten Cacaosorten, d. h. das Fruchtmark wird durch einen Fäulnißproceß zerstört. Auf anderen Haciendas, in Nicaragua meist, öffnet man die Früchte, nimmt die Samen (20 bis 40 in einer Frucht) heraus, und wirft sie auf Haufen. Diese werden lose mit Erde bedeckt, und drei bis sechs Tage ruhig stehen gelassen. Das Fruchtmark, welches breiartig flüssig ist und angenehm süß und aromatisch schmeckt, ist schnell verfault, die Samen werden dann an der Sonne getrocknet.

In einer Frucht fand ich je 30 bis 48 Samen, dieselben sind frisch weich, nehmen leicht Eindrücke der Fingernägel auf, und sind durch gelinden Druck in die zwei unregelmäßig gestalteten Cotyledonen zu trennen. Bekanntlich dringt die innere Samenhaut, welche sehr zart ist, unregelmäßig in die Masse der Cotyledonen und auch zwischen dieselben ein, deshalb zerfallen später die Samen beim Drucke in unregelmäßige Stücke. Die Farbe der frischen Bohnen ist rein weiß, am Lichte färben sich dieselben schnell gelb und zuletzt braun bis rothbraun. Eine eingehende Untersuchung über die Bildung dieses Farbstoffes, welche, soviel mir bekannt, bis heute fehlt, wäre sehr interessant.

Der Cacao von Costa-Rica ist vorzüglich, gleich dem von Nicaragua und besser als alle aus Ecuador und anderen Theilen Süd-Amerika's oder der Antillen kommenden Cacaosorten. Uebertroffen wird derselbe an Feinheit des Aroma durch den Soconusco-Cacao von Guatemala, welcher kleine glänzende, gelblich braune Bohnen hat. Der Cacaoconsum in Costa-Rica ist größer als die Production, es wird deshalb viel Cacao von Nicaragua Huajaquil eingeführt. Die Costaricenser trinken mehr Chocolade als Kaffee, verstehen letzteren auch gewöhnlich nicht gut zuzubereiten. Auf dem Markte in San José und Cartago kann man alle drei Sorten zusammen sehen, am höchsten im Preise steht der Cacao des Landes, der aus Ecuador ist der billigste. Die Bohnen des costaricanischen Cacaos gleichen in Form denen von Nicaragua, sind aber etwas kleiner. Ich werde zuerst die Samen aus dem Matinathale beschreiben. Diese sind unregelmäßig, eiförmig, plattgedrückt. Der obere, d. h. der dem Nabel entgegengesetzte Theil ist an einer Seite eingedrückt, fast nierenförmig erscheinend. Die Länge der Samen beträgt 28 bis 35 Millimeter. Die Breite im mittleren, breitesten Theile 18 bis 22 Millimeter, auf ein Drittel der Länge (immer vom Nabel aus gerechnet) 12 bis 15, und auf drei Viertel der Länge 10 bis 12 Millimeter. Die Farbe ist dunkelrothbraun, oft erdig, die Samen sind schwer zerbrechlich, Bruch unregelmäßig, Schalen hart, stark, spröde, schwer ablösbar. Das Innere der Samen riecht sehr stark aromatisch und ist tief dunkelrothbraun und gleichmäßig gefärbt. Höhe der Samen 5 bis 8 Millimeter. Die Gefäßbündel sind meist nicht sehr deutlich auf der Samenschale sichtbar, nur die vom Nabel bis zur Spitze des Samens verlaufende Nabellinie hebt sich deutlich ab. An der Spitze (chalaza) theilt sie sich in zahlreiche Aeste.

Der Cacao aus den Haciendas am Zarapiqui ist diesem sehr ähnlich, nur sind die Bohnen kleiner, kürzer, weniger zusammen gedrückt. Eine Beschreibung des Cacaos aus Nicaragua, welcher gleichfalls nicht auf den europäischen Markt gebracht

wird, dürfte auch interessant und hier am Platze sein. Diese Bohnen sind sehr schön rein, hellbraun, lebhaft gefärbt, deutlich kann man die gelbbraunen Gefäßbündel und deren Aeste auf der dunklen Oberfläche der Körner unterscheiden, alle verlaufen in selben sofort, oder nachdem sie einen sehr kurzen Gährungs- und Fäulnißproceß durchgemacht haben, in der Sonne. Es geschieht dies, um das Schwinden der Samen zu vermeiden, deshalb sind die Bohnen aus Nicaragua die größten aller

Cacaozweig mit Blüthe.

der Richtung der Längsachse des Samens. Der Cacao von Nicaragua ist gleichfalls sehr aromatisch, aber er ist nicht so wohlschmeckend als der aus Costa-Rica, weil er meist nur wenig „gerottet" ist. Man öffnet die Früchte in Nicaragua, nimmt die Samen möglichst ohne das anhängende Muß heraus, und trocknet die- Cacaosorten. Auch wird hierdurch die schöne reine Farbe der Außenfläche erhalten. Dieselben sind 30 bis 38 Millimeter lang, gleichen aber sonst mehr den vom Sarapiqui kommenden Bohnen Costa-Rica's. Der Geschmack derselben ist herber als derer von Costa-Rica, trotzdem aber sehr aromatisch.

Digitized by Google

Die aus Ecuador kommenden Sorten, welche auch nach Europa gelangen, beschreibe ich hier nicht, dieselben sind bekannt. Von diesen werden große Quantitäten nach Costa-Rica importirt. Die Ungesundheit des Terrains, wo der Cacao gut gedeiht, verhindert in erster Linie die Ausbreitung der Cultur dieses herrlichen Baumes. Das Matinathal ist mit der ungesundeste Punkt in der ganzen Republik. Um Arbeiter nach dort zu bekommen, von denen stets die Mehrzahl heftig erkrankt, viele sterben, müssen die Löhne stets erhöht werden.

Die Höhe der Cultur, das heißt die Anzahl der alljährlich gewonnenen Centner oder der Werth derselben, ist nicht bekannt.

In großer Menge werden Bohnen Manzana säet, geben zwei Mal je 20 oder 24 Cajunlas Ernte. Preis 2 bis 4 Real die Cajunla. Soweit die Angaben von Wagner und Scherzer. Jetzt ist der Preis der Bohnen viel höher.

Ich gehe jetzt zur wichtigsten Culturpflanze, zum Kaffeebaume, über. Der Kaffee gedeiht besonders gut auf aus der Verwitterung von vulcanischem Gesteine entstandener Erde, verträgt auch ziemlich hoch gelegenes Terrain und Temperaturwechsel, desgleichen Trockenheit, wenn dieselbe nicht allzu lange andauert. Die Vegetation ruht dann, erwacht aber sofort und sehr energisch nach dem ersten Regenfalle. Auch für Winde ist der Kaffeebaum nicht so empfindlich als der Cacao, und leidet nicht so leicht, bricht nicht so schnell als die Bananen.

Cacaofrucht.

(frijoles) cultivirt. Es machen diese einen Hauptbestandtheil der Nahrung aller Classen aus, es giebt wenige Costaricenser, welche nicht alle Tage ein oder zwei Mal diese Speise zu sich nehmen. Die Anzahl der Varietäten, welche cultivirt werden, ist sehr groß, am meisten gesucht sind die von schwarzer und dunkelrother Farbe. Ich habe auf dem Markte in San José, zu welchem Verkäufer aus allen Theilen der Hochebenen von Cartago und Alajuela kommen, zehn verschiedene Varietäten zum Verkaufe ausstellen gesehen, und denke an anderer Stelle eine genaue Beschreibung aller dieser Varietäten zu geben.

Nach den Herren Wagner und Scherzer umfaßte die Cultur im Jahre 1854 über 20,000 Manzanas. Dies hat jetzt abgenommen, man importirt viele Bohnen. Die Bohnen geben zwei Ernten im Jahre, und zwei Cajunlas, welche man auf eine

Die Hochebenen von Costa-Rica erfüllen alle Bedingungen, welche zur Cultur, zur guten Entwickelung des Kaffeebaumes nothwendig sind. Die Erdschicht ist mächtig, die Wurzeln des Kaffeebaumes, welche sehr tief gehen, finden hier keinen Widerstand, können Nahrung und Feuchtigkeit aus den tieferen Erdschichten holen, ihre Hauptwurzeln liegen nicht so dicht unter der Oberfläche der Erde, daß dieselben durch die trockene Jahreszeit (December bis August) leiden. Die Gleichmäßigkeit des Klimas, die verhältnißmäßige Regelmäßigkeit der Jahreszeiten, lassen ganz besonders das Plateau von San José als zur Cultur des Kaffees geeignet erscheinen, gleichmäßig blühen die Bäumchen, und fast zu gleicher Zeit reifen alle Früchte. Wie abhängig dies vom Klima, vom fallenden Regen ist, habe ich in Angostura gesehen. Dort, am Ostabhange der Cordil-

Digitized by Google

leren, wo es unregelmäßig vertheilt durch das ganze Jahr und viel regnet, kann von einer bestimmten, gleichmäßigen Blüthe- und Erntezeit nicht die Rede sein. Ich sah Ende October an den Kaffeebäumchen der kleinen Pflanzung in Angostura einzelne Blüthen, viele grüne und halbreife Früchte. Die größere Anzahl der Früchte war ganz oder fast ganz reif, oder endlich bereits abgenommen. Alle acht Tage mußten hier vom September bis December reife Früchte abgenommen werden. Auf der Hochebene von Cartago waren die Früchte des Kaffeebaumes um diese Zeit noch grün, erst wenige hatten eine schwach röthliche Färbung. Der Kaffeebaum entwickelte sich aber überaus üppig auf dem schwarzen, feuchten Urwaldboden von Angostura. Ich sah dreijährige Bäumchen, welche an Größe fünfjährigen Exemplaren der Hochebene glichen, und dieselben an Fülle von Früchten noch übertrafen. Die Aeste waren tief herabgebogen unter der Last der Früchte. So schnell entwickeln sich die Pflanzen hier, daß der Kaffeebaum bereits im zweiten Jahre einzelne Blüthen und Früchte trägt. Dennoch ist eine ausgedehnte Cultur hier, in den feuchten, üppigen Niederungen am Ostabhange, wegen Mangel an Bewohnern, und weil die Pflanzungen mehr Arbeit erfordern — will man nicht einen großen Theil der Früchte verlieren — nicht lohnend und schwierig durchführbar. Der Einfluß der Witterung, des Regenfalles ist besonders beim Kaffee sehr auffallend. Nach der Ernte, in der trockenen Jahreszeit, müssen die Bäume ruhen, neue Kräfte für die Neubildung von Zweigen, Blüthen und Früchten sammeln. Werden dieselben in diesem Ruheprocesse durch Regenfall im Januar oder Februar unterbrochen, so blühen sie sofort, die Blüthen gehen aber durch die darauf folgende Trockenheit zu Grunde. Dies konnte ich im Jahre 1876, wo es zu Anfang Januar einige Tage hindurch regnete, deutlich beobachten. Hierdurch werden die Bäume natürlich für die Entwicklung der folgenden normalen, großen Anzahl von Blüthen (im April) geschwächt, die Ernte des Jahres 1876/77 wird deshalb geringer gewesen sein, als sie sonst nach dem Jahre 1875/76, das wegen der geringen Ausbeute als „Ruhejahr“ betrachtet wurde, zu erwarten gewesen.

Normaliter tritt nämlich nach solchen Jahren, wo ohne erwiesene bedeutende klimatische Störungen ein solcher Ausfall eingetreten, ein recht großer, guter Ertrag ein. Dieser alle vier bis fünf Jahre sich repetirende geringe Ertrag muß wohl auf Erschöpfung des Bodens zurückgeführt werden. Ich komme hierauf noch später zu sprechen.

Wenn die ersten Regen fallen (Ende März, Anfang April), so öffnen sich die Knospen der Kaffeebäumchen, entwickeln sich riesig schnell Blätter, Blüthen und Schosse. Die Regen fallen zu Anfang der Regenzeit vereinzelt, d. h. es regnet alle zwei bis fünf Tage, und dann nur einige Stunden und nicht mit so furchtbarer Vehemenz als zu Ende der Regenzeit (September und October). Dieser mäßige Regenfall ist der Blüthezeit des Kaffeebaumes angemessen, die Bäumchen blühen massenhaft, die Pflanzungen erscheinen wie mit weißen Tüchern bedeckt, und der herrliche, feine Duft der Blüthen erfüllt die Luft. Fallen starke, andauernde Regen, so werden die Blüthen abgeschlagen oder faulen ab, ehe Befruchtung eingetreten, oder ehe der Fruchtansatz eine gewisse Größe und Festigkeit erlangt hat. Fallen im October (Ende) oder Anfang November viele Regen in Unterbrechungen, so entwickeln sich wohl abermals einzelne Blüthen, aber meist in geringer Zahl, so daß die reifenden Früchte hierdurch kaum irgendwie bedeutenden Nahrungsverlust erleiden.

Gehen wir jetzt zur Culturmethode selbst über.

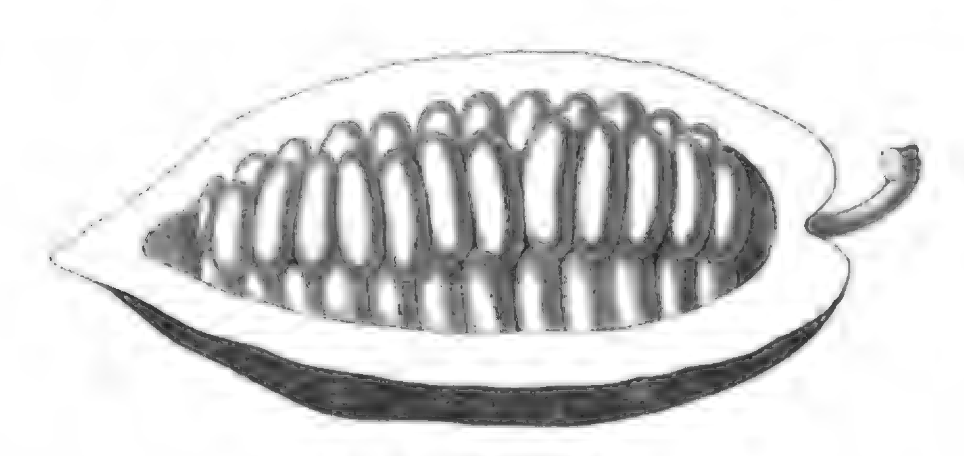
Man säet den Kaffee zu Anfang der Regenzeit sehr dicht in lockeren Gartenbeeten, oder benutzt auch später die Pflänzchen, welche an schattigen Stellen der Kaffeepflanzung ohne Fürsorge des Menschen aus abgefallenen Früchten sich entwickelt haben.

Die jungen Pflanzen bedürfen der Feuchtigkeit und des Schattens. Man läßt dieselben entweder in diesen Beeten bis zu Ende des ersten Jahres, d. h. bis zu Beginn der neuen Regenzeit, und verpflanzt dieselben dann sofort in die eigentlichen Plantagen in geraden Reihen, welche ca. 5 Varas entfernt und ca. 2 Varas von einander in den Reihen selbst abstehen. Nach je 2 oder 3 Reihen der jungen Kaffeebäume läßt man eine

Reihe ausfallen, und pflanzt hier Bananen, um den Kaffeebäumen Schatten zu gewähren. Diese Bäume kann man später entfernen, durch Kaffeebäume ersetzen; gewöhnlich geschieht dies aber nicht: bis in das späteste Alter der Pflanzungen erhält man die dazwischen stehenden Bananen. In einigen Hacienden verpflanzt man die Sämlinge, wenn dieselben etwa 6 Zoll hoch sind, in Entfernungen von je 1 Vara, und dann erst am Ende des zweiten Jahres in die eigentliche Pflanzung.

Die jungen Pflanzen liegen mir in den verschiedensten Entwicklungsstadien bis zum Ende eines Jahres vor. Zuerst entwickelt sich der hypocotyle Achsentheil sehr stark, hebt die Cotyledonen und den Eiweißkörper (die Bohne) etwa 3 Zoll hoch über den Boden. Jetzt beginnen die Keimblätter zu wachsen, sprengen den Eiweißkörper und die äußere Hülle, und werfen beide ab. Schnell entfalten sich die zwei bis dahin unregelmäßig zusammengefalteten und geknitterten Keimblätter, und stellen dann große, breite, fast halbkreisförmige, am Grunde schwach nierenförmige, sitzende Blätter dar. Bald entwickelt sich die Terminalknospe (Federchen) und bildet zuerst zwei Laubblätter, welche der Form der späteren Blätter schon ähnlicher sind. Sie sind eiförmig, aber oben und unten stark zugespitzt. Diesem Paare folgt in abwechselnder Stellung ein anderes und drittes Paar, und werden die Blätter immer breiter, immer weniger zugespitzt und mehr und mehr den späteren Zweigblättern ähnlich. Wenn drei oder vier Paar Blätter entwickelt, werden gewöhnlich die Keimblätter bereits abgeworfen. Die Bäumchen sind jetzt, am Ende von drei bis vier Monaten, ca. 6 Zoll hoch. Oft stehen die ersten Blätter auch einzeln, d. h. das Blatt der einen Seite steht zuerst unmerklich höher als das andere, durch Streckung des Achsentheiles werden dieselben aber oft aus einander gerückt. Oft fällt auch, besonders gegen Ende des ersten Jahres, wenn ca. acht bis zwölf Blattpaare vorhanden, von den unteren je ein Blatt ab. Man sieht alsdann deutlich die fünfeckigen Blattnarben, und auch die stehen gebliebenen, verwachsenen, mit breiter Basis sitzenden und scharf zugespitzten, häutigen Nebenblätter.

Bis zu Ende des ersten Jahres erreicht der Baum eine Höhe von ca. $1^1/_2$ bis 2 Fuß, zeigt aber noch keine Verzweigungen. Ich sammelte im August Bäumchen, welche aus zufällig bei der letzten Ernte (November, December) abgefallenen Früchten sich entwickelt hatten, und bereits über 1 Fuß hoch waren, von der Erdoberfläche bis zur Terminalknospe gemessen. Die zwei obersten, größten Blätter lassen die Pflänzchen noch höher erscheinen.



Aufgeschnittene Cacao-Frucht.

Das Terrain für die Anlage einer Kaffeepflanzung muß sehr gut, sehr humusreich und rein von Unkraut sein. Ehe man die Pflanzen einsetzt, wird der Boden tief umgepflügt, und dann die bloßgelegten Wurzeltheile der Unkräuter durch häufiges Eggen möglichst entfernt. Ueber die hier gebräuchlichen Ackergeräthschaften werde ich später noch einige Angaben machen. Im zweiten Jahre bildet das junge Bäumchen die ersten Aeste, dieselben entspringen aus der Achsel der ersten, untersten Blätter, und geben der Pflanze sofort ein mehr strauchartiges Ansehen. Einige Haciendenbesitzer lassen diese Aeste entfernen,

um der Pflanze ein schönes, mehr baumartiges Ansehen zu geben, die Bildung einer Krone zu begünstigen. Meist geschieht dies aber nicht, ist auch nicht zu empfehlen, da die jungen Pflanzen diese starke Verwundung oft auf Kosten ihrer normalen, schnellen Entwicklung erdulden, d. h. einige Zeit im Wachsthum stille

Kaffeebaum.

stehen, ehe sich dann die Knospen der höher stehenden Blätter entfalten.

Im zweiten Jahre trägt der Baum noch keine Blüthen, wohl aber im dritten Jahre; die Ernte ist aber dann gering. Alle diese Angaben beziehen sich auf die Pflanzungen, welche auf den Hochebenen der Mitte angelegt sind. Im vierten und fünften Jahre giebt der Baum die erste gute Ernte, und zwar ca. 3 Pfund pro Baum.

Nach der Ernte reinigt man die Pflanzung vom Unkraute, und häuft die abgefallenen Blätter möglichst am Fuße der Bäumchen zusammen. Die Ernte des dritten Jahres ist gering, vom dritten bis zehnten Jahre sehr gut, dann bis zum fünfzehnten abnehmend, danach werden die Bäume meist durch neue ersetzt. Sehr wesentlich ist eine tiefe Durcharbeitung des Bodens und öftere Reinigung desselben vom Unkraute. Auch schneidet man in vielen Haciender nach der Ernte die Spitzen der Aeste und die stärkeren Zweige ab, um so die Entwicklung von mehreren kleinen Trieben zu begünstigen, und den Pflanzen ein mehr baumartiges Ansehen mit einer Krone zu geben. Die bei der Gewinnung des Samen erhaltenen Ab-

fälle von den Hüllen der Steinkerne bringt man gewöhnlich auf die Pflanzungen zurück, um so wenigstens einen Theil der großen Masse von Mineralstoffen, welche jede Ernte dem Boden entzieht, diesem zurück zu geben.

Durch Sprosse, wie in einigen anderen

Kaffeezweig mit Blüthen und Früchten.

Ländern, pflanzt man den Kaffee in Costa-Rica nicht fort, hat dies auch, soviel mir bekannt, früher nie gethan.

Die Cultur des Kaffees in Costa-Rica datirt erst aus neuester Zeit. Den ersten Versuch machte der Padre Velarde, er säete einige Körner aus, welche ihm der Gouverneur Acosta gegeben. Dieser hatte dieselben aus der Havanna zu seinem Privatgebrauche mitgenommen. Von diesen ersten wenigen Pflanzen stammen die unzähligen Kaffeebäume ab, welche es heute in Costa-Rica giebt, die Cultur hat sich riesig schnell verbreitet.

Das Hauptverdienst hierfür, d. h. für die Verbreitung der Cultur, gebührt einem Deutschen, einem Herrn Eduard Wallerstein, welcher zuerst 1832 eine größere Pflanzung anlegte. Die Angaben der Herren Wagner und Scherzer, wonach man auf 1 Acre 1000 Bäumchen pflanzt, ist zu hoch gegriffen. Auf 1 Manazana (= 2 Acre = 10,000 □ Varas) rech-

net man 1000 bis 1200 Bäume, dieselben tragen besser, wenn sie nicht so dicht stehen, mit Schatten gebenden Bananen vermischt sind. Die Höhe der Bäumchen geben Wagner und Scherzer auf 3 bis 4 Fuß an; dies stimmt für dreijährige Bäume: später sind und bleiben dieselben aber 6 bis 10 Fuß hoch. Auch die Angabe von 30 bis 40 tragbaren Aesten für jedes Bäumchen ist nur bis zum fünften Jahre richtig, dann bilden sich mehr.

Die Ernte des Jahres 1833 betrug 200 Centner, die des Jahres 1845 bereits 70,000 Centner. Ein Baum liefert 3 bis 5 Pfund Kaffee, in Cuba nach Wagner und Scherzer durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Pfund. Der Kaffee der Ernte von 1874/75 wurde in Puntarenas mit 16 bis 18 Dollars pro Sack (à 120 bis 130 Pfund) bezahlt, im Jahre 1875/76 aber mit 18 bis 24 Dollars. Die Preise in New-York stellten sich auf 20 bis 23 Dollars pro Centner im Jahre 1875, wobei noch der höhere Werth des amerikanischen Dollars im Weltverkehr berücksichtigt werden muß. Außerhalb des Landes gilt der Dollar von Costa-Rica nur 60 bis 75 Centavos, ich habe dieselben in Guatemala selbst für 50 Centavos verkaufen sehen.

Als die beste Terrainhöhe giebt Oersted für die Kaffeecultur in Costa-Rica 3500 bis 4500 Fuß an. In der That habe ich auf höher gelegenem Terrain, so z. B. bei Cartago, die Bäume stets schwächer, ärmer belaubt und weniger ergiebig gesehen. Während die Bäume in San José sehr sauber, frei von Schmarotzerpflanzen sind, ist dies bei Cartago, wo das üppige Wachsthum und die Gesundheit der Bäume fehlt, nicht der Fall. Hier siedeln sich zahlreiche Orchideen, Bromeliaceen, Tillandsien, Lichenen und der sehr gefürchtete Matapalos (Baumtödter), eine Loranthacee, an. Die gewöhnlichste Art ist die Phthirusa pyrifolia H. B. K., seltener ist Struthanthus orbicularis H. B. K. mit runden Blättern.

Letztere Pflanze findet sich auch ziemlich häufig auf den Pflanzen der Kaffeeplantagen bei San José und Heredia. Die Kaffeebäume bei Cartago erscheinen verschieden von denen der Hochebene von San José durch die geringere Höhe, schwächere Krone, und größere Verzweigung von der Basis aus. Ein Hauptstamm ist hier schwer herauszufinden, eine ganze Anzahl von am unteren Theile laublosen Trieben trägt nur am oberen Theile Blätter und Blüthenquirle, welche lange nicht so reich sind als die bei San José. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist die gleiche wie bei San José, es bedingt also die höhere Lage und der unregelmäßige Regenfall diese ungünstige Veränderung.

Besonderen Krankheiten, außer etwa der Erschöpfung und Tödtung einzelner Individuen durch den oben angeführten Matapalos, ist der Kaffeebaum nicht unterworfen, ich habe nur sehr selten Raupen auf den Blättern desselben beobachtet, auch nie von durch Insecten verursachtem Schaden gehört. Herr A. Ernst führt als in Venezuela selten, in Brasilien aber häufig auftretend die Minirraupe eines kleinen Schmetterlinges (Cemiostoma coffeellum) an, desgleichen eine durch einen Pilz erzeugte Krankheit, wodurch die Blätter wie verbrannt erscheinen. Den Matapalos erwähnt Herr A. Ernst nicht, derselbe scheint also in Venezuela nicht aufzutreten. Hier in Costa-Rica ist er der einzige beachtenswerthe Feind des Kaffees. Die Blätter junger Kaffeepflanzen zeigen zuweilen schwarze Punkte von kleinen Pyrenomyceten herrührend, aber der Schaden dieser Pilze ist unbedeutend. Zuweilen sind Partien des Blattparenchyms, mit Erhaltung der Oberhaut, durch Fliegenlarven zerstört, sehr selten aber beobachtet man die mäandrisch gewundenen Gänge im Blatte, welche etwa von der Minirraupe herrühren könnten. Auf der erwähnten Loranthus-Art, welche sehr lange, peitschenförmige, mit Haftorganen (Saugwarzen) besetzte endständige Zweige hat, die nach anderen Pflanzen zu suchen und zu langen scheinen, lebt sehr häufig eine kleine Schildlaus (Lecanium spec. nach Herrn Professor Gerstäcker), deren angetrocknete Weibchen auf ihrem Rücken 3 bis 5 oft bis einen Zoll lange weiße Fäden (wachsartige Absonderungen) tragen, und den grünen Blättern des Schmarotzers ein sonderbares, auffallendes Ansehen geben.

Die Kaffee-Ernte verursacht viel Arbeit und Kosten. Das Abpflücken der Früchte wird meist von Frauen und Mädchen, aber auch von Knaben und Männern besorgt.

Die Leute arbeiten entweder im Tagelohn und erhalten 4 bis 6 Reales, oder werden auch, und dies ist der gewöhnliche Fall, nach der geleisteten Arbeit bezahlt. Männer, welche fleißig arbeiten, können auf diese Weise in einem Tage $1\frac{1}{2}$ bis 2 Dollars verdienen. Die Früchte werden sofort* nach dem Abpflücken in Wasser geschüttet, meist in extra hierfür angelegte, niedrige Bassins. Die ganz reifen, besten Früchte sinken sofort unter, die schlechten, leichteren schwimmen längere oder kürzere Zeit auf der Oberfläche. Man trennt dieselben sehr selten ab sondern entfernt die hieraus resultirenden schlechten, respective schwarzen, unansehnlichen Samen erst ganz zuletzt.

Das Einweichen der Früchte in Wasser bezweckt die Zerstörung des den Steinkern, welcher die zwei Samen umschließt, einhüllenden, rothen, saftigen Fleisches. Dieses Fleisch ist ungenießbar, ja selbst schädlich, erregt heftige Durchfälle und Krämpfe in den Eingeweiden. Bald nimmt das die Früchte bedeckende Wasser eine rothe Farbe an, wird trübe, bedeckt sich mit Schaum durch die durch die Gährung veranlaßte Bildung von Kohlensäure. Nach drei Tagen nimmt man die Früchte, welche eine unansehnliche, schwarze Masse bilden, heraus und trocknet dieselben auf eigens hierfür errichteten flachen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Höfen. Zuerst schichtet man die Masse ca. 4 bis 6 Zoll hoch, um so den Rest des Fruchtfleisches durch die fortdauernde Gährung zu zerstören, dann aber, etwa zwei Tage später, breitet man dieselbe ganz flach aus, und sucht die Steinkerne so schnell als möglich gänzlich zu trocknen, um nicht die Samen durch die fortschreitende Gährung und Fäulniß leiden zu lassen. Sind die Steinkerne ganz trocken, so handelt es sich darum, diese zu zerbrechen, um die Samen zu befreien. Dies kann nicht sofort geschehen, weil dadurch die Samen selbst zerbrochen werden könnten, wenn das Ganze allzu trocken. Man kehrt also die trockenen Steinkerne zu größeren Haufen zusammen, und läßt dieselben einige Tage an einem schattigen, kühlen aber trocknen Orte liegen. Jetzt haben dieselben genug Feuchtigkeit angezogen, um die letzte Operation ohne Gefahr ausführen zu können. Das Zerbrechen der steinartigen Hüllen geschieht in eigens hierzu construirten Maschinen, welche aus den Vereinigten Staaten kommen, oder aber gewöhnlich durch Zerquetschen mit Mühlsteinen, welche von Ochsen auf einer festen, ebenen Fläche, auf der Kante stehend, im Kreise herumgedreht werden, ganz nach Art unserer Oelmühlen älterer Construction. Die Steine müssen sehr schwer sein, da die Hülle, welche sehr hart, sonst nicht zerbricht. Die Samen selbst ertragen einen sehr starken Druck, ohne zu zerspringen. Die zerbrochenen Hülsen fallen zur Seite des zermalmenden Steines, die Samen selbst bleiben darunter, ein Arbeiter kehrt letztere zusammen, und wirft immer neue Massen unter die Steine.

Die so erhaltenen unreinen Samen werden in großen Trommeln durch starken Windzug möglichst von den beigemengten Stücken der Steinschale zu befreien gesucht, und kommen dann zur letzten, zeitraubendsten Arbeit, zu der des Auslesens. Hier werden, meist durch Frauen und Mädchen, Steine, Schalstücke, schwarze oder angegriffene oder unreife Samen ꝛc. entfernt, und so eine sehr schöne, reine, gleichmäßige Handelssorte erhalten. Die Samen sind klein, verhältnißmäßig breit, von grüngelber Farbe. Man bringt dieselben sofort in starke, doppelte Säcke, welche 120 bis 130 Pfund fassen, und schickt dieselben nach Puntarenas. Zur Zeit der Kaffee-Ernte findet sich eine große Anzahl von Käufern aus Panama, Californien ꝛc. ein, der Kaffee von Costa-Rica ist eben seines vorzüglichen Aromas wegen allgemein geschätzt und gesucht, und wird der Gewinn, welchen die Cultur dieser Pflanze abwirft, noch höher sein, wenn erst brauchbare Wege nach dem Hafen von Limon existiren, welche eine directe Beförderung nach New-York oder Europa ermöglichen, und die Kosten ersparen lassen, welche durch den Umweg über Panama erwachsen.

Die Ausgaben für den Haciendenbesitzer sind zur Erntezeit sehr groß, die Nachfrage nach Geld ist bedeutend, und der schon hohe gebräuchliche Zinsfuß (1 Proc. pro Monat) steigt alsdann bis auf $1\frac{3}{4}$ und 2 Proc. pro Monat! In Guatemala

* Früher häufig zuvor oberflächlich an der Sonne getrocknet.

hat man in neuester Zeit gleichfalls viele Kaffeepflanzungen angelegt, sich dazu Samen aus Costa-Rica kommen lassen, und befolgt auch die hier übliche Culturmethode. Auf Kosten der Regierung von Guatemala sind Pflanzungen angelegt, und werden aus denselben die jungen, ca. ein Jahr alten Bäumchen sehr billig verkauft, an ärmere Leute aber verschenkt. Wie der Kaffee in Costa-Rica allmälig die Cultur von Weizen, Cacao und Indigo verdrängt, so geschieht dies in Guatemala mit der Cochenillecultur.

Das Wasser, worin die Kaffefrüchte faulen, erhält einen sehr unangenehmen Geschmack und dieselben schädlichen Eigenschaften wie die Früchte selbst. Thiere, welche von demselben trinken, erkranken heftig. Da die Operationen der Kaffeeernte in der trockenen Jahreszeit vorgenommen werden, wo viele kleine Bäche austrocknen, die Flüsse zu Bächen herabsinken, so sind die auf der Weide umherlaufenden Thiere oft durch Durst gezwungen, derartiges Flußwasser zu trinken, welches von Hacienden kommt, in denen Kaffee zubereitet, und wo man das faule Wasser wieder in den Fluß hat laufen lassen. Das Wasser der Flüsse erhält durch diese Verunreinigung eine eigenthümlich bläulich schillernde Farbe, welche einen Gehalt dieser schädlichen Stoffe im Flußwasser leicht erkennen läßt.

In Cuba nimmt die Kaffeeproduction seit ca. 20 Jahren ab und ist jetzt unbedeutend. Herr A. Reynoso (a. a. O. Seite 75 u. folg.) führt als Gründe hierfür an:

1) Die schlechte Auswahl des Terrains, dasselbe war oft zu trocken, und die Erddecke nicht mächtig genug.

2) Durch das Abholzen der Wälder sind die Regen seltener geworden, fallen mit Unregelmäßigkeit, bringen den Baum meist nur ein Mal zur Blüthe, während dies früher drei bis fünf Mal im Jahre der Fall gewesen.

3) Mangelnde Pflege, ungenügende Düngung, unverständiges Beschneiden der Pflanzen.

4) Die Aussaat, respect. Vermehrung durch Sprosse, welche eine Entwicklung einer Hauptwurzel ausschließt und die Wurzeln der Trockenheit und Einwirkung des Temperaturwechsels aussetzen.

5) Gründe von speciell localer Natur und Interesse.

Wie wir oben gesehen haben, ist die Culturmethode des Kaffees in Costa-Rica frei von allen von Herrn A. Reynoso als ungünstig, verderblich angegebenen Momenten, und verspricht deshalb der kleinen Republik eine stets wachsende Einnahmequelle zu werden.

Was den Ertrag, den Reingewinn der Kaffeehacienden betrifft, so beläuft sich derselbe, nach Abzug der Unkosten, auf 15 bis 30 Proc. vom Anlagecapital, wobei natürlich die zwei oder drei ersten Jahre, wo der Ertrag gering oder gleich Null ist, mit in Rechnung gezogen werden. Genauere Angaben fehlen mir, sind auch sehr schwer im Lande selbst zu beschaffen. Herr P. Lévy giebt in seinem Buche für Nicaragua eine Berechnung nach den officiellen Angaben der Regierung, deren einzelne Zahlen er aber selbst bezweifelt und den Werth der ganzen Angabe illusorisch macht.

Sehr merkwürdig, ja absolut unverständlich ist die Angabe zu Anfang der Berechnung: „Das Terrain (zur Anlage einer Kaffeepflanzung nämlich), welches in Costa-Rica 800 Dollars pro Manzana kostet, kostet nichts in Nicaragua, wo es genügt, dasselbe vor der competenten Behörde anzugeben.“ Und in der Anmerkung: „Immer kostet die Caballeria (64 Manzanas) wenigstens 50 bis 100 Dollars Papiergeld.“ Das Papiergeld hat in Nicaragua einen viel geringeren Werth als Gold oder Silber, in Costa-Rica und Guatemala aber ist der Werth absolut gleich.

Diese Preisangaben des Terrains sind falsch. Für eingezäuntes, gut gepflegtes, mit Kaffeebäumen im Alter von drei bis acht Jahren bepflanztes Terrain bezahlt man allerdings in Costa-Rica 800 Dollars pro Manzana, ja selbst bis 1100 Dollars; wildes Terrain aber kostet nur ein Dollar pro Manzana, ohne Zusatzbestimmung ob in Gold oder in Papier. Wenn der Unterschied im Preise so groß wäre, als im Buche des Herrn Lévy angegeben, so würde kein Mensch Kaffee in Costa-Rica bauen können. Der famose Bericht rechnet für die Kaffeecultur in Nicaragua einen Reingewinn von 35 Proc. heraus! Nach Herrn P. Lévy wurden aus Nica-

ragua im Jahre 1871 11000 Centner Kaffee exportirt.

Der meiste Kaffee Costa-Rica's geht direct nach England, wie aus folgendem Berichte des großen Speditionshauses Clavera & Comp. in Puntarenas ersichtlich. Fast aller Kaffee geht durch Vermittelung dieser Firma. Der Bericht ist vom 31. März 1875 und zeigt folgende Zahlen:

Kaffee-Exportation der gegenwärtigen Ernte bis zum heutigen Tage:

1) Durch Dampfschiffe nach:	Sack
England	54007
Frankreich	4147
Deutschland	4831
Spanien	39
New-York	6288
San Francisco und Californien	19839
Panama	487
Chile	1548
Peru	169
Honduras	20
Nicaragua	8
Summa	91383
2) Durch Segelschiffe nach:	
England	38500
Total-Export	129883
Im Hafen liegen zur Einschiffung bereit	34500
Total-Empfang	164383

oder 204095 Centner und 3 Pfund.

Dies wäre in großen Zügen eine Schilderung der Culturmethode des Kaffees in Costa-Rica. Dieselbe ist nicht weiter ausgedehnt, da in Details hier nicht eingegangen werden kann. Die Güte des Productes, die steigende Nachfrage nach demselben, und die deshalb stets wachsenden Preise bedingen eine immer mehr zunehmende Ausdehnung der Cultur. Diese muß im Allgemeinen als vollendet rationell betrachtet werden, das einzige zur Verbesserung derselben auf einigen Haciendeu zu empfehlende Mittel würde Fürsorge für bessere Bewässerung sein. Auf vielen Haciendeu existirt bereits künstliche Bewässerung, d. h. man leitet das Wasser der nahe gelegenen Flüsse oder Quellen in kleinen Rinnen und Gräben zwischen die Reihen der Kaffeebäumchen hindurch, so für Erfrischung und Kräftigung derselben in der trockenen Jahreszeit und für schnellen Abfluß der massenhaften Niederschläge in der Regenzeit sorgend.

Eine Beschreibung der in Gärten in kleineren Quantitäten gezogenen theils einheimischen, theils fremdländischen Gewächse würde hier zu weit führen, dürfte auch weniger Interesse bieten, ich werde dieselbe an anderer Stelle geben. Da sich eine Erschöpfung des Terrains bis heute noch an keiner Stelle in fühlbarer Weise bemerkbar gemacht hat, so denkt noch Niemand an einen Ersatz der durch die Ernte entzogenen mineralischen Nährstoffe. Da derartige Düngemittel aus fremden Ländern importirt werden, so würde sich der Preis derselben wegen des theuren Transportes im Inneren des Landes sehr hoch stellen, und scheut man deshalb diese Kosten. Je 25 Pfund Gewicht kosten nämlich von Puntarenas bis San José, dem besten Wege des Landes, 25 bis 40 Centavos. In den Zeitungen sah ich zuweilen Aufrufe zur Betheiligung für größere Bestellungen von Peru-Guano, soviel mir bekannt, sind aber nur geringe Quantitäten bis heute importirt.

Die Anwendung dieses Düngemittels dürfte übrigens hier, wo es durchaus an Stickstoff dem Boden nicht fehlt, mit äußerster Vorsicht zu empfehlen sein, will man nicht später dieselben Erfahrungen machen, wie nach A. Reynoso auf Cuba. Durch einen so kräftig treibenden Dünger wie Guano auf an und für sich sehr fruchtbarem Boden erzielt man natürlich einige Jahre hindurch enorme Erträge, dann aber tritt Erschöpfung an mineralischen Bestandtheilen ein, und man müßte dann auch diese in löslicher Form dem Boden zuführen. Eine Verwerthung des im Lande vorhandenen Kalkes, der Massen von Holzasche und der kleinen Apatitlager desselben erscheint mir viel dienlicher, näher liegender. Daran denkt aber hier kein Mensch! Im Jahre 1875 erschien in der Gaceta official ein pomphafter Aufruf zur Bildung eines wissenschaftlichen landwirthschaftlichen Vereines durch den betreffenden Minister. Ungefähr zwei Monate darauf ging ich zu diesem Herrn, um mich nach dem Stande der Angelegenheit zu erkundigen, ihm meine schwachen Dienste anzubieten 2c. 2c. Der Herr Minister sagte mir: „Noch seien keine Schritte zur Bildung des betreffenden Vereins ge-

than," und als ich sechs Monate darauf abermals fragte, erhielt ich dieselbe Antwort. Mangel an Gemeinsinn, gegenseitiges Mißtrauen und Eifersucht lassen hier derartige Unternehmungen schwer, fast unmöglich zu Stande kommen. Die einzige bis heute angewendete Düngungsmethode ist die, dem Boden möglichst die auf ihm erzeugten Producte wiederzugeben durch Verfaulenlassen der abgefallenen Blätter, Ernteabfälle ꝛc. in der Nähe der producirenden Gewächse.

Was die landwirthschaftlichen Geräthe betrifft, so sind dieselben in neuester Zeit durch Importation von den Vereinigten Staaten im Allgemeinen als sehr gut zu betrachten. Da der Boden sehr schwer, thonreich und meist feucht ist, so sind die leichten, flach gehenden Pflüge mehr beliebt und gebraucht als die schweren, tief arbeitenden. Der früher gebrauchte Pflug, welcher nur aus einem Baumstücke mit einem starken, kurzen, zugespitzten Seitenaste bestand, welcher den Boden aufritzte, ist ganz verschwunden, die primitivsten derartigen Instrumente sind die, wo ein oder zwei große Messer durch einen Balken gesteckt als Pflugschar dienen müssen. Wo Mais dicht gesäet wird zur Erlangung von Grünfutter, wird gepflügt und dann geegget. Die Eggen sind meist, da dieselben hauptsächlich zur Entfernung des Unkrautes dienen sollen, schwer und aus Eisen gearbeitet. Reparaturen an den landwirthschaftlichen und sonstigen Geräthen sind hier zu Lande möglich, da eine Eisengießerei hier existirt, und ein sehr geschickter Schlosser und Maschinenbauer, wie die Leiter der Gießerei aus der Schweiz gebürtig, alle derartigen Arbeiten besorgt.

Reis wird meist importirt und nur in geringer Menge in den Niederungen des Rio Grande und Zarapiqui gebaut. Obgleich man, wie ich allgemein erfahren, von der Methode, den Reis in künstlich überschwemmtem Lande zu bauen, abgekommen ist, so sucht man dennoch feuchtes Terrain aus, da bekanntlich der Reis Wärme und Feuchtigkeit bedarf. Von besonders schädlichem Einflusse dieser mit Reis bepflanzten Terrains auf die Gesundheit der in den umliegenden Ortschaften wohnenden Eingeborenen habe ich nichts vernommen. Ich selbst habe die Reisfelder nicht besichtigt, kam in die Nähe derselben kurze Zeit nach der Ernte. Es war dies hinter Alajuela, nach der Garita zu, und erfuhr ich hier auf Befragen, daß man diese Graminee hier nicht verpflanze, sondern da säe, wo sich dieselbe später zur völligen Reife entwickeln soll. Der Reis von Costa-Rica ist nicht so rein als der importirte, auch findet man viele gar nicht oder unvollkommen geschälte Körner. Besonders der Reis wird häufig von zahlreichen kleinen braunen Rüsselkäfern (dieselben, oder wenigstens sehr ähnlich denen, welche den Mais befallen) angegriffen, und in ein schmutzig braunweißes, klumpiges Pulver verwandelt. Herr Dr. v. Frantzius schreibt mir über die Reiscultur: Reis wurde zu meiner Zeit (also ca. 1855 bis 1870) im Rio-Grande-Thale bei der Garita von den Alajuelensern gebaut, ferner auf der fruchtbaren Thalniederung von San Pablo bei San Mateo. Am Zarapiqui wurde er bei la Virgen und bei San Miguel gebaut. Reis wurde nur gesäet und **nicht** verpflanzt. Künstliche Bewässerung war bei dem undurchlässigen Untergrunde (blauer Thon) und bei den tropischen Regengüssen nicht nöthig. Qualität ausgezeichnet, nur werden die Körner bei der unvollkommenen Reinigungs-(Entschälungs-)Methode sehr zerbrochen. Auch fremder Reis wurde eingeführt, und war billiger, aber oft schon sehr von Würmern zerfressen.

Kartoffeln habe ich nur bei Cartago, am Abhange des Irazu bis zur Höhe von ca. 8000 Fuß cultiviren gesehen. Die Kartoffeln Costa-Rica's sind sehr schön, schmackhaft und gesund. Die Krankheit zerstört nur die Blätter theilweise, kranke Kartoffeln habe ich auf dem Markte nie gesehen. Man cultivirt meist weiße Varietäten, die einzelnen Knollen derselben erlangen oft eine bedeutende Größe und Schwere. Die Culturmethode selbst ist fast gleich der in Europa befolgten; die Knollen werden ganz gelegt in regelmäßigen Reihen, die Pflanzen öfter behackt ꝛc. Die Pflanze soll erst seit dem Jahre 1836 hier cultivirt werden.

Was die Viehzucht in Costa-Rica anbetrifft, so beschränkt sich dieselbe bei ärmeren Leuten auf Hühner und Schweine. Letztere sind meist von kleiner Statur und schwarzer Farbe. Gefüttert werden die-

selben nur ein Mal des Tages mit Mais oder Zuckerrohr, sonst läßt man sie in den Wäldern und Hacienden &c. umherlaufen, wo sie sich selbst ihr Futter suchen müssen. Desgleichen werden die Hühner sich selbst überlassen, an eine regelmäßige Fütterung derselben ist nicht zu denken. Tauben und Enten habe ich nur selten gesehen.

Das wichtigste Hausthier für dieses Land ist das Rind, seine Zucht wirft den höchsten Ertrag ab. Es existiren große Weideflächen bei Alajuela, Cartago und Turrialba, und ganz besonders in der Provinz Guanacaste bei Liberia, von dort kommen die großen starken Zugochsen.

Man nimmt an, daß eine Manzana Wiese für die Erhaltung von zwei Stück Rindvieh durch das ganze Jahr genüge. Auf den üppigen Weiden bei Turrialba und Cartago gedeihen noch mehr sehr gut, auf dem wärmeren Theile der Hochebene wird das Futter aber im März und April so sparsam, daß die Thiere zu Skeletten abmagern, oft selbst verhungern. Milch und Butter steigen in dieser Zeit enorm im Preise, das Pfund Butter, welches gewöhnlich 6 bis 8 Reales (3 bis 4 Reichsmark) kostet, wird alsdann mit 10 bis 12 Reales bezahlt. Die Butter ist durchweg gut. Der hohen Preise wegen wird jetzt viel Butter aus Californien und England in Metallbüchsen eingeführt. Diese wird aber meist schnell ranzig.

Pflege läßt man dem Rindvieh hier nicht angedeihen; man begnügt sich damit, große Weideflächen durch Gräben oder Hecken einzuzäunen, und läßt auf denselben Kühe, Ochsen und Stiere frei umherlaufen, desgleichen Pferde und Maulthiere. Letztere werden zu jedesmaligem Gebrauche eingefangen; Ställe für Pferde und Maulthiere giebt es nur in den größeren Städten. Wenige große Bäume, welche auf den Weideterrains stehen bleiben, gewähren dem Viehe nothdürftigen Schutz gegen die heftigen Regengüsse, im September und October aber, wo es oft vier bis acht Tage und Nächte ohne Unterbrechung regnet, leidet das Vieh, besonders die jungen Kälber, sehr. Wenn eine Kuh gekalbt hat, so bringt man das junge Thier nach einigen Tagen in einen kleinen, eingezäunten Raum, trennt dasselbe so von der Mutter. Will die Kuh ihre Mutterpflicht erfüllen, das Kalb säugen, so öffnet man derselben diese Einzäunung, läßt das Kalb aber nicht sofort säugen, sondern melkt zuerst ein bestimmtes Quantum der Milch ab. Dieses Melken geschieht nur ein Mal des Tages, und die gewonnene Quantität Milch ist gering, beträgt nicht mehr als 3 bis 5 Quart. Sicherlich ist die mangelnde Pflege der Thiere die Hauptschuld an diesem niederen Ertrage. Nach Wagner und Scherzer kostete 1854 das Quart Milch $^1/_2$ Real, jetzt gilt dasselbe 20 bis 25 Centavos; den Preis der Butter geben diese Herren für dieselbe Zeit mit 3 Reales an. Kälber werden sehr selten geschlachtet, Kalbfleisch ist deshalb sehr theuer. Blut und Knochen aller geschlachteten Thiere werden nicht verwerthet.

Das Zerlegen der geschlachteten Thiere geschieht auf ganz ungeschickte Weise, das Fleisch wird sofort in kleine Fetzen und Streifen zerschnitten, einzelne Partien gar nicht verwerthet. In Angostura, wo alle Wochen ein Ochse geschlachtet wurde, konnte ich beobachten, daß Lunge, Leber und Eingeweide entweder geradezu fortgeworfen, vergraben wurden, oder man verkaufte dieselben für zwei Reales an Indianer, welche aus Tuïs oder Tuccuricci öfter zu diesem Zwecke herüber kamen. Auch in der Stadt verfährt man nach ähnlichen Grundsätzen, ich habe nie, weder in Läden noch auf dem Markte diese Theile zum Verkaufe ausbieten gesehen. Man hält den Genuß dieser Eingeweide hier allgemein für schädlich, bezeichnet mit dem Ausdrucke ligado (Leber) überhaupt jede widerliche, unangenehme Sache. Der Kopf des Rindes wird, nachdem das Gehirn herausgenommen, gleichfalls verworfen.

Außer Butter wird auf den großen Viehhacienden, wenn dieselben nicht in der Nähe einer Stadt gelegen, welche den Absatz der Milch ermöglicht, viel Käse bereitet. Die Milch wird hierzu zuerst einige Stunden ruhig gestellt, vom Rahme befreit, und dann durch die Haut des Labmagens von Kälbern zum Gerinnen gebracht. Aus dem Rahme bereitet man Butter, oft aber auch eine andere, bessere Käseart. Nachdem die Milch geronnen, trennt man den Käsestoff von der Molke, preßt ersteren in einem Tuche gut aus, durchknetet ihn mit Salz, preßt abermals, und trocknet dann in der Sonne. Dieser Käse ist sehr mager und dicht, fast ge-

schmacklos. Er wird frisch auf den Markt gebracht und daselbst zu zwei Reales das Pfund verkauft.

Ziegen habe ich nur wenige in der Hauptstadt selbst, nie in den Dörfern gesehen, in Guatemala sind dieselben aber sehr häufig. Schafe sind sehr selten in Costa-Rica, man hat stets mit ungünstigem Erfolge versucht, dieselben zu züchten. Die Hauptschuld trägt aber bei diesen negativen Resultaten die geringe Sorgfalt, welche man den Thieren angedeihen läßt, man bringt dieselben nicht in Ställe, sondern überläßt sie der Unbill der Witterung, wo dann die Thiere massenhaft durch die häufigen Regen zu Grunde gegangen sind. Nach den genauesten Erkundigungen, die als Resultat hier immer die verschiedensten, widersprechendsten Angaben ergeben, hörte ich von der Existenz einer größeren Heerde am Fuße des Irazu. Ich konnte aber weder in Cartago noch Tres Rios die Lage der Hacienda erfragen. Hinter dem Städtchen Barba bei Heridia, am Abhange des Vulcans Barba, hatte ein Priester auf einer Hacienda eine kleine, etwa 20 Stück zählende Schafheerde, diese habe ich gesehen und mir Wollproben von derselben geholt. Auch in der Nähe von Narranjo, östlich von Cartago, sah ich einige Schafe auf einer Hacienda, konnte dieselbe aber nicht besuchen, da ich vor dem Gewitter noch den Ort erreichen mußte. Dieselben glichen aber denen von Barba und stammten diese, wie mir der oben erwähnte Priester sagte, aus Guatemala. Die Thiere lebten stets im Freien, auch des Nachts, kamen aber bei Gewittern und starken Regengüssen auf den Hof gelaufen, um daselbst Schutz zu suchen, den man ihnen auch stets gewährte. Der betreffende Priester hielt die Thiere mehr als Seltenheiten und um sich gelegentlich eine Abwechselung im Genusse von Hühnern und von Rindfleisch verschaffen zu können, als der Wolle wegen. Diese hatte er von mehreren Jahren zusammen ungewaschen aufbewahrt, um dieselbe gelegentlich nach Panama oder Guatemala zu verkaufen. Die Schafe glichen unseren halbspanischen Schafen bei oberflächlicher Betrachtung.

Die Pferde- und Maulthierzucht ist nicht bedeutend, obgleich gute Thiere sehr theuer bezahlt werden. Gute Maulthiere kosten 15 bis 20 Unzen (à 17 Dollars), ein gutes Reitpferd 60 bis 100 Dollars. Maulthiere werden auf Reisen der schlechten Wege halber stets vorgezogen, Pferde nur in den Städten oder auf guten Landwegen gebraucht. Letztere sind meist von kleinem, unschönem Schlage, nicht zu vergleichen mit den schönen, feurigen, kleinen aber wohlgenährten peruanischen Pferden, welche man bis Panama findet. Die wenigen Equipagen, welche es in Costa-Rica giebt, werden zum Theile von großen amerikanischen Pferden gezogen, welche man mit großen Kosten von Californien eingeführt hat. Ein solches Pferd hat hier einen Werth von 1000 Dollars, dasselbe würde in New-York kaum 200 Dollars gelten. Die kleinen, unschönen Pferde Costa-Rica's ertragen aber dennoch große Anstrengungen, und übertreffen hierin die großen, starken, importirten Pferde. Zur Zucht der Maulthiere werden gelegentlich spanische Esel eingeführt. Zur Verbesserung der Pferderace besonders, und auch der übrigen Hausthiere, kaufte die Regierung vor ca. 10 Jahren mehrere Hengste in Andalusien, England und Mecklenburg, desgleichen Stiere in England ꝛc. und brachte diese Thiere mit enormen Kosten nach Costa-Rica. Das Verdienst hierfür gebührt dem Präsidenten Herrn Dr. J. M. Castro. Seine großen Ausgaben für Hebung der Landescultur und Gewerbe, und für Wegebauten ꝛc. waren ein Hauptgrund, weshalb er bei einem Theile der Bevölkerung zuerst unbeliebt, und dann durch Intriguen gestürzt wurde. Man fragt hier nämlich immer, was bringt eine Sache, welche soviel Geld gekostet hat, ein? will dann aber gleich den Nettogewinn nach wenigen Jahren einstreichen.

Da dies hier nicht möglich war, so verkaufte die nächste Regierung die Hengste, Stiere ꝛc. an einige Haciendenbesitzer. Trotzdem haben die Thiere zur Verbesserung der Race viel genützt.

Nach einer brieflichen Mittheilung des Herrn Dr. v. Frantzius, welcher diese Thiere im Jahre 1867 und 1868 ankommen sah, befand sich darunter ein arabischer, ein englischer und ein brabanter Hengst, desgleichen ein sehr schöner Malteser Eselshengst. Die Stiere hat Herr v. Frantzius leider nicht gesehen. Außer den Ver-

lusten an Gesundheit und Leben der Thiere, bedingt durch die Trockenheit und dadurch erzeugten Futtermangel, sind vorzüglich die Angriffe anderer Thiere zu fürchten. Hier sind es nicht in erster Linie die größeren Raubthiere aus dem Katzengeschlechte wie Jaguar, hier Tiger genannt (Felis onca L.), oder Tigrillo, kleiner Tiger (F. pardalis L.), und Puma, hier Löwe genannt (F. concolor L.), sondern einige Arten der Minirspinne (Mygale), welche auf sonnigem, steinigem Terrain sehr häufig auftreten. Obgleich dieselben gewöhnlich nur des Nachts ihre Erdlöcher verlassen, habe ich dennoch bei Alajuela dieselben oft am Wege und auf Weideplätzen gefunden.

Nach Dr. A. von Frantzius,* einem Mediciner, welcher 15 Jahre in Costa-Rica gelebt, und welchem wir nicht nur die beste Karte von dieser Republik, sondern auch eine Fülle der verschiedenartigsten, gediegensten Aufsätze über das Gebiet, Klima 2c. derselben verdanken, sind die Bißwunden dieser Spinne sehr gefährlich, wenn die Wunden nicht bald nach dem Bisse mit Salmiakgeist, oder in Ermangelung desselben mit einer anderen scharfen, das Gift zerstörenden Substanz behandelt werden. Es entstehen Entzündungen, welche sich bald öffnen, und deren eitrige Absonderungen die Schmeißfliegen anlocken, welche hierin ihre Eier legen. Die auskriechenden Maden martern die Thiere furchtbar, dieselben hören bald zu fressen auf. Die Maden fressen sich im Fleische weiter, erzeugen sehr gefährliche Anfälle, und schwächen auf alle Fälle das betreffende Individuum sehr, wenn es nicht ganz zu Grunde geht.**

Die erwähnten Spinnen, welche 3 bis 4 Zoll groß werden, beißen die Thiere meist in weiche, empfindliche Theile, wie Maul, Euter, Geschlechtstheile, Fuß, Hufkrone 2c. Sind es doch diese Theile, mit welchem die Thiere beim Grasen oder ruhigen Lagern auf dem Boden mit diesem selbst in innigste Berührung kommen. Oft verlieren Pferde durch den Biß dieser Spinne, welche die Eingeborenen einfach picacaballos (beißt die Pferde) nennen, den Huf, und werden alsdann meist getödtet, da mehrere Jahre zur völligen Neubildung desselben gehören.

Die Schmeißfliegen sind in Costa-Rica eine sehr lästige Plage für das Vieh. Pferde und Maulthiere, denen der Rücken durch Sattel oder Last durchgerieben, erkranken oft ernstlich durch den bösartigen Charakter, welchen diese zuerst unscheinbaren Wunden durch die in denselben schmarotzenden Maden erhalten. Man tödtet dieselben durch Ausstreuen von Calomel, ja selbst rothes Quecksilberoxyd habe ich hierfür anwenden gesehen. Auch selbst dem Menschen können diese Schmeißfliegen bei gewisser Disposition der Individuen lästig und gefährlich werden, wie von Frantzius beschreibt, wenn dieselben ihre Eier in die Nasenhöhlen derselben legen.

Eine andere häufig bei jungen Rindern auftretende Krankheit ist die Drehkrankheit. Ich habe oft einzelne Thiere abseits von den übrigen, ohne zu fressen, in engem Kreise umherlaufen sehen, ganz nach Art unserer drehkranken Schafe. Ein in Berlin Medicin studirender, intelligenter junger Costarienser hatte, schon ehe er seine speciellen medicinischen Studien antrat, viel Interesse für derartige Fragen, und öffnete deshalb die Schädelhöhle eines wegen dieser Krankheit getödteten Ochsen. Wie er mir versichert, fand er im Gehirne einige Finnen, die er jetzt — nachdem er die zoologischen Sammlungen besichtigt und kennen gelernt — als sehr ähnlich den im Gehirn der Schafe vorkommenden und zum Drehwurm gehörigen hält.

Die Regierungen der Republik Costa-Rica haben zu verschiedenen Malen Anstrengungen gemacht, die Begünstigung der europäischen Masseneinwanderung zu bewirken. Es dürften deshalb einige Bemerkungen über die Vortheile und Nachtheile, welche dieses Land dem europäischen Einwanderer, speciell dem Landmanne, bietet, hier zum Schluß am Platze sein.

Felipe Molina empfiehlt den Auswanderern das Gebiet von Costa-Rica auf das Wärmste, ladet zur Anlegung von Colonien ein. Er führt die Vortheile, welche das Land bietet, kurz an, und an

* A. v. Frantzius, Ueber vergiftete Wunden durch die Mygale in Costa-Rica. Virchow's Archiv f. patholog. Anatomie, 47. Bd.

** Man vergleiche hierüber A. v. Frantzius: Ueber das Vorkommen von Fliegenlarven in der Nasenhöhle von Tropenbewohnern. Virchow's Archiv f. patholog. Anatomie, 43. Bd.

der Hand dieser Angaben Molina's, dieselben kurz kritisirend, wollen wir diese interessante und wichtige Frage beleuchten. Als ersten Vortheil führt Molina die große Billigkeit aller Lebensmittel an. Eine Kuh oder ein Ochse, genügend gemästet, um zur Schlachtbank gebracht zu werden, kostet 15 Dollars, das Pfund Fleisch 3 Centavos. Die Fanega Mais 6 Dollars. Das Quintal (100 Pf.) Mehl 5 Dollars. So waren die Preise im Jahre 1850. Nach Wagner und Scherzer kostete 1835 die Fanega (24 Cajuelas, 1 Cajuela ca. 25 Pf.) Mais 20 Reales (1 Dollar = 8 Reales) aber 1854 bereits 12 Dollars. Die Fanega Bohnen (frijoles) 1835 4 Dollars, 1854 18 Dollars. 1835 erhielt man für einen halben Real 24 Eier, 1854 aber nur 5 oder 6 Stück.

Diese Verhältnisse haben sich gänzlich geändert. Costa-Rica ist als ein sehr theures Land zu betrachten, die Preise der nothwendigsten Lebensmittel sind unverhältnißmäßig höher als in Nicaragua und Guatemala oder selbst Panama. Ein zwei- bis dreijähriger gut gemästeter Ochse kostet 35 bis 45 Dollars selbst auf den Hacienden. Das Pfund des besten Rindfleisches 20 bis 25 Centavos, geringere Stücke bis 10 Centavos, ein junges Huhn 2 Reales, für denselben Preis giebt es je nach der Legezeit der Hühner 5 bis 12 Eier. Aeltere, legende Hühner werden nicht zu Markte gebracht.

Auch die Producte des Pflanzenreiches sind enorm theuer geworden. Das Pfund Kaffee, ungebrannt, kostet 15 bis 20 Centavos, das Quartillo (der vierte Theil einer Cajuela) Bohnen 25 bis 35 Centavos, also die Fanega 24 bis 33 Dollars 60 Centavos. Rohzucker (dulce) ein Brot ($2^1/_2$ bis 3 Pfund) 1 Real, die Arcoba (25 Pfund) 2 Dollars. Mais ist ziemlich billig geblieben, der Preis schwankt aber sehr nach den Quantitäten, die gerade auf den Markt gebracht worden sind. Die Fanega kostet zwischen 12 und 18 Dollars. Weizenmehl (aus Chile oder Californien importirt) kostet 6 bis 10 Dollars, je nach dem Preise der Fracht von Puntarenas bis zum Innern. Das Mehl aus Californien gilt $^1/_2$ Dollar mehr als das aus Chile. Früchte sind billig, aber in Guatemala dennoch viel wohlfeiler. Den Preis der Kartoffeln geben Wagner und Scherzer auf 2 bis 3 Reales für die Cajuela an (im Jahre 1854), jetzt sind dieselben nicht unter 6 Reales bis 1 Dollar zu kaufen. Aeltere Leute erzählten viel von den billigen Preisen der früheren Zeiten in Costa-Rica. Damals war das kleinste Geldstück ein halber Real, zum Einkaufe billiger Gegenstände wie Früchte rc. dienten Cacaobohnen, man erhielt deren 30 bis 40 für einen halben Real.

Als zweiten zur Einwanderung einladenden Vortheil führt Molina die Güte des Klimas an. Dies stimmt für die Hochebenen, wo das Klima ausgezeichnet gesund ist, keine Epidemien auftreten, Brustkrankheiten fast unbekannt sind. In den Tiefebenen herrschen aber Wechselfieber, in den engen tiefen Flußthälern, oder in den Urwäldern an der atlantischen Seite aber sehr gefährliche, remittirende oder anhaltende Gallenfieber.

Drittens, sagt Molina, sei es leicht Grundbesitz zu erwerben. Dies ist richtig für unbebautes, wildes Terrain, welches die Regierung noch wie früher zu 64 Dollars die Caballeria (64 Manzanas) verkauft, cultivirtes Terrain ist aber sehr theuer, und auf den Hochebenen ist wildes Terrain für 1 Dollar die Manzana nicht zu haben. Dasselbe ist meist bereits verkauft, und ist, wenn auch nicht regelrecht angebaut, so doch zu Viehweiden benutzt. Am Irazu z. B. ist bis über 8000 Fuß am Abhange hinauf das ganze Terrain verkauft und mit Mais, Taback oder Kartoffeln bepflanzt, oder dient zu Weideplätzen. Molina giebt an, die Manzana koste nahe bei der Stadt 100 Dollars, und wenn cultivirt und eingezäunt 200 Dollars. Jetzt kostet die Manzana guten Landes mit tragenden Kaffeebäumen bepflanzt, nahe bei den Hauptstädten ca. 1000 Dollars! Ja es soll dieser Preis zuweilen überschritten sein. Trotzdem ist noch immer schönes Land in gesunder Gegend aus zweiter Hand billig zu verkaufen, besonders in der Gegend von Alajuela, San Mateo und Atenas. Hier ist das Klima allerdings für den Nord-Europäer allzu heiß, aber auch bei Heredia, an den Abhängen der Vulcane Barba und Poas, ca. 6 bis 8 engl. Meilen von den auf der Mitte der Hochebene gelegenen Hauptstädten, sind noch große Terrains, welche, da sie höher gelegen, sich zum Getreide-

bau gut eignen würden, billig zu verkaufen. Das Terrain, welches die Eisenbahn später berühren wird, verkauft die Regierung zu dem oben angegebenen Preise, 1 Dollar pro Manzana, nicht; es sind schon viel höhere Gebote, ich glaube 5 bis 10 Dollars pro Manzana, gemacht worden, aber bis heute von der Regierung zurückgewiesen. In der That werden die Partien des Urwaldes zwischen Cartago und Limon, welche die Eisenbahn unmittelbar berührt, alsdann allein durch das Holz, welches auf denselben steht, einen viel höheren Werth haben. Der Punkt der Terrainerwerbung kommt übrigens für europäische Einwanderer weniger in Betracht, da die Regierung denselben gern wildes Terrain schenkt.

Als letzte Aufmunterung für Einwanderer führt Molina an, daß immer Tagelöhner, Arbeiter gesucht werden, und stets 3 bis 4 Reales pro Tag erhalten. Diese Löhne sind jetzt, wie wir oben gesehen haben, viel höher. Wer arbeiten will, findet stets viel Arbeit, verhungert ist überhaupt noch kein Mensch in Costa-Rica, und so entsetzliche Noth und Armuth, wie man in größeren Städten Europa's sieht, giebt es hier nicht! Während des ganzen Jahres, wo ich in Costa-Rica war, bin ich niemals durch Bettler belästigt worden, habe solche überhaupt sehr selten gesehen. Alte, schwache und arme Leute gehen Sonnabends auf den Markt, und jeder Verkäufer schenkt ihnen gern Früchte, Samen u. s. w. Als besondere Merk- und Sehenswürdigkeiten verkauft man die Photographien von Bettlern!

Hausmiethe, Essen und Kleidung giebt Molina als billig an, dies ist jetzt entschieden nicht der Fall! Bei derartigen Urtheilen darf man natürlich nicht europäische Preise und Verhältnisse zum Vergleiche herbeiziehen, diese stehen in keinem Verhältnisse. Ich vergleiche aber Guatemala und Panama mit den Preisen von San José de Costa-Rica, und da ergiebt sich, daß Miethe und Essen viel theurer in Costa-Rica, Kleider dagegen billiger als in Guatemala sind. Es ist richtig, wie Molina sagt, daß keine directen Abgaben zu bezahlen sind, aber die indirecten Abgaben treffen die ärmeren Classen härter als die reichen! Richtig ist, daß hier Handwerker leicht 2 bis 3 Dollars pro Tag verdienen, tüchtige und fleißige Leute verdienen auch viel mehr!

Soweit nach den Angaben Molina's. Als zur Einwanderung einladend möchte ich noch erwähnen:

1) Den friedfertigen, ehrenwerthen, freundlichen Charakter der Landbevölkerung.

2) Die Ruhe und Sicherheit, welche der Fremde im Lande genießt. Costa-Rica ist seit über 20 Jahren von inneren Kriegen und großen Revolutionen, bei welchen Blut geflossen, verschont geblieben.

3) Es fehlt nicht an guten Elementarschulen. Der Besuch derselben ist obligatorisch und unentgeltlich!

4) Es existirt absolute Religionsfreiheit. Die einzige evangelische Kirche, welche sich in Central-Amerika befindet, steht in San José.

Außerdem muß anerkannt werden, daß die Regierung eifrig bestrebt ist, gute Beziehungen mit den europäischen Regierungen zu erhalten. Costa-Rica war das erste Land, welches vom Mutterlande Spanien als unabhängige, freie Republik anerkannt wurde. Die betreffende Urkunde datirt vom 10. März 1849.

Unklug, trotz aller angegebenen Vorzüge des kleinen, schönen Landes, handelt der Landmann, welcher ganz ohne Geldmittel nach Costa-Rica auswandert, es wird ihm schwer, durch Arbeit das nothwendige Geld zur Anlage eines kleinen Besitzthumes zu erlangen. Wer dagegen, mit Geld ausgerüstet, sofort an die Urbarmachung und Bebauung eines zuerst nur kleinen Terrains gehen, und ca. 2 Jahre wenigstens theilweise sich vom mitgebrachten Vermögen ernähren kann, ist ziemlich sicher, durch seiner Hände Arbeit bald zum wohlhabenden Manne zu werden.

Mehr über die socialen und politischen Verhältnisse des Landes, sowie Angaben von geographischem und naturwissenschaftlichem Interesse, Schilderung der Märkte und Beschreibung der daselbst zum Verkaufe gebrachten Früchte und sonstigen Producte, findet sich in einer Reihe von Aufsätzen in: „Das Ausland“, Jahrg. 1876, beginnend in Nr. 30 vom 24. Juli unter dem Titel: Central-Amerika.

Zur Kenntniß des Blattgrüns.

Von
August Vogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Der Vorgang des Grünens muß stets dem Blühen und Fruchttragen vorausgehen; auf diesem Vorgange beruht daher die Hoffnung des Landwirthes, des Gärtners. Hiermit hängt es auch wohl nahe zusammen, wenn man die grüne Farbe als Farbe der Hoffnung bezeichnet. Im Allgemeinen empfindet der Mensch eine große Freude an der Farbe, das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes selbst bedarf. Erinnern wir uns nur der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht, — an das Gefühl des Wohlbehagens beim Anblick einer frisch grünenden Wiese, eines Waldes.

Die grüne Farbe ist, wie bekannt, keine einfache, sie ist eine zusammengesetzte Farbe. Bringt man Gelb und Blau, welche wir als die ersten und einfachsten Farben ansehen, zusammen, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen. Gerade darauf aber, daß das Grün aus zwei Farben besteht, beruht die thatsächliche Befriedigung unseres Auges beim Anblick derselben. Wenn beide Mutterfarben, Gelb und Blau, sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keins vor der anderen bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemische, wie auf einem Einfachen; „man will nicht weiter und man kann nicht weiter," wie Goethe bei Charakteristik der grünen Farbe geistreich bemerkt. Deswegen wird auch für Zimmer, in welchen man sich immer befindet, die grüne Farbe zu Anstrich und Tapete vorzugsweise gern gewählt.

Doch, wir haben es hier nicht mit der grünen Farbe im Allgemeinen zu thun, sondern nur mit dem einen Grün — dem Blattgrün, Chlorophyll — welches die vegetabilische Natur charakterisirt. Das Blattgrün gehört zu den verbreitetsten Stoffen des Pflanzenreiches, da es nahezu in allen Pflanzentheilen vorkommt. Wissen wir doch, daß einen großen Theil des Jahres hindurch ein bedeutender Theil unserer Erdoberfläche grün überzogen ist.

So kommt es denn auch, daß es nicht leicht einen organischen Stoff giebt, der häufiger und eingehender zum Studium der Chemiker, Botaniker und Pflanzenphysiologen gewählt worden wäre. Dessenungeachtet läßt die richtige Erkenntniß dieses räthselhaften Stoffes noch Manches zu wünschen übrig.

Eine Haupteigenschaft des Blattgrüns ist die, daß es in gewöhnlichem Wasser — in Fluß- und Quellwasser — sowie in destillirtem Wasser vollkommen unlöslich ist. Wir können grüne Blätter oder Pflanzentheile lange Zeit in Wasser liegen lassen, das Wasser nimmt davon keine grüne Farbe an. Allerdings kommt es wohl vor, daß stehende Gewässer, in welchen sich grüne Pflanzentheile befinden, grün gefärbt werden. Dies rührt aber nicht von einer Lösung des Blattgrüns her, sondern von vegetabilischen Neubildungen. Kaum bedarf es der besonderen Erwähnung, daß diese vollkommene Unlöslichkeit des Blattgrüns in Wasser ein dankbar anzuerkennendes Naturgesetz ist. Wäre das Blattgrün in Wasser löslich, wenn auch nur theilweise — wir würden kein farbloses Wasser auf Erden haben. Denn das Regenwasser sowohl, indem es die Blätter der Bäume berührt, das Quell- und Flußwasser, welches stets grüne Blätter fortspült, müßte hierdurch stets grün gefärbt sein.

Während nun das Blattgrün, wenn man so sagen darf, zum Glück, in Wasser als vollkommen unlöslich sich ergiebt, so ist es dagegen löslich in Weingeist und Aether. Bringt man grüne Blätter in eine Flasche mit Weingeist, so nimmt derselbe alsbald eine grüne Färbung an, und die Blätter bleiben nach längerer Zeit der Einwirkung farblos zurück. Das Blattgrün hat sich also in Weingeist gelöst. An dieser grünen Flüssigkeit kann durch den Versuch gezeigt werden, daß auch hier die beiden Mutterfarben — Gelb und Blau — im Spiele sind. Durch Behandeln mit starker Salzsäure erhält man auf Zusatz von Aether durch Schütteln zwei Schichten, einen gelben Farbstoff (Phylloxanthin), der sich in Aether löst, und einen blauen Farbstoff (Phyllocyanin), der, von der

Salzsäure aufgenommen, die untere Schichte bildet.

Diese mannigfachen Abstufungen des Grüns, vom hellsten bis zum dunkelsten, wie uns solche in der vegetabilischen Natur begegnen, entsprechen einem veränderlichen Gemenge von Gelb und Blau. Bei vorherrschendem Gelb wird die Färbung heller, bei vorherrschendem Blau dunkler erscheinen.

Die Entstehung des Blattgrüns in der lebenden Pflanze ist nicht nur vom Lichte abhängig, sondern von dem Lichte bedingt. Wir wissen, im Dunklen gezogene Pflanzen bleiben weiß, daher das Zubinden der Salatköpfe, um das Innere zart zu erhalten.

Im Dunklen bildet sich kein Blattgrün, dagegen werden bei Abschluß des Lichtes farblos gebliebene Pflanzentheile — manche in wenigen Stunden, andere erst in einigen Tagen grün, wenn man sie dem Lichte aussetzt. So kommt es denn auch, daß manche Pflanzen zur vollkommenen Entwicklung ihres Blattgrüns ein starkes, andere ein weniger starkes Licht bedürfen.

Das Blattgrün ist leider eine sehr unhaltbare Farbe; wenn sie aus dem Lebensverbande der Pflanze durch Lösung abgeschieden worden, so verträgt sie die Einwirkung des Lichtes nicht. Eine weingeistige Blattgrünlösung verliert alsbald ihre Farbe, wenn sie dem Sonnenlichte ausgesetzt wird. Das Blattgrün — ein Kind des Lichtes — wird durch Sonnenlicht zerstört. Diese geringe Haltbarkeit des Blattgrüns ist um so mehr zu bedauern, als es vermöge seiner Schönheit und seiner mannigfachen Abstufungen besser als irgend ein anderes Farbmaterial geeignet wäre, das ungeachtet seiner bekannten Gesundheitsschädlichkeit noch vielgebrauchte Schweinfurtergrün zu verdrängen.

Die Hauptbedeutung des Blattgrüns im Pflanzenleben beruht auf seiner chemischen Wirkungskraft, indem wie bekannt grüne Pflanzentheile im Stande sind, die Kohlensäure der Atmosphäre zu zerlegen und so das Gleichgewicht zwischen Sauerstoffgas und Stickstoffgas in Zusammensetzung der Luft dauernd zu erhalten.

Um die Kohlensäure in ihre Bestandtheile zu zerlegen, d. h. Kohle aus ihr abzuscheiden, dazu bedürfen wir sehr kräftiger Agentien und einer bedeutenden Temperaturerhöhung — das Blattgrün vollzieht diese schwere Arbeit, wie es scheint, mit leichter Mühe: die ihm inwohnende chemische Kraft bedarf dazu nur der Anregung durch die mild erwärmenden Sonnenstrahlen.

In der Beurtheilung der chemischen Thätigkeit des Blattgrüns tritt noch ein merkwürdiger Umstand hervor. Die grüne Farbe der Pflanzentheile, sie mag nun in den Blättern, Stengeln oder unreifen Früchten auftreten, ist für sich allein nicht hinreichend, die Zersetzung der Kohlensäure unter dem Einflusse des Sonnenlichtes zu bewirken; wenn das Blattgrün als solches im Stande wäre, die Kohlensäure zu zerlegen, so müßte dieser Vorgang ja auch stattfinden, wenn wir das durch Lösung aus den Blättern abgeschiedene Blattgrün der Sonne aussetzen. Dies ist aber nicht der Fall. Wenn man die Blätter mechanisch zerreibt, d. h. ihre Structur zerstört und sie nun mit kohlensäurehaltigem Wasser der Sonne aussetzt, so hört die Kohlensäurezerlegung sofort auf; in diesem Falle tritt die gewöhnliche chemische Wirkung von Materie auf Materie ein, es bildet sich Kohlensäure aus dem Kohlenstoffe der organischen Substanz und dem Sauerstoff der atmosphärischen Luft. Hiernach ist also offenbar dieser wichtige Zerlegungsvorgang auch durch die eigenthümliche Organisation der Pflanzentheile bedingt.

Die hier dargelegten Ansichten über das Blattgrün haben in neuester Zeit einige Aenderung erfahren durch eine Reihe botanisch-chemischer Forschungen, namentlich aber durch Dr. C. Krauß' vortreffliche Arbeiten über diesen Gegenstand. Nach seinen höchst interessanten Beobachtungen ist der reine Blattgrünfarbstoff ein einheitliches chemisches Individuum, welches sich in zwei Farbstoff erzeugende Stoffgruppen spalten läßt. Der gelbe Farbstoff, der sich hierbei bildet, nicht aber ursprünglich vorhanden ist, heißt Xanthin, der grüne Chlorin. Letzterer ist in alkalischer Verbindung im Lichte sehr beständig; unbewußt hat dies die Technik schon längst benutzt, um die grüne Farbe frischer Gemüse, welche bekanntlich dem Lichte nicht widersteht, dauernd zu erhalten: man taucht dieselben in eine Lösung

von kohlensaurem Kali. Unter Umständen, d. h. bei eigenthümlicher Ernährung der Pflanze, kann auch bei Lichtabschluß ein Ergrünen stattfinden.

Ich habe es nicht versäumen wollen, hier schon auf diese noch nicht ganz abgeschlossenen Forschungen aufmerksam zu machen, deren weitere Entwicklung unter so geübter Hand in nicht ferner Zeit die Bedeutung des Blattgrüns für das Pflanzenleben in ein etwas anderes Licht setzen dürften.

Der Serpentin.

Von

Jakob Nöggerath.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Serpentin (Serpentinstein, Serpentinfels) ist allgemein bekannt, und wäre es auch nur aus der Apotheke, in welcher gewöhnlich die dunkelgrünen gebänderten und gewölbten Mischungs- und Reibschalen, auch wohl Mörser, aus dieser Steinart in Gebrauch sind.

Schon die alten Griechen und Römer haben den Serpentin gekannt und vielfach zu architektonischen Zierdezwecken benutzt. Die erhaltenen schriftstellerischen Nachrichten über die Steinart, welche wir bei Dioskorides und Plinius finden, sind etwas dunkel, aber doch in so weit bestimmt genug, daß im classischen Alterthum derselbe mit dem Namen Ophit bezeichnet wurde, von ophis (Schlange) abgeleitet, wegen der Aehnlichkeit seiner Farbenzeichnung mit der Haut der Schlange. Alle politurfähigen Steinarten, welche schöne Farben und Zeichnungen besitzen und in der Architektur und Bildhauerei Anwendung fanden, ordneten die Griechen und Römer unter den allgemeinen Begriff des Marmors, und so war auch der Ophit eine Art von Marmor. Der Begründer der Mineralogie aus dem 16. Jahrhundert, Georg Agricola, behielt den Namen Ophit bei, sagte aber wohl zuerst, daß man die Steinart in Sachsen Serpentin nenne. Serpentin, ebenfalls von serpens (Schlange) abgeleitet, stimmt also sprachlich und sachlich mit Ophit überein.

Im Mittelalter knüpfte man an Namen und an das äußere Ansehen, an Farbe und Zeichnungen von Substanzen vielfach abergläubische Annahmen von besonderen Eigenschaften und Heilkräften. Schon Plinius sagte, daß der Ophit aufgebunden Kopfschmerzen vertreibe, und rühmt den Saft (?) desselben als Arzneimittel, der Stein diene auch gegen Schlangenbiß. Aus späterer Zeit wird berichtet, daß Serpentingefäße kein Gift vertragen könnten, sie zersprängen, wenn solches darin aufbewahrt würde, und man finde in den Serpentinbrüchen auch nie eine Kröte oder ein anderes giftiges Thier. Solche Vorurtheile mögen mit dazu beigetragen haben, daß die Serpentingefäße in die Apotheke gekommen sind. Man machte sogar aus dem Pulver des Serpentins Tincturen, Pillen und Pflaster, denen man besondere Heilkräfte zuschrieb. Aus der Pharmacie ist er mit vollem Recht längst verschwunden.

Schildern wir zunächst die Beschaffenheit des Steines. Seine Farben und Zeichnungen sind ungemein mannigfaltig. Sie zeigen sich erst recht, wenn er geschliffen und polirt ist. So verkaufen die Verarbeiter des Serpentins zu Zöblitz in Sachsen Sammlungen von Serpentinproben für Mineraliensammlungen in kleinen vierseitigen Plättchen, welche aus fünfzig und mehr verschiedenen Varietäten in der Färbung und Zeichnung bestehen. Am vorherrschendsten ist dunkelgrün in schwärzlicher, oliven- und lauchfarbiger Nuancirung, auch weißliche, gelbe, braune und blutrothe Farben kommen vor. Die verschiedenen Farben bilden Striche, Flammen, Adern, Wolken und Flecken in der größten Mannigfaltigkeit.

Der Serpentin ist eine dichte Steinart von etwas splitterigem Bruche und feinem Korn, im Aeußeren glanzlos; geschliffen und polirt erhält er einen schönen, aber milden Fett- oder Wachsglanz.

In der Masse ist er gewöhnlich undurchsichtig, und nur seine Splitter sind etwas durchscheinend. Aber es giebt auch Varietäten, welche dünn geschliffen völlig durchscheinend sind. Letztere nannte der berühmte Systematiker der Mineralogie A. G. Werner edlen Serpentin und führte ihn als besondere Art auf zum Unterschied von dem gewöhnlichen Serpentin, den er

gemeinen nannte. Beide gehen in einander über, und mit Recht hat die neuere Mineralogie diese Sonderung aufgegeben.

Der Serpentin ritzt den Kalkspath, wird aber vom Flußspath geritzt, ist mild und läßt sich mit dem Messer schneiden und auf der Drechselbank bearbeiten. Beim Liegen an der Luft wird er härter. Er fühlt sich etwas fettig an und besonders, wenn er glatt geschliffen ist. Er ist nicht schwer zersprengbar. Bei einem nicht starken Hammerschlag fliegen die kleinen Bruchstücke umher. Seine specifische Schwere beträgt 2,6, oft etwas mehr oder weniger.

Es ist für die später zu erwähnende Genesis des Serpentins bedeutend, daß er auch in pseudomorphischen Krystallen vorkommt, d. h. in solchen, welche einem anderen Mineral eigenthümlich sind, als dasjenige ist, aus welchem sie jetzt bestehen. Es beweist dieses, daß sie durch chemische Einwirkung, unter Beibehaltung ihrer früheren Form, nach und nach umgewandelt worden sind. Die pseudomorphischen Krystalle von Serpentin haben die Gestalt derjenigen des Olivins. Olivin ist also in Serpentin umgewandelt. In Snarum bei Christiania kommen solche pseudomorphische Krystalle von Armsdicke bis $1^1/_2$ Fuß Länge vor und ebenfalls im Monzoniberge im Fassathal in Tirol sehr deutlich von etwa Zollgröße. Die ersten enthalten oft sogar im Inneren einen Kern von unzersetztem Olivin.

In chemischer Hinsicht besteht der Serpentin wesentlich aus kieselsaurer Magnesia, zu welcher meist auch Eisenoxydul tritt mit ca. 9 bis 13 Procent gebundenem Wasser. Einige Serpentine enthalten auch geringe Mengen von Chrom- und Nickeloxyd.

Sehr zahlreich sind die fremden Mineralien, welche theils als Krystalle oder kleine Partien und gleichzeitig mit dem Serpentin gebildet in demselben vorkommen, theils aber auch in größeren Massen darin eingelagert sind. Manche davon erhöhen die Schönheit der daraus dargestellten Luxusgegenstände, andere aber machen ihn selbst für solche unbrauchbar. Wir führen von diesen Mineralien die folgenden an:

In erster Linie ist der Chrysotil, auch schillernder Asbest oder Serpentinasbest genannt, aufzuführen, welcher eigentlich nichts Anderes ist als Serpentin, da er in seiner chemischen Zusammensetzung damit übereinstimmt und nur in seiner äußeren Erscheinung sehr davon abweicht. Er füllt Spalten im Serpentin aus und findet sich besonders ausgezeichnet zu Reichenstein in Schlesien. Es sind seidenglänzende, leicht von einander zu trennende Fasern. Ihre Entstehung dürfte eine secundäre von aufgelöstem Serpentin sein, welcher als Chrysotil von Neuem erhärtet ist.

Schillerspath. Auch dieser besteht nahezu aus denselben chemischen Elementen wie der Serpentin selbst. Grüne glimmerartige Blättchen mit messingfarbigem Schiller sind zerstreut in dunkelfarbigen Serpentin eingewachsen. Das ganze sehr schöne Gestein, welches sehr ausgezeichnet an der Baste am Harz vorkommt, hat man Schillerfels genannt.

Granat und Pyrop, von rother, brauner und grüner Farbe, ist dem Serpentin häufig eingewachsen in Körnern und ausgebildeten Krystallen; er ist häufig weich und in eine chloritartige Substanz umgewandelt.

Chlorit ist kein seltenes Vorkommen im Serpentin, sogar in mächtigen Trümmern und Nestern.

Sonst ist noch eine ganze Reihe von magnesiahaltigen Mineralien im Serpentin bekannt, so Glimmer, Magnesit, Hydrotalkit, Dolomitspath 2c. Kieselmineralien sind dagegen selten, nämlich Quarz, Chalcedon, Jaspis, Chrysopras, Halbopal.

Magneteisen dürfte wohl fast immer im Serpentin vorkommen, es ist in kleinen Theilchen und als spaltenausfüllend vorhanden. Dadurch ist der Serpentin polarisch-magnetisch und wirkt schon in der Entfernung von einigen Fuß auf die Magnetnadel, so daß ganze Felsen ihre bestimmten Pole zeigen, welche sich auch wieder bei losen Stücken des Gesteins zu erkennen geben. Diese Eigenschaft erkannte v. Fichtel zuerst (1794) an dem Serpentin des Vulcans Pases in Siebenbürgen und v. Humboldt bestätigte sie (1796) an dem Serpentinfelsen des Heideberges bei Gefrees im Fichtelgebirge. Auch finden sich große Zusammenhäufungen von Magneteisen in den alpinen und nordamerikanischen Serpentinen.

Chromeisen ist gerade besonders im Serpentin zu Hause, sowohl in seinen Körnchen wie auch in größeren Massen, so daß es selbst vielorts zur technischen Verwendung gewonnen wird, z. B. bei Baltimore in Maryland und an vielen anderen Punkten in Nordamerika.

Eisenglanz, Rotheisenstein und Schwefelkies kommen ebenfalls im Serpentin vor.

Kupfererze sind häufig mit Serpentin vergesellschaftet. Darunter besonders gediegen Kupfer in Cornwall in bedeutenden Nestern und an vielen anderen Orten.

Arseneisen, etwas goldhaltig, findet sich im Serpentin zu Reichenstein in Schlesien. Beides ist hier Gegenstand der hüttenmännischen Gewinnung.

Gediegen Gold wird im Ural aus dem Serpentin gewonnen, und die Platina von daher ist häufig dem Serpentin eingewachsen. Für unseren speciellen Zweck haben die den Serpentin begleitenden metallischen Mineralien kein Interesse, wir haben sie daher auch nur der Vollständigkeit wegen angeführt.

Der Serpentin ist gerade keine sehr verbreitete Gebirgsart zu nennen, aber doch wohl in den meisten größeren Gebirgsländern anzutreffen. Es würde für diese gedrängte Mittheilung zu weit führen, wenn wir alle Länder und Gegenden anführen wollten, wo er erkannt ist. In Deutschland kommt er vorzüglich im Königreich Sachsen, in Schlesien, im Fichtelgebirge und in den Vogesen vor.

Der Serpentin bildet häufig groteske zerrissene kahle Felsen an der Oberfläche. Die aus seiner Verwitterung hervorgehende Dammerde ist für die Vegetation nicht günstig.

Er findet sich in zwei ihrer Entstehung nach sehr verschiedenen Lagerungsformen. Einmal in Stöcken und Gängen. Stöcke sind bekanntlich irreguläre Massen von bedeutenden Dimensionen, welche aus dem Inneren der Erde aufgebrochen sind und die von ihnen gebildeten Gebirgsmassen durchbrochen haben. Gänge aber sind Spalten, welche in derselben Weise entstanden und ebenfalls von unten ausgefüllt worden sind. Bildungen dieser Art werden eruptive genannt. Der eruptive Serpentin ist von sehr verschiedenem geologischen Alter, je nachdem er durch mehr oder weniger Gebirgsformationen an die Oberfläche getreten ist. Es finden sich die Stöcke und Gänge von Serpentin in den Vogesen im Granit, im Königreich Sachsen im Granulit, wo 46 mehr oder minder große Verbreitungen desselben bekannt sind, in Böhmen rc., in Predazzo in Tirol im ältesten krystallinischen Kalkstein, in Cornwall in der Devon-Formation, und in Norditalien soll er bis ins tertiäre Gebirge sich verbreiten.

Die zweite Lagerungsform, in welcher Serpentin bekannt ist, besteht in Zwischenlagern von Talk-, Chlorit- und Glimmerschiefer und Gneiß. So erscheint er am Ural, in den Alleghanies, am Greiner in Tirol. Solcher Serpentin dürfte gleichzeitig mit den mit ihm wechselnden Gebirgsschichten gebildet sein.

Darin sind alle neueren Geologen einverstanden, daß der eruptive Serpentin in seinem jetzigen Zustande nicht ursprünglich entstanden ist. Er ist ein auf dem nassen Wege umgewandeltes sogenanntes metamorphosirtes Gestein, welches durch Austausch von Elementarbestandtheilen seine heutige chemische und mineralogische Beschaffenheit erhalten hat. Er dürfte vorzüglich aus Olivin entstanden sein, welchem Magnesia zugeführt und dafür andere Bestandtheile entzogen wurden. Ein tieferes Eingehen in diese nicht ganz einfachen chemischen Hergänge liegt unserem Zweck zu fern. Für die Umbildung des Olivins in Serpentin sprechen auch recht sehr die bereits oben erwähnten pseudomorphischen Krystalle von Serpentin nach Olivin. J. Lemberg in Dorpat hat erst jüngst durch eine Reihe von chemischen Analysen die Uebergänge von Olivin in Serpentin nachgewiesen und mit großer Wahrscheinlichkeit dargethan, daß das Urgestein des Serpentins von Zöblitz und Greifendorf in Sachsen aus einer von Olivin, Granat und Hornblende zusammengesetzten Gebirgsart umgebildet worden sei.*

Ob aber alle Serpentine und auch diejenigen, welche als Schichten zwischen Talk-, Chlorit- und Glimmerschiefer und Gneiß auftreten, aus einem Gestein ent-

* Der leicht zersetzbare Olivin verwandele sich zum größten Theil in Serpentin, der widerstandsfähige Granat meist in Chloritmineralien, während die Hornblende sich größtentheils wenig verändere.

standen sind, welches vorzüglich aus Olivin bestand, dürfte wohl noch zweifelhaft sein; es könnte schon bei seiner ursprünglichen Ablagerung Serpentinmasse gewesen sein.

Schon in sehr alter Zeit ist der Serpentin als besondere Zierde in der äußeren Architektur verwendet worden, wozu er aber weniger geeignet ist als zur Ausschmückung innerer Räume von Gebäuden. An der freien Luft verliert er leicht seine Schönheit, büßt seinen Glanz ein und verbleicht oder dunkelt je nach den verschiedenen Varietäten. In inneren Räumen der Gebäude hält er sich dagegen sehr gut und verliert seine Schönheit nicht. Der ernste Charakter, welcher den Serpentin kennzeichnet, und das Neutrale seiner Farben, welche niemals störend neben anderen Decorationen wirken, sind gerade Eigenschaften, welche ihn für die Ausschmückung im Inneren von Gebäuden besonders geeignet erscheinen lassen.

Beispiele von alter Verwendung des Serpentins in jener zweifachen Richtung sind folgende: Zu St.-Yrieux bei Limoges in Frankreich, wo sich alte Serpentinbrüche befinden, war das von dem römischen Kaiser Hadrian erbaute Amphitheater und ein Tempel mit prachtvollen Serpentinsäulen geschmückt, wovon noch Reste erhalten sind. In Rom sind alte Baureste aus Serpentin keine Seltenheit, und es haben sich deren auch in der alten Römerstadt Trier gefunden. Georg Agricola führt an, daß in Rom in der Lorenzkirche auf dem Marsfelde sich Säulen von Serpentin befinden, wahrscheinlich sind diese auch altrömische. Spätere Verwendungen des Serpentins im Inneren von Gebäuden kommen vor in dem Dom zu Meißen in Sachsen, in dem kurfürstlichen Begräbniß zu Freiberg, auch in mehreren sächsischen Stadtkirchen und zwar besonders zu Denkmälern und Gräbern. Ein paar Stunden von Granada in Spanien kommt in der Sierra Nevada ein grüner Serpentin mit gelblich-grünen schillernden Partien (wahrscheinlich Schillerspath) vor, aus welchem die Säulen der Kirche der Mönche des heiligen Franz von Sales zu Granada bestehen, und derselbe Serpentin ist auch zur Ornamentik des königlichen Palastes verwendet.

Das größte Gewerbe für die Bearbeitung des Serpentins besteht in der kleinen Stadt Zöblitz im sächsischen Erzgebirge, welches seine Entstehung zunächst dem benachbarten Vorkommnisse dieses Gesteins verdankt. Es hat in der neuern Zeit einen bedeutenden Aufschwung erhalten, wovon seine schönen Producte Zeugniß ablegen, welche bei den vielen öffentlichen, allgemeinen und Gewerbe-Ausstellungen zu schauen waren. Das Gewerbe ist schon alt, bereits vor mehreren Jahrhunderten sollen dort Knaben aus Serpentin Bildwerke geschnitten haben. In dieser Weise lehrte der Mineraloge Justus Rabe im Jahre 1546, nach der Rückkehr von seinen Reisen, den Serpentin in größerem Umfange zur Bearbeitung mancherlei kleiner Gegenstände benutzen, die schon zum Verkaufe ausgeführt wurden. Ein weiterer Fortschritt der damals noch kleinen Industrie trat aber gegen 1613 ein, als Michael Bößlern das Drechseln des Serpentins eingeführt hatte. In Folge dieser Erfindung bestätigte Kurfürst Johann Georg I. im Jahre 1613 die Innung der Serpentindrechsler, deren Artikel im Jahre 1656 und 1665 renovirt wurden. Das Gewerbe gewann fortwährend an Umfang, und zählte im Jahre 1758 siebzig Meister und eben so viele Gesellen. Es ging der Verkauf der Waaren schon nach Polen, Rußland, Schweden, Dänemark, England, Holland, wo sie sehr beliebt waren, Frankreich und Italien, selbst nach Afrika und Amerika.

Der neueste große Aufschwung dieser Industrie erfolgte, als dafür im Jahre 1864 eine einheitliche Fabrications- und Handelsgesellschaft gebildet wurde, welche seit dem 1. Mai 1876 die Firma „Sächsische Serpentinstein-Actien-Gesellschaft“ führt. Das Actiencapital beträgt 300000 Mark. In den Brüchen sind 25 Bergleute beschäftigt unter Leitung eines Obersteigers, und in der Fabrik 120 Arbeiter, welchen ein Techniker und 4 Werkführer vorstehen.

Ausführliche Preisverzeichnisse der in Zöblitz verfertigten Waaren, zum Theil mit lithographirten Zeichnungen, werden von der Actien-Gesellschaft ausgegeben. Von ihren größeren Producten sind aufzuführen: Mosaiktafeln, Kamine und ganze Treppenhaus- und Saaldecorationen. Von den prachtvollen Mosaiken wurden Ex-

emplare bereits geliefert für den Kaiser Wilhelm, den hochseligen König Johann von Sachsen, den Herzog August von Sachsen-Koburg und den Fürsten Reuß. Kamine und andere reiche Ornamente sind vielfach nach den Entwürfen der namhaftesten Architekten und Baumeister angefertigt worden, so z. B. in der Villa des Königs Albert von Sachsen in Strehlen, für das Mausoleum des Gemahls der Königin von England, Prinz Albert, in der Freimaurer-Loge im Windsor-Park u. s. w. Ganze Treppenhaus- und Saaldecorationen mit Panelen, Wandpilastern, Thür- und Spiegelrahmen wurden vielfach hergestellt, so z. B. für das Königszimmer des Chemnitzer Staatsbahnhofes, das Reichskanzleramt zu Berlin, die Kasseler Königl. Gemälde-Galerie u. s. w. Ebenfalls werden aus Serpentin nach Bestellungen angefertigt: Grabsteine, Taufsteine, Säulen, Vasen u. s. w. Von kleineren Gegenständen führen die Preiskataloge u. A. folgende auf: Lampenfüße, Candelaber und Kronleuchtergarnituren, Schreibzeuge, Federbecher, Couverthalter, Petschafte, Leuchter, Briefbeschwerer, Visitenkarten- und Fruchtschalen, Blumen- und Cigarrenbecher, Tabacksdosen, Streichfeuerzeuge, Tabackspfeifen, Zuckerdosen und -Schalen, Thee- und Butterdosen, Trink- und Eierbecher, Wärmsteine, Reibschalen und Mörser mit Pistillen, Farbsteine und Läufer, Dominos, Würfel.

Der in der neuesten Zeit so sehr emporgeschwungenen Zöblitzer Serpentin-Industrie ist das fernere Blühen und Gedeihen selbst im Interesse der Kunst sehr zu wünschen. Bei ihrem wackeren Streben ist es unzweifelhaft, daß die Anerkennung, welche ihre schönen Producte bereits gefunden haben, nicht erlöschen, sondern sich noch immer steigern wird. Das Zöblitzer Serpentin-Gewerbe ist in seiner bedeutenden Ausbildung gewissermaßen ein Unicum, gleichwie die Achat-Industrie zu Oberstein und Idar im Fürstenthum Birkenfeld auf der linken Rheinseite.

Wenn nun der Stadt Zöblitz mit ihrer großen Industrie unbedingt die Palme gebührt für die vielseitige Verarbeitung des Serpentins, welche gerade hier durch die in den nahen Brüchen reichlich vorkommenden mannigfaltigen Varietäten dieses Materials besonders begünstigt ist, so giebt es doch auch noch einige wenige andere Gegenden, in welchen in mehr untergeordneter Weise Serpentin gewonnen und verarbeitet wird.

Zu Grochau im Kreise Frankenstein, Regierungsbezirk Breslau, wird ebenfalls Serpentin gewonnen und verarbeitet, jedoch nur in sehr geringem Umfange gegen Zöblitz.

In Baireuth geschah dieses früher, ob auch noch jetzt, ist uns nicht bekannt. Es wurden hier Theebüchsen, Tassen, Tabatieren und viele andere kleine Gegenstände aus Serpentin des Fichtelgebirges fabricirt.

Aus dunkelgrünem Serpentin mit eingewachsenen Blättchen von Diallag und Epidot, welcher zu Gueyras im französischen Departement des hautes Alpes sich findet, werden in Briancon schöne Gegenstände dargestellt.

In Chamounix und den weiteren umliegenden Gegenden des Montblancs verarbeitet man einen gelblich grünen, besonders schönen Serpentin, welcher bei seiner Transparenz vollberechtigt als edler im Sinne von Werner bezeichnet werden kann, zu prächtigen dünnen Schalen. Dieser Serpentin findet sich nur in losen Blöcken meist von kleinen Dimensionen an einem Punkte, la Tiale genannt, am See Cornu und auf dem Gipfel des Brévent. Nur vereinzelte Arbeiter, selbst Führer, beschäftigen sich mit dieser Darstellung; sie verkaufen ihre Producte ziemlich theuer an die Touristen und fremden Besucher der Berggegend.

Noch möge erwähnt werden, daß auch Serpentin vielfach in Italien verwendet wird zur Darstellung der Florentiner Mosaik, welche in der neueren Zeit in ihrer Kunstfertigkeit hoch steht. Hierbei findet der Serpentin seine Anwendung besonders für Laubwerk, Blüthen und Früchte u. s. w.

Ob noch sonst irgendwo Serpentinwaaren fabricirt werden, dürfte zweifelhaft sein, da wir keine weitere Notiz darüber haben auffinden können. Nicht jeder Serpentin ist dazu geeignet, vieler ist zu hart und durch fremde Einmengungen für den Zweck nicht brauchbar oder nicht schön genug.

Der Serpentin ist übrigens nicht mit dem ihm sonst nahe verwandten, aber unansehnlichen Topfstein zu verwechseln, aus

welchem ebenfalls Schalen, Töpfe, Kessel, Eimer und dergleichen gedrechselt werden, und zwar besonders fabrikmäßig bei Chiavenna am Fuße des Splügen. Eine eingehende Mittheilung über diese Industrie, welche schon von den alten Römern betrieben wurde, hat der Verfasser dieses in dem dritten Bande der gegenwärtigen Zeitschrift veröffentlicht.

Literarisches.

Eine türkische Reise. Von Karl Braun. 2 Bände. Stuttgart, Verlag von A. Auerbach.

Es ist wirklich schade, daß wir Deutsche eigentlich nur zwei Sorten von Reisebeschreibern haben, die grundgelehrten und die gröblich unwissenden, während andere Völker, namentlich die Engländer, eine äußerst fruchtbare Reiseliteratur besitzen, welche zwischen diesen beiden Gegensätzen eine glückliche Mitte hält, und durch welche das Volk in anmuthigen lebhaften und praktischen Schilderungen über die verschiedensten fremden Länder und Völker eine Masse wissenswerther Dinge erfährt. In Deutschland dagegen steht es mit dem geographischen Wissen und der geographischen Literatur noch ungefähr ebenso, wie vor fünfzehn Jahren Henry Thomas Buckle das Verhältniß der ganzen wissenschaftlichen Liter:tur zum Volke schilderte, wo einem auserlesenen Häuflein erhabener, sich durch eine besondere Sprache gegen die Laien abschließender Geister die große Masse unwissenden Volkes gegenüberstehe. Dies hat sich in den meisten Wissensgebieten seitdem total geändert, allein in Bezug auf Länder- und Völkerkunde steht ein großer Theil des Volkes noch lange nicht auf jener Stufe, die es nach den großen Umwälzungen des Weltverkehrs einnehmen könnte. Es besitzt darin weder Kenntnisse genug noch jene unternehmende Beweglichkeit, welche nur ein genügendes Unterrichtetsein über die Zustände fremder Länder verschafft.

Das kommt unseres Erachtens zum guten Theil daher, weil wir für das Volk meist noch nicht die rechten Reisebeschreibungen haben. Die letzteren sind nämlich entweder rein wissenschaftlich und verschmähen es — nicht mit Unrecht, wie wir meinen — dem Triebe nach Unterhaltung irgendwie Concessionen zu machen, oder es sind ganz leichtfertige, seichte Betrachtungen, wie sie eben jedem sentimentalen Städter einfallen, der sich mit dem Baedeker in der Hand seiner „sitzenden Lebensweise“ auf etliche Wochen entschlägt, um ein Bischen Berg- und Waldluft zu athmen. Von solchen Schriftstellern, die zwischen beiden in der Mitte stehen, die, mit Wissen und scharfem Blick begabt, nur mit dem frohen, leichten Reisespruch Philanders von Sittewald auf die Wanderschaft gehen und mit demselben leichten Ton Jene, denen sie ihre Erlebnisse erzählen, zu *belehren* verstehen, haben wir leider nur wenige. Zu den besten und wirksamsten von ihnen, unter denen wir, um Namen zu nennen, beispielsweise Ludwig Steub, Fr. von Löher meinen, darf sich wohl Karl Braun-Wiesbaden zählen, der mit seiner im Sommer 1876 erschienenen türkischen Reise, nachdem er dem deutschen Publicum schon so manche anziehenden Wanderberichte geschenkt, jetzt zum ersten Mal einen größeren, stofflich einheitlichen Reiserapport erstattet. Der erste Band liefert uns eine Reihe anziehendster Schilderungen und staatswirthschaftlicher Betrachtungen aus Oesterreich, Ungarn, Rumänien und Serbien, die einen absolut nothwendigen Uebergang zum Verständniß der türkischen Schilderungen des zweiten Bandes bilden. Nur eins möchten wir gleich von vornherein an dem Buche aussetzen: das ihm oben gegebene Prädicat der stofflichen Einheitlichkeit erleidet insofern einigen Abbruch, als Braun, in dem offenbaren Bestreben, *alle* seine jüngsten culturhistorischen Aufsätze in diesem Buche zu vereinigen, einige darin aufgenommen hat, welche denn doch in einem allzu geringen Zusammenhang mit dem Inhalt des Buches stehen. Wir meinen damit erstens den Aufsatz über Ritter von Schmerling im ersten Bande. Daß Braun mit Wien, welches er kennt wie wenige Fremde, und der Donau, also den Pforten des Ostens, seine türkische Reise einleitet, ist nicht nur selbstverständlich, sondern bei der interessanten Art, wie er dieses Thema behandelt, sogar sehr dankenswerth, allein Schmerling brauchte deswegen mit keinem Wort erwähnt zu werden, ja wir meinen, es wäre manchem Leser, namentlich von den österreichischen, lieb, wenn dieser aus einem bekannten politischen Anlaß entstandene Tendenzartikel überhaupt nicht wieder abgedruckt wäre. Ein zweiter in das Gefüge des Ganzen nicht recht passender Bestandtheil ist die „böhmische Woche“ am Ende des zweiten Bandes. Diese böhmische Woche ist aber nicht überflüssig wie der Schmerlingsartikel, sie ist eben nur ein loser Anhang zur türkischen Reise, im Uebrigen aber eine wirklich verdienstliche Arbeit, die in zwei längeren, um die Mittelpunkte Prag und Eger sich bewegenden Abhandlungen hübsche inhaltreiche und meist treffende Culturbilder aus dem schönen, arbeitsfrohen, reichen und lebenswarmen Böhmerland giebt, welches leider nur so Wenige kennen. Zu verwundern ist nur, daß einige ganz unschuldige Scherze den Zorn tsche-

chischer Leser erregt haben, die leider nicht wissen, daß gerade Braun zu den blutwenigen Deutschen gehört, die ohne den Purpurmantel deutscher Ueberlegenheit in die Fremde gehen und, statt auf alles Nichtdeutsche vornehm herabzusehen, fremde Art und Sitte, und sei sie auch noch so eigenartig und seltsam, mit naivem Blick ansehen und unbefangen beurtheilen.

Diese heitere, duldsame, ja oft geradezu liebevolle Art, in fremden Städten und Ländern zu schauen und zu hören, macht auch einen Hauptreiz des eigentlichen Gegenstandes der Braun'schen Darstellung aus, und schon das Vorhandensein dieser humanen Anschauung ist ein Merkmal eines umsichtigen und kenntnißreichen Geistes; denn bekanntlich verzeiht nur der Alles, welcher Alles begreift. Dies Letztere ist die andere gute Seite Braun'scher Reiseplaudereien. Sie lesen sich so leicht, als wären sie nichts wie ungezwungenes Geplauder, und doch bergen sie eine nicht gewöhnliche Fülle von positivem Wissen, davon auch jeder Leser unvermerkt profitirt; denn sie wird ihm, wie man einem verhätschelten Patienten heilsame Pillen in süße Oblaten gehüllt reicht, in einer Umhüllung pikanter Geschichten und heiterer Anekdoten credenzt, daran der weinfrohe gemüthliche Plauderer Braun an allen Ecken und Enden Ueberfluß hat.

Dabei überrascht stets von Neuem der Reichthum und die Vielseitigkeit seines Beobachtens, die in der That ein besonderes Talent des Touristen und dann am schätzbarsten sind, wenn sie sich in der Bereisung oberflächlich civilisirter Länder, wie Rumänien und Serbien es sind, zeigen, bei denen gerade die bloße Tünche der Civilisation, der äußere Comfort unseres modernen gesellschaftlichen Lebens den minder sorgfältigen Beobachter leicht zu dem Irrthum verleiten, daß es eigentlich hier nicht viel anders sei als zu Hause. Hier findet der Beobachter also oft eine schwerere Probe als in völlig culturlosen oder mit ganz fremder Cultur ausgestatteten Gebieten. Darum glauben wir neben den interessanten und originellen Schilderungen aus der Türkei, unter denen vornehmlich die über Saloniki viel Neues und Schönes enthalten, vor Allem die Skizzen des ersten Bandes, wie die ganze Donaufahrt, die gesammten Darstellungen über rumänische Dinge empfehlen zu müssen, aus denen der Leser und die Leserin spielend Vieles lernen, was vielleicht Manchem mehr Nutzen und Anregung geben dürfte, als wenn er statt dessen bemüht wäre, sich über die neuesten Früchte unserer Romanliteratur oder über die jüngst durchgefallenen Theaterstücke auf dem Laufenden zu erhalten. Man entschuldige den vielleicht etwas materialistischen Stoßseufzer, aber es muß doch gesagt sein, daß selbst heute, wo nützliche Studien bereits in den leichtesten Formen möglich und auch zeitgemäß sind, gerade unter dem Publicum der Belletristik die nützliche Unterhaltungsliteratur noch viel zu wenig genossen wird; und wenn Bücher wie das Braun'sche eben diesem Zweck so vorzüglich entsprechen, so möge man es verzeihen, eine solche Mahnung just bei diesem Anlaß zu hören.

Das Buch der Katzen. Von Gustav Michel. Weimar, Verlag von Hermann Weißbach.

In diesem Buche finden die vielen Verehrer und besonders Verehrerinnen des interessanten Thieres Nachricht von allen körperlichen und geistigen Eigenschaften desselben; auch seine Geschichte wird hier festgestellt, wie es sich unter der liebevollen und behutsamen Pflege der geduldigen Aegypter allmälig zu seiner heutigen menschenfreundlichen Liebenswürdigkeit entwickelt hat, wie es dann über Arabien und Syrien langsam in unser unwirthliches Klima vorgedrungen ist; sodann wird von ihren verschiedenen Sitten in verschiedenen Ländern berichtet. Interessirt hat uns die Behauptung, daß auch die Thiere ein Schönheitsideal haben, das sie bei ihren Liebesneigungen leitet, uns nur nicht erkennbar wegen der Verschiedenheit unserer eigenen Vorstellung von Schönheit. Alsdann schreibt der Verfasser den Katzen auch Neugier zu:

„Diese brennende Neugier," sagt er, „die sie überall umhertreibt, ist eine ihrer dominirenden Fähigkeiten und führt sie manchmal ins Verderben. Als neuestens die Orgel in der Westminsterabtei reparirt wurde, fand man in einer der Pfeifen, die seit langer Zeit verstimmt war, eine vertrocknete Katze."

Besonders betont wird noch der geographische Sinn der Katzen, und der Verfasser giebt uns mehr als einen interessanten Beleg dafür.

„Ein amüsanter Reisender erzählt von einer Katze in Jamaica, die in einem Sack fünf Meilen weit zu einem neuen Herrn getragen wurde. Die Wohnung desselben war durch zwei breite reißende Flüsse, welche nur mittelst Boot passirt werden konnten, vom Ausgangsorte getrennt. Die Katze wurde abgeliefert, entsprang aber durch ein Fenster und fand sich zwei Tage später wieder in ihrer alten Heimath ein, sie hatte also beide Flüsse durchschwommen und überdies noch fünf Meilen durch eine fast unwegsame Gegend zurückgelegt."

Man sieht, daß aus diesem Buch viele amüsante Behauptungen zu entnehmen sind, wenn auch vielleicht nicht eben so viele Wahrheiten.

Die Don-Juan-Sage, ihre Entstehung und Fortentwicklung.

Von
Fr. Helbig.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Es giebt gewisse Sagenstoffe, welche Jahrhunderte hindurch ein unverwüstliches Dasein sich erhalten haben und weit über ihre Heimath hinaus das Interesse der Culturvölker so zu fesseln verstehen, daß sie in immer erneuter von dem Gepräge der Zeit oder der nationalen Eigenart bestimmter Gestaltung durch die Literaturen hindurchgehen. Zu diesen unverwüstlichen Stoffen gehört auch die Sage vom Don Juan. Von Spanien aus, ihrer naturgemäßen Heimath, hat sich dieselbe in das Gewand des Dramas, später auch in das des Epos und Romans gekleidet, nach Italien, Frankreich, Deutschland, England und Rußland verbreitet. Die Figur des Don Juan ist geradezu typisch geworden für alle Zeiten. Alle Dichtungen der Sage haben ihren Höhepunkt erreicht in der unsterblichen Schöpfung Mozart's.

Und daß es nicht das Wort, sondern der Ton ist, der hier den Gipfelpunkt bezeichnet, das lehrt gewissermaßen der Instinct der Behandlung. Denn das sinnliche Element, das der Stoff beherrscht, findet in der Musik weit eher einen Ausdruck als in der Rede.

Also ist es auch hier wie in den Sagen von Faust und Ahasver das deutsche Volk gewesen, das dem Stoffe seine höchste poetische Weihe verlieh.

Nach dieser musikalischen Seite hin ist nach Mozart eine neue Wiedergabe des Stoffes nicht versucht worden. Sie würde auch schwerlich von Erfolg gekrönt sein. Dagegen hat die Kunst des Worts, hat die Dichtkunst den Stoff nach Mozart keineswegs fallen lassen. Unter ihren Händen hat derselbe verschiedene Wandlungen erlebt, ist unter höhere Gesichtspunkte gebracht, idealer gefaßt worden, ohne damit eine höhere über die Mozart'sche Oper hinausragende *poetische* Weihe zu erhalten. Diese neuere Auffassung steht meist unter dem Einflusse des Goethe'schen Faust und wohl auch der genialen Kritik des Mozart'schen Dramas durch E. T. A. Hoffmann.

Gehen wir zunächst auf die Entstehung unserer Sage zurück, überblicken die Völkerwanderung derselben in ihren hervorragendsten Bearbeitungen und suchen dann mit den Wandlungen ihres Inhalts und insbesondere des Charakters ihres Helden uns bekannt zu machen.

Die Sage tauchte zuerst auf in andalusischen Chroniken, aber nur in höchst oberflächlicher Erwähnung. Diese be-

schränkt sich eigentlich nur auf die Thatsache der Ermordung des Gouverneurs von Sevilla, Gonzalo de Ulloa, durch Don Juan Tenorio, den Sprossen eines vornehmen Hidalgogeschlechts bei Gelegenheit der gewaltsamen Entführung seiner Tochter, eine Thatsache, die allerdings den eigentlichen Angelpunkt der ganzen Sage bildet. Seine hohe Geburt, geben dann die Chroniken weiter zu hören, habe den jugendlichen Mörder lange dem Arme der Gerechtigkeit und Familienrache entzogen. Endlich sei es den Mönchen des Klosters zu Sanct Francisco, in welchem die Familie des Ermordeten eine Capelle besaß, gelungen, Don Juan ins Kloster zu locken. Dort, erzählten die Mönche, habe derselbe die in der Capelle stehende Statue verhöhnt und zum Schmause geladen. In Folge dieser Lästerung hätten die Steinplatten sich aufgethan und das höllische Feuer ihn erfaßt. Das Gerücht wollte indeß wissen, daß diese Angabe nur vorgespiegelt sei, den heimlich im Kloster vollführten Mord des Verlockten zu vertuschen. Um sein grauenvolles Ende mehr noch mit den Anforderungen der Gerechtigkeit in Einklang zu bringen, ließ es sich die Kirche dann angelegen sein, Don Juan als einen exemplarischen Sünder, der aller sieben Todsünden sich schuldig gemacht, vornehmlich als Frauenverführer und Gottesleugner darzustellen. Unter dem Einflusse einer späteren kirchlichen Anschauung wird ihm weiter gleich wie Jedem, der von der geraden Bahn der Tugend abwich, ähnlich wie in der Faustsage, ein Bündniß mit dem Teufel angedichtet.

Nach diesem Don Juan aus dem Geschlechte der Tenorio entstand noch ein anderer Don Juan, Don Juan de Meranna. Beide unterscheiden sich nicht durch Verschiedenheit ihrer Lebensweise, die bei Beiden vielmehr die gleiche, diejenige eines Wüstlings und Frauenverführers ist. Auch der Höhepunkt ihrer Frevelthaten ist bei Beiden der gleiche. Wenn Jener das Jenseits keck herausfordert und verhöhnt und einen freveln Griff in die übersinnliche Welt hineinthut, zieht der letztere auch den Himmel mit in den Kreis seiner verwegenen Berührung. Er stellt eine Liste aller seiner Geliebten und von ihm betrogenen Gatten und Verlobten auf, findet dabei alle Stände vertreten; Fürsten und Könige, auch der Papst fehlt nicht, dessen Geliebte er gleichfalls gewann. Nur Einer fehlt ihm noch auf der Stufenleiter: der Herrgott selbst. Er beschließt diese letzte Staffel zu erklimmen, eine Verlobte des Himmels, eine Nonne zu entführen. Schon ist er seinem Ziele nahe, schon hat er die Gottverlobte zur heimlichen Flucht beredet, als in der Nacht vor der Entführung eine furchtbare Vision, welche ihm seinen eigenen Leichenzug, den die Seelen aller von ihm Betrogenen und Gemordeten bilden, vorgaukelt, seine Umkehr bewirkt. Aus dem verwegenen Sünder wird ein zerknirschter Büßer, der mit den härtesten Entbehrungen und strengsten Kasteiungen um die erneute Gnade des Himmels buhlt, der selbst nach dem Tode keine Ruhe begehrt, indem er verordnet, ihn unter den Fußboden der Kathedrale zu begraben, damit die Besucher des Gotteshauses ihn mit Füßen treten. Er scheidet also, mit dem Himmel versöhnt, während sein Vorgänger im unversöhnlichen Trotze dahingeht und deshalb der Hölle verfällt. An diesen Don Juan de Meranna knüpft sich eine seine nahen Beziehungen zu dem Teufel versinnlichende Anekdote. Als er einst Abends an dem Ufer des Guadalquivir in Sevilla spazieren ging, bemerkte er an dem anderen Ufer einen Fremden mit einer brennenden Cigarre. Er bittet ihn um Feuer — und alsbald fängt der Arm des Fremden an sich zu verlängern und über den breiten Strom herüber ihm die Cigarre zu reichen. Kaltblütig brennt Don Juan die seine an. Es war der Teufel, den er um Feuer gebeten hatte. Diese Anekdote läßt, da sie die Einführung des Tabacks als Genußmittel in Spanien voraussetzt, erkennen, daß dieser Don Juan von Meranna weit neueren Datums ist als der von Tenorio, dessen Existenz schon in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts verlegt wird. Auch bewegt sich die Sage von diesem zweiten Don Juan so sehr innerhalb der kirchlichen Fassung, daß sie weit mehr den Charakter einer kirchlichen Legende als einer Volkssage trägt und ihre Heimath noch weit sicherer wie bei jener hinter Kirchen- und Klostermauern zu suchen sein wird. Der in ihr ausgesprochene Gedanke der Sühne und Rettung gegenüber der in der Tenoriosage bestehenden Reuelosigkeit und

Strafe deuten gleichfalls auf den Einfluß einer späteren humanistischen Zeitrichtung.

Wenn wir englischen Kritikern in den Vorreden zu Byron's Don Juan Glauben schenken dürfen, so hat ein vornehmer Hidalgo, Namens Tenorio, in Andalusien wirklich existirt und ist unser Sagenheld als der jüngste Sohn eines berühmten Admirals aus jenem Geschlechte eine wirkliche geschichtliche Figur. Oberkellermeister und Ordensritter des Königs Peter des Grausamen von Castilien (1350 bis 1368) war er gleichzeitig Genosse von dessen Ausschweifungen. Jedenfalls gab die Regierung dieses Königs Anhaltepunkte genug zur Composition einer Figur im Stile unseres Helden. Was dabei die Chroniken nicht erzählten oder nicht zu erzählen wagten, erhielt die mündliche Ueberlieferung wach und so fand der erste Kunstdichter, der sich der Sage bemächtigte und sie dramatisch zu gestalten unternahm, schon eine hinlängliche stoffliche Vorlage vor.

Dieser Dichter war der Predigermönch Gabriel Tellez, Beneficiat des Ordens unserer lieben Frauen von der Gnade zu Madrid, der unter dem Namen Tirso de Molina eine Anzahl geistlicher und weltlicher Komödien schrieb. Unter diesen befand sich denn auch das im Jahre 1634 in Madrid zuerst im Druck erschienene Drama: Der Verführer von Sevilla oder der steinerne Gast (Il parlador de Sevilla y convidado de piedra). Dies Stück ist das Vorbild aller späteren Don-Juan-Dramen.

Schon im Jahre 1652 kam eine Nachbildung dieses spanischen Stückes durch Onofrio Giliberti unter dem Titel: Il convitato di Pietra auf die italienische Bühne und im Jahre 1657 durch eine wandernde Schauspieltruppe, die im Théâtre de petit Bourbon spielte, eine danach verfaßte Harlequinade nach Paris, während eine andere italienische Truppe gleichzeitig zur Vermählung Ludwig's XIV. mit der Infantin Maria Theresia im Théâtre de Boulogne das alte Molina'sche Drama aufführte.

1658 übersetzte Dorimond das Giliberti'sche Drama ins Französische für die Comédiens de Mademoiselle, die in Lyon, später in Paris spielten, unter dem Titel: Le festin de Pierre ou le fils criminel und im Jahre 1659 erschien davon eine Uebertragung in gereimten Alexandrinern von Villiers, aufgeführt in dem Theater des Hotel de Boulogne. Dieser folgte dann 1665 Molière mit seinem: Don Juan ou le festin de pierre, comédie en cinque actes, zuerst aufgeführt 1665 auf dem Theater des Palais Royal. 1670 schrieb der französische Schauspieler Rosimond einen Don Juan, Le nouveau festin ou l'abbé foudroyé, von sehr untergeordnetem Werthe und 1677 brachte Thomas Corneille den Molière'schen Don Juan in Verse. In dieser Form wurde er, sehr verschnitten, bis 1847 auf den französischen Theatern gegeben. Von da ab gab ihn das Théâtre français wieder in der alten Form.

1682 erschien eine holländische Ausgabe des ursprünglichen spanischen Dramas.

Dann treffen wir den großen Liebesmeister wieder auf italienischem Boden, indem 1710 ihn Goldoni neu bearbeitete. Sein Drama führt den Titel: Don Giovanni Tenorio osia il dissoluto punito.

Im Jahre 1765 nahm sich zuerst die Tonkunst unseres Helden an. Denn in diesem Jahre schrieb Gluck die Musik zu einem Ballet, das die Geschichte Don Juan's zu versinnlichen strebte. Das französisch geschriebene Programm ist uns noch erhalten. Auch der junge Italiener Vincenzo Rhigini hatte bereits den Stoff als Oper bearbeitet (1777: Il convitato di pietra, drama tragicomico), bevor im Jahre 1786 Lorenzo da Ponte, Theaterdirector in Wien (geb. 1749, starb 1838 in New-York als Director der komischen Oper) für Mozart den Text zu dessen großer Oper „Don Juan" schrieb. Er hatte ihm bereits den Text zur Hochzeit des Figaro geliefert. Bis zum Jahre 1806 wurde die Oper in dem italienischen Texte aufgeführt, von da datirt erst die deutsche Uebersetzung.

Auch die Marionettentheater hatten sich frühzeitig des Stoffes bemächtigt. Scheible (das Kloster, Band III) führt uns den Inhalt von drei Stücken vor.

Von den späteren Bearbeitungen der Sage heben wir besonders hervor das bekannte Gedicht: Don Juan von Byron (1808), das Drama Faust und Don Juan von Grabbe (1829), das Lenau'sche Fragment des Don Juan, in dessen von

Anastasius Grün 1851 herausgegebenem Nachlasse, ferner eine Geschichte des Don Juan de Maranna von Prosper Merimée unter dem Titel: Les âmes de purgatoire (erschienen im Dodecation ou le livre de douze, tome I. Paris 1837. Deutsche Uebersetzung: Die Seelen des Fegefeuers bei Scheible a. a. O.); endlich einen neuen spanischen Don Juan von Jose Zorrilla (Don Juan Tenorio, religiös-phantastisches Drama; deutsche Ausgabe von de Wilde 1850) und einen russischen von Alexis Grafen Tolstoi (Don Juan, dramatisches Gedicht, deutsche Uebersetzung von Caroline von Pawloff, 1863); andere uns bekannt gewordene dramatische Bearbeitungen des Stoffes lieferten Sigismund Wiese (Don Juan, ein Trauerspiel, 1840) und Widmann (Don Juan von Maranna; dramatische Werke, Band II, 1858), ferner Haug und Braun von Braunthal. Außerdem sind Charaktere à la Don Juan in unzähligen Romanen und Novellen vertreten.

* *
*

Gehen wir nun an den Inhalt des an Figuren und Handlung reichen Dramas von Tirso de Molina, als der Mutter aller späteren Don-Juan-Dichtungen heran, so ist derselbe kurz folgender.

Don Juan ist wegen seines lockeren Lebenswandels in Sevilla von seinem Vater nach Neapel zu dessen Bruder, dem spanischen Gesandten Don Pedro Tenorio geschickt worden. Kaum dort angekommen, täuschte er ein edles Fräulein, die Herzogin Isabella, indem er sich an Stelle ihres Verlobten zu einem nächtlichen Stelldichein schleicht. Entdeckt und gefangen verhilft ihm der Oheim zur Flucht, indem er gleichzeitig Don Octavio, den Bräutigam der Betrogenen, bei dem sittenstrengen Könige verleumdet. Dieser, der mit seiner platonisch keuschen Empfindung, die ihn seither abhielt, seine Verlobte zu heirathen, in einen fast komisch wirkenden Gegensatz zu dem sinnlich frechen Don Juan tritt, ergreift ebenfalls die Flucht.

Don Juan hat unterwegs Schiffbruch gelitten und wird mit seinem Diener Catalinon besinnungslos an den spanischen Strand geschleudert. Eine sehr poetisch angelegte junge Fischerin, Tisbea, nimmt den Besinnungslosen in ihren Schooß. Kaum öffnet er die Augen wieder, als er das arglose Herz seiner Retterin, das diese seither von jeder Liebeswerbung freigehalten hat, mit den trügerischsten Schmeicheleien trunken macht und gefangen nimmt. Sie öffnet ihm gastfrei ihre Hütte, die sich seither hartnäckig jedem Freier verschloß.

Nachdem uns die raschwechselnde Scenerie vorübergehend an den Hof nach Sevilla geführt hat, wo der König Don Juan in dessen Abwesenheit mit Donna Anna, Tochter des Gouverneurs Gonzalo verlobt, ist unter diesen Betheuerungen von Treue und Eheversprechungen die Bethörung der Fischerin vor sich gegangen. Als Don Juan durch ihre eigene Mithülfe geflohen ist, kommt die Arme zur Erkenntniß. Von Reue und Verzweiflung gefoltert, stürzt sie sich ins Meer, nachdem sie ihre zahlreichen Freier mit dem Werke der Rache betraute.

Der zweite Act führt uns wieder an den Königshof in Sevilla. Der König, unterrichtet von dem Betruge, den Don Juan der Isabella gespielt, will ihn zur Sühne mit dieser verloben, während er dem als Ankläger auftretenden Octavio die für Jenen bestimmte Donna Anna verspricht. Don Juan hat indeß Sevilla auch wieder betreten. Er trifft zuerst auf einen alten Freund, den Marquis Mota, einen Wüstling niedrigster Sorte, dem es nicht einmal, wie bei Don Juan, um den Reiz der Eroberung zu thun ist. Er liebt Donna Anna, seine Muhme, und überläßt es bei seiner eigenen Trägheit Don Juan, ihm ein Stelldichein zu vermitteln. Natürlich bringt dieser, der inzwischen das Feuer einer väterlichen Strafpredigt wacker aushielt, ihn um die Früchte dieses Rendezvous, indem er ihm eine falsche Stunde angiebt und selbst im rothen Mantel des Vetters zur Donna schleicht. Als diese die Täuschung inne wird und Lärm schlägt, kommt der Gouverneur und wird von Don Juan im Zweikampfe erstochen.

Der rothe Mantel, den inzwischen Don Juan weislich abwarf, lenkt die Thäterschaft auf Mota. Er wird gefangen und zum Tode verurtheilt. Den eigentlichen Thäter treffen wir dann wieder auf einer ländlichen Hochzeit. Der Hochzeitsvater, Gasano, fühlt sich durch die Anwesenheit des vornehmen Gastes geschmeichelt. Der

Bräutigam, Patricio, ahnt aber von vornherein nichts Gutes. In der That macht Don Juan der hübschen Braut, Aminta, gleich in sehr zudringlicher Weise den Hof. Den eifersüchtigen Bräutigam weiß er durch die Vorspiegelung, daß seine Braut bereits ihm untreu geworden sei, dieser zu entfremden. Die Nacht, bäuerliche Kleidung, die Eitelkeit des Brautvaters und zuletzt die gewohnten Schwüre und Betheuerungen thun dann das Ihrige, ihm die Rechte des geprellten Bräutigams wirklich zu verschaffen. Die Fischerin ist indeß durch einen ihrer früheren Liebhaber aus dem Meere herausgefischt worden und zieht mit der Genossin ihres Leids, mit Donna Isabella, an den Hof von Castilien.

Hierauf kommt im dritten Acte die Scene am Grabmal des Comthurs. Das Glück hat den Abenteurer verwegen gemacht und so läd er im höchsten Uebermuthe die Statue gleichsam als Antwort auf die daran befindliche Inschrift:

Für erlitt'ne Schmach und Spott
Harrt ein Edler hier auf Rache;
Den Verräther strafe Gott.

— zum Nachtmahl ein. Sie hält Wort. Am Abend klopft es an Don Juan's Zimmer. Er öffnet. Die Statue tritt ein. Gegenüber der dreisten Unerschrockenheit Don Juan's giebt die bleiche Furcht des Dieners einen drastischen Gegensatz. Die Tafel beginnt. Der Diener trinkt viel, um sich Muth zu machen und stellt an die Erscheinung bange Fragen nach dem Leben im Jenseits. Auf einen Wink des steinernen Gastes wird er entlassen. Don Juan ist mit diesem allein und gelobt ihm durch Handschlag, daß er anderen Abends zehn Uhr in der Capelle mit ihm speisen wolle. Als die Statue geht, ruft ihr Don Juan im übermüthigen Spotte nach:

Warte nur, ich will dir leuchten!

Da wendet sich jene und spricht:

Laß das! Mich erleuchtet Gott.

Den Schauer, dessen sich Don Juan bei diesen Worten nicht erwehren kann, überwindet seine starke Natur in einem trotzigen Selbstgespräche.

Inzwischen hatte im Drange nach sittlicher Sühne der König die Vermählung der Donna Isabella wider Jener Willen angeordnet. Don Juan ist nicht abgeneigt, Hochzeit zu machen, zuvor aber will er erst sein der Statue gegebenes Versprechen ritterlich einlösen, ein Schritt, von dem der Diener ihn vergeblich abzuhalten sucht. Er geht in die Capelle. Der Geist kommt. Das Gastmahl beginnt unter den Klängen einer unsichtbaren Musik, welche den Grabgesang des dies irae intonirt. Scorpionen und Schlangen sind die Speisen, essigsaure Galle der Wein. Catalinon, der Diener, vertreibt die Angst mit Galgenhumor. Die Tafel wird aufgehoben. Der Geist erhebt sich und ruft:

Jetzt reiche mir die Hand!
Gieb sie mir, du scheinst zu zagen.

Don Juan.

Sprichst du so von mir? Ich zagen?
(giebt ihm die Hand).
Weh! ich brenne! Gluth und Flammen
Martern mich —

Der Geist.

— — Noch kein Vergleich
Gegen deine künftigen Qualen.

Vergeblich sucht Don Juan gegen die Umarmung des Geistes sich mit einem Dolche zu wehren. Er stößt ins Leere. Da übermannt ihn zum ersten Male die Schwäche. „Lasse einen Beichtiger mir holen," ruft er aus.

Geist.

Allzuspät ist dein Verlangen.

Don Juan.

Ich verzehre mich. Ich glühe.
Ich bin todt.

Das Grabmal öffnet sich. Er versinkt in der Umarmung des Todten. Die Capelle brennt. Catalinon kriecht heulend auf allen Vieren nach vorn.

Eine Schlußscene führt uns noch in den Palast des Königs. Sämmtliche Verführte und Betrogene schaaren sich anklagend um den Thron. Da meldet Don Juan's Diener das grause Ende seines Herrn. „Todt ist er," ruft der Kupplerkönig aus, „nun mögen Alle sich vermählen." Dies geschieht denn auch. Octavio heirathet Isabellen, Mota Donna Anna, Patricio seine Aminta.

Die italienische Bearbeitung vereinfachte den Gang der Handlung. Sie entfernte eine Anzahl Figuren, namentlich den Marquis, den König, den Vater und den Oheim Don Juan's, sowie sämmtliche Personen der ländlichen Hochzeit. Dagegen führte sie die beiden stehenden Figuren des italienischen Theaters, den Harlekin, der Don

Juan's Diener vertreten mußte, und den Arzt Pantalon, damit aber überhaupt vorwiegend komisches Element in die Handlung ein, das sich dann in der Figur des Leporello theilweise noch in das Mozart'sche Drama hinübergerettet hat. Ihm verdankt namentlich die bekannte Registerarie ihren Ursprung. Der als Harlekin verkleidete Diener warf dabei die viele Ellen lange Rolle bis hinab ins Parterre und bat die anwesenden Zuschauer gefälligst nachzusehen, ob nicht vielleicht der Name einer ihrer Frauen, Schwestern oder Bräute darauf verzeichnet stünde. Auch das Nachtmahl gab ihm Gelegenheit, gymnastische Uebungen mit gefülltem Glase anzustellen.

Selbständiger veranlagt ist Molière's Don Juan, obwohl sich auch hier spanische und italienische Reminiscenzen begegnen. Die Figuren des Octavio und der Donna Anna oder Isabella fehlen ganz. Dagegen tritt die Figur der Elvira hier zuerst in die Scene. Sie erscheint als Don Juan's Gattin, die er nach kurzer Ehe treulos verließ, um Anderen nachzuziehen. Sie folgt dem Ungetreuen. Ihren Bemühungen, ihn von seinem schlüpfrigen Pfade abzuziehen, setzt er kalten Spott entgegen. Um den Nachstellungen ihrer Brüder zu entgehen, verkleidet er sich als Bauer und sein Diener als Arzt (Pantalon!) — eine Anlehnung an die italienische Bearbeitung. Die Scenen am Grabmal des Comthurs sind äußerst matt und wollen sich in die ganze andere leichte Umgebung des Stückes nicht recht einfügen. Am bedeutendsten ist der Dichter gemäß seines Naturells da, wo er die bekanntlich bei den französischen Dramatikern sehr stark entwickelte Kunst der dramatischen Dialektik entfalten kann. Die Dialektik seiner Zunge ist es meist, die Don Juan aus den mannigfachen Verwickelungen, in welche er durch seine flatterhafte Liebe geräth, glücklich herausrettet. Der Komödie fehlt natürlich die eigentlich tragische Weihe. Das komische Element macht sich in den mannigfachen Episoden unmäßig breit. Es beansprucht auch das letzte Wort, indem der Diener Don Juan's seinem in den Abgrund gezogenen Herrn nur deshalb nachheult, weil er nun um seinen rückständigen Lohn geprellt ist.

Das Goldonische Stück würfelt die bereits bekannten Figuren bunt durch einander, indem es das niedere Mittel der Verkleidung dabei stark verbraucht. Verfolgung, Flucht, Zweikampf wechseln ab und zuletzt übernimmt ein Blitzstrahl das Henkeramt an Stelle des Comthurs oder der richtenden Gewalt der Hölle. Dieser Ausgang und die ganze sonstige lose Behandlung des Stoffes entzieht dem Stücke alle höhere dramatische Bedeutung.

In den vorhandenen Puppenspielen erscheinen die Verbrechen Don Juan's in starker Häufung und es bleibt nicht blos bei der Ermordung des Comthurs. Der Verbrecher tritt hier ganz hinter den Liebhaber zurück und die Moral der drastischen Stücke gipfelt meist in den Worten: „Hier ist keine Gnade zu hoffen, weil das Laster zu sehr getroffen." Die Stücke entlehnen sowohl von Molina als von Molière.

Aus dem dürftigen Programme des Gluck'schen Ballets ersehen wir, daß die pantomimische Handlung sich wesentlich auf den Mord des Comthurs, das Gastmahl und die Vernichtung des Don Juan zusammendrängte, also gleichsam nur das Finale des alten Don-Juan-Dramas gab. Von der Musik heißt es, daß sich an mehreren Stellen die tiefschauerliche Bedeutung der Sage in ihr ausgeprägt habe.

In dem Rhigini'schen Don Juan findet sich keine neue wesentliche Nüance, wenn man sie nicht in dem längeren Peinigen Don Juan's durch die Furien finden will, mit welch unerquicklichem Nachspiel das Stück schloß.

Nach diesen Vorlagen schuf da Ponte das Libretto der Mozart'schen Oper. Er nahm gewissermaßen überall das Beste heraus und erreichte damit die höchste dramatische Wirkung. Wie bedeutend ist gleich der Eingang des Stückes! Es beginnt mit der Ermordung des Comthurs, die im Molina'schen Stücke in der Mitte steht. Die Personen der Donna Isabella und Donna Anna sind hier in eine verschmolzen und damit namentlich die Schwäche, welche in der Wiederholung der nächtlichen Ueberfallsscene bei Molina liegt, glücklich beseitigt. Die Mozart'sche Anna ist vorwiegend der Molina'schen Isabella nachgebildet. Beide begegnen sich in derselben Energie des Charakters, derselben Zähigkeit in Verfolgung ihrer Rachepläne. Durch Beseitigung der einen

Figur hat der Operndichter weit mehr Raum zur Entwickelung des Charakters seiner Donna Anna gewonnen und demselben dadurch die hohe Bedeutung zu verleihen vermocht, die ihm eigentlich eigen ist. Wie bedeutend, wie charaktervoll tritt diese Anna gleich in die Scene, als sie den zu fliehen bestrebten Verführer festhält, bis der Rächer naht. Und doch ladet sie wieder in dieser energischen Handlung eine herbe Schuld auf sich, die Schuld am Tode ihres Vaters, den Don Juan in Folge seiner Herausforderung ersticht. So erhält sie gleich von vornherein eine hohe tragische Weihe.

Ihr Bräutigam Octavio ist in seiner schwankenden und unsicheren Haltung ganz das Seitenstück zu dem energielosen, elegischen Schwärmer Octavio bei Molina. Dagegen scheint Elvira und zwar nicht blos dem Namen nach von Molière entlehnt zu sein. Hier wie dort begegnen wir der gleichen Anlage des Charakters, diesem beständigen Schwanken zwischen Liebe, Mitleid, Resignation und Rache. Auch der Zug, welcher eigentlich den Höhepunkt des Charakters anzeigt, ihr Verzicht auf die Liebe und den Besitz des Gatten oder Geliebten um den Preis seiner Rettung findet sich in beiden Dramen. Charakteristisch für beide Dichter ist dabei die Entgegnung Don Juan's auf ihre flehende, rührende Bitte um Umkehr auf seinem Sündenwege. Bei Molière überhört er diese Bitte ganz, seine Gedanken beschäftigen sich währenddessen mit dem vernachlässigten Anzuge Elvirens. Statt eine Antwort der Reue giebt er ihr spöttelnde Bemerkungen über jenen zu hören. Mozart's Don Juan aber erwiedert der vor ihm auf den Knieen liegenden Elvira: „Erst will ich essen!"

Ist dir's gefällig,
Setz dich gesellig
Neben mich her — —
Vivant die Reben!
Vivant die Schönen!

Das Auftreten Don Juan's auf der ländlichen Hochzeitsfeier Masetto's und Zerlinens erinnert wieder ganz an die gleiche Scene bei Molina. Auch die Eifersucht des Masetto findet ihr Seitenstück an der des Patricio. Sie tritt aber bei Masetto weit schärfer in die Erscheinung durch den Gegensatz des sinnlich heitern Wesens von Zerlinen, das bei dieser weit mehr ausgeprägt ist als bei der etwas matten Figur im spanischen Drama. Ueberhaupt beruht einer der Hauptvorzüge des unübertrefflichen Mozart'schen Stückes in der Gegenüberstellung contrastirender und dabei stark individualisirter Charaktere: so die träumerische Unschlüssigkeit des Octavio zu der verwegenen Energie des stets auf sein Ziel lossteuernden Don Juan; so die weiblich weiche Milde der Elvira zu der heroischen Charakterstärke der Anna; so die Unbeholfenheit des Masetto zu der leichtfertigen Beweglichkeit der Zerline.

Und so stellt sich wieder Octavio in Gegensatz zu Donna Anna, Elvira zu Don Juan, während in dem Begegnen dieses mit Zerlinen eine gemeinschaftliche Saite anklingt, die bewirkt, daß Zerline wie der Nachtfalter, der das Licht scheut und doch immer wieder nach ihm zufliegt, bis die Flamme ihn erfaßt und aufzehrt, dem überlegenen Werber nicht widerstehen kann.

Die Vorschiebung des Dieners bei dem Hülferuf Zerlinens ist ein auch bei Molina vorkommendes Mittel, während die darauf folgende Verkleidung zwischen Herr und Diener an die italienische Bearbeitung und an Molière erinnert.

Während bei Molina namentlich durch den häufigen Scenenwechsel die Handlung und die dieselbe leitenden Personen etwas zu sehr aus einander gehen, drängen im Finale des Mozart'schen Don Juan die Gegensätze noch einmal mit aller Wucht auf einander. Octavio sehnt sich nach der Hochzeit, Donna Anna nach dem Vollzuge der Rache, dem „Ende ihrer Thränen"; Don Juan aber schreitet auf seiner verwegenen Bahn weiter, sein Uebermuth, seine tollkühne Verachtung aller religiösen und sittlichen Ordnung wächst von Scene zu Scene und Elvira weint, klagt, jammert. In der Nachtmahlscene contrastirt wieder die fiebernde Angst des Dieners gegen die kalte Furchtlosigkeit des Herrn.

Im Gegensatz aber zu Molina's Don Juan, der in letzter Stunde nach einem Beichtiger ruft, geht hier der große Sünder reuelos unter und rettet sich dadurch seine tragische Größe.

Auch der lustspielartige Schluß des Molina'schen Stückes fehlte dem Mozart'schen ursprünglich nicht; doch beschränkt sich derselbe darauf, daß die wieder auftretenden

Verschworenen „die ewige Gerechtigkeit preisen". Diese matte Scene wird meistens bei den Aufführungen hinweggelassen.

Der Don Juan Byron's hat mit dem alten Don Juan fast nichts weiter gemein, als die Abstammung von Sevilla. Eine Schiffbruchscene erinnert noch entfernt an die früheren Stücke, im Uebrigen führt der Dichter den Helden seine eigenen Wege, die durch den Harem des Sultans an den Hof der wollüstigen Czarin Catharina II. von Rußland und von da durch Deutschland nach England führen. Wenn im Ausgange des übrigens Fragment gebliebenen Gedichts dem Don Juan die letzte seiner Geliebten als Gespenst erscheint, er nach ihm greift und nicht in Luft und Hauch, sondern ins volle Fleisch geräth, so deucht dies wie eine Parodie auf die der Dichtung fremd gebliebene Comthurscene. Und in der That macht das ganze Poem, wie ein Kritiker nicht mit Unrecht bemerkt, in der satirischen Weise seiner Behandlung des Stoffes den Eindruck einer geistreichen Parodie der Don-Juan-Sage.

Th. Grabbe hat nach dem Erscheinen des Goethe'schen Faust den kühnen Gedanken einer Verbindung der beiden großen Sagenfiguren, des Don Juan und des Faust, im Rahmen eines Dramas zu verwirklichen versucht und dazu die Hauptfiguren des alten Don-Juan-Dramas, Don Juan, Gouverneur, Octavio, Anna und Leporello benutzt, während er auf der anderen Seite nur Faust und eine Art Mephisto in Gestalt eines Ritters herzunahm. Die gleichzeitige Leidenschaft der beiden Helden für Donna Anna muß das Verbindungsglied beider Stoffe abgeben. Faust erblickt in ihr die zweite Helena und entführt sie vor den Augen Don Juan's nach seinem Zauberschlosse auf dem Montblanc. Dennoch gewinnt er trotz den überschwenglichsten Betheuerungen seiner Liebe die herzensstarke Jungfrau nicht. Ihr Herz hat sich dem nicht mit todten Idealen, sondern mit dem frischen Leben rechnenden Don Juan ergeben, selbst da noch, als er zum Mörder ihres Vaters und Verlobten ward. Im raschen Unwillen über seine Verschmähung tödtet Faust die Entführte und in der Wehmuth der Reue dann sich selbst. Don Juan spottet über seine Verzweiflung, und stürmt lustig weiter durchs Leben. Nach einer dithyrambisch wilden Gelagscene, dictirt von Grabbe's glühender und plastisch gestaltender Phantasie, endet Don Juan in überlieferter Weise.

Der Lenau'sche Don Juan ist nur Fragment. Tiefpoetisch erfaßt und von vornherein großartig veranlagt, verläuft er nach dem Ende zu in dürrem Sande. Der lebenstrotzende Held verfällt der Schwermuth. Selbst das Philiströse erspart Lenau seinem Ausgange nicht, wenn er ihn ein Testament errichten läßt, in dem er seine zahlreiche illegitime Nachkommenschaft väterlich bedenkt. Die Scene auf dem Friedhofe mit der Einladung des Comthur zu einer Orgie ist in den Bruchstücken nur skizzirt, aber nicht weiter geführt. Statt der grandiosen Steigerung, welche das alte Drama gerade nach dem Ende zu gewinnt, fällt hier das Gedicht matt ab und sein Held hat nicht einmal die Kraft mehr, sich selbst zu tödten, er muß Andere darum bitten, es zu thun. Es ist, als ob sich in diesen letzten Scenen schon die finsteren Wolken von des Dichters bald folgender eigener seelischer Verdüsterung abgelagert hätten. Dagegen sind die ersten Partien des Gedichts um so frischer, kecker, von, wie gesagt, tiefer wenn auch oft stark sinnlich angehauchter Poesie.

Inzwischen hatte auch in seiner ursprünglichen Heimath sich wieder ein poetischer Bearbeiter der Sage gefunden. Das Drama Zorilla's illustrirt einestheils den Goethe'schen Satz: „das ewig Weibliche zieht uns hinan", und steht so gewissermaßen im Brennpunkte einer deutschen Auffassung, anderntheils führt es wieder das kirchliche Dogma von der unerschöpflichen Gnade des Himmels gegenüber der bekundeten Reue des Sünders zur Anschauung und setzt sich so in engen Zusammenhang mit dem streng katholischen Boden, dem es entsproß. Es lehnt sich mehr an die Sage vom Don Juan de Maranna an. Von dem Don Juan Tenorio nimmt es nur den Mord des Comthurs und das spätere Erscheinen der Statue herüber. Die Figur der Donna Anna findet sich zwar auch in dem Stücke, aber nur in sehr untergeordneter episodischer Weise. Ihr Bräutigam Don Luis ist ein Don

Juan zweiter Auflage und hat also mit Don Octavio nichts gemein. Die weibliche Hauptperson ist Donna Ines, eine Novize, welche Don Juan entführt. Sie ist die Tochter des getödteten Comthurs. Sie fühlt nicht Rache, sondern heiße Liebe zu Don Juan, ähnlich wie die Grabbe'sche Donna Anna. Sie übernimmt seine Entsühnung. Don Juan hält auch beim Comthur nach der Entführung um ihre Hand an. Der Alte läßt sich nicht erweichen und fordert den Entführer fast gewaltsam vor sein Schwert.

In der zweiten Abtheilung, die fünf Jahre später spielt, durchweht das Drama ein religiös mystischer Schauer. Alle Hauptpersonen hat der Tod dahingerafft. Der Vater Don Juan's hat aus dem Vermögen des enterbten Sohnes eine Grabeshalle errichten lassen, in welcher ihre Särge vereinigt sind. Ihre Schatten und Geister beginnen jetzt den Kampf mit Don Juan. Donna Ines hatte die himmlische Verheißung erhalten, daß, wenn Don Juan an ihrem Grabe erscheine und aus Liebe zu ihr zur Tugend und zum Glauben sich bekehre, er mit ihr gerettet und gemeinsam mit ihr der Seligkeit, auf welche sie zu seinen Gunsten noch verzichtet hat, theilhaftig sein solle. Wenn auch Liebe zu Ines Don Juan wieder nach Sevilla geführt hat, folgt er doch dieser Verheißung nicht. Trotz, Uebermuth, Zweifel und Unglauben bemächtigen sich seiner immer von Neuem und führen ihn sogar wieder zum Verbrechen. Vergebens erheben sich zuletzt alle Todten rings aus ihren Särgen und sein eignes Grabgeläute ertönt; immer weiter schiebt er den Zeitpunkt der Gnade hinaus. Da als die Sanduhr ihm den letzten Augenblick der noch vergönnten Frist anzeigt, da endlich ringt sich das Geständniß des Glaubens an Gott und die Bitte um seine Gnade von seinen Lippen. Die Statue aber ruft ihm ein unwilliges Zuspät zu, die Schatten und Skelette stürzen auf ihn ein. — Da erhebt sich Donna Ines noch einmal aus ihrem Grabe und vermittelt ihm noch die Gnade des Himmels: wenn sie dabei sagt, daß „nur allein es Liebe war, die Don Juan an meinem Grabe vom Verderben hat gerettet", so hinkt dieser poetischen Idee die darauf folgende kirchliche Moral auf dem Fuße nach, welche aus dem Munde Don Juan's selbst uns darüber zu belehren sucht, daß um die Gnade Gottes zu erlangen, schon ein einziger Augenblick der Reue genüge. Wahrscheinlich war der spanische Dichter der Strenggläubigkeit seiner Zuhörer, vielleicht auch seinem eigenen religiösen Gewissen diese zweite Moral schuldig.

Das Drama des Russen Tolstoi lehnt sich noch mehr wie das eben erwähnte in Idee und sogar äußerem Zuschnitt an den Goethe'schen Faust an, während es in Bezug auf die Charakterentwicklung der beiden Hauptfiguren den Anschauungen E. T. A. Hoffmann's folgt, dessen Manen es auch gewidmet ist, Anschauungen, auf die wir noch zurückkommen.

Das Stück eröffnet ein Prolog, der dem Goethe'schen Faustprologe im Himmel um ein Haar ähnelt. Satan und die Himmlischen streiten sich um die Seele eines begabten Jünglings, Don Juan de Meranna. Die Himmlischen sind ihres Sieges gewiß, denn wer wie Don Juan, sagen sie, „nach dem Schönen strebt, dem Reinen und dem Hohen," den könne alle Macht des Satans nichts anhaben. Satan traut sich trotz dieser Voraussetzung die Wette zu gewinnen, indem er darauf hofft, daß Don Juan das geträumte Ideal in keinem Weibe finden werde und so von einer zur anderen stürzend geistig und physisch untergehen und ihm verfallen werde.

Nun beginnt die Handlung: Don Juan hat bereits eine erkleckliche Anzahl unbefriedigter Ideale hinter sich und ist ohnedies vom Inquisitionstribunale zum Tode verurtheilt, eben im Begriff, der Kirche, dem Gesetze und der Gesellschaft den Fehdehandschuh hinzuwerfen, als die Liebe Donna Anna's ihm zu Theil wird. Von ihrer hohen Sinnesart, ihrer treuen Hingabe gefesselt, glaubt Don Juan in ihr endlich das erwünschte Ideal gefunden zu haben. Er verlobt sich mit ihr, nachdem sie dem langweiligen Octavio, ihrem Verlobten, den Scheidebrief gegeben. Der Gedanke an die bevorstehende ewige eheliche Fesselung fängt jedoch an, ihn zu ängstigen, er löst die Verlobung durch ein sehr gemein-niedriges Mittel, das dann die Veranlassung zum Zweikampfe mit dem Comthur und Octavio abgiebt, dem letztere Beide zum Opfer fallen. Schon triumphirt Satan, da Don Juan auch dies wirkliche Ideal,

diese Norm der Gattung, wie sie in Anna vertreten sei, nicht erkenne, sondern vernichten wolle. In der That gelingt es Don Juan, in einer schwachen Stunde das von Rachegefühlen und Verzweiflung durchtobte Herz Donna Anna's zu überwältigen. „Sie ist also nicht besser als die übrigen.“ Der alte Frevelmuth kehrt wieder. Da erscheint jene beim Nachtmahle des geladenen Comthurs, warnt Don Juan vor der Gefahr, die sein Leben von der Inquisition bedroht, und fordert ihn dennoch vergebens zum Glauben und zur Reue auf. Nun geht sie freiwillig in den Tod, das Gebet um seine Rettung auf den Lippen. In diesem Momente regt sich in dem Herzen des Wüstlings die wahre Liebe und in dem Momente, wo er an sie glaubt, glaubt er auch an Gott. Mit dieser Erkenntniß halten die Himmlischen ihn gerettet. Satan und die Statue verschwinden und lassen von ihm ab. Er erwacht aus tiefer Ohnmacht und beklagt Donna Anna's Verlust; er hat in ihr die Wahrheit zerstört, das eigene Ideal. Nach ihrer Liebe kann er keine mehr suchen, keine mehr finden. Er verschmäht die Selbstvernichtung; er will fortan leben in Sühne.

Der Epilog führt uns in ein Kloster. Grabgesang ertönt. Er gilt dem Abscheiden eines frommen Bruders. Es ist der weiland Don Juan de Meranna.

Im Don Juan Widmann's dreht sich die Handlung wesentlich darum, daß Donna Anna die Folgen der Ermordung des Comthurs, die ihr ziemlich fern steht, da sie nicht um ihretwillen, sondern aus alter Geschlechtsrache erfolgte, der Comthur auch nicht ihr Vater, sondern nur ihr Oheim ist, von dem Haupte des geliebten Don Juan abzuwenden sucht. Der letztere ist überhaupt kein Wüstling, sondern ein gewöhnlicher unschuldiger Liebhaber, der nur den Tod des Comthurs als einzige Sünde auf dem Gewissen hat. Die Statue bittet ihn sogar um Verzeihung, daß sie ihn und seine Liebe zu Anna verkannt hat. Zuletzt wird auch die bekannte Vision des eigenen Leichenzuges hereingezogen und Don Juan bannt schließlich die Geister und den auf ihn eindringenden Comthur mit den Worten: „Laß los, die Liebe ist mächtiger als du, was in mir lebt, ist göttlich.“

* * *

Heben wir nun aus diesen verschiedenen Dichtungen die Figur unseres Helden heraus und verfolgen die mannigfachen Wandlungen, die mit ihm auf seiner Wanderung durch die Zeitalter und Nationen vermöge der dichterischen Wiedergeburt vorgegangen sind, so tritt uns zuerst der alte spanische Don Juan in seiner elementaren Erscheinung entgegen. Es ist kein Plan, keine Idee, welche das Handeln dieses Don Juan im Voraus lenken und regeln. Er folgt lediglich dem Triebe der Natur, dem Zuge der frischen lebensfreudigen Jugend. Der Instinct ist es, der ihn beherrscht, nicht der Gedanke. Er macht sich auch keine Scrupel über die Folgen seines Thuns, über die Zukunft, über das Jenseits. Reue und Buße verschiebt er aufs Alter. „Bah, das hat noch lange Zeit!“ ruft er dem mahnenden Geiste des Comthurs wiederholt zu. Dabei ist er ehrlich und ohne Heuchelei. Er deckt keinen Mantel auf seine Frevel. Nur bei den Liebesschwüren nimmt er es mit der Wahrheit nicht genau. Sie sind ihm zur anderen Natur geworden. Er denkt sich nichts dabei. Seine Tapferkeit, seine Unerschrockenheit, sein durchaus ritterliches Wesen nehmen für ihn ein. Sein gegebenes Wort hält er selbst dem Teufel. Ganz Aristokrat verfolgt er nur im Reiche der Liebe demokratische Grundsätze. Hier kennt er keine Rangunterschiede. „Amor ist ein König; ihm gilt gleich viel gleich wenig grobes Linnen, feiner Sammet.“ Neben diesen bestechenden Charakterzügen hilft ihm wesentlich noch die Gewalt seiner Schmeichelrede, die durch Erfahrung erlangte Herzenskenntniß zum Siege über das schöne aber ebenso schwache Geschlecht.

Einer ganz anderen Auffassung gehorcht schon der Molière'sche Don Juan. Hier ist überall Bewußtsein, Zweck, Ueberlegung. Ihm ist es bereits Lebensaufgabe, den Zauber der Schönheit auf sich wirken zu lassen, da wo er nur immer auf sie trifft. Die Untreue ist ihm Gesetz, wie es den anderen gewöhnlichen Menschen die Treue ist. Der hausbackenen durch seinen Diener vertretenen Moral gegenüber weiß er die seinige wie ein Philosoph sein System zu verfechten. Er beruft sich dabei zwar auch auf den natürlichen Gang, der ihn zwinge, sich Allem hinzugeben, was ihn anzieht, aber gerade in dieser

selbstbewußten Berufung ist der deutliche Beweis dafür, daß sein Wille es ist, der die Lockung der Natur erst heraufbeschwor. So tritt in seinem Handeln auch immer der schroffste, herzloseste Egoismus aus der bestechenden Hülle hervor, die er durch die heuchlerische Glätte seines Benehmens um sich zu breiten versteht. Er hat Geist, aber kein Herz. Zärtlichkeit und Wärme der Empfindung gehen ihm ganz ab. Was ihn reizt, das ist, wie ein Ausleger richtig bemerkt, der unvorhergesehene Ueberfall, der besiegte Widerstand, der zerrissene Bund, die Gewaltthätigkeit. Auch sein Verhältniß zur Religion ist ein anderes wie bei dem alten Don Juan. Er ist der ausgesprochene Gottesleugner, der weder an die Hölle noch an den Himmel glaubt, mit diesem Unglauben öffentlich prahlt und die Religion durch Heuchelei geradezu schändet und verspottet. Der spanische Don Juan hat den Boden der katholischen Kirche in keiner Weise verlassen. Er verschmäht ihre Gnadenmittel nicht. Er will später auch einmal von ihnen Gebrauch machen. Nur jetzt noch nicht; er kennt ihre Langmuth; sie wartet schon noch. Als sie ihm keine Frist mehr giebt, ruft er sofort nach einem Beichtvater.

Molière hat bei diesem Don Juan sicher auch nicht den Don Juan Castiliens, sondern den Don Juan seiner französischen Zeit, des Zeitalters des aufgeklärten Despotismus, den aristokratischen Wüstling, den leichtfertigen Marquis am Hofe Ludwig's XIV. Modell sitzen lassen.

Auch Byron giebt in seinem Don Juan nicht das Porträt des alten, sondern, genauer betrachtet, sein eigenes. Die Schöpfung des Werkes fällt in die Zeit seiner wildesten Orgien. Es ist die Geschichte eines unwiderstehlichen Günstlings der Frauen, eines überall siegreichen Herzbezwingers, der seine reichen, die ganze „Welt des Weibes und ihrer Liebe" umfassenden Erfahrungen niederschrieb.

Bei Mozart erscheint die Figur wieder in ihrer alten tragischen Größe. Durch die Wiedertaufe der Musik aber erhielt sie einen so starken dämonischen Beisatz, daß sie weit über das gewöhnliche irdische Maß, über ihre menschliche Umgebung hinauswächst. Dieser Don Juan ist ein souveräner Herrscher über die Leiber und Seelen, die in den Zauberkreis seines Verlangens sich verlieren. Er treibt mit ihnen ein halb schadenfrohes, halb grausames Spiel. Ihm gegenüber ist ihre Rache so ohnmächtig, wie es vorher der Widerstand ihrer Sinne war. Nur die über ihm stehenden Mächte des Ueberirdischen sind im Stande, ihn zu vernichten. Und doch ist durch das ewige Feiern seiner Siege sein Kraftbewußtsein so hoch hinaufgetrieben, daß er auch dieser Macht trotzen zu können vermeint. Im Gefühl dieser Ebenbürtigkeit mit den unsichtbaren Mächten des Jenseits ladet er einen der Ihrigen zur Tafel, will er ihn gleichsam zwingen, sich ihm gegenüber seiner Uebersinnlichkeit zu entäußern und den Gesetzen des Irdischen, denen er huldigt, von Neuem zu gehorchen. Diese maßlose Selbstüberhebung ist der tragische Hebel seines Unterganges. Die Ueberirdischen werfen ihn wieder in die Schranken der Natur zurück, welche er verwegen überschritt.

Dieser Mozart'sche Don Juan steht nicht mehr auf spanischem oder französischem Boden. Er ist seines landsmannschaftlichen Charakters ebenso entkleidet wie seines kirchlichen, katholischen. Er gehört in das grenzfreie Reich der Dichtkunst. Er ist ihr nun für immer erobert und gestattet ihr, seine farbenschimmernde Natur nach verschiedenen Seiten zu beleuchten. Und da ist es namentlich der geniale E. T. A. Hoffmann, der in seinen Phantasiestücken in Callot's Manier (Gesammelte Werke, Band VII, S. 91) den Mozart'schen Charakter des Don Juan und auch den der Donna Anna in einer Weise ausgelegt hat, die einer selbständigen dichterischen Reproduction gleichkommt.

„Sein ewig brennendes Sehnen," sagt er von Don Juan, „von dem sein Blut siedend die Adern durchfloß, trieb ihn, daß er gierig und ohne Rast alle Erscheinungen der irdischen Welt aufgriff, in ihr vergebens Befriedigung hoffend."

Eine Stillung dieser sein Herz zerreißenden Sehnsucht hoffte er vor Allem in der allgewaltigen Leidenschaft der Liebe zu finden. Durch „die List des Erbfeindes" kam ihm der Gedanke, „daß durch die Liebe, durch den Genuß des Weibes schon auf Erden das erfüllt werden könnte, was blos als himmlische Verheißung in

unserer Brust wohnt und eben jene unendliche Sehnsucht ist, die uns mit dem Ueberirdischen in unmittelbaren Rapport setzt. Vom schönen Weibe zum schöneren rastlos fliehend, bis zum Ueberdruß, bis zur zerstörenden Trunkenheit ihre Reize mit der glühendsten Inbrunst genießend, immer in der Wahl sich betrogen glaubend, immer hoffend, das Ideal endlicher Befriedigung zu finden, mußte doch Don Juan zuletzt alles irdische Leben matt und flach finden, und indem er überhaupt den Menschen verachtete, lehnte er sich auf gegen die Erscheinung, die ihn, als das Höchste im Leben geltend, so bitter getäuscht hatte. Jeder Genuß des Weibes war nun nicht mehr Befriedigung seiner Sinnlichkeit, sondern Hohn gegen die Natur und ihren Schöpfer."

Hoffmann gesteht uns dabei selbst, daß es das Auge des Dichters sei, in dessen Spiegel sich seine Auffassung reflectire. Dieselbe ist von einer Art maßgebender Bedeutung für alle späteren Don-Juan-Dichter geworden, mindestens datirt seitdem das Bestreben, Don Juan in seinem Thun und Wirken unter ideale Gesichtspunkte zu bringen.

So ist namentlich Tolstoi's Don Juan ganz nach dem Hoffmann'schen Recept geformt, denn auch der Gedanke, daß „Donna Anna vom Himmel dazu gemacht gewesen sei, den Don Juan in der Liebe, die ihn durch des Satans Künste verderbe, die ihm innewohnende göttliche Natur erkennen zu lassen und ihn der Verzweiflung seines nichtigen Strebens zu entreißen," findet sich — genau in den angeführten Worten — bereits bei Hoffmann ausgesprochen. Dieser Tolstoi'sche Don Juan sucht im Weibe beständig das Größte und findet beständig das Kleinste. Er ist von Haus aus Idealist vom reinsten Wasser. Er sagt von den Frauen:

Ich fühle mich durch sie verwandt dem All,
Ich such' in ihr die Quelle alles Wahren,
Den reinen Ursprung aller großen That.

„Statt seines Ideals boten sie ihm aber immer nur ein falsches Nachbild." Und so wandte er von der Einen suchend sich zur Anderen:

Und weiter ging ich und begegnet' immer
Denselben Lügenbildern, und zuletzt
That ich den Schwur, an Liebe nicht zu glauben,
An nichts zu glauben mehr. Nur den Besitz,
Den flücht'gen Sinnenreiz sucht' ich in ihr.

So hat der verzweifelnde Sucher sein Ideal aufgegeben und verloren, und als er es nun dennoch in Donna Anna findet, erkennt er es nicht mehr, erkennt es erst, als er es bereits vernichtet. Dennoch verfällt er nicht wie alle seine Vorgänger der Hölle, sondern er erlangt wie Faust die Gnade der Himmlischen, weil er ja das Edle, das Hohe gesucht und gewollt hatte, weil er es in der Verkörperung Donna Anna's, wenn auch zu spät, erst im Moment des Untergangs, erkannt und geliebt hatte.

So hat mit Don Juan auch gleichzeitig die Figur der Donna Anna sich gewandelt und ist zu einer bedeutenden Höhe weiblicher Verklärung aufgestiegen. Von ihr sagt schon Hoffmann:

„Ihres Vaters Fall durch Juan's Hand, die Verbindung mit dem kalten, unmännlichen, ordinären Octavio, den sie einst zu lieben glaubte, selbst die im Innersten ihres Gemüthes in verzehrender Flamme wüthende Liebe, die im Augenblicke des höchsten Genusses aufloderte, und die nun gleich der Gluth des vernichtenden Hasses brennt: alles dieses zerreißt ihre Brust. Sie fühlt, nur Don Juan's Untergang kann der von tödtlichen Martern beängsteten Seele Ruhe verschaffen; aber diese Ruhe ist ihr eigener irdischer Untergang. Denn," fährt der geistvolle Ausleger fort, „Don Octavio wird niemals die umarmen, die ein frommes Gemüth davor rettete, des Satans geweihte Braut zu bleiben."

Hoffmann nimmt an, daß Don Juan bei ihr bereits ans Ziel seiner verwegenen Wünsche gekommen sei, er nimmt auch an, daß — wie bei der Hebbel'schen Judith — Donna Anna ihn liebt. Dieser Gedanke findet sich in den meisten späteren Dichtungen weiter verfolgt. Donna Anna hört zuletzt ganz auf, das rächende Weib zu sein, sie wird das liebende, das rein und wahr liebende, sie wird das Ideal des echten Weibes, welches bestimmt ist, die von Don Juan verhöhnte Gattung wieder zu Ehren zu bringen. Der große, echt germanische Gedanke von der reinigenden Kraft des Weibes trägt sich auf sie über. Sie hat den letzten Rest des dämonischen Elements abgestreift und die Gestalt eines Engels angenommen.

Einen wesentlichen Einfluß auf die

Auffassung beider Charaktere, namentlich aber des Don Juan, übte jedenfalls der Goethe'sche Faust. Nicht unwahrscheinlich wird die Annahme, daß er bereits Hoffmann's Auffassung beeinflußte. Beide Sagenhelden bieten, unter höhere Gesichtspunkte gebracht, auch gemeinsame Vergleichungsmomente, die andererseits wieder in einen interessanten Gegensatz auslaufen. Gemeinsam ist Beiden die sündhafte Menschlichkeit als Austrag ihres Unterganges, verschieden die Art dieser Versündigung. Bei Faust war es die Sünde des Gedankens, bei Don Juan die Sünde des Fleisches. Dort die Ueberhebung des frevelnd nach Aufdeckung der Geheimnisse des Geschaffenen verlangenden Geistes, hier die Ueberhebung der sinnlichen Kraft über das Gesetz der Natur. Beiden gemeinsam war der frevelnde Trotz, mit dem sie die Geistes- und Sinnenwelt durchdrangen und sich unterthan zu machen begehrten, die stetige Steigerung ihrer Gierde, die gleiche Unbefriedigtheit. Beide wollen nicht die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur erkennen, die dem Geiste, so lange er in die irdische Hülle eingeengt ist, dieselben Schranken anweist wie dem Triebe der Sinne. Beide haben sich zuletzt um den Glauben sowohl wie um die Erkenntniß gebracht, jener durch die Nahrung des Zweifels, dieser durch die Verachtung des Höheren im menschlichen Dasein.

Grabbe hat mit der ihm eigenen Schärfe der Charakteristik den Gegensatz der beiden Naturen gefaßt. Es ist ihm der Gegensatz zwischen Idealismus und Realismus, zwischen „der grauen Theorie und des Lebens goldenem Baume". Sein Don Juan greift das Leben, wo es ihm entgegentritt. Ziellos lebt er der Huldigung des Augenblicks, während Faust sich immer neue Ziele vorsteckt und doch nie ans Endziel kommt, weil er dasselbe immer weit über die Grenzen des Menschlichen hinaus verlegt. „Wozu übermenschlich, wenn du ein Mensch bist?" ruft ihm Don Juan zu. „Wozu ein Mensch," entgegnet ihm Faust in seiner Weise, „wenn du nach Uebermenschlichem nicht strebst?" Dieser Grabbe'sche Juan ist sonach wieder der alte. Er will nichts mehr vom Leben, als es ihm zu bieten vermag, aber das dann auch voll, ganz, bis zur letzten Hefe. „Ich lobe mir die Wirklichkeit." Er läßt das Tappen nach Idealen dem Doctor Faust. Der Tod Donna Anna's versetzt ihn deshalb auch nicht in die gleiche selbstmörderische Verzweiflung wie diesen, der in ihr sein eigen Ideal mordete. Es giebt ja noch „andere schöne Mädchen", ist sein Trost.

Bei Hoffmann-Tolstoi wird aus dem Faust, aus dem Idealisten erst der Don Juan. Der Glaube an das Ideal war bei ihm von vornherein vorhanden, erst als er es immer vergebens gesucht, hat er sich seiner entäußert.

Dagegen ist der Lenau'sche Don Juan von Haus aus ganz der alte, der Realist. Als ihn sein tugendhafter Bruder nach seinen „Zielen" fragt, erwiedert er:

Den Zauberkreis, den unermeßlich weiten,
Von vielfach reizend schönen Weiblichkeiten
Möcht' ich durchzieh'n im Sturme des Genusses,
Am Mund der letzten sterben eines Kusses.

Zeit und Raum möchte er zusammenwürfeln, um die Schönheiten jeder Zeit und jedes Ortes zu besitzen. Allein schon da ist es ihm zuweilen zu Muthe,

Als wäre, was ihm durch die Adern zieht,
Entfremdet einem höheren Gebiet.

Erst aus der Leere heraus, die ihn nach jedem neuen Genusse befällt, fühlt er, daß es der Geist ist, der dieselbe und die durch sie bedingte Ruhelosigkeit des Genusses erzeugt. Nun erst kommt er aus dem Concreten zum Abstracten, kommt zur Philosophie und von ihr zur Melancholie.

Auch der neue spanische Don Juan bewegt sich in dem ersten Theile des Gedichtes noch ganz in den Schuhen seines alten Landsmannes. Ja er treibt es eher noch toller als alle anderen. „Nichts auf Erden war mir heilig." Im Verlauf des Gedichtes entwickelt sich aber aus dem Realisten mehr und mehr der Idealist, so daß er beim Beginn der zweiten Abtheilung des Gedichtes schon ausruft:

Ja ich fühl's, nach so viel Jahren
Und nach solchem Lebenslauf
Steigen mir Gedanken auf,
Die mir selbst nicht eigen waren.

Freilich zeigten sich diese Ideen bei dem spanischen Dichter noch unter einem beschränkt religiösen Gesichtspunkte. Don Juan, der sonst nur Tapferkeit und Muth als seine Götter anerkannte, beginnt jetzt

an Geister, an eine andere Welt nach dieser zu glauben. „Wahrheit also ist es.“ In dem Zweifel, in dem unruhevollen Ringen, das dieser Erkenntniß vorgeht, ist er der andere Faust, nur läßt der protestantisch-germanische Dichter ihn erlösen, weil er immer strebend sich bemühte, der katholisch-romanische, weil er glaubte und bereute.

Ist die Figur des Don Juan wegen der Energie ihres thatkräftigen Handelns besonders zur Verwerthung im Drama geeignet, so hat sie später doch auch unter verschiedenen Namen und Firmen den Eingang in Roman und Novelle gefunden. Diese modernen Roman-Don-Juans tragen ihr siegreiches Banner von Frauenherz zu Frauenherz nicht durch die Magie einer berückenden Sinnlichkeit im Bunde mit einer vor nichts zurückschreckenden Thatkraft: es ist vielmehr der Glanz der gesellschaftlichen Bildung im Bunde mit einer Ueberlegenheit des Geistes, durch welche sie über ihre weibliche Umgebung herrschen. Je mehr sie jedoch an dieser geistigen Bedeutung gewinnen, desto mehr verringert sich ihr dichterischer Werth. Sie sind nicht mehr dämonisch, sie sind blos interessant. Sie fallen deshalb auch, um ein Wort R. Gottschall's zu brauchen, nicht in die Arme des Satans, sondern in die Arme eines weiblichen Engels, der berufen ist, die sittliche Reinigung ihrer bereits stark der Sentimentalität verfallenen Naturen zu übernehmen. Sie sind eben echte Kinder ihrer Zeit, denen über aller Skepsis das Gefühl für das Dämonische überhaupt abhanden gekommen ist. Im Lichte der modernen Cultur entfernen sich diese modernen Don Juans immer mehr von ihrem alten Stammvater und schlüpfen immer mehr in das Gewand des Doctor Faust.

Gewissermaßen setzt sich jeder Mensch aus Faust und Don Juan zusammen, wie dies Goethe im Bekenntniß seines Faust so schön ausdrückt:

Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen:
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen,
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Und nicht blos der Mensch, auch die Menschheit und ihre Geschichte bewegt sich zwischen diesen beiden Polen. In ihrer Entwicklung neigt sie sich bald mehr nach dem einen, bald mehr nach dem anderen zu. Man könnte in der Geschichte wohl von Faust- und Don-Juan-Epochen reden, doch sichert nur die harmonische Vereinigung Beider eine wirklich normale Entwicklung; das einseitige Vordringen nach einem der beiden Extreme bedeutet Vernichtung sowohl beim Einzelwesen als bei Nationen.

So tiefe Deutung wohnt in der einfachen Sage.

George Grote.

Von

Karl Elkan.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Zwei Geschichtschreiber haben in unserem Jahrhundert in England Werke ersten Ranges hervorgebracht und in dem politischen Leben ihrer Nation eine hervorragende Stellung eingenommen: Macaulay und George Grote. Es ist kaum möglich, daß innerhalb desselben Zweiges geistiger Arbeit Anlage und Geistesrichtung weiter aus einander gehen, als dies bei genannten beiden Männern der Fall war. Auch ist kein Zeichen dafür vorhanden, daß der eine von dem anderen gelernt oder sich wirklich sympathisch von seinen Werken berührt gefühlt habe.

Der eine ergriff den am meisten volksthümlichen Gegenstand von Geschichte in seinem Lande, er unternahm, die Begründung des modernen England zu erzählen, und ihm schwebte vor, daß auf jedem Tisch von England bis zu den kleinen Arbeitstischen der Damen, auf denen man bis dahin den neuesten Roman gesehen hatte, sein Werk liegen solle. Er war eine Natur von erstaunlichem Gedächtniß, erstaunlicher Kenntniß des kleinsten Details von dem täglichen Leben eines Engländers in den verschiedenen Zeitaltern, durch die Dichter gebildet, im praktischen politischen Leben gebildet, ein geborener Erzähler. Im Uebrigen aber unterschied sich sein Geist, wie man nach dieser Schil-

derung wohl von vornherein anzunehmen geneigt sein wird, nur wenig von den Durchschnittseinsichten eines wissenschaftlich gebildeten Mitgliedes des Parlaments in diesen Tagen.

Wie anders George Grote! Zu der Zeit des Lebens, in der Macaulay Balladen dichtete und für die Journale glänzende Aufsätze schrieb, lebte er in ernster Discussion mit den großen Philosophen und ökonomischen Schriftstellern seiner Epoche, mit James Mill, mit Ricardo, mit Bentham. Die schwierigsten theoretischen Schriften, welche in Bezug auf den Menschen und die Gesellschaft Europa hervorgebracht hat, von Plato und Aristoteles ab bis auf Mill's Analyse des menschlichen Geistes, und die subtilen Theorien von Malthus und Ricardo beschäftigten den Bankier in seinen Mußestunden unablässig. Nichts war in den Tendenzen dieses Geistes, was auf einen Geschichtschreiber, auf den Sinn hingedeutet hätte, in welchem dieses Fach behandelt zu werden pflegt.

Und in der That ist Grote ein solcher Geschichtschreiber nicht geworden, wollte es nicht werden, hätte vielleicht verachtet, es zu werden. Die letzten Grundverhältnisse der Gesellschaft, wie sie das Studium der Nationalökonomie und Politik aufklärt, wollte er für das Verständniß des Wachsthums und Unterganges der Nationen benutzen, er kannte keine Geschichte, die nichts lehrt, und er hätte die ihm banalen Lehren verachtet, welche ein Macaulay aus der Geschichte zog. In der Art seiner Geschichtschreibung hat er nur wenige Vorgänger gehabt; Niebuhr vor Allen. Eine solche Richtung wandte sich naturgemäß dem Studium eines Theiles der Geschichte zu, welcher abgeschlossen hinter uns liegt und an welchem daher die Gesetze des Wachsthums und Unterganges von Nationen studirt werden können. So ward er der Geschichtschreiber Griechenlands.

I.

Entwicklung.

George Grote ist am 17. Nov. 1794 auf einem Landhause in der Nähe von London geboren. Sein Vater war der Typus des alten englischen Kaufmannes, und es war selbstverständlich, daß sein Sohn, sobald er die Knabenjahre und den Gymnasialunterricht hinter sich hatte, in das Bankgeschäft des Vaters eintrat.

Aber wenn der sechzehnjährige Knabe das Comptoir des Vaters verließ, wandte er sich zu wissenschaftlichen Beschäftigungen ernster Art. Hierin wurde er bestärkt durch den Umgang mit David Ricardo, gleich ihm einem Kaufmanne, welcher damals schon auf der Höhe seines Ruhmes stand, sowie mit James Mill, welcher in der ostindischen Compagnie eine hervorragende Stellung einnahm. Dieser letztere bis zum Excentrischen eigensinnige, wunderbar begabte alte Philosoph gewann einen leitenden Einfluß auf den Jüngling. In einem stillen Winkel von London wohnten damals er und ein anderer, nicht minder wichtiger Denker, Jeremias Bentham, neben einander, und von diesen Beiden ging jene neue radicale Schule des jungen England aus, welche das intellectuelle und politische Leben heute gänzlich umgestaltet hat. Unter den Männern, welche diese Umgestaltung mit durchführen halfen, war Grote einer der edelsten, intellectuell feinsten und gelehrtesten.

Eine innige Neigung zu Miß Lewin, der Tochter eines Kaufmannes aus befreundetem Hause, geht durch seine Jugend, und trotz des Widerstandes, welchen sein Vater anfangs ihm entgegensetzte, durfte er dieselbe bereits 1820 heimführen. Wie seine Geistesrichtung beschaffen war, bei der völligen Idealität seiner Natur, welche ganz von geistigen Interessen erfüllt war, ruhte er nicht, bis er seine Frau zu der Genossin seiner Interessen gemacht hatte. Es war nicht eine Frauenbildung gewöhnlichen Zuschnitts, die er in ihr anregte, sondern die philosophischen Wissenschaften und die Politik bildeten den Mittelpunkt ihrer Beschäftigung.

Auch sahen sie kaum andere Personen in ihrem Hause, als die von demselben Interesse erfüllt waren. In dem dunklen Winkel der City, in dem das Bankgeschäft lag, trafen sich nunmehr wöchentlich die hervorragendsten Geister der neuen radicalen Schule. Frau Grote selber hatte in den aristokratischen Kreisen der Gesellschaft zahlreiche Freunde und Verbindungen, aber der Wille ihres Mannes vermochte es über sie, diese alle abzubrechen, da er eine unüberwindliche Abneigung gegen diese Gesellschaftskreise hatte.

Von ihrem gemeinsamen Leben entwirft seine Frau folgendes Bild. Da die Abgeschiedenheit der City irgend eine Beschäftigung im Hause wünschenswerth machte, so erlernte Mrs. George Grote das Buchbinderhandwerk, das in die sitzenden Beschäftigungen, Lesen und Rechnen, Zeichnen und Aehnliches eine Abwechselung brachte. Sie und ihr Gatte ritten gewöhnlich Beide, um sich körperliche Bewegung zu machen, in der Reitschule zu Finsbury zwei- oder dreimal in der Woche. Wenn sie spazieren gingen, so war es entweder auf Southwark Bridge oder in den Drapers' Hall Gardens, Throgmorton Street, in einem Park, dessen Bäume der Ruß der City schwarz färbte. Sie schaffte sich einen kleinen offenen Wagen an, der von einem Pferde gezogen wurde, und in welchem Mrs. George Grote selber, ihr Mädchen und ihren Diener hinten und vorn; nach dem Häuschen vor die Stadt fuhr. Sie hatte zwei Hausmädchen und einen Diener, ihre Köchin blieb zum Dienst für das Haus in London stets dort.

Außer dem Kreise von Freunden, die schon als häufige Besucher genannt wurden, nahm hin und wieder auch ein Fremder von Auszeichnung ihre bescheidene Gastfreundschaft an. Unter diesen war Monsieur Etienne Dumont von Genua, Monsieur Charles Comte, ein französischer Jurist, damals als Verbannter in England wegen politischer Schriften gegen die Regierung Karl's X., auch der berühmte Professor der Theologie Dr. Schleiermacher aus Berlin und Monsieur Jean Baptiste Say und seine Familie. Einmal im Laufe des Jahres machten Mr. und Mrs. George einen Monat Ferien und verlebten dieselben entweder an der Seeküste oder auf ländlichen Ausflügen in ihrem Wagen, mit einem zweiten Pferde, das Mr. George Grote ritt. Grote's arbeitsame Gewohnheiten ließen nach seiner Niederlassung in Threadneede Street als verheiratheter Mann nicht nach.

Aus den mannigfachen Beschäftigungen dieser Jahre erhob sich im Herbst 1823 der ungeheure Plan der griechischen Geschichte. Grote ging damals in sein 30. Lebensjahr.

Unter dem Einfluß dieses Gedankens faßte Grote den Plan einer kurzen Reise nach dem Continent, um in Bonn die Bekanntschaft Niebuhr's zu machen, welcher sein einziger Vorgänger gewesen ist in Bezug auf seine Art, Geschichte zu schreiben, indem die Quellen vermöge strenger Kenntniß der Wissenschaften der Gesellschaft zu einer Reconstruction der Grundlagen der gesellschaftlichen Zustände vergangener Zeiten benutzt wurden. Jedoch die finanzielle Krisis dieser Jahre hinderte Grote, England zu verlassen, und so hat er Niebuhr nie gesehen.

Auch ließ ihm das Bankgeschäft in jenen Jahren nur wenig Zeit zur Fortsetzung seiner Studien, und so lebten er und seine Frau in steigender Einsamkeit.

Doch öffentliche Angelegenheiten, welche in der Richtung der radicalen Schule lagen, fanden ihn jederzeit zur Hülfe bereit. So die Begründung der Londoner Universität, deren Plan 1825 etwa gefaßt war, und welche in der intellectuellen Geschichte Englands Epoche gemacht hat. Grote gehörte zu den Leitern des Unternehmens. Alsdann war es die Bewegung zu Gunsten der Parlamentsreform und damit im Zusammenhang die Begründung einer Zeitschrift der philosophischen Radicalen, des Westminster Review, welche ihn lebhaft beschäftigten.

Dazwischen waren die Schwierigkeiten der commerciellen Welt derart, daß Aufregung und Besorgniß die Firma und ihren Vertreter immer in Athem erhielt. Aber gerade in dieser schwierigen Zeit, während sein Vater durch einen Schlagfluß unfähig geworden war, erwarb sich George Grote seinen Ruf als Bankier und erweiterte sein Geschäft. Endlich im Frühling des Jahres 1830 war die Lage der Geschäfte derart, daß Grote einmal seine Ferien auf dem Continent verleben konnte. Paris war hauptsächlich Ziel seiner Reise. Jedoch rief ihn eine neue Erkrankung des Vaters plötzlich nach England zurück, wo er aber nur noch ankam, die letzten Tage seines Vaters mit zu erleben.

II.

Radicale Politik.

Eine neue Periode im Leben der Familie begann. George, nun Familienhaupt geworden, wurde nunmehr Chef des Bankhauses und erbte von seinem Vater die Familienbesitzung. Er kam in

Digitized by Google

Besitz eines persönlichen Eigenthums von etwa 40000 Pfund Sterling. Auch während dieser unruhigen Monate gelang es Grote, seine Geschichte um mehrere Capitel zu fördern, zugleich aber drängten die Freunde, er möge **an der großen politischen Bewegung**, welche die Reform-Bill hervorrief, **activen Antheil** nehmen.

Er wie seine Frau waren der Ansicht, daß erst sein großes Werk ihm diejenige Stellung geben werde, durch welche er in die politischen Geschäfte mit dem gebührenden Einfluß einzugreifen vermögen würde. Trotzdem waren die Lage und die Wünsche der Freunde so dringend, daß er im Jahre 1832 seine Candidatur für die City in London ankündigte. Ein sehr radicaler Brief an die Wähler der City von London eröffnete seine Bewerbung um die Wahl. Er trug mit einer Mehrheit von gegen 1000 Stimmen den Sieg davon, es war ein Sieg der neuen radicalen Schule gegen den bisherigen englischen Liberalismus, erfochten in der uralten City, dem Mittelpunkt der großen Handels- und Lebensinteressen in England. Dem Gefühl eines solchen Momentes geben die Worte Ausdruck:

George Grote.

„Ich zweifle, ob ich je wieder einmal die tiefe Glückseligkeit jener begeisternden Augenblicke empfinden werde, da ich in Guildhall auf die Häupter von 4000 freien Bürgern niedersah, welche mit

Freudengeschrei und lautem Widerhall die Gesinnungen begrüßten, die wir Jahre lang privatim gehegt hatten, die aber jetzt zum ersten Male furchtlos bekannt wurden."

Nun ward die Geschichte Griechenlands zur Seite gelegt, nicht ohne ein banges Gefühl, und die Zeit politischer Thätigkeit begann.

Wer aber die Analyse der Verfassungsveränderungen in diesem Lande, die Darlegung der politischen Wirksamkeit eines Demosthenes oder Perikles in der griechischen Geschichte Grote's liest, der sieht wohl, welche Vorschule in den nächtlichen Sitzungen des Parlaments und in der tagtäglichen Arbeit für die radicale politische Partei auch in Rücksicht auf diese große Lebensaufgabe Grote's lag. Ein ganzer Mann, wie er war, hat er denselben Radicalismus, in dessen Dienst er als Parlamentsmitglied thätig war, an den Politikern Athens vertheidigt und selbst die Ehrenrettung eines Kleon versucht.

Grote hatte eben sein 38. Jahr vollendet, als er in das Parlament eintrat. In der unmittelbaren Nachbarschaft des Hauses der Gemeinen miethete er eine bequeme Wohnung. Seine erste Rede hielt er bei Gelegenheit eines demokratischen Antrages über die Ballottage, auf welcher nach seiner Ansicht freie und gewissenhafte Abstimmung beruhte. Diese Rede machte ihn zum Führer der Reformpartei, und Lord Broughton erklärte später Grote's Frau:

„Ich bin mein ganzes Leben lang im Parlament gewesen, habe den besten Rednern des Jahrhunderts, Mr. Canning unter Anderen, gelauscht, und ich bin seit langer Zeit der Meinung, daß die beiden besten Reden, die ich in diesen Räumen je gehört, folgende waren: 1) Macaulay's Rede über die Frage des Verlagsrechtes und 2) Grote's erste Rede über die Ballottage; diese Meinung," fügte Lord Broughton hinzu, „theilte mit mir der verstorbene Sprecher, Mr. James Abercrombie."

Ein merkwürdiges Zeugniß; es sind die zwei großen englischen Geschichtschreiber, welchen durch dasselbe gegenüber den praktischen Politikern der Preis der Beredtsamkeit ertheilt wird.

Doch entsprach der Verlauf der Thätigkeit der neuen Partei nicht den Erwartungen, welche man innerhalb und außerhalb derselben an ihr Auftreten geknüpft hatte. Als die erste Session von 1833 vorüber war, folgte der Aufregung eine Zeit ausnahmsweisen Erholungsbedürfnisses; mannigfache Streifzüge auf dem Gebiete der Literatur füllten neben Reisen den Herbst und Winter, bis am Anfang Februar 1834 das Parlament wieder zusammentrat. Und die neue Sitzung brachte nunmehr den Fall des liberalen Ministeriums und unter allgemeiner Bestürzung des Landes den Amtsantritt der Tory-Partei. Die Radicalen mußten bemerken, wie weit sie noch von ihrem Ziele waren. Die nächste Wahl zeigte ein nur geringes Wachsthum der Partei in Bezug auf die Zahl ihrer Vertreter im Parlament.

Um dieselbe Stunde, in welcher während der Sitzung von 1835 Grote von Neuem eine seiner großen Reden über die Ballottabstimmung hielt, verschied sein großer Lehrer und Freund James Mill. Es war nur einer von den verschiedenen Verlusten, welchen die radicale Partei erlitt, freilich der schwerste. In der Session 1836 waren neben Grote nur noch fünf Radicale übrig geblieben. Aber Grote selber blieb unbeugsam.

Dies waren die Umstände, unter denen 1837 die Regierung der Königin Victoria begann und mit ihr eine neue Wahl des Parlaments. Ein breiter Strom von Loyalität und gemäßigtem Liberalismus ging durch das Land. Grote siegte mit nur sechs Stimmen in der City. Während die Wahl unsicher auf- und niederschwankte, veröffentlichte die Times einen Leitartikel, welcher sich folgendermaßen über Grote aussprach; es ist die politische Partei des gemäßigten Fortschritts, die Partei Macaulay's, welche sich natürlich in der Times äußert:

„Aber wer und was, um ihn zu charakterisiren, ist Mr. George Grote? Er ist ein Bankier von tadellosem Rufe und besitzt all den Einfluß auf die handeltreibende City, der aus einem so wichtigen Berufe sich ergiebt. Aber Mr. Grote ist außerdem noch viel mehr. Er ist ein sehr liebenswürdiges und hochgeachtetes Mitglied der Gesellschaft, ein vollendeter Gelehrter, überdies ein Mann, hochachtbar und musterhaft in allen Beziehungen des häuslichen Lebens. Dennoch hat dieser

Mann bei keiner Classe von Liberalen in der City von London Boden gewonnen, ja er hat Boden verloren. Nun wir wünschten, unsere Leser fragten sich: woher diese Stagnation, woher dieser Rückgang? Da Mr. Grote sich im Besitze jeder persönlichen Eigenschaft befindet, die ihm die Gunst seiner Londoner Mitbürger zu verschaffen im Stande ist, so müssen wir von seinem socialen und Privatcharakter absehen, um uns von einem Phänomen, welches in wenigen Jahren sich vor uns aufgethan hat, Rechenschaft zu geben. Wir müssen uns deshalb zu Mr. Grote's politischen Eigenschaften wenden, um die Schwierigkeit lösen zu können. Die Herren Wood, Pattison und Crawford sind Radicale, es ist wahr — blinde, stupide, Mühlpferde der Demokratie oder, wie sie sich einbilden, der Reformassociation. Niemand bekümmert sich um sie, denkt an sie; — sie sind Symbole des Nichts, Typen des Nichts, gleichviel, ob sie innerhalb oder außerhalb des Parlaments sind; ihre Wiederwahl in das Haus der Gemeinen oder ihre Ausschließung von demselben würde auch nicht die mindeste Untersuchung ihrer Ursachen, auch nicht den Schatten einer Folgerung veranlassen, daß jene Ursachen über rein individuelle Umstände hinausgingen. So ist es aber nicht mit Mr. Grote. Dieser ehrenwerthe Mann hat sich zum Titelblatt eines revolutionären Gesetzbuches gemacht. Er ist der Vertreter und das eigentliche Organ geworden für Alles, was als Theorie höchst chimärisch, als Experiment höchst unbedacht, als Feindseligkeit gegen unsere nationalen Institutionen höchst verhängnißvoll und aufrührerisch ist. Mr. Grote verkörpert in sich das System der Bewegung. Er concentrirt in sich das destructive Princip, dessen hartnäckigster und unverbesserlichster Doctrinär er ist, wenn auch nicht nach der lärmenden Art und Weise seiner Geltendmachung, so doch wenigstens dem Gehalt nach. Mr. Grote ist eines jener Individuen, von denen man in Wahrheit sagen kann, daß durch ihre wachsende Autorität über den öffentlichen Geist das Fortschreiten auf der Bahn der Revolution eine äußerst deutliche innere Entwicklung sowohl als äußere Kundgebung erfahren hat."

Dies also war die Stellung, welche nach der Ansicht der England beherrschenden Partei George Grote damals einnahm. Einer der Gesinnungsgenossen urtheilte mit Recht, daß in Wahrheit zwischen den beiden aristokratischen Parteien hinsichtlich der Regierungsgrundsätze nur ein geringer Unterschied bestehe. Die Behauptung des Platzes sei fast der einzige Gegenstand des Streites.

Grote war durch den Gang, den die liberale Sache genommen, so sehr entmuthigt, daß er sich den lange vernachlässigten Büchern wieder zuwandte und, wie sich seine Frau ausdrückte, versuchte, seinen verwundeten Geist durch den Verkehr mit den Weisen und Heroen der Vorzeit zu trösten. Ist dies die eine Seite der Sache, so drängt sich dem Kenner der griechischen Geschichte als die andere auf, daß der leidenschaftliche Ton in diesem Werke, daß die erbitterte Vertheidigung der demokratischen Grundsätze in demselben sich an den Streitigkeiten dieser Jahre und an dem Haß der aristokratischen Parteien nährt, welcher in dem Kampfe dieser Jahre in ihm wuchs. Ihm schien, daß die Politik der Zeit sich in einem Zustande tiefen Schlafes befinde, und daß nichts darin die Aufmerksamkeit eines Patrioten oder gar Philosophen zu beschäftigen werth sei. Und so finden wir ihn denn zwischen den Geschäften dieser Zeit mit Kant's Kritik der reinen Vernunft und mit Plato beschäftigt. Für George Grote war kein Boden und kein Platz mehr im Parlament, und vor den allgemeinen Wahlen im Sommer 1841 trat er zurück. Die radicale Partei beschloß ihren erfolglosen Feldzug im Parlament.

III.

Die Geschichte Griechenlands.

Der dritte Zeitraum im Leben des großen Geschichtschreibers beginnt. Nach und nach löst er sich von Allem los, was bis dahin seine Interessen zersplittert hält, um sich nunmehr ganz dem großen Werke seines Lebens zu widmen.

Als er aus dem Parlament ausschied, stand der Gedanke einer italienischen Reise zunächst vor ihm, ein lange gehegter Plan, der nun endlich im October 1841 verwirklicht wurde. Alle getäuschten Hoffnungen dieser Jahre schwanden aus seiner Seele unter den ungeheuren Eindrücken

dieser großen Trümmerstätten der alten Welt. Bis Paestum und Salerno gelangten sie, und im März, während der Schnee noch auf den Bergen lag, gingen sie über den Mont Cenis dem Norden wieder entgegen. Noch einmal wurde in Paris Halt gemacht, wo Grote der Aufnahme seines großen Freundes Tocqueville in die französische Akademie beiwohnen durfte.

Im Mai 1843 erschien nunmehr als die erste Frucht der vieljährigen Studien Grote's berühmter Essay über Niebuhr's griechische Heroengeschichte; es war die erste Mittheilung aus seinen Arbeiten über die griechische Geschichte, ein Vorläufer der Veröffentlichung des ersten Bandes.

Und von einem neuen störenden Lebensinteresse löst sich dann Grote 1843 los, indem er aus dem Bankhause austritt, welches er bis dahin geleitet hat. Nunmehr gab es nichts mehr, was die unablässige Arbeit an der griechischen Geschichte hätte hemmen können. Gesund, im Besitz eines großen unabhängigen Vermögens, an der Seite einer Frau, die alle seine Interessen theilte, ohne Kinder, war er in einer Lage, wie sie für die Bewältigung einer so ungeheuren Lebensaufgabe nicht glücklicher gedacht werden konnte. Aehnlich wie John Stuart Mill, dessen Lebenslage überhaupt dieselbe Verwandtschaft zeigt wie seine Grundsätze, liebte er Frankreich, Paris, den Umgang mit der Nation der Logik und des Raisonnements. Dort in Paris lernte er nun auch im Winter 1844 August Comte kennen, dessen positive Philosophie soeben erschienen war. Niemand unter den Berühmtheiten des damaligen Frankreich hatte für diesen Mann ein Interesse, der bizarr, arm, excentrisch in der ungeheuren Stadt verborgen als mathematischer Examinator an der polytechnischen Schule lebte, ja nachher, als die Regierung ihn auch aus diesem kleinen Posten entfernte, ohne jedes öffentliche Amt und ohne jeden Rückhalt, inmitten der Gesellschaft, in der an Umfang strengen Wissens ihm Niemand gewachsen war. Grote gewann ein außerordentliches Interesse an seiner Person und seiner Denkart und trat von dieser Zeit ab in eine nahe innere Beziehung zu der Philosophie dieses Mannes wie sein Freund John Stuart Mill.

An diesen Letzteren konnte er alsdann im Januar 1845 endlich schreiben aus der Einsamkeit seines winterlichen Landsitzes, daß zwei Octavbände seiner Geschichte Griechenlands druckfertig seien, meist die Sagengeschichte umfassend, aber auch ein Theil der wirklichen Geschichte. Im März des Jahres 1846 erschienen die beiden Bände, und mit außerordentlicher, gar nicht verhehlter Erregung erwartete Grote den Eindruck, den sie machen würden

Der Eindruck war ein außerordentlicher. In wenigen Wochen war der Ruhm Grote's als eines der ersten europäischen Geschichtschreiber festgestellt.

Und nun wechseln mit einander Reisen und Arbeiten, und in rascher Folge traten die Bände der griechischen Geschichte hervor. Mit den Bänden wuchsen die Anstrengungen, immer ausschließlicher lebte er seiner großen Aufgabe. Mit dem Ende des Jahres 1855 waren die zwölf Bände des Werkes endlich abgeschlossen.

Man kennt die Stelle im Leben von Gibbon, in der er über die Stimmung spricht, die ihn am Abschluß seines großen Werkes selber fremdartig überfiel. Ein Gefühl, wie am Abschluß des Lebens zu stehen, ein Gefühl gleich dem, mit dem man sich von dem nächsten Freunde für alle Zeiten trennt, ein Gefühl wie von Oede und Verlassenheit. Frau Grote entwirft uns ein freundlicheres Bild von der Stimmung ihres Mannes:

„Ich erinnere mich, daß ich zur Feier der Vollendung des ‚Opus magnum‘ eine Punschbowle zu Weihnachten für unseren kleinen Haushalt in History Hut zubereitet hatte. Grote selbst schlürfte den köstlichen Trank mit großer Genugthuung, während er äußerlich wenig Gemüthsbewegung kund gab, obgleich ich unzweideutige Zeichen inneren Behagens entdecken konnte, als ich mich über ‚das Glück, diesen Tag gemeinschaftlich erlebt zu haben‘, und Anderes mehr ausließ.“

Beinahe 60 Jahre alt war Grote, als das Werk seines Lebens solchergestalt abgeschlossen war. Drei Pläne waren es gewesen, die er in der Mitte der Jahre gefaßt hatte: diese griechische Geschichte, ein Werk über die Philosophie Plato's und eins über Aristoteles. Auch wandte er sich sofort zu der zweiten dieser Unternehmungen, aber ich möchte sagen in einem anderen Tempo, in einem ruhigen und

behaglichen Schritt, wie einer, der die Arbeit hinter sich hat und sich nun frei ergehen darf. Lange Briefe über die verschiedensten Gegenstände aus allen Feldern des Wissens zeigen ihn geneigt, den Arbeiten der Freunde nunmehr zu folgen und auf alle ihre Interessen einzugehen. Mit Vergnügen denkt man ihn sich, wie er zu Weihnachten 1861 in seinem Hause Stuart Mill und dessen Tochter und Smith, einen griechischen Alterthumsforscher bei sich hat und die Weihnachtstage in unvergleichlich interessanten Unterhaltungen mit dem alten philosophischen Genossen verbringt.

Im September 1864, neun Jahre nach Vollendung der griechischen Geschichte, begann der Druck des Plato, während Grote selber für seinen Aristoteles von Neuem am Webstuhl saß. Seine geistige Laufbahn durfte wohl mit dem Fortgang eines Planeten am Firmament verglichen werden; ohne anzuhalten oder aus seiner Bahn zu weichen, ging er stetig voran, und den Siebzigen nahe begann er das dritte Werk seines Lebens mit derselben stillen Beharrlichkeit, mit welcher der Dreißigjährige die Geschichte Griechenlands begonnen hatte. Es ist ein Lebensabend von ruhiger Schönheit, welcher ihn umgiebt, ganz angemessen dem tiefen stillen Forschergeist, der ihn zeitlebens erfüllt hatte. Gern gedenkt man der letzten Lebenszeiten der Humboldts oder Böckhs, indem man diese Jahre verfolgt. Er starb am 18. Juni 1871. Sein Aristoteles ist erst nach seinem Tode herausgegeben worden.

Die
Motive zu Goethe's Roman
„Werther's Leiden".

Ein literaturgeschichtlicher Rückblick

von

Theodor Gesky.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Die hundertjährige Erinnerungsfeier von Goethe's Aufenthalt in Straßburg fiel — Dank der einmüthigen Erhebung des deutschen Volkes gegen die französische Kriegserklärung — in ein herrliches, großes Siegesjahr, in welchem das von Ludwig XIV. geraubte Elsaß wieder eine deutsche Provinz wurde. Mit dem Straßburger Münster ist uns auch das liebliche Idyll zu Sesenheim, das seinen echt deutschen Charakter zwar nie verleugnet hat, noch näher gerückt. Goethe's unvergängliche Lyrik entfaltete sich hier zu den schönsten Blüthen, deren Duft noch heute auch den gereiften Mann mit wunderbarem Zauber umschwebt.

Wenn wir das Leben des Dichters nun weiter verfolgen, so sehen wir, daß Goethe mit dem Frühling 1772 auf den Wunsch seines Vaters sich nach Wetzlar begab, anscheinend, um bei dem dortigen Reichskammergericht das deutsche Civil- und Staatsrecht näher kennen zu lernen, in Wahrheit aber, um Homer, Pindar und Ossian zu studiren und den „Götz" zu vollenden. Mit dem Frühjahr 1772 beginnt gleichsam das letzte akademische Studienjahr des Dichters. Die Früchte dieser Zeit waren die Producte der Sturm- und Drangperiode Goethe's: „Götz von Berlichingen" und „Werther's Leiden". Auf der einen Seite der thatkräftige, letzte Vertreter der mittelalterlichen Ritterzeit, auf der anderen ein sentimentaler, moderner Jüngling; dort derber Realismus im Shakespeare'schen Geiste, hier Ossian'sche Schwärmerei, Liebesgram und bis zum Selbstmorde sich steigernde Schwermuth. Welche Gegensätze! Und doch Dichtungen, die fast zu gleicher Zeit entstanden.

Die erste Anregung zum Götz hatte der Dichter allerdings schon in Straßburg empfangen: die „dramatisirte Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand" erschien in der ersten Bearbeitung noch nicht im Druck; auch die zweite Umarbeitung, bei welcher Goethe mit anerkennenswerther Selbstkritik und Strenge verfuhr, war noch nicht für den Druck bestimmt; allein Merck, an dessen kritischen Einfluß auf Goethe's dichterische Thätigkeit hier wenigstens erinnert werden soll, drängte zum Abschluß, da er die großartige Wirkung des Stückes besser als der Dichter voraussah. Deshalb rief er diesem das bekannte Wort zu: „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln." Mit dem Frühling 1773 begann

das anonym erschienene Schauspiel seinen Flug in die Welt.

Die erste Conception von „Werther's Leiden" fällt dagegen in den Sommer von 1773, die Vollendung aber erst in den Februar und März des folgenden Jahres; und im Druck erschien die Dichtung noch sechs Monate später. Und dennoch ist dieser Roman in Briefen — gerade durch diese Form, die unzweifelhaft aus Rousseau's Heloise herübergenommen ist, erhielt das Ganze eine lyrische Bewegung und zugleich dramatische Wirkung — eine Frucht von Goethe's Aufenthalt in Wetzlar, das er schon im November 1772 verlassen hatte. Man pflegt in unserer materiellen Zeit auf die Dichtung mit vornehmer Arroganz herabzublicken, ja sie wohl sogar für ein Jugendwerk Goethe's zu halten, das besser ungeschrieben geblieben wäre — und vergißt dabei doch gänzlich, daß die Abfassung dieses Romans für Goethe eine poetische Nothwendigkeit war, daß auch Goethe von dieser in der Luft liegenden Krankheit, dem sogenannten „Wertherfieber", eben so wie die damalige Zeit ergriffen war, bis er sich selbst davon heilte, indem er sich die Krankheit vom Herzen schrieb und seine „Generalbeichte" ablegte, die seine schnelle Genesung bewirkte. Denn nicht nur seine lyrischen Gedichte sind „Gelegenheitsgedichte" im wahren Sinne des Wortes, auch von der Mehrzahl seiner dramatischen Dichtungen lassen sich die inneren und äußeren Motive deutlich genug nachweisen, und so ganz besonders auch von „Werther's Leiden".

Unsere vielfach blasirte und gewinnsüchtige, nach Gold drängende Zeit trägt nicht den geringsten Theil der Schuld, wenn sie alle die tiefen Gefühle, an welchen die Dichtung so reich ist, nicht mehr nachzuempfinden vermag.

Eine Krankheit der Zeit also ist es, die Goethe uns schildert, die Krankheit der Empfindsamkeit, von welcher er selbst befallen war. Die Kennzeichen dieser Krankheit waren: eine energielose Passivität, welche die menschliche Natur ganz abhängig machte von ihren Gefühlen und Stimmungen, eine thränenselige Weichherzigkeit und Empfindlichkeit, welche die Menschen und die reale Wirklichkeit floh, dagegen in der unbelebten Natur und im Umgange mit der Thierwelt Trost suchte; endlich eine namenlose Todessehnsucht und Verzweiflung, welche sich der Seele bemächtigten, sobald die erträumten Ideale wie Luftgebilde zerrannen, nachdem sie in Conflict mit dem Leben gerathen waren. Diese Krankheit herrschte in Deutschland von der Mitte des sechsten Decenniums des vorigen Jahrhunderts bis gegen die Zeit der französischen Revolution, ja in manchen Gegenden bis zur Epoche der Freiheitskriege. Freilich ist nicht mit Unrecht hervorgehoben worden, daß Goethe nur die Krankheit, nicht die Heilung geschildert hat, und daß der Roman die Krankheit der Zeit nur noch verschlimmerte, indem Viele in Werther's Schwermuth und Uniform cokettirten, obgleich ihr Weltschmerz keinen tieferen Grund hatte als den, daß ihre Lotte bereits einem Anderen angehörte.

Wenn wir nun aber die eigentlichen Motive berücksichtigen wollen, die Goethe zur Abfassung von „Werther's Leiden" veranlaßt haben, so ist hierbei zunächst sein Verhältniß zu Charlotte Buff und sodann der Selbstmord des jungen Jerusalem näher zu betrachten.

So wenig sich Goethe von den gesellschaftlichen Verhältnissen Wetzlars angezogen fühlte — der sehr stark vertretene Adel verkehrte mit den Bürgerlichen durchaus nicht — so sehr erfreute er sich an der anmuthigen Umgebung der Stadt. Sein Lieblingsspaziergang war der am Ufer der Lahn sich hinziehende und nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Garbenheim führende Weg. Hier lernte Goethe an einem schönen Frühlingstage den acht Jahre älteren hannoverschen Legationssecretär Joh. Christian Kestner kennen, der in dem jungen Dichter sofort ein wahres Genie und einen Menschen von Charakter gefunden zu haben glaubte. Kestner war mit der zweiten Tochter des im „Deutschen Hause" in Wetzlar wohnenden Deutsch-Ordens-Amtmannes Buff verlobt, wenn auch noch keine öffentliche Erklärung des Verhältnisses stattgefunden hatte.

Charlotte Buff war also die zweite Tochter des Amtmannes, dessen Ehe mit sechzehn Kindern gesegnet war. Nach dem Tode der Mutter (13. März 1771) hatte Charlotte, die damals erst achtzehn Jahre

alt war, die Pflege und Erziehung der zahlreichen Kinderschaar übernommen. Goethe lernte dieses seltene, in jugendlicher Frische prangende Mädchen, von dessen unendlicher Herzensgüte und stiller Häuslichkeit er sich wunderbar angezogen fühlte, ganz zufällig kennen, als er am Abend des 9. Juni in Gesellschaft von Bekannten zu einem Balle nach Volpertshausen (wofür Andere Wolpertshausen schreiben) fuhr. Da Kestner so früh noch nicht Zeit hatte, sondern erst später nachkam, so hatte sich Lotte einer ihr befreundeten Familie angeschlossen. Goethe wußte nicht, daß Lottchen nicht mehr frei war, und so war es kein Wunder, daß das natürliche, heitere Mädchen einen wunderbaren Zauber auf ihn ausübte. Er erkundigte sich am folgenden Tage nach Lottchens Befinden und legte für sie ein so tiefes Interesse an den Tag, daß es schien, als wenn er in dem liebevollen, freundlichen, wirthschaftlichen Mädchen das Ideal einer zukünftigen Hausfrau erblickt hätte. Ja auch als er erfahren, daß Lottchen bereits verlobt war und ihm selbstredend nur innige Freundschaft statt feuriger Liebe schenken konnte, zog sich Goethe von dem holden Wesen nicht zurück. Aber er dämpfte seine leidenschaftlichen Gefühle und schloß mit Kestner einen herrlichen Freundschaftsbund, welcher in seiner Art einzig und makellos dasteht. Goethe wurde allmälig Familienglied in Lotte's Familie, ein Kinderfreund, ganz wie er Werther schildert. Es kam ihm nicht in den Sinn, Kestner's Vertrauen zu mißbrauchen und dem Freunde die Geliebte abwendig zu machen; aber auch Lotte gab durchaus keine Veranlassung zu kleinlicher Eifersucht, obgleich der junge Dichter „auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland und im Garten" ihr unzertrennlicher Begleiter war. So lebten sie denn, wie Goethe selbst in „Wahrheit und Dichtung" sagt, den Sommer hindurch „eine echt deutsche Idylle". Daß es gleichwohl bei Goethe nicht ohne manchen heißen inneren Kampf abging, kann uns um so weniger zweifelhaft erscheinen, als auch Kestner derartige Andeutungen macht. So schreibt er an einen Freund:

„Ob er gleich in Ansehung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie in ihrer Art zu verfahren noch bewundern mußte."

Im August traf Goethe in Gießen mit Merck zusammen. Auf dieser Fahrt wurde er von Lotte und einer liebenswürdigen Freundin, Dorothea Brandt, begleitet. Der Dichter fühlte sich sehr gekränkt, als Merck ihm rieth, sich lieber um die junonische Gestalt von Lottchens Freundin zu bewerben, die noch unverlobt wäre. Endlich gelang es ihm, Goethe zu dem Entschluß zu bestimmen, in einigen Wochen mit ihm in Koblenz zu einer Rheinfahrt zusammenzutreffen. Goethe sah endlich die Nothwendigkeit ein, Wetzlar zu verlassen und so das Liebesnetz auf einmal zu zerreißen.

Am 11. September früh sieben Uhr schied der Dichter von dem ihm so theuer gewordenen Orte, nachdem er noch am Abend vorher mit seiner Geliebten das tief erschütternde Gespräch über Scheiden und Wiedersehen nach dem Tode gehabt hatte, wie es der letzte Brief im ersten Theile des Werther schildert. Gerade die Thatsache, daß Goethe sich still entfernte und nur brieflich Abschied von Kestner und Lotte nahm, beweist hinlänglich, wie tief seine Neigung für das liebliche Mädchen noch in seinem Herzen wurzelte. Aus jeder Zeile seines Briefes an Lotte weht uns der tiefe Schmerz des Scheidenden entgegen:

„Wohl hoff' ich, wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war mir's bei deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe. Nicht das letzte Mal, und doch geh' ich morgen fort, fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Discurs. Da ich Alles sagen durfte, was ich fühlte, ach, mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre Hand, die ich zum letzten Male küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Male begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse

euch glücklich und gehe nicht aus euren Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben, er ist fort. Ich mag nicht weiter."

Damit beginnt der unvergleichliche Briefwechsel mit Kestner und Charlotte. Während Goethe das schöne Lahnthal hinabschritt und am Busen der Natur Genesung suchte, verfolgte ihn doch Lottchens Bild unaufhörlich. Nachdem er zu Ehrenbreitstein im Hause der Frau von la Roche freundliche Aufnahme gefunden, genoß er auf der Fahrt nach Mainz die Schönheiten der Rheinufer in Gemeinschaft mit Merck und dessen Frau. Nach Frankfurt zurückgekehrt, widmete er sich der juristischen Praxis eifriger als früher, worüber sein Vater sehr erfreut war. Während Goethe aus dem gewaltigen Seelenkampf allmälig als Sieger hervorging, versetzte ihn die Nachricht von dem Selbstmorde des jungen Jerusalem, der sich aus unglücklicher Liebe in der Nacht vom 29. auf den 30. October in Wetzlar erschossen hatte, wieder in eine unglaubliche Gemüthsbewegung. Er folgte deshalb gern der Aufforderung seines Freundes Schlosser, der in Geschäften nach Wetzlar reiste, ihn dorthin zu begleiten. Er verweilte vom Abend des 6. bis zum Morgen des 10. November dort und wurde von Lotte und Kestner überaus freundlich aufgenommen. Nach Frankfurt zurückgekehrt, konnte er doch immer noch nicht zur wahren Ruhe gelangen. Lottchens in seinem Schlafzimmer hängende Silhouette begrüßte er tagtäglich wiederholt. Einmal äußert er sogar: „Erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht." Auf seine Bitte schickte ihm Kestner einen ausführlichen Bericht über Jerusalem's Tod. Im Anfange des folgenden Jahres entschied sich Kestner's Anstellung als Archivsecretär zu Hannover. Goethe wurde um so verstimmter, je näher der Tag der Verbindung des liebenden Paares rückte. Besonders verletzt fühlte er sich, als die Wetzlarer Freunde aus Schonung für ihn die Bestellung der Trauringe einem Anderen aufgetragen hatten. Absichtlich war ihm ferner der Hochzeitstag, der auf den Palmsonntag, den 4. April, fiel, verschwiegen worden. Endlich doch davon benachrichtigt, schreibt Goethe unendlich mild und rührend:

„Gott segn' euch denn! Ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. — Lebt wohl! Grüßt mir euren Engel und Lenchen! Sie soll die zweite Lotte werden, und es soll ihr eben so wohl gehen. Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen. Und euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich. Ich gehe nicht in die Schweiz. Und unter und über Gottes Himmel bin ich euer Freund und Lottens."

Zwei freundliche Briefe Kestner's verschafften ihm größere Ruhe, und vom Verluste der Freundin redet er in einem von Darmstadt aus geschriebenen Briefe, wohin er, Lottens Brautstrauß, den er durch eine ihrer Freundinnen erhalten hatte, am Hute tragend, zu seinem Merck wanderte. Sein Abschiedsgruß an das geliebte Paar, unmittelbar bevor es die Abreise nach Hannover antrat, lautet:

„Segnen alle guten Geister eure Reise! Ich bin beschäftigt genug und vergnügt. Meine Einsamkeit bekommt mir wohl. Wie lang's währt! Adieu, lieb' Lotte! Nun einmal im rechten Ernst Adieu!"

Mitte Juni sandte Goethe dem Freunde seinen eben gedruckten Götz und wünschte, Lotte wäre nicht gleichgültig gegen sein Drama.

So sehr er sich durch die am 1. November erfolgte Abreise seiner mit Schlosser vermählten Schwester vereinsamt fühlte, so erfreut ward er Ende d. J. durch die unverhoffte Rückkehr Merck's von einer Reise nach Petersburg und durch die am 15. Jan. 1774 erfolgte Ankunft der zu Thal-Ehrenbreitstein mit dem Kaufmann Brentano in Frankfurt vermählten liebenswürdigen Maximiliane Euphrosyne von la Roche. Allein nur zu bald erkannte Goethe, daß die junge Frau nicht auf Rosen gebettet war. Die Sorge für fünf Kinder ließen das Gefühl eines reinen Glücks bei Goethe nicht aufkommen. In dieser düstern Stimmung ging der Dichter endlich an die Ausführung seines Werther, dessen Stoff ihm längst ans Herz gewachsen war und durch dessen dichterische Gestaltung er sich auf einmal von

allem Trübsinn und Lebensüberdruß befreite, an dem sein damaliges Leben so reich war. Binnen vier Wochen entstand der Roman, dessen Vollendung somit noch in die erste Hälfte des März fällt. Doch scheint er erst Ende Mai entschlossen zu sein, „die Leiden des jungen Werthers" zu veröffentlichen. Auffällig ist die grammatisch wohl anzufechtende Genitivform „des jungen Werthers"; der Roman ist jetzt nur unter dem Titel: „Werther's Leiden" bekannt. Das erste Exemplar davon schickte Goethe gegen den 20. September nach Hannover. Er war nicht wenig überrascht zu erfahren, daß Kestner und Lotte nur ihre verzerrten Ebenbilder, keine dichterisch gehobenen Gestalten darin erblickten. Kestner leugnete sogar die Wahrheit der Schilderung Goethe's; Jerusalem, dessen Abbild Werther, habe sich erschossen, ohne das eine mehr als gewöhnliche Frau immer entehrende Betragen, das Goethe seiner Heldin zuschreibe. „Und das elende Geschöpf von einem Albert!" spricht Kestner mit Bezug auf sich selbst. Goethe sah mit Bedauern ein, daß von Manchen die unglückliche Liebe Werther's für ein getreues Abbild seines eigenen Verhältnisses zu Lotten und Kestner gehalten werden würde, doch konnte er den Roman nicht unterdrücken und außerdem vertraute er der dichterischen Kraft seines Werkes. Da Kestner sich bald darauf beruhigt erklärte, so ließ Goethe die zweite Ausgabe seines Werther ohne wesentliche Veränderungen im folgenden Jahre erscheinen. Der Gedanke, der ihn im Herbst 1782 bewegte, seinen Roman von Neuem durchzuarbeiten, gelangte nicht zur eigentlichen Ausführung. Erst im Jahre 1786 wurde Werther zu neuer Durcharbeitung vorgenommen, weil Goethe damit umging, seine gesammelten Schriften herauszugeben. Die neue Bearbeitung, welche erst im folgenden Sommer erschien, hat einen charakteristischen Zusatz erhalten durch die Geschichte des Knechtes, der bei einer Wittwe zu Wahlheim im Dienst ist. Albert's Verstimmung und Kälte gegen Lotten, das allmälige Schwinden ihres ehelichen Glücks, das unselige Mißtrauen Lottens gegen sich selbst und Andere ist jetzt glücklich beseitigt oder als auf einer bloßen Einbildung Werther's beruhend dargestellt. Mit Kestner's Tode, der 1800 eintrat, hörte der Briefwechsel auf. Goethe sah die Geliebte seiner Jugend noch einmal, als sie 1816 ihre in Weimar verheirathete Schwester besuchte. Sie starb wenige Jahre vor Goethe, 1828. Der Jubelausgabe vom Jahre 1825 ließ endlich der Dichter das schöne Gedicht „An Werther" vorangehen, das Düntzer mit Recht „den rührenden Aeolssang seiner armen, liebegepreßten, sich blutig durchkämpfenden Jünglingsseele" nennt.

Unter allen seinen größeren Dichtungen ist nächst dem Faust keine tiefer aus der Brust des Dichters geschöpft als Werther und Tasso. In dem qualvollen Herzenskampfe Werther's bis zu seiner Flucht spiegelt sich das eigene Leiden des Dichters ab. Auch ein großer Theil der einzelnen Lebensverhältnisse beruht auf Wirklichkeit. So der Ball in Volpertshausen, auf welchem Werther Lotte kennen lernt: das damalige Jagdhaus, worin der Ball stattfand, wird jetzt als Schulhaus benutzt. Ferner Lottens Familienverhältnisse, wobei die Zahl der elf noch lebenden Geschwister um zwei vermindert erscheint und Lotte als die älteste Tochter bezeichnet wird; die rothe Schleife, die sie dem unglücklichen Werther schenkt, bis auf das Gespräch am letzten Abend und die Flucht; ja, der Dichter hat seinem Helden auch seinen eigenen Geburtstag geliehen. Ebenso haben die landschaftlichen Schilderungen einen naturgetreuen Hintergrund. Da ist noch der Garten auf einem der Hügel, da rieselt noch der sogenannte Werther-Brunnen, neben welchem eine alte Linde steht, in der Felsengrotte vor dem Wildbacher Thore war Goethe's Lieblingsplatz. „Es vergeht kein Tag," schreibt er, „wo ich nicht eine Stunde da sitze." Neben dem Brunnen führt ein schöner Weg am linken Ufer der Lahn aufwärts nach dem eine halbe Stunde entfernten Garbenheim, das Goethe Wahlheim genannt hat. Der Platz vor der Kirche (Wertherplatz) hat durch einen 1866 stattgehabten Brand ein anderes Aussehen erhalten. Leider hat das Feuer auch das alte Wirthshaus, worin Goethe so oft übernachtet, zerstört. Die Zahl der Linden, in deren Schatten der Dichter seinen Homer zu lesen pflegte, ist um eine vermehrt. Die einzige Linde, welche damals auf dem Platze stand, stürzte erst 1849, kurz vor Goethe's hundertjäh-

riger Jubelfeier, worauf neue Linden gepflanzt und ein Denkstein gesetzt wurde, der den „Ruheplatz des Dichters Goethe“ bezeichnet. Im Garten, der hinter dem Wirthshause liegt, wurde mir sogar „Werther's Grab“ gezeigt — ein Erdhaufen, der lediglich aufgeworfen war, um die Neugierde reliquiensüchtiger Engländer zu befriedigen. Die Wirthin (Koch) fand Goethe wirklich in Garbenheim, ebenso die arme Frau, die Tochter des Schullehrers, die einen Küfer, der Bamberger hieß, geheirathet hatte und Mutter von zwölf Kindern war. Der geschnörkelte Stuhl, auf welchem Goethe und Jerusalem oft gesessen, und das Glas, in dem sie ihnen Milch gereicht, sollen nach Braunschweig gekommen sein, wo ihr Sohn Johann (Hans) als Schneidermeister sich häuslich niedergelassen; doch läßt sich dieses nicht mit Sicherheit erweisen. — Absichtliche Veränderungen finden sich dagegen gleichfalls. Der Amtmann S . . ., Lottens Vater, wohnt nicht in der Stadt, sondern $1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt auf einem fürstlichen Jagdschlosse. Goethe's Vorliebe für schwarze Augen bestimmt ihn, auch der Geliebten Werther's solche zu geben anstatt blaue, wie sie Lotte hatte u. A. m.

Ein Zimmer im Deutschen Hause enthält noch einige werthvolle Erinnerungen an Lotte: ihr Clavier, Schreib- und Zeichenhefte u. s. w. Das durch zwei Erker gekennzeichnete Haus, in welchem sich Jerusalem erschoß, steht am Schillerplatze bei der Franziskanerkirche und ist, nachdem ein Jahrhundert darüber hingegangen, ebenso wie Goethe's Wohnhaus in der engen Gewandgasse nahe beim Kornmarkt durch eine Gedenktafel geschmückt worden. Als ich im September 1874 auf einer Tour durch das Lahnthal Wetzlar wieder berührte, konnte ich es mir nicht versagen, das Zimmer zu besuchen, in welchem Jerusalem durch Selbstmord endete. Ein freundliches, würdiges Ehepaar bewohnt jetzt die Etage. Lächelnd erzählte mir die Frau, sie sei mehrfach gewarnt worden, die Wohnung des Unglücklichen zu beziehen, weil sein Geist noch darin spuke (!), sie sei aber in ihrer nächtlichen Ruhe noch niemals gestört worden.

Vortrefflich charakterisirt der bekannte Literarhistoriker J. W. Schäfer in Bremen die Dichtung: „Auf den Helden seines Romans übertrug er seine glühenden Liebesneigungen, seine Weichheit und leidenschaftliche Erregbarkeit, seine Liebe zu Natur und Unschuld, seinen Widerwillen gegen die Seelenlosigkeit der modernen Gesellschaft. Er entzog aber jenem, was **ihn** aus dem Sturme gerettet hatte, die Kraft der Resignation, den über peinliche Empfindungen hinwegscherzenden Humor und die Heilkraft des schaffenden Genius. Was von der anderen Seite das eigene Leben darbot, ist sorgfältig in die Dichtung verwebt. Die Freude an der Herrlichkeit der Natur, das Entzücken der aufkeimenden Liebe, die Qualen der hoffnungslosen Leidenschaft — wo wären sie von eines Dichters Hand nicht bloß feuriger, nein! **wahrer** geschildert! Alles quillt aus tiefstem Herzensgrunde und strömt mit dem reinsten Zauber in die Poesie der Seele. Es ist nicht eine abstracte Sentimentalität, wie sie gerade in jener Zeit von schwachen Köpfen zur Rührung weicher Gemüther mißbraucht und eben deshalb in Goethe's Possen bekämpft ward; sondern es lehnt sich das Gefühl stets an die wechselnden Bilder der Natur und des Lebens an. Die Blüthen des Frühlings und die welken Blätter des Herbstes, die harmlose Kinderwelt und die Klagen unglücklicher Leidenden, die heitere idyllische Welt Homer's und die düsteren, in Nebel gehüllten Scenen Ossian'scher Gesänge — es ist die ewige Welt des Menschenherzens und der Poesie, ein gehaltvolles inneres Dasein.“ Der nächste Nachfolger von Goethe's Werther war Miller's „Siegwart“. Da der Verfasser darin eine „tugendhafte“ Liebe schildern wollte, so läßt er seinen Helden auf dem Grabe Mariannens verschmachten. An Plattheit, Langweiligkeit und Unnatürlichkeit wird jedoch dieser Roman noch weit übertroffen durch des Buchhändlers Nicolai elendes Machwerk „Freuden des jungen Werthers; Leiden und Freuden Werther's des Mannes.“ Die Krankheit Werther's wird darin nach einem Hühnerblutschusse durch eine Heirath mit Lotten geheilt — sie heirathen sich und führen ein langweiliges Dasein. Als Curiosum sei noch erwähnt, daß der Zionswächter Goeze in Hamburg die Obrigkeit zum Einschreiten gegen eine derartige Vertheidigung des Selbstmordes aufforderte (!).

Doch es dürfte an der Zeit sein, auch das

zweite Motiv des Romans, das in seinem zweiten Theile besonders hervortritt, näher ins Auge zu fassen. Bei der Schilderung der zerstörenden Gewalt der Leidenschaft lehnte sich Goethe nicht minder an die Wirklichkeit an, indem er das von Kestner ausführlich mitgetheilte unglückliche Ende des jungen Jerusalem zu Grunde legte.

Karl Wilhelm Jerusalem, der einzige Sohn des Abtes Jerusalem zu Riddagshausen bei Braunschweig, war schon im Februar 1771 als braunschweigisch-lüneburgischer Legationssecretär nach Wetzlar gekommen. Lessing, der die von ihm hinterlassenen philosophischen Aufsätze 1776 herausgab, spendete dem unglücklichen Jünglinge in der Vorrede ein höchst ehrenvolles Zeugniß. Goethe, der ihn schon in Leipzig oberflächlich kennen gelernt hatte, schildert ihn in „Wahrheit und Dichtung" folgendermaßen:

„Seine Gestalt gefällig, mittlerer Größe, wohlgebaut; ein mehr rundes als längliches Gesicht; weiche ruhige Züge und was sonst noch einem hübschen blonden Jüngling zukommen mag; blaue Augen sodann, mehr anziehend als sprechend zu nennen. — Die Aeußerungen des jungen Mannes waren mäßig, aber wohlwollend. — Er lebte sich und seinen Gesinnungen. — Ueberhaupt wußte man wenig von ihm zu sagen, außer daß er sich mit der englischen Literatur beschäftige."

Nach Kestner's Bericht soll Jerusalem der Aufenthalt in Wetzlar verhaßt gewesen sein und er deshalb längst gewünscht haben, Wetzlar zu verlassen. Als Grund giebt er einerseits einen unangenehmen Auftritt an, welchen Jerusalem im Hause des Grafen von Bassenheim gehabt, der ihm sehr gewogen war und ihn oft zu Tische lud. Eines Tages nämlich hatte Jerusalem, in eine interessante Unterhaltung vertieft, sich beim Grafen so lange verweilt, daß ihn die von der Frau Gräfin jeden Donnerstag geladene vornehme Theegesellschaft noch antraf, und der Graf, so leid es ihm auch that, auf Veranlassung der adelstolzen Clique dem fein gebildeten Assessor bemerklich machen mußte, daß er als Bürgerlicher in diesem Zirkel nicht länger verweilen dürfe. Andererseits deutet Kestner auf verdrießliche Scenen Jerusalem's mit dem braunschweigischen Gesandten von Höfler hin, die ihm Verweise vom Hofe zugezogen hatten. „Er entzog sich allezeit der menschlichen Gesellschaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerstreuungen," charakterisirt er ihn, „liebte einsame Spaziergänge im Mondenscheine, ging oft viele Meilen weit und hing da seinem Verdruß und seiner Liebe ohne Hoffnung nach. — Mendelssohn's Phädon war seine liebste Lectüre; in der Materie vom Selbstmorde war er aber immer mit ihm unzufrieden, obgleich er denselben auch bei der Gewißheit von der Unsterblichkeit der Seele, die er glaubte, erlaubt hielt." In der That hatte Jerusalem einen speciellen Aufsatz zur Vertheidigung des Selbstmordes verfaßt. Zur Steigerung seiner sehr trüben Stimmung trat nun noch die hoffnungslose Liebe, welche der Unglückliche für die schöne, liebenswürdige Gattin des pfälzischen Geheimsecretärs von Herdt hegte, eines Mannes, der außerordentlich eifersüchtig war. Am 28. October vergaß sich Jerusalem, als er in Abwesenheit Herdt's bei dessen Frau Kaffee trank, so weit, daß er vor der Geliebten niederknieete und ihr eine förmliche Liebeserklärung machte, was die Frau ihrem Manne, welchem ohnehin ihre Ernsthaftigkeit und Jerusalem's stilles Wesen aufgefallen war, nach seiner Rückkehr mitzutheilen sich für verpflichtet hielt. Jerusalem war noch am selbigen Abend in großer Aufregung nach Garbenheim gegangen. Von dort wieder nach Wetzlar zurückgekehrt, war er nach kurzer Nachtruhe schon um zwei Uhr wieder aufgestanden und hatte heizen und Thee kochen lassen. Am andern Morgen schickte Herdt ein Billet an Jerusalem, worin er ihm ein für alle Mal den Besuch seines Hauses untersagte. Eine Antwort darauf ward nicht acceptirt. Und nun scheint der Unglückliche den festen Entschluß gefaßt zu haben, seinem verfehlten Leben ein Ende zu machen. An Kestner sandte er folgendes offene Billet: „Dürfte ich Ew. Wohlgeboren wohl zu einer vorhabenden Reise um Ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? — J." — Kestner, der von dem Vorfall mit Herdt's Frau nichts wußte, schickte ohne Bedenken die Pistolen, welche Jerusalem's Diener beim Büchsenmacher noch mit Kugeln laden mußte.

Den ganzen Nachmittag war nun Je-

rusalem auf seinem Zimmer beschäftigt, wo er schrieb und heftig auf und niederschritt. Er ging auch wiederholt aus, um kleine Schulden zu bezahlen. Den italienischen Sprachlehrer, welcher um sieben Uhr kam, entließ er wieder mit der Aeußerung, das Beste sei, sich aus der Welt zu schaffen, und machte dann noch einen Spaziergang an die Lahn, in welche er längere Zeit trübsinnig geblickt haben soll. Vor neun Uhr kehrte er nach Hause zurück, ließ noch etwas im Ofen nachlegen und sagte dem Bedienten, er möge auf morgen früh sechs Uhr alles zur Abreise zurechtmachen und ihm noch einen Schoppen Wein bringen. Als nun Jerusalem allein war, zerriß er alle seine Briefschaften und schrieb zwei Briefe, einen an seine Eltern und Verwandte, den andern an Herdt. Der erstere soll so gelautet haben: „Lieber Vater, liebe Mutter, liebe Schwestern und Schwager, verzeihen Sie Ihrem unglücklichen Sohn und Bruder. Gott, Gott segne Euch!“ In dem andern Briefe soll er Herdt um Verzeihung gebeten haben, daß er seinen ehelichen Frieden gestört. Der Brief soll mit den Worten geschlossen haben: „Um ein Uhr. In jenem Leben sehen wir uns wieder.“ In derselben Stunde war es, wo der Unglückliche sich über das rechte Auge hinein durch den Kopf schoß. Niemand im Hause hatte den Schuß gehört, sein Diener, der in der vorigen Nacht wenig geschlafen hatte, war sehr ermüdet. Nur der Franziskaner Pater Guardian — Jerusalem wohnte der Franziskanerkirche gerade gegenüber — sah das Pulver aufblitzen, achtete aber wenig darauf, weil es nachher still geworden. Jerusalem scheint den Selbstmord, im Lehnstuhle vor seinem Schreibtische sitzend, vollständig angekleidet, gestiefelt, im blauen Rock mit gelber Weste, ausgeführt zu haben; worauf er herabgesunken und, sich in seinem Blute wälzend, dem Fenster näherte, wo ihn der erschreckte Diener früh vor sechs Uhr röchelnd fand. Alle Hilfe war umsonst, da das Gehirn verletzt. Dr. Held schlug ihm noch eine Ader. Schnell durchlief das Gerücht die Stadt. Kestner, zu dem es erst um neun Uhr drang, erschrak gewaltig, als er an seine Pistolen dachte. Er fand ihn auf dem Bette liegend, die Stirn bedeckt, kein Glied mehr rührend, doch noch furchtbar röchelnd. Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Auf einem Pult am Fenster lag Lessing's Emilia Galotti aufgeschlagen, daneben ein Manuscript: die von Lessing herausgegebenen philosophischen Aufsätze Jerusalem's. Gegen zwölf Uhr endlich verschied er. Abends $^{3}/_{4}$ 11 Uhr wurde er auf dem gewöhnlichen Kirchhofe in einer Ecke begraben, was der Präsident, Graf von Bassenheim nur mit Mühe durchgesetzt haben soll. Barbiergesellen trugen ihn, zwölf Laternen und einige Begleiter folgten, das Kreuz wurde vorausgetragen; kein Geistlicher hat ihn begleitet. Im Kirchenbuche der evangelischen Gemeinde Wetzlars findet sich folgende Notiz: „Herr Karl Wilhelm Jerusalem — starb den 30. October 1772 durch einen tödtlichen Schuß. Begraben eodem in der Stille.“

Goethe hat Kestner's Bericht über Jerusalem's Tod fast wörtlich benutzt, das Jahr 1772 beibehalten, sodaß sogar die Wochentage genau stimmen und nur das Ende des Unglücklichen wegen der Beziehung auf das bevorstehende Weihnachtsfest zwei Monate später verlegt.

Werther ist eine Mischung von Goethe und Jerusalem. Fast scheint es, als wenn Goethe's Leidenschaft für Charlotte nur deshalb so sehr zugenommen habe, weil die Geliebte für den Dichter, als er sie zum ersten Male erblickte, schon verloren war. Aus diesem Grunde bleibt es auch immerhin fraglich, ob er sie als Gattin heimgeführt haben würde, wenn er mühelos, wie bei Friederiken, ohne Weiteres Erhörung gefunden hätte. Tief unglücklich war dagegen die Liebe Jerusalem's, welcher den Selbstmord mit speculativen Gründen vertheidigte und nicht Kraft genug besaß, Herr über seine unselige Leidenschaft zu werden. Werther selbst ist kein philosophischer Kopf, sondern ein weicher, leidenschaftlicher Gefühlsmensch, der in die Natur und Kinderwelt sich versenkt, ganz wie Goethe dies damals und bis in sein Greisenalter gern zu thun pflegte. Aber Goethe hat den Stoff, wozu ihm sein Verhältniß zu Lotte und der Selbstmord Jerusalem's die Grundlinien bot, in freier Weise dichterisch umgestaltet und die dramatische Wirksamkeit und Lebensfähigkeit des Sujets nur noch gesteigert, worauf näher einzugehen wir uns indessen hier versagen müssen. Daß Goethe

Werther's unglückliche Liebe innerlich durchlebt hat, beweist die feine psychologische Schilderung seiner wachsenden Leidenschaft und seines zunehmenden Lebensüberdrusses. Jeder, der in der rechten Stimmung den Roman nachliest, wird auch ohne Commentar diese unmittelbar zum Herzen redende Sprache nachempfinden, ohne gerade eine Apologie des Selbstmordes in dem Werke zu erblicken. Und wenn wir auch Lessing darin beistimmen müssen, daß er die Frage aufwirft, ob der Selbstmord eines römischen oder griechischen Jünglings eines Weibes wegen glaubhaft erscheine, wenn wir ferner auch nicht in Abrede stellen können, daß der Roman mit einer Dissonanz ohne Versöhnung abschließt, so werden wir dennoch durch die Sprache der naturwahren, unmittelbaren Leidenschaft, welche in dem Angstschrei eines gequälten Herzens sich ausspricht, und durch die Anmuth und den Zauber so vieler Naturschilderungen uns immer wieder von Neuem von der Dichtung angezogen fühlen. Denn es lebt und webt der Genius eines Dichters darin, von dessen schöpferischer Geistesmacht auch heute noch ein gewaltiger Hauch zu spüren ist.

Literaturbriefe.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870

XIV.

Reise in Nordostafrika. Von M. Th. von Heuglin. — Illustrirte Thierbilder. Von F. Lichterfeld. — Otto der Große. Von E. Dümmler. — Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Von E. L. Rochholz. — Drei Bücher Geschichte und Politik. Von O. Lorenz. — Alterthum und Gegenwart. Von E. Curtius. — Abhandlungen von J. G. Droysen. — Literarisch-politische Aufsätze. Von C. Frantz.

Reisewerke bilden in England einen der am meisten beliebten Theile der Literatur. Seitdem eine Reihe von höchst wichtigen Expeditionen von Deutschland aus unternommen ist, haben auch wir die Bedeutung von Werken erkannt, welche ein lebendiges Gemälde der so mannigfachen Oberfläche der Erde, ihrer Pflanzendecke, der sie belebenden Thierwelt und endlich der Abhängigkeit des Menschen von diesen Bedingungen entwickeln. Alexander von Humboldt machte in dieser Beziehung bei uns Epoche, der in großen Reisewerken die lebendige Anschauung entwickelte, auf welche dann seine Auffassung der Erde im Kosmos begründet ist. Und Darwin steigerte dies Interesse, welcher auf seiner berühmten Reise die Anschauungen ausbildete, durch die er die beschreibenden Naturwissenschaften reformirt hat.

Ein außerordentlich anziehendes und fesselndes Reisewerk wird uns geboten in: „Reise in Nordostafrika." Schilderungen aus dem Gebiete der Beni Amer und Habab, nebst zoologischen Skizzen und einem Führer für Jagdreisende von M. Th. von Heuglin. Zwei Bände. Mit Karten, colorirten Tafeln und Illustrationen. Braunschweig, Druck und Verlag von George Westermann, 1877.

Diese Reisebeschreibung ist das Ergebniß einer Jagdexpedition, welche Heuglin als Genosse von H. Vieweg aus Braunschweig machte. Die Gegend, um welche es sich handelt, hat neuerdings einen hohen Grad von Interesse durch die Kämpfe zwischen dem Vicekönig von Aegypten und dem Negus von Abyssinien erhalten. Auch hier ist eine Stelle, an welcher um die der Ausdehnung nach so ungeheure türkische Weltstellung gekämpft wird.

Der Erzähler versteht unsere lebhafte Spannung zu erhalten, indem wir dem abenteuerlichen Jagdzuge folgen, welcher neben der Jagdbeute auch bemerkenswerthe wissenschaftliche Resultate mit nach Hause gebracht hat. Von Kairo aus begaben sich die beiden Reisenden südwärts nach Sauakin, der Küstenstadt des Rothen Meeres, welche eine steigende Bedeutung als Stapelplatz des Handels im Osten von Afrika und von dieser Küste herüber nach Arabien gewinnt. Während sie dort auf den Abschluß ihres Vertrags mit den Führern ihrer kleinen Kamelkarawane warten, um die Reise in das Innere anzutreten, schlendern sie mit der Flinte, die Vögel des merkwürdigen Strandes kennen zu lernen. Endlich sind die Kamele und die zum Reiten bestimmten Dromedare bereit, bepackt, gesattelt: ein Beförderungsmittel, um das unsere in sogenannten Eilwagen fahrenden Vorfahren wohl jene Länder beneiden konnten; legt doch ein Kamel täglich 20 bis 25 nautische Meilen zurück, ein Dromedar in leichtem Paß-

gang 40 bis 50. Die Reise in die Bergregion nördlich von Habesch beginnt, eine bis dahin noch wenig durchforschte Gegend.

Die Strandebene des Rothen Meeres abwärts geht der Zug, das Meer jedoch bald aus Sicht verlierend, hinunter bis zu dem Delta des Barkahstromes, der einzigen größeren Flußmündung an der Westküste des Rothen Meeres. Dort an der Niederung des Ausflusses bildet Tokar eine jetzt beinahe ganz verlassene Station, die auf der Dammerde wuchernde einheimische Pflanzendecke dieser Ebenen wird von Viehheerden benutzt. Von da die Küste südwärts herunter nach Aqiq, von welchem Ort eine höchst interessante Schilderung entworfen wird.

Und nun in das Gebirge. Von dem Lande und Volke der Habab wird eine fesselnde Schilderung entworfen. Ein Hirtenvolk vornehmlich, Bekenner des Islam, in eine herrschende Classe und die zu ihr in Dienstverhältniß stehenden Eingeborenen gegliedert; eigentlichen Privatbesitz giebt es nicht: kurz ein Stamm, der offenbar für vergleichende Rechtswissenschaft außerordentlich interessant ist. Mannigfaltige Jagdabenteuer, Stämme verschiedener Art, alte Monumente. Ein Unstern beraubt Heuglin der Pulver- und Schrotvorräthe, um weiter vorzudringen und umfassendere wissenschaftliche Resultate zu gewinnen, die Provinz Masaua und der Charakter der Abyssinier, und nunmehr geht es rückwärts der Heimath entgegen.

Der Reisebeschreibung folgen dann werthvolle Mittheilungen verschiedener Art über das bereiste Gebiet; Rathschläge und Bemerkungen für Jäger, welche zu einem Jagdausflug dorthin Lust und Geld haben; geographische Notizen, welche durch Angabe der Distanzen dem Geographen und Kartographen sehr erhebliche Dienste leisten; Anleitung zur Schreibung der arabischen und äthiopischen Eigennamen und der sonstigen Fremdwörter zur Bezeichnung dieser Gegenden und Stämme; endlich, den ganzen zweiten Band füllend, eine vollständige Zoologie dieses Theiles von Afrika. Gerade die gegenwärtige, durch Darwin bestimmte Bewegung der Zoologie bedarf dringend einer genauen Feststellung der Vertheilung der Thierwelt über die Erde, und somit bilden Arbeiten solcher Art eine werthvolle Bereicherung der Wissenschaft.

Wir knüpfen an dieses Buch Bilder aus dem Leben der Thiere an, welche uns soeben zugehen und neben dem umfassenderen systematischen Werke von Brehm gewiß in der Gunst des Publicums ihre Stelle sich erwerben werden, da der weit geringere Umfang und Preis (sie bilden einen mäßigen Band mit Illustrationen) dieselben einem weit größeren Leserkreis zugänglich machen. „Illustrirte Thierbilder." Schilderungen und Studien nach dem Leben von Friedrich Lichterfeld. Bevorwortet von Dr. Bodinus, Director des zoologischen Gartens in Berlin. Mit dreißig Illustrationen nach Originalzeichnungen. Braunschweig, George Westermann, 1877.

Es sind zwanglos auf einander folgende Schilderungen der wichtigsten und am meisten interessanten Thiertypen. Der Verfasser hat es verstanden, eine lebendige Anschauung der verschiedenen Thierclassen auf dem Hintergrunde ihrer geographischen Bedingungen zu entwerfen. Diese Bilder erhalten ein besonderes Leben durch Durchführung der Beziehungen der wichtigsten thierischen Typen auf ihre Lebensbedingungen, Darlegung ihrer Geschichte, Schilderung ihrer psychischen Eigenart. In Beziehung auf die anthropomorphen Affen, den Gorilla, Schimpanse und Orangutang, hält der Verfasser sich den Blick frei gegenüber allzu sicheren und gewagten Behauptungen über die Grade ihres Verwandtschaftsverhältnisses mit dem Menschen; wir haben mit großem Vergnügen die Schilderungen der großen psychischen Gegensätze zwischen dem gewaltigen Gorilla gelesen, der, wohin das Feuergewehr noch nicht gedrungen, von keinem anderen Geschöpfe angegriffen, als einer der Herrscher der Thierwelt, selber doch von Pflanzennahrung lebend, durch die Wälder in seiner seltsamen Gangart sich bewegt — selbst vom Löwen heißt es, daß er ihm ausweiche — und dem leicht zähmbaren anhänglichen Schimpanse, der in Bezug auf sociale Instincte dem Menschengeschlecht so viel verwandter erscheint. Die Ameisen der Tropengegenden und neben ihnen ihre Feinde sind ein alter Gegenstand allgemeinen Interesses, und aus den Nachrichten über dieselben wird

hier mit vielem Tact das Zuverlässige und zu anschaulichem Bilde Nothwendige vorgelegt. Ueber dreißig Thierbilder sind solchergestalt in dem Buche gegeben.

* * *

Unsere Kenntniß des Mittelalters hat eine schöne Bereicherung erhalten durch einen neuen Band der Jahrbücher deutscher Geschichte, die Bearbeitung des Lebens von Otto dem Großen durch Röpke, nach dessen Tode ergänzt von Dümmler. (Leipzig, Duncker & Humblot.) Diese Jahrbücher bilden die Grundlage einer künftigen deutschen Geschichte, deren Bedürfniß von Jahr zu Jahr stärker empfunden wird. Besitzen wir doch immer noch kein Werk, welches die Geschichte unserer Nation, ihre politischen Entwicklungen und ihre Cultur zu einem Gesammtgemälde vereinigte, und erst jetzt ist ein Plan gemacht, vermöge dessen wir von verschiedenen Händen nach einer Reihe von Jahren eine solche Darstellung erwarten dürfen. Es ist ebenso weiter bekannt, wie gerade Dümmler's Arbeit an diesen Jahrbüchern als die am meisten musterhafte zur Anerkennung gelangt ist.

Das vorliegende Werk umfaßt den wichtigen Zeitraum von 936 bis 973. Otto der Große ist 62 Jahre alt geworden und hat 37 Jahre regiert. Eine der schönsten Gestalten unserer deutschen Geschichte. Ein Mann von mächtigem Wuchs und königlichem Wesen; er liebte die Jagd, bedurfte wenig Schlaf; so gütig war sein Wesen, daß er schwer etwas abzuschlagen und selbst an die Schuld überführter Verbrecher schwer zu glauben vermochte. Seine Gerechtigkeit war sprüchwörtlich wie die Karl's des Großen. Am liebsten weilte er in den Städten seiner sächsischen Heimath. Wenn man neuerdings ihm seine römische Politik vorwerfen zu können glaubte, so beseitigt das vorliegende Werk diese unhistorische Betrachtungsweise, indem es in das Detail der damaligen Politik mit bewunderungswürdigem Verständniß eindringt. Hierdurch hat es sich ein außerordentliches Verdienst um unser Verständniß des großen Ganges der deutschen Politik überhaupt erworben.

„Tell und Geßler in Sage und Geschichte.“ Nach urkundlichen Quellen von E. L. Rochholz. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger, 1877.

Die Sage vom Tell ist seit lange ein Gegenstand lebhafter Debatten, und der schweizerische Patriotismus hat sich nur schwer entschlossen, diese glänzende Seite aus dem Buch der Schweizergeschichte zu streichen.

Sie setzt sich zusammen aus den beiden Elementen, welche an den Namen von Tell und Geßler geknüpft sind. Diese Verknüpfung löst das vorliegende Buch auf.

Es besteht demnach aus zwei ganz verschiedenartigen Theilen, die nur durch die gemeinsame Absicht einer Analyse und Auflösung der Tellsage verknüpft sind.

Der erste Theil erklärt Tell mit den Hülfsmitteln der vergleichenden Mythologie. Mit Erstaunen entdecken wir in dem Helden Schiller's einen Sonnengott und in seiner That die Erlösung der Natur von ihrem Tyrannen, in seinem Pfeil die Strahlen der Sonne.

Der andere Theil ist geschichtlicher Natur und zeigt an der Hand von tausend Urkunden aus der Familiengeschichte der schweizerischen Geßler, daß kein Actenstück die Erzählung bestätigt, welche einen Geßler zum Opfer Tell's macht. Ein vierzigjähriges Studium der Handschriften hat dies nunmehr unumstößliche Ergebniß gewonnen.

Drei Sammlungen geschichtlicher Aufsätze führen uns der neueren Geschichte entgegen. In der Bibliothek für Wissenschaft und Literatur ist nunmehr als vierter Band erschienen: „Drei Bücher Geschichte und Politik.“ Von Ottokar Lorenz. Berlin, Verlag von Theobald Grieben, 1876.

Es sind Aufsätze sehr verschiedener Art, welche in dem vorliegenden Bande verknüpft sind, die einen darstellend und für einen weiten Leserkreis berechnet, die anderen kritisch und untersuchend. Vom 12. Jahrhundert bis in die Gegenwart, vom Kaiser Friedrich II. bis auf Lord Palmerston führt uns der wechselnde Gang seiner Studien. Ueberall aber begegnet man demselben Vermögen, die Dinge ganz von Neuem anzusehen, als ob sie nie vorher dargestellt wären, welche eine so auszeichnende Eigenschaft des Wiener Historikers in all seinen Arbeiten ist. Mit besonderem Interesse wird man heute die

Studien verfolgen, welche das Verhältniß von Kirche und Staat im Mittelalter zu ihrem Gegenstande haben.

„Alterthum und Gegenwart.“ Gesammelte Reden und Vorträge von Ernst Curtius. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), 1875.

Die Aufsätze dieses Bandes sind zum Theil schon in weiteren Kreisen bekannt, da sie als Festreden schon in verschiedenen Zeiten ihr Publicum gefunden haben. Die meisten derselben betreffen einzelne Seiten des Alterthums. Die Unfreiheit der alten Welt, die Kunst der Griechen, der historische Sinn derselben, die Freundschaft im Alterthum, die Idee der Unsterblichkeit bei den Alten: überall tritt der eigenthümliche Vorzug von Curtius ans Licht, daß er die Zustände der Gesellschaft, die Denkmäler der bildenden Kunst und die Schriften der Alten gleichmäßig umfaßt, ähnlich wie dies einst ein Welcker gethan hat. Als von besonderem Werthe erschien uns der Aufsatz, welcher die Bedeutung der Freundschaft im Alterthum entwickelt; es wird schön bemerkt, daß sie das unserem Wesen Verwandteste im Alterthum sei, daß sie in ihm das vertrete, was in der neueren Welt die Romantik ist. Ein schönes Thema bietet der historische Sinn der Griechen; freilich hinterlassen die wenigen Blätter, in welchen es behandelt wird, im Leser eine Unbefriedigung, da ein so bedeutender Stoff andere Dimensionen der Behandlung erfordert.

Ein anderer Theil dieser Aufsätze behandelt Gegenstände allgemeiner Natur. Einige derselben haben zur Zeit ihres ersten Auftretens nicht verfehlt, Aufsehen zu machen. So die beiden über die Bestimmung von Kunstsammlungen und über die öffentliche Pflege von Wissenschaft und Kunst. Am bedeutendsten erschien uns der Aufsatz über Philosophie und Geschichte.

„Abhandlungen“ von J. G. Droysen. Zur neueren Geschichte. Leipzig, Verlag von Veit & Comp., 1876.

Es sind auch hier wieder meist Archivstudien, welche dem unermüdlichen Durchforscher des Berliner Staatsarchivs das Material zu einer Reihe von Aufsätzen dargeboten haben. Eine ganz freie Erörterung freilich enthält der älteste dieser Aufsätze aus dem Jahre 1849: „Preußen und das System der Großmächte“, in welchem seinerzeit tapfer für die Aufgabe Preußens, an Deutschlands Spitze zu treten, gefochten wurde. Ein paar Jahre darauf ist der Aufsatz „Zur Geschichte der deutschen Partei in Deutschland“ geschrieben worden, in welchem insbesondere die Rolle von Interesse ist, welche der Herzog von Weimar seinerzeit in der nationalen Politik gespielt hat.

„Sollte,“ schreibt er einmal an Görtz, „auch der Hof, dem Sie jetzt dienen, dadurch ein wenig das Ansehen der Oberdirection verlieren, so werden Sie doch Alles anwenden, um Deutschland diesen Dienst zu leisten. So innig ich persönlich dem preußischen Hause und dessen Gliedern ergeben bin, so muß ich doch vermöge meines Standes noch mehr dem allgemeinen Vaterlande und dem Staate, dessen Mitglied ich bin, anhänglich sein, und Sie werden hoffentlich diese Gesinnungen nicht mißbilligen, da Sie so viel beigetragen haben, mir Patriotismus einzuflößen.“

Von besonderer Bedeutung sind aber zwei Aufsätze, der eine „Zur Kritik Pufendorf's“, eine grundlegende Arbeit von weitreichenden Ergebnissen, der andere „Zur Geschichte der preußischen Politik in den Jahren 1830 bis 1832“.

„Literarisch-politische Aufsätze.“ Nebst einem Vorwort über die Verdienste des Fürsten Bismarck und einem Nachwort über deutsche Politik von Constantin Frantz. München, Druck und Verlag des liter. Instituts von Dr. M. Huttler, 1876.

Constantin Frantz steht mit der deutschen Presse auf schlechtem Fuß, und doch ist er einer unserer originellsten und kenntnißreichsten Publicisten. Aber seine Wege liegen weit ab von denen des heutigen Tages, und dann hat er ein so respectables System des Schimpfens auf seine Gegner ausgebildet, daß ihn um manches Kraftwort selbst Schopenhauer beneiden könnte. Auch der vorliegende Band enthält eben so viel Beweise von ganz selbständigem und geistvollem Denken als solche von Bizarrerie und urwüchsiger Grobheit. Ueberall gewahren wir den selbständigen Geist des Verfassers der Naturlehre des Staates, einen Geist, den

wir weit über den vieler Dutzendschriftsteller stellen, welche sich heute am Beifall des Tages und der Massen sonnen und etwas errungen haben, das in der heutigen Journalistensprache als Ruhm bezeichnet wird.

Constantin Frantz hat daher ganz Recht, und wir haben es mit innigem Vergnügen gelesen, wenn er Herrn Prof. Bluntschli und dessen „Geschichte des allgemeinen Staatsrechts" und der Politik einmal gründlich abthut, und wir hätten ihm mit noch manchem Beispiel der erstaunlichen Unwissenheit dieser heutigen Berühmtheit unter die Arme greifen können.

Aber eine Veränderung gewahren wir, wenn wir den jungen Constantin Frantz mit dem gegenwärtigen vergleichen, und diese Veränderung bedrückt uns. Verzweifelnd an der Heilung unseres Staates, sucht er nunmehr in der christlichen Offenbarung ein Mittel derselben; entrüstet über den Kampf des Staates gegen die Kirche, lenkt er in die alten Bahnen des christlichen Staates zurück. Möge sein edler und kräftiger Geist nicht diesen Weg in das Bodenlose verfolgen, welchen vor ihm die Adam Müller, Schlegel und Schelling gegangen sind.

Literarisches.

Studien zu Schiller's Dramen. Von Wilhelm Fielitz. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Der Verfasser verfolgt eine sehr richtige Methode, die Einheit dramatischer Kunstwerke zu erfassen. Er geht dabei nämlich historisch von den Aeußerungen des betreffenden Dichters selber über die Art dieser Einheit aus. Für Schiller nimmt er zwei Aeußerungen über die Malteser: „Es wird mit diesem Stoff recht gut gehen; das punctum saliens ist gefunden, das Ganze ordnet sich gut zu einer einfachen großen und rührenden Handlung." Und anderthalb Jahre später schreibt er: „Unter den Stoffen, die ich vorräthig habe, sind einige, die sich gut dazu (zur strengsten griechischen Form) bequemen. Den einen davon kennst du, die Malteser; aber noch fehlt mir das punctum saliens zu diesem Stück, alles Andere ist gefunden. Es fehlt an derjenigen dramatischen That, auf welche die Handlung zueilt und durch sie gelöst wird; die übrigen Mittel, der Geist des Ganzen, die Beschäftigung des Chors, der Grund, auf welchem die Handlung vorgeht, Alles ist reiflich ausgedacht und beisammen."

Diese Stellen zeigen das Verhältniß, welches die dramatische That des Dichters zu dem Material einnimmt, zu welchem er schafft. Demgemäß bestimmt Fielitz die Aufgabe der Auslegung im Gegensatz zu der üblichen Entwicklung einer philosophischen Idee des Dramas folgendermaßen:

„Dieser Plan, alle Fäden der Handlung so zu leiten, daß sie zu einer bestimmten, vom Dichter beabsichtigten That zusammenführen, ist er nicht auch eine Idee, die das Ganze beherrscht, und zwar viel zwingender und unmittelbarer als jene philosophische? Zum Unterschied von dieser nenne ich die zweite die praktisch-dramatische Idee, und die Frage nach dieser Idee wird also lauten müssen: ‚Auf welche That oder auf welches Ereigniß will der Dichter die Handlung seines Dramas hinführen?' Gelingt es, diesen Punkt in aller Schärfe auszusprechen, so wird es, hoffe ich, auch gelingen, von diesem rein praktischen Gesichtspunkt aus den praktischen, mag man meinetwegen sagen den handwerksmäßigen Bau des Ganzen zu durchschauen und von Neuem zu produciren, mit einem Wort, dem Dichter sein Werk nachzudenken. Nicht aus den Himmelsräumen historischer, moralischer und philosophischer Ideen also will ich herabholen, was ich als die Grundlagen Schiller'scher Kunstwerke hinzustellen gedenke, sondern aus des Künstlers Werkstatt, aus den technischen Spuren an seinen Kunstwerken selbst hoffe ich die praktischen Gesichtspunkte bestimmen zu können, unter denen er seine Werke betrachtet haben wollte, die Standpunkte, von denen aus gesehen hier die auffallend tiefe Aushöhlung, dort die unnatürlich geschwungene Linie als Schönheiten wirken und des Künstlers technischen Kunstverstand erweisen. Und vielleicht auch, daß von dieser praktischen Idee zu der höheren philosophischen ein weniger gewagter und sicherer Aufgang ist."

Vermöge dieser richtigen Methode werden in dem vorliegenden Hefte die drei am meisten hervorragenden und vollendeten Tragödien Schiller's: Wallenstein, Maria Stuart und die Jungfrau von Orleans, einer anziehenden Untersuchung unterworfen.

Das häusliche Leben in Frankreich. Aus dem Englischen von Scheube. Berlin, Verlag von F. Berggold.

Seitdem Hillebrand's schöne Arbeit über Frankreich erschien, hat die Ansicht der Deut-

schen über dieses Land eine erhebliche Aenderung erlitten. Nirgends ist der Unterschied wichtiger zwischen den moralischen Grundsätzen, welche innerhalb des öffentlichen Lebens gelten, und denen, welche auf das private Leben angewandt werden. Der Franzose ist weit weniger von politischem Pflichtgefühl erfüllt als der Deutsche, er ist durch langen Absolutismus gewöhnt, den Staat als eine Domäne des Egoismus, des Wettkampfes um Ausnutzung zu betrachten. Aber eben so lange haben solide Handelsverhältnisse ihn gelehrt, daß Solidität der sicherste Weg des Erwerbes ist. Eben so lange hat er sich ein Familienleben und eine Geselligkeit aus seinen Bedürfnissen herausgebildet, welche nur der Unkundige schmäht, weil sie uns fern stehen.

Man versetze sich doch vor Allem in den Mittelpunkt der Sache; die Franzosen haben eine andere Ansicht des Lebens als wir. Scheube sagt in dieser Beziehung vortrefflich:

„Die Franzosen hegen sicher die feste Ueberzeugung, daß sie ein glückliches Volk sind. Und das sind sie auch, wenn Heiterkeit, Anmuth und gegenseitiger guter Wille als genügender Beweis dafür angeführt werden können. Keine Nation lacht mehr, weder Irländer noch Neger übertreffen sie darin, und ihr Lachen ist ein ehrliches, gutes Lachen, das seinen Grund hat, nicht bloßes sinnloses Kichern. Glück und Lachen sind aber nicht gleichbedeutend, das letztere ist nicht nothwendig ein Anzeichen von dem Vorhandensein des ersteren. Lacht doch der Traurigste von uns mitunter, während der innerlich vollkommen Zufriedene seinem Wesen nach zur Ernsthaftigkeit neigen mag. Auf dieses eine äußere Zeichen hin können daher die Franzosen weder praktisch noch logisch den Anspruch gründen, für ein wahrhaft glückliches Volk zu gelten. Ist der Anspruch berechtigt, so muß das Fundament, auf dem er ruht, anderswo zu suchen sein, auf tieferen, minder oberflächlichen und augenscheinlichen Bedingungen. In der Beschaffenheit ihres ehelichen Lebens besonders mu; der Beweis liegen, wenn der gepriesene Zustand in Wirklichkeit waltet. Hat die Verheirathung in der Regel günstige Folgen, versichern die also verbundenen Männer und Frauen im Allgemeinen, daß sie mit dem Gewinn ihrer Vereinigung zufrieden sind, bestätigen die Beobachter ringsum diese Erklärung und sagen aus, daß ihre verheiratheten Freunde, soweit sie es beurtheilen können, sich in ihrem Hausstande wohl fühlen und nicht sehnsüchtig die Vergangenheit zurückwünschen — alsdann können wir, ohne uns zu übereilen, anerkennen, daß die Franzosen wirklich ein glückliches Volk sind, und daß das Verheirathungssystem, auf dem ihr häusliches Leben basirt, aus dem einfachen Grunde, weil es sie zu Freude und Zufriedenheit führt, sich als ein für ihren Charakter und ihre Bedürfnisse geeignetes bewährt hat. Und es muß, Ausnahmen und Einschränkungen kommen natürlich nicht in Betracht, von vornherein zugegeben werden, daß dies Resultat im Durchschnitt von den Franzosen erreicht wird, daß sie in ihrem Heimwesen wirklich eine zufriedene Nation sind und daß ihre Ehen im Großen und Ganzen beneidenswerthe Ergebnisse vor Augen führen. Ehe wir weiter gehen, müssen wir indeß festzustellen suchen, wie das eheliche Glück in Frankreich zuweilen verstanden und verfolgt wird. Es ist nicht immer ganz dasselbe. In den gebildeten Ständen begreift es nicht selten eine unaufhörliche Anwendung von Verstand und Geschicklichkeit in sich, wie wir dergleichen bei uns kaum kennen."

Das vorliegende Buch zeigt ein sehr schönes Talent der Beobachtung von Leben und Menschen, und wir können es unseren Lesern zur Orientirung über Frankreich nur empfehlen.

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers. 3 Bände. Stuttgart und Leipzig, Hallberger.

Der ungemein günstige Erfolg, den der erste Roman desselben Verfassers: „Eine ägyptische Königstochter" gefunden hat, läßt voraussetzen, daß auch dieses neueste Werk, in welchem sich wiederum eine Fülle archäologischer Kenntnisse verwerthet findet, lebhaftes Interesse erwecken wird, obschon der eigentliche Roman weniger fesselnd wirkt, wie bei jener ersten Arbeit. Vielleicht ist es überhaupt gewagt, in solchen Fällen mehr als einmal die Form des Romans zu wählen, wenigstens hätte der Verfasser gewiß gut daran gethan, das Verhältniß des ägyptischen Culturlebens zu dem anderer Nationen der alten Geschichte diesmal mehr ins Auge zu fassen. Außer den Kunstdenkmälern und Papyrusrollen hätte er z. B. etwas mehr die Bibel berücksichtigen können, in welcher das begabteste Culturvolk der alten Zeit Jahrtausende lang über das entsetzliche Loos der Knechtschaft seufzt und nach dem Messias jammert. Dieser kam und brach die Fesseln der Sclaverei, aber weil er die ganze Menschheit und nicht nur die Juden von dem Fluche erlöste, der als Furcht vor der Sclaverei auf allen Völkern der alten Welt lastete, glaubten sie nicht an ihn. Georg Ebers hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß das Leben der alten Aegypter nicht so verschieden von dem unserigen sei, wie man zuweilen angenommen hat, aber die Romanschriftsteller, wenn sie Stoffe aus der alten Welt behandeln, legen doch häufig nicht genug Gewicht auf zwei Umstände, die den socialen Einrichtungen jener Völker und

ihrer Denkart den besonderen Stempel aufdrückten: die bodenlose nationale Selbstüberhebung, welche jedes fremde und namentlich jedes besiegte Volk aller Menschenrechte beraubte, und zweitens die völlige Unklarheit über die Beschaffenheit der Erde, wodurch dem absurdesten Aberglauben Vorschub geleistet wurde. Aus diesen Umständen resultirten die für uns ganz unfaßbaren Gegensätze zwischen einzelnen Aeußerungen hoher Weisheit und feinen Kunstgeschmacks dicht neben furchtbarer Gefühlsrohheit, crassem Aberglauben und äußerstem Egoismus. Sämmtliche Figuren der Romane von Georg Ebers mögen die richtigen Gewänder des alten Aegypten tragen, sie mögen wohnen, essen, arbeiten, wie es damals Sitte war, aber ihre Empfindungen und Gedanken, ihr Wollen und Handeln gehören durchaus unserer Zeit an, und doch wäre es gerade interessant, zu sehen, wie eine ägyptische Prinzessin, ein Priester, ein Sclave unter den gegebenen Verhältnissen etwa gehandelt und gedacht haben könnten. Auch die ehrwürdigsten Quellen müssen mit Kritik benutzt werden. Wenn z. B. der Grieche Plutarch sich über den Thierdienst der Aegypter lustig macht, und um die Lächerlichkeit desselben seinen eigenen Landsleuten recht eindringlich zu zeigen, diesen erzählt, daß es in Aegypten zwei Städte gebe, von denen die eine den Hund, die andere den Fisch als Gottheit verehre und daß die Bewohner mit einander in Krieg gerathen seien, weil die Hundeverehrer zu Kynopolis Fische gebraten und die Fischverehrer Hunde geschlachtet hätten, so ist dies doch offenbar nur eine antike Tendenzgeschichte oder ein etymologisches Märchen.

Sturmfluth. Roman von Friedrich Spielhagen. 3 Bände. Leipzig. L. Staackmann.

Die schwierigste Aufgabe, welche ein Dichter sich stellen kann, hat Spielhagen in dem vorliegenden Roman zu bewältigen unternommen. Er hat die bewegenden Factoren im Leben der unmittelbarsten Gegenwart zu einem poetischen Abschluß zu bringen versucht und muß daher darauf gefaßt sein, daß sein Publicum nicht nur durch den Roman als solchen, sondern auch den darin behandelten Stoff und die auftretenden Personen zu seinem Urtheile bestimmt wird und zwar in dem Sinne, daß eben der Stoff und die Personen bereits vorher auf das Urtheil über den Roman Einfluß üben. Die Handlung beginnt nach dem siegreichen Feldzuge gegen Frankreich, als Lasker das Gründerthum angriff, und reicht somit bis in die unmittelbare Gegenwart hinein. In der Hälfte des zweiten Bandes stehen sich die Häupter von zwei Familien gegenüber: der General v. Werben und der Fabrikant Schmidt. In dem Gespräche, welches diese beiden Männer führen, culminirt der geistige Gehalt des ganzen Werkes, und wenn der schroffe Gegensatz, in welchem sich hier Adel und Bürgerthum gegenüberstehen, auch durch mannigfaltige herbe Schicksale, die eben den Inhalt des Romans bilden, gemildert werden, so bleibt doch immer das Gefühl zurück, daß im großen Ganzen der Zwiespalt fortlebt. Es ist vielfach störend empfunden worden, daß lebende Personen bald mehr, bald weniger kennbar in dem Roman figuriren, aber das ist ein Vorwurf, den Spielhagen mit den größten Romanschriftstellern, namentlich mit denjenigen, welche Zustände ihrer Gegenwart schildern, gemeinsam zu tragen hat. In gleicher Weise muß er es sich gefallen lassen, daß die erfundenen Figuren von denjenigen, die nach der Wirklichkeit gezeichnet sind, etwas stark abstechen, wodurch der Realismus der ganzen Erzählung hier und da einen Riß bekommt. Im Ganzen ist die Geschichte spannend bis zum Schlusse, wo die Parallele zwischen dem zur Sturmfluth aufgepeitschten Elemente und den gewaltigen Aufregungen unter den handelnden Personen einen sehr bedeutenden Eindruck hinterläßt.

Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur und Handelsgeographie von Dr. Friedrich Ratzel, Docent an der polytechnischen Schule zu München. Breslau, 1876.

Die Chinesenfrage bewegt bekanntlich gegenwärtig Amerika auf das Lebhafteste. Auch sind es amerikanische Erfahrungen, welche den Verfasser zu seinem Werke veranlaßt haben.

„In Amerika," erzählt der Verfasser, „hatte ich häufig Gelegenheit, Beobachtungen über die Stellung, den Charakter und das Leben und Treiben der Chinesen anzustellen. In einem besonders bedeutsamen Contraste trat mir dieses merkwürdige Volk entgegen, als ich aus den früheren Sclavenstaaten nach Californien und später aus Mexico nach Cuba kam. Wenn man dort die verlotterte Neger- und Indianerwirthschaft gesehen hat, welche so große und reiche Gebiete von Amerika aus einem traurigen Zustande von Halbbarbarei nicht herauskommen läßt, wird man geneigt, der chinesischen Einwanderung nach Amerika eine große Zukunft zu verheißen. Die Chinesenfrage wird daselbst ohne Weiteres als eine hochwichtige verstanden. Besitzen doch die Chinesen in ihrem praktischen Verstande und ihren wirthschaftlichen Tugenden gerade diejenigen Gaben, deren Mangel die Zustände der Neger-, Indianer-

Digitized by Google

und Mischlingsbevölkerungen in Amerika so hoffnungslos macht. In keiner Beschäftigung, sei sie hoher oder niederer Art, kann man sie beobachten, ohne sich gezwungen zu sehen, ihre große Ueberlegenheit in der Arbeit, dieser ersten Grundlage aller Cultur, anzuerkennen. Daß sie neben den Japanern das einzige große Volk sind, welches die Culturarbeit der Europäer wirksam unterstützen und auf manchen Gebieten mit derselben wetteifern kann, bezweifelt Niemand, der sie neben anderen Racen hat arbeiten sehen. Die ungeheure Volkszahl hilft diese Gaben in ein Licht setzen, das grell genug ist, um erregbaren Naturen bereits den ‚gelben Schrecken' einer unwiderstehlichen mongolischen Ueberfluthung vorzuspiegeln."

Ueber die Vertheilung der Chinesen über Nordamerika macht der Verfasser die Mittheilungen, nach welchen die Zahl von 150000 als übertrieben erscheint; ihre Hauptmasse gehört Californien an. Ueber die Stellung, welche sie in dem wirthschaftlichen System der Vereinigten Staaten einnehmen, macht er folgende Mittheilung:

„Die Stellung, welche die Chinesen im fernen Westen Nordamerika's einnehmen, läßt sich kurz dahin bezeichnen, daß ihnen diejenigen Functionen des wirthschaftlichen Organismus übertragen sind, welche am wenigsten Selbständigkeit verlangen, aber auch am wenigsten raschen Erfolg verheißen und deshalb die größte Geduld und Genügsamkeit voraussetzen. In einer Art von instinctiver Erkenntniß ihrer Fähigkeiten ziehen sie selbst die Arbeiten, welche Fleiß und Ausdauer erfordern, allen anderen und besonders denjenigen vor, bei denen große momentane Anstrengungen nöthig sind. Als Dienstboten, Erdarbeiter, Köche, Wäscher, Bügler, Cigarrenmacher, Schuhflicker und in ähnlichen mechanischen Arbeiten niederer Art ersetzen sie den Europäer und Amerikaner nicht nur, sondern übertreffen ihn selbst. Es sind gerade die Functionen, für welche sich in einem so dünn bevölkerten, weiten und reichen Lande und in einer so jungen Gesellschaft die geringste Neigung zu zeigen pflegt."

Kritische Kunststudien. Von Heinr. Mosler. Münster, Adolf Russel's Verlag. 1875.

Ein Künstler schreibt hier über einige der wichtigsten Probleme der Aesthetik in einem Sinne, welcher in seinen Kreisen ungewöhnlich ist, und den wir mit Freude begrüßen. Ausübende Künstler schienen sich ganz entwöhnt zu haben, über die Grundfragen ihrer Kunst ein selbständiges Urtheil sich zu bilden. Ja, es erscheint als guter Ton in diesen Kreisen, die Naivetät des Künstlers, welche vom Denken möglichst unberührt und unangekränkelt sich erhalte, zu preisen. Mosler bemerkt hiergegen mit Recht, daß es schließlich doch unmöglich ist, sich ganz von Vorstellung und Gedanken über das frei zu erhalten, was der Gegenstand tagtäglicher, angestrengter, geistiger Arbeit ist. So wird der Künstler mit Gewalt auf ästhetische Fragen hingeworfen — und er hat nun die Wahl, sich diese Fragen gründlicher oder ungründlicher zu beantworten. In dieser Arbeit ihn zu unterstützen, unternehmen die vorliegenden kritischen Kunststudien. Ueberall tritt höchst vortheilhaft in ihnen der praktische Blick des ausübenden Malers hervor. Möchten wir die kleine Schrift als ein Zeichen ansehen dürfen, daß die Kreise der Maler sich hier und da weniger ablehnend gegen das Nachdenken über ihre Kunst und strenge Kenntniß ihrer Hülfsmittel verhalten.

Ende des einundvierzigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten. — Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Digitized by Google

JAN 8 - 1942

Digitized by Google

Digitized by Google